This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

AP30
W7
v.4
no.40-52
Oct.-Dec. 1902

Digitized by Google

DIE WOCHE.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES Stacks AUG 1 1979

Nummer 40. Berlin, den 4. Oktober 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 40.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1839
Aus dem neuen Südafrika. Von H. von Kupffer. I. Erste Eindrücke	1839
Emile Zola. Von Richard M. Meyer	1841
Umschau	1843
Frauenchronik	1843
Spiel und Sport	1844
Die Toten der Woche	1844
Die Börsenwoche	1844
Unsere Bilder	1845
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1847
Gwendolin. Roman von August Niemann. (Fortsetzung)	1855
Schwermut. Gedicht von J. Virginie Scheuermann	1857
Tornados, Wind- und Wasserhosen. Naturwissenschaftliche Studie von C. Lund	1859
Meine berühmte Geschichte. Plauderei von Ute Muellenbach	1861
O dolce Napoli! Plauderei von E. Dely. (Mit 10 Abbildungen)	1862
Die Feuersicherheit in den Berliner Theatern. Von Fritz Leybold, königl. Brandmeister. (Mit 9 Abbildungen)	1866
Cyrill Wallenta. Erzählung von L. J. David	1870
Auf Deutschlands Edelsitzen. I. Schloß Koppitz in Oberschlesien. Von Chlodwig Graf zu Sayn-Wittgenstein. (Mit 6 Abbildungen)	1874
Roß und Schnauferl. Momentbilder von der Landstraße	1877
Der Fisch auf der Tafel. Plauderei aus der Wiener Fischereiausstellung von Bettina Wirth	1879
Bilder aus aller Welt	1880

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr., Ecke Karlstr. 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Johannisplatz 1; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstr. 38; **Essen a. Rh.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16, **Halle a. S.**, Mittelstr. 9, Ecke Schulstr.; **Hamburg**, Neuerwall 60, **Hannover**, Georgstr. 59; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12, **Kiel**, Holtenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohestraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfsche Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstraße 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstraße 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstraße 30; **Stettin**, Breitestraße 45; **Stuttgart**, Königstraße 11; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.

Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Die sieben Tage der Woche.

25. September.

Venezuela bittet die Vereinigten Staaten um Entschuldigung wegen Mißbrauchs der Unionsflagge durch das venezolanische Kriegsschiff „Restaurador“.

Der internationale Kongreß für Seerecht wird in Hamburg eröffnet.

Der Deutsche Schulschiffverein hält unter dem Vorsitz des Großherzogs von Oldenburg seine Jahresversammlung in Düsseldorf ab.

26. September.

Der russische Finanzminister Witte hat von Petersburg aus eine Reise nach der Mandschurei angetreten.

Im Auftrag seiner Regierung hat General Salazar gegen die Landung amerikanischer Truppen in Panama Einspruch erhoben.

Major Leroy Laburdie, der sich gleich dem Oberstleutnant St. Rémy geweigert hatte, bei der Schließung von Ordensschulen mitzuwirken, wird vom Kriegsgericht in Nantes zur Absetzung verurteilt.

Gegen Beamte der früheren Transvaalregierung wird von englischer Seite der Vorwurf der Unterschlagung von Mündelgeldern im Betrage von vier Millionen Mark erhoben.

In Leipzig beginnen die Beratungen des dritten Deutschen Handwerks- und Gewerbekammertags.

Ein Wirbelsturm richtet auf Sizilien furchtbaren Schaden an; in der Ortschaft Modica kommen 400 Personen ums Leben.

27. September.

In Hamburg tritt der Parteitag der freisinnigen Volkspartei zusammen.

Am Schipkapaß beginnen die bulgarisch-russischen Gedächtnisfeierlichkeiten.

Durch ein Erdbeben in Kaschgar in Zentralasien werden gegen 2000 Personen getötet.

Staatsminister Engelhardt in Gera ist in den Ruhestand getreten; zu seinem Nachfolger wurde der Geh. Staatsrat Hinüber ernannt.

28. September.

Der Kaiser hat während seines Aufenthalts in Hubertusstock neue Kriegsartikel erlassen.

Präsident Roosevelt wird in Washington zum zweitenmal an dem verletzten Bein operiert.

29. September.

Emile Zola wird in seiner Wohnung in Paris tot aufgefunden; er ist infolge der Entwicklung schädlicher Gase in seinem Schlafzimmer erstickt.

30. September.

Der Direktor des französischen Kabels in Carupano und seine Angestellten, sowie der französische Konsularagent daselbst sind von der venezolanischen Regierung verhaftet worden.

1. Oktober.

In der Zolltarifkommission des Reichstags wird die Kartellfrage erörtert. Graf Posadowsky teilt mit, eine Umfrage habe ergeben, daß in Deutschland mehr als 400 Kartelle bestehen. Die Regierung beabsichtige daher, kontradiktorische Ermittlungen über ihre Wirkungen unter Hinzuziehung von Vertretern der Kartelle und von Konsumenten anzustellen.

Aus dem neuen Südafrika.

Reisebilder von Hugo von Kupffer.

Wie bereits vor einigen Wochen von uns mitgeteilt wurde, hat sich der Chefredakteur des „Berliner Lokal-Anzeigers“, Herr Hugo von Kupffer, nach dem ehemaligen Kriegsschauplatz von Südafrika begeben, um in einer Reihe von objektiv gehaltenen Reisebriefen über die Neugestaltung von Südafrika, insbesondere auch über die Lage des Deutschtums in jenen Gegenden und über die sozialen und politischen Zustände zu berichten. Herr von Kupffer sendet uns soeben aus Kapstadt den nachfolgenden ersten Brief. Die Redaktion.

I. Erste Eindrücke.

Bescheidenheit mag nicht immer klug sein. Aber wenn sie ein Produkt der Wahrheitsliebe ist, dann hat sie doch auch einen sehr praktischen Zweck. Sie läßt keine Illusionen aufkommen und zeigt die Dinge, wie sie sind. Darum vor allen Dingen warne ich den Leser in aller Aufrichtigkeit, die nachfolgenden Zeilen als einen Ausfluß unanfechtbarer Weisheit und Erfahrung in Bezug auf südafrikanische Dinge anzusehn. Ich verhehle keinen Augenblick die Empfindung, daß selbst, wenn ich die letzte Zeile auf dem Boden des „schwarzen

Digitized by Google

Erdteils" schreiben werde, die Summe des Gesagten noch lange nicht ein vollendetes, in allen Fügen klares und einwandfreies Bild des neuen Südafrika sein wird. Trotzdem schrecke ich nicht vor der Aufgabe zurück, jetzt schon, nachdem nur wenige Stunden mein Blick auf der breiten Wolkendecke des Tafelbergs geruht und mich der kräftige Spätwinterregen des Kaplandes erst einmal durchnäßt hat, meine bisher errungene Weisheit auszukramen. Eine Momentphotographie, aufgenommen auf „schwankendem Boden". Der gute Reichspostdampfer „Kronprinz" hat einen stetigen Gang. Das gaben nach einigem Widerstreben selbst die Passagiere zu, die schon vor Amsterdam blassen Antlitzes erklärten, daß der Mangel einer Eisenbahnverbindung nach Afrika ein Hohn auf die moderne Kultur sei. Aber manchmal sind doch die Wellen stärker als das seelische und körperliche Gleichgewicht solch eines wackeren Schiffes. So wurde denn auch der „Kronprinz", noch ehe er unter dem üblichen altmodischen Mummenschanz den Aequator passiert hatte, manchmal zu einem wirklich recht schwankenden Boden, namentlich, wenn der joviale Kapitän Gauhe mit merkwürdig neckischem Augenblinzeln verkündete: „Morgen giebt's ganz glatte See."

Aber doch — wir haben so viel glatte See gehabt, so oft hat die goldene Sonne und der blaue Himmel auf uns herniedergelacht und „das Kreuz des Südens" hat uns zu nächtlicher Weile jenseits des Aequators — heute muß ich wohl sagen diesseits — so hell gestrahlt, daß jenes Geselligkeitsleben, das schließlich doch die Monotonie einer vierwöchigen Seefahrt angenehm abtönt, sich ungehindert entwickeln konnte. Ich lege nicht den größten Wert auf die eigentlichen sportmäßigen Belustigungen, die Ring- und Wettkämpfe, ganz nach englischer Schablone eingerichtet, mit Wetten und Preisverteilungen, die Kostümbälle, die erstaunliche Offenbarungen über die Findigkeit vergnügungsbeflissener Passagiere gewähren, kurz auf alle die dem Festlandleben getreulich abgelauschten gesellschaftlichen Veranstaltungen, die zum eisernen Bestand solcher Seereisen gehören. Sie helfen dem Flug der Zeit nach, wirken bei den Passagieren beiderlei Geschlechts vermöge des immer angenehmen Eitelkeitsreizes wie ein belebender Trank und schaffen wahre Helden an Opfermut „für die gute Sache". — Aber, ich muß offen gestehn, einen stärkeren Reiz übt auf mich bei einer längeren Seefahrt die Entfaltung der spontanen, nicht unter das Kriegsrecht der Etikette und der strengen Förmlichkeit gestellten Geselligkeit aus. Das gegenseitige Anspinnen von Fäden, die zu interessantem Meinungsaustausch führen. Das Konversieren und Philosophieren in der wohlthuenden Rückenlage auf dem Deckstuhl oder in der beliebten Stellung des über die Reling gelehnten Oberkörpers, wobei zwei Augenpaare auf die schäumende, rauschende Wasserfläche starren und die Gedanken durch die Bewegung der Wogen zu rascherer Arbeit angeregt zu werden scheinen.

Vielleicht war meine Mission daran schuld. Wenn man so mit südafrikanischen Vorstellungen und Vorstudien im Kopf dem Kapland zusteuert und ringsumher in Menschengestalten und Gesprächen immer und immer wieder das Thema von „Afrika", vom „Burenkrieg", von dem gewesenen und werdenden Transvaal, von den deutschen Kolonien und ähnlichen Dingen sich verkörpern sieht, dann ist's wohl kein Wunder, wenn man lieber noch als die fröhliche Tanzmusik der Stewarts und das Jubelgeschrei, das die Sportsieger begrüßt, dem Geplauder über diese Dinge, die das Herz erfüllen, sich hingiebt.

Geplauder! Das klingt freilich so gar zu oberflächlich. Auf Geplauder kann man wohl nicht seine Kenntnisse über Land und Leute, über den Werdegang eines ganzen Landes aufbauen, dessen Leib noch die Nachwehen eines blutigen Krieges schmerzvoll zucken machen, das vor der schwersten Aufgabe, dem Ausgleich von Rassengegnerschaften und der Schaffung ganz neuer wirtschaftlicher Grundlagen steht. Aber die Bausteine dazu kann man sich sicherlich schaffen, wenn man Augen und Ohren offenhält. Die Dampfer, die Europa mit Afrika gesellschaftlich, politisch und wirtschaftlich verbinden, sind begreiflicherweise schwimmende Vorstationen südafrikanischen Lebens und Denkens. Ganz besonders in dieser Zeit, wo der Friede bis zu einem gewissen Grad wenigstens die Schranken niedergerissen hat, die der Krieg dem Verkehr gezogen hatte. Schon die Zusammensetzung einer südafrikanischen Reisegesellschaft von heute ist interessant und bezeichnend für den Stand der Dinge im neuen Südafrika, für das, was sich dort abgespielt hat, und für das, was dort sich entwickelt. Zunächst ist selbstverständlich ein enormer Zudrang frischer, neuer Menschenkräfte dorthin zu bemerken. Noch nicht ganz so stark, aber doch ähnlich wie Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als zum erstenmal der Signalruf „Gold" von Johannesburg her ertönte, drängt sich der Menschenstrom aus Europa nach dem Süden Afrikas. Kein Wunder. So lange die Welt steht, erwartet man nach dem Gewittersturm um so stärkeren Sonnenschein. Es bedarf gar keiner tiefen politisch-wirtschaftlichen Erwägungen auf seiten der nach Arbeit und nach raschem Gelderwerb Strebenden über den Umschwung, den das englische Regime mit seiner unbestreitbaren nüchternen, praktischen Thatkraft nach dem mehr konservativ-puritanischen Regime der Buren im guten oder im schlechten Sinn vielleicht herbeiführen könnte. Die Scharen von Emigranten, von Goldsuchern — im übertragenen Sinn des Worts — der Engländer, Irländer, Deutsche, Schweizer, Italiener, polnische Juden u. s. w., die in London die South-African Permit-Office umlagern, daß den Beamten die Haare zu Berge stehen, denken nur an eins: der Krieg ist zu Ende, auf verwüsteten Feldern muß meine Arbeit erblühen, ein neuer Hauch muß durch die Länder ziehen, deren Boden ungehobene Schätze an Gold und Edelsteinen in Fülle birgt. Ihnen ist Südafrika einfach das Land der Verheißung.

Ob auch nur ein Teil dieser Hoffnungen und Erwartungen für die kommenden Jahre in Erfüllung gehen wird, das hoffe ich hier in Kapstadt, dem derzeitigen Sammelpunkt der neuen südafrikanischen Politik, und wenn sich, wie ich annehme, mir die noch vorhandenen Schranken öffnen, durch einen Streifzug in das Transvaalland und die Oranjeflußkolonie überblicken zu können. Eins glaube ich heute schon auf Grund der flüchtigen Eindrücke während der Seefahrt sagen zu können. Die Prohibitionspolitik, die die englische Regierung heute noch der Einwanderung gegenüber treibt, ist nicht nur als ein Akt der politischen Notwehr, der Angst vor dem Zufluß politisch gefährlicher oder wirtschaftlich unhaltbarer Existenzen anzusehen. Wenn man heute nur mit besonderen Erlaubnisscheinen in Kapstadt landen darf und weiterer „Permits" bedarf, um ins Innere, in die neueroberten Kolonien hineinzukommen, unter Nachweis eines Mindestbesitzes von 2000 Mark, gewissermaßen bedroht mit den Eventualitäten des „martial law" bei illoyalem Verhalten, so kann man darin wohl eine der englischen Freiheitsschwärmerei nicht gerade kongeniale Härte und Rücksichtslosigkeit finden. Man wird aber bei näherem Hinschauen sich sagen müssen, daß die Maßregel auch einen nutzbringenden Dämpfer auf übertriebene Illusionen und schiefe Vorstellungen europäischer „Goldsucher" bedeutet. Es bedarf wirklich nur einer Seefahrt inmitten einer Gesellschaft von Menschen mit südafrikanischen Erfahrungen neusten Datums, um zu der vielleicht banalen Weisheit zu gelangen: ein ausgesogenes Land ist, selbst wenn der Pulverdampf des Krieges sich verzogen hat, noch lange nicht wie ein jungfräulicher Boden, bereit, zahllosen Hoffenden und Spekulierenden, die ihn voller Sehnsucht nach Arbeit und Erwerb gierig betreten, tausendfältige üppige Früchte zu spenden. Nur ein Exempel für viele. Die Oranjekolonie produzierte noch vor ein paar Jahren rund 60 000 Ballen Schafwolle, den Ballen zu rund $3^1/_2$ Zentnern gerechnet. Der Krieg hat die Schafherden nicht dezimiert, sondern man darf sagen, vernichtet. Nach Aussage Kundiger dürften einige Jahrzehnte ins Land gehen, ehe — die normale Entwicklung der Dinge vorausgesetzt — der Viehbestand wieder auf den bisherigen Standpunkt hinaufgehoben sein wird und die enormen Grasweiden dieses Landes ihre Bestimmung für den heute noch wichtigsten und umfangreichsten Erwerbszweig der südafrikanischen Farmen wieder

Digitized by Google

erfüllen können. Innerhalb dieser mageren Jahre werden natürlich die Lebensbedingungen für die Landbewohner außerordentlich schwierig sein, und der Reflex auf die Städte kann nicht ausbleiben. Die Fleischpreise sind jetzt schon seit dem Kriegsbeginn enorm in die Höhe gegangen. In Johannesburg, auf das natürlich unter vielen andern, mit den Minen zusammenhängenden Dingen ganz ähnliche Einflüsse wirken, wie auf die Städte im Oranjeland, soll, wie ich bei der Ankunft in Kapstadt von Schiffsbesuchern hörte, eine geradezu unbeschreibliche Teurung auf allen Konsumptionsgebieten herrschen. Rechnet man nun die Schwierigkeiten hinzu, die heute noch die Lösung der Eingeborenenarbeiterfrage in Stadt und Land macht und die nach einer mir gegenüber von einem jahrzehntelang in Südafrika wohnenden englischen Geistlichen an Bord ausgesprochenen Ansicht durch Massenimport europäischer Arbeitskräfte nicht gelöst, sondern infolge des demoralisierenden Einflusses auf die Farbigen zunächst noch mehr verwirrt werden würde — so ist das Endresultat zur Zeit für fanatische Südafrikaschwärmer, soweit ich's jetzt überblicke, keineswegs sehr ermutigend. Ich bin selbst gespannt, ob und in wie weit persönliche Beobachtungen dieses „auf schwankendem Boden" gewonnene Urteil korrigieren werden.

Doch es sind natürlich nicht durchweg spekulierende Neulinge, die man auf den nach Südafrika segelnden Schiffen findet. Der „Kronprinz" brachte eine sehr erhebliche Anzahl Deutscher und auch Engländer hinüber, die nicht eine Fahrt auf Abenteuer, sondern eine Heimfahrt machten. Je mehr sich diese Erscheinung zeigt, um so mehr Lichtstrahlen fallen natürlich in das etwas dunkle, pessimistische Bild, das ich gemalt habe. Das sind Friedensboten in bester Gestalt. Kündiger einer kommenden neuen Zeit des Aufbaus, der sich nicht mit den Mitteln stürmischer, abenteuerlustiger Spekulationssucht oder Glücksjägerei, sondern stetig mit geprüften und zuverlässigen Werkzeugen vollziehen wird. Es dünkt mir nach allem, was ich hörte, wahrscheinlich, daß auf südafrikanischem Boden nicht wieder in einem kleinen Jahrzehnt aus einer Gruppe von Wellblechschuppen eine Stadt wie Johannesburg mit europäischen Großstadtallüren gebaut werden wird. Die Johannesburge der Zukunft werden Stein um Stein gefügt werden müssen in langsamer, saurer Arbeit.

Zunächst werden wohl die Heimkehrenden die Schulter ans Rad legen müssen. Großkaufleute, die eine langsame, aber stetige Hebung der Produktion und des Exports erwarten — der Import dürfte wohl am leichtesten emporblühen —, Ingenieure, die die langruhende Prospektivarbeit wieder in Gang bringen wollen, deutsche Grundbesitzer, die im Ungewissen sind, inwieweit ihre Farmen den Stürmen des Krieges zum Opfer gefallen sind, und nun mit dem Versprechen auf Entschädigung in der Tasche mit Kind und Kegel wieder nach der Stätte langjähriger erfolgreicher Arbeit zurückkehren; Restaurateure, die die Zeit für gekommen halten, wo der nicht ganz zu hemmende Zustrom an Menschen die durstige „Kundschaft" an Zahl und Lebenslust erhöhen wird, viele Missionare, deutsche und englische, die ihre Stationen Verwaltern übergeben hatten und nun in diese eigenartigen Kommunen heimkehren, diese Miniaturstädtchen mit Selbstverwaltung, wo es möglich ist, daß der Missionsvater deutscher Staatsangehörigkeit, englischer Friedensrichter und dabei ein kleiner König ist — einsame Frauen, die der Kriegssturm hinweggetrieben und die nun von ihren Männern in Kapstadt, Port-Elisabeth, Durban oder sonstwo an der Küste erwartet werden, nachdem das neue Heim geschaffen oder das alte wieder hergestellt ist — — das sind so die markantesten Passagiere des „Kronprinz", die wirklichen Pioniere der kommenden besseren Tage von Südafrika.

Wohl ihnen. Vor dem Neuling haben sie neben vielen wichtigeren Dingen auch das eine voraus: sie erleben nicht so leicht Enttäuschungen. Das kann dem Neuling — in sehr äußerlichen Dingen — viel leichter zustoßen. Wenn er im strömenden Regen nach einer Nebelfahrt auf dem wild bewegten Hafenwasser einen Landungsplatz betritt, wo kein Schutzdach ihn und sein Hab und Gut vor dem Unwetter schützt und die schmutzigen, schwarzen und braunen Mischlinge, „Cape-Boys" genannt, das Gepäck über kohlenrußige Planken und über aufgeweichten Schlammboden zu den vorsintflutlichen Hansom-Droschken, häßlichen Bastarden der Londoner Cabs, zerren; dann ruft er wohl: ist das die vielgepriesene südafrikanische Weltstadt!? — —

Gemach, das ist ja nur — der erste Eindruck!

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

Emile Zola.

Von Professor Dr. Richard M. Meyer (Berlin).

Emile Zola ist gestorben, plötzlich, durch einen tückischen Unglücksfall. Giftige Luft hat den Mann getötet, der in seinem Zukunftsbild des fröhlichen Arbeitsstaates die hygienischen Zustände im Land des Glückes mit fast religiöser Begeisterung geschildert hatte. Wie ein deutscher Schriftsteller, der mit Zola die leidenschaftliche Sehnsucht, seiner Zeit zu dienen, teilte, wie Karl Gutzkow, ist Zola durch jenen Dämon erstickt worden, der einst auch dem Märchenpoeten Andersen und dem Gelehrtendichter Scheffel bedrohlich nahekam.

Seit dem Tode Goethes hat vielleicht keines Dichters Tod die Gebildeten erregt wie dieser. Viktor Hugo, der einzige, der Goethes Weltruhm erbte, starb in höchstem Greisenalter, längst war er historisch geworden, ja fast mythisch, Gottfried Keller, Theodor Fontane nahmen tausenden mit ihrem Tod ein Stück Lebensfreude fort; aber nie waren sie über Deutschland hinaus gefeiert worden, und in ihrer Heimat selbst standen zahllose Gebildete ihnen kühl und fremd gegenüber. Aber wem das Buch irgendetwas bedeutete, der kannte Zola; und wer Zola kannte, mußte sich mit ihm auseinandersetzen, leidenschaftlich ablehnend oder zustimmend. Erst ganz zuletzt begann das Urteil über ihn einigermaßen sich in weiteren Kreisen festzustellen. Da kam der Dreyfusprozeß, und von neuem ward alle Welt hingerissen in den Kampf; niemand ward es geschenkt, Partei zu nehmen für oder wider. Nun ist auch die Affaire beendet, mag sie in Frankreich noch leise Wellen werfen — ihre europäische Bedeutung hat Zola überlebt. Die wackeren Anwälte vor Gericht und in der Presse thaten ihr Bestes; aber Emile Zola war es allein, der die gesamte Mitwelt zum Kampfgenossen machte. Ein stärkeres Zeugnis für seine persönliche Macht hat kein Dichter erbracht seit jenen Tagen, in denen Voltaire dieselben stolzen Gerichte Frankreichs zwang, sich vor dem „Retter der Familie Calas", wenn auch widerwillig, zu beugen.

Emile Zola ward am 2. April 1840 geboren, in Paris, aber nicht als Vollblutfranzose: sein Vater war ein italienischer Ingenieur, der in der Provence einen Kanalbau mit mehr technischem als finanziellem Geschick geleitet hatte. In bedrückten Verhältnissen wuchs der Knabe auf; und schon den Buchhändlerlehrling in einem der größten Verlagsgeschäfte (Hachette) lockte der litterarische Ehrgeiz. Verse waren es lange, mit denen sich der Bewunderer Viktor Hugos versuchte; 1864 brachte er eine Novellensammlung zum Verleger. Mit den „Contes à Ninon" (1869) fing er an, Beachtung zu finden, ohne daß doch die schwerfällige Zierlichkeit dieser im alten Gleis einherfahrenden, gern ironischen Novellen etwas an seiner Eigenart verraten hätte. „Thérèse Raquin" (1867), ein Drama von furchtbarer psychologischer Schärfe, fand noch kein „Freies Theater" und kein Publikum.

Digitized by Google

Balzac, den Zola und sein Lehrer Taine neben und fast über Shakespeare stellten, trat eines Tags in das Zimmer seiner Schwester, schlug sich mit dem Stock an die Stiefel: „Apropos — ich bin auf dem Weg, unsterblich zu werden." Es war der Morgen, an dem der große Romancier den Entschluß gefaßt hatte, die ganze Welt der Figuren in seinen Romanen, den schon veröffentlichten und den erst geplanten, zu einem großen Gesamtwerk zu vereinigen, das er „La Comédie humaine" nannte. Auch Zola hätte jene Worte an dem Tag sprechen können, an dem er den Plan seiner Romanreihe „Die Rougon-Macquart, psychologisch-soziale Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich", faßte. Von da datiert sein Ruhm, sein Einfluß, seine Weltstellung.

Schon Balzac hatte keinen unerhört neuen Gedanken gefaßt. Lange vor ihm hatten deutsche Idealisten die gesamte soziale und moralische Welt in eine Gruppe zusammengehöriger Romane zwängen wollen. Der phantastisch antikisierende Heinse, der mystisch-mittelalterliche Novalis. Etwa gleichzeitig mit Zola hatte ein deutscher gelehrter Schriftsteller, der damals für einen Realisten galt, Gustav Freytag, in seinen „Ahnen" ein ähnliches Problem in Angriff genommen, wie der französische Naturalist: die innere Gleichartigkeit einer Familie und zugleich ihre durch den Zeitcharakter bedingten Verschiedenheiten durch einen kürzeren Zeitraum zu verfolgen. Freilich hat von diesen allen nur Balzac seinen Plan mit einer Breite und Personenfülle ausgeführt, die jene in Zolas Werken sogar noch übertrifft. Aber selbst er hat es zu den Erfolgen der Rougon-Macquart nicht gebracht, nicht zu den Millionen verkaufter Exemplare, nicht zu der unumstrittenen litterarischen Führerstellung. Es giebt wahrscheinlich in der ganzen Welt keinen Schriftsteller, von dessen Werken so viel Bände abgesetzt worden wären, wie Zola. Es giebt seit Byron und Heine keinen Autor, der einer so großen Zahl vielfach nicht unbedeutender, zum Teil hervorragender Schriftsteller so herrisch sein Gepräge aufgedrückt hätte, wie der Zauberer von Medan.

Alles das leistete die „psychologisch-soziale Geschichte einer Familie". Was noch folgte — die „Drei Städte" (Rom, Paris und Lourdes), die „Vier Evangelien" (von denen „Fruchtbarkeit" und „Arbeit" fertig vorliegen) — das baute nur weiter auf dem Grund, den jene Romane geschaffen hatten. Seine Kritiken, so richtig sie waren, verdanken ihren Wiederhall nur dem Echo, das die „Rougon-Macquart" erweckt hatten.

Zola hat diese Romane mit einem mächtigen Programm ausgestattet, das durch zahlreiche Kritiken, Aufsätze, Aussprüche noch ergänzt wird. Das Programm hat einen gewaltigen Eindruck gemacht, einerseits weil es den Stimmungen der Zeit entgegenkam, andrerseits weil eine starke und kühne Persönlichkeit sich schon in dieser Ankündigung aussprach. Aber dies Programm war doch nur die energisch persönliche Umformung von Forderungen, die die Väter des Naturalismus längst erhoben hatten. Zola wollte eine neue Aera der Litteratur schaffen, indem er sie von der Willkür der Phantasie befreien und völlig unter das Gesetz der wissenschaftlichen Technik stellen wollte. Eine exakte Beobachtung der herrschenden Zustände, der Sitten, der sozialen Typen sollte den Grund legen; eine genaue Ausnützung aller gesammelten Notizen sollte das Hauptmittel der eigentlichen Arbeit sein. Auf diese Weise, meinte Zola, würde der Roman die Zuverlässigkeit einer gelehrten Arbeit erhalten und als sichere Methode, einen großen Abschnitt in der Geschichte der Menschheit darzustellen, neben die Soziologie, die Kulturgeschichte, ja neben die Urgeschichte und Paläontologie treten. Jeder Roman sei als ein großes Experiment aufzufassen: bestimmte psychologische und soziale Voraussetzungen sind gegeben, und nun müssen sich die Schicksale der Personen auf Grund dieser Prämissen so folgerecht entwickeln, wie bestimmte Flüssigkeiten bei ihrer Mischung bekannte Gesetze erfüllen müssen. Und weiter bildet die ganze Reihe dieser „Experimentalromane" ein großes Experiment, indem die psychologischen und sozialen Erfahrungen, die jeder einzeln vorführt, sich gegenseitig nach allen Richtungen ergänzen und beleuchten.

Zolas Persönlichkeit verleugnete sich nicht einmal in der Fassung des großen Programms. Jene Tendenz, alles wissenschaftlich zu gestalten, lag im Geist der Zeit; und „wissenschaftlich" hieß damals nur, was sich der „naturwissenschaftlichen Methode" bediente. „Physiologisch" war das Lieblingswort jener Epoche. „Physiologisch" wollte Hippolyte Taine vorgehen, der Mann, von dem Zolas Theorie vor allem beeinflußt war, wie seine Praxis von Balzac, Flaubert, den Brüdern Goncourt. Von Taine entlehnte Zola die berühmte Formel, ein Kunstwerk gebe „ein Stück Natur, durch ein Temperament hindurch betrachtet". Man sieht also gleich: „Naturalist" im vollen Sinn war der Mann nicht, der das Schlagwort „Naturalismus" unermüdlich gegen die altgewordene akademische Kunst verfocht, denn es war ihm selbstverständlich, die Rechte der subjektiven Persönlichkeit zu wahren. Unsere „konsequenten Naturalisten" in Deutschland gingen denn auch gleich über ihn hinaus und erklärten, ein Kunstwerk solle nichts geben als lediglich „ein Stück Natur", ohne Zweck. Aber Zola sieht die Zeit des napoleonischen Kaiserreichs durch sein republikanisches, demokratisches, antiklerikales Temperament; er sieht die Typen dieser Zeit mit seinem leidenschaftlichen, ehrgeizigen, begehrlichen Auge; er betrachtet den Lauf der Welt mit der angeborenen Sinnlichkeit, Brutalität, doktrinären Einseitigkeit des Italieners.

Von Gustave Flaubert, dem größten Künstler unter den französischen Naturalisten, übernahm Zola eine andere Form der „wissenschaftlichen Methode": das exakte Studium der „Realien". Diese Praxis des Notizbuches voller Nachzeichnungen von Bäumen, Häusern, Gesichtern haben ihm dann die deutschen Naturalisten treu und fleißig abgelernt. Den Goncourts sah Zola selbst eine dritte Art jener Methode ab: das „Dokument". Doch beide Manieren leisten keineswegs Bürgschaft für „Wahrheit"; denn schon Goethe bemerkt zu Eckermann: wenn man einen bestimmten Baum ganz genau, wie er in Wirklichkeit aussieht, auf ein Bild übernimmt, könne doch die Naturwahrheit verletzt sein; der Baum paßt wahrscheinlich nicht in die neue Umgebung.

Hierin aber half dem Verfasser der „Rougon-Macquart" ein weiteres Vorbild: der Verfasser der „Comédie humaine", Balzac, besitzt, was den Goncourts ganz abgeht, die Kunst der Atmosphäre. Ihm sagt ein sicherer Instinkt, was nebeneinander möglich ist, was nicht. Von ihm lernte Zola die Kunst, die sozialen Abschnitte genau abzugrenzen und jedem seine eigentümliche Luftschicht zu lassen. Die Goncourts rühmten sich, die „niederen Sinne" in die Litteratur eingeführt zu haben: früher sah und hörte man nur, was im Roman geschieht, nun sollte man es auch riechen und schmecken. Aber bei diesen ist es überall der gleiche Geruch; Zola jedoch, der im „Bauche von Paris" alle Gerüche und Geschmäcke mit widerlicher Virtuosität auf den Leser einstürmen läßt, hat in der „Erde" die Atmosphäre der nie gelüfteten Bauernstube so getreu wiederzugeben verstanden, wie in „Nana" die der parfümierten Salons in der Großstadt.

So war er überall mehr als Schüler; überall wandelten Lehre und Vorbild sich durch seine Persönlichkeit um. Und hierin einfach liegt das Geheimnis seiner Wirkung: der doktrinäre Programmdichter war nebenbei ein wirklich großer, ein genialer Künstler.

In drei Richtungen offenbarte sich die unvergleichliche Begabung des Dichters, den man viel zu oft nur nach seiner Theorie beurteilt hat.

Zuerst besitzt der tief leidenschaftliche Zola eine ungeheure Kraft, Menschen zu zeichnen, die von einem dämonischen Verlangen ganz erfüllt sind. Am höchsten steht wohl die Figur, die am meisten ihm selbst ähnelt: der Maler in dem Kunstroman „Das Werk". Pathologisch ist gewiß diese wilde Wut, die nichts kennt als das zu schaffende Kunstwerk, und der Weib und Kind lediglich Mittel zum Zweck sind. Aber auch Molière und Balzac haben ihre psychologische Meisterschaft gern in Gestalten an den Tag gelegt, die ein unwiderstehlicher Gedanke beherrscht.

Eine zweite große Begabung Zolas ist sein Blick für die Landschaft — ein Stück wirklicher Natur lebt ihm und er

Digitized by Google

läßt es leben. Er fühlt sich hinein, die Landschaft wird ihm wirlich „ein seelischer Zustand", und wir empfinden in intensivster Weise mit ihm.

Und damit sind wir schon beim dritten: bei seiner merkwürdigen Kraft der Symbolik. Man hat sich vielfach gestritten, ob der große „Naturalist" nicht eigentlich ein „Romantiker" sei, wenn er die Lokomotive (in der „Bestie im Menschen") zu einem geheimnisvollen Dämon umdichtet oder den Garten von Montpellier an den Garten Eden hinangeheimnißt. In Wahrheit sieht er eben auch hier nur die Wirklichkeit durch sein Temperament. Ein Romane durch und durch, liebt er die großen, einfachen Formen und Linien; ein Sohn der katholischen Welt, begreift er die geheimen Kräfte, die er ehrfürchtig verehrt, nur in dem Symbol anthropomorpher, menschenähnlicher Sinnbilder. Dem vollblütigen Kämpfer pulsiert Leben überall, eigenes Leben, wie in dem Getreidehalm, der allen Zwist und Hader der Ackerbauer geduldig überdauert in seiner bescheidenen Unsterblichkeit, so in der gewaltigen Maschine, der Kreatur, die die Menschen machten und von der sie abhängig werden.

Wer will es leugnen, daß neben der zeitgemäßen Tendenz und der persönlichen Begabung auch die Kühnheit und Ueberkühnheit des Inhalts den Erfolg schaffen halfen! Es ist kein Zufall, daß das erste Buch, das ein wahrhaft grausiges Massengemälde von Verbrechen entrollte, die „Mörderkneipe" („l'Assommoir") es sofort auf 136 000 Exemplare brachte; daß später „Nana" (mit 182 000 Exemplaren) und „Die Erde" (mit 123 000) gleich bedeutende Werke wie „Germinal" (99 000 Exemplare) hinter sich ließen!

Unrecht war es, daß Zolas Schüler, die Descaves und Genossen, ihm Einfluß, Ehre, Lebensfreude wegzueskamotieren suchten. Zola wollte sich durchsetzen, auch in der Akademie, seiner Sache galt dieser vergebliche Kampf, gewiß, aber er wurde sich auch selbst das lebende Symbol dieser Sache, des Naturalismus, der freien Kunst. Er sah den Freilichtmaler Manet, für den er zuerst sich feurig eingelegt hatte, nach dem Tode zu hohen Ehren kommen; er aber wollte bei Lebzeiten die Frucht ungeheurer, unermüdlicher Arbeit genießen. Eine kritische Periode trat ein. Er vereinsamte wirklich. Die alten Freunde wie Edmond de Goncourt, Flaubert, Manet waren tot, die neuen zu jung, um ihm zu genügen. Er ward mürrisch, eigensinnig. Seine „Drei Städte" standen tief unter den „Rougon-Macquart", „Rom" vor allem mit der Romanhaftigkeit einer Hintertreppengeschichte. Die Technik war da, das Temperament schien abgestorben.

Da kam die „Affaire". Ein großes Unrecht rief den fanatischen Freund von Aufklärung und Gerechtigkeit zu den Waffen; mit unbegrenzter Wildheit warf er sich in den Kampf. Da wurde er noch einmal jung. Mit jugendlicher Kraft hatte er 1897 jene furchtbare Kampagne durchgeführt. Und als er aus dem freiwilligen Exil heimkehrte, trat auch der Schriftsteller in eine neue Epoche. Die „Vier Evangelien", deren viertes, „Solidarität", er uns schuldig blieb, stehn nicht auf der künstlerischen Stufe von „La terre" oder „L'oeuvre". Sie sind monoton, sie moralisieren zu unverständlich; der Naturalist ist in der „pädagogischen Provinz" seiner Utopie zum allzu stark typisierenden Idealisten geworden. Zuviel Superlative, zuviel Folgerichtigkeit, zuviel stehende Worte und Wendungen verraten überall die Absicht. Aber — „der Mensch gewinnt, was der Poet verliert". Ein großer, ernster Prediger steht da, voll feurigen Glaubens an die Zukunft, voll opferbereiter Liebe zu den Armen und Beladenen, voll unerschütterlichen Vertrauens in die heilige, treibende Macht der Arbeit.

So ward er zuletzt selbst zu einer symbolischen Gestalt. Für die romanischen Völker wurde er die Verkörperung der Liebe zu Recht und Wahrheit und Freiheit, wie es ihnen Viktor Hugo gewesen war. Für uns bedeutet er mehr.

Man muß wieder bis auf Goethe zurückgehn, um einen großen Schriftsteller zu finden, der zugleich eine mächtige Persönlichkeit ist. Unter den Lebenden gilt das nur noch von Tolstoi; wie viel näher steht er uns daher menschlich mit seiner Prophetennatur als Ibsen mit seiner ironischen Kühle! Und mehr noch: gegen diese Persönlichkeit hat Zola zeitlebens gekämpft — und sie ist Herr geblieben! Nicht das Programm der „Rougon-Macquart" wird dauern, aber die poetische Kraft, die unvergeßliche Gestalten schuf, die geniale Energie, die große Landschaften, Stände, die eine ganze Kulturepoche packte und in den engen Rahmen zwang. Der Doktrinär der alleinseligmachenden „exakten Arbeit" ist überholt; lebendig blieb der Mann, der mitfühlte mit allen vom offiziellen Unrecht Bedrückten. So wird er fortleben, so wird er vor den künftigen Generationen stehn: ein Symbol der unbezähmbaren, starken Persönlichkeit; eine Elementarkraft, die nicht Krankheit und Ueberarbeitung und Menschenhaß fällen konnten, sondern die von der giftigen Kraft der Elementarmächte selbst niedergezwungen ward.

Umschau.

Die Engländer glauben wieder einmal Anlaß zum großen Verdruß zu haben. Sie mußten erfahren, daß die Burengenerale eine Audienz bei unserm Kaiser nachgesucht hätten, und daß ihnen eine solche vermutlich gewährt werden würde. Ihr Groll wandte sich nun gegen Deutschland, und in gänzlicher Verkennung der wahren Sachlage behauptete ein Teil der britischen Presse, der Empfang der Generale würde eine Wiederholung der Krügerdepesche im kleinen sein. Die Herren Botha, de Wet und Delarey sind jetzt englische Unterthanen, die bei ihren Reisen in Europa politische Zwecke nicht verfolgen. Wenn Kaiser Wilhelm sie empfängt, so liegt darin nicht die mindeste Herausforderung. Unser Kaiser hat, so lange der Krieg währte, sogar im Widerspruch mit der Stimmung des Volkes, die strengste Neutralität beobachtet; es ist absurd, ihm jetzt eine englandfeindliche Handlung zuzutrauen.

Das Kriegsgericht in Nantes, das jüngst den Oberstleutnant von Saint Rémy von der Anklage der Gehorsamsverweigerung freisprach, hat jetzt den Major Leroy Laburdie, der sich gleich jenem geweigert hatte, an der Schließung einer Ordensschule mitzuwirken, zur Strafe der Absetzung verurteilt. Der Widerspruch der Entscheidungen erklärt sich wohl aus der Verschiedenheit der Zeugenaussagen. Während General Frater die Aussage St. Rémys unterstützte, daß er ihm nur die Requisition einer Zivilbehörde übermittelt habe, erklärte General Lamac, Laburdie habe einen strikten Marschbefehl erhalten. Die eigentümliche Auffassung des Generals Frater hat ihn für den weiteren aktiven Dienst unmöglich gemacht; er ist unmittelbar nach Abschluß des zweiten Prozesses zur Disposition gestellt worden.

Neue Frauentrachten.

(Hierzu die Bilder auf S. 1854.)

Die Ziele der Reform der heutigen Frauenkleidung sind überall bekannt. Die Beteiligung aller Kreise in Deutschland wie im Ausland an dieser Frage ist eine überraschend große und läßt damit erkennen, wie sehr das Bedürfnis nach einer Aenderung der jetzigen beengenden Kleidermode allseitig empfunden wird. Die Stellung der Frau im modernen Erwerbsleben erfordert das Einsetzen ihrer ganzen Kraft, und nur mit gesundem Körper vermag sie es, fest ihren Platz zu behaupten. Erlöst von einengendem Zwang, in voller Bewegungs- und Atmungsfreiheit werden die Anstrengungen der berufsmäßigen Arbeit für sie leichter zu überwinden sein, und darum richtet sich das Suchen nach einer zugleich schönen und gesundheitlich-richtigen Form des lose herabfallenden Gewandes vornehmlich auf den praktischen Teil der Garderobe, auf

Digitized by Google

Haus- und Arbeitskleider. Hier in erster Linie soll das Gefällige, Anmutige, Ungezwungene mit dem Konstruktivrichtigen Hand in Hand gehen. Im Gegensatz zu dem bisherigen geteilten Kleiderschnitt übernehmen bei der gürtellosen Anordnung der Reformtracht die Schultern das Tragen des Stoffgewichts — eine Aenderung, die sich selbstredend auch auf die Unterkleidung erstrecken muß — und so wird der gesundheitschädliche Einfluß der „schlanken Taille" aufgehoben. Denn um durch auftragende Stofffalten nicht dicker zu erscheinen, wurde das Mieder auf das Mindestmaß zusammengeschnürt und die Gesundheit dauernd geschädigt.

Die Reformtracht mit den Anforderungen der Tagesmode möglichst in Einklang zu bringen, um so der Neuheit den Charakter des Auffälligen und Extravaganten zu nehmen — was viele noch zu Gegnern der Reformtracht macht — ist das Bestreben aller Anhänger der neuen Bewegung, und Künstler wie Laien, Männer sowohl wie Frauen arbeiten unablässig an der Vervollkommnung der äußeren Form. Denn daß diese den Anforderungen und Erwartungen, die berechtigterweise angestellt werden dürfen, vorläufig noch nicht genügen, weiß niemand besser, als die Förderer der neuen Frauentracht. Künstler wie Alfred Mohrbutter, Peter Behrens, Henry von de Velde, Paul Schultze-Naumburg werden nicht müde, immer neue Entwürfe zu geben, Versuche anzustellen, Theorie und Praxis zu einem glücklichen Resultat zu verschmelzen. Besonders Paul Schultze-Naumburg tritt in dankenswerter Beharrlichkeit immer wieder für den Reformgedanken ein. Wie er in seinem Buch über die Schönheit und Pflege des weiblichen Körpers mit beredten Worten die Notwendigkeit einer Frauenkleidung betont, die den Organismus zu vollem Recht verhilft, so leitet ihn bei der Ausstellung neuer Frauentrachten, die er augenblicklich in Berlin veranstaltet, der Wunsch, das schon Erreichte in einer gewissen Einheitlichkeit dem Publikum vorzuführen. In einem Vortrag am 30. September über „die Bewegung zur Bildung einer neuen Frauentracht" erläuterte er, daß die vom In- wie Ausland reich beschickte Ausstellung nach konstruktiven Gesichtspunkten geordnet sei. Dabei entstehn vier Gruppen: Kleider, die allein von den Schultern getragen werden und glatt am Körper herabfließen, hauptsächlich als Hauskleider gedacht; ferner solche, die die Schulterlinie besonders hervorheben und leicht geschweifte Seitenlinien zeigen, für Straßenanzüge besonders verwendbar, dann Jäckchenkleider, die dem winterlichen Wärmebedürfnis entsprechen, und schließlich die an die Empirezeit erinnernden Gesellschaftstoiletten, an denen Schmuck und Verzierungen in reichem Maß angebracht werden können. Unsere Leser finden in den Bildern auf Seite 1854 einige von Künstlerhand entworfene Modelle, die im Original ungleich eleganter und anziehender wirkten, als es die Reproduktion zu schildern vermag. Das Wogende der Stoffe und die Harmonie der Farbe — wesentliche Faktoren der neuen Tracht — geht für den Beschauer hier leider verloren. Immerhin läßt sich erkennen, daß ein Reformkleid kein Puritanerkittel zu sein braucht, eine Wahrnehmung, die übrigens von den zur Eröffnungsfeierlichkeit geladenen Gästen bestätigt ist. Erschienen doch zahlreiche Damen als lebendige Verkörperung der neuen Idee in lichten, frei wallenden Gewändern als die Muthigen, die ungeachtet des Urteils der großen Menge handeln, wie sie es für vernünftig und zweckmäßig halten. T. D.

Die Berliner Woche, die verschiedene Regatten auf dem Müggelsee und auf dem Wannsee brachte, hat einen die Teilnehmer sehr befriedigenden Verlauf gehabt; an zwei Tagen allerdings herrschte bedenkliche Flaute, im allgemeinen aber erwies sich Gott Aeolus den Seglern günstig. Es erschienen denn auch mit ganz vereinzelten Ausnahmen alle Yachten, die zu den verschiedenen Rennen gemeldet hatten, am Start. Es war ein herrlicher Anblick, wenn die einzelnen Klassen in Abständen von fünf Minuten fast in einer Linie nebeneinander die Fahrt begannen, um sich dann mehr und mehr auseinander zu ziehen. Mit besonderem Interesse verfolgten, wie sich denken läßt, die Zuschauer den Gang der Kaiserlichen Yacht „Niagara", die unter dem Namen „Uncle Sam" noch in Kiel sehr günstig abgeschnitten hatte. Auf dem Wannsee aber waren ihr nur geringe Erfolge beschieden.

So sehr die Segelregatten das Interesse der Sportleute rege erhalten, für das große Publikum haben sie keine besondere Anziehungskraft. Man kann die einzelnen Phasen der Regatten nicht verfolgen, und wenn man sich am Ziel aufstellt und die Boote dort anlangen sieht, weiß man auch nicht, welches gesiegt hat, da nicht die absolute Schnelligkeit entscheidet, sondern die Geschwindigkeit im Verhältnis zur Größe der Segel. Die Liebe des großen Publikums gehört dem Turf und vor allem den Radrennen, bei denen jeder, wenn sie zu Ende sind, gleich weiß, woran er ist. Daher hatten sich am letzten Sonntag auf der Rennbahn zu Friedenau bei Berlin trotz keineswegs günstiger Witterung wieder viele Tausende eingefunden, um einem Stundenrennen mit Motorschrittmachern beizuwohnen. Vier Kämpfer traten da in die Schranken, doch kamen für den Sieg von vornherein nur zwei in Betracht: Thaddäus Robl aus München und der Engländer Jimmy Michael, der sogenannte „kleine Michael", der sich nach kurzer Thätigkeit als Jockey wieder mit großem Erfolge dem Radsport ergeben hat. Robl ging schließlich mit etwa 3/4 Kilometer Vorsprung als Erster über das Band, aber er hat in Michael einen durchaus ebenbürtigen Gegner zu erblicken, der in Friedenau lange die Führung behauptete, bis ihn ein Unfall seines Motors ins Hintertreffen brachte.

Schriftsteller Joseph Braun, Operettenlibrettist, † in Wien am 26. September im 62. Lebensjahr.

Oberpräsident v. Goßler, † am 29. September (Portr. S. 1851).

Russischer General Gurtschin, Kommandeur des Wilnaschen Militärbezirks, † am 28. September zu Wilna.

Postsekretär a. D. Herrmann, bekannter Philatelist, † in Berlin.

Dr. C. Hula, Sekretär am archäologischen Institut zu Wien, † am 26. September im Alter von 40 Jahren.

Geheimer Kommerzienrat Dr. W. Oechelhaeuser, † am 25. September (Portr. S. 1851).

Professor Dr. B. D. Stokvis, bekannter Mediziner und Professor der Universität Amsterdam, † am 28. September.

Dombaumeister Geheimer Regierungsrat Richard Voigtel, † am 28. September zu Köln im 73. Lebensjahr.

Henry Warnery, Litteraturprofessor, † am 23. September zu Lausanne im Alter von 43 Jahren.

Französischer Romanschriftsteller Emile Zola, † am 29. September (Portr. S. 1847).

Geldnot in den Vereinigten Staaten! Das in der letzten Zeit besonders stark in den Vordergrund getretene „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" brachte wieder einmal unser altes Europa in lebhafte Unruhe. Angesichts und trotz einer beispiellos großen Ernte und nach allen übereinstimmenden Berichten einer glänzenden Geschäfts- und Wirtschaftslage kam die durch eine rasende Ueberspekulation nervös gemachte Neuyorker Börse heftig ins Gedränge. Anfangs der

Digitized by Google

Woche konnte man bei uns darum auch noch häufiger als bisher den unmittelbar bevorstehenden „amerikanischen Krach" an die Wand malen sehen. Das, was sich bisher aus den wilden Schwankungen der Neuyorker Kursziffern ersehen ließ, kennzeichnete sich nach wie vor als Konsequenz der an dieser Stelle mehrfach beleuchteten Ueberkapitalisierung zahlreicher Unternehmungen und Kreditüberspannung auf den verschiedensten Wirtschaftsgebieten durch Trusts, Deals und Privatspekulation einzelner. Die gegenwärtigen scharfen Verlegenheiten werden wesentlich verstärkt durch die mangelhafte amerikanische Münz- und Bankenverfassung, die eine Stockung und Unterbindung im Umlauf der Zahlungsmittel begünstigt. Der amerikanische Staatsschatz ist angeschwollen von enormen Goldbeträgen, aber er sollte sie nur gegen Regierungsbondshinterlegungen den sogenannten Nationalbanken und damit der Börse zugängig machen. Jedoch an diesen Bonds fehlt es eben; denn Amerika hat seine Staatsschulden in thatsächlich bedenklicher Weise reduziert, so daß 2½prozentige United States Bonds auf den schwindelnd hohen Kursstand von 132 gestiegen sind. Inzwischen hat der Schatzsekretär auch andere Hinterlegungswerte zugelassen, und die Börse atmete wieder auf.

Den Vereinigten Staaten von Amerika fehlt eine große Staatsbank, in der Art unserer großen Noteninstitute, die den Geldumlauf regelt und in der alle wirtschaftlichen Fäden zusammenlaufen. Vielleicht führen die gegenwärtigen bitteren Erfahrungen jenes weder in verrosteten Vorurteilen befangene, noch stark konservative Volk zu einer Reform seines Bankwesens. Vorläufig laboriert nicht allein Amerika, sondern ganz Europa an den Schwierigkeiten, die die allzu große Anspannung der Unternehmungen in der großen Republik hervorgerufen hat. Die Vorgänge an unserer Börse waren in den letzten Tagen denn auch selbstverständlich fast einzig und allein von diesen amerikanischen Erscheinungen beeinflußt. Verschärft wurde die allgemeine Mißstimmung zeitweise durch verschiedene neue Vorkommnisse in Mannheim und Hannover. An ersterem Platz kamen bei der bisher als sehr solide geltenden Aktiengesellschaft für chemische Industrie seit einem Dezennium in schamlosester Weise verübte Fälschungen des Vorstandes zu Tage, und in Hannover folgte dem kürzlich bekannt gewordenen Zusammenbruch der dortigen sogenannten Landesbank die Zahlungseinstellung des Hannoverschen Hypothekenvereins.

Allerdings können die eben erwähnten Zusammenbrüche glücklicherweise keine nennenswerte materielle Bedeutung beanspruchen; denn die in Betracht kommenden Unternehmungen haben kaum wesentlich über ihren lokalen Rahmen hinausgereicht. Aber man wird doch dabei eben wieder aufs neue daran erinnert, daß die vor etwa drei Jahren eingetretene Krisis noch immer ihre Kreise zieht, wenn auch leichtfertige Geschäftsführung, Vertrauensbrüche und Fälschungen keineswegs als „Nachwirkungen" dieser Krisis bezeichnet werden dürfen. Das sparende Publikum wird oft genug durch hochtrabende Namen kleiner und kleinster Banken und Genossenschaften angelockt und büßt dann häufig sein blindes Vertrauen in schmerzlicher Weise. Es bliebe zu erwägen, ob die Gesetzgebung nicht vorbeugend wirken könnte, wenn sie, besonders bei unbedeutenden Gesellschaften, jede Firmierung verbietet, die sich auch nur den Schein eines offiziellen oder gar amtlichen Charakters anmaßt. Verus.

Unsere Bilder.

Gustav von Goßler (Porträt S. 1851). Der Oberpräsident von Westpreußen ist nach langem Leiden am 29. September in Danzig aus dem Leben geschieden, ein Mann von ungewöhnlich hervorragenden Fähigkeiten und ungewöhnlich großen Verdiensten. Am 23. April 1838 als Sohn des nachmaligen Kanzlers von Ostpreußen geboren, wandte er sich nach Vollendung seiner juristischen Studien der Verwaltung zu und wurde bereits 1865 Landrat des Kreises Darkehmen, der ihn im Jahr 1877 zum erstenmal in den Reichstag entsandte. Hier erwarb er sich als Mitglied der konservativen Partei alsbald eine so angesehene Stellung, daß ihn die Mehrheit 1881 zum ersten Präsidenten erwählte. Allein lange sollte er das Ehrenamt nicht verwalten, da er noch in dem gleichen Jahr zum preußischen Kultusminister ernannt wurde. Auf diesem Posten hat er sich ausgezeichnet bewährt, er vollbrachte die schwere Aufgabe, die Kulturkampfgesetze allmählich zu beseitigen, ohne daß das Ansehen des Staats darunter litt. Erwies er sich auf der einen Seite den von vielen Seiten begehrten Reformen im Unterrichtswesen abhold, so war er doch ein Förderer der Wissenschaften. Als er dann nach zehnjähriger Wirksamkeit aus dem Ministerium schied und das Oberpräsidium der Provinz Westpreußen übernahm, begnügte er sich nicht damit, die Geschäfte dieses Amts ordnungsgemäß zu führen, sondern entfaltete gerade hier eine ungemein erfolgreiche, praktische Thätigkeit. Ihm in erster Reihe verdankt die Provinz das Gedeihen ihrer Industrie.

Die Stadt Herford (Abb. S. 1848) in Westfalen feierte am 26. September das Jubiläum ihrer zweihundertfünfzigjährigen Zugehörigkeit zum brandenburgisch-preußischen Staat. Sie hatte wohl Ursache, den Tag festlich zu begehn, obgleich die Einverleibung vor einem Vierteljahrtausend nicht gerade einem Wunsch der Herforder entsprach. Der Große Kurfürst machte der Reichsunmittelbarkeit der Stadt ein Ende, da sie sich weigerte, ihre Pflichten ihm gegenüber zu erfüllen. Nachdem er aber von ihr Besitz ergriffen und sich von den Behörden und der Bürgerschaft hatte huldigen lassen, baute er die Stadt, die im dreißigjährigen Krieg arg verwüstet worden war, wieder auf und gab ihr so die Grundlage neuen Gedeihens. In Erinnerung an diese historischen Thatsachen wurde zum Hauptstück des Jubiläums, an dem außer den Spitzen der Behörden der Kronprinz teilnahm, die Enthüllung eines Denkmals für den Großen Kurfürsten gemacht. Das wohlgelungene Werk von Heinrich Wefing zeigt den Großen Kurfürsten in freier Haltung stehend, die Rechte auf die Stadtmauer gestützt, die die Inschrift „Die Hansa" trägt. Inschriften am Sockel erzählen dem Beschauer, daß das Denkmal zur Feier des Jubiläums errichtet worden ist.

Der Kongreß deutscher Naturforscher und Aerzte in Karlsbad (Abb. S. 1853) hat, wie vorauszusehen war, wieder mannigfache Anregungen auf den verschiedensten Gebieten gebracht. Mannigfach wurden — außer den nur Fachleute interessierenden — auch Fragen wissenschaftlich beleuchtet, die täglich den Gegenstand von Erörterungen auch in Laienkreisen bilden, so um nur einiges herauszuheben, die drahtlose Telegraphie oder die Schädlichkeit des Alkoholgenusses. Den größten Eindruck aber machten die Mitteilungen des Wiener Arztes Dr. Paul Moser über die Heilwirkungen des Scharlachserums. Natürlich erscheint ein abschließendes Urteil über den Wert des neuen Serums noch nicht statthaft. Neben den wissenschaftlichen Verhandlungen enthielt das Programm des Kongresses, wie üblich, auch zahlreiche gesellige Zusammenkünfte, unter denen eine besondere Anziehungskraft das Frühstück auf der alten Wiese ausübte.

Sverdrups Heimkehr (Abb. S. 1849). Die Bedeutung der Nordpolfahrt Sverdrups, der fast gleichzeitig mit Peary nach jahrelanger Abwesenheit zurückgekehrt ist, hat bereits in unserer vorigen Nummer in einem besonderen Artikel ihre Würdigung gefunden. Wir bringen heute noch einige Bilder von seiner Heimkehr, bei der dem Forscher zahlreiche ehrende Kundgebungen bereitet wurden. Namentlich in der Haupt-

Digitized by Google

stadt wurde er offiziell mit den größten Feierlichkeiten begrüßt, das Publikum jubelte ihm begeistert zu. Neben den Personen, die mit ihm an Bord der Fram waren, interessieren in hohem Grad auch die Tiere. Auf unserm Bild sehen wir eine Anzahl Polarhunde, die er als unentbehrliche Hilfe bei der Expedition aus der Heimat mitgenommen hatte, und rechts zwei Polarwölfe, die er im hohen Norden fing.

Stanley Spencers lenkbares Luftschiff (Abbildungen S. 1852). Während in den letzten Jahren hauptsächlich Frankreich den Boden für neue Versuche auf dem Gebiet der Luftschiffahrt abgab, rückt jetzt England in die vorderste Reihe. Ein englischer Luftschiffer, Stanley Spencer, hat einen neuen Ballon konstruiert, der allem Anschein nach dem Problem der absoluten Lenkbarkeit näherkommt, als der des Eiffeltumumschiffers Santos Dumont. Er hat jüngst eine Fahrt über London gemacht, bei der er sich bis zu 1000 Fuß erhob und eine Gesamtstrecke von etwa 20 englischen Meilen in 1 3/4 Stunden zurücklegte. Der Versuch gelang ausgezeichnet, der Ballon folgte willig jeder Bewegung des Steuers. Allerdings hat Spencer zu der Fahrt einen windstillen Tag ausgewählt, die Probe auf seine Leistungsfähigkeit bei ungünstiger Witterung wird das neue Luftschiff also noch abzulegen haben. Spencer selbst fühlt sich durch seine bisherigen Erfolge jedenfalls ermutigt, an den Bau eines größeren Ballons zu gehen, auf dem ihn dann seine Frau wird begleiten können, die auch eine ausgezeichnete Luftschifferin ist.

Die Bodleianische Bibliothek (Abb. S. 1852), wie die Bücherei der Universität Oxford nach ihrem Begründer Sir Thomas Bodley genannt wird, feiert in den nächsten Tagen das Jubiläum ihres dreihundertjährigen Bestehens. Es wird durch eine würdige Feier begangen, zu der auch die großen Bibliotheken des Kontinents, insbesondere Deutschlands, Vertreter entsenden. In unserm Vaterland hat Bodley, der von 1544 bis 1612 lebte, seine Erziehung genossen, da seine Eltern wegen der Verfolgungen der Protestanten unter der Königin Maria aus England geflüchtet waren. Unter der Königin Elisabeth trat Bodley zunächst in den diplomatischen Dienst seines Vaterlands, widmete sich aber später ganz der Ausgestaltung der Oxforder Bibliothek, die heute weit über eine halbe Million Bände zählt.

An dem großen Wiener Schützenfest (Abb. S. 1848) haben auch Reichsdeutsche teilgenommen und einen stattlichen Erfolg erzielt. In dem Wettstreit zwischen dem österreichischen und dem deutschen Schützenbund mit dem Armeegewehr blieb der deutsche siegreich. Beim Schießen im Stehen erzielten die Oesterreicher ein besseres Ergebnis, im Knien und Liegen aber blieben sie zurück. Sehr bedeutend allerdings war der Unterschied im ganzen nicht, denn die Deutschen erzielten mit 600 Schüssen 3747, die Oesterreicher 3709 Kreise. Kaiser Franz Josef, der sein lebhaftes Interesse für das Schützenwesen durch einen längeren Besuch der Schießstätten bekundete, ließ sich dort auch die Vertreter des deutschen Bundes vorstellen und meinte, der Erfolg unserer Landsleute sei wohl einerseits auf größere Uebung zurückzuführen, lege aber andrerseits Zeugnis für die Vorzüglichkeit der deutschen Armeewaffe ab. Von dem zahlreich erschienenen Publikum wurden die Deutschen herzlich beglückwünscht.

Eine Wetterkatastrophe hat auf Sizilien furchtbaren Schaden angerichtet und viele hundert Menschenleben vernichtet. Mehrere Tage lang brausten über die Insel heftige Stürme, die in der Umgebung von Catania ihre größte zerstörende Gewalt entfalteten. Hier richtete eine Windhose entsetzliche Verheerungen an; ihr fielen auch die schönen Anlagen der Villa Bellini (Abb. S. 1852) zum Opfer, eines öffentlichen Gartens, der seinen Namen nach dem in Catania geborenen berühmten Opernkomponisten trägt.

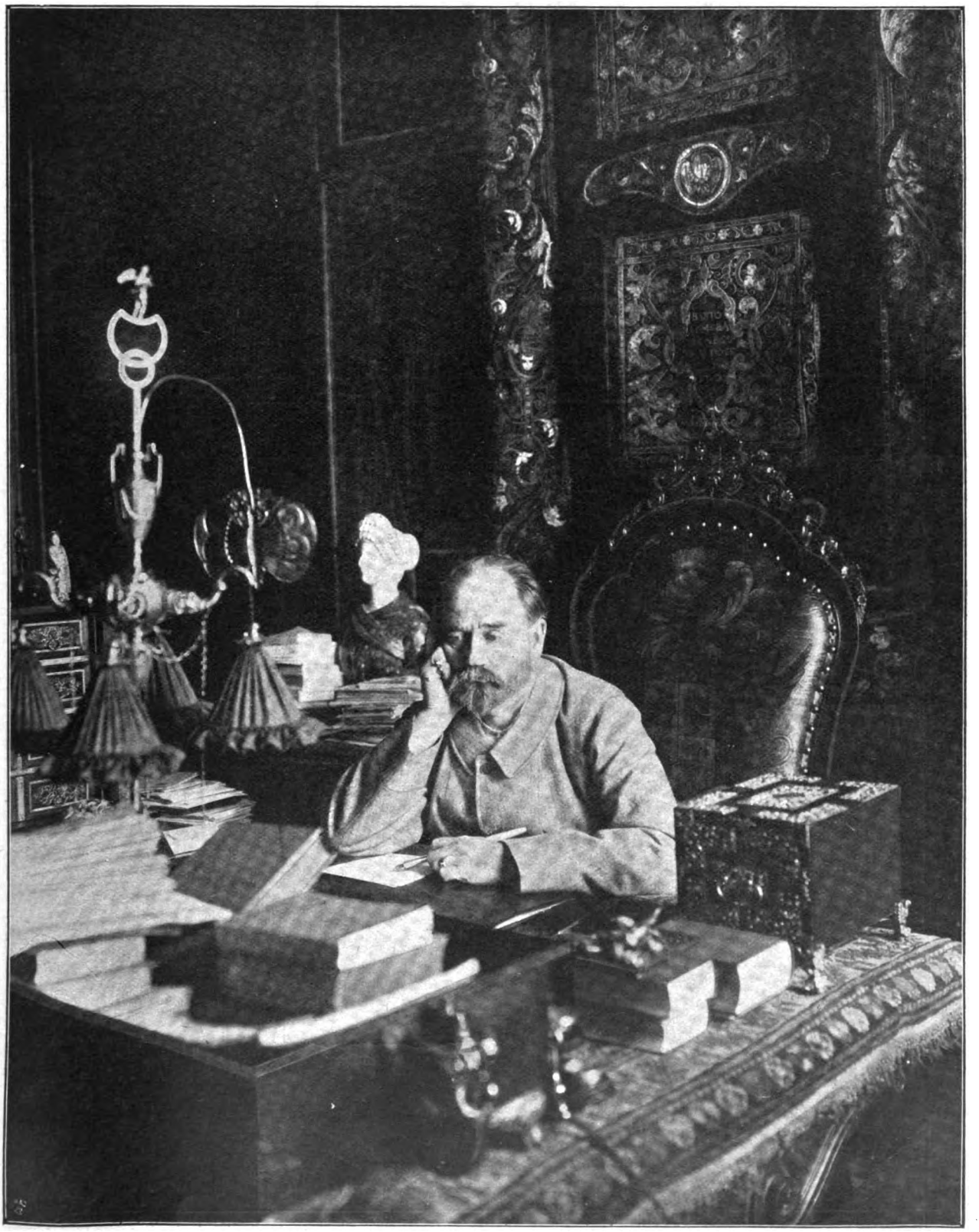
Das haïtianische Rebellenschiff „Crête à Pierrot" (Abb. S. 1850) ist, wie unsere Leser wissen, zur Strafe für die Beraubung der „Marcomannia" von dem deutschen Kanonenboot „Panther" vernichtet worden. Ohne Zaudern folgte die Mannschaft unter Führung des Admirals Killick, der sich zum Parteigänger Firmins gemacht hatte, der Aufforderung, das Schiff zu verlassen. Zuvor aber legten die Haïtianer selbst noch Feuer in die Pulverkammer des „Crête à Pierrot". Ihre Sorge, daß Deutschland andernfalls das Schiff noch benutzen möchte, war hinfällig; nicht auf den Besitz, sondern auf die Vernichtung des alten Kahns war es abgesehen, und diese ist durch das Vorgehen der Haitianer noch erleichtert worden. Die Beschießung durch den „Panther" bereitete dann der Existenz des Schiffes, dem der Untergang bestimmt war, ein schnelles Ende.

Aus West und Ost. Den Bildern von den Schweizer Manövern, die wir bereits in der vorigen Nummer brachten, fügen wir heute noch auf Seite 1851 eine Porträtgruppe der fremden Offiziere bei, die den Uebungen beigewohnt haben. — Gleichfalls im Anschluß an früher schon erwähnte Vorgänge veröffentlichen wir ein Gruppenbild (S. 1854) der russischen Dorfältesten, die der Zar während der Manöver in Kursk empfing, um sie vor Unruhestiftungen zu warnen und seiner Fürsorge zu versichern.

Personalien. (Porträts S. 1851). Anstelle des Herrn Andrew D. White, der im November nach Vollendung seines siebzigsten Lebensjahrs in den Ruhestand tritt, ist zum amerikanischen Botschafter in Berlin der bisherige Botschafter in Petersburg, Charlemagne Tower, ernannt worden. Tower, der am 7. April 1848 in Philadelphia geboren wurde, ist ein vielseitig gebildeter Mann, der nach Beendigung seines Studiums auf der Harvarduniversität noch europäische Universitäten besuchte. Man rühmt ihm große weltmännische und geschäftliche Geschicklichkeit nach. — Der bisherige Gesandte in Madrid, Storer, der eine Zeitlang auch als Kandidat für den Berliner Posten genannt wurde, geht als Botschafter nach Wien. — Als Nachfolger des im Sommer verstorbenen Dr. Grosse ist Hans Hoffmann zum Sekretär der deutschen Schillerstiftung gewählt worden, einer unserer besten Novellisten und Lyriker. Hoffmann, der am 27. Juli 1848 in Stettin geboren wurde, widmete sich dem Studium der Philologie und wirkte auch mehrere Jahre als Gymnasiallehrer. Bereits 1878 gab er jedoch die amtliche Thätigkeit auf, um sich ganz der Litteratur zu widmen. Während er zuerst mit italienischen Erzählungen vor die Oeffentlichkeit trat, suchte er seine dichterischen Vorwürfe später in der Heimat. Sein köstlicher Humor entfaltet sich am reichsten in der Erzählung „Das Gymnasium zu Stolpenburg", während unter seinen andern Werken wohl der „Landsturm" den ersten Platz behauptet. — Auf den Lehrstuhl der pathologischen Anatomie an der Berliner Universität, den Rudolf Virchow so lange innehatte, wurde Professor Johannes Orth aus Göttingen berufen, der hier bereits in den siebziger Jahren als Assistent seines großen Vorgängers gewirkt hat. Orth, der am 14. Januar 1847 in Walmerod geboren wurde, hat seine Studien in Bern gemacht, wo er auch seine akademische Lehrthätigkeit begann. — Auf seiner Besitzung Niederwalluf am Rhein starb, 82 Jahre alt, Dr. Wilhelm von Oechelhaeuser, der im öffentlichen Leben Deutschlands auf verschiedenen Gebieten eine hervorragende Rolle gespielt hat. Ursprünglich Kaufmann und Techniker, wandte er sich bereits frühzeitig einer umfangreichen publizistischen Thätigkeit zu. Sein Interesse galt der Volkswirtschaft und Politik in gleichem Maß, wie der schönen Litteratur. Er gehörte kürzere Zeit dem preußischen Abgeordnetenhaus und von 1878 bis 1893 als Mitglied der nationalliberalen Partei dem Reichstag an. Die deutsche Shakespearegesellschaft verliert in ihm ihren Begründer und langjährigen, höchst verdienstvollen Präsidenten.

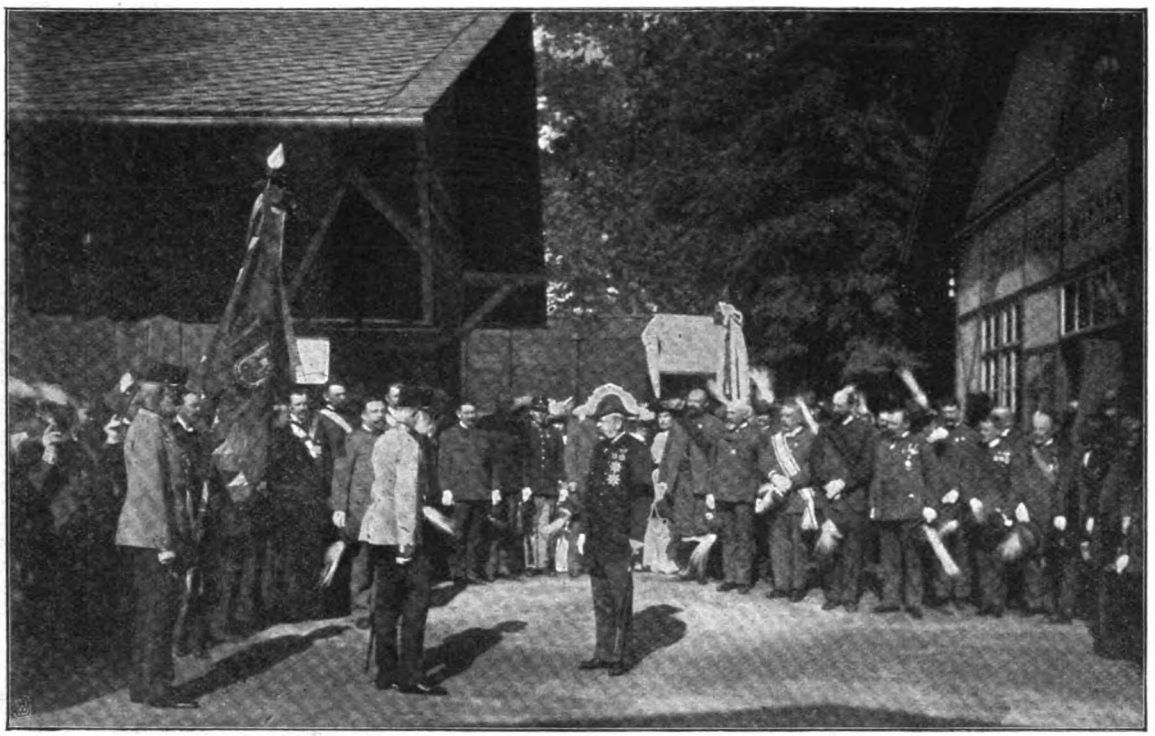
Digitized by Google

Bilder vom Tage.

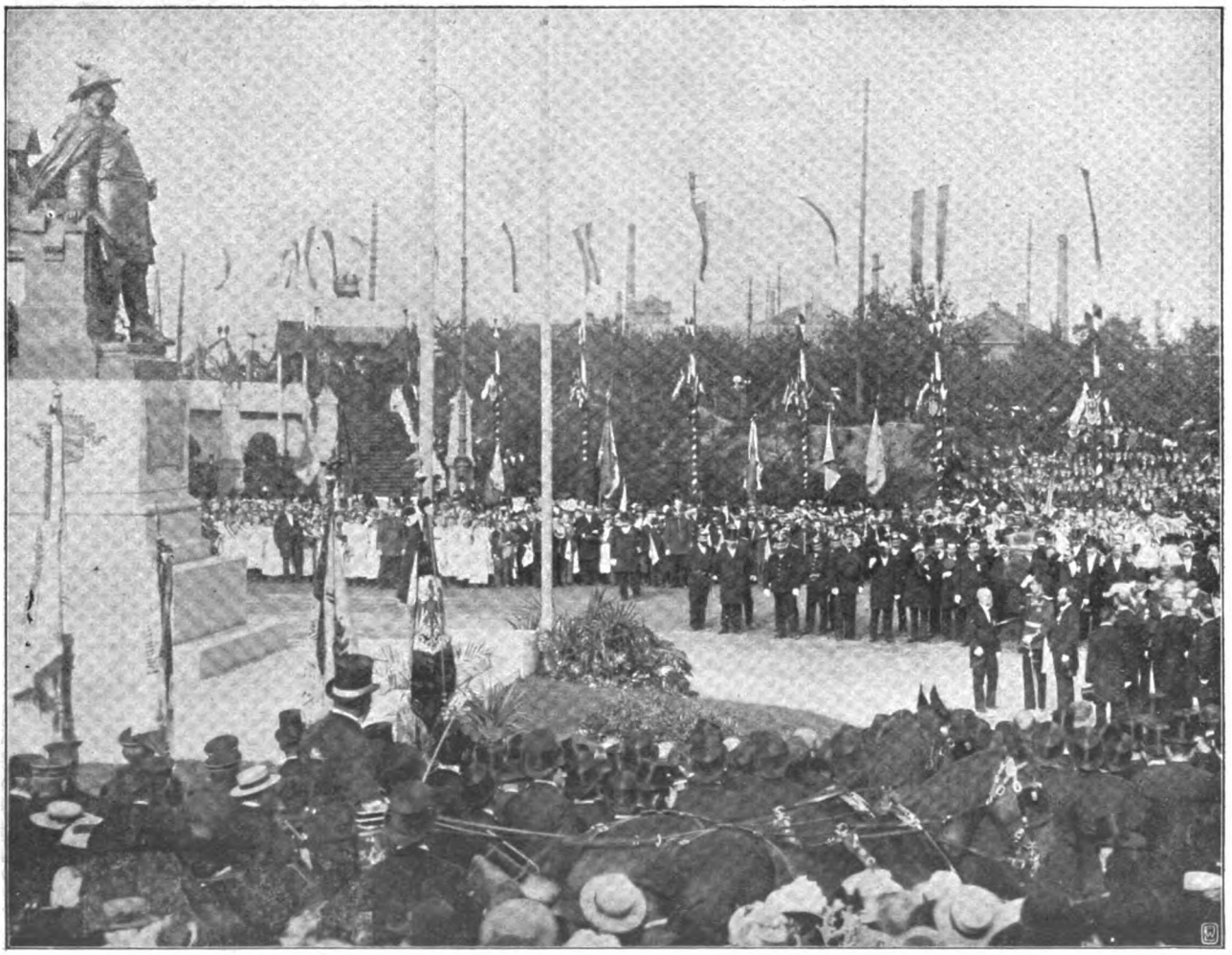


Emil Zola †

Digitized by Google

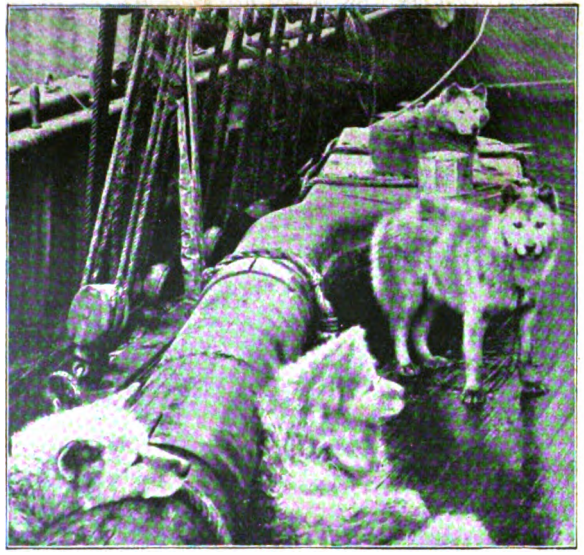


Vom Wiener Schützenfest: Kaiser Franz Josef besucht die Schiessstätte.
Hofphot. R. Lechner.



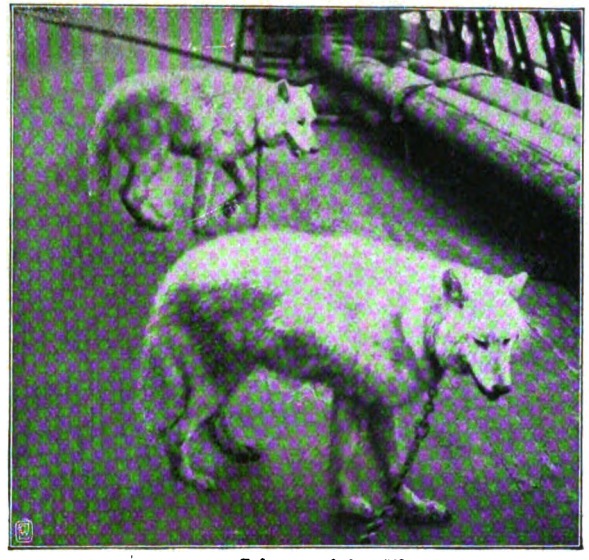
Die 250jährige Jubelfeier der Zugehörigkeit Herfords zu Brandenburg-Preussen: Enthüllung des Denkmals des Grossen Kurfürsten.
Hofphot. C. Colberg.

Digitized by Google



Polarhunde der Expedition.

Besuch an Bord.

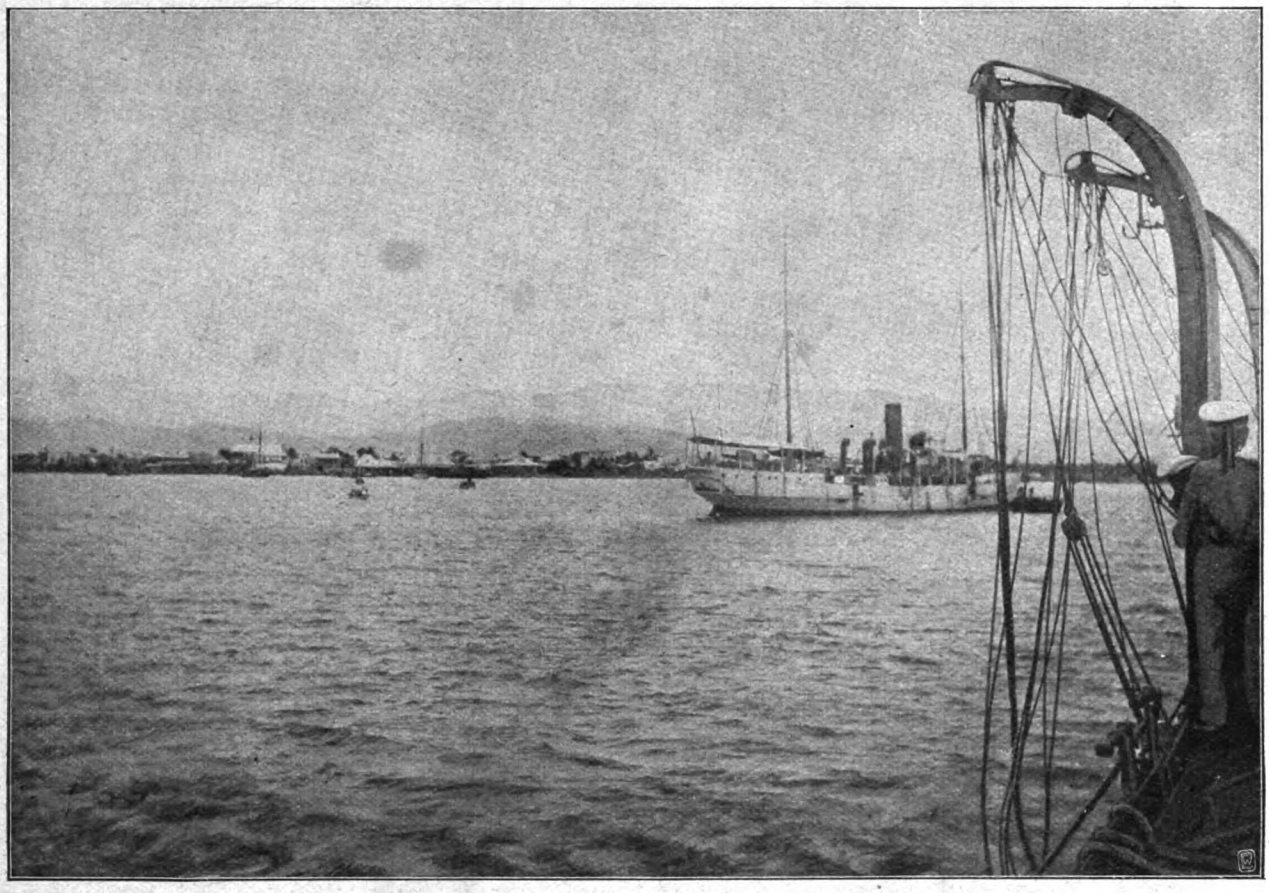


Gefangene Polarwölfe.

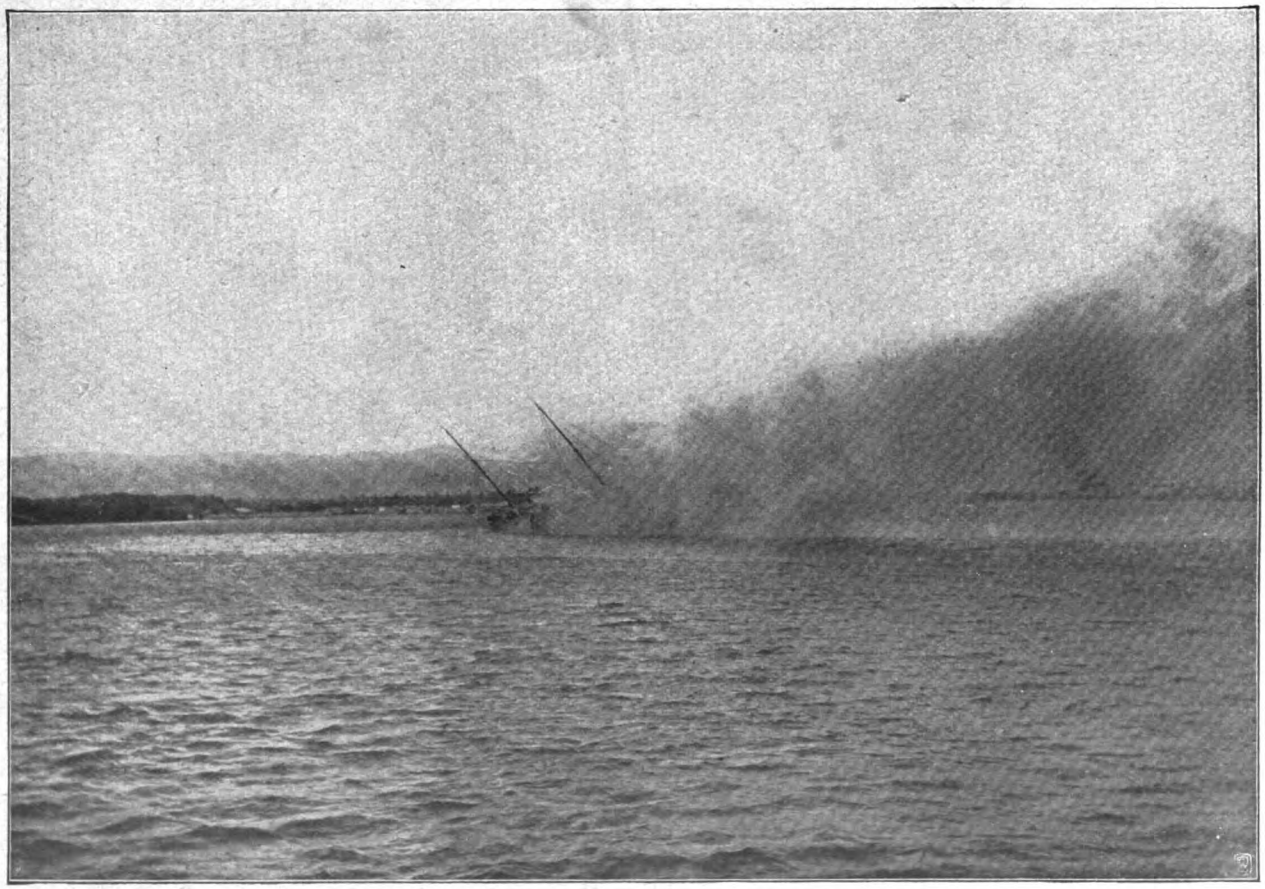
Untere Reihe (von links nach rechts): Lindström. Raanes. Sverdrup. Schei. Bay. — Obere Reihe (von links nach rechts): Fosheim. Hassel. Olsen. Nödtvedt. Henriksen. Simmons.
Der Polarforscher mit seinen Begleitern an Bord des „Fram".

Sverdrups Heimkehr: Im Hafen von Stavanger.

Digitized by Google



Vor der Beschießung: Die haïtianische Besatzung verläßt das Schiff.



Das Wrack des „Crête à Pierrot" nach der Beschießung.

Die Vernichtung des haïtianischen Rebellenboots „Crête à Pierrot" durch das deutsche Kriegsschiff „Panther".

Digitized by Google

Bellamy Storer,
der neue amerikan. Botschafter in Wien.

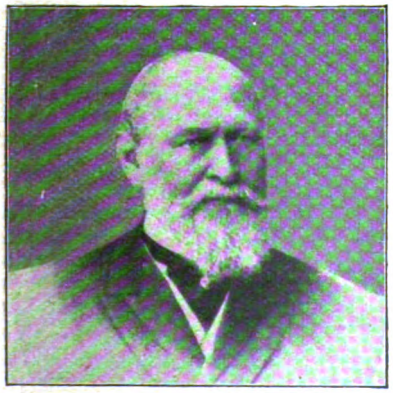
Gewerberat Dr. Bittmann,
Leiter der badischen Fabrikinspektion.

Hans Hoffmann,
Generalsekretär der Schillerstiftung.

Charlemagne Tower,
der neue amerikan. Botschafter in Berlin.

Obere Reihe (von links nach rechts): KapitänJ. Schwendimann (Schweiz), Kommandant Chéré (Frankreich), Kapitän H. Kemper (Niederlande), Major F. Trench (England), Kommandant V. de Kerraoul, Militärattaché (Frankreich), Hauptmann Baron von Beaulieu-Marconnay, Militärattaché (Deutschland), Kapitän R. Vogel (Schweiz), Kapitän E. Roppolo, Militärattaché (Italien). Untere Reihe (von links nach rechts) Major George R. Cecil, Militärattaché (Vereinigte Staaten von Amerika), Oberstleutnant Freiherr von Seckendorff (Deutschland), General Lande (Frankreich), Generallt. von Bülow (Deutschland), Generallt. A. Kool (Niederlande), General Baron Rosen (Rußland), Oberstlt. M. Stuart-Wortley, Militärattaché (England), Oberst von Tscharner (Schweiz), Major Graf Salis-Seewis (Oesterreich-Ungarn).

Von den Schweizer Herbstmanövern: Die fremden Offiziere.

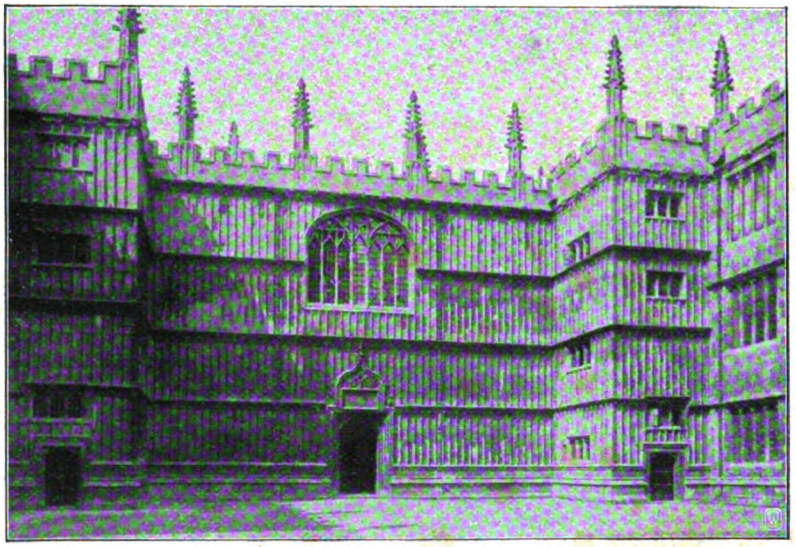


Geheimrat Dr. Wilhelm von Oechelhaeuser †
hervorragender Shakespeareforscher.

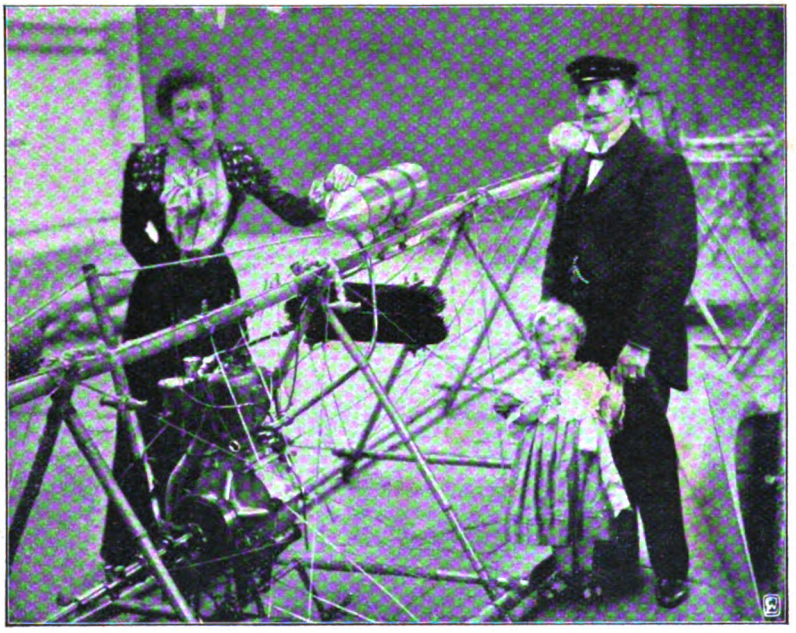
Professor Dr. Orth,
Virchows Nachfolger in Berlin.

Dr. Gustav von Gossler †
Oberpräsident von Westpreußen.

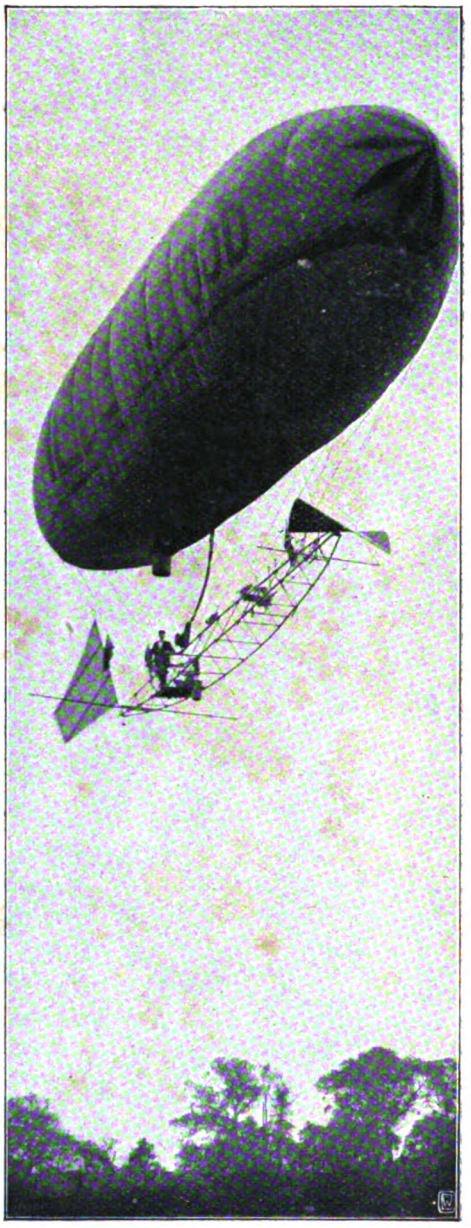
Digitized by Google



Zur Jubelfeier der „Bodleianischen Bibliothek" in Oxford: Das Gebäude.

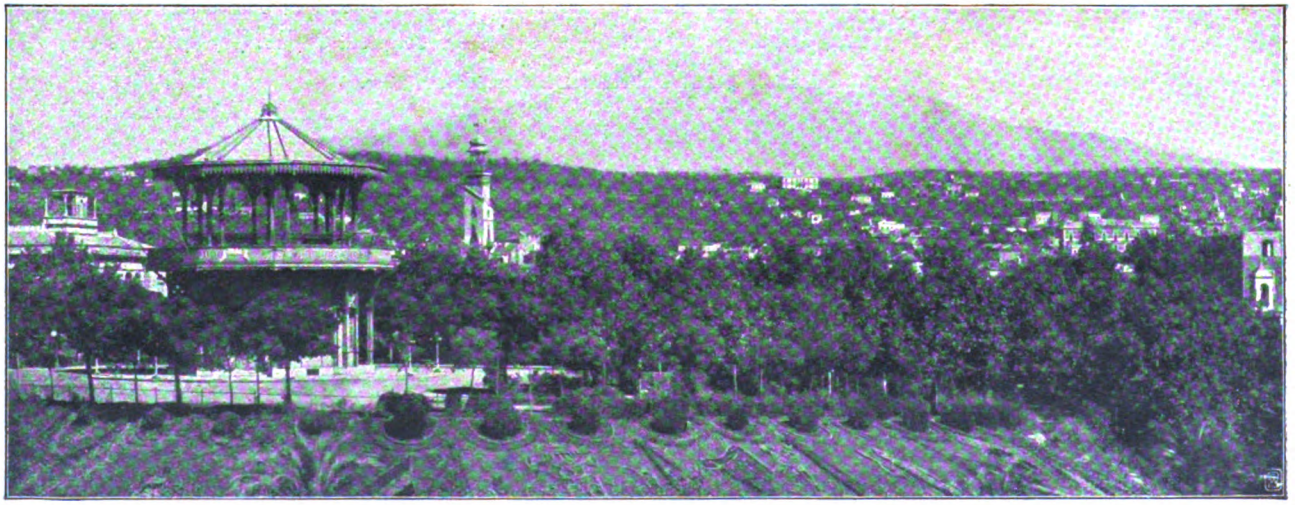


Luftschiffer Stanley Spencer mit Familie.



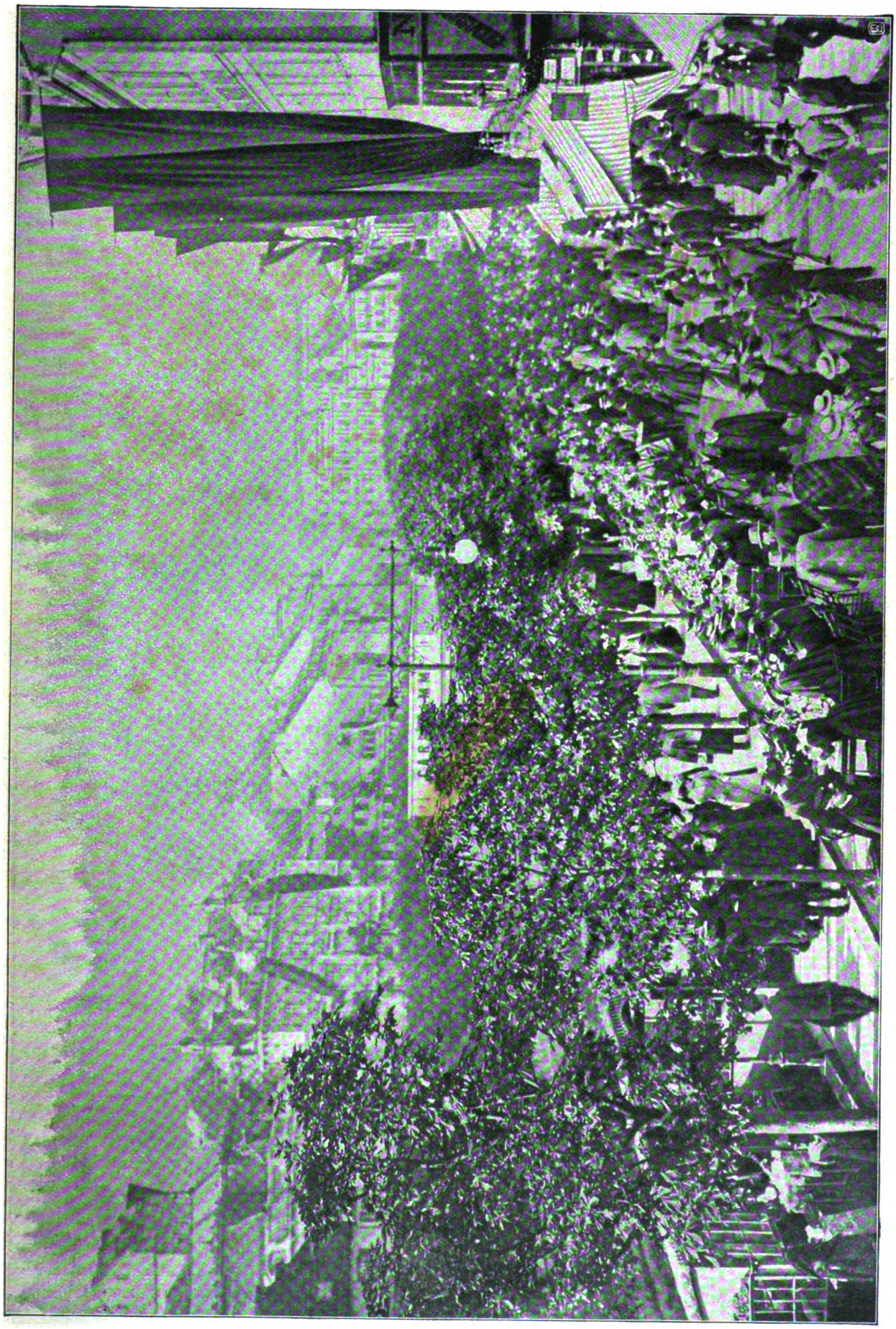
Im Fluge. (Russel & Sons phot.).

Das erste lenkbare Luftschiff im Fluge über London.



Zur Wetterkatastrophe auf Sizilien: Die Anlagen der Villa Bellini in Catania vor der Zerstörung.

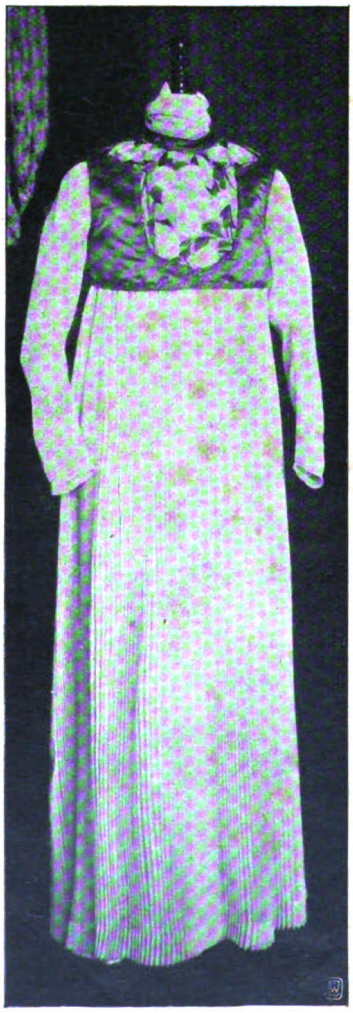
Digitized by Google



Vom 74. Kongresse der Naturforscher und Aerzte in Karlsbad: Frühstück auf der alten Wiese.
M. Adler phot.

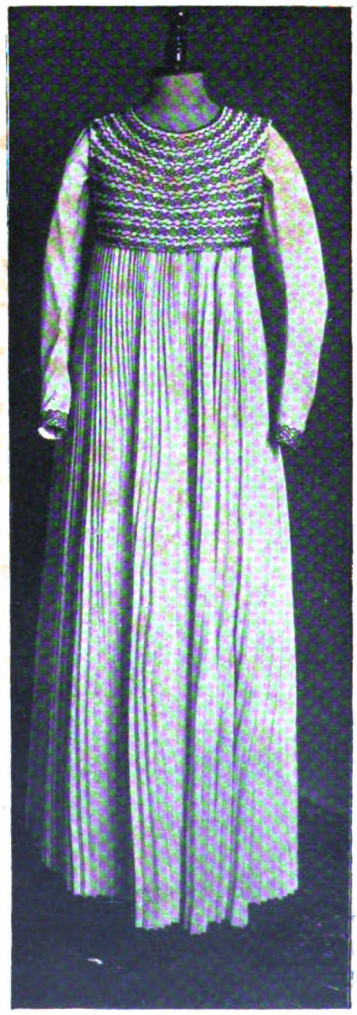
Digitized by Google

Von den Bauernunruhen in Rußland:
Die Dorfältesten, die vom Zaren während der Manöver bei Kursk empfangen wurden.
C. O. Bulla phot.



Besuchskleid von Gräfin Marie Geldern.

Gesellschaftskleid von Frau v. Brauchitsch.



Theekleid von Paul Schultze-Naumburg.

Eine Ausstellung neuer Frauentrachten in Berlin.
Spezialaufnahmen für die „Woche".

Digitized by Google

Gwendolin.

Roman von

August Niemann.

6. Fortsetzung.

Lucian hatte voller Herzenswärme gesprochen, und Gwendolin nickte. Es war ihr in diesem Augenblick heiliger Ernst, daß sie wiederkommen wolle. Sie war so benommen von seiner Güte, von seinem Edelmut — sie konnte nicht ankämpfen gegen dies Bollwerk von Liebe, das er aufgebaut hatte. Sie war so schwach, so müde!

„Und weil du nicht allein reisen kannst, so soll Mamsell Minchen dich begleiten. Möchtest du das?"

Sie nickte wieder. Schweigend saß er dann da und starrte ins Leere. Das hatte er vor einem halben Jahr nicht gedacht, daß er den Winter allein verbringen sollte.

Sie schloß die Augen und fragte sich: wer löst mir dies Rätsel von einem Mann? Warum packt er mich nicht bei den Schultern? Warum schüttelt er mich nicht? Sagt harte, böse Herrscherworte? Warum erstickt er mich mit Nachsicht und Geduld? Ist das nun Liebe oder Dummheit? Sie blinzelte unter den halbgeschlossenen Lidern zu ihm hinüber. Da saß er, die Hände gefaltet, den Kopf zurückgelehnt, und blickte stumm in die Höhe. Ungeduldig schloß sie wieder die Augen. Was mochte in ihm vorgehen? Fühlte er sich sehr unglücklich? Ah, er küßte die Hand, die nach ihm schlug, er bot seine linke Wange dar, wenn man die rechte ihm gezüchtigt. Fort! Nur fort!

„Du sprachst gestern abend von einer Beichte, Gwendolin, und ich glaube auch von Richten. Nicht daß ich dich hindern will, mir deine Seele zu entschleiern, nur dies möchte ich dir zuvor sagen: wer bin ich, daß ich dich richten soll? Wir sind alle Sünder vor dem Ewigen. Ich aber liebe dich von ganzer Seele und mit allen meinen Kräften. Ich pflanzte dich in ein fremdes Erdreich und bedachte zu wenig, daß du Höhenluft brauchst. Du gedeihst nicht in diesem stillen Pfarrhausfrieden, der dir wie die Niederungen des Lebens erscheint. Und nach dem du dich doch einst so sehntest! Damals warst du müde von ungewohntem Kampf, nun kommen die alten Bedürfnisse wieder mit Macht, seit du stärker wurdest. Du willst mehr als diese eintönigen Pflichten. Ich empfinde es. Es zerreißt mir das Herz. Die Wege, die ich wandle, willst du nicht wandeln. Gehe ein Weilchen fort, besinne dich da draußen auf dich selbst, auf ein Glück, das es doch einmal gab. Ich bringe pekuniär kein Opfer, wenn ich dir eine größere Summe gebe. Sie ist dein, denn Dorn schreibt mir, daß ein altes Los, das wenig beachtet in deinem Nachlaß sich vorfand, eine größere Summe gewann. So nimm denn davon und gehe nach Berlin zu einem Arzt oder in eine andere Stadt, wo Autoritäten sind. Es steht alles bei dir. Und nun wollen wir Mut fassen, liebe Frau, es wird noch alles besser werden, als wir denken."

Sie wollte laut aufschreien und ihm zurufen: „Nichts fügt sich so, wie du denkst! Du Thor, du! Ich will Freiheit, denn alles, was du mir Liebes thust, drückt mich wie Ketten. Ich ersticke hier. Ich vergehe in dieser behäbigen Mittelmäßigkeit."

Aber sie fand nicht den Mut, ihm dies ins Gesicht zu schleudern. Und wenn sie es gethan hätte? Verächtlich zog sie die Mundwinkel herunter. Er würde das ja gar nicht glauben. Er würde sie streicheln und sagen: „Du bist krank, meine liebe Frau!"

Er kam noch einmal auf eine Reise nach Berlin zurück. Grete und Konrad sollten ihr eine gute Pension im Westen auskundschaften, zwei behagliche Zimmer. Nach einem tüchtigen Arzt wollte er sich erkundigen. Er redete sich ordentlich warm, und über sein ernstes, sorgenvolles Gesicht breitete sich nach und nach ein Zug von Freude und Hoffnung.

Er nickte ihr zu und ging, ein wenig zögernd, denn er hoffte wohl, sie würde ihm die Hand zum Abschied reichen. Und sie fühlte wohl, daß sie irgendetwas sagen oder thun müsse, und hob ihre schlanke Hand ein wenig. Da kam er noch einmal zurück und drückte einen Kuß auf diese Hand. Dann ging er eilend hinaus. Feine helle Röte war in sein Gesicht gestiegen.

Sie besah die Hand, und da fielen ihr des alten Kräuterschorsche Worte ein: Apollofinger! Wer die halten will, soll einen festen Druck haben! Sie wischte über die Stelle, die sein Mund berührt hatte, ein fast feindlicher Zug erschien auf ihrem Gesicht. Dann flog ihr ein Gedanke durch den Sinn: wir sind quitt, ja, wir sind quitt! Gab ich ihm nicht alles? Mich selbst? Und löschte das Schicksal nicht selbst die Folgen? Also! Mit einem Mal ward ihr freier. Sie richtete sich auf, strich das Haar aus der Stirn und überlegte, wie sie ihm am besten alles sagen sollte — alles.

Da kam Mamsell Mine herein. Sie räumte geschäftig den Frühstückstisch ab und schaute gespannt nach Gwendolin. Lucian hatte ihr gesagt, daß seine Frau ihr mancherlei Aufträge geben würde. Und Gwendolin winkte sich die Alte ans Bett und erzählte ihr von der beabsichtigten Reise nach Berlin. Das war ganz nach Mamsells Sinn! Sie war ganz Ohr, ganz Eifer und Wichtigkeit. Berlin! Sie schauderte vor Entzücken. So etwas hatte sie sich immer gewünscht. Fast war es wie in einem Roman. In einer Pension sollten sie leben! Mein Gott, wer würde denn aber so lange hier die Wirtschaft führen? Was würde aus Lucian werden? Ja, und wußten denn das schon die alten Mormanns?

Die alten Mormanns! Gwendolin hatte noch mit keiner Silbe nach ihnen gefragt. Sicherlich war das unhöflich und beleidigend.

„Frau Mormann sorgt sich um ihre liebe Schwiegertochter," erzählte Mamsell gutmütig. „Nun kann sie aber doch auch mal herein? Sie ist zu Haus geblieben, nur der Herr Vetter ist mit in die Kirche." Sie wartete gar

Digitized by Google

nicht Gwendolins Antwort ab, sondern nahm das Tassenbrett und huschte hinaus, und kurz darauf trat Frau Johanne Mormann herein. Ihr gutes, altes Gesicht sah ganz vergrämt aus. Zum erstenmal fiel es Gwendolin auf, wie ähnlich Lucian seiner Mutter doch sei. Frau Mormann war eigentlich nie in ihrem Leben verlegen gewesen. Sie hatte immer verstanden, sich in dieser oder jener heiklen Lebenslage zu benehmen. Heute war sie etwas unsicher. Und das kam nicht daher, weil sie zweifelhaft darüber war, was sie der jungen Frau sagen sollte, sondern weil sie ihrem Sohn versprochen hatte, Gwendolin zu schonen. Ihr Sohn bildete sich ein, diese Frau aus adligem Geschlecht sei aus anderm Stoff geformt als sie, das stimmte sie ärgerlich, und ihr gutes Herz wollte diesen Aerger zur Ruhe bringen, so entstand etwas Zwiespältiges.

„Es freut mich so, daß es dir besser geht, liebe Tochter," begann sie so herzlich wie möglich. Sie streichelte das Antlitz der Kranken mit ihren verarbeiteten Händen und rückte behutsam die Kissen zurecht. „Ja, das sind so Sachen, die bleiben keinem erspart. Erst freit eine, dann läßt sie die Fittiche hängen. Aber alles geht vorüber, liebe Tochter, und über ein Jahr denkt man anders über diese Geschichte. Und da du dich erholt hast, soll man wieder Mut fassen. Nur schade um den schönen Baum. Der steht nun da — kein Licht hat daran gebrannt. Mormann meint, wir sollen ihn zu Neujahr anbrennen. Aber vielleicht," sagte sie geheimnisvoll, „geht es doch noch heute abend. Was meinst du, wenn wir ihn in Lucians Zimmer trügen und die Thür offen ließen?"

Weihnachten! Ja richtig, Gwendolin hatte es ganz vergessen. Sie nickte mechanisch zu den Worten der Schwiegermutter.

„Und die schönen Geschenke, die dein Mann für dich hat! Es sollte eine große Ueberraschung sein! Ich muß aber ein wenig davon ausschwatzen, du bist ja kein Kind mehr! Da ist das Bild — die Villa am Meer — was wir Altmodischen nicht schön finden, weißt du, und dann ein grüner Sessel." Sie zählte alles auf, gleichsam um damit zu locken und Anerkennung hervorzuzaubern für ihren Liebling, ihren Sohn. Wenn sie geahnt hätte, daß ein jedes dieser Worte Gwendolin wie mit Steinwürfen traf!

„O, mich freut nichts mehr, nur Ruhe möcht ich. Ich mag nichts sehen, nichts hören, nichts von Weihnachtsfreuden will ich. Freut euch ohne mich."

Das war Frau Johanne Mormann denn doch zu viel, und sie fühlte nicht die geringste Reue, nein, es war ihr im Gegenteil noch nach Jahren eine gewisse Genugthuung, wenn sie ihrem Mann wortgetreu wiederholte, was sie jetzt zu ihrer Schwiegertochter sagte: „Mein Kind, hör einmal, jetzt will ich einmal reden! Als ich gestern in der Kirche weinte, aber erst nachdem ich die Gitter zugeschoben hatte an dem Stand, denn so viel weiß ich auch, was sich schickt, da stieß mich Mormann in die Seite und sagte: ‚Heule nicht,' sagte er, ‚sie wird sich auf ihren Wappenspruch besinnen: allzeit getreu, hold und gegenwärtig. Denn Mormann meinte, deine Krankheit sei nicht die Hauptsache, und das größere Malheur sei, daß es dich reut. Aber ich kann mir das von dir nicht denken, liebe Tochter, denn wie sollte es eine Frau reuen, die mit so viel Liebe umgeben ist! Und wenn — nun da fängt eben dann dein Christentum an und das Menschliche, was so viel heißt, man ringt sich mit gutem Willen und Gottes Hilfe durch, weil man doch nicht zum Plaisir allein lebt. Und nun zeige einmal deine adlige Bildung und habe dich nicht so."

Frau Mormann wartete noch ein Weilchen, aber ihre Schwiegertochter gab keine Antwort, sondern schaute mit einem seltsamen Ausdruck nach dem Fenster hin, durch das die fahle Wintersonne ihre letzten Strahlen schickte und an dem eben lautlos mit schwerem Flügelschlag die Raben vorbeiflogen.

„So wünsch ich dir denn gute Besserung," fuhr die alte Frau fort, „und nun will ich dich allein lassen mit Gott und deinem Gewissen — vielleicht hilft das. Und ich rede so, weil ich die Mutter deines Mannes bin und euer Glück will, auch deines."

Wie sie die letzten Worte sprach, zitterte ihre Stimme, wie von zurückgedrängten Thränen.

Doch Gwendolin erfüllte dies alles nur mit leidenschaftlicher Ungeduld. Es lebte nur ein Drang in ihr — hinaus! Hinaus aus dieser Welt!

Es brannte kein Weihnachtsbaum im Pfarrhaus zu Schöneiche, und die „Villa am Meer" hing in Gwendolins Zimmer, ohne daß ein erfreutes Auge auf ihr geruht hätte, und ein einsamer Mann saß sinnend und grübelnd über jenem alten Buch, aus dem er eine bejahende, lebensfreudige Weltanschauung zu schöpfen gelernt hatte, und starrte auf die Worte: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an im Gebet", und er legte den zersonnenen Kopf auf die gefalteten Hände. Küster Mormanns reisten tiefbekümmert ab mit einem gesunden Groll im Herzen gegen die Schwiegertochter.

Mamsell Minchen mußte ihr Quartier in Gwendolins Schlafzimmer aufschlagen. Lucian ließ sein Bett ins Fremdenzimmer schaffen. Mamsell starb fast vor Wichtigkeit, und so sehr sie Lucian verehrte, so sehr er ihr Liebling gewesen von Jugend auf, so war sie doch unbewußt auf die Seite der Frau getreten. Anfänglich ahnte sie nur dunkel, daß sich hier etwas vorbereite, daß Schicksalsgewitter heraufzögen und die Saat der Hoffnung vernichten würden. Aber nach und nach wurde ihr instinktiv alles ganz klar, und es hatte einen merkwürdigen Reiz für sie, eine Rolle in diesem Drama zu spielen. Es war entsetzlich traurig, daß der gute Lucian nicht mehr von seiner Frau geliebt wurde. Alles wie in einem Roman, vielleicht entfloh sie sogar, und sie, Minchen, spielte dabei eine Rolle!

Eine Flucht war Gwendolins Reise nach Berlin zu Mamsells Enttäuschung nicht. Es war ein klarer Februartag, als sie abreisten. Lucian packte seine bleiche Frau warm in Decken und Pelze, bis zum letzten Augenblick noch voll Hoffnung, sie würde die Arme um ihn schlingen und ihm ein herzliches „Auf Wiedersehen!" zurufen. Aber sie brachte nur mit gepreßter Stimme stammelnde Dankesworte hervor, und er küßte mit bebenden Lippen ihre schöne, schlanke Hand, die er nicht fest genug zu halten verstanden hatte.

Digitized by Google

Lange schaute er dem Schlitten nach, nur Mamsell Mine winkte zurück.

Nun war er ganz allein in seiner Rabenpfarre. Eine alte Lehrerswitwe führte ihm die Wirtschaft bis — seine Frau gesund zurückkäme! Er lächelte bitter, als er durch die wohldurchwärmten gemütlichen Räume ging. Nun zeige, was du kannst, Lucian Mormann! Du mußt, du kannst, du willst, du darfst leiden! — —

Wieder wie damals in den schweren Tagen vor kaum zwei Jahren kam sie auf Bahnhof Friedrichstraße an. Das war der gleiche Lärm und das gleiche Stoßen und Drängen, dasselbe gleichgiltige Nebeneinanderherlaufen. Nur sie war eine andere, nicht mehr das ratlose Mädchen, nein, eine Frau mit zerrissenem Herzen. Mamsell Mine ging der Atem aus, als sie mit Gwendolin in einer Droschke durch die hellerleuchteten Straßen fuhr. Diese himmelhohen Häuser! Dieser Lichterglanz! Diese Pracht!

Das Pensionat, wo Konrad Dorn zwei geräumige Zimmer für Frau Pastor Mormann und Gesellschafterin gemietet hatte, lag draußen am Lützowplatz. Mit Rücksicht auf Gwendolins angegriffene Gesundheit hatte man das hochparterre gelegene Pensionat der Frau von Uelzen gewählt, und Gwendolin sollte sich in die Behandlung eines bedeutenden Spezialisten begeben, der in der Nähe wohnte. Konrad und Grete hatten keine Ahnung, daß noch irgendein tieferliegender Grund für diese Reise vorhanden war.

Müde und abgespannt kam Gwendolin im Pensionat an und suchte so bald wie möglich ihr Lager auf, nachdem sie ihrem Versprechen gemäß mit wenigen kurzen Worten auf einer Postkarte ihre Ankunft in Berlin gemeldet hatte. Mamsell packte die Koffer aus und räumte alles ein. Immer wieder lief sie ans Fenster und schaute hinaus auf die Straße, schlug die Hände zusammen über die Schnelligkeit der elektrischen Bahnen und die Helligkeit da draußen. Dann setzte sie sich aufgeregt zu Gwendolin ans Bett, und es trieb sie, von Lucian zu reden. Sie erwog, was er wohl jetzt thun und denken würde, sie zerbrach sich den Kopf, ob die Müllern auch alles sauber halten würde. Sicher würde er jede Stunde zählen, bis sie wieder daheim wären. Da richtete Gwendolin sich im Bett auf, aus dem bleichen Gesicht leuchteten sprühende Augen auf der armen Mamsell dürftiges, bescheidenes Gesicht, daß diese sich ängstlich zusammenduckte, und durch Mark und Bein gingen der treuen Seele Gwendolins schneidende Worte: „Niemals kehre ich zurück. Ich kann es nicht! Ich bin aber zu stolz, um Komödie zu spielen vor irgendjemand. Ich brauche keine Kur bei einem Spezialisten — Freiheit brauche ich. Ich kann die Fesseln nicht länger tragen! Es ist nichts daran zu ändern, nichts!“

„So wäre dies doch eine richtige Flucht!“ rief Mamsell. „Ach du grundgütiger Himmel! Und was wollen Sie denn nun anfangen? Eine entflohene Frau! Ach wie schrecklich! Auf Grete rechnen Sie ja nicht! Die Mormanns hängen alle wie Kletten aneinander!“

Gwendolin antwortete nicht mehr, sie sagte nur: „Gute Nacht, Mamsell, schlafen Sie! Sie können sicher ruhen nach so viel Mühe.“

Wie Hohn klang das in des alten Mädchens Ohren. Sie sollte schlafen! Kein Auge that sie zu, ohne Unterlaß mußte sie an diesen seltsamen Konflikt denken. Sie quälte und marterte sich damit, was nun das Rechte wäre, und kam zu dem Schluß, daß erlebte Romane entsetzlich schwierig und aufreibend wären. Verlassen konnte sie die Frau nicht. Das wäre kaum in Lucians Sinn gehandelt gewesen. Auch prickelte sie die Neugierde, wie diese ganze Angelegenheit verlaufen würde.

Als sie am andern Morgen müder als am Abend zuvor aufstand, fand sie Gwendolin bereits am Schreibtisch sitzen. Diese hatte schon einen langen Brief an ihren Mann geschrieben und war eben dabei, Dorn

Digitized by Google

schriftlich um eine Unterredung zu bitten. Sie hatte das Bedürfnis, diesem Mann, dessen Tüchtigkeit sie schätzte, alles mündlich auseinanderzusetzen, ehe sie ihn zusammen mit Grete sah. Auch wollte sie ihn bitten, ihr durch den Gewinn des Loses vergrößertes Vermögen weiter zu verwalten.

Mamsell Minchen war aus allem Gleichgewicht. Sie konnte sich noch gar nicht an den großstädtischen Trubel gewöhnen. Als nach einigen Tagen ein herzlicher Brief von Lucian an sie eintraf, mit der dringenden Bitte, Gwendolin nicht zu verlassen, es sei denn, daß diese sie fortschicke, da fügte sie sich in das Unvermeidliche. Und ihre kürzeren und längeren Briefe mit den ungelenken Schriftzeichen brachten allein Kunde von den beiden Frauen zu dem einsamen Mann im Schöneicher Pfarrhaus.

* * *

„Warum du nun gerade diesen stürmischen Apriltag gewählt hast, um nach Schöneiche zu fahren, ist mir unerfindlich, lieber Adalbert," sagte Frau Kirchenrat Kersting zu ihrem Mann, indem sie sich fröstelnd in ihren Mantel wickelte. „Hätten wir wenigstens eine verdeckte Kutsche, wie der Superintendent von Bodenthal, dann wollte ich es mir schon gefallen lassen, aber in dieser Speckpfanne über diese steilen, holprigen Landwege fahren, das ist ein bißchen viel!"

„Speckpfanne! Was du immer für Ausdrücke hast, Franziska! Bedenke, daß Hochmut vor dem Fall kommt!"

„Ich bin bereits ohne Hochmut vor den Fall gekommen!" rief Franziska ärgerlich. „Was habe ich eigentlich vom Leben? Nichts als Arbeit! Sage jetzt nicht etwa wieder einen deiner beliebten Bibelsprüche! Ich kenne sie alle! Angehoben von dem, daß ein Leben köstlich war, wenn es Arbeit gewesen ist, und alles eitel ist, nur nicht, daß ein Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit, bis zu dem Mahnwort: Arbeit macht das Leben süß! Ich habe fast die Zuckerkrankheit!"

Der Kirchenrat und Superintendent Adalbert Kersting lehnte sich seufzend in die äußerste Ecke des Halbverdecks zurück, worin er, selbst den etwas mageren Gaul lenkend, mit seiner Gattin saß.

„Was willst du denn eigentlich in der Schöneicher Pfarre? Laß doch diesen aufgeblasenen Küstersohn allein fertig werden! Diesen neunmalklugen Philosophen! Das mußte ja so kommen! Immer hoch hinaus. Warum freite er die Bettelprinzeß? Gab es nicht wohlerzogene Pfarrerstöchter genug? Uebrigens, der Bodenthaler Superintendent gönnt dir von Herzen diesen Skandal in deiner Ephorie. Seine Frau meinte neulich bei dem Kaffee auf dem Sternfelder Gut, du hättest ja immer in unglaublicher Verblendung die Partei des Schöneicher genommen. Sein Buch über die Fortentwicklung religiöser Ideen sei gar nichts wert, und du als sein Beichtvater hättest ihn schon längst mal ins Gebet nehmen sollen. Er wird wohl nicht so ganz ohne Schuld sein, daß sie davongelaufen ist, sicher nicht. Natürlich, nun, da es lange zu spät ist, willst du nach dem Rechten sehen! Kannst du widersprechen?"

„Nein, bewahre, ich widerspreche nicht!" rief Adalbert Kersting. „Der Bodenthaler sollte vor seiner Thür kehren! Ich will in Schöneiche gar nicht nach dem Rechten sehen. Trost will ich meinem guten Freund Lucian Mormann zusprechen. Dr. Brandau erzählte mir, der sonst so tapfere Mann sei ganz niedergeschmettert."

Frau Franziska zuckte die Achseln. „Trost! Womit willst du den wohl trösten?"

Adalbert antwortete nichts, sondern sah nur unter den Brillengläsern weg auf seine Frau mit einem wehmütigen und mißbilligenden Ausdruck.

„Ach Gott noch mal, so glubsche mich nur nicht wieder so an! Ich weiß ja ohne diesen Blick, daß ich nichts tauge! Da soll aber auch eine Frau ihre Geduld behalten und nicht auf und davonlaufen, wenn es einer geht wie mir! Sind sechs Kinder wohl nicht genug? Mußte denn das so sein?"

„Franziska! Hat es Gott nicht immer gut gemeint? Sind nicht alle sechs gesund? Und bedenke, wenn das siebente ein Mädel wäre!"

Frau Franziska lachte mit einem Mal über das ganze Gesicht: „Dann taufen wir sie Irmgard! Ach, wenn sie doch blond wäre, wie meine selige Mutter! Aber paß auf, ich weiß schon, es wird wieder ein Junge, ich hab kein Glück!"

Er zog sie an sich und sagte: „Fränzchen, wir hätten kein Glück? Das glaubst du ja selbst nicht, und du wütest auch nur mal wieder so ins Blaue hinein, weil ich dich am Kuchenbacken verhindert habe! Denk doch nur, der arme Mormann! Und wir sind doch Couleurbrüder! Attenreuter! Du bleibst so lange bei Dr. Brandau und seiner Schwester, dieweil ich in der Pfarre vorspreche."

In der einen Hand den Zügel, die andere um Frau Franziska geschlungen, trieb Kersting langsam seine Rosinante bis nach Schöneiche. Als die große, stattliche Frau am Arm ihres Mannes auf das Doktorhaus zuschritt, strahlten aus ihren munteren, braunen Augen Glück und Wonne. Da hätte keiner geglaubt, daß sie so unglücklich sei.

Adalbert Kersting kam sehr ernst aus der Pfarre zurück und setzte sich sehr gedrückt zu den fröhlichen Freunden. „Das ist eine ganz merkwürdig schwierige Sache!"

„Gewiß," meinte Brandau, „einer von den Fällen, wo man sagt: hilf dir selbst!" — —

Acht Wochen waren schon vergangen, seit Gwendolin und Mamsell Mine in Berlin lebten. Als Lucian Mormann den Brief seiner Frau erhielt, den sie gleich nach ihrer Ankunft in Berlin geschrieben, da wollte er ihr die Freiheit nicht vorenthalten, stellte jedoch eine Bedingung.

„Ich gebe dich frei, nach alledem, was du mir schreibst. Wie kann es mir einfallen, eine Widerwillige, eine Widerstrebende an mich ketten zu wollen? Aber erfülle mir die Bitte und warte noch eine kurze Spanne Zeit — nur sechs Monate, bis du die Scheidung beantragst. Nenne es meinetwegen Schwäche — aber gönne mir die Hoffnung, daß du vielleicht doch noch zurückkommst!"

Ja, warum schrieb Lucian Mormann so! Nichts hätte Gwendolin Brogido mehr entsetzen und zur Verzweiflung treiben können, als dieses! Warum verachtete

Digitized by Google

er sie nicht? Warum entflammten nicht Zorn und Empörung in ihm? Ja, sie ertappte sich sogar auf dem geheimen Gedanken, daß ein erhobener Arm ihr sympathischer gewesen wäre, ein Arm, der zum Schlag aushob. Nur nicht diese fürchterliche Seelengüte und diese Geduld. „Das Pfarrhaus zu Schöneiche steht dir lebenslang offen!"

Sie sollte jemals wieder dahin? Nein!

Sie wußte noch nicht, daß Geduld eine schwerere Tugend ist, als Tapferkeit.

Grete hatte sich geweigert, die Frau ihres Vetters wiederzusehen, als sie von ihrem Verlobten den Grund dieses Berliner Aufenthalts erfuhr. Sie hatte Gwendolin nur einen leidenschaftlich beschwörenden Brief geschrieben, trotz Konrads Abmahnen. Der Brief war ohne Antwort geblieben. Aber Dorn war auf Lucians Wunsch zu Gwendolin gegangen und hatte sich bereit erklärt, ihr Vermögen weiter zu verwalten. Er hatte mit keiner Silbe Lucian erwähnt, und so hatte er es auch bei seinen weiteren Besuchen gehalten, und sie wußte ihm Dank dafür. Mamsell Minchen aber kam öfters mit Grete zusammen. Gwendolin legte diesen Besuchen nichts in den Weg, sie fragte aber auch niemals nach Grete, und das empörte die gute Seele sehr. Sie hat kein Herz! Sie ist wie ein Meerfräulein ohne Seele, meinte dann Mamsell Mine bekümmert.

(Fortsetzung folgt).

Tornados, Wind- und Wasserhosen.

Naturwissenschaftliche Studie von C. Lund.

Zu den gefürchtetsten Witterungsphänomenen der Neuen Welt gehören die Tornados, von deren Zerstörungen an Menschenleben und Eigentum die Zeitungen uns leider fast alljährlich eingehende Berichte geben. So wurden zum Beispiel am 27. April 1899 die Städte Kirkville und Newtown im Staat Missouri, wenige Wochen später, am 12. Juni, die Ortschaften New Richmond, Hudson, Viola, Sparta und La Crosse im Staat Wisconsin von Tornados dem Erdboden gleichgemacht und im Jahr 1900 besonders weite Distrikte im Staat Texas von ihnen heimgesucht.

Solche Katastrophen gehören in Amerika zu den regelmäßigen Erscheinungen, kommen aber auch in andern Gegenden der Erde vor, ja sie treten, freilich in abgeschwächter Form, auch bei uns gelegentlich auf.

Tornados im engeren Sinn sind Windstöße von Orkanstärke, die von Hagel oder schwerem Regen begleitet werden und am einzelnen Ort die Dauer einer Minute nicht zu überschreiten pflegen. Fast immer geht ihrem Auftreten eine für die herrschende Jahreszeit als abnorm zu bezeichnende Wetterlage voraus. Da fast alle Tornados sich in ihrem Verlauf ähneln, so wird eine allgemeine Schilderung eines solchen Phänomens auf die meisten Fälle zutreffen. Eine Wolke, die in Gestalt einer riesigen Säule oder eines umgekehrten Kegels bis zum Erdboden herabreicht, nähert sich mit unheimlicher Schnelligkeit und unter starkem Sausen; Regen und Hagel prasseln hernieder, ein Stoß, ein Krach und — vorüber ist die Erscheinung. Entsetzlich aber ist die Wirkung, denn der Tornado läßt einen Streifen von durchschnittlich einer halben englischen Meile Breite hinter sich, auf dem Häuser demoliert, Bäume entwurzelt oder abgebrochen, Brücken und Telegraphenlinien weggerissen, Menschen und Haustiere erschlagen, schwere Gegenstände gehoben und meilenweit fortgeführt sind. Was der Windstoß verschont, das zerstören der Hagel oder wolkenbruchartige Regengüsse. Der verwüstete Streifen zeigt eine Länge von einigen bis zu mehreren hunderten Kilometern, jedoch sind die langen Bahnen gewöhnlich durch unbeschädigt gebliebene Gebiete unterbrochen, so daß anscheinend der Tornado solche Gegenden übersprungen hat, ohne den Erdboden zu erreichen. Dabei ist die von dem Phänomen durchschrittene Bahn meistens so scharf gegen die Umgebung abgegrenzt, daß jemand den Wirbel in einer geringen Entfernung an sich vorüberziehen sehen kann, ohne im mindesten dadurch belästigt zu werden.

Zahlreiche Thatsachen deuten darauf hin, daß der Windstoß während der kurzen Dauer seines Vorübergangs seine Richtung rasch ändert, daß mithin eine Drehung der Luft unter der Tornadowolke stattfinden muß. Schon die auf der Bahn hingestreckten oder fortgeführten Gegenstände lassen dies durch ihre Lage erkennen. Im allgemeinen zeigen die an den Rändern der Bahn entwurzelten Bäume nach der Mitte derselben, während die Gegenstände der Mitte in ihrer Richtung mit der des Tornados überhaupt übereinstimmen.

Windstöße von ähnlich zerstörender Kraft kommen auch in andern Gegenden der Erde vor. So ging z. B. am 21. Januar 1891 ein Tornado über die Insel Maduro bei Java. In der Hauptstadt Bangkalan hörte man gegen drei Uhr nachmittags ein unheimliches Brausen, und die erschreckten Bewohner sahen eine vertikale Wolke von anfangs weißlicher Färbung nahen, die sich rasch in eine typische Säule umwandelte und die Luft verfinsterte. Für die Dauer von 20 Sekunden wurde der Wind so heftig, daß er auf dem von der Säule durcheilten Gebiet die Dächer von mehr als hundert Häusern abriß und sie in der Luft umherwirbelte, und daß ein halbes Dutzend kleiner Fahrzeuge, die im Hafen ankerten, ebenfalls davongetragen wurden. Eine Anzahl Personen, die in ihrer Bestürzung in falscher Richtung geflohen waren, fand man später tot oder schwer verletzt auf.

In unsern Breiten giebt es nahe verwandte Erscheinungen, die sogenannten Wettersäulen, die über dem Meer als Wasser-, über dem festen Land als Windhosen auftreten und auf kurze Strecken Zerstörung genug anrichten können. Im August 1898 demolierte eine während eines Gewitters auftretende Windhose in der Nähe von Köln eine Kirche, mehrere Wohnhäuser sowie eine ausgedehnte Fabrikanlage, wobei acht Personen mehr oder minder schwer verletzt wurden.

Wettersäulen von geringem Umfang kommen sehr häufig vor, können jedoch nur dann beobachtet werden, wenn sie durch mitgeführte, undurchscheinende Körper, wie Wassertropfen, Staubmassen u. s. w., sich von der

Digitized by Google

umgebenden Luft unterscheiden und so sichtbar werden. In voller Ausbildung können sie zu Schläuchen von mehr als 1000 Meter Länge und 5—60 Meter Durchmesser anwachsen. Steht eine Wettersäule als Wasserhose über dem Meer, so zeigt es an der Stelle, wo die Hose das Wasser erreicht, eine sprudelnde, kochende Bewegung. Wasser- und Schaummassen steigen 6—9 Meter empor und sinken wieder herab, während zahlreiche Tropfen und Gischtflocken mitgerissen und wirbelnd emporgetragen werden und eine Wolke von Wasserstaub die Erscheinung umgiebt, obwohl diese in schnellem Fortschreiten begriffen ist.

Von diesem „Fuß" der Wasserhose erhebt sich ein hellerer oder dunklerer Schlauch bis zu den Wolken, der entweder annähernd die Form eines doppelten Trichters hat oder von ungefähr gleichem Durchmesser bleibt. Im Volk herrscht die Ansicht, daß innerhalb dieses Trichters oder Schlauches das Wasser als zusammenhängende Masse von der Wolke emporgehoben werde, und der Augenschein spricht für diese Meinung. Aber dies beruht auf Täuschung. Bekanntlich vermag der Druck der gesamten Atmosphäre über einer Stelle nur einer Wassersäule von 10,3 Metern das Gleichgewicht zu halten. Wenn nun auch innerhalb des Wirbels die Luft stark verdünnt, ja ihr Druck ganz aufgehoben wäre, so würde der Druck der übrigen Luft das Wasser in dem Wirbel doch nicht höher als 10 Meter, d. h. bis zu einer Höhe, wie man es im Fuß des Phänomens thatsächlich steigen sieht, zu heben vermögen. Jedenfalls bestehen die trichterförmigen Gebilde aus mehr oder minder fein zerteilten Wassertropfen, die herumgewirbelt und emporgehoben werden.

Die eingehendsten Beobachtungen über Wasserhosen verdanken wir Schiffsführern; freilich zeigen ihre Berichte auch, wie gefährlich die Wirbel selbst großen Fahrzeugen werden können. So wurde am 10. April 1885 die Bark „Ceylon" im Atlantischen Ozean auf 31° N. und 71° W. während eines Gewitters, als die Segel festgemacht waren, von einer Wasserhose ereilt und nach Steuerbord übergeschlagen, daß die Nocken der Rahen fast das Wasser berührten. Das Vorderschiff tauchte tief unter, während das ganze Fahrzeug gleichzeitig, wie der Mann am Ruder beobachtete, von Nordnordwest nach Südsüdost herumgedreht und dann mit solcher Gewalt auf die Backbordseite geworfen wurde, daß der Groß- und Besahnmast über Bord gingen. Dabei wurde der Kapitän bewußtlos zu Boden gestreckt und der Steuermann erschlagen. Der ganze Vorgang hatte kaum länger als eine Minute gedauert.

Nicht immer erscheinen die Wettersäulen in der beschriebenen vollständigen Form, häufig sieht man sie in nur teilweiser Ausbildung, so daß etwa der obere Trichter und der Fuß vorhanden sind, während das mittlere schlauchartige Gebilde fehlt. Diese Erscheinung dürfte sich dahin erklären, daß die wirbelnde mittlere Luftschicht nicht hinreichende Mengen tropfbarer Wasserteilchen enthält, um sichtbar zu werden. Noch häufiger fehlt auch der Fuß der Wasserhose, so daß man nur den trichterförmigen Teil aus der Wolke mehr oder minder tief herabragen sieht. Die Küstenbewohner der Nord- und Ostsee bezeichnen derartige Gebilde als „Watertappen". Ich sah im Jahr 1880 über der Kieler Föhrde aus einer nach unten hin scharf begrenzten Gewitterwolke sich drei solcher Zapfen entwickeln, die längere Zeit sichtbar blieben. Unter günstigen Bedingungen können solche Zapfen sehr wohl in die Formen völlig entwickelter Wettersäulen übergehen. Im letzteren Fall sieht man die Spitze des Zapfens oder Trichters sich mehr und mehr senken, bis sie den aus dem Wasser ihr entgegenstrebenden Fuß erreicht. Diese scheinbare Abwärtsverlängerung des oberen Trichters erklärt sich durch den Umstand, daß die im Wirbel aufwärtsströmende Luft immer früher, d. h. immer tiefer unten die Verdichtung ihres mitgeführten Wasserdampfes zu Nebel beginnt.

Zergeht eine Wettersäule, so verschwindet ihr mittlerer Teil regelmäßig zuerst, während Trichter und Fuß noch einige Zeit sichtbar zu bleiben pflegen.

Wenn Wasserhosen vom Meer auf das Festland übertreten und eine hinreichende Menge von leichtbeweglichen Stoffen, wie Sand, Staub, Heu u. s. w., vorfinden, so werden sie zu Staub- oder Windhosen, und umgekehrt die letzteren, sobald sie eine größere Wasserfläche erreichen, zu Wasserhosen, so daß also beide Phänomene in ihrem Wesen übereinstimmen müssen. Wie leicht erklärlich, ist der ganze Charakter der Wettersäulen ein derartiger, daß es schwer hält, den Ursachen, die zu ihrer Bildung führen, auf die Spur zu kommen. Es ist deshalb auch bisher nicht gelungen, diese Ursachen völlig einwandfrei zu erklären, doch hat die von der deutschen Seewarte in ihren Darlegungen über lokale Stürme vertretene Hypothese die meiste Wahrscheinlichkeit für sich.

Jedenfalls handelt es sich bei der Entstehung der Tornados sowohl als auch der gewöhnlichen Wettersäulen in erster Linie um eine durch ungewöhnlich rasche Temperaturabnahme in den höheren Regionen unsicher gewordene Gleichgewichtslage der Atmosphäre, die infolge einer gewissen Zähigkeit der letzteren eine Zeitlang fortdauern kann, schließlich aber zu Störungen führen muß. Senkt sich die obere kalte und stets in schnellerer Bewegung begriffene Luft abwärts, so muß sie die untere feuchtwarme Schicht verdrängen. Letztere kann nur nach oben entweichen. Geschieht dieses Entweichen infolge eines großen Gehalts an Feuchtigkeit und Wärme in einigermaßen stürmischer Weise und derart, daß die untere Luft gleichsam durch eine Oeffnung der oberen Schichten hindurchdringt, so ist die Veranlassung zur Bildung von Wirbeln gegeben, die unter günstigen Umständen als Wettersäulen sichtbar werden können. Ist die Mächtigkeit der aufsteigenden Luftmasse größer und ihr Auftrieb durch ihren großen Gehalt an Wärme und Wasserdampf bedeutender, so entstehen Wettersäulen von riesigen Dimensionen, wie die Tornadowolken, in denen die Luft stürmisch zum Zentrum und um jenes sich bewegt, und in denen der aufsteigende Luftstrom genährt wird durch niedersteigende Luftmassen, die die größere Geschwindigkeit der Bewegung aus der Höhe mitbringen und diese mit der rotierenden Bewegung im Wirbel zu einer ungeheuren Windstärke verbinden.

Die wechselnde Form der Wettersäulen muß notwendigerweise von der größeren oder geringeren Schnelligkeit der aufsteigenden und wirbelnden Bewegung bedingt sein. Wo die Bewegung am schnellsten erfolgt, hat die Säule den geringsten, wo sie langsamer wird, den größeren Umfang. Bleibt endlich die Bewegung annähernd überall gleich schnell, so tritt die lange, schlauchartige Form des Phänomens in die Erscheinung.

Digitized by Google

Meine berühmte Geschichte.

Plauderei von Ute Muellenbach.

Meines Wissens habe ich bisher keine Geschichte geschrieben, die gerade berühmt geworden wäre. Ich werde es vielleicht auch niemals thun. Meine Art zu schreiben ist weniger geeignet, mir großen Ruhm zu erwerben, als toleranten Lesern einige harmlos heitere Stunden zu bereiten. Auch dieser Erfolg hat manches für sich. Ich gönne dem seligen Schiller seine großen klassischen Tragödien und schreibe vergnügt meine kleinen Geschichten.

Aber was das Schönste dabei ist: obgleich ich keine berühmte Geschichte geschrieben habe und keine schreiben werde, existiert sie doch, meine berühmte Geschichte. Ja wohl! Sie ist wirklich berühmt! Heute habe ich's erfahren! Vorgestern ist sie ein Jahr alt geworden, meine Geschichte. Vor Jahresfrist ahnte ich aber weder, daß sie mein, noch daß sie berühmt werden sollte. Nach und nach wurde sie allerdings ergreifend. Und sie fing so einfach an!

Es war in Linz am Rhein. Wieder einmal war ich für einige Tage in dem entzückenden Städtchen abgestiegen, just zur schönsten Rosenzeit. Aus allen Gärten drang der süße Duft, und auch über dem Madonnenbild auf dem altertümlichen Marktplatz hatten fromme Hände eine mächtige Krone aus zarten weißen und roten Rosen angebracht, deren lang herabhängende Ranken vom leisesten Windhauch lieblich bewegt wurden. — In wunderbar glücklicher Stimmung durchwanderte ich die kleine Stadt und ging dann am Rhein vorbei in südlicher Richtung weiter, um mir den Dattenberger Steinbruch anzusehn.

Unterwegs fesselte mich ein steinernes Kreuz am Weg, wie sie bei uns am Rhein häufig sind, und ich blieb stehn, um die Inschrift zu entziffern, vielleicht auch ein wenig mit der Nebenabsicht, einem zweiten Spaziergänger, dessen Schritt ich immer hinter mir hörte, einen Vorsprung zu gewähren, denn der Weg war sehr einsam.

„Gnäd'ges Fräulein interessieren sich für Basalt?" sagte plötzlich eine Stimme hinter mir. Unsagbar harmlos klang's, mit einem angequälten leichten Ä-bä-Ton.

Ich wandte mich belustigt um und blickte in ein gutmütiges, der Frage ganz entsprechendes, dabei etwas verkatertes Jünglingsantlitz.

„Für Basalt interessiere ich mich," antwortete ich lachend, „aber ein Fräulein bin ich schon ziemlich lange nicht mehr."

Mein sicheres Auftreten machte ihn verlegen. Er schämte sich, und in dem dumpfen Gefühl, sich rehabilitieren zu wollen, schlug er die Hacken zusammen und stellte sich vor: „Konrad Günther, stud. jur., aus Sinzig. Entschuldigen Sie, ich war bloß neugierig, warum eine Dame sich für das Kreuz interessierte."

„O, ich interessiere mich für mancherlei," sagte ich. „Ich bin Schriftstellerin und reise zu Studienzwecken. Heute wollte ich mir z. B. den Steinbruch ansehn."

„Wie interessant! Gnädige Frau schreiben über Basalt?"

„Nicht ausschließlich," gab ich zur Antwort. „Bis jetzt habe ich Novellen geschrieben."

Seine Bewunderung stieg. „Das muß schwer sein," äußerte er gedankenvoll. „Wenn ich allein denke, welche Mühe mir auf dem Gymnasium schon die dummen Aufsätze gemacht haben!"

Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. „Im allgemeinen glaube ich allerdings, daß kluge Aufsätze ihren Verfassern weniger Mühe machen."

Er sah mich nachdenklich an. „Sie belieben zu scherzen, gnäd'ge Frau; aber es war oft ganz merkwürdig. Es ist vorgekommen, daß jemand einen Aufsatz abschrieb, der vor drei Jahren mit ‚sehr gut' zensiert war, und der Lehrer schrieb nur ‚genügend' darunter."

„Jedenfalls hatten Sie bei der Abschrift orthographische Fehler gemacht," erwiderte ich.

„Donnerwetter, Sie merken aber auch rein alles!" sagte er pfiffig. „Ich glaube, vor Ihnen muß man sich ordentlich in acht nehmen, sonst findet man sich unvermutet in einer Novelle geschildert?"

„Sie können ganz ruhig sein," tröstete ich. „Jeder ist dazu nicht geeignet. Das unbescheidene Publikum verlangt Persönlichkeiten. — Aber ich habe jetzt Vertrauen zu Ihnen, und da ich annehme, daß Sie lokalkundig sind, dürfen Sie mich begleiten und mir den Steinbruch zeigen."

Dafür war er mir aufrichtig dankbar. Er war ein rührender Führer, überhaupt, was man so nennt, eine Seele von einem Menschen. „Ich kann Ihnen auch eine furchtbar interessante Geschichte erzählen, die Sie schreiben können," bemerkte er im Laufe des Gesprächs. „Sie ist in unserer eigenen Familie passiert." — Und dann erzählte er mir meine berühmte Geschichte. Ich ahnte damals, wie gesagt, noch nicht, daß sie es werden würde, sonst hätte ich besser darauf geachtet. Aber so hörte ich nur aus Gefälligkeit scheinbar zu, während ich an ganz andere Dinge dachte. Soviel ich mich erinnere, handelte es sich um eine Begebenheit, wo man Vergiftung vermutete, und nachher war's nur Himbeersaft mit Brechweinstein gewesen, was das Kind oder die Großmutter oder, wer es sonst war, getrunken hatte. Aber die dadurch entstandene Aufregung hatte doch das eintönig behäbige Leben der begüterten Philisterfamilie einmal angenehm pikant und romantisch durchschauert. Es war „die Geschichte" der Familie Günther, ein kostbares Familienkleinod, was mir der junge Mann anvertraute.

Nur zu bald fing ich an zu ahnen, wie sehr sie auch meine Geschichte werden sollte! Es war wenige Tage später. Ich saß am Rhein in dem schönen Garten meines Hotels und empfand wohlthuend die selige Abendruhe, die über der Landschaft lag. Eben war die Sonne gesunken, aber Strom und Berge schimmerten wie Gold und Purpur im Wiederschein des Abendhimmels. Nur die Erpeler Ley schob sich sammetschwarz und drohend in das liebliche Bild hinein.

Ein leichtes Knirschen im Kies veranlaßte mich, meine Blicke nach dem Haus zu wenden. Auch von dorther schob etwas sammetschwarz und drohend heran. Leider war es kein Fels, sondern eine Dame, und zwar laut der Karte, die der Oberkellner mir überreichte: „Frau Karoline Günther, Sinzig." An Flucht war nicht zu denken. Schon rauschte sie heran, schwarzgekleidet, ein chronisches Lächeln auf dem dicken, rosigen Antlitz unter dem weißen Schleier, das Haar an den Schläfen in glatt anliegende, durchaus regelmäßige Wellenlinien geordnet. — Ich begriff nicht gleich, wie ich zu der

Digitized by Google

Ehre kam. Wir blickten uns an, sie lächelnd, ich fragend. „Ich bin die Mutter meines Sohnes," erklärte sie dann; „den haben Sie ja kennen gelernt."

„Sie meinen Herrn Konrad Günther? Der junge Mann war dieser Tage so freundlich, mir den Dattenberger Steinbruch zu zeigen."

„Ganz recht," sagte sie gemütlich in breiter rheinischer Aussprache, indem sie einen Stuhl herbeizog und ohne weiteres an meinem Tisch Platz nahm. „Und da hat er Ihnen die Geschichte von der Mariechen Schmitz erzählt. Aber die können Sie doch unmöglich schreiben, ehe Sie alles genau wissen. Das Kind ist jetzt am heiligen Christi-Himmelfahrtstag dreizehn Jahre alt geworden, und damals . . ."

„O, bitte, das eilt ja nicht so, liebe Frau Günther," sagte ich, „ich habe einstweilen noch viele andere Arbeiten zu erledigen."

Sie sah mich aufrichtig überrascht an, wobei mir die Aehnlichkeit mit ihrem Sohn stark auffiel. „So, Sie haben noch nicht angefangen? Das ist gut, denn es fehlt noch sehr viel daran. Und dann wäre es auch vielleicht besser, wenn Sie sich vorher unser Haus noch einmal ansähen, wo das alles passiert ist. Vielleicht kommen Sie morgen auf ein Täßchen Kaffee herüber. Sie müssen allerdings vorliebnehmen, Sinzig ist ein kleines Städtchen. Sonst für sein Geld kann man nun doch vieles haben, und wir sind ganz nett eingerichtet," setzte sie mit Genugthuung hinzu.

Nur durch die Ausflucht, daß ich gezwungen sei, am nächsten Morgen in aller Frühe abzureisen, entging ich für diesmal der Gefahr eines dauernden Verhältnisses zu der Familie Günther und — meiner Geschichte. Aber leider wirklich nur diesmal und auch das nur scheinbar. Mit der Zeit habe ich noch manche Mitglieder dieser litteraturfreundlichen Familie kennen gelernt; sie scheint nicht nur mit sogenannten irdischen Gütern, sondern auch mit Verwandtschaft reich gesegnet zu sein. Und jeder Onkel und jede Tante wußte noch etwas, was in der Geschichte von Mariechen Schmitz nicht fehlen durfte. Bis jetzt würde das Material schon einige Bände füllen. Dabei ist das Kind erst dreizehn Jahre alt. Armes Mariechen Schmitz! Und ihre eigentliche Geschichte kenne ich nicht einmal, der Urstoff ist mir damals durch meine Unachtsamkeit verloren gegangen. —

Heute vormittag saß ich in tiefem Nachdenken am Schreibtisch. Ich hatte vor, verschiedene wichtige Briefe zu schreiben, die ich mehrfach aufgeschoben hatte und die ich nun unbedingt erledigen wollte. Da bringt mein Mädchen eine Karte herein: „Peter Dengler." „Es ist ein ganz alter Herr mit weißem Bart," setzte sie hinzu, als ich zauderte, „sehr freundlich!"

„So führen Sie ihn herein."

„Hoffentlich störe ich nicht," sagte Herr Dengler, ein frischer, liebenswürdiger Greis, mit herzgewinnendem Lächeln.

„Durchaus nicht, mein Herr!" erwiderte ich freundlich, denn er machte einen sehr angenehmen Eindruck. „Darf ich wissen, was mir die Ehre verschafft?"

„O, ich komme wegen Ihrer berühmten Geschichte."

„Hat Ihnen eine von meinen Novellen gefallen," sagte ich, angenehm überrascht.

„Ich habe noch keine gelesen," erwiderte er unbefangen, „aber ich bin der Großvater vom Mariechen."

Ich glaube, ich habe die Farbe gewechselt bei der Nachricht. Mich überlief's. Das Mariechen selbst kenne ich wunderbarerweise immer noch nicht, aber ich empfinde eine richtige Gespensterfurcht vor dem Kind.

Der alte Herr war übrigens, abgesehen von seiner Verwandtschaft, wirklich prächtig. Wir unterhielten uns ausgezeichnet miteinander und schieden erst, nachdem wir ein Gläschen Wein auf das Wohl von Mariechen Schmitz getrunken hatten. —

Ist es nun nötig, daß ich meine berühmte Geschichte noch schreibe?! Alle, die Interesse an ihr haben — und das sind alle die zahlreichen Mitglieder der zahlreichen Sinziger Familien Dengler, Günther und Schmitz — wissen sie auswendig, und wehe mir, wenn ich ein Tittelchen anders schriebe, als es passiert ist! — Ich glaube, besser laß ich die Finger davon. Wer weiß, ob ich jemals auf anderm Weg zu Ruhm gelange? Wenigstens in dem weiten Umkreis von Mariechen Schmitz genieße ich dann doch bis auf weiteres den Ruhmesglanz meiner „berühmten Geschichte".

O dolce Napoli!

Plauderei von E. Vely.

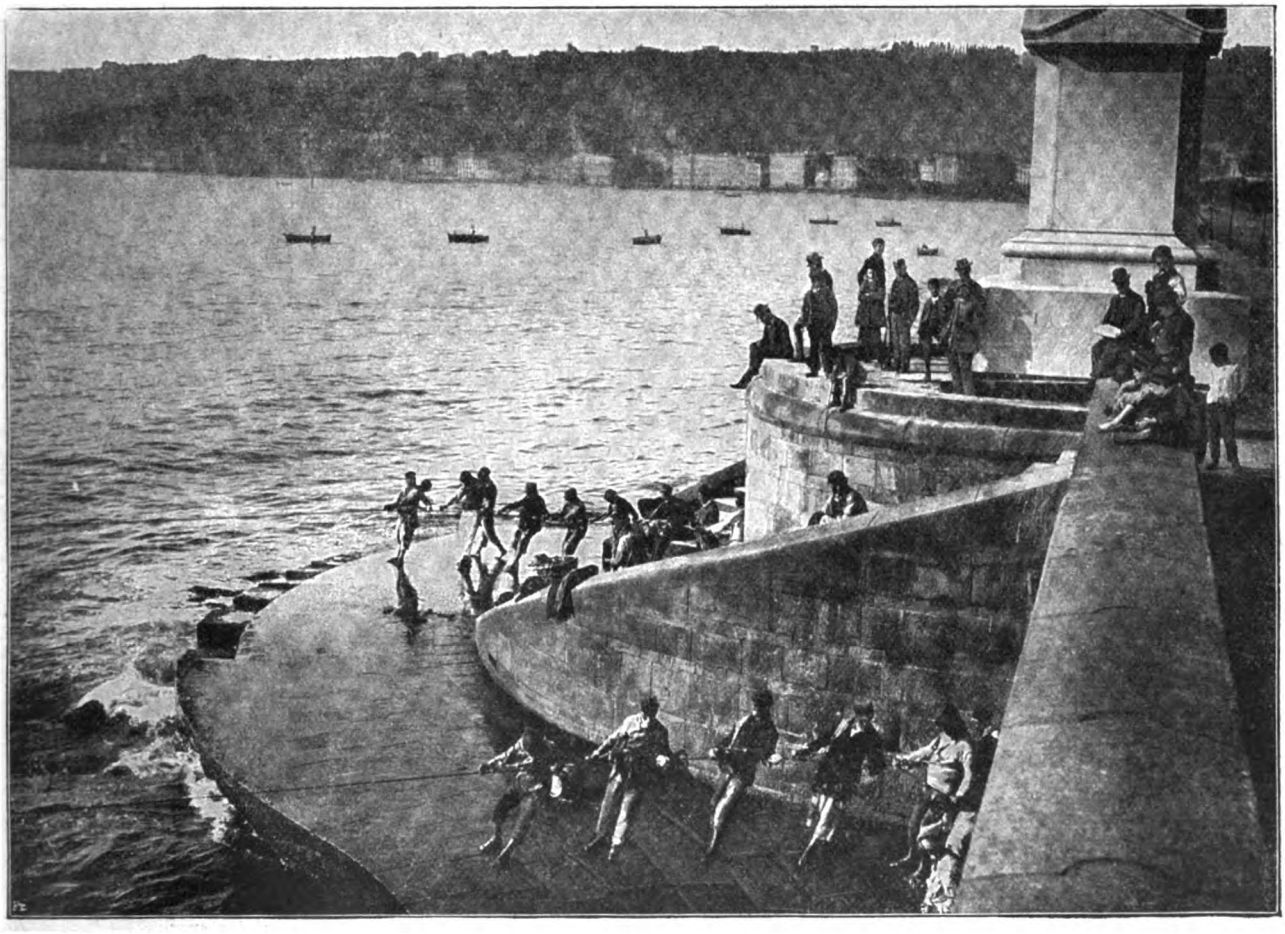
Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Neapel ist durch ein Lächeln des Schöpfers entstanden, heißt es im Volksmund, und noch ein anderes Sprichwort wird häufig wiederholt — besonders von den Fremden: „Sieh Neapel und stirb! Vedi Napoli e poi muori!" Da zwinkert dann freilich der Eingeborene mit den großen schwarzen Augen und macht eine Bewegung mit dem Daumen. „Die Dummen werden nicht alle," soll das bedeuten, denn der Neapolitaner übersetzt: „sieh Neapel und dann Mori (ein Dorf unweit der Stadt), und er lacht über den Witz, der schon zu millionen Malen gemacht ist.

Aber „süß, hold, herrlich" ist ihm sein Golfo di Napoli, wie er es den Römern gewesen, die wohl wußten, warum sie sich dort Villen bauten. Julius Cäsar so gut wie Augustus, die reichen Patrizier und die Heerführer, die das Schwert mit dem Pflug vertauschten. Seit nicht mehr der reisende Brite das Hauptkontingent stellt von Leuten, die sich in fremde Länder und über die Meere wagen, seit wir Deutschen auch das Bewegen und Schauen gelernt haben und mit Scheffel singen und sagen: „Mag sitzen und trauern, wer will hinter Mauern, ich fahr in die Welt!" ist uns Italien nicht mehr das Land der Sehnsucht — es ist eroberter Boden. Denn wer's nur irgend vermag, sei's auch mit schwer erspartem Reiseschilling, der heimst sich doch einmal im Leben ein paar Wochen unter blauem Himmel, grünen Pinien, am rauschenden Seegestade ein, in dem Land jenseits der Alpen, wohin es unsere Vorfahren, die Zimbern und Teutonen zog. Und man überfährt und durchquert das Gebirge ja auch

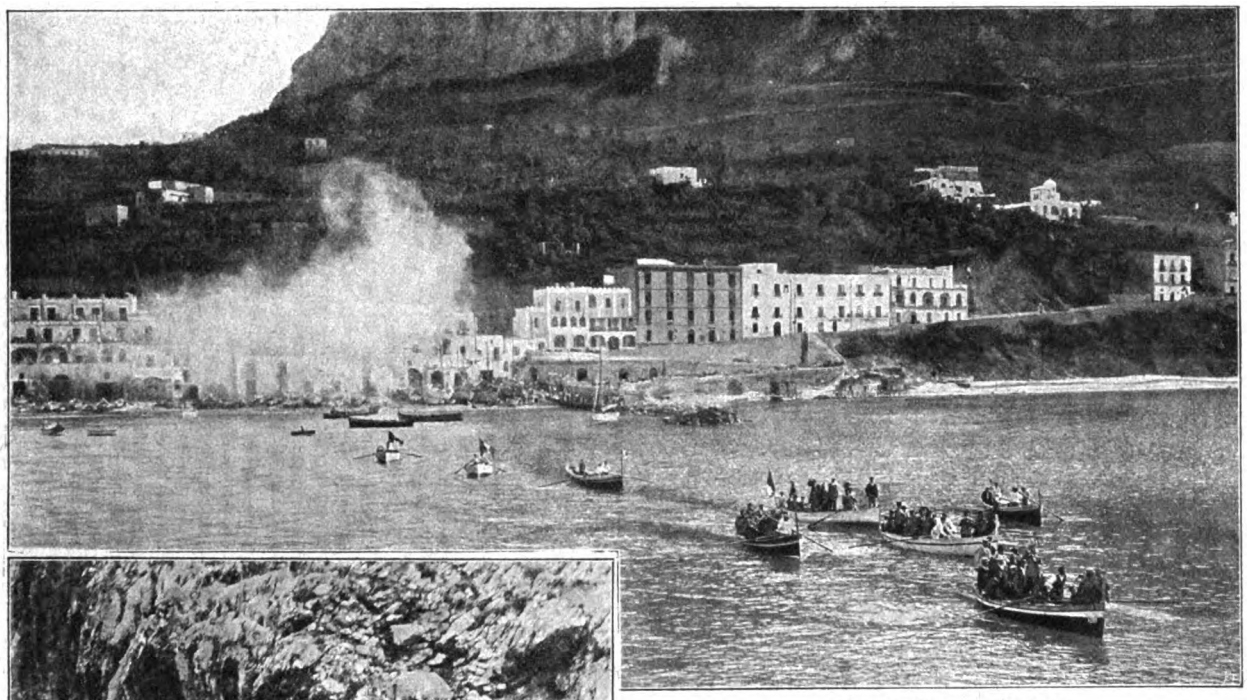
Digitized by Google

Rückkehr der Barken.



Am Golf von Neapel: Die Fischer holen ihre Netze ein.

Digitized by Google



Ein Ausflug nach Capri:
Abbrennen von Feuerwerk bei Abfahrt der Touristen.

Einfahrt in die blaue Grotte.

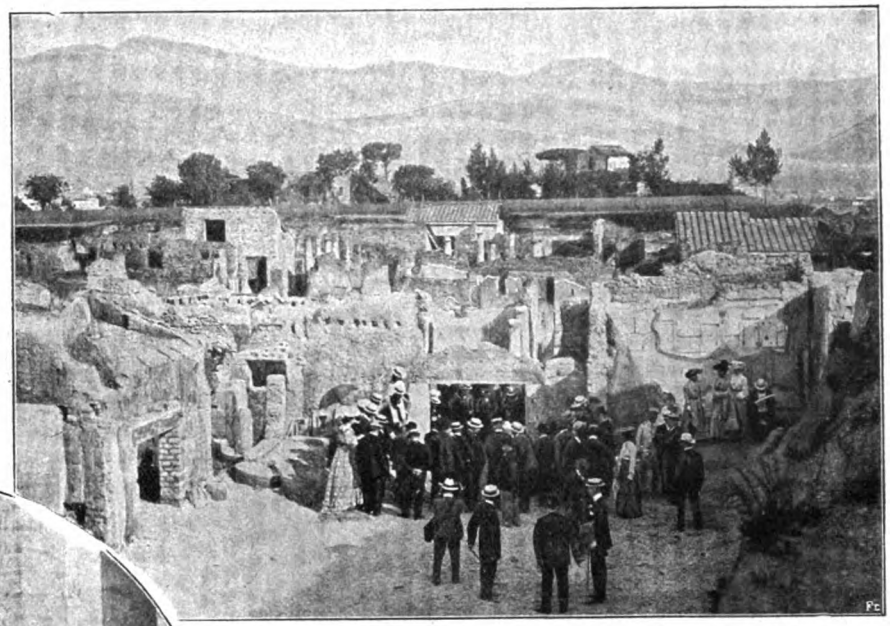
leichter als dazumal, wo jene auf dem Schild hinabrutschen mußten. War man in Rom, so geht man auch nach Neapel, um auf den Ernst und das Studium von drei Kulturepochen den Genuß lachender Natur folgen zu lassen. Neapels größte Schönheit zeigt sich vom Meer aus, sein Straßenleben mit der Buntfarbigkeit, die es früher bot, hat an Charakteristik und malerischer Wirkung verloren, seit es hygienisch besser dort bestellt ist. Auf Santa Lucia singt und tanzt man nicht mehr wie einst, und Nationalkostüme sieht man nur in unsern Opern. Aber seine Paläste, Türme und Zitadellen, umkränzt von den sanftwelligen Bergen, überragt von dem Vesuv mit der stets leicht aufstrebenden Rauchwolke, kann man von allen Seiten der blauenden Bucht mit immer neuer Freude betrachten. Sei es von Sorrento aus, das fast den Preis vor allen Punkten verdient, von Castellamare oder Torre dell Arnunziata bei Pompeji. Entzückend für sich allein sind die Buchten von Pozzuoli und Bajä — und welch historischer Platz ist das letztere, von dem Horaz singt: „Kein Meerbusen der Welt strahlt mehr, als das liebliche Bajä!" was natürlich jeder deutsche Professor zitiert, der hierher kommt und daran denkt, daß Nero seine Mutter, die stolze Agrippina, hier in dem lieblichen Golf ihre Todesfahrt machen ließ. Der Gourmet bekundet sein gastronomisches Wissen, indem er sich erinnert, daß der nahe Lacus Lucrinus zu Römerzeiten die besten Austern lieferte, und der deutsche junge Referendar, dem Vater ein Reiseportemonnaie nach wohl überstandenem Examen einhändigte, gerät in Amalfi, das die Engländer konsequent Emmelfei benennen, über die heimischen Tänze in Entzücken und bereichert seine Sprachkenntnisse um die Worte: »O, com' e bella Carmosinella, wie sie tanzt la tarantella.«

Pompeji bietet nicht mehr nur den Archäologen ein Bild alter römischer Städte, der gebildete Reisende freut sich des Anschauungsunterrichts; er durchwandert die Straßen mit den vor zweitausend Jahren ausgefahrenen Gleisen mit stillen Gedanken, liest das cave canem und sitzt auf der Gräberstraße auf der Bank „der

Die Touristen müssen sich ganz klein machen, um die enge Einfahrt zur blauen Grotte passieren zu können.

Digitized by Google

Mamia". Und der nicht von den geringsten Wissensqualen Beladene macht sein harmloses Gesicht wie vor irgendeiner Schaufensterauslage daheim: „Nee, nu aber! Was ist denn das auch?" Die funniculi, die Drahtbahn, führt bis zum Kegel des Vesuvs — sie gewährt den Niederblick auf durchschnittene Lavaströme und in furchtbare Abgründe. Man erlebt, daß sich die Menschen erschreckt die Augen zuhalten und unwillkürlich hilfesuchend sich an den Nachbar drängen, man hört aber auch in Amerikanisch-Englisch:



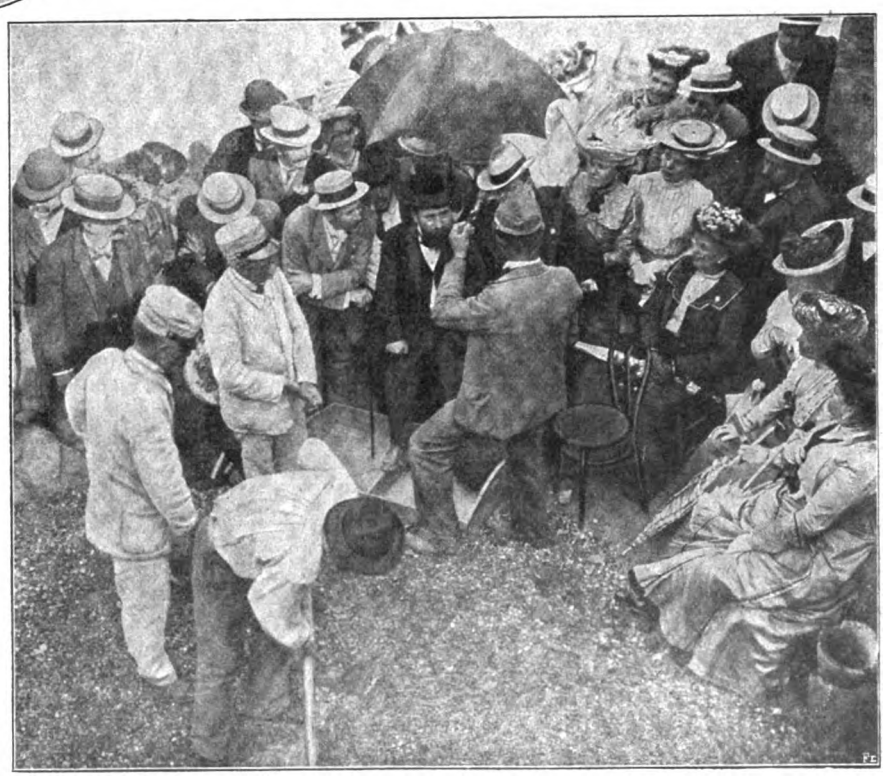
In den Ruinen von Pompeji.

Im Hause der Vettier.

»Oh, beautiful! delightful!« — In Schwefeldampf und Rauch geht's hinauf, oft lassen sich ängstliche Seelen tragen, andere werden geführt bis zum Krater — und hustend und prustend kommt man zurück. „Da unten aber ist's fürchterlich." Den Blick in die Werkstatt Vulkans, die Mühe, die Absonderlichkeit der Stunde feiert man dann im Restaurant bei Lacrimae Christi — und läßt in dem glühend die Adern durchtobenden Vesuvwein leben, was daheim, was man liebt — was man erhofft. Und ein Weltweiser sitzt wohl neben der aufjauchzenden Jugend und lächelt — „abgelaufen hab ich das an den Sohlen schon!"

Noch ein Zauberwort für deutsche Ohren ist „Capri". Die Insel des Tiberius mit dem blauen Grottenzauber muß in jedes Reiseprogramm für Neapel aufgenommen werden, sonst darf man sich daheim ja gar nicht zeigen, dann flöge die Redensart selbstverständlich an den Kopf, daß man das Schönste nicht gesehen. Einmal bequemt sich natürlich jeder, der dort unten ist, im Boot geduckt liegend, mit der Welle einzuschießen in die blaue Grotte. Dann ist die Sehnsucht gestillt. Bei der zweiten und dritten Wiederkehr überläßt man andern das Vergnügen. Schön ist Capri, trotzdem jetzt männiglich an der piccola marina deutsche Lieder singt und die braune Hand nach dem soldo als Lohn dafür ausstreckt. All die deutschen Maler und Malerinnen sind Lehrmeister gewesen für die Bambini, die die Fremden umschwärmen.

Es ist schön, daß Reiselust über uns gekommen, es



In Pompeji: Auffindung eines Vasenfragments. Abéniacar phot.

Digitized by Google

Auffahrt zum Observatorium des Vesuvs.

ist prächtig, daß nicht mehr allzu große Mittel dazu gehören, sie zu befriedigen. Der länderverknüpfende Schienenweg hat's verursacht. Nun ist dem deutschen Geschichtsforscher, der früher ein ganzes Leben lang seinen Schülern alte Römerkunde vortrug und der im sonnigen Italien besser Bescheid wußte, als zu Hause, doch die Möglichkeit gegeben, einmal dahin zu pilgern.

Vielfach geben sich die Menschen auf Reisen, unbeengt von Kastenzwang und Formenfessel, freier und liebenswürdiger, wahrer sogar. Und manche Herzen finden sich und viele Freundschaften werden fürs Leben geschlossen.

Eins aber bringt der Einsamste stets mit nach Hause — Neuland! Was man auf Reisen sah, besitzt man, trägt man heim als unveräußerlich. Daran sollte mancher Stubenhocker zu rechter Zeit denken — im verdrießlichen Nebelgrau des Nordens steigt ihm nach lang verklungener Reisezeit im Land, wo die Zitronen blühn, doch hin und wieder das Bild des lachenden Golfes auf, und eine Melodie summt ihm durch den Sinn: „O dolce Napoli, o suol beato!"

Ein Ausflug nach dem Vesuv.

Die Feuersicherheit in den Berliner Theatern.

Von Fritz Leybold, Königlicher Brandmeister, Berlin.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Wie dringend notwendig und durchaus erforderlich alle Maßnahmen zur Verhütung von Feuersgefahr im Theater sind, braucht im Hinblick auf die zahlreichen mit mehr oder weniger Verlusten an Menschenleben verbundenen Theaterbrände, selbst aus jüngster Zeit, nicht erst erörtert zu werden. Die furchtbare Katastrophe des Wiener Ringtheaterbrandes am 9. Dezember 1881, wobei über 450 Personen ihr Leben einbüßten, der Brand der Opera Comique am 25. Mai 1887, bei dem 160 Menschen umkamen, und der Brand der Comedie Francaise zu Paris am 8. März 1900, sowie der Brand der Stadttheater in Stuttgart und in Barmen aus allerjüngster Zeit sind noch frisch in aller Gedächtnis.

Bühnenposten
mit Löschdecke, Axt und Laterne.

Es wird daher für weite Kreise von Interesse sein, zu erfahren, welche Maßnahmen ergriffen worden sind, um in Berliner Theatern die Feuersgefahr möglichst herabzumindern, und welche Vorkehrungen man getroffen hat, um einem etwa im Bühnen- oder Zuschauerhaus ausgebrochenen Brand wirksam entgegentreten zu können.

Zufolge der Polizeiverordnung vom 31. Oktober 1889 sind umfassende Vorschriften für die innere Einrichtung von Theatern, Zirkusgebäuden und öffentlichen Versammlungsräumen, sowie für Neubauten und Umbauten von Theatern im Stadtkreis Berlin erlassen, die darauf hinzielen, eine möglichst massive Bauart zu sichern. Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß fast alle Berliner Theater bereits vor dem Jahr 1889, also vor dem Inkrafttreten dieser Polizeiverordnung, erbaut worden sind. Es ist jedoch beständig darauf hingewirkt worden, nach Möglichkeit den in obiger Polizeiverordnung gefor-

Elektrischer Alarmapparat
in den Königlichen Theatern zu Berlin.

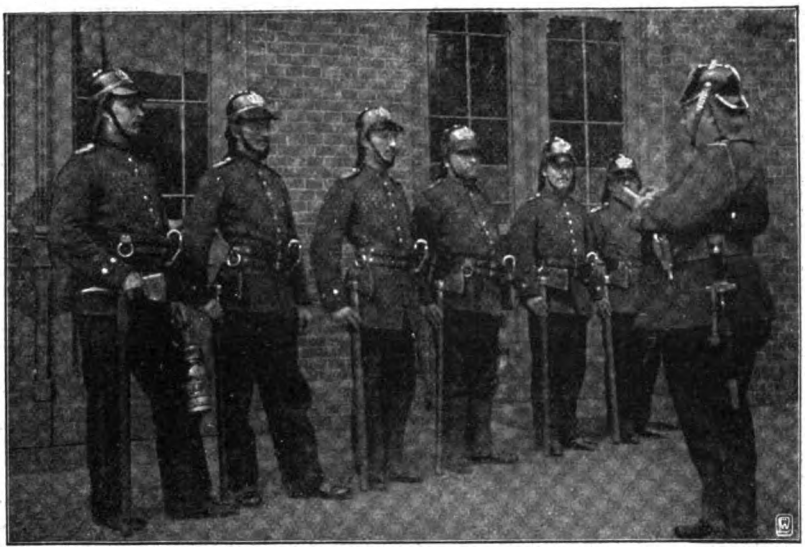
Digitized by Google

derten Grad von feuersicherer Bauart zu erreichen.

Die Umfassungswände eines Theatergebäudes, die Trennungswand zwischen Bühnen- und Zuschauerhaus, sowie die Wände, die Treppen umschließen, müssen aus Steinen, die inneren Scheidewände, mit Ausnahme der Trennungswände zwischen den Logen, müssen ebenfalls aus Steinen oder aus anderm unverbrennlichen Material hergestellt sein. Das äußere Deckmaterial der Dächer von Zuschauer- und Bühnenhaus muß gegen Uebertragung eines Feuers von außen her sicheren Schutz gewähren. Die Fußböden der Flure, Vorsäle und Korridore müssen aus unverbrennlichem Material bestehen. Desgleichen sind aus unverbrennlichem Material herzustellen: die Decken der Durchfahrten, Flure, Korridore und Treppenräume. Vor allem ist der Breite, der Zahl und der Art der Treppen und der Ausgänge ein Hauptaugenmerk geschenkt. Alle Berliner Theatergebäude sind mit Blitzableitern versehen. An den Außenfronten und in den Höfen sind eiserne, in einer Höhe von 3 bis 4 Meter über dem Fußboden beginnende Leitern angelegt, die sowohl als Angriffswege für die Feuerwehr, als auch als Not- und zweite Rückzugswege für das Theaterpersonal dienen sollen. Um einer Ueberfüllung der Theater vorzubeugen, wird die zulässige höchste Personenzahl, die Breite und die Anzahl der Sitze und der Abstand der Reihen voneinander, sowie deren Zahl von der Polizeibehörde nach bestimmten Grundsätzen festgestellt. Die Breite der Gänge im Zuschauerraum und die Anzahl und Breite der auf die Korridore führenden Thüren ist nach dem Verhältnis von 1 Meter für 70 Personen bemessen. Die Ausgänge müssen mit großer Schrift als solche kenntlich gemacht sein, und die nächsten Wege zu den Ausgängen sind durch Richtungspfeile an den Wänden bezeichnet. Alle Thüren müssen nach außen aufschlagen; an den Hauptausgängen sind in der Regel sogenannte Pendelthüren angebracht, die, geöffnet, festgestellt werden können. Die Verschlüsse der Thüren müssen derartig eingerichtet sein, daß sie durch einen einzigen Griff von innen leicht zu öffnen sind. Das Bühnenhaus ist vom Zuschauerhaus durch eine massive Wand getrennt, während die Bühnenöffnung, wenn nicht gespielt wird, beständig durch einen eisernen Vorhang geschlossen ist. Auch während des Spiels kann durch einen Handgriff der eiserne Vorhang sofort herabgelassen werden, um bei Bühnenbränden den Feuerherd wenigstens so lange vom Zuschauerraum abzuschließen, bis das Publikum sich entfernt hat. Derartige eiserne Vorhänge sind nach dem Brande des Wiener Ringtheaters nicht nur in Berlin, sondern fast in ganz Deutschland eingeführt worden. In Berlin bestehen diese Schutzvorhänge aus starkem Eisenwellblech; sie sind in Bezug auf leichte Gangbarkeit einer ständigen Kontrolle unterworfen. Die zwei Bewegungsvorrichtungen für diese Schutzvorhänge sind so angeordnet, daß der eiserne Vorhang einmal von der Bühne aus herabgelassen werden kann, während die zweite Vorrichtung an einer solchen Stelle angebracht sein muß, daß sie auch bei einem Brand auf der Bühne noch sicher erreicht werden kann. In diesen eisernen Vorhängen befinden sich in der Regel eine oder zwei kleine Thüren, um Verspäteten, vom Feuer Abgeschnittenen oder dem Löschpersonal den Durchgang

Notbeleuchtung
mit Kerzenlicht.

Notbeleuchtung
mit zwei Glühlampen.



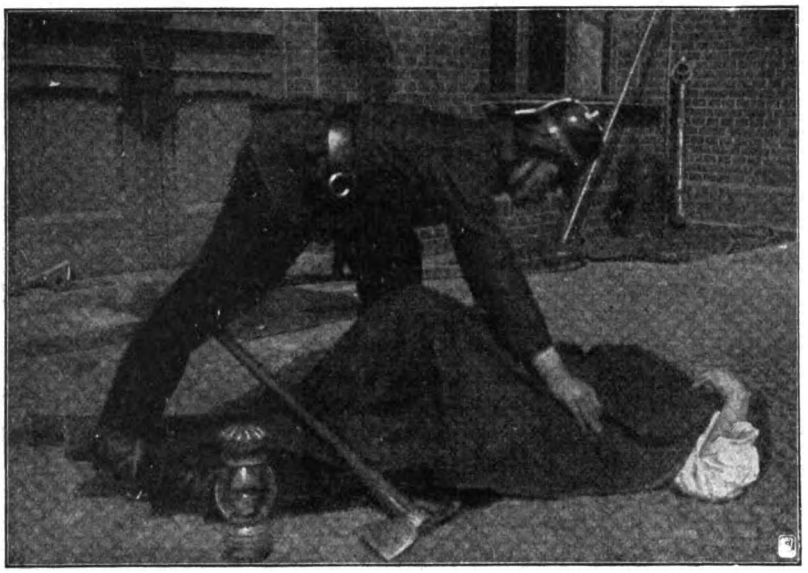
Antreten der Theaterfeuerwache.

Theaterlöschbrause.

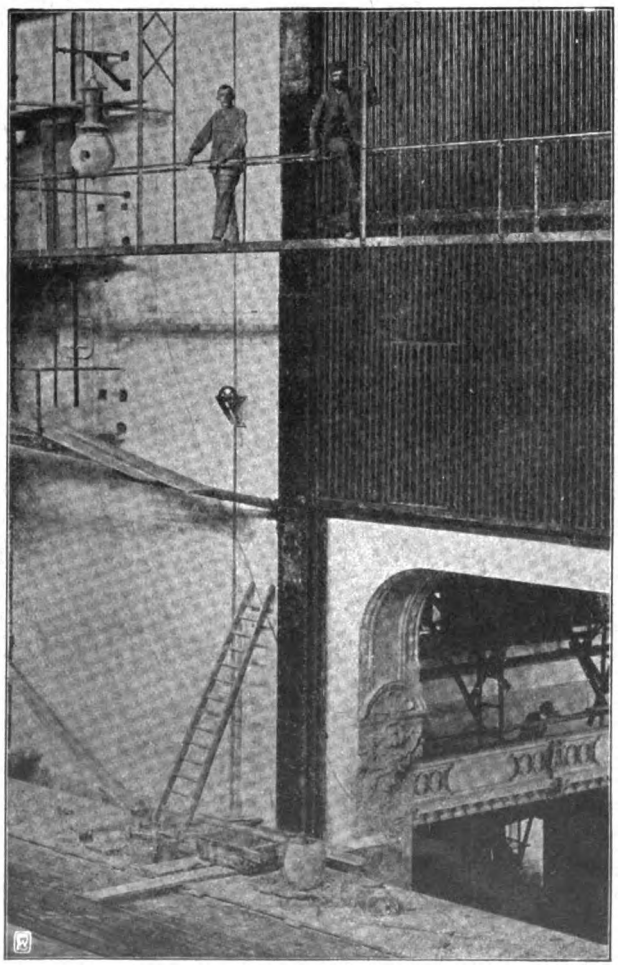
Digitized by Google

zu ermöglichen; diese kleinen Thüren müssen selbstthätig schließend eingerichtet sein. Die Treppenpodeste, Flure und Korridore müssen von jeder Behinderung des Verkehrs freigehalten werden, d. h., es dürfen darauf weder Möbel, noch Requisiten, noch sonstige den Weg versperrende Gegenstände sich befinden.

Die Beleuchtung der größeren Theater darf nur durch elektrisches Licht geschehen, die Verwendung von Gas oder von Mineralölen zu Beleuchtungszwecken ist unstatthaft. Hierbei muß die Beleuchtung des Bühnenhauses sowohl als auch des Zuschauerraumes derartig eingerichtet sein, daß selbst bei Störungen im Betrieb ein völliges Dunkelwerden in beiden Räumen nicht eintreten kann. Außerdem befindet sich in allen Teilen des Zuschauerhauses und des Bühnenhauses, auf den Korridoren, Fluren und Treppen eine Notbeleuchtung, zu der nur Kerzen oder Oellampen verwendet werden dürfen. Sie sind in geeigneter Weise gegen das Verlöschen durch Zugwind oder Rauch gesichert. Da dieser noch ziemlich primitiven Art der Notbeleuchtung große Mängel anhaften, hat man eine elektrische Notlampe konstruiert, die diese Uebelstände völlig beseitigt. Eine solche Notlampe darf aber nicht durch besondere Leitungen etwa von einer Akkumulatorenanlage aus gespeist werden, sondern sie muß ihre Lichtquelle unmittelbar bei sich haben, so daß Leitungen, die durch Feuer zerstört werden könnten, überhaupt nicht nötig sind. Der wesentlichste Punkt aber, auf den es bei Benutzung von elektrischen Notlampen besonders ankommt, ist, daß das Aufsichtspersonal in die Lage gebracht wird, beständig und sofort feststellen zu können, ob und wieviel Strom der Apparat enthält. Bei derartigen Notlampen ist es also völlig ausgeschlossen, daß durch einen Defekt an einem Apparat oder an Leitungen etwa auch die andern Apparate in Mitleidenschaft gezogen werden, und es ist somit der großen Gefahr vorgebeugt, die dadurch entsteht, daß bei einem größeren Brand die Zuschauer oder die Darsteller in die Lage versetzt würden, das Theater im Dunkeln verlassen zu müssen. Alljährlich haben die Berliner Theaterdirektionen an das Königliche Polizeipräsidium Atteste darüber einzureichen, ob ihre elektrischen Anlagen sich in tadellosem Zustand befinden, oder ob Mängel vorhanden sind, auf deren Beseitigung sofort Bedacht genommen wird. Ferner wird jedes Berliner Theater alljährlich in den Ferien in allen seinen Räumen einer gründlichen Reinigung unterzogen.



Löschdecke in Gebrauch.



Teil einer Bühnenöffnung
bei hochgezogenem eisernem Vorhang.

Der Zuschauerraum und die Bühne dürfen nur durch Zentralheizung erwärmt werden. Der Zuschauerraum ist an der Decke mit einer Luftabzugsöffnung versehen, während an den Treppenräumen und Korridoren genügende Lüftungseinrichtungen angebracht sein müssen. Ueber der Bühne befinden sich die sogenannten Rauchklappen, die bei einem etwa auf der Bühne ausgebrochenen Brand den Rauch abziehen lassen sollen; sie können von der Bühne aus von unten geöffnet werden.

Jedes Berliner Theater ist an die städtische Wasserleitung angeschlossen und mit einer vollständigen Feuerlöscheinrichtung ausgerüstet. Diese besteht aus einem weitverzweigten Rohrsystem mit Feuerhähnen, Schläuchen, Stahlrohren u. s. w. Die Einrichtungen dürfen nur zu Feuerlöschzwecken und nicht anderweitig benutzt werden. Damit ihre jederzeitige Gebrauchsfähigkeit sicher gewährleistet wird, unterstehen sie einer beständigen Kontrolle durch die Organe der Königlichen Feuerwehr.

Digitized by Google

Die Bühne eines jeden größeren Berliner Theaters ist mit einer Regenvorrichtung versehen, die, aus einem System zahlreicher durchlöcherter Kupferrohre bestehend, unter dem Schnürboden über der Bühne angebracht ist und ihr Wasser durch große Speiserohre von der städtischen Wasserleitung erhält. Die Zuleitung zu den Regenrohren darf weder mit jener zu den sonstigen Feuerlöscheinrichtungen des Theaters, noch mit der Wirtschaftsleitung in Zusammenhang stehen, sondern muß direkt an das Straßenrohr angeschlossen sein. Die Zahl und Weite der Regenlöcher muß so bemessen sein, daß die Regenwirkung ergiebig ist und einem starken Platzregen gleichkommt. Um die Zeit vom Oeffnen des Ventils bis zur Wassergabe möglichst abzukürzen, ist Vorkehrung getroffen, daß die Wassersäule in dem Steigerohr über dem Ventil bis etwa 10 Zentimeter unterhalb des Anschlusses der Regenrohre steht. Die Anordnung der Ventile muß derartig sein, daß eins auf der Buhne angebracht ist und ein zweites außerhalb der Bühne an einer Stelle sich befindet, die bei einem Brand auf der Bühne noch sicher erreichbar ist. Um das gute Funktionieren der Regenvorrichtung zu sichern, wird sie täglich vor der Vorstellung von dem Wachhabenden der Feuersicherheitswache und alljährlich während der Spielpause durch die Königliche Feuerwehr einer eingehenden Prüfung unterzogen.

Blick in den Zuschauerraum
durch die Thür des eisernen Vorhangs.

Das Rauchen ist in den Berliner Theatern polizeilich verboten, mit Ausnahme derer, die ihrer Bauart nach als Versammlungsräume mit Podium angesehen werden; doch dürfen diese sodann nur unverbrennliche Dekorationen (aus Blech oder Asbest) in Gebrauch nehmen, während besonders die größeren die Bedingungen für die eigentlichen Theater in Bezug auf Regenvorrichtungen, Notbeleuchtung, Feuersicherheitswache, Allarmeinrichtungen, Feuermelder u. s. w. ebenfalls erfüllen müssen.

Um zu verhindern, daß etwa bei einem Brand Schauspieler, Ankleidefrauen u. s. w. in den Garderoben vom Feuer abgeschnitten werden, hat man elektrische Allarmeinrichtungen angebracht, die von der Bühne aus gleichzeitig sämtlich in Thätigkeit gesetzt werden können.

In den Berliner Theatern wird während der Vorstellung seitens der Königlichen Feuerwehr eine Feuersicherheitswache gestellt und zwar je nach der Größe des Theaters und je nach der Art der in dem betreffenden Stück vorkommenden feuergefährlichen Handlungen in der Stärke von 1 Mann bis zu 1 Oberfeuermann und 5 Mann. Es werden während der Hauptspielzeit in 26 Berliner Theatern gleichzeitig täglich Feuersicherheitswachen gestellt, deren Gesamtstärke 18 Oberfeuermänner und 57 Feuermänner beträgt. Bei der Vornahme feuergefährlicher Handlungen werden die Wachen noch entsprechend verstärkt. Diese Wachen werden seitens der zuständigen Offiziere durch unerwartete Revisionen kontrolliert. Die Mannschaften für die Feuersicherheitswachen können nicht aus der allgemeinen Wachbereitschaft gestellt werden, sondern es müssen hierzu dienstfreie Mannschaften herangezogen werden. Selbstverständlich sind die Feuersicherheitswachen mit eingehenden Instruktionen über ihr Verhalten beim Ausbruch eines Feuers versehen, und zu Wachhabenden werden nur Oberfeuermänner und durchaus zuverlässige Feuermänner kommandiert.

Jedes Berliner Theater ist vermittelst eines automatischen, elektrischen Feuermelders mit der nächsten Wache der Königlichen Feuerwehr verbunden. Es befindet sich in der Regel ein Meldeapparat auf der Bühne und ein zweiter im Kassenflur am Eingang des Theaters. Wird von einem Berliner Theater aus Feuer gemeldet, so wird diese Meldung sofort telegraphisch als Mittel- oder Großfeuer an die 15 Berliner Feuerwachen weitergegeben, die hierdurch sämtlich gleichzeitig alarmiert werden, so daß in kürzester Zeit ein großes Aufgebot von Löschhilfe zur Stelle ist. In den in Buchform auf den Fahrzeugen der Königlichen Feuerwehr mitgeführten Brunnen- und Hydrantenverzeichnissen befinden sich Situationspläne sämtlicher Berliner Theater mit Angabe der nächsten Brunnen, Hydranten und Wasserläufe unter gleichzeitiger Angabe der Löschzüge, die daran anzulegen haben. Während der Fahrt zur Brandstelle informiert sich bereits der Führer des zu einem Theaterbrand ausrückenden Löschzuges, wo sein Zug anzufahren, wo er Wasser zu entnehmen, und von wo aus er anzugreifen hat. Für den Fall, daß auf der Bühne ein Feuer entsteht, sind umfassende Vorkehrungen getroffen. An mehreren Stellen befinden sich Wasserstöcke mit Schläuchen und Stahlrohren, mit denen sofort Wasser gegeben werden kann. Die Feuersicherheitswache hat ein besonderes Augenmerk darauf zu richten, daß diese auf der Bühne befindlichen Feuerlöschgeräte stets gebrauchsfertig sind und nicht etwa durch Requisiten oder Dekorationen verstellt werden. Trotzdem die Gewänder von Tänzerinnen u. s. w. vielfach imprägniert sind, ist es dennoch nicht ausgeschlossen, daß durch irgendeinen unglücklichen Zufall Kostüme Feuer fangen. Um diese Flammen sofort ersticken zu können, sind die Männer der Feuersicherheitswache mit Löschdecken ausgerüstet, und neuerdings gelangen zu dem gleichen Zweck in allen Berliner Theatern Löschbrausen zur Einführung.

So ist alles menschliche Wissen und Können angewandt, um die Schrecken eines Theaterbrandes bei besetztem Hause zu bannen, dazu bedarf es aber auch der Mitwirkung aller Personen, die in den Theatern überhaupt zu thun haben. An die besonnenen Männer und Frauen des Theaterpublikums aber richte ich die ernste Mahnung, in kritischen Augenblicken durch verständiges Handeln dazu beizutragen, um eine Panik zu bannen, jenes Schreckgespenst, dem schon viele Hunderte von Menschenleben zum Opfer gefallen sind und das fast stets aufzutauchen pflegt, wenn die Flammen in einem Theater emporzüngeln.

Digitized by Google

Cyrill Wallenta.

Erzählung von J. J. David.

„Also, du willst mir wirklich nichts mehr einschenken, Moses?"

„Bei Gott und keinen Tropfen nicht mehr."

„Ich zahl aber für alle!"

„Und wer zahlt für dich, mein Söhnchen?"

Der Bursche sah den Schenkwirt mit allerschlausten Zwinkeraugen an. „Du heißt mich dein Söhnchen. Also: du wirst doch keine Angst haben und mich kränken, Moses? Wegen so paar lumpige Groschen! Du weißt doch, ich hab immer wieder gezahlt. Und du bist kein solcher Wucherer, wie der Naz. Du hast doch ein Gefühl in dir und wirst einen Christenmenschen nicht verdursten lassen."

„Ja, immer wieder hast du gezahlt, und einmal wirst du vergessen."

„Wenn schon? Wirst alsdann genug an mir verdient haben, daß du's mit der schwarzen Kreide kannst in den Rauchfang schreiben. Und diesmal zahl ich sicherlich. Ich krieg bald viel Geld. Du weißt, ich halt immer mein Wort." Er sah den Wirt fast drohend an.

Moses schwankte. Dann gab er sich einen Ruck. „Es ist genug für einen Tag, und ich will sperren."

„Die aber dürfen weiter saufen? Die haben jeder sein Glas voll."

„Die trinken an einem Abend, was du in einer Stunde. Hättest du halt auch gespart!"

„Hast recht, mein Wohlthäter. Aber warum thun sie das? Weil sie ein Volk sind, alt, und sie gönnen nicht einmal sich was und einem andern schon gar nicht. Wir aber sind jung, und wir meinen's uns gut und dir erst recht gut. Verdienen sollst du, Bruderherz, und reich werden."

„Ist schon gut. Das muß aber nicht auf einmal sein. Und für heute ist es demnach genug."

„Also kein Glas Schnaps mehr? Damit man sich nicht erkältet auf der Straße?"

„Kein Glas Schnaps."

„Nicht einmal ein Gläschen? Oder wenigstens ein Bier, damit man es nicht so leer hat in sich? Zapletal! Zeig du, wer du bist, und daß es noch Leute im Dorf giebt, die ein Geld haben."

Zapletal, der am Bauerntisch saß, zuckte zusammen und schielte höhnisch nach dem Burschen, entgegnete aber kein Wort. Der Wirt drängte. „Nichts, gar nichts kriegst."

„So schenk mir wenigstens eine Zigarre auf den Weg. Eine, wie du sie rauchst."

„Heut ist Freitagabend, und da rauch ich nicht."

„Was geht mich dein Sabbat an? Eine Zigarre will ich haben, die nicht auf die Rechnung kommt. Wirst mich nicht anders los, Moses!"

Moses mußte lachen. „Da hast, Bettler."

Der Bursche steckte sie sehr umständlich an. Alsdann legte er eine Hand schwer auf die Schulter des andern und sog mit Macht an seiner Zigarre. „Nichts Gutes gönnst du mir. Keine Luft hat sie, mein Väterchen. Aber ich will schon fertig werden mit euch. Ich hab eine gesunde Lunge, und ich halt schon was aus. Und keinen Bettler schimpfen mußt du mich nicht. Und nun — gute Nacht, meine Gönner!" Und er verbeugte sich sehr höflich vor jedem Einzelnen. Ganz stramm, in etwas steifer, militärischer Haltung, die Urlaubermütze schief gesetzt, verließ er die Stube an der Spitze seiner getreuen und anhänglichen Kumpane. Dann hörte man seine Stimme ein Schelmenlied durch die stillen Gassen jauchzen und eine Erörterung mit dem Nachtwächter, sehr umständlich und nur zu dem Zweck sehr laut geführt, damit das ganze Dorf rebellisch werde. Denn alle Wachthunde fühlten sich beunruhigt und also veranlaßt, Stellung in der Streitfrage zu nehmen. Sowie es völlig ruhig geworden war, zahlten die andern und gingen heimwärts, wie es bedachten und besonnenen Bauern und Häuslern ziemt, denen es nicht taugt, sich anstänkern zu lassen. Zwei nahmen Zapletal unter die Arme und führten ihn. Denn er hatte es arg mit den Beinen.

Die Stube war erfüllt von dickem Rauch nach schlechtem Tabak und Branntweingeruch. „So ein Bauer! Ehe er nicht erstickt, glaubt er nicht, daß ihm wohl ist, der Bauer!" So brummte der Wirt, stieß ein Fenster auf und ließ die kühle Abendluft ein. Die Petroleumlampe schwankte im Wehen; sie qualmte hoch auf, und ihr stickiger und brenzelnder Mißduft erfüllte das Zimmer. Eine tschechische Magd, die kein deutsches Wort in ihren dicken Kopf bringen konnte, wusch die Gläser und Gläschen und fegte notdürftig am Boden. Die Wirtin ordnete die Geldsorten, hüstelte und seufzte manchmal tief und asthmatisch. „Ich spür meine Beine gar nicht mehr unter mir. Und immer schwerer wird es, das blutige Leben zu verdienen."

Er sah ihr zu. „Hast recht, Sali, mein Kind! Immer schwerer wird's. Ein ander Geschäft, wenn man sich nur wüßt, gleich möcht ich's anfangen. Alles läßt aufschreiben. Mahnt man oder klagt man, so wissen sie nicht, was sie einem anthun sollen. Und wenn man die Pacht nicht auf die Stunde niederlegt, gleich droht einem der Graf, er wird uns herausschmeißen. Was seine Prozesse fressen, das möcht er an uns herausschinden."

Die Wirtin zählte die Striche am grünen Wandschränkchen: „Cyrill Wallenta ist sieben Gulden fünfunddreißig Kreuzer schuldig."

„Ist viel Geld. Man wird ihm aber doch weiter borgen müssen."

„Er ist aber nicht gut für so viel schlechte Groschen!"

Moses strich sich liebkosend über das dem Sabbat zu Ehren glattrasierte Gesicht: „Ja. Aber einen großen Anhang hat er, und er geht mir sonst mit seinen Kameraden zum Naz. Getanzt wird doch nicht bei uns, muß man doch gut aufpassen auf sein bißl Kundschaft. Und wenn er ein Geld hat, so zahlt er doch immer."

„Woher nimmt er aber ein Geld? Er arbeitet doch nichts. Was willst du ihm nehmen, wenn er einmal nicht wird zahlen wollen? Er geht nicht in die Zuckerfabrik. Er heiratet nicht und wär schon lang in den Jahren dafür."

„Weil er nicht heiratet? Weiß ich, warum er so thut, und woher er's nimmt? Geht's mich was an?

Digitized by Google

Von mir, wenn er mir was fürs Gericht macht, läßt er sich's doch niemals zahlen."

„Er ist ein Lump."

„Ein Lump? Aber wollte Gott, der Allgütige, unser Jüngel, der Moritz, hätte seinen Kopf auf sich. So ein Kopf!" Der Wirt geriet in ein andächtiges Neigen des Hauptes, das gar kein Ende nehmen wollte.

„Was willst du schon wieder von unserm Jüngel?"

„Will ich was von ihm? Er ist gottlob ein braves und ein frommes Jüngel. Aber dem Wallenta sein Kopf! So ein Kopf!"

„Er ist aber doch ein Lump!"

„Ein Lump? Ich weiß nicht. Aber," und ein breites Schmunzeln ging über das ganze Gesicht des Wirts, „ein ganz ein niederträchtiger Kerl ist er."

* * *

Also: Cyrill Wallenta war ein ganz ein niederträchtiger Kerl.

So hieß ihn Moses Lichtenstern, und das gesamte Dorf war seiner Meinung. Man möcht's aber gar nicht glauben, wie verschiedenen Sinn die gleiche Benennung gewinnen kann. Bei vielen färbt sie der Haß. Bei andern die Bewunderung, ja die unbedingteste Zärtlichkeit. Immer aber klang ein großer Respekt vor dem ganzen Menschen mit.

Am 5. Juli 1861 waren der sehr armen Kleinhäuslerin Wallenta Zwillinge beschert worden. Die Patenschaft übernahm der reichste Bauer auf viele Meilen in der Runde, Cajetan Zapletal. Angesichts der besonderen Verdienstlichkeit dieses guten Werks und der ausnehmenden Heiligkeit des Tags. Natürlich empfingen die Knäblein in der Taufe die Namen nach den gesegneten Landesaposteln.

Das eine starb früh. Und Cyrill Wallenta meinte später, es sei ein wahres Glück gewesen. Denn sonst hätte am Ende er etwas „Methodisches" an sich. Und das hätte ihm durchaus nicht gepaßt.

Er aber wuchs auf. Kräftig, aber meisterlos. Ein großer Raufer, in der Schule der Beste. Erstaunlich geschickt und würdig beim Ministrieren, das ihm manchen guten Groschen trug. Es ging ihm nichts ab. Er war wenig daheim. Er hielt sich zu seinem Paten oder trieb sich in der Dechantei um. Man hätte ihn gern zum Studium gethan, und der sehr reiche Pfarrherr wollte sich seiner annehmen, wenn er geistlich würde. Davon wollte der Bube durchaus nichts wissen, trotz allen Lamentos der Mutter, welch ein Glück er sich und ihr für ihre mühseligen alten Tage damit verscherze. Mit Gewalt aber war bei ihrem Cyrill nicht das mindeste auszurichten. Es giebt keinen so dicken Schädel mehr auf der Welt.

Er machte sich gern nützlich, ohne sich darum seiner Unabhängigkeit zu begeben. Befehlen ließ er sich einmal nichts. Was nicht beim Zapletal vorsprach, das erschien beim hochwürdigen Herrn. Und so kannte der Bube früh das ganze Dorf mit allen seinen Bedürfnissen. Er war gesprächig und munter und dabei dennoch von einer erstaunlichen Verschwiegenheit. So wurde er viel zu Gängen und geheimen Aufträgen verwendet; denn sein Pate hatte weitgespannte Geschäfte, in die nicht jeder blicken durfte. Die alte Wallenta starb vor Neugierde. Immer roch sie den Braten, und niemals bekam sie einen Bissen zu schmecken. Denn aus Cyrill war kein Wort herauszubringen. Wollte sie ihn ausforschen, dann sah er sie scheel und spöttisch an und pfiff sich eins.

Und wie der Bube nur pfiff! Das war ein Wunder. Die verwickeltste Weise, die er nur einmal gehört, saß fest in ihm. Auf seinen einsamen Gängen pfiff er sich immer etwas vor und sprach vielleicht so aus, was ihn innerlich beschäftigte. Denn ohne Ungeselligkeit, war er gern für sich. Später kaufte er sich für sein erspartes Geld eine Ziehharmonika. Die hatte er bald weg, daß der blinde Jindrak ein Stümper neben ihm war. Und der lebte doch davon! Wenn Cyrill an einem linden Sommerabend vor der Chaluppe seiner Mutter saß und sich mit seinem Blasebalg vergnügte, so verweilten sich die spazierenden Liebespärchen vor ihm, standen umher und horchten. Die Geige aber mocht er nicht lernen, obwohl ihn der Herr Lehrer, der für einen feinen Künstler galt, umsonst darin unterweisen wollte. Er las kein Buch. Alles flog ihm so zu, und ihm blieb unverloren, was er jemals hörte. Zu Schreibereien ließ er sich willig verwenden und schlug manchmal Aenderungen vor, die einen ganz guten Sinn hatten. Und so vergingen die Jahre. Schon regte sich mit der Anerkennung seiner Gaben das Bedauern, daß er so gar keinen rechten Gebrauch davon machen wollte.

Dann war er zum Militär genommen worden. Seine Ziehharmonika ging mit, und er spielte beim Abschied den andern auf dem traurigen Marsch zur Stadt darauf vor, daß sie übermütig wie richtige Rekruten in ihr aufzogen.

Die andern seines Jahrgangs waren verabschiedet worden. Wallenta hatte es damals schon, nach drei Jahren, zum Feldwebel gebracht, und man erzählte Wunder, in welcher Gunst er bei den Herren Offizieren stünde. So war er auch in der Ferne eine wichtige Person und Gegenstand mancher mütterlichen Sorge. Er kam nicht einmal auf Urlaub heim. Ohne Unterbrechung diente er weiter. Volle zehn Jahre blieb er in der Fremde. Seine Mutter war darüber gestorben, und wenn nicht immer neue zu seinem Regiment eingerückt wären, die Kunde von ihm brachten, so wär er für das Dorf völlig verschollen. Denn zu einem Brief schwang er sich nicht auf. An wen denn?

Endlich kam er heim, den Anspruch auf eine Versorgung im Staatsdienst in der Tasche. Er richtete sich in der Hütte seiner Mutter ein. Was er da wolle? Ja, sich ausruhen nach der vielen Schinderei bei den Soldaten. Das sei keine Kleinigkeit mit all dem dummen Volk. Ob er hier zu bleiben gedenke? Kaum. Oder doch eine Zeit. Je nachdem es ihm gefallen werde.

Er hatte sich in all den Jahren wenig verändert. Er sah sehr jung aus. Denn er hatte strohblondes, zerzaustes Haar, wie einer, der einmal da und wieder dort schläft, auch ganze Nächte durchlumpt, sich am Mühlbach wäscht und mit den Fingern kämmt. Er hatte etwas Zierliches von Gestalt, und man sah ihm seine ungemeine Kraft nicht an. Darum machte es ihm Spaß, einen Raufbold erst mit Schüchternheit zu ermutigen, ehe er ihn plötzlich anfiel und niederwarf. Er hatte ein breites, fahles, bartloses Gesicht. Die Augen aber staken voll Spitzbüberei, und welches Mädel er damit ansah, das mußte rot werden.

Dazu kam, daß er unter den Burschen, die doch meist unter ihm gedient, einen großen Anhang hatte. Sie zogen mit ihm um. Er ließ sich jeden gefallen und wußte von ihnen alles, ohne sich einem zu offenbaren. Nachdem er seine Hütte verkauft, richtete er sich nirgends mehr ein, sondern zigeunerte nur so wie ein richtiger

Digitized by Google

Zigeuner. Und zu allerhand Niederträchtigkeiten lernte er sein Gefolge an.

Um keine Arbeit kümmerte er sich. Zum stetigen Bauernwesen taugte er nicht. Fürs Tagewerken war er sich zu gut. Er ging viel in die Stadt und zu Gericht, angeblich in seinen eigenen Sachen.

In der Umgebung aber spotteten sie. Ganz Zahlenowitz habe der Zapletal aufgefressen. So hätten sie nur noch einen einzigen Bauern darin. Und das Dorf sei so arm, daß sie jetzt mit einem einzigen Hahn genug hätten: mit Cyrill Wallenta.

* * *

Einige Zeit nach seiner Heimkehr hatten die Beziehungen des Feldwebels zu Cajetan Zapletal wieder begonnen. Es hatte sich inzwischen der Großbauer zum andernmal verheiratet. Seine erste Frau hatte er rein des Geldes willen genommen, und die Kinder waren ihnen weggestorben. Nun bei Jahren und kränkelnd, freite er ganz nach seiner Wahl.

Er war allerdings wohl zu alt für sein neues Weib. Wenn man schon aber viele und beständige Schmerzen hat, so liebt man doppelt ein hübsches und freundliches Gesicht, bei dessen Anblick man ihrer vergißt. Die Beine wollten nicht mehr mit. Sie machten ihm ein schweres Kreuz, und die Doktoren schmierten so an ihm herum. Er mußte auch viele Tage zu Bett liegen, aber sein Geist blieb frisch, und seine Geschäfte trieb er, wie der Jüngste.

Er hatte etwas gehabt und einiges erheiratet. Und das war unter seiner Hand gewachsen durch Viehhandel und durch glückliche Spekulationen. Da hatten die Bauern auf sein Betreiben eine große Mälzerei gegründet, wie sie anderwärts bestanden und guten Ertrag gaben. Wozu erst die Gerste verkaufen und den Deutschen den schönen Nutzen gönnen, den sie aus dem Malz zogen? Wurde nicht jeder reich, der am Handel damit beteiligt war? „Wie Brüder wollen wir miteinander sein, wie Brüder!" Als aber die ersten Jahre nicht gleich den großen Gewinn brachten, den man sich erhofft, als man gar Nachzahlungen forderte und wirklich eintrieb, da erschraken die kleinen Leute und warfen ihre Anteile hin. Zapletal aber bückte sich um jeden einzelnen und las ihn auf. Seit damals habe er Kreuzschmerzen, spotteten die Leute. Und über Nacht war er der alleinige Herr des Unternehmens, das nun durch seine Klugheit mächtig gedieh.

Er lebte aber immer ganz wie ein Bauer. Er trug die roten Lederhosen und den runden Hut. Das erweckt Vertrauen, und man offenbart sich lieber einem seinesgleichen, als einem Fremden. Auch war er durchaus kein Wucherer. Aber er lieh eigentlich erst dann, wenn der Schuldner schon verloren war. Er that den letzten Hieb, der den wurzelschwachen Baum umwarf. Er hatte seinen Vertrauten beim Grundbuch und knickerte nicht. Er wußte von jedem, wie er stand und wie viel sein Besitz unter jeder möglichen Bedingung wert sei — wie viel im ganzen und wie viel, wenn man ihn zerschlug. Und so hatte ihm keine Mißernte etwas an. Im Gegenteil: ein schlechtes Jahr trieb ihm manchen ins Garn, auf den er anders noch lang hätte lauern können. Der brauchte Saatgut — der Zapletal bezog es in der besten Güte und lieh ohne Zinsen und gegen einen ganz bescheidenen Anteil an der Ernte. Der mußte seinen Viehstand verkleinern und wollte nicht verkaufen, wo eine Kuh nicht besser bezahlt wurde als sonst ein Kalb. Der Zapletal half. Gehörten ihm aber auch nur die Hörner eines Ochsen, so war bald das ganze Tier sein.

Er war ein ausgezeichneter Rechner. Und er hatte ein unerhörtes Gedächtnis. Ohne eigentliche Aufzeichnungen kannte er sich in allen seinen sehr verwickelten Unternehmungen aus. Und gar nicht stolz wurde er. „Was bin ich denn anders, wie ein Bauer. Nur mehr Sorgen hab ich." Man kam zu ihm um Rat, und er gab ihn gern und weitschweifig, wie man ihn eben hören will. „Siehst du, Bauer! So mußt du dieses machen!" Wenn das alsdann dem andern doch zu Schaden geriet, so war Zapletal höchst erstaunt und bekümmert, obwohl es durchaus nicht seine Schuld war.

Jeden Sonntag, wenn es ihm möglich war, ging er zur Kirche. Und wenn der Klingelbeutel umging, so kam ein großer Augenblick. Denn der Zapletal that etwas, was sonst nur noch der Graf that: er warf immer einen blanken Silbergulden hinein. Die ganze Gemeinde wartete förmlich auf diesen Moment, schielte nach dem Gulden, reckte die Hälse, ob es richtig wieder auf Zapletals Platz feierlich und hell vorleuchte. Das machte doch im Jahr, wenn man alle Feiertage dazuzählte, nahe an hundert Gulden! Alle waren sie stolz auf diesen Reichen. Er aber that keineswegs aus Protzerei so. Er fühlte sich nur in seinem Gewissen verpflichtet, seinem Gott, der ihn so reichlich gesegnet, auch wieder das Seinige zukommen zu lassen.

Er fuhr oftmals zur Stadt. Aber nur, wenn er sich mit der Familie da sehen ließ, durfte die noble Britschka mit Federn angespannt werden. Auch eigentlich nur, weil Annetschka den Korbwagen gar nicht sehen mochte, so bunt er gemalt war. Sie war eben was Feineres, das Kind. Und man wollte doch auch höher mit ihr hinaus. So was merkt ein Fratz gar bald. Und wenn sie zwischen den Eltern saß, dem hageren, erregten und immer von Plänen übersprudelnden Vater, dem sie so spät geschenkt worden war, so spät, daß es wie eine Ueberraschung und ein Wunder gewesen, und der schönen, ernsthaften Mutter, die breit wie eine rechte Bäuerin ihren Platz füllte, und ihr blondes Haar flog, und sie klatschte in die Händchen und nahm gar für ein kurzes und völlig ebenes Stückchen das Leitseil und guckte sich selig nach den beiden um, so fühlte Cajetan Zapletal sein ganzes Glück.

Eins fehlte dazu. Eins strebte er mit der Zähigkeit eines Bauern und der Erbarmungslosigkeit eines Menschen an, der da weiß, daß man mit Ruhe und Bedacht manches erreichen kann, das Hastigeren unzugänglich bleibt. Auch das anscheinend Unmögliche. Es war eine Phantasterei. Und niemand wußte darum, nur Annetschka, die sie nicht verstand, und Wallenta, der ihn begriff.

Er haßte den Gutsherrn. Ohne eigentlichen Grund, denn der Graf war gutmütig und ahnte in seinem uradeligen Selbstgefühl sicherlich nichts von diesem Groll, der da gegen ihn minierte. Er hatte dem Bauer wahrhaftig nichts zuleide getan. Aber Zapletal hatte unablässig das Schloß vor Augen mit seiner breiten Front, mit seinem Uhrtürmchen, das gleich erzählte, der darin wohne, sei mehr als andere Menschen und bestimme ihnen die Zeit. Sein Haus stieß daran. Er sah die feisten Lakaien, die in der Sonne sich räkelten, und dann, wenn sie vom Nichtsthun zu müde waren, beim Moses Lichtenstern im Herrenstübchen Rotwein tranken, Karten spielten und sich als Herren ansprechen

Digitized by Google

ließen, die den Mädchen nachstiegen und vor Uebermut gar nicht mehr wußten, was erst mit sich beginnen.

Und er wußte, wie wenig echt all dieser Glanz sei. Vom Grundbuch her, natürlich. Jedes Jahr kam der Graf tiefer in die Schulden, und man munkelte, er werde bald keine Mittel mehr haben, sich zu retten, wenn nicht eine reiche Heirat. Aber auch damit spießte es sich nach allen Berichten. Auch dafür war er wohl zu dumm und überhaupt zu sehr gar nichts, dachte Zapletal. Denn, wie ihn seine Leute bestahlen, worauf der Erzdieb, der Verwalter, das hätte doch jeder sehen müssen, wenn er nicht ein gottgeschlagener Narr war.

Und es träumte Zapletal von der Zeit, in der die Grafenwirtschaft da oben ein Ende nehmen würde. Er ging gern in den Schloßpark und schätzte die alten Stämme, die da so machtvoll gediehen waren, sah seine Kühe auf den prächtigen, sanften Wiesen weidend und die Fluren umbrochen und unter dem Pflug. Einmal mußte das Ganze auf die Trommel kommen. Was er dazu thun konnte, diesen Zeitpunkt zu beschleunigen, das geschah. War der Augenblick aber endlich einmal erschienen, dann wollte er am Platz sein, und nichts sollte man ihm nehmen, wonach es ihm so sehr gelüstete. Und Abend für Abend, ehe sie einschlummerte, fühlte Annetschka die harten, grauen Augen des Vaters auf sich ruhen, und seine heisere Stimme raunte ihr ins Ohr: „Hast du gebetet? Einmal wirst du im Schloß und auf Seiden schlafen, Annetschka, mein Herzerl."

* * *

Also: es war bald nach der Rückkehr des Wallenta gewesen. Und zuerst hatten die beiden einander nur so im Wirtshaus getroffen. Dann horchte der Bauer mit halbem Ohr dem lauten Wesen, das sich am Tisch des Feldwebels aufthat, und seinen Erzählungen von Bosnien und den wilden Bosniaken. „Ein Schwätzer ist er geworden bei den Soldaten, wie alle," dachte er mißbilligend. „Weibergeschichten hat er im Kopf und sonst nichts."

Dann waren sie einmal auf dem Kirchgang ins Reden gekommen. Denn der Wallenta glaubte nichts auf der Welt, nur daß Jugenderinnerungen und Langeweile ihn immer wieder ins Gotteshaus zwangen. „Er ist sehr klug, aber ein Narr ist er in seiner Eitelkeit," erzählte der Bauer zu Mittag seinem Weib. „Die ganze Welt könnt er in Sack stecken, so gescheit ist er. Und nichts hat er und wird nichts haben im Leben."

„Was geht mich dein Wallenta an?"

„Kannst du noch nicht wissen, Madlenka! Ich wollt, er wär mein, wirklich mein." Und er schnalzte mit der Zunge, wie wenn man ein Pferd antreibt.

„So kauf dir den Lumpen, Cajetan!"

Zapletal lachte heiser. „Kaufen? Gleich kaufen? Du, der wär nicht billig. Ja, du bist halt die reiche Bäuerin. Umsonst möcht ich ihn kriegen, Madlenka, umsonst. Denn er ist zu brauchen, sag ich dir. Zu tausend guten Dingen zu gebrauchen."

„Geschenkt ist am teuersten gekauft," entgegnete die Bäuerin und deckte ab. Denn beim Essen duldete ihr Mann keine Magd. Da sprach er sich gern ohne jeden Rückhalt aus. Und jeder Zeuge war da sehr ungelegen.

Er hatte gerade damals mit der Gesundheit bessere Zeiten. Und der Wallenta und sein Treiben waren das Gespräch des Dorfes. Denn einmal lebte er über die Maßen flott. Da hatte er einem Bauern den Buben vom Militär losgeschraubt. Aus Respekt vor Seiner Majestät Dienst, spottete er selbst. Denn er habe nicht gewollt, daß dieser Schafskopf, der das Gewehr sicherlich niemals anders fassen werde, wie eine Mistgabel, die Uniform verschandelte, die er selbst so lange getragen. Der andere gewann einen Steuerprozeß, mit dem sich, wie er schwor, die ersten Advokaten der Welt umsonst geplagt. Dies alles vernahm der Zapletal, und es weckte mancherlei Gedanken und Wünsche in ihm.

Wallenta aber that ihm keinen Schritt entgegen. Auch das wurmte den Großbauer, daß dieser Habenichts in seinem Winkel blieb und sich nicht nach ihm umsah, dem sie sonst sämtlich nachkrochen. Beim Lichtenstern hielt der Lump förmlich Hof. Da hatte er seine Beratungen mit seiner Kundschaft und nahm, was man ihm gab, und wenn es nur seine Zeche war oder einige Groschen darüber. Auch damit ärgerte sich Zapletal.

Ein großer Mann vergiebt sich nie was gegenüber einem kleinen, redete sich der Zapletal vor. Und an seine Christenpflicht gegenüber seinem Patenkind, das da für zeitlich und ewig die übelsten Wege ging, erinnerte er sich. Und so lud er endlich einmal den Wallenta zu sich.

Wallenta sah ihn scheel an: „Brauchst mich wieder einmal, Zapletal?"

„Und wenn ich dich schon brauchen thät? Was ein anderer zahlt, das verdienst bei mir auch."

„Kannst aber niemals wissen, was ich just von dir begehren werde. Weiß ich selbst nicht vorher."

Zapletal schlug ihm höchst freundschaftlich auf die Schulter. „Was einer kann, kann in dem Ort der Zapletal auch. Und er ist kein Schmutzian, das wirst wissen."

„Ja — woher denn?"

„Nein — was du für ein spaßiger Kerl bist, Wallenta! Komm nur. Meine Frau wird lachen über dich, und die Annetschka. Und du kannst dir nicht denken, wie hübsch sie dann beide sind."

„Ich mach niemand einen Wurstel, außer wenn ich will."

„Na, vielleicht wirst's gerad bei deiner Gevatterin wollen. Und dann: es geht doch auch um Ernstes."

„Kann ich mir denken. Aber ich bin nicht schlimmer, wie der Schinder. Ich zieh niemand das Fell über die Ohren, wenn er noch lebt. Und ich thu kein Gut in einem Haus, sag ich dir. Laß mich, wo ich bin."

„Mucken hat er in sich, wie ein störrischer Gaul," scherzte Zapletal. „Aber, man wird sie ihm schon austreiben. Also: du kommst, Cyrillku?"

„Ist gut. Gehn wir derweil zum Lichtenstern eins trinken."

Dies geschah, und Zapletal hatte Anlaß und Gelegenheit, den Durst des andern zu bestaunen. Plötzlich aber schlug Wallenta auf den Tisch. „Das ist wie beim Leutkauf. Ganz so ist das. Du weißt aber noch nicht, was für einen Handel du heut gemacht hast," und er sah den Gevatter von unten an, fast tückisch, wie ein Stier, der stoßen will.

„Was redest da wieder? Ein Narr bist, Bruderherz."

„Bin ich's? Wird sich schon zeigen, wer heute der Narr war. Aber eins sag ich dir: zu trinken mußt was geben, wenn ich kommen soll."

An diesem Tag aber hub die Freundschaft zwischen dem Bauernmillionär und dem Bruder Liederlich an.

(Fortsetzung folgt).

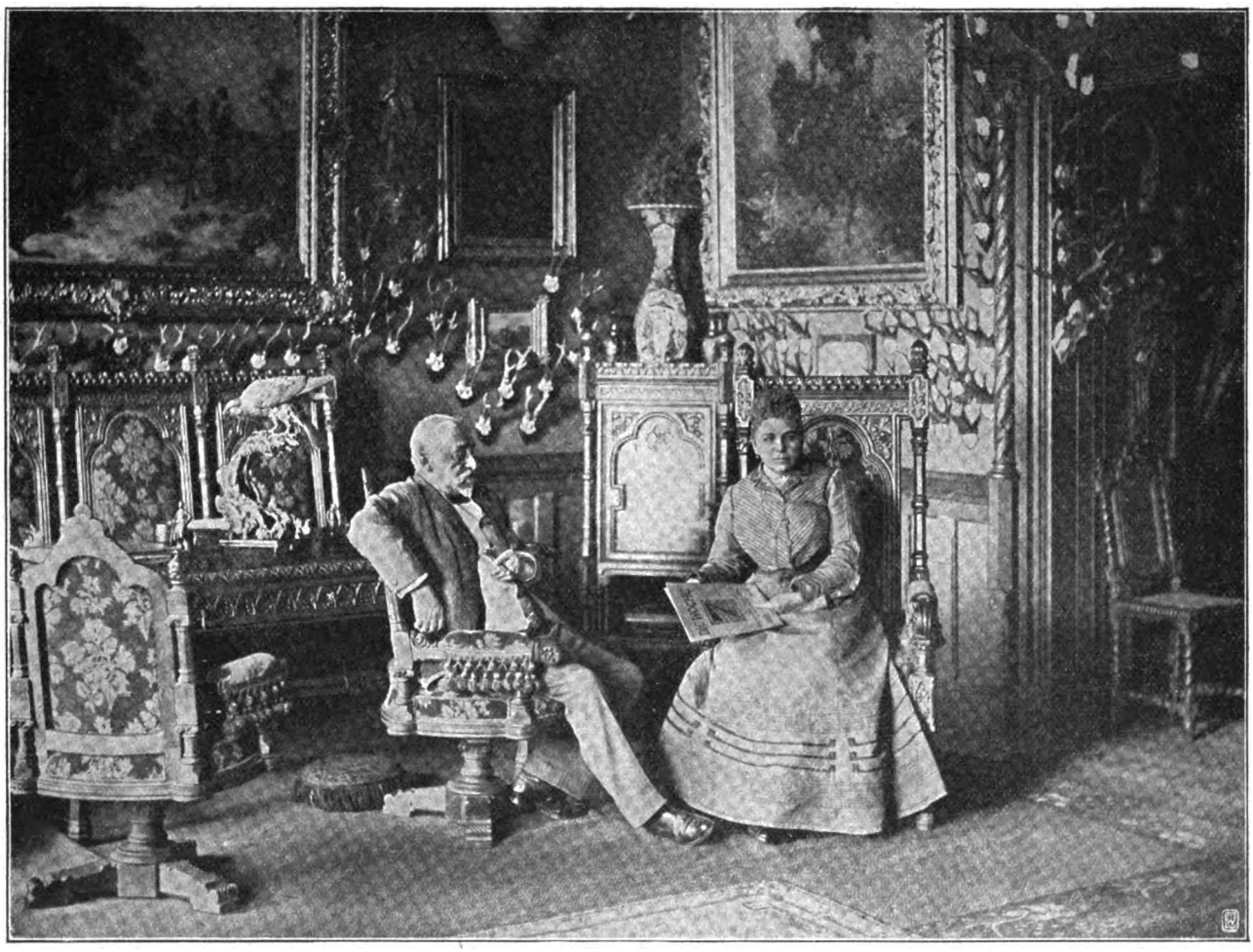
Digitized by Google

Auf Deutschlands Edelsitzen.

I. Schloß Koppitz in Oberschlesien.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Nicht weit von Grottkau, hart an der Grenze von Ober- und Niederschlesien, dort, wo die Glatzer Neisse ihre oft so verderbenbringenden Fluten dahinwälzt, grüßt den Wanderer schon von ferne ein stolzer Bau, das im edelsten gotischen Stil errichtete Schloß Koppitz. Das Schloß, dessen Ursprung bis in das Jahr 1360 zurückreicht, wurde in seiner heutigen Gestalt unter der Herrschaft der Grafen Siersdorpff neuerbaut und befindet sich



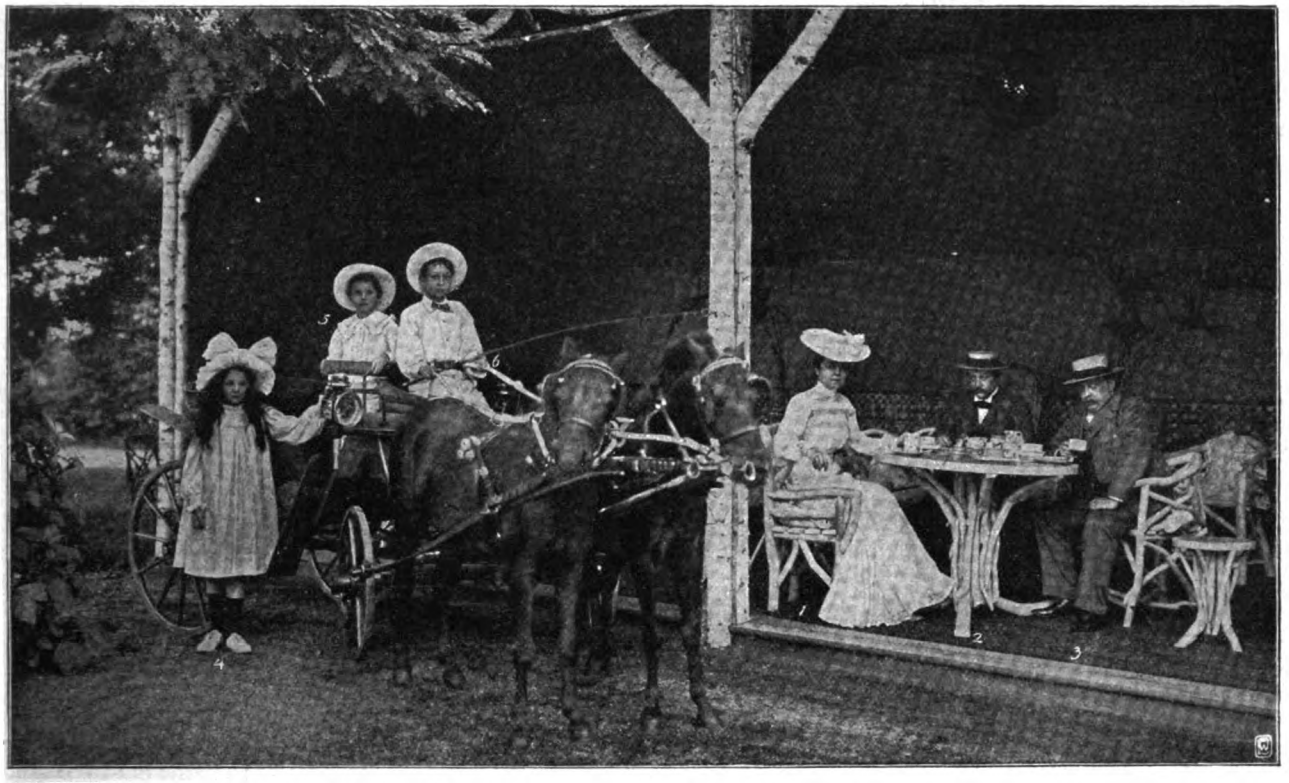
Graf Hans-Ulrich und Gräfin Johanna Schaffgotsch im Herrenzimmer des Schlosses Koppitz.

nun seit nahezu einem halben Jahrhundert im Besitz des Grafen Hans-Ulrich Schaffgotsch.

Das Geschlecht des Hauses Schaffgotsch, das dem deutschen Uradel angehört, läßt sich bis in die Zeit der Kreuzzüge zurückverfolgen, darüber hinaus gehört es, wie alle Geschlechter des Uradels, der Sage an. Und diese Sage erzählt von einem jungen Schäfer Gotsche, der unter irgendeinem der schlesischen Herzöge friedlich seine Schafe weidete. Da geschah es, daß ein Ungeheuer, der Vogel Greif, die Landesteile des Herzogs heimsuchte. Menschen und Vieh fielen dem unersättlichen Würger zum Opfer. Der Fürst des Landes that den Schwur, denjenigen, wer immer er sei, zu seinem Ritter zu schlagen, der die Gegend von dem Untier befreien würde. Und was den kampferprobten Rittern und Edlen nicht gelingen wollte, machte der junge Schäfer zur That, er erschlug den Vogel Greif, und der Herzog hielt Wort und erhob den schlichten Mann aus dem Volk in den Ritterstand. Das ist in kurzen Worten die Sage vom Schäfer Gotsche, der den Vogel Greif erschlug. Ein schönes Freskogemälde in der Halle des Schlosses Koppitz veranschaulicht in fesselnder Weise den Augenblick, in dem der Herzog, umgeben von seinen Rittern und Mannen, dem mutigen und starken Jüngling den Ritterschlag erteilt. Im Hintergrund des Bildes erblickt man vier Männer, die auf einer Bahre von Baumästen den Riesenleib des gefällten Ungeheuers herbeitragen. Der junge Ritter erhielt den Namen „Schaffgotsche" — der Gotsche, der einst die Schafe hütete — und sein Geschlecht verzweigte sich in vielen Linien über Schlesien und die angrenzenden Länder.

Eine dieser Linien residiert heute auf dem Schloß Koppitz, vertreten durch den Grafen Hans-Ulrich. Der Graf, der lange Jahre hindurch parlamentarisch thätig war, hat sich jetzt ganz in das Privatleben zurückgezogen. Vor wenigen Monaten feierte er unter

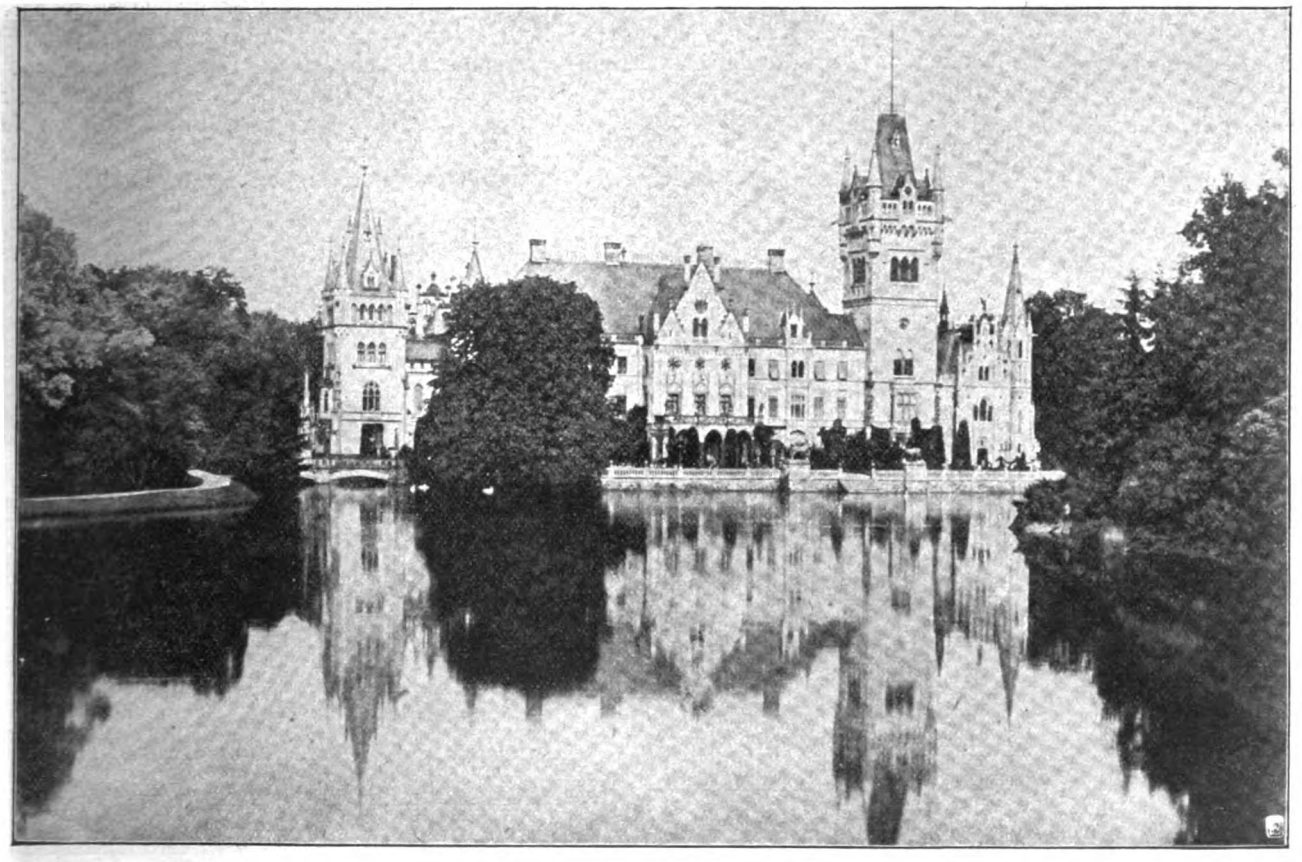
Digitized by Google



1. Gräfin Paula Schaffgotsch. 2. Hans Karl Graf Schaffgotsch. 3. Graf Sayn-Wittgenstein. 4. Komteß Hedwig. 5. Graf Franz Egon. 6. Graf Hans.
Die Familie des Grafen Hans Karl Schaffgotsch beim Thee im Gartenhaus des Parkes von Schloss Zülzhoff.

allgemeiner Teilnahme der umwohnenden Bevölkerung seinen siebzigsten Geburtstag. Die schöne Jahreszeit verbringt er auf seinem geliebten Koppitz, nur in den Wintermonaten bewohnt er sein schönes, stattliches Palais in Breslau.

Mit Koppitz schuf sich Graf Schaffgotsch im Zeitraum



Schloss Koppitz in Oberschlesien.

Digitized by Google

Aus dem Wildpark des Grafen Schaffgotsch in Koppitz.
Olschewsky phot.

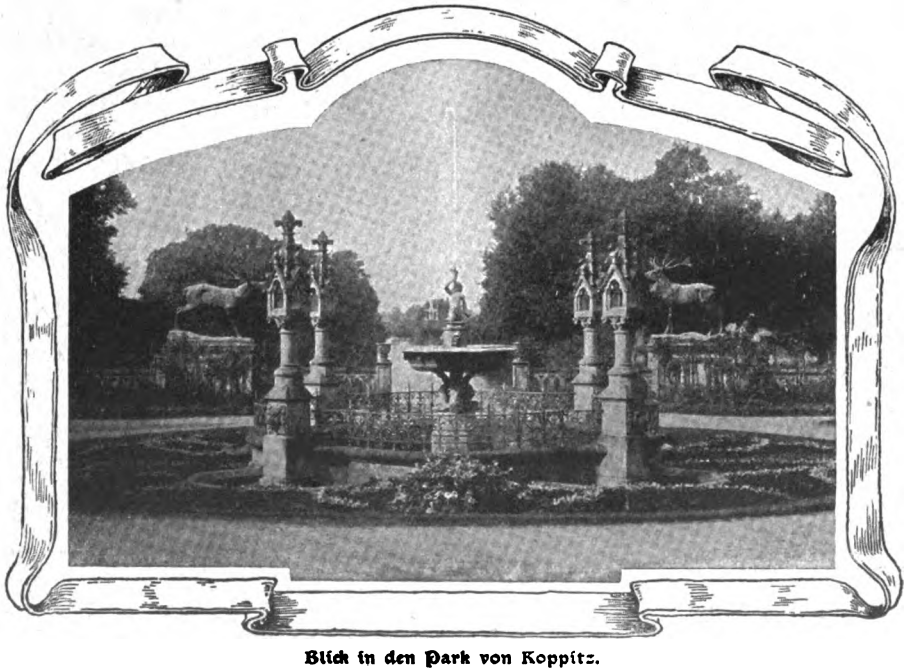
von etwa vierzig Jahren ein ganz entzückendes Heim. Das Schloß wurde von ihm im reinen gotischen Stil ausgebaut, und rings um den stolzen Herrensitz ward ein schöner, großer Park angelegt. Die Vorderfront des Schlosses spiegelt sich in einem klaren, inselreichen See, auf dem silberglänzende Schwäne anmutig dahinziehen. Zwei künstliche Hirsche in kampfbereiter Haltung bewachen den Zugang zum Wasser, über das ein schlankes Monument herüberwinkt. Graf Schaffgotsch hat dort den Söhnen der Herrschaft und des Ortes Koppitz, die im ruhmreichen Feldzug gegen Frankreich starben, ein ehrendes Denkmal errichtet.

Kriegerdenkmal
im Park von Koppitz.

Vor der rechten Seite der Schloßfront ist eine kleine Bastion in den See hineingebaut, auf der eine Mitrailleuse sehr stimmungsvoll die Einfahrt in den Hafen zu blockieren scheint. Ueber eine kleine, mit gotischen Spitztürmchen geschmückte Brücke gelangt man zur linken Seite nach dem Marstall des Grafen, der eine stattliche Anzahl wertvoller Pferde und eine Sammlung schöner Geschirre enthält. Die Hinterfront des Schlosses blickt weit hinein in den Park über grünende Wiesen, bunte Teppichbeete und geschmackvoll angelegte Baumgruppen, aus deren dunklem Grün hier ein weißer Tempel, dort eine täuschend nachgeahmte Ruine hervorlugen. Die linke Seite dieser Front flankiert die gleichfalls im streng gotischen Stil ausgeführte und erst 1897 vollendete Schloßkapelle, deren Inneres, licht und freundlich, sehr anheimelt und ein Herzenskleinod der Gräfin bildet. Bei richtiger Beleuchtung entzückt das Auge des Beschauers vom Chor herab eine wechselnde Fülle von schimmernden Farbenreflexen. Gegenüber der Kapelle liegen auf der rechten Flanke der Hinterfront die Gewächshäuser, in deren hochaufragenden Glashallen die üppige Flora der Tropen blüht und duftet. Doch im Schloß selbst, in seinen weiten, luftigen Räumen, da wohnen vornehme Behaglichkeit und freundliche Gastlichkeit.

Der Graf und seine Gemahlin, eine geborene Gryzik von Schomberg-Godulla, wetteifern in ihren Bemühungen, dem Besucher den Aufenthalt auf Koppitz so angenehm als nur möglich zu machen.

Drei Tage war ich Gast des gräflichen Paares, und ich denke mit innigem Vergnügen an die dort verlebten Stunden zurück. Der Graf wurde nicht müde, mir mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit im Schloß und Park zu zeigen, was er mehr denn ein Menschenalter hindurch mit Liebe und Kunstverständnis geschaffen. Er durchschritt mit mir die mit gediegener Eleganz ausgestatteten Innenräume, machte mich bald auf ein kostbares Gemälde, bald auf einen seltenen Kunstgegenstand, bald auf irgendeine besondere Jagdtrophäe aufmerksam. Ich wanderte an seiner Seite durch den Park, der des Schönen und Reizvollen so viel bietet, daß es zu weit führen würde, all die Ueberraschungen aufzuzählen, die man erblickte. Soh



Blick in den Park von Koppitz.

Digitized by Google

man zur linken Hand eine köstliche Ecke, wo unter palmenartigen Farnwedeln ein sprungbereiter künstlicher Löwe kauerte, ein geschmeidiger Panther die Zähne fletschte, so gewahrte man gleich darauf zur rechten eine kleine Alpenlandschaft, auf deren moosumwucherten Felsen schlanke Gemsen sicherten und jeden Augenblick zur Flucht bereit schienen.

Des Grafen größter Stolz ist aber sein Tierpark, wohl ein halbes Tausend Stück Rot- und Damwild bevölkern diesen Park. Rudelweise zogen die edlen Tiere an dem Wagen vorbei, in dem mich der Graf persönlich hinausfuhr. Starke Edelhirsche mit prächtigem, vielzackigem Geweih, zutrauliche Tiere mit ihren Kälbchen ästen ruhig zu seiten des Waldwegs. Zierlich gebaute Schaufler äugten uns an, trabten rege vorbei und wurden erst bei allmählichem Näherkommen flüchtig. Die freundlichen Geschöpfe schienen zu wissen, daß ihr gefährlichster Feind, der Mensch, in der jetzt herrschenden Schonzeit sein tödliches Rohr zu Hause gelassen hat.

Doch beginnt sich später im Tierpark das Laub der Bäume fahl zu färben, naht die Zeit der Brunst heran, dann gewinnt das friedliche Bild gar bald ein anderes Ansehen. Dann schallt das Hifthorn zwischen den Buchen und Tannen, dann durchstreifen die Hunde das Gehölz, lustig knallen die Büchsen, und so manches edle Stück Wild erliegt dem selten fehlenden Blei des Grafen und seiner Jagdgäste. Der Graf, der ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn ist, besitzt eine reichhaltige Geweihsammlung von etwa 2800 Stück selbsterlegten Wildes.

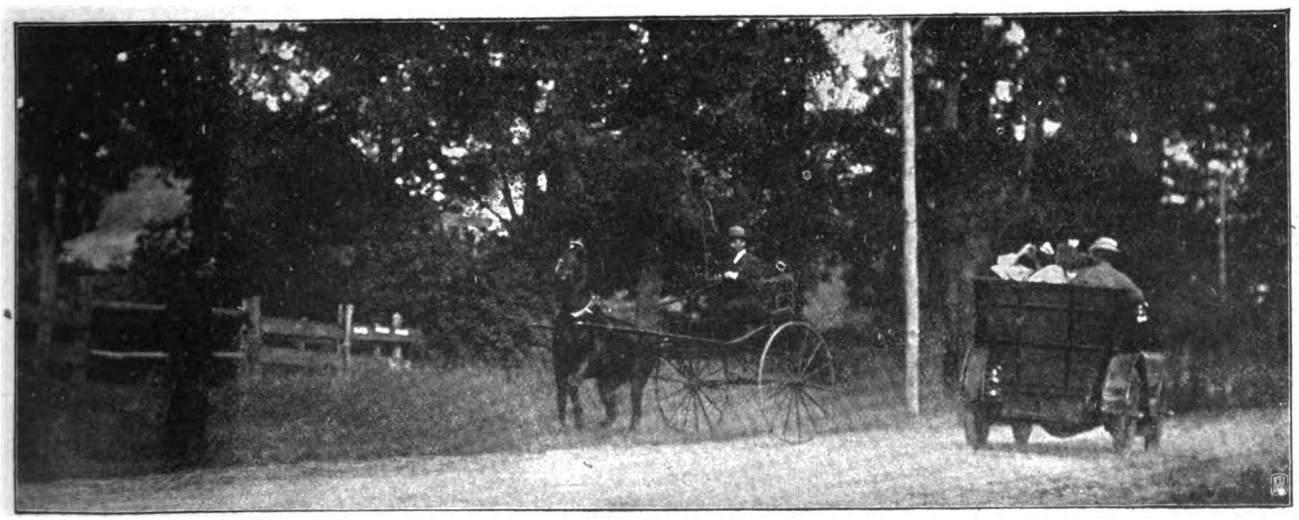
Mit Ausnahme der Jagdzeit ziehen jedoch die Tage in Koppitz dem gräflichen Paar ruhig und freundlich dahin, verschönt durch die häufige Anwesenheit ihrer in nächster Nähe verheirateten Kinder.

So wohnt nur eine Stunde von Koppitz entfernt auf seinem Schloß Zülzhoff ihr Sohn, der Graf Hans Karl Schaffgotsch, mit seiner Gemahlin, einer geborenen Freiin von Fürstenberg, und drei reizenden Kindern. Auch auf Zülzhoff wurde mir nach traditionell Schaffgotschem Gebrauch die herzlichste Gastfreundschaft zu teil. Zwischen beiden Schlössern herrscht reger gegenseitiger Verkehr; doch am meisten beglückt es die Großeltern, wenn sie von ihrer großen Schar blühender Enkelkinder in Koppitz umgeben sind.

Nur ungern schied ich von dem gastlichen Schloß, und noch lange blickte ich zurück nach seinem hohen Turm, von dem mir die rotweiße Flagge, die Wappenfarbe der Grafen Schaffgotsch, den letzten Scheidegruß nachsandte.

Chlodwig Graf zu Sayn-Wittgenstein.

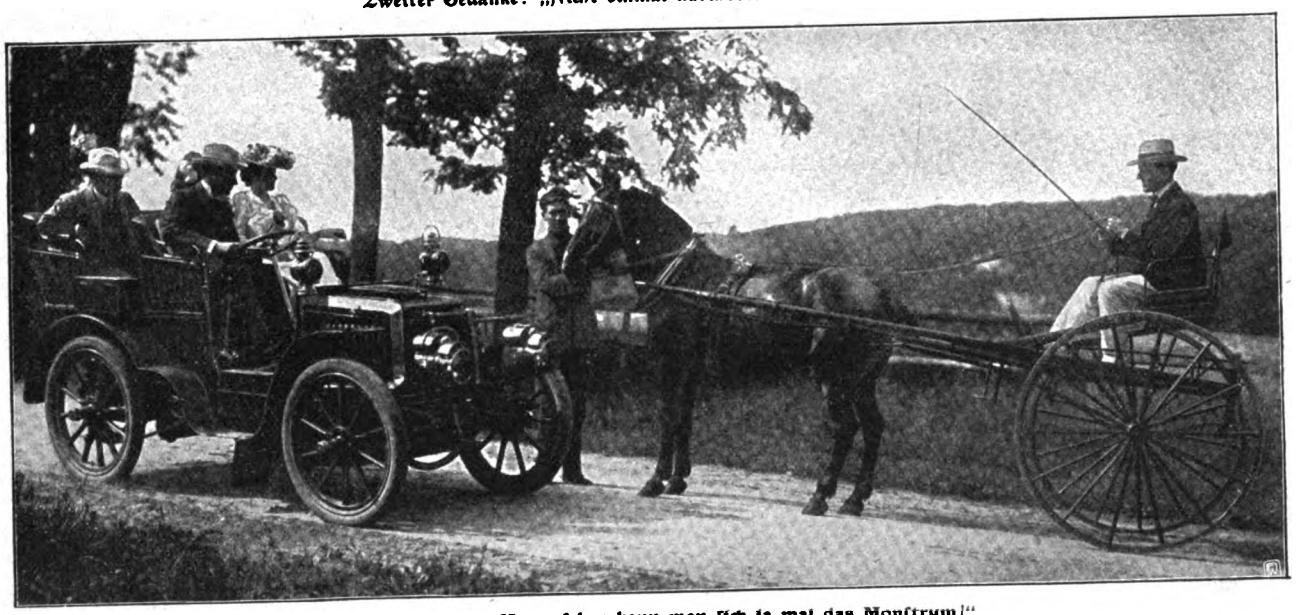
Auf die nervöse und scheue Natur des Pferdes machen alle ungewohnten neuen Erscheinungen einen verwirrenden Eindruck, und besonders das Automobil oder, wie man in Süddeutschland gemütlich sagt, das „Schnauferl" jagt dem Pferd anfangs einen gewaltigen Schreck ein. Mehrfach angestellte Versuche haben aber ergeben, daß bei verständnisvoller Anleitung dieses Grauen bald verschwindet; das Pferd gewöhnt sich ans Automobil, wie es sich auch ans Fahrrad gewöhnt hat. Unsere Bilder, deren begleitende „Pferdegedanken" einen Anspruch auf absolute Authentizität allerdings nicht erheben können, zeigen die verschiedenen Phasen vom ersten Schrecken bis zur Beruhigung.



Erster Gedanke: „Was für ein neumodischer Unfug das wieder ist!"

Digitized by Google

Zweiter Gedanke: „Nicht einmal durchbrennen darf man!“



Dritter Gedanke: „Na, ansehen kann man sich ja mal das Monstrum!“

Vierter Gedanke: „Ein Wagen ohne Pferd? „Eppur si muove!“

Digitized by Google

Der Fisch auf der Tafel.

Plauderei aus der Wiener Fischereiausstellung von Bettina Wirth.

Was die Bewohner anderer Großstädte längst wissen und würdigen, die Notwendigkeit, Abwechslung in die tägliche Nahrung zu bringen, das muß den Wienern erst gepredigt und bewiesen werden. Sie sind so gewöhnt, ihre Küche als eine vorzügliche gepriesen zu hören, ihr Rindfleisch, ihre Schnitzel und Backhendl als das köstlichste, das der menschliche Gaumen verlangen kann, zu betrachten, daß sie nicht bemerken, wie sehr ihr Speisezettel an Eintönigkeit leidet. Namentlich in Bezug auf den Fischkonsum sind sie von geradezu mittelalterlichem Vorurteil befangen. Man kann getrost behaupten, daß bis vor zehn Jahren das Wiener Volk nur einmal im Jahr Fisch aß — den unvermeidlichen Spiegelkarpfen am heiligen Abend. In diese Gepflogenheiten konnten die Fortschritte im Transport, die Versendung von Seefischen in Eis keine Bresche schlagen. Erst als eine deutsche Unternehmung ihre hübschen weißen Kachelhäuschen errichtete und Seefische zu einem ungewöhnlich billigen Preis anbot, änderten sich die Dinge. In dieser Richtung sollte auch die zu Anfang September im Prater eröffnete Fischereiausstellung wohlthätig wirken. Sie sollte den Wienern in natura vorführen, was sie bisher nur in Bild und Wort kannten, die ungeheure Mannigfaltigkeit der Fischnahrung. Für die wohlhabenden Stände wird sie das ja auch gethan haben. Im einzigen Restaurant der Ausstellung bekamen die Besucher verschiedenartige Fische und Schaltiere zu kosten. Zu einer Popularisierung der Fischkost hätte mehr gehört, der niedere Preis mußte da die Hauptsache sein.

Die Wiener werden sich zu trösten wissen. Die Hauptsache bleibt ja doch, daß all die herrlichen Fische, die die Ausstellung appetitlich auf Eis liegend, oder lustig in Glasbehältern schwimmend zeigte, in Zukunft wirklich zu haben sein werden. Die Zubereitung werden die geschickten Köchinnen und Hausfrauen Wiens schon ausfindig machen. Die mit Recht als köstlichste Nationalspeise der Provence gepriesene Bouillabaisse ist gar nicht einmal so schwer zu kochen. Man legt in die Kupferkasserolle sechs mittelgroße zerschnittene Zwiebeln, Gewürznelken, Petersilie, Lorbeerblätter, Thymian, ein kleines Stückchen Knoblauch, Schalotten und Karotten. Dazu kommt 2½ Kilogramm Fisch, am besten verschiedene Gattungen, die aber die gleiche Zeit zum Garwerden brauchen, Muscheln und Austern sollen dabei auch nicht fehlen. Wenn sie auf das Gewürz gelegt sind, schüttet man einen Liter Wasser und 125 Gramm Olivenöl zu, salzt und pfeffert nach Geschmack, am besten mit Paprika, und läßt alles 25 Minuten in der zugedeckten Kasserolle nicht zu heftig kochen. Der Fisch wird dann herausgehoben und die Brühe, nachdem ein Kaffeelöffel voll Safran beigemengt wurde, durch ein Haarsieb passiert, noch einmal siedend heiß gemacht und über den Fisch gegossen. Trocken geröstete Brotscheiben werden zur Bouillabaisse serviert. Ganz ähnlich bereiten übrigens die Ungarn ihr Halasli, zu dem kein Safran, aber sehr viel Paprika kommt. Als erste Speise bei einem Fischdiner wird auch ein indisches Gericht, Kegeree serviert, eine Art Fischrisotto. Dazu wird Reis mit wenig Wasser, Salz und Butter so gekocht, daß er körnig bleibt. Beliebiger Fisch wird gekocht, dann von Haut und Gräten befreit und mit rotem Pfeffer, Butter und einem Glas gewürzigen Weins unter den Reis gemischt. Der Schnee von zwei Eiweiß kommt noch darunter, und das Ganze wird sehr heiß serviert.

Ein Umstand, der der richtigen Zubereitung der Seefische in Wien und wohl auch in Berlin im Wege steht, ist die unüberwindliche Abneigung, die der deutsche Gaumen, oder vielleicht nur die deutsche Einbildungskraft vor dem appetitlichsten aller Fette, dem Olivenöl, hat. Das rührt noch aus der Zeit her, wo man in deutschen Haushaltungen nur das sogenannte „Spinnradöl" kannte, das aus Kohlraps und Sonnenblumen gewonnen wurde. Aber es ist schwer, ein solches von Generation zu Generation überliefertes Vorurteil zu bekämpfen, und mancher deutsche Feinschmecker läßt seine Seezungenfilets stehen, wenn er hört, sie seien in heißem Oel gebacken, obwohl sie nur auf diese Art zubereitet, ihren vollen, feinen Geschmack erhalten.

Bei einem Fischdiner dürfen die Krebse nicht fehlen, wenn sie auch denen, die sie nicht kunstgerecht zu zerlegen wissen, in größerer Gesellschaft genossen, einige Qualen verursachen. Und doch ist nichts leichter, als einen Krebs hübsch zu essen. Man reißt das vorderste Glied der Schere ab und bricht mit dem Messer die Rundung weg, dann faßt man den beweglichen Teil der vorderen Zange und drückt ihn durch die Schere nach oben — das rosig angehauchte Fleisch der Schere kommt dann in einem Stück an der Zange hängend heraus. Dann setzt man die Messerspitze in die Spalte zwischen dem Panzer und dem Schwanz des Krebses, ein leiser Ruck genügt, um die beiden Teile zu trennen. Mit einer Drehung werden die Schwanzflossen abgetrennt und mit dem Messer die obere Schale vom Schwanz entfernt, worauf die untere weiche von selbst wegfällt. Wer das nicht kann, soll lieber die Krebse in Form von Würstchen, Croquetten oder Mayonnaise essen. Die blaßrosafarbenen „Scampi", die jetzt von der adriatischen Küste überallhin versendet werden, machen unsern heimischen Krebsen Konkurrenz. Der Schweif ist fleischiger und ausgiebiger, aber in den Scheren ist nicht viel Gutes enthalten, obwohl sie der Italiener sorgsam mit dem Nußknacker öffnet und aussaugt. Panierte, gebackene Scampischweife gehören wohl zu den feinsten Delikatessen. Aus der allzu pikanten amerikanischen Küche haben sich die Feinschmecker den Hummer in der Tomatensauce geholt, der durch seine Zuthaten, es kommen alle Gewürze, dann Weißwein und Kognak dazu, einen Gaumenkitzel bildet, der sich schwerlich übertreffen läßt.

Zu den feinsten Fischdiners gehören gewiß die Galadiners am Wiener Hof, die zufällig auf einen Fasttag der katholischen Kirche fallen. An solchen Tagen giebt es in der Hofküche viel zu thun, denn es werden zwei vollständige Diners zubereitet und serviert. Wenn die Herrschaften Platz genommen haben, treten die Diener an die Gäste heran und fragen leise, ob das Fastenmenü genehm sei oder das andere. Der Kaiser hält alle Fasttage streng ein, ebenso die meisten Erzherzoge.

Digitized by Google

Bilder aus aller Welt.

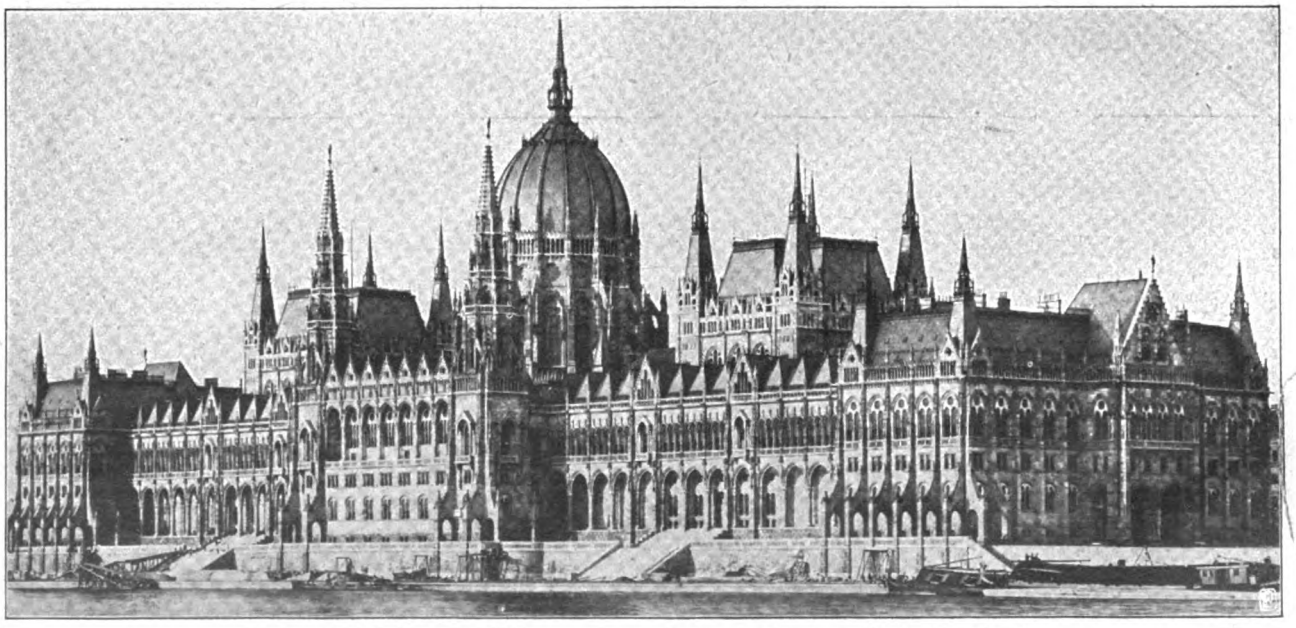
Adolf. Beau, copyright.

Lady Raglan
in
ihrer vollständigen Krönungstoilette
mit der Adelskrone auf dem Haupt, mit ihren Orden und Auszeichnungen,
mit allen ihren Diamanten
zu sehen von 5 bis 7 Uhr in Beckenham.
Der Eintrittspreis beträgt drei Pence;
um weitere drei Pence kann man am Thee teilnehmen.
Das Erträgnis ist dem Hospital in Beckenham gewidmet.

Obiges Plakat ließ Lady Raglan, ein Mitglied der durch die Erfindung eines weiten, bequemen Ueberziehers „berühmt" gewordenen Familie Raglan, auf den Straßen Londons herumtragen und erzielte mit dieser originellen Anpreisung, die man in englischen Adelskreisen durchaus nicht tadelte, riesigen Zulauf und sehr viel Geld für ihr Hospital.

Der Prunkbau des ungarischen Abgeordnetenhauses, der von Kennern für das schönste Parlamentsgebäude der ganzen Welt gehalten wird, wird in diesem Monat definitiv seiner Bestimmung übergeben. Tragisch ist, daß sein genialer Erbauer, Ungarns berühmtester Architekt, Professor Emerich Steindl, jüngst in Budapest im Alter von 63 Jahren gestorben ist und nun das Gesamtergebnis seines Schaffens nicht mehr selbst schauen darf. Sein schöpferischer Geist hat dem schönsten Monumentalbau von Budapest ein individuelles, künstlerisch vollendetes Gepräge gegeben.

Willy Arend, Sieger im Grossen Preis von Deutschland.
Phot. Reichwein, Aufnahme mit Goerz' Doppel-Anastigmat.



Das am 8. Oktober zur Eröffnung gelangende neue Parlamentsgebäude in Budapest.

Digitized by Google

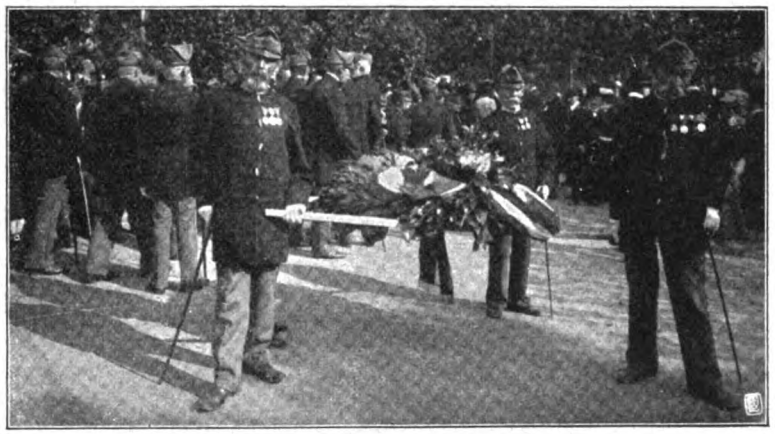
Der Preisblumenkorso des Rheinisch-Westfälischen Automobilklubs in Düsseldorf: Auffahrt in der Ausstellung.

Digitized by Google

Aus den Leidenstagen der Königin von Belgien:
Die Königin mit der Gräfin von Froissard und ihrem Sekretär Baron Goffinet.

Das Dulderschicksal der heimgegangenen Königin Henriette der Belgier erfüllt die Welt mit aufrichtiger Teilnahme. Zu Glanz und Freude auf den Höhen des Lebens berufen, hat die Königin mehr Schicksalsschläge erlebt, als je ein anderer Sterblicher. Wir zeigen ihre feine, leidensvolle Gestalt im Kreis der Getreuen, die ihr im hohen Alter geblieben. Ihr bester Freund war ihr Sekretär und jetzige Testamentsvollstrecker Baron Goffinet, dem sie ihren Marstall von 12 Pferden hinterlassen hat. Er wie die Komteß de Froissard haben ihr in den letzten Lebensjahren treu zur Seite gestanden.

Bilder von nationaler Begeisterung und echt magyarischem Stolz gaben die Tage der Kossuthfeier in Budapest. Sie galten dem 100. Geburtstag dessen, der sein ganzes Leben der Erweiterung und Vertiefung des magyarischen Gedankens, des nationalen Zusammenhaltens und der Bedeutung Ungarns gewidmet hat. Unter Teilnahme der Abgeordneten und der Stadtverordneten sowie zahlreicher Vertreter der Komitate fand auf der Grabstätte eine weihevolle Feier statt, bei der die Stiftungsurkunde für ein Mausoleum unterzeichnet wurde. Die Söhne Ludwig Kossuths wurden wie Helden gefeiert und die alten Honvedkrieger aus jener großen Zeit mit stürmischem Jubel begrüßt. Die Grundstimmung des Festes war dabei einmütig in dem Gedanken und Gefühl treuster Loyalität gegen das angestammte Herrscherhaus, das in dem Kampf von 1849 siegreich geblieben war. Die Zeiten und Verhältnisse haben sich geändert, Haß und Kampflust sind verschwunden.



Die alten Honveds vor dem Grabe Kossuths.

Ludwig Kossuth. Franz Kossuth.

Von der Kossuth-Zentenarfeier: Die Nachkommen Kossuths auf der Grabstätte.

In Düsseldorf, der diesjährigen Ausstellungs- und Kongreßstadt, hielt der Rheinisch-Westfälische Automobilklub einen Preiskorso für Automobile ab, der mit größter Pracht und blendendem Glanz verlief. 55 Wagen nahmen an der Fahrt teil, um deren Veranstaltung sich der Ehrenvorsitzende Fürst von Salm-Reifferscheidt besondere Verdienste erworben.

Digitized by Google

Auf dem Weg zum Bade.

Das letzte Radfahrrennen der Flieger um den Großen Preis von Deutschland auf der Kurfürstendammbahn in Berlin hat mit dem Sieg Arends (s. Porträt S. 1880) geendet. Der bekannte Fahrer zeigte seine beste Form, sein Sieg wurde mit Jubel begrüßt.

König Alfons in St. Sebastian.

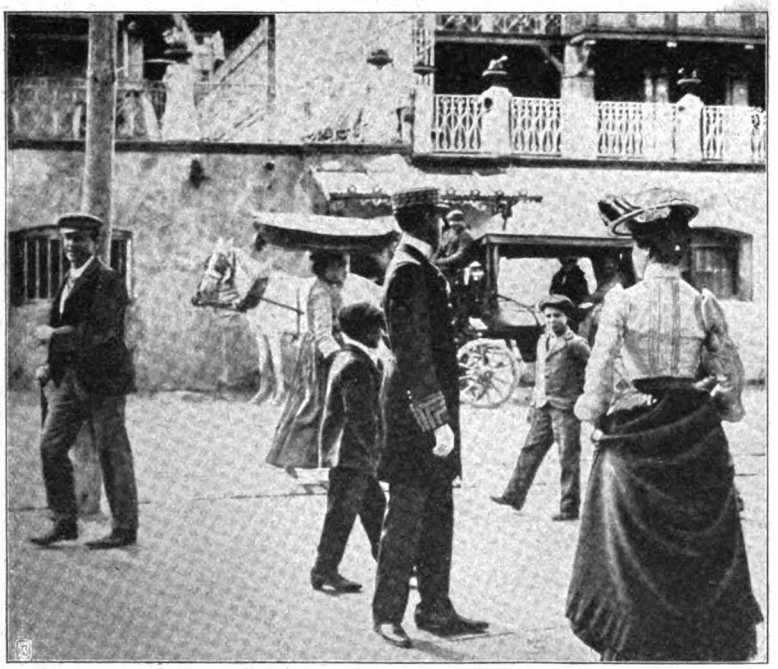
Die Krone von Spanien drückt schwerer, als jeder andere königliche Reif, und wenn der jüngste unter den Monarchen Europas, König Alfons XIII., bis nun die Weisheit des Wortes: „Schwer ruht das Haupt, das eine Krone trägt" nicht an sich selbst

Die königliche Familie bei der Messe unter freiem Himmel.

Die königliche Familie begiebt sich zur Bannerweihe der Marinekadetten.
Photographische Aufnahmen von C. Chusseau-Flaviens.

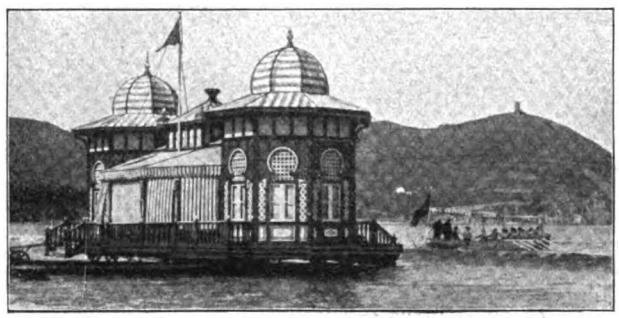
erfuhr, so dankt er dies der aufopfernden Liebe seiner Mutter, der Königin Marie Christine, die während der sechzehn Jahre ihrer Regentschaft das spanische Staatsschiff durch alle Wirren und Fährnisse glücklich hindurchzulenken verstand. Während dieser sechzehn Regentschaftsjahre, in denen Königin Marie-Christine Spanien nicht verließ, bot der alljährliche Sommeraufenthalt in San Sebastian, der Hauptstadt der spanischen Provinz Guipuzcoa, wo die Monarchin mit ihren Kindern längeren Aufenthalt zu nehmen pflegte, der königlichen Familie Gelegenheit, vom Zwang des spanischen Hofzeremoniells befreit, dort einige glückliche Monate auf Miramar, einer der Königin gehörigen Villa, zu verleben.

Digitized by Google



Der König in den Strassen von St. Sebastian spazierengehend.

Diesem Brauch ist der junge König auch nach seiner Thronbesteigung treu geblieben, und unsere kürzlich in San Sebastian aufgenommenen Momentphotographien geben ein anschauliches Bild von dem zwanglosen Gesellschaftsleben des spanischen Badeorts wieder, dessen Mittelpunkt der sechzehnjährige Monarch ist. Wir sehen ihn ohne alle Begleitung durch die malerischen Straßen San Sebastians flanieren, wie ein einfacher Privatmann allein die Digue entlangschreiten bis zu der an der östlichen Bucht des Biscayischen Meerbusens befindlichen königlichen Badeanstalt, einem luftig erbauten kleinen Pavillon, von dem Alfons XIII. in die Fluten des Kantabrischen Meers taucht. Bei Gelegenheiten, die eines zeremoniellen Gepränges nicht entbehren, wie anläßlich der unter freiem Himmel zelebrierten Messe (Abb. S. 1883), die der Fahnenweihe eines Banners der Marinekadetten folgte, weilt stets Königin Maria Christine und die königliche Familie an der Seite des jungen Monarchen. Mit herzlicher Anteilnahme begleitet das Publikum dieses elegantesten aller spanischen Seebäder die offiziellen Repräsentationsakte und nimmt jede Gelegenheit wahr, um dem jugendlichen Monarchen und seiner königlichen Mutter bei ihrer Ankunft auf dem Festplatz (Abb. S. 1883) ihre verehrungsvollen Sympathien zu bezeugen. Ist doch Alfons XIII. der Sohn jenes von den Spaniern vielgeliebten Königs, dessen Erinnerung noch heute im Volk fortlebt und von dessen bezaubernder Liebenswürdigkeit ungezählte Züge sprechen. Einer davon, der so ganz die ungezwungene Natürlichkeit wiedergiebt, die auch den gegenwärtigen jungen König auszeichnet, sei hier erwähnt. Es war anläßlich der Thronbesteigung Alfons XII., als der Monarch, auf der Reise durch Südspanien begriffen, eines Tags zu Pferde vor den Mauern einer andalusischen Stadt hielt, vor der der Alkalde, gefolgt von der Einwohnerschaft, seinen Souverain erwartete, die Schlüssel zu den Thoren in Händen. Aber der feierliche Augenblick beraubte ihn seines Muts, und von der ganzen Rede, mit der er den Monarchen zu begrüßen gedachte, war ihm nur noch das Anfangswort „Señor!“ erinnerlich geblieben, das er verlegen stammelte. „Mein lieber Freund,“ unterbrach ihn der König lachend, „ich glaube, Sie sind noch Neuling in Ihrer Rolle als Redner. Aber trösten Sie sich, denn auch ich bin ein Neuling in meiner Rolle als König!“



Das Badehaus des Königs.

Und indem er die Schlüssel der Stadt übermütig durch die Luft schwang, wandte er sein Pferd und sprengte durch die Thore, umbraust von den jauchzenden Zurufen der begeisterten Menge.

J. Lorm.

Schluss des redaktionellen Teils.

Digitized by Google

DIE WOCHE.

Nummer 41. Berlin, den 11. Oktober 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 41.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1885
Umschau	1885
Ueber den Ausdruck. Von Lilli Lehmann	1886
Das Oktoberfest in München. Von Benno Rauchenegger	1887
Theater	1888
Das Buch der Woche	1889
Die Börsenwoche	1889
Die Toten der Woche	1890
Frauenchronik	1890
Unsere Bilder	1890
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1893
Gwendolin. Roman von August Niemann. (Fortsetzung)	1901
Vorbei. Gedicht von Marie-Madeleine	1905
Volksstenographie. Von Eduard Engel (Berlin)	1906
Der neue englische Premierminister. Von Konstantin von Zedlitz. (Mit 5 Abbildungen)	1909
Die Pariser „Tante". Augenblicksbilder aus dem Pariser Leihamt. Von Karl Eugen Schmidt. (Mit 6 Abbildungen)	1912
Unbewußte Liebe. Skizze von Alfred af Hedenstjerna	1915
Die russischen Manöver bei Kursk. Von H. Rast. (Mit 9 Abbildungen)	1917
Schiffshebungen. Von Graf E. Reventlow, Kapitänleutnant a. D. (Mit 5 Abbildungen)	1921
Cyrill Wallenta. Erzählung von J. J. David. (Fortsetzung)	1923
Sprüche. Von Kory Towska	1926
Bilder aus aller Welt	1927

Man abonniert auf die „Woche":

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers" und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche": **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr., Ecke Karlstr. 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Johannisplatz 1; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstr. 38; **Essen a. Rh.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Mittelstr. 9, Ecke Schulstr.; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Georgstr. 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holtenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohestraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfsche Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstraße 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstraße 28 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstraße 30; **Stettin**, Breitestraße 45; **Stuttgart**, Königstraße 11, **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.

Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Die sieben Tage der Woche.

2. Oktober.

Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch trifft in Konstantinopel ein, wohin er sich von der Schipkafeierlichkeit zum Besuch des Sultans begeben hat.

Die Zolltarifkommission des Reichstags beendet die zweite Lesung der Vorlage. Damit ist die ihr gestellte Aufgabe erledigt.

Der Oberpräsident von Hannover, Graf Konstantin zu Stolberg-Wernigerode, hat seine Entlassung eingereicht.

3. Oktober.

Der Regierungspräsident von Mittelfranken, Dr. Ritter von Schelling, ist um seinen Abschied eingekommen.

Die griechischen Kammern werden aufgelöst und die Neuwahlen auf den 30. November anberaumt.

In Wiesbaden nimmt der Kongreß deutscher Frauenvereine mit einem offiziellen Begrüßungsabend seinen Anfang.

4. Oktober.

Das Reichsgericht giebt der Revision des vom Schwurgericht zu mehrjähriger Zuchthausstrafe wegen betrügerischen Bankrotts verurteilten Direktors der Leipziger Bank statt und verweist den Prozeß zu nochmaliger Verhandlung an das Schwurgericht zurück.

Der Kronprinz von Griechenland erleidet bei einem Automobilunfall leichte Verletzungen.

5. Oktober.

An der Universität Kiew sind unmittelbar nach Eröffnung des Wintersemesters wieder Unruhen ausgebrochen. Die Studenten haben beschlossen, einstweilen die Vorlesungen nicht zu besuchen.

In Paris findet das Leichenbegängnis Zolas statt; die Trauerfeier verläuft ohne unliebsame Zwischenfälle.

In Genf kommt es anläßlich einer Versammlung zu Gunsten der streikenden Straßenbahner zu Unruhen, die das Einschreiten des Militärs nötig machen.

6. Oktober.

In Heidelberg wird die XIV. Allgemeine Sittlichkeitskonferenz eröffnet.

Der dänische Reichstag tritt in Kopenhagen zusammen.

Die Einberufung des österreichischen Reichsrats ist auf den 15. Oktober angesetzt worden.

Aus dem Gouvernement Poltawa wird der Ausbruch neuer Bauernunruhen gemeldet.

7. Oktober.

In Frankfurt a. M. tritt der internationale Kongreß zur Bekämpfung des Mädchenhandels zusammen, in Hagen die XV. Generalversammlung des evangelischen Bundes.

Japan nimmt in London eine Anleihe von 150 Millionen Mark zur Vergrößerung seiner Flotte auf.

In Paris wird ein Vertrag abgeschlossen, der die zwischen Frankreich und Siam schwebenden Fragen regelt.

Der Kaiser trifft in Königsberg i. Pr. ein und begiebt sich von dort nach Cadinen.

8. Oktober.

Zwei große Versammlungen der organisierten Arbeiterschaft in Genf haben beschlossen, in der Nacht von Mittwoch zum Donnerstag den Generalausstand zu verkünden, falls bis dahin nicht die Forderungen der Streikenden erfüllt werden.

Umschau.

Die Zolltarifkommission des Reichstags hat ihre Arbeit beendet, am 14. Oktober wird aller Wahrscheinlichkeit nach das Plenum wieder zusammentreten und sich alsbald erneut mit dem umfangreichen Gesetzeswerk befassen. Unendlich viel ist schon über den Entwurf geschrieben und gesprochen worden, aber sein Schicksal ist noch genau so ungewiß als an dem Tag, da er von der Regierung der Volksvertretung unterbreitet wurde. Sonst möchte man fürchten, daß die ganze Arbeit der Kommission pro nihilo gewesen sei; denn es sind sehr wichtige Beschlüsse gefaßt worden, die die Regierung für unannehmbar gehalten hat. Indessen, man soll den Tag vor dem Abend so wenig tadeln, wie loben. Die schnelle Beendigung der zweiten Lesung der Vorlage der Kommission ist sehr überraschend gekommen, man wird sich auch fürderhin auf Ueberraschungen gefaßt machen müssen.

Bergarbeiterausstände sind in Amerika und Frankreich seit einer Reihe von Jahren beinah zu einer dauernden Erscheinung geworden, aber selten haben sich die Verhältnisse so zugespitzt, wie gerade in diesen Tagen. Die Staatsgewalt hat sich hier wie dort mit den Zuständen beschäftigt, ohne bisher

Digitized by Google

die Gefahr beseitigen zu können. In Frankreich droht ein Generalstreik und damit eine Kohlennot, in Amerika herrscht sie bereits in großem Umfang. Präsident Roosevelt hat, wie er ausdrücklich selbst bemerkte, nicht kraft seines Amtes, sondern aus der Sorge um das Gemeinwohl heraus den Versuch gemacht, zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern eine Einigung herbeizuführen, es ist ihm aber leider nicht gelungen. Die Unternehmer, die vorher von Verhandlungen überhaupt nichts wissen wollten, hat er allerdings insofern zu einem Entgegenkommen gebracht, als sie sich bereit erklärten, nach Wiederaufnahme der Arbeit die Streitpunkte, die zum Ausstand geführt haben, seinem Schiedsspruch zu unterbreiten, aber der Vorschlag hat bei den Arbeitern keinen Anklang gefunden. Sie hoffen dieses Mal die Kraftprobe, bei der sie schon so oft unterlegen sind, bestehen zu können. Allein die Macht der Unternehmer ist vorerst noch ungebrochen. Um die Folgen der Krisis für die Bevölkerung im allgemeinen zu mildern, haben sie zu dem Auskunftmittel gegriffen, große Mengen Kohle aus England zu beziehen; ein Auskunftsmittel, das sich schließlich doch noch als unzureichend herausstellen dürfte. Die Kohlenpreise haben inzwischen eine schier unerschwingliche Höhe erreicht, und der Winter steht vor der Thür. Man kann sich der Besorgnis nicht entschlagen, daß die große Erregung, die sich der Gemüter bemächtigt hat, zu Unruhen führen wird, eine Furcht, die die Behörden bereits veranlaßt hat, im Ausstandsgebiet in Pennsylvanien die militärischen Steitkräfte zu verstärken. Präsident Roosevelt hat zwar die Hoffnung, daß der Streit gütlich beigelegt werden möchte, noch nicht aufgegeben; nachdem die Bemühungen, mit Arbeitern und Arbeigebern zusammen zum Ziel zu kommen, gescheitert sind, versucht er, mit beiden Parteien einzeln einen modus vivendi herzustellen, aber wenn die Aussichten hierzu von vorn herein nur gering waren, so sind sie noch gesunken, da sich leider das Befinden des Präsidenten verschlechtert hat. Die Verletzung am Knie, die schon zwei Operationen nötig gemacht hat, scheint doch nicht ganz so unbedenklich zu sein, wie die Aerzte annahmen, oder wenigstens anzunehmen vorgaben. Sie haben sich genötigt gesehen, dem Patienten, der in der letzten Zeit sehr angestrengt gearbeitet hat, für die nächste Woche völlige Ruhe zu verordnen.

Rußland hat sein diplomatisches Geschick bei den Gedenkfeierlichkeiten am Schipkapaß wieder einmal glänzend bewiesen. Zwar ist der Zar selbst nicht, wie man in Bulgarien wohl hie und da gehofft hatte, erschienen, aber er hat ein solches Aufgebot von Generalen mit dem Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch an der Spitze entsandt, daß dadurch seine Abwesenheit beinah wettgemacht wurde. Die Feier war äußerlich rein militärisch, erhielt jedoch mindestens in den Augen der Bulgaren durch die zahlreiche Beteiligung russischer Offiziere politische Bedeutung. So nebenher wurde durch die Arrangements bei der Einweihung der Gedächtniskirche eine Versöhnung der russischen und der bulgarischen Kirche zuwege gebracht, und auch einem blöden Auge konnte das Wohlwollen des Zaren für das Fürstentum nicht entgehn. Es liegt auf der Hand, daß diese große Freundschaft geeignet war, der Pforte Beklemmungen zu verursachen. Indessen schon im Keim wurden sie erstickt, da der Großfürst Nikolaus sich unmittelbar von den Schipkafestlichkeiten nach Konstantinopel begab und dem Sultan einen Besuch abstattete. So hat also auch die Türkei ihren russischen Freundschaftsbeweis erhalten, der ihr um so wertvoller sein wird, da gerade jetzt wieder der französische Botschafter Constans sie in seiner entschiedenen Art mit unbequemen Forderungen von allerlei Zugeständnissen bedrängt.

Ueber den Ausdruck.

Von Lilli Lehmann.*)

Wenn wir ein Lied oder eine Rolle studieren wollen, haben wir uns vorerst mit dem geistigen Inhalt des Werkes vertraut zu machen. Erst nachdem wir uns ein klares Bild des Ganzen verschafft haben, dürfen wir an die Ausarbeitung der Einzelheiten gehen, durch die der Eindruck des Ganzen aber niemals leiden darf; das vollständige Bild muß allüberall hervorleuchten. Parzelliert würde es Stückwerk. Man hat also alles kleinliche Beiwerk zu vermeiden, um den großen Zug des ganzen Bildes nicht zu schädigen. Das Hauptinteresse muß das vollständige Bild in Anspruch nehmen, nichts Einzelnes darf die Aufmerksamkeit von ihm ablenken. Die Unterordnung ist in der Kunst eine Kunst für sich. Alles muß dem großen Zug angepaßt sein, der durch ein Meisterwerk wehen soll.

Ein Wort ist ein Begriff, und nicht nur der Begriff des Wortes, sondern wie sich der Begriff in Farbe und Verhältnis zum Ganzen stellt, ist auszudrücken. Das ist ja der furchtbare Zauber, den Wagner auf mich und alle andern ausübt, der uns zu ihm zwingt, dem sich niemand entziehen kann. Das ist's, was die Ausarbeitung Wagnerischer Gestalten dem Künstler begehrenswert erscheinen läßt. Jede Ausarbeitung eines Kunstwerks erfordert die Aufopferung eines Teils des eigenen Ichs, denn man muß gegebene Gefühle mit den eigenen mischend veranschaulichen, also sein Ich sozusagen bloßstellen. Da wir Menschen verkörpern, dürfen wir uns nicht schonen, sondern müssen mit Aufgebot aller Kräfte unserer Aufgabe gerecht werden.

In den weiten Räumen des Theaters ist es notwendig, dem Ausdruck ein Uebermaß zuzugestehen, das im Konzertsaal in der gesellschaftlichen Form ganz unterbleiben muß. Und dennoch muß das Bild vom Künstler auf das Publikum schon vom ersten Wort, der ersten Note eines Liedes z. B. an, übertragen, die Stimmung vorempfunden werden. Diese hängt teilweise von der Haltung und dem Gesichtsausdruck des Sängers ab, die er dem Vorspiel verleiht, wodurch das Interesse für das Kommende bereits geweckt wird und dem Tonwerk, sowie der Dichtung zukommt.

Das Bild ist fertig in sich, ich habe nur noch die Farben des Vortrags aufzulegen. Von der Disposition des eigenen Körpers, von dem elektrischen Funken, der, zwischen Künstler und Publikum funktionierend, oft schon beim Erscheinen hochflutet, manchmal gar nicht zu stande zu bringen ist, hängen Glut und Wirkung der Farben ab, die wir unsern Gemälden aufdrücken.

Kein Künstler sollte sich dadurch verleiten lassen, mehr zu geben, als das künstlerische Maß erlaubt, sei es, die Begeisterung erhöhen oder überhaupt Stimmung hineinbringen zu wollen, weil die elektrische Verbindung sich nicht erzwingen läßt. Oft stellt sich sehr bald eine beruhigende Empfindung ein, deren Wirkung eine ebenso große, wenn auch weniger eklatante sein kann. Oft auch übt ein ruhiges, lautloses Einverständnis zwischen Sänger und Publikum eine faszinierende Macht auf beide aus, die nur durch gänzliche Hingabe an das Werk und rücksichtsloses Entsagen auf lauten Beifall erobert werden kann.

Mir ist's meinetwegen gleichgiltig, ob das Publikum rast, ob es still und andächtig lauscht; denn ich gebe nur wieder, was ich übernahm. Habe ich meine Individualität, mein Können, meine Liebe für das Werk in die Rolle, ein Lied gelegt, das offenkundig bebeifallt wird, so lehne ich den persönlichen Dank dafür ab und betrachte den Beifall als

*) Wir sind hiermit in der angenehmen Lage, ein höchst interessantes Kapitel aus einem demnächst im Verlag der „Zukunft" erscheinenden Buch der berühmten Sängerin veröffentlichen zu können. D. Red.

Digitized by Google

dem Meister zugehörig, dessen Werk ich interpretierte. Ist es mir gelungen, ihn dem Publikum verständlich zu machen, so ist der Lohn darin enthalten, und mehr verlange ich nicht.

Was in der verständnisvollen Wiedergabe eines Kunstwerks für Talent und Studium steckt, davon macht sich das Publikum doch keinen Begriff. Das versteht nur der, dessen Leben den gleichen Idealen gewidmet ist. Die nachhaltige Empfindung dieses einen oder auch eines Teils des Publikums ist mehr wert, als lauter Beifallssturm, der so vielen zu teil wird.

Aller Beifall der Welt kann mir die Opfer nicht bezahlen, die ich der Kunst gebracht, und kein Beifall der Welt ist imstande, mich über die eigene Unzufriedenheit hinwegzutäuschen, die mir das Mißlingen eines einzigen Tones oder Ausdrucks zu geben vermag.

Was mir schlecht erscheint, weil ich die größten Ansprüche an mich stelle, erscheint vielen andern noch gut genug. Der Meinung bin ich aber nicht. Das beste ist nur eben gut genug für jedes Publikum, sobald es sich um die Kunst handelt. Ist das Publikum ungebildet, so muß man es mit dem besten bekannt machen, es erziehen, es das beste verstehen lehren. Das naive Empfinden ist beim ungebildeten — d. h. unverdorbenen Publikum am stärksten vorhanden und oft mehr wert, als alle Bildung!

Das gebildete Publikum sollte sich nur das beste bieten lassen, über Schlechtes und Mittelmäßiges rücksichtslos den Stab brechen.

Der Künstler hat die Aufgabe, das Publikum durch Darbietungen seiner besten, wohlvorbereiteten Leistungen zu erziehen, zu veredeln, und sollte ohne Rücksicht auf den schlechten Geschmack seine Mission vollbringen.

Das Publikum dagegen soll die Kunst nicht als Modesache oder Auslagekasten seiner Kleider betrachten, sondern als tiefen, wahren Genuß empfinden und alles thun, des Künstlers Streben zu unterstützen.

Das Zuspätkommen in Theater und Konzertsälen ist eine Unart, die gar nicht genügend gerügt werden kann. Ebenso das Zufrühefortlaufen an unpassenden Stellen, oder Fächerwedeln, das Künstler nnd Nebenbeisitzende unruhig machen muß. Das alles sollten gebildete Menschen unterlassen.

Künstler, die ihr ganzes Wesen auf das Bild ihres Innern konzentrieren, das sie im vollen Ausdruck wiederzugeben wünschen, dürfen weder beunruhigt noch gestört werden.

Hingegen sollten Theateraufführungen und Konzerte besonders in Zeit und Vorführungen begrenzt sein; dem Publikum soll lieber eine einzige Sinfonie geboten werden, eine kleine Partie Lieder oder Vorträge, die es, andächtig lauschend, wirklich in sich aufnehmen kann, als ihm zwei bis drei Stunden schwere Musik zuzumuten, die weder der Zuhörer mit der notwendigen Andacht, noch der Musiker mit der notwendigen Konzentration ausüben kann.

Das Oktoberfest in München.

Hierzu die Illustrationen auf Seite 1899.

Wenn der Herbstwind die Blätter von den Kastanienbäumen pflückt, die die Schatzkammern der Münchner Brauer beschatten, wenn die Dämmerstunde die bösen Erddämpfe aus dem Boden lockt, so daß der Aufenthalt im Freien nicht mehr ratsam erscheint, dann verläßt der trinkfeste Zecher seine Sommerweide, den herrlichen Bierkeller, um sein Winterquartier am Stammtisch zu beziehen. Aber noch einmal darf er in Gottes freier Natur genießen, was Herz und Magen labt. Die erhabenste Festlichkeit des Jahres, das sogenannte Oktoberfest, versammelt das ganze mobile München auf der Theresienwiese vor dem Kolossalstandbild der Bavaria zu Freuden aller Art; darunter sind von hervorragender Bedeutung das große Landesfestschießen, turnerische Darstellungen und eine Tier- und Maschinenausstellung. In den Akten der hohen und höchsten Behörden figuriert jedoch besagtes Fest lediglich als landwirtschaftliches Zentralfest, das die Erfolge der Ackerbau und Viehzucht treibenden Bevölkerung veranschaulichen und mit besonderen Auszeichnungen bedenken soll. Eine große Tierschau mit Preisverteilung, die am zweiten Festsonntag stattfindet, bildet den Höhepunkt der Feierlichkeit. Der Prinzregent und sämtliche Mitglieder des königlichen Hauses finden sich an diesem Tag schon mittags um 2 Uhr in dem prächtigen Königszelt auf der „Wiesen" ein, und die Hunderttausende, die aus Stadt und Land herbeikommen, betrachten die Auffahrt der Hofequipagen als eine hervorragende Nummer des Tagesprogramms, die nicht versäumt werden darf. Es beginnt deshalb schon um die Mittagszeit eine Völkerwanderung zu Fuß und zu Wagen, deren Strömung schier jedes Lebewesen mit sich zu reißen scheint. Die Bessersituierten nehmen Plätze auf den verschiedenen Tribünen ein; die Wagenbesitzer reihen ihre Vehikel zu einer großartigen Wagenburg aneinander, und die Hauptmasse der Festteilnehmer sucht auf dem amphitheatralisch aufsteigenden Hügelrücken einen Stehplatz zu erobern, der eine Aussicht auf das Königszelt und die Rennbahn verstattet. Nach der Ankunft am Festort besichtigt der Regent die zur Prämienerteilung begutachteten und hinter dem Königszelt aufgestellten Tiere.

Daß bei diesem Rundgang die Neugierde der Festgäste aufs höchste erregt wird, ist selbstverständlich; jeder will den Regenten sehen und wo möglich hören, was er zum Hinterwimmerseppl, der einen erstklassigen Hengst gezüchtet hat, oder zur Vordereckerwabn, die einen verdienstvollen Stier bewacht, sagt. Es entsteht hinter den Herrschaften ein fürchterliches Gedränge, das die Schutzmannschaft in Verzweiflung bringt, was wieder eine Quelle der allgemeinen Freude bildet; denn ein Schutzmann in solcher Drangsal ist ein delikates „Fressen" für den auch hier zahlreich vertretenen weniger zartfühlenden Teil des Volks. Die Tausende auf dem Hügel rösten einstweilen schön langsam unter den Glutstrahlen der Herbstsonne; jeder Versuch des zarten Geschlechts, sich durch das „Sonnendach!" zu schützen, wird energisch unterdrückt, weil sich niemand auch nur einen Teil der schönen Aussicht verkümmern lassen will. Endlich kehrt der Regent in das Zelt zurück, und nun beginnt die Preisverteilung. Die Preisträger führen persönlich ihre Tiere vor und erhalten vom Prinzregenten selbst Fahne und Diplom ausgehändigt, worauf jedesmal von sämtlichen Trompetern der Garnison ein Tusch geblasen wird. Ein unsagbarer Stolz erfaßt darob Mensch und Vieh — die Rosse steigen und tanzen, so daß ihre Führer oft die sonderbarsten Sprünge zu machen gezwungen sind; die Zuchtbullen unternehmen die bedenklichsten Fluchtversuche, während sich manches Kälblein, das mit der Mutter den Ehrenweg betritt, zu den tollsten Sprüngen hinreißen läßt, die nicht selten eine ländliche Schöne, die das Kleine zu leiten hat, zu Boden zwingen, was die Heiterkeit des Publikums bis zur Ausgelassenheit steigert.

Nun bereitet sich das Pferderennen vor. Fanfarenbläser zu Pferde erscheinen auf der freigewordenen Bahn; ihnen folgen mittelalterlich gekleidete, mit falschen Haaren und dito Waden ausstaffierte Jünglinge, die die schönen Preisfahnen zur Schau tragen, von denen blanke, aneinandergereihte Goldstücke herglitzern. Haben sie die Rennbahn durchmessen, dann erreicht die Spannung der Zuschauer den Höhepunkt. Eine Kavallerieabteilung durchtrabt die Strecke, um sie endgiltig bahnfrei zu machen, berittene Schutzleute reiten da und dort ventre à terre eine Attacke auf einen Frechling, der noch im letzten Augenblick von einer Seite auf die andere springen will, oder sie verfolgen den alljährlich auf der Rennbahn erscheinenden und vom Publikum mit tausendfachem Hallo begrüßten „Schnauzel", der zur unpassenden Zeit das „Herrl" auf verbotenen Wegen sucht. Da ertönt ein Schuß — ein Rufen, wie das Brausen eines Stroms, erschallt vom Hügel her, und nun erscheint das geschlossene Feld der Buntjacken, das wie der Wind über den Rasen fegt. Die wilde Jagd schwirrt vorbei, und nun macht sich die Anteilnahme des Publikums in den verschiedensten Aeußerungen Luft. „Da Schimmi kriegts — da Schimmi!" — „Warum net gar — da Braun! — hat'n schon — Bravo — hü! hü!" — „Au weh, jetzt loßt

Digitized by Google

er aus!“ — „Sie, druckens nöt so — tretens auf eanare Füaß!“ — „Hab i net Baridon g'sagt? Sie brauchen a net so wehleidi z'sein — mit eanare Kindersargln an die Füaß!“ — „Jessas, jetzt kommes scho wieda — hat'n scho, hat'n scho — da Braunl hoch, hoch, hoch!“ Der erste langt am Pfosten an; Roß und Rennbube besehen sich gerührt mit verglasten Augen und heraushängender Zunge; der glückliche Pferdebesitzer eilt herbei und hüllt die zwei Sieger in wollene Decken ein; es folgt die Preisverteilung; dann wankt der Menschenberg, und vom Hügel herab strömt die dunkle Menschenflut!

Das ist der Augenblick, welcher die Herzen sämtlicher Bierzapfler in Wonne erbeben läßt. Aus mächtigen Fässern strömt das erquickende Naß, um das sich tausende balgen; wie eine Fortifikationslinie sind in Halbkreisen die Wirtschaften aufgebaut; eine reiht sich an die andere, und hinter ihnen lagert ein Verpflegungstroß eigener Art. Da giebt es Buden mit prima Schweinswürsteln, welch letztere zu Millionen abgesetzt werden; wer denkt in diesem Augenblick wohl an ihre geheimnisvollen Bestandteile! Da werden in mächtigen Pfannen „Kücheln“ gebacken; daneben braten über offenen Kohlenfeuern am Boden die vielbegehrten Steckerlfische; dort drängt man sich zum „Ersten Hühnerbrater der Welt auf dem Roste“; Käse, Brezeln, Honigkuchen, Heringe werden dem Hungrigen und dem Satten sekundenweise offeriert. Horch! Ertönen nicht vom Winzerer Fähndl her die ernsten Klänge eines Trauermarsches? Ja! Die verlangsamte Melodie der „Holzauktion“ geleitet den ebenangekommenen Spanferkelzug zur Küche. Voran schreitet die Musik; hinter ihr tragen kostümierte Kellnerinnen auf kleinen Bahren die goldiggebratenen, glänzenden, leckeren Tierchen. Ueberall in den Wirtsbuden erschallt Musik und, was die Hauptsache ist — gleichzeitig; wenn das nicht polyphon ist, dann giebt es überhaupt nichts derartiges auf der Welt!

Was an sonstigen Vergnügungen von mehr oder minder geschmackvoller Art hier geboten ist, kann gar nicht erschöpfend dargestellt werden. Da existiert einmal ein Glückshafen, in dem man um 20 Pfennig einen wertvollen polierten Schrank oder um 20 Mark ein Schächtelchen mit Haaröl und Seife gewinnen kann. Schaubuden aller Art geben Gelegenheit, die unerhörtesten Wunder und noch nie Dagewesenes zu sehen. Es sind Riesen und Zwerge, Fettkinder und Skelettmenschen, Azteken und Singhalesen, schauspielende Hunde, Flöhe und Affen zu sehen; Rutschbahnen und Schaukeln erheben zu nie gefühlten Wonnen; geradezu luxuriös ausgestattete, mit allem Raffinement der rotierenden und wiegenden Bewegung versehenen Karussells werden von Jung und Alt gestürmt — mystische Vorstellungen, Gespenster und Geistererscheinungen hypnotisieren mit ihrem heimlichen Grausen die Menge; ein paar Kasperltheater bannen den kunstsinnigen Wanderer an die Stelle, wo der lustige Held mit dem Prügelkomment Polizei, Weiber, Tod und Teufel zur großen Befriedigung der Zuschauer totschlägt. Und wenn man sinnverwirrt stehen bleibt, um auf den Trubel zu sehen, dann naht sich gewiß ein höflicher Herr mit der Einladung: „Herr Baron — oder Herr Kommerzienrat — jetzt bietet sich Gelegenheit, sich in wenigen Minuten ein Bild Ihrer hochinteressanten Persönlichkeit zu verschaffen; Sie ahnen nicht —“ Bums! Ein Schuß! Was giebt's? „Der Ochs is firti!“ In der riesigen Ochsenbraterei ist der im ganzen am Spieß gebratene Ochse gar geworden — das giebt herrliche Bissen und macht wieder Durst! Rasch entfliehen in solchem Jubel und bei solchen Genüssen die Stunden des Tags; wenn es dunkelt, dann wird's aber erst recht schön, recht gemütlich! Da flammt es auf allüberall; ein Meer von Lichtwellen überflutet das fröhliche Getriebe — und sie trinken immer noch eins am Ufer der Isar — das reimt sich zwar nicht, aber sie thun's doch! So geht's während der vierzehntägigen Festdauer Tag für Tag, und wenn die letzte Stunde des Festes vorüber ist, dann heißt es: „Jessas, Jessas! Jetzt is dös auch wieder rum! Gott sei Dank, daß wir noch die Kirchweih vor uns habn!“

Benno Rauchenegger.

Das niedere Gestrüpp der dramatischen, oberflächlichen Unterhaltungslitteratur, wie sie gegenwärtig von unserm Theater in breiter Masse Besitz nimmt, läßt Maeterlincks neuste Dichtung, das Schauspiel „Monna Vanna“, weit hinter sich. Gelang es wohl nicht, nach dem Maß der Größten gemessen — Weg und Wille sind vorhanden, die zur Höhe weisen.

In drei deutschen Großstädten, zuerst in München und Breslau und bald darauf am Deutschen Theater in Berlin, hat das Werk des belgischen Dichters seine Bühnenprobe erlebt. In Breslau wie in München war man mit achtungsvoller, nach dem zweiten Akt mit herzlicher Teilnahme gefolgt: der Schluß mochte manchen Hörer, der vielleicht nach versöhnlichem Ende begierig war, befremdet haben.

„Monna Vanna“ rührt an ganz zarte Probleme. Das Drama möchte Geheimnisse enthüllen, „die im Herzen wunderbar schliefen“, das Erstaunliche, dies zarte Wunder eben, das in zwei Menschenseelen aufgeht, kann die übrige Welt nicht begreifen. Sie muß verdammen, das Leben ist einmal so, und daraus wird die Tragödie der Monna Vanna geboren.

Monna Vanna, die edle, keusche Gattin des Colonna von Pisa, soll ein Riesenopfer bringen, um die ausgehungerte Stadt vor dem gierigen Florenz zu retten. Prinzivalli, Feldhauptmann im Sold von Florenz, begehrt nichts weniger, als daß die schöne Monna, nur mit einem Mantel angethan, sich zu ihm ins Lager begebe und dort bis zum Morgengrauen verbleibe. Monna Vanna bringt das Opfer. Aber statt eines wilden Barbaren, eines abenteuernden Holofernes findet sie einen hochgestimmten Mann. Unberührt verläßt sie mit Prinzivalli das Kriegslager, ein Gefühl von Ekstase ist über beide hereingebrochen. Aber an dies Gefühl kann Gatte und Volk daheim nicht glauben, es ist ihnen ein Märchen. Sie vertiefen wider Willen die eben entstandene Liebe Monna Vannas zu dem innerlich adligen Prinzivalli. Der wird in den Kerker abgeführt, und Vanna bleibt in unseliger Wirrnis zurück.

Man will in dem Drama einen Wendepunkt in der Entwicklung Maeterlincks erkennen. Man spricht von Maeterlinck, dem Erwachten; und Maeterlinck selbst, der grüblerische, hat schon vor einiger Zeit die Abkehr von seinen kleinen Dramen, die wie beklommene, schattenhafte Träume vorüberhuschten, verkündet. Man meint, sich von Grund aus verändern zu können, aber man meint es bloß. Die beklommene Scheu weckt Monna Vanna nicht mehr als etwa „Der Eindringling“, um eins der bekanntesten Beispiele zu nennen. Ob es aber um unheimliche Gewalten, wie den lauernden Tod, oder um ekstatische Liebe geht, wie in „Vanna“: das poetische Grundempfinden ist dasselbe geblieben. Wenn man mitten in den härtesten italienischen Städtekampf geführt wird, der zartsinnige Stimmungskünstler, nicht der große Tragiker behält das Wort. Wie träumerische Visionäre, nicht wie bewußte Kämpfer schreiten Vanna und Prinzivalli durch das Stück.

Jedenfalls aber hat Maeterlinck für das ungewöhnliche Empfinden eines Menschenpaars ungewöhnliche Melodien gefunden; und das ist ein bedeutsames Verdienst in Tagen, da auf der Bühne die seichte Betrachtung vorherrscht. Maeterlinck (vergl. die Bilder auf S. 1900) ist feinhörig und ein stillsinnender Mann; selbst wo er ein streng forschender Beobachter zu sein glaubt, wie als Schilderer des Getriebes von Bienenvölkern, bestimmt der Lyriker in ihm die wundersamen Heimlichkeiten auch im Alltagswalten der Natur.

* * *

Von dramatischen Dichterthaten wäre sonst aus der jüngsten Woche nichts zu erzählen. Franz von Schönthan hat sich mit dem Freiherrn von Schlicht, dem Verfasser von Novellen und Skizzen aus dem Militärleben im Frieden, verbündet und einen Schwank „Im bunten Rock“ geschrieben. Die

Digitized by Google

Komödie, die durchaus längst bekannte Figuren auf die Bühne stellt, den Husarenleutnant, der die ungeheuer reiche und schöne Amerikanerin im Sturm gewinnt, die Soldatentochter, die im militärischen Kleindienst Bescheid weiß, wie ein alter Feldwebel, den Offizierburschen u. s. w., wurde im Schauspielhaus wohlwollend behandelt. Sie ist ein Klischee nach den Leutnantskomödien aus den achtziger Jahren.

* * *

Eine Enttäuschung bereitete die neuste Komödie von Fulda, „Kaltwasser", im Lessingtheater. Anfangs ließ sich die Sache noch an, als sollte das Lustspiel eine Zeitsatire werden; keine brennende Satire, aber immerhin ein leises: Merk's Berlin! Der Vorsteher einer Kaltwasseranstalt hält so etwas wie eine Predigt über das nervenzerrüttende Gesellschaftsleben von Berlin. Alle, die mit dem hastenden Strom treiben, träfen endlich in seinem Sanatorium ein. Aber diese Voraussetzung wird bald fallen gelassen, und es dreht sich wieder um den alten Spaß von dem Mann mit dem übergroßen Herzen. Es ist der Kapellmeister Pilgram, an dem die Weiber wie die Kletten festhangen. Die ewigen Aufregungen des leicht entzündlichen Musikers machen ihn krank. Die Kaltwasserkur für solche Leute ist nach Fulda der traute Ehefrieden. Die inhaltarme und auch nicht recht lustige Komödie konnte es bei einem sonst freundlich gestimmten Publikum doch zu keinem rechten Erfolg bringen.

* * *

Da hatten die französischen Schwänke, wiewohl sie gleichfalls nichts sonderlich Neues zu erzählen wissen, bessere Aufnahme. Im Residenztheater bekehrt „Seine Kammerzofe", eigentlich eine frühere Geliebte, die sich als Zofe verdingt, einen lebemännischen Gatten zur häuslichen Treue. Es ist die Posse im üblichen Pariser Stil. — Im neu umgestalteten Trianontheater wird ein ähnliches Stoffgebiet von Donnay, dem Plauderkünstler, behandelt. „Die Liebesschaukel" heißt die Komödie. Ein Ehemann pendelt zwischen seinem Weib und einer Schönen vom Theater. Der witzige Plauderton amüsierte.

Loki.

Die Geschichte einer Mutter.

Eine gewisse Geringschätzung des Mutterberufs hat wohl der Frauenbewegung in ihrem ersten Sturm und Drang angehaftet. Die Frau, die kaum sich selbst gefunden, fürchtete sich wieder zu verlieren in den Pflichten, die Heim und Familie auferlegen. Sie hatte diese Pflichten als Ketten kennen gelernt, die sie fesselten und die freie Entfaltung ihrer Persönlichkeit hinderten. Deshalb überhörte sie in jenen Tagen des Kampfes um sich selbst und um die wirtschaftliche und geistige Gleichstellung mit dem Mann die Stimme ihres Herzens — die Sehnsucht ihres innersten Wesens, die doch immer nach dem Kind ging. Deshalb verleugnete sie ihre Weiblichkeit, in der dunklen Angst, daß diese sie wieder in die alte Unfreiheit und Abhängigkeit verstricken könne.

Doch die Natur läßt sich nicht spotten — im Widerspruch mit ihr giebt es auf die Dauer keine Kultur und auch keine Freiheit. Heute fühlt die Frau und vor allem die geistig und sittlich hochstehende Frau, daß ihres Wesens eigentlicher Sinn die Mütterlichkeit ist, daß sie sich im Kind verlieren soll, um sich reiner und größer wiederzufinden. Heute weiß die Frau, daß ohne Mutterwerdung keine volle Menschwerdung ihr beschieden ist, daß die Hingabe an das Kind keine neue Magdschaft für sie bedeutet, sondern im Gegenteil die reichste Entfaltung aller ihrer Kräfte, die Erfüllung und Vollendung ihrer Persönlichkeit. Heute neigt die Frau wieder ihr Haupt demütig vor der Natur, ihre Krone zu empfangen, die Dornen- und Siegeskrone der Mutterschaft, die sie erst wahrhaft zum Menschen krönt.

Solcher Sehnsucht der neuen freigewordenen Frau, sich im Kind zu vollenden, sucht Emmy von Egidy in ihrem Roman „Ilse Bleiders" Leben und Körper zu geben (Verlag von E. Pierson, Leipzig). Ilse Bleiders ist eine Weibnatur, die ganz Mütterlichkeit ist, von frühester Kindheit an. Schon als kleines Ding, da sie noch mit der Puppe spielt, träumt sie davon, dereinst ein Kind zu haben — dann wird alles wieder gut werden in ihrem mutterlosen Dasein! Als Backfisch weiß sie ihrem Tagebuch kein anderes Geheimnis anzuvertrauen als das eine rührende Gebet: „Lieber Gott, hilf mir gut sein für mein Kind!" Als junges Mädchen, das dem Weib entgegenreift, liegt sie schlaflos in dunkler Nacht und hört die Stimme des Werdens, die gewaltig aus der Nacht zu ihr spricht: „Heute schon mußt du Mutter sein, du kannst nicht Mutter werden, dann erst, wenn ich dir ein Kind geschenkt, heute mußt du es sein! Es genügt nicht, daß du dich freust auf dein Kind, das du einmal haben wirst, leben mußt du für das Kind mit jedem Atemzug, mit jedem Gedanken. Gut sein mußt du in einem ganz andern Sinn noch, als du bisher gedacht. Schaffe den Ueberfluß in deiner Seele, den du deinem Kind geben mußt!"

Ilse Bleiders wird durch ihre Mütterlichkeit zum Künstlerberuf gedrängt: sie wird Bildhauerin. Ihre großen, weichen, mütterlichen Hände, die geschaffen sind, ein Kind zu halten, formen in Thon das junge, werdende Leben, nach dem sie sich sehnt. Sie arbeitet, um ihrem Kind näherzukommen, um sich seiner würdig zu machen. Sie lebt und schafft, beschützt und rein erhalten durch die unsichtbare Gegenwart ihres Kindes. Und dann kommt der Mann, der das Weib in ihr wachruft, weil er ihres Lebens und ihrer Kunst tiefste Sehnsucht versteht. Sie liebt in ihm den Vater ihres künftigen Kindes, nicht ihn selbst, und so ist ihr junges Eheglück voll heimlichen Kampfes, voll innerer Unruhe — der Mann ringt, um seiner selbst willen geliebt zu werden. Doch erst, da das Kind ihr geschenkt ist und sie reif und reich gemacht hat, blüht aus ihrer Mütterlichkeit auch die Liebe zu ihrem Mann hervor.

„Ein jeder dichtet —" heißt es in dem Buch, „einer mit Farben, einer mit Worten, einer mit Thaten — aber am glücklichsten sind die, die Leben dichten — das sind die Mütter!"

Paul Remer.

Der intime Zusammenhang der wirtschaftlichen Verhältnisse in den einzelnen Kulturstaaten tritt gegenwärtig bei den großen Schwierigkeiten, von denen die Vereinigten Staaten heimgesucht werden, wieder einmal so recht deutlich in die Erscheinung. Große Schwankungen auf einem oder dem andern Teil des Weltmarkts prägen sich in mehr oder minder scharfen Kurven prompt auf den übrigen Märkten aus. Die amerikanische Ueberspekulation und Ueberfinanzierung hat auch in den letzten Tagen wieder ihren Wellenschlag nach den europäischen Gestaden getrieben. Allein, dies sei vorweg bemerkt, unsere heimischen Märkte haben bisher durch die amerikanischen Vorgänge keine tieferen Erschütterungen erfahren; denn ihre Verfassung ist verhältnismäßig gesund. Die Nachwehen der wirtschaftlichen Krisis in Deutschland werden zwar bei uns noch schmerzlich genug empfunden, aber sie hatten doch wenigstens das Gute, daß eine einschneidende Reinigung der geschäftlichen Verpflichtungen sich vollzogen hat, so daß namentlich seitens der schwachen Hände dem Markt keinerlei Gefahr drohen kann. Die großen amerikanischen Ansprüche, die an die europäischen Geldreservoire gerichtet werden, haben naturgemäß ein Anziehen der Diskontschraube im Gefolge gehabt, und der Bank von England ist inzwischen die Deutsche Reichsbank mit einer einprozentigen Erhöhung ihres Diskontsatzes gefolgt.

Digitized by Google

Allein der Rückfluß der zum Oktoberquartal der Reichsbank entnommenen Umlaufsmittel vollzieht sich jetzt in ganz normaler Weise, so daß Geld am offenen Markt wieder reichlich zu nachgebenden Sätzen angeboten ist. Die geschäftliche Thätigkeit unseres Marktes ist jedoch vorerst durch die Unsicherheit der amerikanischen Verhältnisse ziemlich lahmgelegt. Man erhofft von der endlich in die Wege zu leitenden Beilegung des amerikanischen Kohlenarbeiterstreiks eine entschiedene Beruhigung. Aber es fragt sich doch, ob die großen Trusts und Deals nicht in absehbarer Zeit aufs neue die wirtschaftliche Lage der Vereinigten Staaten gefährden werden. Gegen den großen Morganschen Schiffahrtstrust hat endlich die englische Regierung einen Trumpf auszuspielen versucht, indem sie die Cunard-Linie mit dem erheblichen Betrag von 150 000 Pfd. Sterl. Jahressubvention befruchtete, gegen eine früher gespendete Unterstützung von nur 28 000 Pfd. Sterl. In den Kreisen des Morgantrusts, zu dem bekanntlich auch unsere beiden größten Schiffsreedereien zählen, hat dieses Vorgehen der englischen Regierung lebhafte Verstimmung hervorgerufen, da man gegebenen Falls eine scharfe Konkurrenzierung des Frachtengeschäfts seitens des englischen Wettbewerbs befürchtet.

❦

Man ersieht hieraus, daß den amerikanischen Riesenfaiseuren von verschiedenen Seiten eine Gegnerschaft heranwachsen kann und teilweise auch bereits heranwächst, durch die das abenteuerliche Trustgebäude gar leicht in die bedenklichsten Schwankungen versetzt werden kann. Unsere einheimischen Geschäftskreise beurteilen diese Verhältnisse glücklicherweise nüchternen Auges, und so steht zu hoffen, daß das doch immerhin mögliche Eintreten weiterer ernsterer amerikanischer Komplikationen bei uns keine schweren wirtschaftlichen Schädigungen im Gefolge haben wird. Ganz frei von solchen Beeinflussungen würden sich natürlich die europäischen Märkte nicht zu halten vermögen. Daher ist unserm Publikum vorsichtige Zurückhaltung und Abwarten auf das ernsteste anzuraten.

Verus.

Die Toten der Woche.

Agnes Büry, ehemalige Sängerin und Gesangsmeisterin, † in Berlin.

Staats- und Ständerat Chappaz, † in Sitten am 5. Oktober im Alter von 48 Jahren.

Stanislaus von Chlapowski, der älteste polnische Parlamentarier, † im Alter von 81 Jahren.

Karoline von Döring, Aebtissin des adligen Stifts Börstel, die Seniorin der althannoverschen Schriftstellerfamilie Döring, † im 83. Lebensjahr.

Großbritannischer Gesandter und Minister a. D. Gordon of Ellon, † am 2. Oktober zu Würzburg im Alter von 85 Jahren.

Geh. Obermedizinalrat a. D. Dr. Hermann Eulenberg, † am 3. Oktober im 89. Lebensjahr.

Schriftsteller Theodor Flamm, Verfasser von mehr als 70 dramatischen Werken, † zu Altlengbach im 81. Lebensjahr.

Walzerkomponist und Kapellmeister Major Ivanovici, Komponist des Walzers „Donauwellen", † in Wien.

Stadtrat Kauffmann (Berlin), † am 2. Oktober im Alter von 48 Jahren (Portr. S. 1896).

Ubald Kostersitz, Abt der Augustiner des Chorherrenstifts Klosterneuburg, † am 3. Oktober im Alter von 84 Jahren.

Redakteur Henri Lansel, † am 29. September zu Lausanne im Alter von 34 Jahren.

Liukunyi, Vizekönig von Nangking, †.

Historienmaler Karl Otto, † am 2. Oktober zu Schleißheim bei München im Alter von 72 Jahren.

George Rawlinson, Kanonikus in Canterbury, bekannter Geschichtsschreiber der fünf großen Monarchien der Alten Welt, † im Alter von 87 Jahren.

Generalstaatsanwalt und Ministerialrat a. D. Paul Schlippe, † am 10. Oktober zu Darmstadt.

Schachmeister Walbrodt, † am 3. Oktober zu Berlin im Alter von 31 Jahren.

Generalleutnant Fritz Graf von Waldersee, Bruder des Feldmarschalls, † in Schwerin.

Graf Wodzicki, österreichisch-ungarischer Gesandter in Brüssel, † am 2. Oktober in Mossova.

Frauenchronik

Zur Reformtrachtfrage.

Wie ratsam es ist — und zwar nicht bloß aus Gründen des guten Geschmacks — die an und für sich höchst vernünftigen Reformbestrebungen in Sachen des Frauenkostüms von jeder Neigung zum gesucht Ungewöhnlichen zu bewahren, geht aus einem unangenehmen Auftritt hervor, den eine Teilnehmerin und Vorstandsdame des Frauenkongresses in Wiesbaden kürzlich hatte. Die hochachtbare Dame wurde polizeilich angehalteu, weil ein übereifriger Schutzmann hinter ihrer vom „Verein für Kleiderreform" komponierten Toilette einen — verkleideten Mann vermutete . . . Die Möglichkeit eines so bedauerlichen Irrtums wird von selbst verschwinden, wenn erst Kostüme in Aufnahme kommen, die mit Zweckmäßigkeit und hygienischer Korrektheit den Vorzug verbinden, schön zu sein. Das ist gewiß kein leichtes Problem, aber jene von hervorragenden Künstlern entworfenen und neuerdings im Hohenzollernkaufhaus in Berlin zur Ausstellung gelangten Kostüme, von denen wir in Nr. 40 (S. 1854) Proben vorführten, liefern doch den Beweis, daß diese Bestrebungen sich in aufsteigender Linie bewegen und höchst beachtenswerte Resultate erzielen.

❦

Der Bundestag deutscher Frauenvereine in Wiesbaden beschäftigte sich in sehr eingehender Weise auch mit der Stellung der Krankenpflegerinnen. Es lagen dem Kongreß mehrere Anträge vor, denen gemeinsam die Tendenz war, einerseits die Ausübung des Berufs von gewissen Bedingungen abhängig zu machen, andrerseits die Pflegerinnen gegen eine Ueberanstrengung ihrer Arbeitskraft zu schützen. Es wurde denn auch einstimmig ein Beschluß in dieser Richtung gefaßt, der in der öffentlichen Meinung wohl allgemeine Zustimmung finden dürfte. Die Ueberzeugung ist längst zum Durchbruch gekommen, daß auf diesem Gebiet Mißstände herrschen, die ein Eingreifen des Staats geboten erscheinen lassen.

Unsere Bilder.

Der Großherzog von Baden in Düsseldorf Abb. S. 1894). Kurz vor Thoresschluß hat die Düsseldorfer Ausstellung noch einmal hohen Besuch gehabt. Der Großherzog Friedrich von Baden kam, um die dort vereinigten großartigen Erzeugnisse deutschen Gewerbefleißes und deutscher Kunst in Augenschein zu nehmen. Obwohl der Großherzog seinen Besuch nicht als einen offiziellen, sondern als einen privaten betrachtet wissen wollte, ließ es sich die Bevölkerung Düsseldorfs doch nicht nehmen, ihm einen glänzenden Empfang zu bereiten. War gleich eine Ausschmückung des Bahnhofsgebäudes unterblieben, so hatte sich doch eine zahlreiche Menschenmenge eingefunden, die dem populären Fürsten ihre Verehrung kundthun wollte. Mit ununterbrochenen be-

Digitized by Google

geisterten Hochrufen wurde er auf der ganzen Fahrt zum Rhein begrüßt, so daß er selbst später äußerte, er hätte nicht geglaubt, daß er in einem außerbadischen Ort eine solche Aufnahme finden werde. Nun, er darf ihrer überall sicher sein, von vornherein bringt man ihm in ganz Deutschland die größten Sympathien entgegen als dem Förderer der nationalen Einheit, und allenthalben erwirbt er noch neue Liebe ob seiner ungewöhnlichen Leutseligkeit, die er auch in Düsseldorf wieder bekundete. So dankte er den sechzehn Ehrenjungfrauen, die ihn am Rhein mit Blumensträußen erwarteten, freundlich, aber von ihren Blumen nahm er nur ein paar Veilchen, die andern, meinte er, sollten sie selbst zur Erinnerung behalten. Die Ausstellung selbst besichtigte der Großherzog sehr genau; nach einem mehrstündigen Rundgang am Vormittag erschien er nachmittags zum zweiten- und schließlich abends zum drittenmal, um sich an der herrlichen Beleuchtung und einem prächtigen Feuerwerk zu erfreuen. Dabei erreichten die Ovationen, die ihm von einem vielleicht fünfzigtausend Köpfe zählenden Publikum bereitet wurden, ihren Höhepunkt. Die Düsseldorfer werden so wenig wie der Großherzog selbst die Stunden vergessen, die er in den Mauern ihrer Stadt verbracht hat.

Der Deutsche Kolonialkongreß (Abb. S. 1895), dessen Sitzungen auf den 10. und 11. Oktober anberaumt worden sind, verdankt seine Entstehung einer Anregung der Deutschen Kolonialgesellschaft. Im Februar dieses Jahres haben sich eine große Anzahl von Vereinen und Anstalten, die entweder lediglich koloniale Zwecke verfolgen, oder doch wenigstens Beziehungen zu den deutschen Kolonien und überseeischen Interessengebieten haben, zusammengeschlossen, um den Kongreß zu veranstalten, auf dem sich unter dem Vorsitz des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg die verschiedenen Körperschaften, die sonst getrennt ihren Zielen nachgehen, zu gemeinsamer Arbeit vereinigen. Er wird sicherlich zur Kräftigung des kolonialen Gedankens in Deutschland beitragen. Wir bringen heute die Porträts hervorragender Kongreßteilnehmer mit Angabe der Themen, über die sie Vorträge angekündigt haben.

Das Leichenbegängnis Zolas (Abb. S. 1893) ist am letzten Sonntag würdig und ruhig von statten gegangen. Wie ihm glühende Verehrung übers Grab folgte, machte auch der Haß vor seiner Bahre nicht Halt. Zola war eben eine Kampfnatur, und diese finden neben treuen Freunden immer auch erbitterte Feinde. Seine Romane allein hätten freilich die Leidenschaften nicht in dem Maß, wie es geschehen ist, erregt, obwohl er auch in ihnen als beherzter Streiter für die Wahrheit erscheint. Was ihm die Gegner nicht verziehen, war nicht sein Eintreten für die ganzen, unter dem sozialen Elend leidenden Klassen, sondern die Wahrnehmung der Rechte eines Einzelnen, dem nach seiner Ueberzeugung schweres Unrecht geschehen war. Um seines Kampfes für Alfred Dreyfus willen wurde er hauptsächlich geschmäht. Fast schien es, als sollte die „Affaire“ auch noch über die Beerdigung ihre häßlichen Schatten werfen, da die Unversöhnlichen jenem Mann wehren wollten, seinem erfolgreichsten Verteidiger auf dem letzten Weg das Geleit zu geben. Thatsächlich hat auch noch ein Duell zwischen dem Kabinettschef des Kriegsministers, General Percin, und einem nationalistischen Journalisten stattgefunden, dessen Ursache sich aus dem Fall Dreyfus herleitete, aber am letzten Ende siegte doch die Majestät des Todes. Der Leichenzug wenigstens, den eine unabsehbare Menschenmenge schweigend grüßte, und ebenso die Leichenfeier am Grabe wurde nicht gestört. Hier durften die Vorzüge des Verewigten gerühmt werden, ohne daß Widerspruch laut wurde, im Gegenteil, die Weihe des Augenblicks wurde eher vorübergehend getrübt, weil die Freunde sich nicht enthalten konnten, ihrer Zustimmung zum Lobe des Toten Ausdruck zu geben. Die eigentliche Gedächtnisrede hielt als erster der Unterrichtsminister Chaumié. Die Ehrung war das letzte, was die Regierung thun konnte, um die mancherlei Unbill wettzumachen, die Zola vor und nach dem Prozeß seiner Zeit über sich ergehen lassen mußte.

Grabdenkmal Heinrich von Herzogenbergs auf dem Wiesbadener Kirchhof.

Die Beerdigung des verstorbenen Oberpräsidenten von Goßler (Abb. S. 1896) hat in Danzig unter allgemeiner Teilnahme der Bevölkerung stattgefunden. Waren auf der einen Seite die höchsten Beamten und als Vertreter des Kaisers dessen Flügeladjutant Generalmajor von Mackensen erschienen, so hatten andrerseits die Kommunalverbände der Provinz Delegierte entsandt, um noch einmal Zeugnis abzulegen für die großen Sympathien, die sich der Verewigte zu erwerben verstanden hatte. Im ganzen waren bei der Trauerfeier in der Marienkirche, wohin der Sarg übergeführt worden war, wohl 20000 Personen anwesend, und eine dicht gedrängte Menschenmenge begrüßte den langen Leichenzug auf seinem Weg von dem Gotteshaus nach dem Friedhof an der großen Allee. Kein Mißklang trübte die erhebende Feier, auch die Gegner wurden den ausgezeichneten Eigenschaften des dahingegangenen Staatsmannes gerecht. Von den verschiedensten Seiten sind seine Verdienste in warmen Worten gerühmt worden, die sobald der Erinnerung der Lebenden nicht entschwinden werden. Das Gefühl ist allgemein, daß da in Danzig einer der besten seines Volkes zur letzten Ruhe bestattet worden ist.

Der Kongreß Deutscher Frauenvereine (Abbildung S. 1897) hat vom 3. bis zum 7. Oktober in Wiesbaden getagt und alle Fragen, die in der Frauenbewegung der Gegenwart eine Rolle spielen, eingehend erörtert. Besondere Kommissionen waren eingesetzt für Erziehung, Kinderschutz, Hebung der Sittlichkeit, Bekämpfung des Alkoholismus, Arbeiterinnenschutz und Rechtsschutz der weiblichen Handelsangestellten; in großen allgemeinen Versammlungen wurden aus beredtem weiblichem Mund fesselnde Vorträge gehalten. Zahlreich hatten sich aus allen Teilen Deutschlands die Damen eingefunden, die in dem Kampf für die Rechte ihres Geschlechts schon seit langer Zeit vorangegangen waren oder auch sich mit der Rolle arbeitsamer Mitstreiterinnen begnügen. Eine allerdings wurde schmerzlich vermißt, die frühere Alterspräsidentin Auguste Schmidt, die im verflossenen Juli verstorben ist. Ihr widmete die Bundesvorsitzende, Frau Marie Stritt, in der ersten Geschäftssitzung Worte ehrenden Gedenkens. Der Kongreß im ganzen war ein neues Zeugnis für den

Digitized by Google

Fortschritt der Frauenbewegung, die unaufhaltsam ihren Weg vorwärts geht, um so sicherer, je mehr sie sich von Extravaganzen freihält.

Brinckmannfeier in Hamburg (Abb. S. 1898). Das Hamburgische Museum für Kunst und Kunstgewerbe besteht jetzt seit fünfundzwanzig Jahren, sein Jubiläum, das in der Hansastadt festlich begangen wurde, gestaltete sich aber in der Hauptsache zu einer Feier für den Direktor Dr. Justus Brinckmann, und das mit vollem Recht. Denn diesem Gelehrten verdankt das Museum seine Existenz und seine Ausgestaltung. Daß die Hamburger keinen Sinn für Kunst und Wissenschaft hätten, ist längst als eine durchaus irrige Annahme erkannt, aber verschiedene Schicksalsschläge, die der Stadt ungeheuren Schaden brachten, wie die Franzosenherrschaft zu Beginn des vorigen Jahrhunderts und der große Brand des Jahrs 1842, haben es mit sich gebracht, daß vorübergehend die Kulturaufgaben unter der Sorge um die materiellen Interessen leiden mußten. Daß in besseren Zeiten das Versäumte alsdann nachgeholt wurde, lehrt ein Blick auf die Kunst- und Bildungsanstalten der Stadt, unter denen das Museum einen hervorragenden Rang einnimmt. Die staatlichen Behörden Hamburgs haben es an der Förderung des Museums nicht fehlen lassen, aber daß es überhaupt ins Leben gerufen wurde, ist das Verdienst Dr. Brinckmanns, auf dessen unermüdliches Betreiben es gegründet worden ist, der es während des vergangenen Vierteljahrhunderts geleitet und zur Blüte gebracht hat.

Sarah Bernhardt (Abb. S. 1897), über deren Gastspiel am Königlichen Schauspielhaus in Berlin wir in nächster Nummer einen besonderen Artikel bringen werden, ist bereits vorübergehend in der Reichshauptstadt gewesen. Sie hat die Bühne, auf der sie demnächst auftreten wird, besichtigt und zur Probe einiges deklamiert, um sich von der Akustik des Hauses zu überzeugen.

Ein Volksfest im Bregenzer Wald (Abb. S. 1894). Wohl selten ist eine neue Bahn gleich nach ihrer Eröffnung einer so harten Probe auf ihre Leistungsfähigkeit unterworfen worden, wie die kürzlich eröffnete Bregenzerwaldbahn zwischen Breganz und Bezau. Die Bewohner der Stadt Egg, die sich von dem neuen Verkehrsweg viel versprechen, hatten nämlich seine Inbetriebsetzung benutzt, um ein großes Volksfest zu veranstalten. Der Andrang war über alle Erwartung stark, und so kam es, daß die vielen Männlein und Weiblein, die daran teilnehmen wollten, in drangvoll fürchterlicher Enge die Fahrt machen mußten, etwa wie die Berliner auf den Vorortzügen an einem schönen Sonntag. Allein die kleinen Unbequemlichkeiten wurden mit gutem Humor ertragen, und niemand hat es hinterher bereut, sich ihnen ausgesetzt zu haben; das festliche Treiben in Egg entschädigte reichlich dafür. Neben den zahlreichen Volksbelustigungen gab es auch einen großen Festzug, der wundervolle, buntfarbige Bilder bot. Insbesondere gewährte die große Abteilung der Trachten aus dem sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert einen reizvollen Anblick. Doch brauchte man eigentlich gar nicht weit in die Vergangenheit zu schweifen, die Bregenzwäldler präsentierten sich auch in ihrer heutigen Tracht, in ihrem ganzen natürlichen Gehaben angenehm genug; sie haben sich ihre Eigenart unversehrt erhalten, da der Fremdenzufluß in ihre Gegend bisher nicht allzu groß gewesen ist.

Dem verewigten Komponisten Heinrich von Herzogenberg ist in Wiesbaden, wo er am 9. Oktober 1900 aus dem Leben schied, ein Grabmal (vergl. die Abbildung S. 1891) gesetzt worden, das Adolf Hildebrand modelliert hat. Das Porträtmedaillon giebt das durchgeistigte Antlitz des Künstlers mit dem Zug des Leidens in sprechender Aehnlichkeit wieder.

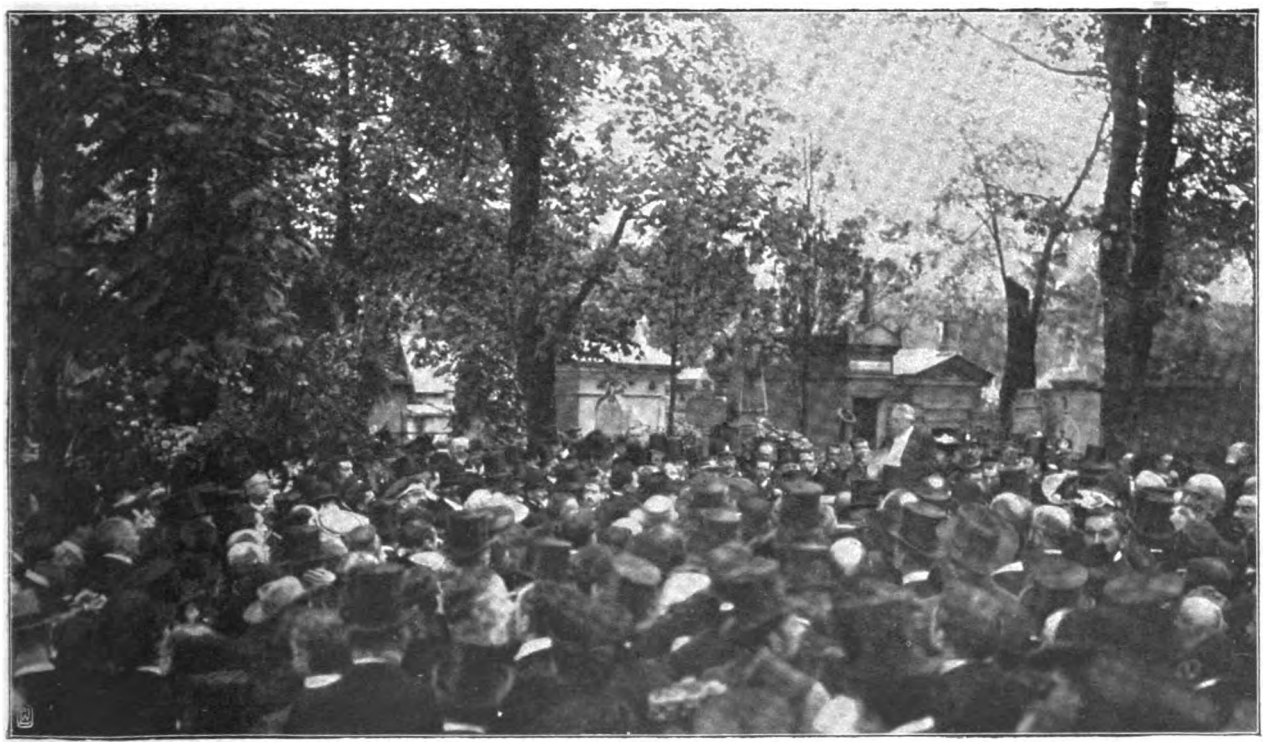
Die Wetterkatastrophe in Sizilien (Abb. S. 1898). Mit furchtbarer Gewalt haben die entfesselten Elemente in Sizilien gehaust, heftige Stürme und Wolkenbrüche haben riesigen Schaden an Gut und Blut angerichtet. Viele hundert Menschen sind ums Leben gekommen, blühende Gefilde sind in Wüsteneien, zahllose Baulichkeiten in Trümmerhaufen verwandelt worden. Am schlimmsten sind die Provinzen Catania und Syrakus, hier insbesondere die Stadt Modica heimgesucht worden. Zwei während des Sommers gewöhnlich beinah ausgetrocknete Bäche haben das Unglück über den Ort gebracht. Man kannte wohl ihre Tücken und suchte deshalb etwaigen Gefahren durch Eindämmungen zu begegnen. Allein dem Druck der rapid angeschwollenen, vom Sturm gepeitschten Wassermengen vermochten die Erdarbeiten nicht standzuhalten. So wälzten sich denn die Wogen durch die Straßen und trugen überallhin Tod und Verderben.

Personalien (Porträts S. 1896). Der neue Staatsminister des Fürstentums Reuß j. L., Geheimer Staatsrat von Hinüber, ist von Geburt Hannoveraner, er wurde 1854 zu Knesebeck in der Landdrostei Lüneburg geboren. Er trat nach Beendigung seiner juristischen Studien in den Staatsdienst des Königreichs Sachsen und wurde von dort 1892 als drittes stimmführendes Mitglied ins reußische Ministerium berufen. — Der Oberpräsident von Hannover, Graf Konstantin zu Stolberg-Wernigerode, der aus Gesundheitsrücksichten seine Entlassung eingereicht hat, wurde am 8. Oktober 1833 zu Janowitz in Schlesien geboren. Er widmete sich zunächst der militärischen Laufbahn und gehörte 1865—1870 dem Regiment Gardedukorps an. Nach seiner Vermählung lebte er längere Zeit der Verwaltung seiner Güter, bis er Anfang der achtziger Jahre als Landrat des Kreises Bunzlau in den Staatsdienst trat. An die Spitze der Provinz Hannover wurde er vor fünf Jahren nach dem Rücktritt Rudolf von Bennigsens berufen. — Der bisherige pfälzische Regierungsdirektor Freiherr von Andrian-Werburg, der zum Regierungspräsidenten von Niederbarnim ernannt worden ist, gehört einer alten Familie an, deren Mitglieder in neuerer Zeit auf verschiedenen Gebieten in der Oeffentlichkeit eine hervorragende Rolle gespielt haben. — Anstelle des Freiherrn von Podewils, der das bayrische Kultusministerium übernommen hat, geht Freiherr von Tucher als bayrischer Gesandter nach Wien, der bisher in gleicher Eigenschaft am italienischen Hof in Rom gewirkt hat. — Stadtrat Gustav Kauffmann, der zweimal zum zweiten Bürgermeister von Berlin erwählt worden war, ohne die Bestätigung der Krone zu erlangen, ist nun seinen Leiden erlegen. Der Verewigte, der im Jahr 1854 in Stolp in Pommern geboren war, studierte in Berlin die Rechtswissenschaften und ließ sich dort 1879 als Rechtsanwalt nieder. Der Stadt hat er, obwohl er erst seit 1898 dem Magistrat angehörte, vermöge seiner Arbeitskraft und seines juristischen Scharfsinns bedeutende Dienste geleistet. In die politische Laufbahn trat er 1890 ein, er gehörte dem Reichstag als Mitglied der freisinnigen Volkspartei an. — Seinen siebzigsten Geburtstag feiert am 13. Oktober der Wirkliche Geheime Rat Dr. Tempelty, gleich bekannt als Dichter und als Kabinettschef des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg und Gotha. Tempelty, der nach Beendigung seiner philologischen und historischen Studien zunächst das Feuilleton einer großen Berliner Zeitung redigierte, trat bereits 1862 in die Dienste des Herzogs, in denen er bis zu dessen Tod verblieb. Von den durch Formvollendung ausgezeichneten Dramen des Jubilars ist wohl das erste: „Klytemnästra“ das erfolgreichste geblieben, obwohl auch „Hie Wolf, hie Waiblingen“ und „Cromwell“ ihren Weg über die Bühnen gemacht haben. — Der anstelle des bisherigen Generaladjutanten, Generalleutnants von Broizem, der das Kommando der 23. Division erhalten hat, in das militärische Gefolge des Königs von Sachsen berufene Generalmajor d'Elsa wurde beim Beginn des Krieges mit Frankreich Offizier. Zuletzt, seit dem März dieses Jahres, war er Kommandeur der 64. Infanteriebrigade in Dresden. — Das fünfzigjährige Dienstjubiläum feierte am 1. Oktober der Generalmajor z. D. Stoll, der im Jahr 1888 aus dem aktiven Dienst der Armee schied, in die er 36 Jahre zuvor als Einjährig-Freiwilliger eingetreten war. Der Jubilar begeht am 1. Januar nächsten Jahres seinen 70. Geburtstag.

Digitized by Google

Bilder vom Tage.

Der Sarg wird auf den Leichenwagen getragen.



Ansprache des Unterrichtsministers Chaumié auf dem Friedhof.

Von Zolas Leichenbegängnis.

Gribayedoff phot.

Digitized by Google

1. Großherzog von Baden. 2. Oberpräsident Nasse. 3. Oberbürgermeister Haumann.
Grossherzog Friedrich von Baden besucht die Düsseldorfer Ausstellung.
Phot. Jäger.

Vom Volksfest im Bregenzerwald: Der historische Trachtenfestzug in den Strassen von Egg.
Th. Immler phot.

Digitized by Google

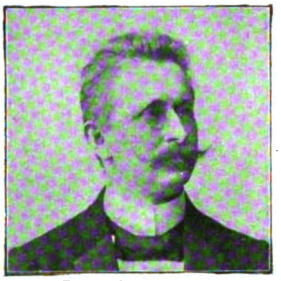
Admiralitätsrat Dr. Köbner
(Rechtspflege).

Staatsrat Frhr. v. Stengel
(Auswandererfrage).

Prof. von Luschan
(Völkerkunde).

Prof. Adolf Wagner
(Weltwirtschaft).

Geh. Bergrat Schmeißer
(Bodenschätze uns. Kolon.).



Dr. Voßberg-Rekow
(Kolonialrecht).

Kammergerichtsrat Dr. Meyer
(Eingeborenenrecht).

Geh. Reg.-Rat Prof. Wohltmann
(Wirtschaftliche Entwicklung).

Prof. K. Dove (Afrik. Klima).

Johann Albrecht Herzog von Mecklenburg-Schwerin.

Dr. R. Jannasch (Auswanderungspolitik).

Marineoberstabsarzt Dr. Ruge
(Schwarzwasserfieber).

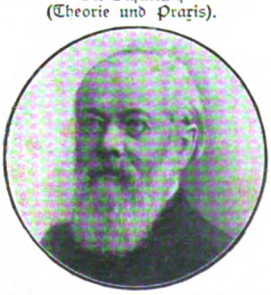
J. K. Vietor
(Arbeiterfrage).

Dr. Scharlach
(Theorie und Praxis).

Afrikareisender Dr. Hans Meyer
(Geographische Aufgaben).

Prof. A. Brandl
(Deutsche Sprache).

Otto Messing
(Chines. Geldverhältnisse).



Missionsinspektor A. Merensky
(Mission).

Prof. G. Volkens
(Plantagenbau in Java).

Zum Deutschen Kolonialkongress in Berlin.

Digitized by Google

Geh. Staatsrat v. Hinüber,
Leiter des Ministeriums von Reuß j. L.

von Andrian-Werburg,
Regierungspräsident von Niederbayern.

Gustav Kauffmann †
Stadtrat von Berlin.

Wirkl. Geh. Rat Dr. Tempeltey,
feiert am 13. Okt. seinen 70. Geburtstag.

Vom Begräbnis des verstorbenen Oberpräsidenten von Gossler:
Der Trauerzug in den Straßen Danzigs.
Walter Fischer phot.

Graf zu Stolberg-Wernigerode,
bisher Oberpräsident von Hannover.

Freiherr von Tucher,
der neue bayrische Gesandte in Wien.

Generalmajor d'Elsa,
Generaladjutant d. Königs v. Sachsen

Generalmajor z. D. Stoll.
feierte sein 50jähr. Dienstjubiläum.

Digitized by Google

Von links nach rechts: die Damen Weber, Hoffmann, Bieber-Böhm, Salomon, Marie Stritt, Helene Lange, Helene von Forster.
Vom Kongress der Deutschen Frauenvereine in Wiesbaden: Die erste Geschäftssitzung. (Schipper phot.)

1. Sarah Bernhardt vor dem Hotel. 2. Auf der Spazierfahrt.
Sarah Bernhardt auf der Durchreise in Berlin. (Zander & Labisch phot.)

Digitized by Google

1. Osthaus, Hagen. 2. Geh. Reg.-Rat Prof. Lessing, Direktor des Berliner Kunstgewerbemuseums. 3. Shinkichi Hara, Assistent am Hamburger Kunst- und Gewerbemuseum. 4. Dr. Frauberger, Direktor des Düsseldorfer Kunstgewerbemuseums. 5. Senator Dr. von Melle, Vorsitzender der Museumskommission. 6. Robert Mielke, Berlin. 7. Maler Kutschmann, Berlin. 8. Dr. Kurzwelly, Assistent am Kunstgewerbemuseum, Leipzig. 9. Dr. Richard Graul, Direktor des Kunstgewerbemuseums, Leipzig. 10. Dr. Justus Brinckmann, Direktor des Museums für Kunst und Gewerbe, Hamburg. 11. Dr. Brand, Direktor des Thaulow-Museums, Kiel. 12. B. Olsen, Direktor des Dansk Folke-Museums, Kopenhagen. 13. Grosch, Direktor des Kunstindustriemuseums, Christiania. 14. Albert Brinckmann, Heidelberg. 15. Dr. R. Stettiner, Assistent am Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg. 16. Dr. H. von Trenkwald, Direktor des Kunstgewerbemuseums zu Frankfurt a. M. 17. Dr. Otto Kümmel, Assistent am Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg.

Von der Jubelfeier des Museums für Kunst und Gewerbe in Hamburg: Gruppenbild der Teilnehmer.

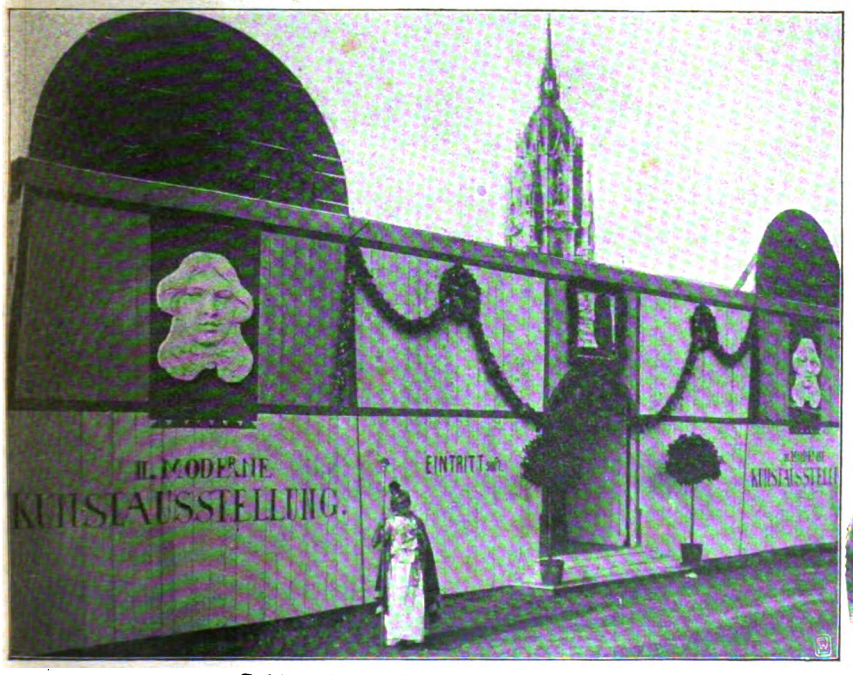
Von der Wetterkatastrophe auf Sizilien: Die Stadt Modica nach der Zerstörung.

Digitized by Google

Prinzregent Luitpold (1) und Prinz Ludwig (2) bei der Vorführung der preisgekrönten Rinder.

Parade der Rennpferde.

Der Spanferkelfestzug.



Gebäude der „modernen" Kunstausstellung.

Armbrustschießen.

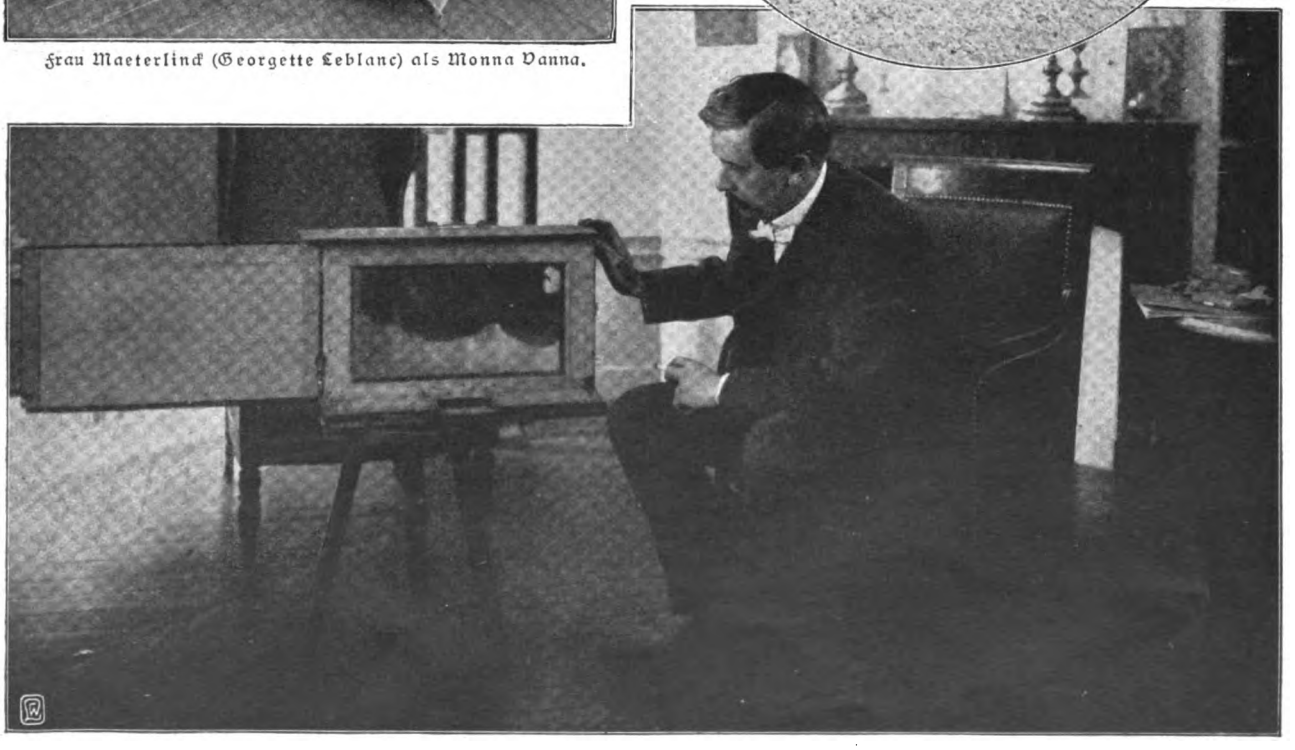
Das Oktoberfest in München. (Mich. Dietrich phot.)

Digitized by Google

Frau Maeterlinck (Georgette Leblanc) als Monna Vanna.

Der Dichter in seinem Pariser Heim.

Im Automobil.



Maeterlinck als Bienenvater.

Zur Aufführung von M. Maeterlincks Drama „Monna Vanna" in Berlin.

Gribayedoff und Valla phot.

Digitized by Google

Gwendolin.

Roman von

August Niemann.

7. Fortsetzung.

Konrad Dorn ging heute eilig die Lützowstraße entlang, es war am Sonnabend vor Palmsonntag. Als er die Klingel des Eckhauses zog, in dem Gwendolin wohnte, trat ein Herr auf ihn zu und fragte nach höflichem Gruß: „Mein Herr, können Sie mir wohl Auskunft geben, ob in diesem Haus Komteß Brogido wohnt?"

„Komteß Brogido? Ganz recht — jetzt Frau Pfarrer Mormann."

Dorn erkannte in dem vornehm aussehenden Herrn den Dichter Eugen Dietmar wieder, den er seit jenem Sonntagnachmittag, als er und Grete mit Gwendolin auf dem Dampfer hinausgefahren waren, nicht mehr gesehen hatte.

„Aber verzeihen Sie," rief Dietmar nervös, „das ist ja unmöglich. Komteß Brogido — Frau Pfarrer — wie sagten Sie doch?"

„Mormann."

„Dann entschuldigen Sie, mein Herr . . . Die Welt ist ein Narrenhaus, ein Affenkasten."

Und ohne weitere Erklärung ließ er Dorn stehen und rannte davon.

Dorn schüttelte den Kopf. Das war also der berühmte Mann, von dem alle Welt sprach. Affenkasten? Wirklich ein geschmackvoller Mann! Im Drange der Geschäfte vergaß er dann diese Begegnung. Denn das, was ihm Gwendolin heute sagte, war danach angethan, alles andere in den Hintergrund zu drängen. Bis heute hatte sie ziemlich zurückgezogen gelebt, nun aber, da der Frühling ins Land zog, die Bäume im Tiergarten schon zu grünen anfingen und die alte Gesundheit wiedergekehrt war, wollte sie allmählich ins Leben zurückkehren. Zum erstenmal hatte sie in kurzen Worten von ihrer Ehe, von ihrer Scheidung gesprochen. Sie war so stahlhart gewesen, daß ihm, dem schlichten Bürgersmann, das Blut in den Adern erstarrt war. Noch nie hatte er sich so danach gesehnt, seine kleine warmherzige Grete in die Arme zu schließen, als nach dieser Unterredung.

Konrad legte ihr klar auseinander, wie viel ihr Vermögen betrüge und wie hoch die Zuschüsse von Lucian wären.

Zuschüsse von Lucian? Sie wollte keinen Heller mehr von dieser Seite, er sollte das arrangieren.

Gwendolin atmete auf. Sie hatte Mamsell Minchen endlich weggeschickt. Sie war allein, und eine wundervolle Wirkung hatte die Entfernung von ihrem Mann, die Erlösung von einer ihrer Natur feindlichen Atmosphäre auf sie gehabt. Elastisch hatte sie sich aufgerichtet, Farbe war in ihre Wangen zurückgekehrt, die Augen blickten kühn wie ehedem.

Eine völlige Auswechslung ihrer Persönlichkeit war mit Gwendolin vor sich gegangen. Die Trennung von ihrem Gatten schien eine Art von Wiedergeburt bei ihr bewirkt zu haben, die die alte stolze Gwendolin gleich dem Vogel Phönix aus der Asche der duldenden Pastorsgattin sich emporheben ließ.

„Ein Herr wünscht Frau Pastorin zu sprechen," meldete das Dienstmädchen.

„Wer ist der Herr?" fragte Gwendolin.

Aber schon trat der Herr ein, schob das Dienstmädchen zur Seite und schloß die Thür hinter sich.

Gwendolin sprang auf. Eugen Dietmar stand vor ihr. Er blieb stehen und blickte sie an, ohne zu sprechen. Sein bewegliches Gesicht redete vom Entzücken des Wiedersehens, seine dunklen Augen sprachen von Leidenschaft.

„Sie sind es?" fragte Gwendolin, erfreut und erschreckt zu gleicher Zeit.

Er trat auf sie zu, ergriff ihre Hand, küßte sie und sagte: „Gräfin, Sie sind entzückend schön."

„Eine sehr geistreiche Wendung! Ganz neu und originell! Deshalb also haben Sie mich aufgesucht? Um mir diese Neuigkeit mitzuteilen?"

„Behandeln Sie mich so schlecht, wie Sie wollen, Gräfin, es ist mir ganz gleichgiltig, was Sie mit mir machen. Schlagen Sie mich, treten Sie mich, nur lassen Sie mich Sie anschauen!"

„Beiläufig bemerkt, mein lieber Herr Dietmar, bin ich nicht Gräfin. Ich bin Frau Pastorin."

„Jawohl, Frau Pastorin. Erlauben Sie, daß ich mich setze?"

„Ich bitte."

„Dann will ich diese Fußbank nehmen und niederknien zu einem Gebet."

„Was machen Sie?"

„Lassen Sie mich, Gräfin! Alles, was ich zu Ihnen spreche, ist ein Gebet, und es ziemt sich mir, zu Ihren Füßen zu liegen. Gwendolin, das Schicksal will sich erfüllen. Ich habe es immer gewußt, ich glaube an den Magnetismus der Seelen. Meine Liebe hat eine Kette geflochten, die dich gehalten hat. Ich habe dich so heiß und treu geliebt, daß ich dich bezwungen habe, ich . . ."

„Ich bitte Sie, Herr Dietmar, hören Sie auf mit diesen phantastischen Versicherungen. Sie sind Dichter, und es heißt, daß die Dichter uns mit ihren Lügen erfreuen, aber wenn man die Lüge erkennt, so erfreut sie nicht. Ich habe zufällig das Vergnügen gehabt, Sie in einer Gesellschaft zu sehen, wo Sie ganz gewiß auch gedichtet haben."

„Sie irren sich, Gräfin. Meine Liebe ist Ihnen allein geweiht und kann durch nichts verkleinert werden, mögen Sie mich gesehen haben, mit wem Sie wollen. Das ganze weibliche Geschlecht kryställisiert sich mir in Ihrer Person. Alle sind Schatten, ein bloßes Spiel,

Digitized by Google

Sie, Gwendolin, allein haben Wesen und Sein. Warum sollte ich Ihnen das sagen? Warum sollte ich Sie aufgesucht haben? Ich habe immer von Ihnen gewußt. Ich habe Ihre Schicksale immer verfolgt und wollte verzweifeln, als Sie heirateten. Aber ich war ohnmächtig, ich konnte Ihnen nichts bieten, was Sie hätten annehmen können. Außerdem konnte ich nicht an die Dauer Ihrer Ehe glauben. Ein so lichter Stern, wie Sie, kann nicht lange verdunkelt werden. Ich vertraute meinem Stern und . . ."

„Alles Dichtung, alles nur Geflunker, mein lieber Herr Dietmar. Es hat Zeiten gegeben, wo ich für jede Hilfe dankbar gewesen wäre und wo Sie Ihrerseits keine Ahnung von meiner elenden Lage hatten, weil Sie sich gar nicht um mich kümmerten, sondern für Ihren Ruhm sorgten und im Vergnügen schwammen."

Obwohl Gwendolin in dieser Weise sprach, empfand sie doch mit jeder Minute mehr Vergnügen an ihrem Besuch. Seit langer Zeit hatte sie ihrer Zunge keinen freien Lauf mehr lassen können, sondern immer überlegt reden oder schweigen müssen. Nun sah sie sich einem Mann gegenüber, der keiner Schonung bedurfte, bei dem sie ihre Worte nicht ängstlich abzuwägen brauchte. Diesem konnte sie die härtesten Dinge sagen, ohne befürchten zu müssen, daß er es übelnehmen oder im tiefsten verletzt werden würde. Ihrem eigenen Mann hatte sie schließlich ja auch die härtesten Dinge gesagt, aber das war nur der Aufschrei einer gequälten Seele gewesen. Gwendolin hatte die Empfindung, daß man den Mann, den man liebt, viel schlechter behandeln kann, als den Mann, dem man dankbar ist. Und wenn sie Eugen Dietmar ihrer Meinung nach auch nicht liebte, so merkte sie doch deutlich, daß er sie liebte, und daß ihr das eine große Freude war. Er war nicht mehr der schwärmerische Jüngling, der bis zur Ungezogenheit exaltiert wurde, aber er wurde noch immer von der Leidenschaft für sie beherrscht, und seine Gefühle waren wohl nur desto tiefer, je mehr er gereift war. Sie konnte diese sprechenden Augen nicht betrachten, ohne von ihrem Ausdruck hingerissen zu werden.

„Wenn ich mich nicht um Sie gekümmert hätte, Komteß, wie hätte ich Sie dann hier gefunden?" entgegnete er. „Es ist wahr, daß ich spät komme, aber wenn ich früher gekommen wäre, so hätte ich Ihnen nicht nützen können, denn ich war arm wie Sie. Ich habe für meinen Ruhm gesorgt, das ist auch wahr, aber wenn ich das nicht gethan hätte, so würde ich auch heute noch arm sein. Ich bin es nicht mehr. Ich kann Ihnen jetzt eine Hilfe bieten. O Gwendolin, vertrauen Sie mir! Soll ich dir noch sagen, Gwendolin, wie ich dich liebe? Es ist nicht notwendig, du weißt es. Die Sprache, die zwischen uns beiden gesprochen wird, geht von Seele zu Seele, auch ohne Worte. Komm zu mir, komm mit mir, du wilder, schöner Vogel, wir wollen ein anderes, schöneres Land aufsuchen, wo uns die kalten Menschen dieser Nebelgegend nicht langweilen."

* * *

Es war Ende Oktober geworden. In den breiten Alleen der Stadt Turin fielen die Blätter der Platanen, und raschelnd ging ein elegantes Paar, ein Herr und eine Dame, im gelben Laub dahin. Zu ihrer Linken dehnte sich ein immenser Exerzierplatz, und die Dame hatte den Blick unverwandt auf das Reiten der Soldaten vom Regiment Piemonte Reale gerichtet, während ihr Begleiter in die Ferne, nach den weißschimmernden Häuptern der Seealpen sah.

„Sieh, wie die Sonne anfängt, den Monte Rosa zu vergolden," sagte der Herr. „Wir werden in einer halben Stunde das schönste Alpenglühen haben."

„Entzückend," sagte die Dame. „Sieh dort den Offizier auf dem Dunkelbraunen. Wie er über den Graben geht! Zum Küssen!"

„Der Offizier oder der Dunkelbraune?"

„Die Aktion, lieber Eugen, die Aktion! Ich wünschte, du rittest."

Die Miene des Herrn ward um einen Schatten dunkler. Das Regiment Piemonte Reale hatte ihm schon manchen Aerger bereitet.

Seit fast dreiviertel Jahren lebten Eugen Dietmar und Gwendolin in Italien. Zu Anfang waren sie in Florenz, in Rom, in Neapel, auf Kapri gewesen, aber es war ihnen nicht angenehm, so vielen Deutschen zu begegnen. Auf der großen Straße der reisenden Fremden hatten sie mehreremal Bekannte getroffen. Eugen Dietmar war eine Persönlichkeit, die nicht unbeachtet blieb, weil sein Name in der Mode war, und Gwendolin war zu schön, um nicht überall Aufsehen zu erregen.

Allerdings hatte sich Gwendolins Verhältnis zur Welt teilweise geklärt. Die Scheidung war vollzogen worden. Angesichts der Thatsache, daß seine Frau die Pension in Berlin verlassen hatte und mit Eugen Dietmar nach Italien gereist war, hatte Lucian in die Scheidung gewilligt. Aber mit ihrem Reisebegleiter verheiratet war sie noch nicht, und es war auch nicht abzusehen, wann die Vermählung stattfinden würde.

Gwendolin fand sich mit dieser Unklarheit ab. Sie kannte nun kein anderes Gesetz mehr und keine andere Moral, als die Antriebe ihrer eigenen stolzen und hochstrebenden Seele.

Aber da es lästig war, Leuten zu begegnen, die man zu andern Zeiten unter andern Verhältnissen gesehen hatte, war das Paar nach Turin gegangen, der am wenigsten von Fremden besuchten großen Stadt des schönen Landes, und hier hatten sie in einem guten Hotel ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Niemals waren sie in Turin einem Bekannten begegnet, obwohl sie seit drei Monaten hier lebten. Nur einige Engländer, die in dem gleichen Hotel mit ihnen wohnten, sprachen sie, und außerdem hatten sie mit einer piemontesischen Adelsfamilie Freundschaft geschlossen. Diese Freundschaft war durch eine Sprachlehrerin angebahnt worden, bei der Gwendolin ihre Kenntnis des Italienischen vermehrte, und die für Gwendolin schwärmte.

„Du bist so schweigsam," sagte Gwendolin, die Schulter zärtlich an Eugens Arm lehnend. „Woran denkst du?"

„Ich denke kaum, ich träume nur den schönsten Traum der Liebe."

„Wirklich? Du träumst? Muß ich mir nicht Vorwürfe machen, daß ich dich vom Denken abhalte? Du

Digitized by Google

bist doch ein Mann, der nicht nur für sich denkt, sondern für die Welt."

„Für die Welt!" rief er hell lachend. „Für meine Welt ja, das heißt für eine Welt von einigen tausend Lesern und Theaterbesuchern. Nein, ich will lieber Liebe träumen und selig sein."

„So darfst du nicht sprechen, das höre ich nicht gern. Du bist ein Dichter und ein Führer der Geister. Ich will in dir den Geist verehren, der der Mitwelt voranleuchtet."

„Sehr schön! Wunderschön! Aber hier mit dir erhole ich mich so gern von der Arbeit mit diesem Geist."

„Das ist wenig schmeichelhaft für mich, Eugen. Du glaubst vielleicht, mir etwas Schönes damit zu sagen, aber ich wünschte, du ließest mich an deiner Arbeit teilnehmen."

„Du mit deinem feinen Verstand und deiner edlen Gesinnung kannst niemals an meiner Arbeit teilnehmen."

„Das ist mir zu hoch."

„Ich meine, daß dein Geschmack mir nicht maßgebend sein kann. Ich muß mich nach dem Geschmack der Menge richten."

„Du darfst das nicht sagen. Der Dichter soll nicht der Diener, sondern der Herr der öffentlichen Meinung sein. Weißt du, was ich wünschte?"

„Nun?"

„Mir schwebt ein Plan vor, der Plan zu einem Trauerspiel."

„Trauerspiele sind nicht beliebt, meine geliebte Gwendolin. Selbst wenn ich ein Stück mit traurigem Ausgang schreibe, muß ich es Schauspiel nennen und den Schluß beschönigen, weil die Theater es sonst nicht annehmen."

„Weißt du, daß solche Bemerkungen mich unglücklich machen?"

„Eben deshalb möchte ich mit dir nicht vom Handwerk, will sagen von der Litteratur sprechen. Du sollst mir Erholung sein, und in unser Glück soll der Ton der Arbeit keinen Mißklang bringen."

„Aber gerade mit deiner Arbeit beschäftige ich mich am liebsten. Ich will dich zu einer erhabenen Arbeit begeistern. Du sollst in einem großen, schönen Stück, das du meinetwegen Schauspiel nennen magst, eine starke, kühne Seele schildern, die siegreich mit der Konvenienz und allen Vorurteilen der Welt kämpft, eine echte Herrschernatur, die sich selbst ihr Gesetz giebt. Wäre das nicht ein schöner Vorwurf für einen großen Dichter?"

„Einen großen Dichter!" wiederholte Eugen mit schwermütigem Ton.

„Nun ja, für einen Dichter, der ideale Ziele hat."

„Mein liebes Kind . . ."

„Ich bitte dich um eins," sagte Gwendolin heftig, „nenne mich nicht liebes Kind!"

„Wie du willst. Also, liebe Gwendolin, laß mich dir die Anfangsgründe des Handwerks oder, wenn du den Ausdruck vorziehst, der Kunst entwickeln: die Kunst braucht Unterstützung. Fehlt die Unterstützung, so hört die Kunst auf. Diese Unterstützung besteht in dem Beifall der Leser und Theaterbesucher, und dieser Beifall muß greifbare Gestalt annehmen als Geld, Geld, schnöder Mammon, der dem Buchhändler, der Theaterkasse entrichtet wird. Fehlt das Geld, so hört der Dichter auf. Denn der Dichter muß leben, und er lebt wie die gewöhnlichen Sterblichen von Geld, das sich in seinen Händen in Pasteten, Austern, Champagner oder Makkaroni, Brot und Landwein verwandelt, je nach seiner Qualität und Quantität. Da nun der Dichter leben muß, um dichten zu können, muß er Beifall finden. Beifall findet er jedoch nicht mit den Sachen, die ihm gefallen, sondern mit den Sachen, die dem Publikum gefallen. Es kann ja vorkommen, daß, was ihm, auch dem Publikum gefällt, immer aber muß er zu seinem Ragout eine Sauce mischen, die dem Gaumen der Leute behagt. Also muß der Dichter zunächst den Geschmack des Publikums kennen, er muß studieren, was die Leute gern lesen und gern auf der Bühne sehen. Du sagtest vorhin, ich wäre nachdenklich. Ich dachte darüber nach, was ich wohl für eine Idee ausführen könnte, um diesen Winter wieder ein Stück auf der Bühne zu haben. Denn ich möchte ein Stück in Berlin aufführen lassen, weil ich den Beifall brauche."

„Du meinst Geld."

„Allerdings. Wir brauchen ziemlich viel. Du hast eine noble Art, mit Geld umzugehen."

„Sind wir in Not?"

„Das sage ich nicht. Aber wo viel abfließt, muß viel zufließen, und die Tantiemen eines neuen Stücks kämen mir gelegen."

„Du bist nicht mehr der Eugen Dietmar von früher!"

„Mein liebes — meine liebe Gwendolin, wir ändern uns alle mit der Zeit."

„Habe ich mich auch geändert?"

„Das sage ich nicht. Ich meine nur, daß Erfahrungen uns reifen lassen. In meinem ersten Ungestüm war ich voller Ideale. Aber ich rannte mir den Kopf blutig an Mauern und verschlossenen Thüren. Da habe ich die Wege zum Erfolg studiert. Das kann man nicht, ohne ernster zu werden."

„Den Ernst habe ich gern an dir. Sag mir aufrichtig: verbrauche ich zu viel?"

„Niemals, so lange ich fähig bin, neu herbeizuschaffen, was du verbraucht hast."

Gwendolin blieb stehen und sah ihren Begleiter scharf an. „Haben wir noch zu leben?" fragte sie. „Müssen wir uns einschränken? Müssen wir abreisen? Ich bin auf alles gefaßt!"

„So sehr drängt es nicht," sagte er mit erzwungenem Lachen. „Wir können noch den ganzen Winter auf der Reise bleiben. Uebrigens leben wir hier eher billiger, als in Berlin."

Schweigend gingen sie weiter. Gwendolin zwang ihre Betrachtungen hinunter, aber es wurde ihr schwer.

„Heute abend gehen wir zu Giucciolis," sagte sie endlich. „Es wird dunkel. Ich muß noch Toilette machen."

„Und wir müssen erst dinieren."

Sie kehrten um und begaben sich in ein Restaurant. Um acht Uhr waren sie wieder in ihrem Hotel, und um neun Uhr erschien Gwendolin angekleidet und frisiert, schöner als je, im Wohnzimmer.

Digitized by Google

Eugen betrachtete sie mit Bewunderung. Sie trug ein mattblaues Seidenkleid mit langer Schleppe. Silberne Stickerei zog sich in Arabesken über die Robe und machte die Schleppe schwer. Diese gestickten funkelnden Kleider waren jetzt sehr beliebt in Turin, und Gwendolin bezog ihre Kostüme von dem modernsten Geschäft an der Ecke des Schloßplatzes und der Poststraße, wo glänzende Schaufenster die elegante Welt unter den Arkaden festhielten. Gwendolin zeigte viel Geschmack. Sie sah in diesem Kleid wunderschön aus, und das fanden heute abend alle Leute im Salon der Gräfin Giuccioli.

Zum erstenmal trafen heute Eugen Dietmar und Gwendolin eine Gesellschaft in dem Haus ihrer Freunde. Wohl zwanzig Herren und Damen waren anwesend und schienen schon neugierig auf Gwendolin zu sein, denn sie umringten sie und machten sie zum Mittelpunkt.

Das Haus Giuccioli war ein altes Adelshaus und hatte von außen den strengen Charakter der piemontesischen Palazzi, die Zimmer jedoch strahlten von Marmor und schönen Teppichen. Eine sehr aristokratische Gesellschaft war versammelt, bei der Vorstellung wurden nur Grafen und Barone genannt, deren Namen jedoch die Fremden nur zum kleineren Teil behalten konnten. Galonierte Diener präsentierten Früchte, feines Gebäck und ausgezeichneten Wein in krystallenen Karaffen.

Gwendolin saß an einem Tisch mit florentiner Mosaikplatte und hatte den linken Handschuh ausgezogen. Neben ihr saß die Gräfin Giuccioli, eine Dame mit interessantem Gesicht, in schwarzer, silbergestickter Robe, das volle rote Haar von einer Perlenschnur durchzogen. Gwendolin legte das Obstmesser hin, zeichnete mit dem Finger eine der eingelegten Kamelien auf der Tischplatte nach und fragte nach der Art der Arbeit, als die Gräfin Giuccioli sich dicht über diese Hand beugte und um Erlaubnis bat, den einen Ring am Ringfinger näher betrachten zu dürfen. Es war ein Siegelring, den Gwendolins Vater am kleinen Finger getragen hatte.

„Das Wappen sollte ich kennen," sagte die Gräfin.

Es ist das Wappen der Grafen Brogido, wollte Gwendolin schon sagen, hielt sich jedoch, unsicher, ob sie es sagen sollte, zurück.

„Carlo!" rief die Gräfin ihrem Mann zu, „du bist doch Heraldiker! Kennst du nicht dies Wappen?"

Der Graf beugte sich über die Hand.

„Diese Hand ist so schön," sagte er galant, „daß man den Ring nicht gleich bemerkt. Gabriele!" rief er einem Offizier von Piemonte Reale zu, der am Fenster stand, „komm doch hierher! Sieh hier an der schönsten Hand dein eigenes Wappen!"

Der Offizier kam heran, sah den Ring und sagte: „Das ist Brogido."

„Sind Sie ein Graf Brogido?" fragte Gwendolin.

„Mein Name ist Castelvecchio," antwortete der Offizier, „aber meine Mutter ist eine Marquise Brogido."

Man blickte Gwendolin fragend an.

„Ich bin eine geborene Gräfin Brogido," sagte sie, ihre Verwirrung glücklich verbergend unter Lächeln.

„Da sind wir Cousin und Cousine!" rief der Offizier.

Eugen Dietmar, der aus der Entfernung etwas von der Scene bemerkt hatte, trat herzu und ward Zeuge der angeregten Unterhaltung, die sich nun über das Wappen und die Verwandtschaft entspann. Er kam sich dabei sehr bürgerlich vor und empfand eine große Verlegenheit wegen der schiefen Lage, worin er und Gwendolin sich befanden, indem sie als Herr und Frau Eugen Dietmar im Haus Giuccioli eingeführt worden waren. Sie hatten das als Reisende, die leicht den Ort wechseln können und nur flüchtige Bekanntschaften machen, bis jetzt nicht ernst genommen, aber die heutige Erörterung nötigte zum Lügen.

Der Offizier von Piemonte Reale, ein junger, schöner Mann, zeigte sich sehr zuvorkommend gegen die neu gefundene Cousine, nahm großes Interesse daran, daß Gwendolins Vater Kavallerist und General gewesen war, wollte Gwendolin und ihren Gatten seiner Mutter vorstellen und sprach sogar davon, daß er Gwendolin ein als Damenpferd gerittenes Pony schicken und mit ihr ausreiten wollte.

„Wenn Ihr Herr Gemahl uns die Ehre erzeigen will, uns zu begleiten," sagte er höflich, „so werde ich ihm eins meiner Chargenpferde zur Verfügung stellen."

Eugen verbeugte sich stumm. Gwendolin errötete vor Vergnügen über das Anerbieten ihres Vetters, aber biß sich auf die Lippen, als sie bedachte, daß Eugen ja nicht reiten könnte.

Schweigend kehrte das Paar vom Haus Giuccioli nach dem Hotel zurück. Allerdings rasselte der Wagen auf dem Pflaster, so daß eine Unterhaltung nur schwer möglich gewesen wäre, aber es herrschte auch eine Verstimmung, die dieses Rasseln zur Erleichterung machte. Zurückgekehrt, bevor sie sich noch umgekleidet hatten, fingen sie über den verlebten Abend zu sprechen an, und nach einigen gleichgiltigen Bemerkungen, die sie über die Gesellschaft ausgetauscht hatten, sagte Eugen: „Ich dächte, liebe Gwendolin, wir thäten nun gut, an Lohengrins Worte zu denken: ‚Erkennt ihr ihn, so muß er weiter ziehn'."

„Du möchtest also Turin verlassen in dem Augenblick, wo wir anfangen, hier heimisch zu werden?"

„Das ist eine merkwürdige Auffassung. Kannst du das heimisch nennen, wenn wir vor der Alternative stehen, liebenswürdigen und gastfreien Leuten gegenüber eine Lüge aufrechtzuerhalten, oder gesellschaftlich unmöglich zu werden?"

„Ich weiß eine Zeit, wo Eugen Dietmar anders sprach," entgegnete Gwendolin. „Es ist mir unvergeßlich geblieben, daß du mir unter Liebesschwüren versichertest, du möchtest mich nicht heiraten. Wenn ich meinerseits jetzt kleinliche Bedenken zurücksetze, wie kannst du da den Philister hervorkehren?"

„Wahrhaftig, Gwendolin, du gehst an der Spitze, du beschämst die fortgeschrittensten Modernen. Du nennst es ein kleinliches Bedenken, wenn man sich scheut, Bekannten und Verwandten gegenüber ein eheliches Verhältnis zu erheucheln. Vor fremden Leuten mag das angehen, aber ich habe, offen gestanden, nicht die Stirn, vor Freunden zu lügen. Jede Lüge ist mir überhaupt immer ein Greuel gewesen. Die Lüge ist eine widerwärtige Fessel des freien Gedankens. Das Lügen kostet uns die aufrechte Stirn."

Digitized by Google

„Man sieht, daß du nicht verheiratet gewesen bist," sagte Gwendolin seufzend, indem sie den Kopf senkte. Sie dachte an das Pfarrhaus zurück. War denn nicht damals vieles, was sie gesagt, und noch mehreres, was sie verschwiegen, eine Lüge gewesen? Eugen hatte recht: das Lügen hatte sie die aufrechte Haltung, die Festigkeit des Charakters gekostet. Und doch hatte sie aus Mitleid, aus Schonung für den Mann, der sie aufrichtig liebte, sich unter das Joch gebeugt und die im kochenden Herzen aufwallende Wahrheit unterdrückt. Hatte Eugen denn auch damit recht, daß er jetzt vor den Turiner Freunden keine Komödie spielen wollte? War sie wirklich moralisch heruntergekommen? Dachte und fühlte Eugen feiner und sittlicher als sie? O nein, sie kannte ihn recht gut: seine Eitelkeit kam in Frage. Eitelkeit war die Haupttriebfeder seiner Handlungen. Eine Kleinigkeit nur war es, die ihn aufgebracht hatte und bei ihm den Wunsch der Abreise erregte: es war nur seine Sorge, daß sie mit ihrem Vetter ausreiten würde, während er zu Hause bleiben müßte.

Nun, es war ein Glück, daß sie diesen Mann wenigstens nicht zu schonen brauchte. Es war ein Glück, ihm gegenüber frei heraus sprechen zu können. Er war nicht sanft, nicht geduldig, er konnte sich wehren. Ihn liebte sie wirklich, und er liebte sie. Da war ein tüchtiger Streit und Zank nur ein luftreinigendes Gewitter.

„Mir gefällt es in Turin recht gut," sagte sie, „und ich wüßte nicht, wohin wir gehen sollten. Es würde doch überall das Gleiche sein, denn entweder bleiben wir ungesellig und langweilen uns . . ."

„So! Unter uns langweilen wir uns?"

„Oder wir machen Bekanntschaften, und dann stehen wir wieder da, wo wir heute stehen. Den Deutschen sind wir schon aus dem Weg gegangen, deshalb sind wir doch hier und verkehren mit Italienern. Sollen wir nun etwa nach Frankreich gehen, um mit Franzosen zu verkehren? Das wäre doch die gleiche Sache! Wir müssen schon nach Afrika hinüberfahren, um ganz sicher zu sein, und dann müßten wir in der Wüste zu den Beduinen oder zu den Somalis gehen, denn in Algerien und Aegypten kämen wir wieder zu Europäern."

„Ich für meine Person brauche keinen Verkehr. Ich habe zu arbeiten. Ich muß das neue Stück fertig machen, das jetzt im Entwurf daliegt. Dazu habe ich Ruhe notwendig. Du redest von wilden Völkern und allerhand Unsinn, um mir zu beweisen,

Vorbei.

Wie liegt das alles mir schon so weit: —
Alle die Hirngespinste
Aus meiner vertrauten Kinderzeit.

In meinen fiebernden Kindertagen
War mir, als müßte mein Schulternpaar
Alles Leid von Himmel und Erde tragen.

War mir, als müßte mein Leben sein
Wie ein kurzer Tag voll brennender Gluten
Voll Frühlingssturm und Gewitterschein.

Und des Daseins Rätselfrage klang
Tag und Nacht durch mein Kinderhirn,
Indes die Sehnsucht mein Herzblut trank.

Ich war so krank! — — Und bin so gesund!
Statt der heimlichen, giftigen Träume
Küßt mich das Leben auf den Mund.

Ich leide nicht mehr an Angstgefühl
Und an Halluzinationen,
Und „Sehnsucht" finde ich ridikül!

Aber manchmal — so um die Abendzeit —
Umflattern wie große, schwarze Vögel
Mich die Träume aus meiner Kinderzeit.

Wie war das doch? — War ich wirklich so wild,
So ganz umsponnen von Phantasien —
In Traumesschleier so dicht gehüllt? —

Wo blieb doch der Kranz, den ich damals trug?
Drei blasse Blüten waren darin,
Hießen: Sehnsucht, Wahnsinn und Sinnenbetrug.

Wo blieb doch der Baum, der Fliederbaum,
Der immer vor meinem Bette stand?
Oder . . . war . . . das . . . nur . . . ein Traum? —

Marie—Madeleine.

Digitized by Google

daß du hier mit deinem schönen Vetter von Piemonte Reale reiten mußt. Piemonte Reale ist jetzt Trumpf bei dir. Aber das werde ich nicht dulden. Entweder du hältst dich hier in häuslicher Zurückgezogenheit — doch nein, dazu bist du ja gar nicht fähig. Also: wir reisen ab. Wir gehen an einen kleinen Ort an einen der italienischen Seen, und ich arbeite dort. Das ist keine weite Reise. Wir können nach Como gehen."

„Lieber Eugen, wäre es nicht besser, wir heirateten? Wenn wir ein Ehepaar wären, könntest du mich viel besser tyrannisieren."

„Das sagst du doch nicht im Ernst?"

„Bist du dessen so gewiß?"

„Du bist ein wilder Vogel, von Adlernatur, und es giebt nur ein einziges Band, das dich hält: die Liebe."

„Gut. Ich will dir nicht widersprechen. Aber du siehst ein, mein Freund, daß ich die Freiheit, wenn ich sie einmal habe, auch benützen will. Wenn du mich jetzt tyrannisieren willst, so gehe ich fort von dir."

Eugen beugte den Kopf wütend vor, und seine Augen flammten. „Du gehst fort von mir?"

Gwendolin sprang auf und trat ihm gegenüber, stolz und schön. „Ich bleibe nicht bei einem Tyrannen," sagte sie fest.

„Aber du willst mich tyrannisieren."

„Ich will mich von deinen eifersüchtigen Launen nicht mißhandeln lassen. Vertrauen verlange ich."

„Vertrauen ist nicht einmal in Geldgeschäften angebracht," entgegnete er höhnisch.

„Nun also, du siehst es. Ich habe es längst gefühlt, daß es zwischen uns aus ist. Gute Nacht, mein Freund, ich gehe schlafen, und morgen kann die Reise beginnen, das heißt deine Reise. Ich bleibe hier."

Sie rauschte hinaus.

Eugen blieb, er warf sich in einen Lehnstuhl und nagte an der Unterlippe.

Gut, wenn sie sich von ihm trennen wollte, mochte sie es thun! Er wollte keinen Vetter dulden und kein als Damenpferd gerittenes Pony. Sie ruinierte ihn. Sein Geldvorrat war sehr zusammengeschmolzen. Sie war eine teure Begleiterin. Sie war die Aristokratin und verachtete das Geld. Sie schätzte Geld nur dann, wenn sie es ausgab. Die Kleider, die sie sich in Turin gekauft hatte, kosteten Tausende. Doch er wollte gerecht sein. Er selbst hatte sie ermuntert, kostbare Kleider zu kaufen, denn wenn er mit ihr zusammen durch die Poststraße ging, betrachtete er alles Schöne nur mit dem Wunsch, daß sie es tragen sollte. Er war so stolz auf ihre Schönheit. Sie war so schön! Und so unbändig! Er würde niemals wieder eine der gewöhnlichen Frauen lieben können. Er war gewiß, daß er zum Sterben unglücklich werden würde, wenn sie sich von ihm trennte.

Er überlegte nicht viel, ging zu ihr, kniete vor ihrem Bett nieder und küßte ihr die Hände.

* * *

Das Paar blieb in Turin.

Gwendolin empfing den Grafen von Castelvecchio, der ihr schon am Tage nach dem Empfang bei der Gräfin Giuccioli seinen Besuch machte, und erklärte ihm, daß sie nicht mit ihm reiten wollte. Damit brachte sie Eugen ein Opfer, wie sie es ihm so schwer noch nicht gebracht hatte. Ihre ganze Leidenschaft drängte zu den schönen Pferden hin, die sie auf dem Exerzierplatz gesehen hatte.

Sie brachte Eugen noch ein anderes Opfer. Die italienischen Freunde waren entzückt von ihr und wünschten einen häufigen, intimen Verkehr. Gwendolin erklärte blutenden Herzens, doch mit lächelndem Mund, daß ihr Gatte an einem wichtigen Werk arbeite und sich nicht zerstreuen lassen dürfe. Sie müsse deshalb immer bei ihm bleiben und sei stolz darauf, die Muse eines Dichters zu sein.

Gwendolin ging noch weiter: sie erklärte Eugen, daß sie jeden Tag bereit sei, mit ihm nach Como zu reisen.

Da warf sich Eugen ihr zu Füßen, küßte den Saum ihres Kleides und bat sie, sich gar nicht um ihn zu kümmern.

„Geh du zu Giucciolis, reite du mit dem Grafen!" rief er. „Ich bitte dich, ich flehe dich an. Du kannst nicht wie eine Hausunke hier sitzen, während ich schreibe. Ich bin zu stolz, um das Opfer anzunehmen, das du mir bringen willst. Es würde ja aussehen, als fürchtete ich einen Nebenbuhler. Nein, meine stolze Schöne, auch ich bin stolz. Ich fürchte das ganze Regiment Piemonte Reale nicht. Wer sind denn diese Männer? Ich denke zu hoch von dir und auch von mir, als daß ich annehmen möchte, du könntest einen Muskelmenschen einem Geistesmenschen vorziehen."

(Fortsetzung folgt.)

Volksstenographie.

Von Eduard Engel (Berlin).

Seit einigen Jahren geht die Stenographie in die Breite; sie wendet sich an die Massen, sie tritt als Volksstenographie auf, und ihre eifrigsten Vertreter erheben für diese Kunstfertigkeit den Anspruch, daß sie wohl gar die gewöhnliche Schrift allmählich ersetze und beseitige. In früheren Jahrzehnten galt die Ausübung der Kurzschrift als eine Art von Geheimkunst; sie war auf sehr enge Kreise, überwiegend die der Parlamentsstenographen, beschränkt, und die Außenstehenden hatten von ihr die Anschauung, daß es sich um eine sehr schwer zu erringende Kunstfertigkeit, wenn nicht gar um eine Kunst handelte. Mit der Zeit hat dieser Zustand sich gründlich geändert. Zunächst war durch den Wettstreit der beiden Haupt-

Digitized by Google

syſteme in Deutſchland, Gabelsberger und Stolze, zu denen ſich etwas ſpäter noch das Arendsſche Syſtem hinzugeſellte, eine immer größere Zahl von Perſonen in der Stenographie ausgebildet worden. Meiſt zwar nur notdürftig und nicht bis zu ſolcher Fertigkeit, um einen wirklich zeitersparenden Gebrauch von der Kurzſchrift zu machen; immerhin aber trug die Ausbildung ſo vieler Menſchen in einem wenn auch noch ſo geringen Grad ſtenographiſcher Kunſtfertigkeit dazu bei, die Stenographie in immer weitere Kreiſe hinein zu verbreiten. Dieſer Bewegung kam in neuerer Zeit eine Auffaſſung zu Hilfe, die, von den beiden älteſten Syſtemen ausgehend, ſich allmählich ſelbſt in den maßgebenden Behördenkreiſen einige Geltung zu verſchaffen wußte: der Glaube an die unbeſchränkte, allgemeine Notwendigkeit und Nützlichkeit der Stenographie für jedermann, ſo daß die Frage ihrer Einführung in die Schulen allen Ernſtes ſelbſt von den höchſten Unterrichtsbehörden erwogen wurde. Als die ſtenographiſche Flutwelle einmal dieſe Höhe erreicht hatte, ſchoſſen ſofort wie Pilze aus der Erde die ſogenannten Volksſtenographieſyſteme. Ich nenne ihrer keins, weil keins bisher ſich in der unerbittlichen Wirklichkeit unter ſtrenger Kontrolle als brauchbar für den höchſten Zweck der Stenographie: die wortgetreue Aufzeichnung von Reden und das fehlerloſe Nachſchreiben ſehr ſchneller Diktate, erwieſen hat.

Beſteht in Wahrheit eine Berechtigung zu dieſer Maſſenverbreitung der Stenographie? Der Glaube an die unbedingte Nützlichkeit, ja Unentbehrlichkeit der Kurzſchrift für jedermann, der überhaupt die Feder führt, iſt heute ſchon ſo tief eingewurzelt, daß ich mir nicht ſchmeichle, ihn auf einmal zu vernichten. Ich könnte noch ſo ſehr auf meine jetzt mehr als dreißigjährigen Erfahrungen im praktiſchen Stenographendienſt des Reichstags, des Landtags und vieler anderer Körperſchaften und auf meine genaue Kenntnis auch ſolcher Verwendungsarten der Stenographie pochen, die noch viel tiefer in das praktiſche Leben eingreifen, wie beſonders die Diktatſtenographie — der durch mehr als zwei Menſchenalter fortgeſetzte Kampf der deutſchen Stenographieſyſteme um die Alleinherrſchaft hat dahin geführt, daß man den Verſicherungen der Stenographieſchwärmer, beſonders der zahlreichen Syſtemerfinder mehr glaubt als den erfahrenſten Praktikern, und alles Heil der Menſchheit womöglich in der Einführung der Stenographie und in der Erſetzung der langſamen Gemeinſchrift durch ſie erblickt.

Um den Glauben an die allgemeine Nützlichkeit der Stenographie zu erſchüttern, bedarf es vor allem einer Unterſuchung ihrer wichtigſten Verwendungsarten. Zunächſt denkt wohl jeder, der die Stenographie zu erlernen wünſcht, an die dadurch zu gewinnende Möglichkeit, für ſich ſelbſt Aufzeichnungen aller Art, etwa in Notizbüchern, auf Denkzetteln, zu Briefentwürfen, Bücherauszügen und dergleichen mit Hilfe der ſo kurzen und dabei doch nicht für jedermann lesbaren Stenographie zu machen. Zunächſt fällt die Nichtlesbarkeit für andere weg, ſobald die Stenographie Gemeingut aller Gebildeten geworden iſt. Schon jetzt können zum Beiſpiel ſtenographiſch geſchriebene Poſtkarten von den meiſten Poſtbeamten, wenn ſie wollen und Zeit dazu haben, entziffert werden. Der Nutzen aber der Stenographie durch die Zeiterſparnis beim Notizenmachen wird auch von den meiſten überſchätzt. Mit Ausnahme ſolcher Berufe, in denen regelmäßig und anhaltend ſchriftliche Notizen in Maſſe nötig ſind, zum Beiſpiel der Schriftſteller, Zeitungsberichterſtatter u. ſ. w., iſt die Zeiterſparnis ſchon wegen des ſelten auftretenden Schreibbedürfniſſes dieſer Art gering. Profeſſoren, Schriftſteller, Zeitungsleute haben auch ohne Stenographie ihre Notizen ſchnell genug machen gelernt mit Hilfe einer ausgiebig gekürzten gewöhnlichen Schrift. Der Kürzungsvorteil bei nicht gerade berufsmäßiger, ſondern nur gelegentlicher Notizenmacherei iſt bei weitem nicht groß genug, um eine ſo ernſthafte und ausdauernde Beſchäftigung mit der Stenographie zu rechtfertigen, wie ſie zur Erreichung namhafter Kürzungsvorteile erforderlich iſt. Für die Mehrzahl derer, die von der Kurzſchrift nur zum Notizenmachen Nutzen zu ziehen gedenken, reicht eine geſchickt gekürzte Gemeinſchrift vollkommen aus. Ich ſelbſt bediene mich natürlich als alter Stenograph auch für meine ſämtlichen litterariſchen oder wiſſenſchaftlichen Vorarbeiten nur der Kurzſchrift; bei mir aber vergeht kein Tag, an dem ich nicht ſtundenlang mit ſolcher Beſchäftigung zubringe: ich würde alſo, hätte ich die Stenographie nicht in meinen ſchriftſtelleriſchen Beruf ſchon mitgebracht, ſie jetzt noch zu erlernen gezwungen ſein.

Darüber, ob die Stenographie zum Nachſchreiben von Univerſitätskollegien durch die Studenten unbedingt nützlich ſei, gehen die Anſichten von Profeſſoren, Studenten und ſtenographiſchen Fachmännern weit auseinander. Alles in allem kann man ſagen: es hat Jahrhunderte hindurch deutſche Studenten gegeben, die den Vorträgen ihrer Lehrer mit Nutzen gefolgt ſind und ausreichende Aufzeichnungen mit Hilfe einer zweckmäßig gekürzten Gemeinſchrift gemacht haben. Ich gebe aber zu, daß in manchen Fällen der Gebrauch der Stenographie für dieſe Zwecke recht angenehm ſein kann; nur ſoll man auch ihn nicht überſchätzen.

Jetzt die eigentliche Redezeichenkunſt, alſo die Verwendung der Stenographie zum wörtlichen Nachſchreiben von öffentlichen Reden und Vorträgen, wobei man zumeiſt an die Verhandlungen parlamentariſcher oder den Parlamenten ähnlicher Körperſchaften denkt. Hier kann man nicht mehr von einem Nutzen der Stenographie ſprechen, ſondern von ihrer Notwendigkeit. So lange man es für unbedingt nötig hält, den Wortlaut parlamentariſcher Reden für alle Zeiten feſtzuhalten — eine Notwendigkeit, über die unſere ſpäten Nachkommen wahrſcheinlich anders denken werden als wir — bedarf es eines Mittels, um das noch ſo flüchtig den Lippen des Redners enteilende Wort aufs Papier zu bannen und alsdann durch den Druck zu vervielfältigen und aufzubewahren. Dieſe Anwendung der Stenographie iſt Sache weniger Fachmänner, und die Allgemeinheit braucht ſich hierum nicht zu kümmern. Die ſtenographiſchen Aemter der Parlamente beſchaffen ſich den nur in ſehr geringem Maß erforderlichen Nachwuchs ſelbſt, und man kann ihnen dieſe Beſchaffung anvertrauen, ohne ſich hineinzumiſchen. Gute, das heißt auch zu den höchſten Leiſtungen befähigte Stenographen hat es von jeher wenig gegeben, und wer die Anforderungen an die Parlamentsſtenographie kennt, wird ſagen müſſen, daß es ihrer ſtets nur wenige geben kann; denn die dazu erforderliche Ausbildung nimmt ſo viel Jahre in Anſpruch, die Anlockung zu einem ſolchen aufreibenden Beruf iſt ſo gering, daß man eigentlich ſtaunen muß, wie die Parlamente immer noch genügend ſtenographiſch bedient werden.

Dagegen hat ſich die dritte Verwendungsart der Stenographie: zu Diktaten, in neuerer Zeit den erſten Platz unter allen erobert. Sie iſt in der That die

Digitized by Google

wichtigste von allen, und ihr steht eine noch viel ausgedehntere Verbreitung bevor. Der segensreiche Grundsatz der Arbeitsteilung gewinnt auch für das geistige Berufsleben immer allgemeinere Geltung. Der Kaufmann, der Fabrikant, aber auch der höhere leitende Beamte, und nun gar der Schriftsteller, besonders der Tagesschriftsteller, also der Zeitungsmann, können von der Stenographie einen so großen Nutzen ziehen, daß ihre allgemeine Anwendung für diese Berufe nicht dringend genug empfohlen werden kann. Im kaufmännischen Leben geht man in wachsendem Maß zur Einführung der Stenographie in die Schreibstuben über. Unsere großen Bankhäuser, jede bedeutende Fabrik, die meisten Großhandelshäuser beschäftigen einen oder mehrere Stenographen und Stenographinnen. In den höchsten Reichs- und Staatsämtern dagegen findet die Stenographie zu Diktaten unbegreiflicherweise noch immer eine kaum nennenswerte Anwendung, zum großen Schaden für die regierenden Beamten selbst, zu noch größerem aber für die Regierten, denn die Langsamkeit in der schriftlichen Abwicklung schwebender Angelegenheiten aller Art rührt nicht zum geringsten Teil von dem Fehlen der Stenographie in den Amtsstuben der Minister, Unterstaatssekretäre und vortragenden Räte her.

Die immer noch wachsende Ausbreitung der Diktatstenographie ist der Hauptgrund für das Aufkommen der sogenannten Volksstenographie. Zahllose junge Leute beiderlei Geschlechts versprechen sich eine lohnendere Verwendung ihrer Kräfte als Schreiber und Schreiberinnen, wenn sie mit stenographischen Fertigkeiten ausgerüstet sich den Arbeitgebern anbieten können. Indessen schon gegen die Anwendung der Stenographie zu Diktaten richtet sich eine hohe Schranke auf, die eine Volksstenographie ausschließt. Um ein brauchbarer Diktatstenograph zu werden, muß man außer tüchtiger stenographischer Fertigkeit, zu deren Erlangung nahezu zwei Jahre erforderlich sind, einen Grad allgemeiner Bildung mitbringen, der durch die Volksschule nicht vermittelt wird; auch nicht durch eine unabgeschlossene Gymnasialbildung, geschweige durch die höhere Töchterschule. Es braucht nicht näher ausgeführt zu werden, daß man zur richtigen Niederschrift und Uebertragung eines Diktats über die allerverschiedensten Gegenstände außer den gewöhnlich zur allgemeinen Bildung gerechneten Kenntnissen auch mitbringen muß: eine gewisse Beherrschung der geläufigsten Fremdsprachen, eine Vertrautheit mit den leider immer noch bei uns gebräuchlichen Tausenden von Fremdwörtern, mit einer Unzahl geschichtlicher Namen u. s. w., u. s. w. Wer jungen Männern oder Mädchen ohne wesentlich höhere Vorbildung als die auf der Volksschule gewonnene verspricht, sie mittels der Volksstenographie zu leistungsfähigen Diktatstenographen zu machen oder gar zu etwas noch Höherem, der sagt bewußt oder unbewußt eine Unwahrheit.

Die Volksstenographien haben einen allen gemeinsamen Grundzug: ihre Erfinder preisen sämtlich die leichte Erlernbarkeit des Systems als dessen Hauptvorzug an. Erwägt man aber, ein wie hoher Grad von Allgemeinbildung die Vorbedingung für den stenographischen Beruf ist, zieht man ferner in Betracht die durch die Erfahrung unumstößlich festgestellte Thatsache, daß man nach keinem Stenographiesystem, es heiße, wie es wolle, in viel weniger als zwei Jahren unausgesetzter Uebung ein auch nur halbwegs brauchbarer Diktatstenograph werden kann — von den Parlamentsstenographen ganz zu schweigen, für die drei oder vier Jahre nicht immer genügen — so verschwindet der angebliche Vorzug der leichten Erlernbarkeit aller Volksstenographien in Nichts. Was kommt darauf an, ob man zur oberflächlichen, ganz theoretischen Erlernung der Schriftzüge und ihrer Aneinanderreihung 6 oder 10 oder 24 Unterrichtsstunden braucht, wenn man nach diesem theoretischen Unterricht nicht imstande ist, mit irgendeinem System auch nur annähernd so schnell zu schreiben wie mit der gewöhnlichen Schrift! Die Anpreiser von Volksstenographien unterlassen es stets, den Schülern zu sagen, daß die Stenographie keine theoretische, sondern eine rein praktische Kunstfertigkeit ist, und daß die Ausbildung zum praktischen Stenographen erst nach Vollendung des Unterrichtskursus beginnt. Bei dieser Gelegenheit kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß kein einziger der mir bekannten Erfinder von Volksstenographien in der praktischen Stenographie jemals unter strenger Kontrolle etwas geleistet hat; keiner von ihnen allen ist imstande, nach seinem eigenen System eine schnelle Rede wörtlich nachzuschreiben. Sollte dies bestritten werden, so mag eine Wette gewagt werden!

Was soll man nun aber zu der maßlosen Uebertreibung sagen, die in neuster Zeit von den zahllosen Systemerfindern geübt wird: die Stenographie zum Gemeingut für jedermann zu machen, wohl gar für die einfachen Arbeiter? Es bedarf keines Beweises, daß die Stenographie, als eine wesentlich gekürzte Schrift, von Nutzen nur sein kann solchen Personen, die weit über das Durchschnittsmaß hinaus mit Schreibwerk belastet sind. Der Arbeiter, der kleine Handwerker, ja selbst der Kleinkaufmann, der nur hier und da zu einem Brief, zu einer einzeiligen Aufzeichnung, zu einer Unterschrift, zu einer Postkarte sich überhaupt der Schrift bedient, dessen eckige, unbeholfene Schrift schon den Mangel an regelmäßiger Schreibübung verrät, der soll Stenographie lernen? Wozu? Für die seltenen Fälle, in denen er sich überhaupt irgendeiner Schrift bedienen muß, reicht die in der Schule gelernte Gemeinschrift doch wahrhaftig vollkommen aus. Einem Handarbeiter die Stenographie beizubringen, wenn auch nur bis zu dem Grad, daß er sie ungefähr so schnell schreiben kann wie seine gewöhnliche Schrift, ist ein Verbrechen an der Zeit und Kraft des Arbeiters, die er zur Erwerbung viel nützlicherer Kenntnisse verwenden könnte.

Aber selbst für den Stand, den man noch am ersten auf die Stenographie angewiesen glaubt, den der mittleren und unteren Beamten, ist eine Kurzschrift nur in seltenen Ausnahmefällen nötig und nützlich. Man hat in neuster Zeit, verleitet durch die einander überbietenden Anpreisungen der Erfinder immer neuer, unerprobter, leistungsunfähiger Systeme, sogar in gewissen Regierungskreisen sich dem Gedanken zugewendet, man könnte vielleicht den Unteroffizieren, den Kapitulanten einen großen Dienst erweisen, wenn man sie rechtzeitig die Stenographie erlernen ließe, um ihnen dadurch eine bessere Beamtenlaufbahn nach ihrem Austritt aus dem Heer zu sichern. Bei näherer Prüfung der wirklichen Sachlage werden die Kriegsministerien und sonstigen hierbei beteiligten Behörden von diesem Aberglauben zurückkommen müssen. Die Kapitulanten, aus denen später Unterbeamte, in vereinzelten Fällen mittlere Beamte werden, bringen mit seltenen Ausnahmen entweder nicht die nötige Allgemeinbildung mit, um einigermaßen brauchbare Diktatstenographen für ihre hohen und höchsten Vorgesetzten zu werden; oder sie besitzen in ihrem Alter nicht mehr die Handgelenkigkeit, um eine auf so feine

Digitized by Google

Federführung angewiesene Kunstfertigkeit wie die Stenographie zuverlässig auszuüben. Daß es Ausnahmen nach beiden Richtungen geben kann, räume ich ein; die Regel aber ist, und die Erfahrung giebt mir recht, daß ehemalige Unteroffiziere, bei sonst ausgezeichneten Charakter- und Geisteseigenschaften, für die praktische Stenographie selbst in ihren niederen Anwendungsarten unverwendbar sind.

Nein, die Stenographie ist und wird für immer oder doch für lange Zeit die Kunstfertigkeit derer bleiben, die mit der gewöhnlichen Schrift die außerordentlichen Anforderungen an ihr Schreibwerk nicht mehr erfüllen können. Also eine berufsmäßig ausgeübte Kunstfertigkeit, nicht eine allgemeine Sache des Volkes! Es giebt so viele wichtigere und nützlichere Fertigkeiten und besonders Kenntnisse, die das „Volk", also der ehemalige Volksschüler, sich nach dem Verlassen der Schule aneignen sollte, daß die Stenographie in der allerhintersten Reihe steht und ohne Verlust für die Allgemeinbildung gar nicht dranzukommen braucht. Man bedenke nur, was ein ehemaliger Volksschüler, der es mit seiner Fortbildung ernst nimmt, alles zu lernen hat, um sich auf eine gewisse Höhe der Bildung zu heben, auf der er auch neben den gebildetsten Klassen des Volkes sich mit Ehren sehen und hören lassen kann. Wie viel gute Litteratur aus allen Gebieten hat er zu lesen; wie eifrig muß er sich um die Ausbildung in seiner Sprache für den mündlichen wie schriftlichen Gebrauch bemühen; wie viel Geschichte, Länderkunde und nun gar Naturwissenschaft und Technik hat er hinzuzulernen! Zu all dem braucht er keine Stenographie. Nun gar aus ihr einen Selbstzweck zu machen, das kann wohl den Systemerfindern, die von dem Verkauf ihrer Lehrmittel leben wollen, aber keinem es mit dem Volkswohl gutmeinenden und vom wahren Wesen der Stenographie etwas verstehenden Mann in den Sinn kommen.

Der neue englische Premierminister.

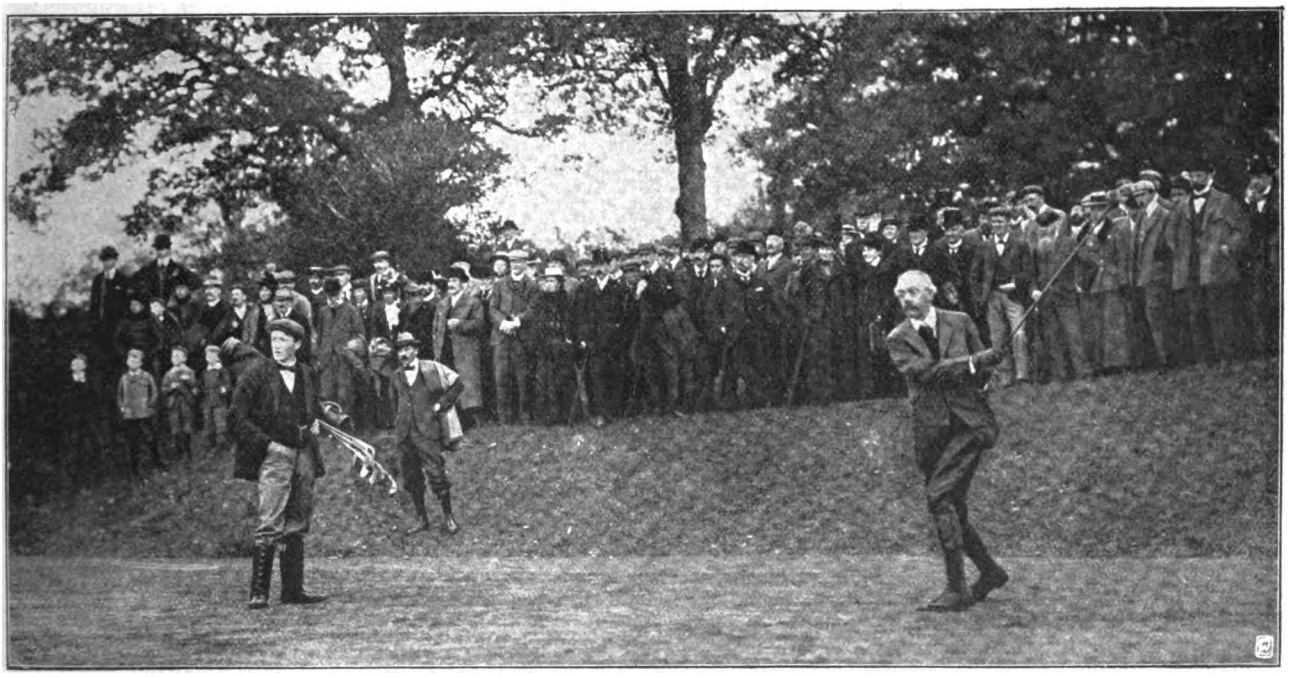
Von Konstantin von Zedlitz, London.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Betritt ein Neuling den engen Sitzungssaal des englischen Unterhauses, so ist das erste, was ihm in die verwunderten Augen fällt, ein paar mit Gamaschen zierlich bekleideter Lackstiefel, die auf dem Rand des Tisches vor dem Präsidenten liegen. Sieht er genauer hin, so bemerkt er, daß in diesen Stiefeln zwei männliche Beine von unheimlicher Länge stecken. Ein dritter Blick belehrt ihn, daß diese schier unermeßlichen Beine sich nach einer Bank hin senken und dort zu einem kurzen, hohlbrüstigen Rumpf zusammenwachsen, der tief in den Sitzpolstern lehnt. Auf der hohlen Brust ruht mit dem bartlosen Kinn ein schmaler Kopf mit über den Ohren gewelltem Haar. Auf der Nase balanziert ein Zwicker. Die Augenlider dahinter sind geschlossen. Die langen, dünnen Arme stecken beinah bis an die Ellbogen in den Hosentaschen.

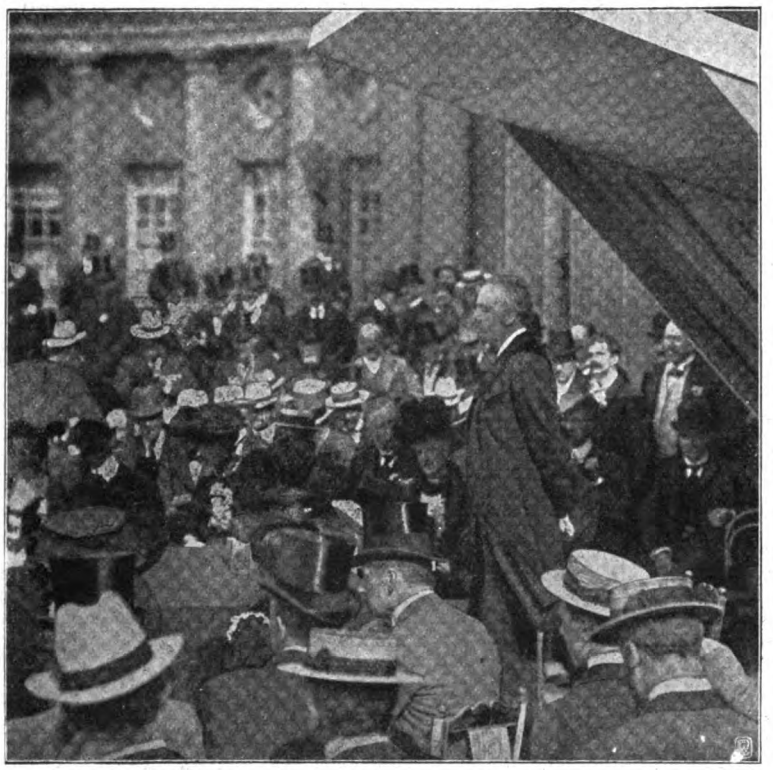
Würde der Neuling nicht rechtzeitig belehrt, daß dieses Jammerbild den wichtigsten Mann im ganzen Haus, den Premierminister des britischen Weltreichs, Arthur J. Balfour darstellt, er würde ausrufen: „Dort sitzt ja die leibhaftige Schlappheit!"

Ein solches Urteil wäre grundfalsch. Diese Nonchalance ist erkünstelt. Balfour ist ein routinierter Schauspieler. Aeußerlich „döst" er, innerlich spitzt er die Ohren. Er weiß, daß diese scheinbar schläfrige Indifferenz den Eindruck seiner Reden erhöht, die dann mehr wie aus dem



Der englische Premierminister als Sportsman: Balfour beim Golfspiel.

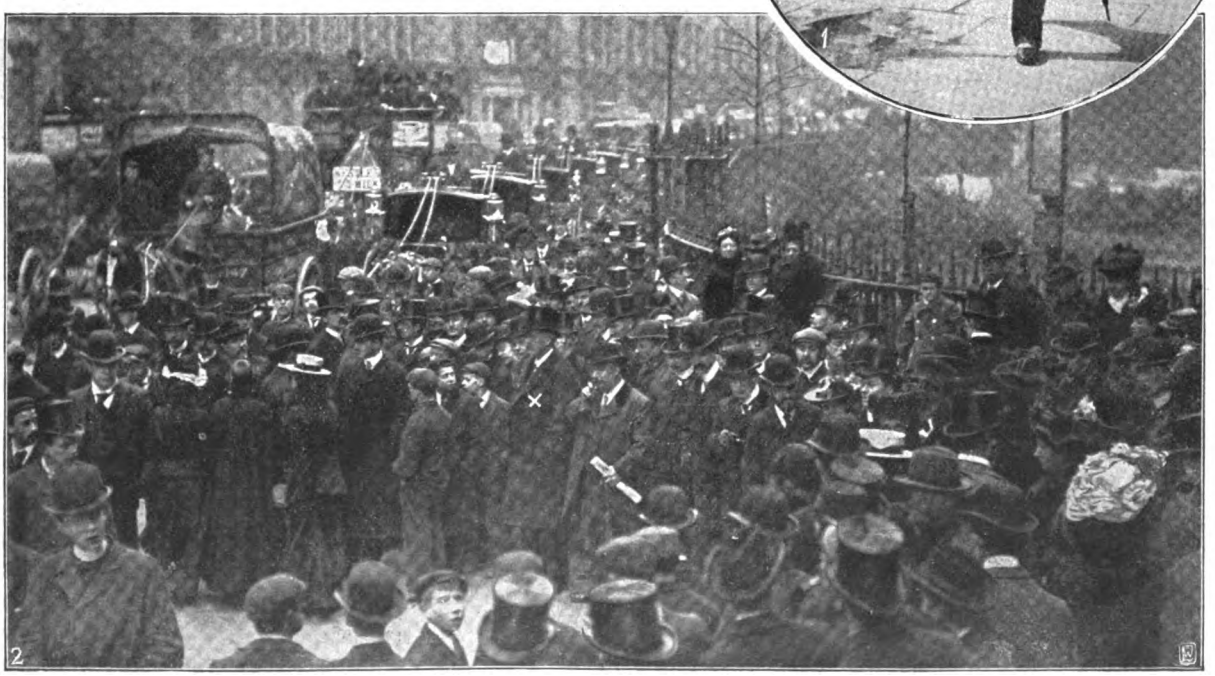
Digitized by Google



Balfour spricht.

Stegreif erscheinen. Und er spricht nie, ohne Eindruck zu machen. Er ist kein so schneidiger Redner, wie sein Kollege Chamberlain, kein so geistreicher, wie Lord Rosebery, kein so beißend sarkastischer, wie sein Oheim Lord Salisbury, aber ein formgewandter und immer fesselnder. Er macht mehr den Eindruck eines eleganten Causeurs als eines Parlamentsredners, spricht gern mezza voce und stets ein bißchen von oben herab. Das ist nicht bloß Pose. Es giebt keinen größeren Verächter des Parlamentarismus, als den Abgeordneten und Minister Balfour, der trotz seiner verbindlichen Umgangsformen und seiner konzilianten politischen Manieren einer der hochmütigsten Köpfe des hochmütigen englischen Adels ist. Keiner namentlich trägt seine Verachtung alles Liberalismus so unverhüllt zur Schau. Neulich that er in einer großen politischen Versammlung in Glasgow, als habe er den Namen des Oppositionsführers vergessen.

Viele Deutsche halten Balfour, weil er viel über Religion und Philosophie geschrieben hat, für das, was man bei uns einen Gemütsmenschen nennt. Nichts ist verkehrter. Irland hat in den hundert Jahren, die es an England gekettet ist, die Hand des Machthabers nie so schwer gefühlt, als während Mitte der achtziger Jahre Balfour als Chefsekretär des Vizekönigs dort schaltete. Es zeigte sich damals, daß er nicht umsonst den Vornamen des eisernen Herzogs von Wellington trägt, der ihn einst über die Taufe gehalten. Einmal fragte er einen irischen Bischof: „Hassen mich die Iren wirklich so sehr?“ — „Wenn die Iren den Teufel so haßten, wie Sie,“ antwortete der Bischof, „dann könnte mein Amt abgeschafft werden.“ In jener Zeit bekam Balfour, den man zehn Jahre vorher bei seinem Eintritt ins Parlament wegen seiner markloſen Erscheinung und seiner parfümierten Batisttaschentücher „Fräulein Fanny“



1. Balfour auf der Strasse. 2. Der Premierminister (×) wartet auf seinen Wagen.

Digitized by Google

zubenannt hatte, den Spitznamen „blutiger Arthur". — Den Reiz, den der begabte junge Politiker, dem als Schwestersohn Lord Salisburys eine glänzende Laufbahn sicher war, auf die aristokratische Weiblichkeit ausübte, erhöhte das nur. Lange gehörte er einer Koterie an, die unter dem Titel „Souls" (Seelen) eine Art schön-

Mühe. Der Vielumschwärmte ist noch heute, im fünfundfünfzigsten Lebensjahr, eine Zierde der Hagestolze.

So wenig man das seinem Aeußern ansieht, sein Herz gehört dem Sport. Er ist seit Jahren ein eifriger Golfspieler und vielleicht der passionierteste Automobilist von ganz England. Sein Ruf als Lenker des Selbst-

Balfour als Automobilist.

geistigen Freimaurertums bildete. Die Damen dieser Gesellschaft sah man gelegentlich auf der Rennbahn oder in der Oper in die Lektüre eines wissenschaftlichen Werkes vertieft. Eingeweihte behaupten, das Ganze sei ein Syndikat weiblicher Schlauberger gewesen, die Balfour unter Ausbeutung seiner philosophisch-litterarischen Neigungen ins Ehejoch locken wollten. Vergebliche

fahrers ist so unbestritten, daß boshafte Menschen prophezeien, sein Name werde in den Annalen des Automobilismus heller leuchten und länger leben, als in denen der Staatskunst. Das ist wohl möglich; denn im politischen England von heute ist zweifellos Joseph Chamberlain der Lenker, Balfour dagegen, obwohl nominell Kabinettschef, nur — das ministerielle Automobil.

Digitized by Google

Blick ins Leihamt.

Die Pariser „Tante".

Augenblicksbilder aus dem Pariser Leihamt. Von Karl Eugen Schmidt.

Hierzu 6 Aufnahmen von Valla.

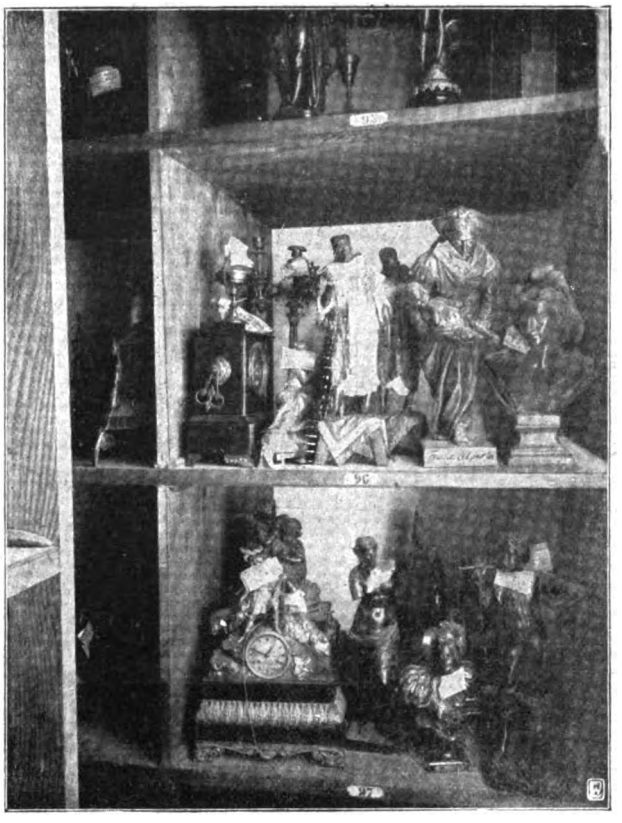
Es giebt Augenblicke im Journalistenleben, wo man sich die Haare ausraufen möchte, um so an die Ideen zu gelangen, die ohne Zweifel irgendwo in der Nähe der Haarwurzeln geboren werden. Zum Beispiel, wenn es sich darum handelt, über die intimen Lebensgewohnheiten des Rajah von Mareputschunn oder über die Religion der Aschantis zu schreiben. In diesem Fall befinde ich mich heute nicht. Ich soll von „meiner Tante" erzählen, von der lieben guten Tante, die mehr Neffen und Nichten hat als irgendeine Tante von Fleisch und Blut. „Ma Tante" sagen die Franzosen, wenn sie sich nicht des Ausdrucks „Clou" bedienen, ein Wort, das alle möglichen Bedeutungen hat, von der ursprünglichen eines Nagels bis zu den übertragenen eines Kulminationspunktes des Interesses, eines Gefängnisses oder eines Leihhauses. In meinem Fall handelt es sich um das Leihhaus, und das freut mich, denn auf diesem Gebiet bin ich Autorität. Viele Jahre bin ich, wie die Erde um die Sonne, im Bogen um ein Pariser Leihhaus herumgezogen, habe zwei Jahre lang keine drei Häuser davon gewohnt, bin ein gerngesehener Stammgast gewesen und habe andere Stammgäste oder gelegentliche Besucher beobachtet und studiert.

Infolgedessen könnte ich mit Leichtigkeit ein dickes Buch über den „Mont de Piété" schreiben. Mont de Piété ist der amtliche Name, Clou und Tante sagen die Kunden. Der amtliche Name aber bedeutet nicht Berg des Mitleids, wie ich früher glaubte, sondern Monte nannten die Italiener im Mittelalter die in den Kirchen zu wohlthätigen Zwecken veranstalteten Kollekten, und von den Italienern haben die Nordeuropäer das gesamte Bankwesen übernommen. Damit will ich aber nicht sagen, daß ähnliche Sachen nicht schon lange vorher bestanden: in Freysing im Bayernland gab es schon im Jahr 1198 ein Leihhaus, und damals wußte man da noch nichts von den Finanzkünsten der Lombarden. Die ordentliche Einrichtung dieser Leihanstalten aber ist von Italien nach Frankreich gekommen, und deshalb wurde aus dem Monte di Pietà einfach der Mont de Piété.

Natürlich besorgten die Lombarden und die Juden, denen man im vierzehnten Jahrhundert die Erlaubnis gab, sich in Frankreich niederzulassen und auf Pfänder Geld zu leihen, dieses Geschäft nicht aus purer Nächstenliebe. Man gestattete ihnen vielmehr den gesetzlichen Zins von vier Hellern auf die Livre für die Woche, was auf das Jahr gerade 86 Prozent ausmacht. Mit Piété hatten diese Monts de Piété also sehr wenig zu thun — und leider steht es damit auch heute noch sehr schlecht. Es giebt allerdings einige Monts de Piété in Frankreich, die ihren Namen verdienen, aber leider erfreut sich die Hauptstadt keines derartigen Etablissements. In Aix, Angers, Lille, Grenoble, Nizza, Montpellier und Toulouse giebt es Pfandhäuser, die unentgeltlich und nur an Bedürftige Geld verleihen, in Paris aber werden die dreißig oder vierzig „Wohlthätigkeitsberge" nach strengen Geschäftsprinzipien geleitet, und es handelt sich hier nicht sowohl darum, armen Teufeln unter die Arme zu greifen, als profitliche Geschäfte zu machen.

Digitized by Google

Allerhand Silbersachen.



Versetzte Uhren, Bronzen und Statuetten.

Immerhin werden die Pariser von ihrer lieben Tante noch nicht so grausam behandelt, wie zum Beispiel die Bewohner von Calais. Diese müssen nämlich nicht weniger als 12¼ Prozent für das vorgestreckte Geld zahlen, ein Zinsfuß, der dem Wucher bedenklich nahekommt. Die Pariser Tanten dagegen nehmen ihren unglücklichen Nichten und Neffen nur 7 Prozent ab, was schließlich angesichts der durch die Pfänder geleisteten Sicherheit der Rückzahlung immer noch ein sehr hoher Satz ist, besonders, da die Tante ihrem liebevollen Besucher kaum halb so viel vorstreckt, wie sein Pfand wert ist. Für ein wunderschönes Zweirad, das ich allerdings nicht der Not gehorchend, sondern dem eigenen Triebe folgend, im Clou unterbrachte und für das ich wenige Monate vorher 350 bare Frank auf den Tisch gelegt hatte, pumpte mir die Tante ganze 50 Frank, was ich sehr schäbig fand.

Ich sagte eben: nicht der Not gehorchend, und das muß ich Ihnen erklären. Unschuldige Gemüter bilden sich nämlich ein, nur vertraute Freunde und Bankgenossen des Küchenmeisters Schmalhans gehören zu den Kunden der Tante. Das ist ein Irrtum. In Paris geben viele

Lagerraum für Matratzen und Betten.

Digitized by Google

Leute im März oder April ihren Winterpelz dem Mont de Piété in Verwahrung: da wird er fein säuberlich eingepackt und aufgehoben, die Motten kommen nicht hinein, und er füllt nicht die Schublade und Schränke des Besitzers, was angesichts der Beschränktheit der Pariser Wohnungen ein nicht zu unterschätzender Vorteil ist.

Und außerdem bekommt der Pelzbesitzer noch ein Sümmchen Geld in die Hand. Je weniger es ist, desto billiger wird für ihn der Aufbewahrungspreis. Im Herbst, wenn das Wetter den Aufenthalt im Freien unangenehm macht, nimmt der Radfahrer seine Maschine und bringt sie zur Tante. Die Tante läßt die Sache gehörig einölen und sorgt für treffliche Aufbewahrung, während zu Hause so ein Ding überall im Wege ist, Staub und Schmutz annimmt und den ganzen Winter über seinen Besitzer nur ärgert und gar nicht erfreut.

Photographische Apparate.

Auf diese Weise gelangen eine Menge Dinge in den Mont de Piété, ohne daß die Not ihren Besitzer dazu zwänge. Ich habe sogar einen deutschen Künstler gekannt, der die ganze Einrichtung einer Wohnung und Werkstatt ins Pfandhaus schickte, weil ihn das nur wenig mehr kostete, als man im Garde-meuble oder Möbelmagazin für die Aufbewahrung verlangt. Der Mann ging auf ein Jahr nach Italien und wollte während dieser Zeit die Pariser Wohnungsmiete sparen.

Aber im Grunde sind das doch Ausnahmen, und die besten Kunden der Tante sind Leute, die nicht viel zu brechen und zu beißen haben. Das sieht man nicht nur bei einem Besuch im Leihhaus selbst, sondern es geht auch aus den alljährlich veröffentlichten Statistiken hervor, die darthun, daß die allermeisten versetzten Pfänder weniger als zwanzig Frank wert sind. Die geringste

Fahrräder „in Pension".

Digitized by Google

Summe, die der Mont de Piété vorstreckt, ist drei Frank, nach oben giebt es keine Grenze. In den letzten zehn Jahren haben die verschiedenen Pariser Leihanstalten, die unter einer gemeinsamen Oberleitung stehen und deren offizieller Charakter durch ein Schilderhaus gekennzeichnet wird, vor dem ein Pariser Bürgergardist mit dem Wappen der Stadt auf dem Schako spazieren geht, durchschnittlich sechzig Millionen Frank im Jahr ausgeliehen und dafür $2^1/_4$ Millionen Gegenstände erhalten. Durchschnittlich beträgt also das geleistete Darlehn 25 Frank. Am stärksten blüht das Geschäft der Tante in den Monaten Januar, April, Juli und Oktober, im übrigen macht die Jahreszeit wenig Unterschied.

Zum Schluß noch ein Wort über die im Pariser Leihamt versetzten Gegenstände. An der Spitze stehen der Zahl nach die Kleidungsstücke, wovon jährlich rund 50 000 Pakete zur Tante gebracht werden; dann kommen die Taschenuhren mit 40 000, sonstige Juwelen mit 34 000, Bett- und sonstige Leinentücher mit 30 000, Silberzeug mit 9000, Trauringe mit beinah 8000, Wanduhren mit 4500 und diamantenbesetzte Juwelen mit über 3000 Nummern. Gemälde bringen es nicht sehr hoch und haben die Zahl hundert noch in keinem Jahr erreicht: vermutlich, weil sie keinen festen Marktwert besitzen, der sich mit einiger Bestimmtheit festsetzen ließe, und dann, weil die Arbeiter und Handwerker, die die Hauptkundschaft der Leihhäuser stellen, selten Besitzer von Gemäldegalerien sind. Mehr als zehn Frank leiht die liebe Tante ungern für ein Bild her. Befremdend ist, daß so wenige Klaviere versetzt werden: nur einige fünfzig im Jahr, auf die im Durchschnitt 200 Frank vorgestreckt werden. Andere Musikinstrumente werden etwa 300 an der Zahl für durchschnittlich 8 Frank versetzt; Regenschirme und Spazierstöcke bringen es auf 600 und auf durchschnittlich 4 Frank. Dem Wert nach stehen die auch in der Zahl so bedeutenden Taschenuhren an der Spitze. Sie holen jährlich beinah $1^1/_2$ Millionen aus den Taschen der Tante, während die zahlreichen Kleiderpakete nicht ganz 300 000 Frank realisieren. Bronzestatuetten werden jährlich etwa 500 für durchschnittlich 20 Frank versetzt, Fahrräder beinah 2000 für durchschnittlich 35 Frank, und in den letzten Jahren, wo jedermann mit dem Kodak spazieren geht, ist die Zahl der versetzten photographischen Apparate auf rund 700 gestiegen zu durchschnittlich 25 Frank. Am besten aber sind diejenigen Neffen angeschrieben, die der Tante Diamanten und andere Edelsteine bringen. Dafür giebt sie durchschnittlich 300 Frank, und wer Geschäfte mit der Dame machen will, versieht sich also am besten mit Brillanten und ähnlichen glitzernden Dingen.

Unbewußte Liebe.

Skizze von Alfred af Hedenstjerna.

Die Mitglieder des Vereins A. H. in Haalköping führten in der Regel gewiß nicht sentimentale Gespräche. Der Verein A. H. versammelte sich jeden Donnerstag im Rathausrestaurant der kleinen Stadt Haalköping, und die Mitglieder wußten wohl nicht mehr recht, was die Initialen A. H. bedeuteten. Einige meinten „Alte Hagestolze", da die meisten Herren über sechzig Jahre alt und unverheiratet waren, andere „Alte Hansnarren". Und da sie gern saure Heringe aßen, wurden sie auch von den Wirtshausbesuchern in den Nebenräumen die „Alten Heringsesser" genannt.

Bisweilen lockten sie zu ihren Donnerstagabenden einen in der Stadt neuangekommenen, jungen Mann hin, der es aber nach einigen Malen vorzog, besseren Verkehr zu suchen. Da die meisten von ihnen Junggesellen waren, klang der Ton oft ein wenig roh, wie er es gern in den alten Tagen wird, wenn man sich unbewußt mit kleinen Cynismen über das Familienleben und die Hausfreuden darüber zu trösten sucht, daß man versäumt hat, sich dergleichen zu verschaffen.

Aber heute abend war es anders. Da ruhte über dem A. H.-Verein eine ernste, etwas gezwungene Stimmung, die durch ein Begräbnis, bei dem sich die meisten Anwesenden beteiligt hatten, hervorgerufen war. Eine junge Frau war schnell, nach einer Krankheit von nur wenigen Tagen, ihrem verzweifelten Gatten und zwei ganz kleinen Kindern nach dreijähriger Ehe entrissen worden.

„Schrecklich! Der Mann war so bleich, wie eine Leiche, und sah aus, als wenn er am liebsten selbst ins Grab gesunken wäre," sagte der alte Ratsherr Ström.

Der Amtsrichter Klimgbom trank einen Schluck und erwiderte: „Ja, ist es nicht, wie ich immer sage, daß man auch im glücklichsten Fall sich nur Kummer und Elend durch das Heiraten zuzieht?"

„Ein wahres Wort! Was hat Westberg nun? Wäre sie ein schlechtes Weib gewesen, wäre sie wohl am Leben geblieben; nun war sie ausnahmsweise ein braves Weib, und da starb sie," meinte ein drittes Vereinsmitglied. „Ja, so ist das Leben! Hätte Westberg es nicht besser gehabt, wenn er unverheiratet geblieben wäre?"

„Nein!" klang es laut durch das Zimmer.

Die Alten fuhren zusammen und schauten nach ihrem heutigen Junior hin, einem zweiundzwanzigjährigen Telephoningenieur, der kürzlich zur Stadt gekommen und in den A. H.-Verein geraten war.

„Wieso denn?"

„Können die Herren die Tiefe der Freude ermessen, die die Herzen, die nun voneinander gerissen sind, einst miteinander empfunden haben? Können die Herren das? Glauben die Herren nicht, daß ein einziger Tag, ein kleiner Ausflug zu Zweien, eine Stunde stiller, holder Harmonie zwischen zwei Menschen, die sich lieben, mehr wert sein kann, als zwanzig Jahre in Einsamkeit, Alltäglichkeit, ohne Leid, aber auch ohne Freude?"

„Weiß der Teufel! Ist hier einer, der sich auf Schäferstunden versteht? Aber — was hat der arme Westberg nun?" fragte Ström.

„Er hat die Erinnerungen an sie, die Fortgegangene, Erinnerungen, die ihn reicher machen, als Sie, meine Herren, sind, Erinnerungen, die das Herz erwärmen und mit denen er leben kann, bis er fortgeht und sie dann wiederfindet."

„Ja, sie oder ein anderes Mädchen, mit dem er sich verheiratet," höhnte der Amtsrichter. Der Telephoningenieur schwieg und sog an seiner Zigarre.

„Es ist wirklich unleugbar, daß es hier junge verzweifelte Witwer giebt, die sich wieder verheiraten," bemerkte er dann.

„Na, es mag nun mit der Ehe sein, wie es will; die meisten von uns haben doch nichts zu bereuen, die arm und spät erst zu sicherem Auskommen gelangen, wie wir. Aber man kann doch ein verständiger Mensch sein. Seht Feltin zum Beispiel. Mit fünfzig Jahren war er noch ein reicher, junger, schöner Kerl. Konnte sich noch verheiraten. That es nicht! Prosit Feltin!" sagte der Amtsrichter.

Digitized by Google

Der alte Major Feltin hob seinen grauen Kopf empor, strich seinen Riesenschnurrbart, hustete und sagte: „Verdammtes Begräbnis! Sollten niemals andere mitgehen, als der Pfarrer und einige Weiber! Verdirbt die Stimmung für den ganzen Abend! Kann nicht das bleiche Gesicht des Armen aus dem Kopf kriegen! Netter Mensch, dieser Dr. Westberg! Prosit!"

Der alte Major sah nachdenklich aus und rührte eifrig in seinem Glas herum. Dann erhob er es gegen den Ingenieur und sagte: „Die Herren sehen wohl, wie es mit dem jungen Mann da beschaffen ist. Er muß bereits ordentlich fest sitzen. Und nun verachtet er uns natürlich in seiner jugendlichen Weisheit und sieht uns für unverbesserliche Egoisten an, weil wir uns nicht eine Familie auf den Hals geladen haben. Aber das ist eine schwierige Sache, sich zu verheiraten, junger Mann, eine schwierige Sache! Ich glaube ganz gewiß, daß wir fast alle geheiratet hätten, wenn wir die Rechte gefunden hätten; aber es ist ein Kunststück, die Rechte zu finden. Hier liegt die Möglichkeit vor, unter vier Dutzend zerschlagenen Porzellantellern je zwei zusammenpassende Stücke herauszusuchen; in derselben Weise findet man auch die Möglichkeiten für glückliche Ehen, aber da sind wohl tausend kleine Stücke."

„Sage, Bruder — verzeihe, wenn ich zu aufdringlich bin: hast du niemals deinen Scherben gefunden?"

„O ja, du, ganz zufällig. Nachdem ich viele Jahre blind gewesen war, gingen mir die Augen für sie auf, wie gerade eine stärkere Hand bereit stand, sie für immer in Stücke zu schlagen! Und das, mein Junge, war der Tod!"

Träumend, als wenn er vergessen, daß er nicht allein war, erzählte der Major in mildem, weichem Ton, so verschieden von seinem gewöhnlichen scharfen und spottenden, folgende Geschichte:

* * *

Sie kam in unser Vaterhaus, als sie acht Jahre alt war, elend und arm und ohne jemand auf der Welt, der sich um sie kümmerte, außer uns, entfernte Verwandte. Sie wurde ein Mittelding zwischen Spielsache, Schwester und Dienerin. Nichts war lustig, wenn sie nicht mit dabei war, und ich teilte ihr jeden Gedanken mit, den ich hatte. Dann kam ich nach Karlberg ins Kadettenhaus, und es wurde um so netter, sie bei den Besuchen zu Hause wiederzusehen.

Ich fand meine erste Flamme, und Grete war meine einzige Vertraute. Sie war so freundlich und interessierte sich für alles und sandte ihre Grüße und ein kleines, schönes Buchzeichen, das sie gestickt hatte. Sie nähte an der Aussteuer der Schwestern, bis ihre Finger bluteten und die Schultern schief zu werden begannen. Bald war sie ein großes Mädchen, aber niemand dachte an die Möglichkeit, daß auch Grete sich verheiraten könnte. Ich glaube wirklich, daß keiner von uns einen solchen Gedanken hegte.

Einen Sommer freite der Organist der Stadt um sie. Mama wurde böse und fand es komisch.

„Du solltest den Organisten heiraten! Ha, ha, ha!"

„Hi, hi, hi!" kicherten alle drei Schwestern.

„Ich glaube, der Mensch ist rein von Sinnen. Hahaha!" lachte auch Grete selbst. Und ebenso lustig würden Mama und die Mädchen und ich und Grete selbst es gefunden haben, wenn einer aus unserer Gesellschaftsklasse, einer von den jungen Männern, unter denen meine Schwestern sich nach passenden Partien umsahen, seine Blicke auf die kleine Grete gerichtet hätte. Sie war kein Mädchen; sie war unsere Helferin, sie hatte nie Zeit, an sich selbst zu denken, nur an uns, und fand das selbst am natürlichsten. Und keiner sah, daß sie zu einer schönen, stattlichen Jungfrau herangewachsen war, bis Fremde es uns sagten.

Ich weiß, daß Mama sie bei der Arbeit mit Heiratsplänen für mich unterhielt, und Grete war dabei immer lustig und interessiert. Aber es wurde so bald nichts daraus. Ich weilte an andern Orten, ich fuhr ins Ausland, ich war vier Jahre von Hause fort. „Grüße die Schwestern und Grete" — „Grüße von den Mädchen und Grete!" So stand in den Briefen, die ich schrieb und bekam. Natürlich schrieb ich nie an Grete.

Schließlich kam ich dann nach Hause und beabsichtigte, die Meinen endlich dadurch zu erfreuen, daß ich mich zur Ruhe setzen wollte und verloben. Hatte ein ausgezeichnetes Mädchen gefunden, das später einen Kadettenkameraden von mir heiratete. Hatte noch nicht um sie gefreit, hatte sie aber so weit, daß man nur den Finger auszustrecken brauchte. Bei meiner Ankunft gab es ein Umarmen und Küssen, und es verging ein Weilchen, bis ich merkte, daß jemand fehlte.

„Aber wo ist Grete?"

„Die arme Kleine, sie liegt krank in ihrem Zimmer. Lungenentzündung!"

„Nichts Gefährliches, hoffe ich?"

„Durchaus nicht, Gott sei Lob!"

Ich lief sogleich in ihr Zimmer. Als sie meine Schritte hörte, richtete sie den Blick auf mich und sah mich an — keiner von euch hat je einen solchen Blick gesehen!

Sie hatten nicht begriffen, wie krank sie war, und der Arzt war in den letzten zwei Tagen nicht dagewesen. Aber ich sah sogleich alles klar, als wäre es mit Flammenschrift geschrieben. Grete würde sterben. Die Verklärung der andern Welt lag schon über ihren Zügen ausgebreitet, und durch den Schimmer der Freude, den Freund der Kindheit nach vier langen Jahren wiederzusehn, strahlte alles hervor: daß sie mich viel mehr liebte, als ihr eigenes Leben und alles andere auf Erden, und geplagt gewesen war von dem Gedanken, zu sterben, bevor sie mich wiedergesehn hatte.

„Liebes, liebes Gretchen, du wirst doch wohl bald gesund?"

„Ja, das hoffe ich, Gustav, es ist lästig für die Tante und die Mädchen gewesen, daß ich so elend war —"

Und dann sprachen wir alltägliche, bedeutungslose Worte, ohne Gefühl darin, und nicht ein Wort von dem, was sich in unsern Herzen rührte. Aber ich glaube, daß sie alles eben so klar, wie ich, sah, und ich glaube, daß sie froh war, sterben zu müssen, denn sie schämte sich so sehr darüber, daß sie mich einmal in das Geheimnis ihres Innern hatte hineinblicken lassen. Und ich hoffe, daß doch etwas im Klang meiner Stimme und im Druck meiner Hand war, was ihr sagte, daß auch ich in meinem Innern schlummernde, unbewußte Gefühle, wie in ihrem, entdeckt hätte.

Drei Tage danach war sie tot, sonst wäre sie meine Frau geworden. Aber dann wagte ich niemals mehr an ein anderes Weib zu denken. Wer einmal in seinem Leben sich in solcher Liebe begegnet, soll nicht Gott versuchen! Viele bekommen lange Jahre der Seligkeit, andern gehn die Augen auf, daß sie sich selbst betrogen und niemals ein Herz besessen haben, das sie im höchsten Sinn ihr eigenes nennen konnten. Ich habe einen einzigen Blick in das ewig flammende Heiligtum hineingeworfen, und dabei mußte es bleiben.

Es liegt etwas Wahrheit in dem, was der Ingenieur von den Erinnerungen sagt!

* * *

„Meiner Seel, da zeigt sich eine neue Seite bei Feltin! Er ist ja ein reiner Schwärmer!" sagte der Ratsherr Ström.

„Ja, es war elegisch! Trinken wir ein paar Flaschen Bordeaux, um in Stimmung zu kommen," sagte der Amtsrichter Klingbom.

Den alten Major durchrieselte ein Schauer bei dem Gedanken, daß er seine Freunde hinter die verschlossene Wand seines Innern einen Blick hatte werfen lassen, und er bedauerte, daß er sich zum Erzählen verleiten ließ.

Spät in der Nacht schrieb aber der Ingenieur an seine Braut, die Gouvernante bei einem Fabrikbesitzer in Nordland war, von der Theorie mit den vier Dutzend zerbrochenen Tellern und dem Glückstreffer, je zwei und zwei Scherben zusammenzukitten. Und er fragte sie, ob sie glaubte, daß sie die rechten Scherben wären?

In fünf Tagen erhielt er die Antwort: „Darüber hegte sie keinen Zweifel!" Autorisierte Uebersetzung von E. Brausewetter.

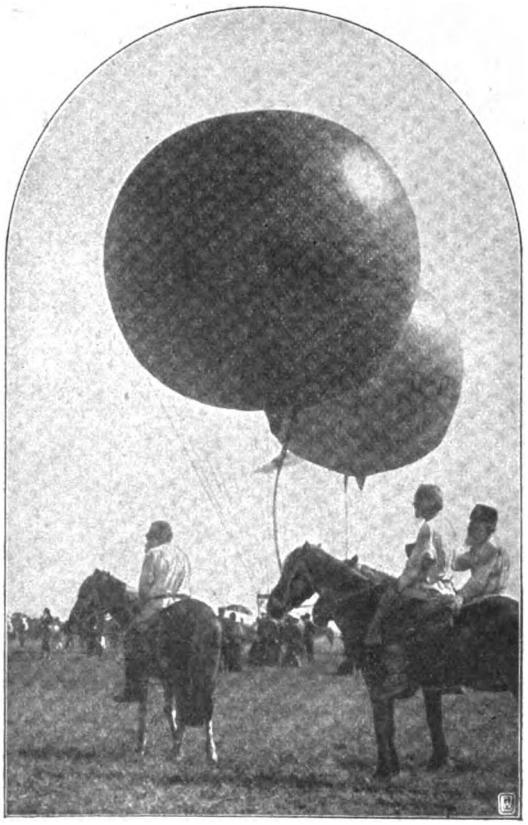
Digitized by Google

Dragoner auf dem Marsch.

Die russischen Manöver bei Kursk.

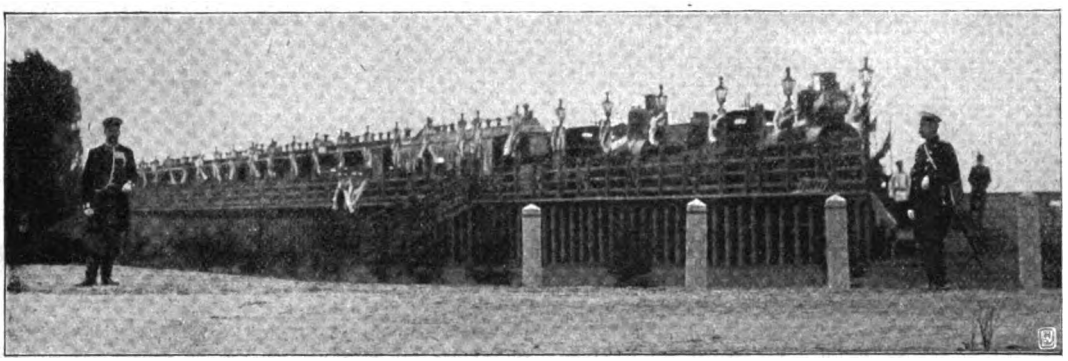
Hierzu 9 Aufnahmen von C. O. Bulla.

Wirklich große Zarenmanöver, wie die diesjährigen Kurskers, die vom 12. bis zum 18. September im Gelände von Ryschkowo stattgefunden haben, sind in Rußland eine verhältnismäßige Seltenheit. Alexander III. saß ungern zu Pferde und war überhaupt kein Freund von diesen größten militärischen Schauspielen, mit denen die kriegerische Ausbildung der Truppen und besonders des Kommandos abgeschlossen wird. Unter Zar Nikolaus haben ähnliche Manöver, wie die diesjährigen, zum erstenmal 1897 bei Bjelostok stattgefunden, und es ist vom militärischen Standpunkt sehr anzuerkennen, wohl auch nicht ohne Bedeutung, daß Zar Nikolaus, im Gegensatz zu seinem Vater, der der Friedfertige genannt wird, schon wieder das ernste und sehr teure Kriegsspiel inscenieren ließ. Die Kurskers standen, wie seiner Zeit die Bjelostoker, unter der Oberleitung des gleichzeitig zum höchsten Schiedsrichter ernannten Großfürsten Michael Nikolajewitsch. Der Bestand war freilich ein anderer. Es waren die Truppen des Moskauer und Wilnaer Militärbezirks, unter Führung des Großfürsten Sergius Alexandrowitsch, zu einer Nordarmee vereinigt und die Truppen des Odessaschen und Kiewschen Militärbezirks als Südarmee dem Kriegsminister Fürsten Kuropatkin anvertraut, zur Kampagne herangezogen worden. Zwei Riesenheere waren es, die miteinander um die Furten des Keut und des Sseim zu kämpfen hatten. Man kann sich von den Truppenmassen, die sich in zum Teil hochinteressanten Gefechten im weit offenen Gelände bewegten, ein Bild machen, wenn man sich die Zahlen der dem Manöver unter Anwesenheit des Schahs von Persien folgenden Truppenschau vergegenwärtigt: 163¼ Bataillone, 58½ Schwadronen und Kosakensotnien und 408 Geschütze nahmen an ihr teil. In der Front befanden sich 90 Generale, 552 Stabsoffiziere, 3388 Offiziere, 89 121 Untermilitärs und 17 276 Pferde. Zum Frühstück, das dem Schluß der eigentlichen Manöver am 16. September auf dem Gut Tulubujer folgte, hatte der Zar gegen 4000 Offiziere um sich versammelt. Das sind imposante Zahlen, und es stellte sich den Kommandierenden durchaus keine kleine Aufgabe, wenn sie mit den Truppenmassen den schwie-



„Dorfkavallerie" auf dem Manöverfeld.

Digitized by Google



Der Eisenbahnzug, in dem der Zar während der Manöver wohnte.

rigen Aufgaben des Programms gerecht werden wollten. Aber mit erstaunlicher Frische und Leistungskraft wurden die sehr schwierigen Uebergänge über die Flüsse durch die agressive siegreiche Südarmee ausgeführt, wobei die ganze Artillerie durch die Furt mußte und 7 Bataillone das andere Ufer schwimmend zu erreichen hatten. Der Zar, der in den Manövertagen durch ernsthafte Aufgaben anderer Art abgezogen war, konnte nur drei Tage an den Manövern teilnehmen. Er befand sich ja mitten im kürzlich noch von den Bauernrevolten durchtobten Gebiet und hatte mit Deputationen des Adels, der Stände und der Bauernschaft manch ernstes Wort zu wechseln. So hatten sich zum 14. September, dem Tage des Besuchs des Zaren in Kursk, auf seinen Befehl im Haus des Gouverneurs Gemeinde- und Dorfälteste der Gouvernements Kursk, Poltawa, Charkow, Tschernigow, Orel und Woronesch versammelt. Der Zar richtete an diese bärtigen Repräsentanten der russischen, durch lange Leibeigenschaft entmündigten, kindlich unentwickelten Bauernschaft, die sich in ihrem dunklen Drang, irregeleitet, vielleicht hier und da eines richtigen Zieles, des richtigen Weges aber wahrlich nicht bewußt ist, Worte voll Ernst und Milde, wie sie des „Zar-Väterchens" mit ihrem patriarchalischen Grundton wohl würdig waren. Er schloß folgendermaßen: „Denkt daran, daß man nicht durch Aneignung fremden Gutes reich wird, sondern durch ehrliche Arbeit, Sparsamkeit und ein Leben nach den Geboten Gottes. Teilt alles, was ich euch sagte, genau euren Dorfgenossen mit und ebenso auch das, daß ich ihre wirklichen Bedürfnisse nicht ohne meine Fürsorge lassen werde."

Doch auch dem Adel legte der Zar dessen Pflichten der armseligen Bauernschaft gegenüber nahe, und wenn man jemals erfahren, wie groß die Kraft unmittelbar gesprochener, lebendiger Kaiserworte im Vergleich zu Gesetzen, Ukasen und Reskripten ist, kann man wohl für einige Zeit Ruhe im Land erwarten. Sah man sich übrigens die Hungerleider von Bauern, wie sie in Scharen barfüßig und barhaupt aus ihren Dörfern herbeiströmten, um das Väterchen, den Zaren, oder auch nur einen Großfürsten zu Gesicht zu bekommen, genauer an, so konnte man wohl erschrecken. Nein, die sahen wahrhaftig sonntags kein Huhn im Topf! Und wenn sie es kürzlich zu verlangen schienen, so war das ein flüchtiger Hungerrausch. Er ist vergangen: zu tief wurzelt das Bewußtsein der Inferiorität, so gänzlich fehlt bewußtes Staatsbürgertum. Kinder ihrer Entwicklung nach, geborene Hörige, so hockten auch die Großbauern, soweit man von solchen in Rußland sprechen kann, halbnackt auf ihren Pferden. Nur die reichsten haben noch Pferde im Schwarzerdegebiet, in Rußlands Kornkammer!

Radfahrer mit Ausrüstung.

Automobile für den Manöverstab.

Die Soldaten, die besten, weil unselbständigsten Soldaten der Welt, wie vielleicht nicht mit Unrecht behaup-

Digitized by Google

Der Zar mit seinem Gefolge im Manöver.

tet wird, sehen in ihren weißen, blitzenden Sommeruniformen da schon ganz anders aus, zumal in der Erregung des Gefechts, im Feuer der Begeisterung des „Urrá". Lachend, singend, pfeifend wird die schlimmste Strapaze überstanden. Es ist, als hätte der Soldat selbst aufgehört zu existieren, als wäre er nur mehr der lebendig gewordene Befehl. „Ssluschajusj"! (ich gehorche), gleich unserm „zu Befehl!" bedeutet unbedingte blinde Ausführung des gegebenen Befehls und der denkbar schwierigsten Aufgaben. Was blinder Gehorsam ist, kann man am russischen Soldaten lernen. Sie sind Helden der Passivität, aber Helden, diese uniformierten Mushiken, von denen gegen 90 auf 100 Analphabeten sind, wie die Statistik nachgewiesen hat.

Die Nordarmee auf dem Rückzug.

Digitized by Google

Am letzten Manövertag, als die Südarmee in allgemeinem Angriff auf die Höfe beim Dorf Kostornaja die Nordarmee endgiltig geschlagen hatte und der Zar um 3/4 10 Uhr zur Retraite hatte blasen lassen, konnte man den Soldaten durchaus nicht die großen Strapazen anmerken, die sie zu erdulden gehabt. Mit Kraft und Freude dröhnte das Urrá, als der Zar die Regimenter umritt, die er während der Manöver noch nicht zu Gesicht bekommen. Nichts als Begeisterung, gesteigert durch das Bewußtsein erfüllter Pflicht, der nun ein doppelt angenehmes Ausruhen folgen konnte, da jedem Soldaten ein ganzer Rubel vom Zaren geschenkt worden war. Auch dem obersten Schiedsrichter, den Kommandeuren der beiden Armeen, sowie dem Chef des Kiewschen Militärbezirks Dragomiroff, auch dem des Odessaschen, dem Grafen Mussin Paschkin, war der Dank des Zaren erteilt worden.

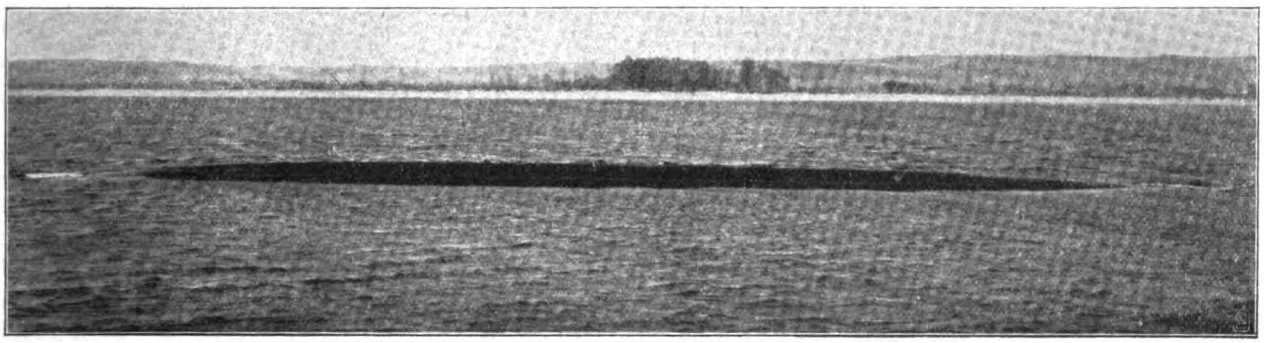
Den ausländischen Militärattachés wird dieses gewaltige und wohlgelungene Kriegsspiel gewiß unvergeßlich bleiben, zumal es sie so mitten in das Zentrum Rußlands geführt hatte, ebensowohl auch dem Schah von Persien, der allerdings erst nach den Manövern eintraf, immerhin aber genug Manöverluft bei der ihm zu Ehren abgehaltenen Parade zu atmen bekam.

H. Kast.

Infanterie auf dem Marsch.

Rücktransport der Orenburgischen Kosaken.

Digitized by Google



Erste Lage des gesunkenen Schiffes.

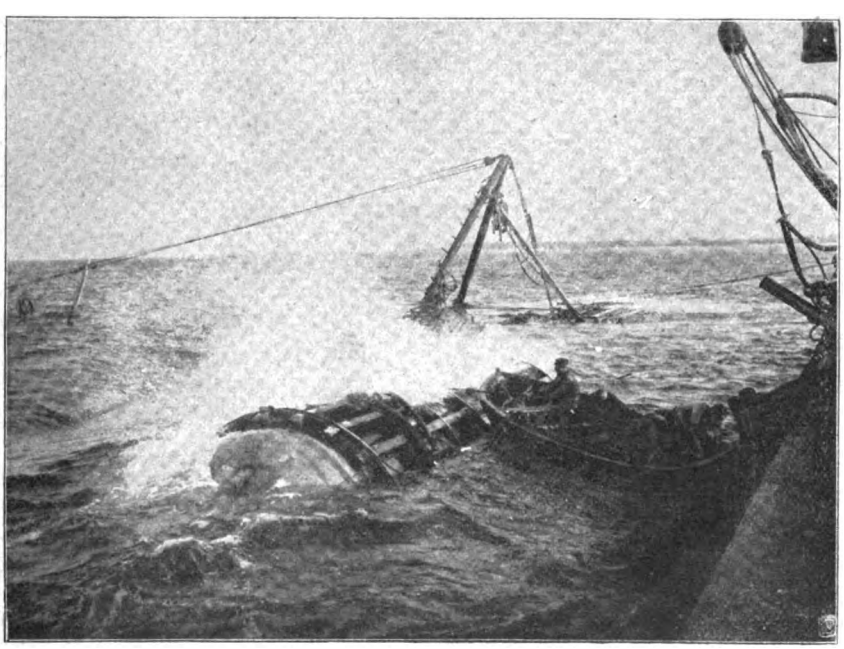
Schiffshebungen.

Von Graf E. Reventlow, Kapitänleutnant a. D. (Mit 5 Aufnahmen von A. Schröder).

Die Hebung eines gesunkenen Schiffes ist stets mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden, die um so größer sind, je größer das Deplazement des Schiffes ist. Man kann sogar sagen, daß der Prozentsatz der gesunkenen eisernen Schiffe, deren Hebung überhaupt bewerkstelligt werden kann, im Verhältnis zur Gesamtzahl beinah verschwindend gering ist. Zur Beurteilung dieser Möglichkeit kommt eine ganze Anzahl von Faktoren in Betracht, zu denen in erster Linie die Wassertiefe zu rechnen ist, auf der das Wrack gesunken ist. Uebersteigt diese zehn Meter, so ist die Wahrscheinlichkeit schon unter Umständen sehr gering; übersteigt sie zwanzig, so können nur ausnahmsweise günstige Verhältnisse Aussicht auf Erfolg bieten. Der Grund hierfür liegt nicht nur darin, daß mit zunehmender Tiefe auch die Arbeit für den am Wrack beschäftigten Taucher schwierig, ja von einem gewissen Punkt an überhaupt unmöglich wird, sondern es kommt noch hinzu, daß auf großen Tiefen und in offener See schon bei verhältnismäßig geringem Wind eine Dünung aufkommt, die jegliches Arbeiten ausschließt; auch starke Strömung ist ein sehr erschwerender Umstand, und der Taucher kann z. B. in der Elbe nur während der kurzen Zeit des Hoch- und Niedrigwassers am Werk sein.

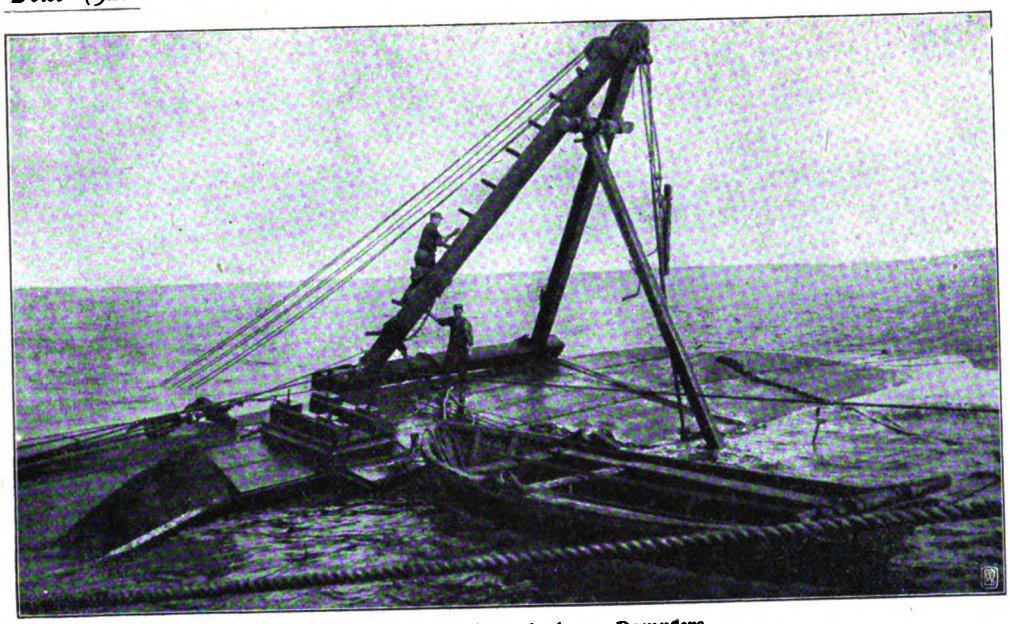
Von großer Wichtigkeit ist ferner die Beschaffenheit des Meeresbodens; ist dieser weich oder besteht er gar aus Triebsand, so versinkt ein eisernes Schiff schon nach ganz kurzer Zeit so tief, daß an eine Hebung überhaupt nicht zu denken ist.

Von einer — wenn auch nach langen Mühen — glücklich erfolgten Hebung berichten unsere Bilder. Der Dampfer „Emil Berenz" hatte im vergangenen Januar, mit einer Ladung Getreide von England kommend, in der Danziger Bucht so schlechtes Wetter und hohe See getroffen, daß bei dem starken Ueberliegen des Schiffes die gesamte Ladung nach der einen Seite gerutscht war und der „Emil Berenz" sich nicht wieder aus der schrägen Lage aufrichten konnte. Vergebens versuchten Bergungsdampfer das Schiff in den Hafen zu schleppen, schon drang das Wasser in den Schornstein, und es blieb nichts anderes übrig, als es nahe dem Strand auf Grund zu setzen. Es galt nun, das im übrigen gänzlich unverletzte Schiff, das nur geringfügige Undichtigkeiten aufwies, zu heben und in den Hafen zu bringen. Nachdem mehrere Monate vergebliche Versuche gemacht worden waren, unternahm eine schwedische Bergungsgesellschaft das Werk und gelangte nach beinah dreimonatigen Arbeiten zum Ziel. Hierbei wurde ein ebenso neues, wie interessantes Verfahren angewendet, indem man mächtige, mit Luft gefüllte Stahlzylinder mit Ketten und Stahltrossen an dem zu unterst gelegenen Teil des Schiffes befestigte, das übrigens vollständig auf der Seite lag. Ihrer Größe entsprechend besitzen diese Zylinder natürlich einen mächtigen Auftrieb, und es leuchtet ein, daß das Schiff sich heben muß, sowie dieser Auftrieb sämtlicher Zylinder größer ist als das Gewicht, das das Wrack im Wasser besitzt. Zugleich war der Taucher hinuntergegangen und hatte alle Undichtigkeiten sorgfältig beseitigt, so daß der kräftige Pumpen-



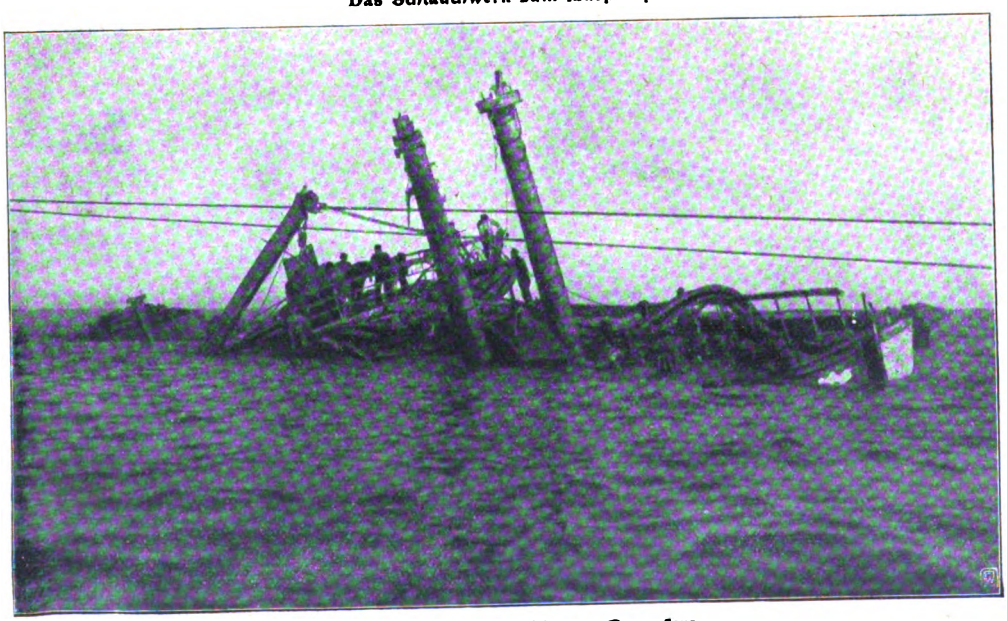
Hebung durch Anwendung des luftgefüllten Zylinders.

Digitized by Google



Aufrichtung des gesunkenen Dampfers.

Das Schlauchwerk zum Auspumpen.



Hebung des aufgerichteten Dampfers.

dampfer durch Entleeren der Innenräume die Hebearbeit des Zylinders unterstützen konnte.

Sehr erschwerend wirkte jedoch der Umstand, daß infolge der verrutschten Ladung der Dampfer auf der Seite liegen blieb, denn das gesunkene Schiff mußte erst aufgerichtet werden, ehe es gehoben werden konnte. Für dieses Aufrichten thaten nun wieder die Zylinder ausgezeichnete Dienste: man befestigte solche nämlich an oder unter der tiefliegenden Seite, hob diese damit in die Höhe und hielt sie so, unterstützt von den Richtekränen der Bergungsdampfer. Die Zylinder glichen also das ganze Gewicht der auf Schräg-liegen wirkenden Ladung aus, und damit konnte die Hebung des gesunkenen Dampfers beginnen.

Neuerdings hat die Technik nun auch auf diesem Gebiet ganz bedeutende Fortschritte gemacht; man verwendet nämlich zum Zweck von Schiffshebungen große Kautschuksäcke, die mit Acetylen gefüllt werden. Dies hat vor den Stahlzylindern zunächst den Vorteil, daß Acetylen leichter als die Luft ist, also eine größere Hebekraft besitzt, ferner, daß man die Beutel unter Wasser füllen kann, da durch eine höchst sinnreiche Einrichtung mittels zugleich mit den Beuteln versenkter Apparate das Gas unter Wasser erzeugt und den Beuteln zugeführt wird. Bei den Zylindern hat man die doppelte Arbeit, da sie nur mit Wasser gefüllt versenkt werden können und dann, wenn sie unter Wasser befestigt sind, wieder ausgepumpt werden müssen, um den für die Hebung nötigen Auftrieb zu besitzen.

Digitized by Google

Cyrill Wallenta.

Fortsetzung.

Erzählung von J. J. David.

Wallenta richtete sich ganz häuslich ein beim Zapletal, er kam zu Tisch, wenn es ihm paßte, und blieb, so lang er mochte. Auch über Nacht. Es war ein sonderbares Verhältnis. Denn im Grunde der Seelen mochten die beiden einander gar nicht. Wallenta verachtete den Gevatter und seine Habgier. Dem Taugenichts schien ein Leben unverständig, ja wahnsinnig, dem der Erwerb und der Besitz Selbstzweck waren, so daß für den Genuß keinerlei Raum mehr blieb. Je mehr aber Zapletal die Gaben und die Kenntnisse seines Freundes begriff, desto unerhörter und unverzeihlicher erschien ihm das Treiben des Cyrill. So gar nichts mit sich anfangen können! Das war ja blöd! Und dennoch neidete er ihm den leichten Sinn. Aehnlich mögen die Gefühle sein, wenn ein feister Bauernhund, der gar nichts anderes weiß, als seinen Hof hüten und sein Fressen zur rechten Zeit bekommen, einen schlanken und geschmeidigen Rotfuchs, den schlauen Kopf windend und die Rute hoch, durchs Buschwerk schleichen sieht.

Als aber Zapletal mit Wallenta zum erstenmal von seinen letzten Plänen zu sprechen begann, da horchte dieser hoch auf. Das war nichts Kleines und nichts Alltägliches, was sich der in seinen Dickkopf gesetzt hatte. Das imponierte doch. Er lauschte. Dann reckte er den Daumen in der Richtung des Schlosses: „Also — wegärgern willst du ihn?"

„Will ich, Wallenta."

„Dann bist ein Esel, Zapletal."

„Ein Esel? Wieso?"

„Wegärgern willst du ihn. Ist möglich, denn das Gut ist kein Fideikommiß. Du fängst Prozesse mit ihm an. Ist auch gut. Giebt nichts Besseres, und du hast die längere Hacke. Aber, was für Prozesse sind das? Zum Beispiel: wegen Uebervorteilung bei Aufteilen der Hutweide. Ist gut, weil da das ganze Dorf zu dir steht und vielleicht gar für dich schwört, weil sie's ihm noch weniger gönnen, als dir, und für jeden was dabei herausschaun kann. Ist aber wieder nicht gut. Denn das geht um viele Tausender, und er muß sich wehren. So auf einmal umbringen läßt sich keiner."

„Ja — aber was soll ich dann denn?"

„Aergern mußt du ihn. Ihn sekieren. Ihn abmartern, daß er keine Hand mehr rühren kann, wenn du ihm an die Gurgel willst. So macht's ein guter Raufer. Niemals anders."

„Aber wie zum Beispiel?"

„Zum Beispiel: es ist eine Kuh von ihm in deinen Acker gelaufen. Dann klagst du um den ganzen Ertrag des Ackers, um so viel, daß er giftig werden muß und sich nicht ausgleichen kann. Oder es ist ein Brückel über den Mühlbach. Das hat er zu erhalten. Du fängst Prozeß an — wegen Feststellung, oder weil das Brückerl baufällig ist. Das giebt Kommissionen und, wenn du Glück hast, so thut sich einmal dein Hirt was, oder es bricht sich gar dein Ochse ein Bein. Das ärgert. So was giebt's immer unter guten Nachbarn. Große Sachen nicht."

„Wallenta — du bist ein niederträchtiger Kerl," jauchzte Zapletal in heller Bewunderung.

Der andere lachte: „So was man fürs Haus braucht und nicht mehr," trank aus und ging gleichgiltig. Sehr bald nach der ersten Konferenz aber hatte der Advokat in der Stadt eine neue Klage zu schreiben: Punkto — achtzig Gulden für ein total verdorbenes Feiertagsgewand. Denn der Graf hatte seine Gitter streichen lassen und dem Zapletal war, weil keinerlei Warnungszeichen gewesen, dies Unglück mit seinem besten Sonntagsstaat widerfahren.

* * *

Es kam freilich auch vor, daß man den Wallenta durch Wochen nicht zu sehen kriegte, oder daß er hernach in einem eben nicht erbaulichen Zustand auftauchte: ganz abgeschlagen und recht kränklich von Gesichtsfarbe und durchaus nicht arbeitsfähig. Dann waren ihm seine Streifereien und Einbrüche in fremdes Gehege übel bekommen. Er schwieg darüber, so gern der Freund etwas von diesen Abenteuern vernommen hätte. Denn einmal vor vielen Jahren war er selbst gar gern solcher Wege gewandelt.

Nach solchen Erlebnissen kam er niemals unmittelbar heim. Denn er hatte eine Art Furcht vor Frau Magdalena Zapletal. Das Weib war immer so ruhig und ohne jede Erregung und hatte in den runden und schwarzen Augen eine Art Verachtung vor ihm. Und dabei war es sehr schön, schöner als eins in der Runde. Denn es war groß und stark und dennoch zierlich. Und es trug die blonden Haare wie eine Krone gelegt und steckte gern eine Nelke hinein, die wie ein Pünktchen Feuer glomm und das ganze Haupt würzte. Sie war vollkommen und ohne jeden Lärm Herrin im Haus. Damit ließ sie sich's begnügen; und wenn die Männer in ihre Beratungen versanken, so trug sie den guten Ungarischen auf, der mit unheimlicher Geschwindigkeit zur Neige ging, horchte ein Weilchen, gähnte unverhohlen gelangweilt und machte sich wieder an ihre Arbeit.

Sie wußte: es ging um Finten und Hinterlistigkeiten. Immer hatte ihr Mann dazu eine Freude gehabt, obzwar sie den Zweck nicht absah. Denn sie hatten doch genug und zu viel. Annetschka mußte einmal ein Vermögen haben, wie sonst niemand in der ganzen Hanna. Wozu also mehr? Aber ihr Mann war nun einmal leider Gottes ein Krüppel, und die sind immer so aufs Haben und aufs Mehr. Denn wer nicht gehen kann, der probiert's halt mit Kriechen und kann dann unmöglich ganz sauber bleiben. Der Wallenta aber? Ein Bursche, dem die Welt offenstand, so weit sie ist, der stark war wie ein Baum und was gelernt hatte, besser deutsch sprach als der Dechant und klug war wie der Schwarze selbst — was that er damit? Und wenn er einmal Spaß machte — und er hatte gute Einfälle — und sie wollte lachen, so zwang sie sich — die Freude machst du ihm nicht. Das gehört mit zu seinem schmutzigen Geschäft. Er ist ein Schmarotzer, und er muß seine Herrenleut bezahlen mit Wursteleien, damit sie ihn nicht satt bekommen und ihm den Stuhl nicht vor die Thür stellen. Du fällst ihm nicht herein. Und so hob sie aus Gefälligkeit ein wenig die Oberlippe, daß die sehr weißen

Digitized by Google

und starken Zähne vorschienen, zuckte sehr verwundert die Achseln und ging. Sie war nicht zu überrumpeln.

Und was sollte zum Beispiel die Freundschaft des Cyrill mit dem blinden Jindrak? Denn dort steckte er immer, wenn er wieder einmal für die Welt verschollen war. Das war ein Bettler und ein Gottesarmer, den man hätte bemitleiden müssen, wenn er nicht so voller Nichtswürdigkeiten gewesen wäre. Die beiden hatten einander gerade noch gefehlt, damit das Dorf keine Stunde mehr Ruhe genießt. Da lernte der Jindrak neue Stückeln auf der Harmonika, als wären die alten nicht gut genug, und sie übten nun die Künste durch, daß es ein Jammer und eine ewige Belästigung für alle Welt und jeden Kranken war. Sie kannten's ja sehr gut. Was ist aber Musik, wenn man sie nicht verlangt und sich's einem nicht tanzen will? Nichts, als ein unnützer und sehr lästiger Spektakel. Dazu tranken sie Schnaps, bis sie genug hatten. Und ein Musikant muß zutrinken gewöhnt sein. Oder sie gingen gemeinsam und machten fürs Geld Tanzmusik, die immer ein böses Ende mit Schlägereien nahm. Denn der Wallenta warf, wenn ihn die Laune packte, seinen Wimmerbalg hin, lieh sich die erste beste Dirne, was sich ihr Bursche doch durchaus nicht gefallen lassen konnte, und drehte sich mit ihr, um den Leuten zu zeigen, wie man das eigentlich mache. Das ganze Dorf verwilderte. Und beim Zapletal, als dem Starosten, wurden alle diese Klagen erörtert, und sein Weib mußte sie anhören.

Und immer wieder derselbe Refrain. So ein Kopf, wie der Wallenta! Er hätte Meßner werden können, ein Amt, das seinen Mann nährt, und selbst in einer minder wohlhabenden Pfarre. Nur seinem ärgerlichen Lebenswandel sollt er entsagen, weil ein Meßner der Würdigkeit bedarf. Und dies oder jenes Mädchen mit schönem Grundbesitz und Geld war ganz weg in den Ausbund und hätt ihn gern geheiratet und den Mann in der Gemeinde aus ihm gemacht, den Gott in ihm schaffen wollte. Fiel ihm nicht ein, sich zu ändern, und vor dem heiligen Ehestand nahm er gar Reißaus.

Er fühlte sich nun einmal hier nicht mehr heimisch. Er war nur zu Gast da. Und einem Gast ist manches gestattet, das man dem Ansässigen niemals nachsehen würde. Er braucht keinen Beruf. Wenige Tage, und er ist fort, und man darf ihn suchen. Und der Eitelkeit des Wallenta, die in diesem müßigen und zügellosen Leben immer mächtiger emporwuchs, schmeichelte es, im gewissen Sinn das ganze Dorf zu tyrannisieren. Denn sie haßten ihn, selbst die zu ihm hielten, durch die Bank bis auf den blinden Jindrak, und sie konnten ihn doch, jeder nach seiner Art und seinen Geschäften, durchaus nicht entbehren.

Einmal würden sie sich doch heftig die Augen wischen. Denn der Wallenta war dann fort, in irgendein Amt untergekrochen, nachdem er die Leute genug geärgert, sich gründlich und für immer ausgetobt. Alsdann mochten sie selbst zusehen, wie sie sich nach dem Hexensabbat zurechtfänden, den er angestiftet. Viele werden lachen, manche wird wohl weinen. Das ist bei Einquartierung niemals anders. Was ging's ihn hernach an? Es wurde ihm ganz leicht und warm bei solchen Gedanken. Nur eins hätt er gern gewußt: was die Zapletal dann sagen würde? Je — wohl die Achseln zucken und ihr hochmütiges Gesicht mit den blanken Zähnen machen, das da sprach: Hansnarr du! Du wurstelst mir gut! Er hätte viel darum gegeben, daß sie nicht also durfte.

Einmal hätt er sie gern klein vor sich gesehn. Ganz klein, wie schon so manches andere Weib, daß sie nicht mehr das Recht haben durfte, so wenn es ihr gerade paßte, über ihn weg in die Luft zu blicken, als säße der Garniemand da. Was war sie eigentlich gewesen? Einst arme Magd beim Zapletal und sonst nichts. Und er hatte sich die Madlena gekauft und zwar noch viel gründlicher, als er sich den Cyrill gekauft. Denn er konnt ihm fort, wann es ihm paßte, und wollte das schon in seiner Stunde. Sie durfte nicht mal daran denken. Und es war ihm überhaupt unverständlich, wie sie's mit diesem Jammermenschen aushalten konnte, der doch beim Reden krächzte und mit den Armen schlug, wie so ein angeflügelter Unglücksvogel, und wenn er Schmerzen hatte, mit ihr und aller Welt keifte und geiferte, wie eine alte Gevatterin ohne Zähne. Außer, sie hielt es mit einem. Dann aber hatte sie doch gar keine Ursache, so hoffärtig zu thun, als wär sie eine Königin, die Heimliche die, und gar kein Mitleiden zu haben mit ihm, dem Wallenta. Denn warum war er schlecht? Weil er immerdar ein Waisenkind gewesen war und kein Mensch ihm im Guten zum Richtigen geredet. Wer aber nirgends eine Freude hat, der stiehlt sich sein Teilchen zusammen, was so auf den Menschen kommt. Ja, und die Madlena, sie war schon eine, die einen fromm und zu Hause halten konnte. Bis auf ihre Schlechtigkeit natürlich, die er aber begriff, obzwar er nicht so recht daran glaubte. Denn, hätte sie ihn nur zum Mitwisser gemacht — dies wär ihm allerdings schmerzlich und eine große Kränkung gewesen, aber verraten hätt er sie niemals und ihnen beiden geholfen, wo es nur in seinen Kräften gelegen wäre . . .

* * *

Es ist aber in so einem Bauernhaus, und sei es noch so weiträumig, ein sehr enges und bedingtes Wohnen.

Man weiß alles voneinander, oder man errät's mindestens immer. Und man muß sich selbst wider Willen miteinander beschäftigen.

Trieb sich der Wallenta wieder einmal um, so konnte eine Frage des Kindes ihn wieder in Erinnerung bringen. Und so wußte Frau Madlena bald alle Kirchweihen in der Runde, weithin, bis wo die Deutschen wohnen. Denn so etwas konnten die beiden Bettelmusikanten, der Jindrak und der Wallenta, natürlich nicht auslassen. Immer nannte sie sich den Blinden zuerst; denn damit drückte sie den andern zu seinem Begleiter herab. Es gab da Dörfer, deren Bursche als Raufbolde berüchtigt waren und von den Slowaken gelernt hatten, mit dem Messer arbeiten. Da konnte leicht einmal die Nachricht kommen, man habe den Feldwebel erstochen. Dachte sie dieser einen Möglichkeit, so erschrak sie dennoch sehr und fühlte ein solches Mitleiden in sich über das junge Blut!

Und überdies suchte sich ihr Mann immer eine solche Gelegenheit zu höhnischen Bemerkungen über den Fernen aus. Die empörten je, weil sie ihren Zweck nicht so ganz verstand. Wozu sollte dies freundschaftliche Gethue, dieses Gott und den Heiligen danken, hatte man den Herzensbruder erst heil wieder, wenn in allem Grund nicht nur Gehässigkeit dahintersteckte? Wie konnte man lediglich des Vorteils willen oder aus Furcht eine solche dumme und feige Komödie spielen?

Es war wohl Furcht. Denn gediehen und reich geworden war man doch ohne den Wallenta. Er war

Digitized by Google

aber ein beherzter Bursch, der sich um niemand zu kümmern brauchte und seine schlimmen Wege in aller Offenheit ging. Dadurch hatte er es ihrem Mann wohl angethan, der so sehr schreckhaft und fürs Geheime war. Wallenta aber raufte mit dem Teufel um ein Mückenbein und war insoweit ein Mann. Nur konnte sie durchaus nicht begreifen, was die Weiber so sehr hinter ihm zog. Denn hübsch war er sicherlich nicht. Man sprach viel von seinen Augen. Frech waren sie genug. Aber sie war noch nicht rot geworden vor ihnen, wie man sagte, jede müßte es werden, die er angucke — sie nicht. Das redeten sich wohl nur die ein, die durchaus eine Ausrede wollten.

Dabei merkte sie sehr gut, daß ihr Mann ihr mißtraue. Denn Worte, die sie ganz ohne Arg fallen läßt, griff er auf, wiederholte sie in allen Tonarten bei passender Gelegenheit, beschnuffelte sie förmlich.

Er war nun einmal hinterhältig und zum Verdacht geneigt. Und wenn er schon in Geschäften diesem einen sein Vertrauen geschenkt, so mußte er sich doch nach seiner Art dafür schadlos halten. Es war erstaunlich, was er in seinen vielen einsamen Stunden aus einem Satz herausnutschte, der ganz ohne Belang gebraucht worden war.

Es kamen Anspielungen und verdeckte Wendungen, die an ihr ordentlich herumbohrten. Beinah war das manchmal, als wünsche er, sein Weib hätt ein Geheimnis vor ihm, nur damit er's erkunden könnte. Sie kannte ja seine Eigenheit von früher her und ertrug sie aus Gewöhnung leichter. Aber niemals hatte sie sich so bestimmt, beharrlich und so in einer einzigen Richtung hin ausgesprochen.

Es wurde ihr ganz ernsthaft unheimlich dabei. Denn das war ja nur eine Marter, wie es war. Gar nie mehr wissen, was man sagen oder wie man es herausbringen sollte, als stünde man vor Gericht oder gehe zur Beichte bei einer Mission. Da schwieg man doch lieber ganz, wenn der Cajetan nur nicht auch hinter ihrem Schweigen was vermutet hätte. Derlei paßte ihr durchaus nicht. Sie war das nicht gewohnt, und es beengte sie, wie ein Kleid, das nicht für einen gemacht ist. Es lag wie ein Druck und eine körperliche Lähmung über ihr.

So gewöhnten sich die Eheleute das Reden miteinander beinah ab. Es gab kurze Antworten, die keinerlei Nebensinn in sich schließen durften und also abgeschnappt und trutzig klangen. Ihm war das natürlich gar nicht recht, und er deutelte sich's nach seiner Gepflogenheit, die sie täglich besser erfaßte, wie erbitterte. Es war wie eine ewige, grundlose Schmollerei im Haus. Annetschka spürte das genau. Denn Kinder brauchen Wärme, und sie merken jeden Luftzug, der erkältend durchs Zimmer streicht, und sie fordern unverbrüchlich ihr gewohntes Deputat an Zärtlichkeit.

Sonst hatten die Eltern immer Zeit für sie gehabt. Nun kam sie dem Vater manchmal ungelegen, und sie störte ihn in Gedanken, die also sicherlich anders waren, als vordem. Er hatte etwas Jähzorniges auch ihr gegenüber an sich. Sie war gewohnt gewesen, der Mutter überallhin nachzutrippeln. Dagegen konnte man nichts einwenden. Denn eine Bäuerin, die einmal einer solchen Wirtschaft vorstehen will, die muß sich zeitlich gewöhnen, viel auf den Beinen zu sein und die Augen überall zu haben. Ein Schaden ist bald geschehen. Nun kam sie oftmals ungelegen. Ihre kleinen Füßchen tappten der Mutter in ihre unerbaulichen Gedanken hinein. Dies kränkte sie, und das war, sie wußte es bestimmt, doch erst so, seitdem der Wallenta da war. Denn nach solchen Merken schaffen sich die Kinder ihre Zeiträume.

Den also mochte sie durchaus nicht. Den wünschte sie fort, und alle seine Künste, die er aufbot, sich das Herz des Kindes zu gewinnen, verfingen nicht. Sie war ihm gegenüber unartig, und daß sie vom Vater dafür oftmals, freilich immer nur in des Cyrill Gegenwart, Schelte bekam, besserte die Sache bei der verstockten Kleinen durchaus nicht. Sie nahm ohne Dank die Spielereien, die er ihr künstlich genug zurecht bastelte, lernte die Weidenpfeifen von ihm blasen, die er mannigfach und meisterlich zu schnitzeln verstand. Verzaubert horchte sie nur, wenn er einmal seine Maultrommel nahm und zwischen die Zähne klemmte. Wie das nur schwirrte, summte, sauste, sang! Welche Gewalt die geisternden, eintönigen Klänge nur hatten, wie sie sich ineinander spannen, gleich Marienfäden einander haschten, sich ausbreiteten, wie ein fernes Gespinst! Das konnte gewiß niemand so wie er. Auch Madlena lauschte dann. Es war immer im Zwielicht, wenn er seine Musik machte. Eben daß nur noch ein gelbes Fleckchen am Himmel glomm, während die Fledermäuse dem Kirchturm zuhuschten. Der Frau aber wurde dabei, als schlüge man einen linden und hehlenden Mantel um sie, und mancher Krampf, den sie untertags beklemmt und mit Ahnungen beschwert, löse sich von ihr und fiele ab.

Die Prozesse gingen ihren Weg und machten so endlose und immer neue Beratungen notwendig. Teufeleien und Gegenklagen heckte der Widersacher aus, daß es nicht zum Glauben war und man sehr aufpassen mußte, daß man nicht wo hineintrat und sich übel zurichtete.

Freilich war der Wallenta über allen Advokaten. Der sah jeden Kniff und jede noch so lockend zugerichtete Falle, mit der man's drüben probierte. Er hatte Zeit genug, über alles zu grübeln, und wenn dann der Zapletal erzählte, wie sich der Herr Doktor über die Einfälle des Wallenta wundere, sie bestaunte, bedaure, daß ein solcher Kopf nicht studiert habe, so fühlte sich der Cyrill nicht wenig stolz und zu immer schärferen Anstrengungen gespornt.

Langsam wurde der Madlena klar, worum es eigentlich ging. Sie erschrak davor, wie bei etwas ganz Verruchtem. Denn seit die Welt stand, hatte es eine Herrschaft gegeben. Immer war die adlig und niemals ein Bauer gewesen. Und ihr Mann wollte Gutsherr werden? Und dennoch ging sie öfter zuhorchen, seitdem sie's begriffen. Es lockte sie, und der Wallenta hatte etwas Zwingendes, wenn er sprach. Man mußt ihm zuhören und verstand augenblicklich, was er wollte und um was es eigentlich gehe. Da war nichts Unklares und Ueberflüssiges und keinerlei Herumgegacker. Und wenn er endlich auf den Tisch schlug: „So geht's," so schrak sie zusammen und ihr war, er hätt mit der Faust an die Pfosten jenes Ganges geklopft, der zu ihren Wünschen führte, und ein Juramент hätte sie darauf geleistet: so ging's. Es war nur ein Glück, daß sie sonst auch im Haus und im Hof viel beschäftigt war. Denn es hat auch für die gesündeste Natur etwas Ansteckendes, wenn man die um sich unablässig mit einem einzigen Gedanken sich abplagen sieht. Sie fühlte mehr als einmal, daß sie davon mitergriffen werde. Wie

Digitized by Google

unter Narren kam sie sich vor; über eine Weile juckt es einen, sich ebenso närrisch zu benehmen.

Da hatten sich die Männer wieder einmal heiße Köpfe gemacht. Ihr brachte gerade dieser Tag viel zu schaffen, und es kam ihr langsam auch vor, als sähe sie ihr Mann keineswegs mehr als unbedingt nötig gern in einem Raum mit dem Wallenta. Nun, und der schien ihr wieder noch lange nicht wichtig genug, daß sie sich seinetwegen verdrießliche Gesichter schneiden ließe.

Es wurde aber ganz finster, und die beiden eiferten immer noch ganz leise miteinander, ohne daß sie auch nur ein Licht machten. So steckte sie eine Kerze an und trug sie zu ihnen. Und wie sie, den Leuchter hoch in der braunen Hand, eintrat, so saß ihr Mann ganz im Schatten auf der Ofenbank und breit ihr gegenüber, daß alles Licht zuerst auf ihn fiel, der Wallenta. Sein Kopf war tief gesenkt. Er hob ihn erst, da sie hart am Tisch war, und sah sie an: frech, unruhig, mit zuckenden, gierigen Augen, und die Madlena fühlte richtig, wie ihr plötzlich das Blut in die Wangen stieg und die Hand zitterte, die die Kerze niederstellen sollte. Das war unerhört! Es ging jäh wie ein Triumph über das Gesicht des Burschen, das er augenblicklich wieder in den Händen barg, während die Madlena mit unsicheren Fingern an ihrem Gewand herumstrich und rückwärtsschreitend Aug mit Aug mit ihm, wie mit einem Todfeind, vor dem man sich nicht die mindeste Blöße geben und dem man unter gar keiner Bedingung den Rücken weisen dürfe, die Stube verließ. Cyrill aber erhob sich bald nach ihr. „Warum rennst denn so? Bleibst nicht da zum Nachtmahl?" fragte Zapletal.

„Ich hab genug für heute. Ich will auch was trinken."

„Getrunken hast noch nicht genug?"

„Geht keine Katz was an, was ich trink für mein Geld. Was anderes will ich trinken, was Schärferes, mit dem Jindrak. Leut will ich sehn, die auch noch singen können. Eine Nachteul möcht man ja werden dahier. Kommst mit zum Lichtenstern?"

Zapletal antwortete nichts. Es ging ihm mit jedem Tag schlechter mit den Beinen, so schlecht, daß ihm die Frage schon wie Hohn erscheinen durfte. Cyrill aber ging seiner Wege, und noch im Hof hörte man ihn sein Schlachtlied anstimmen:

„Ich komm nicht heim, o na,
Vor'm hellen Licht, vor'm Hahnenkrah . . ."

Seine Stimme aber klang unsicher und überschlug sich.

Und so verging die Zeit. Wallenta blieb im Dorf, „eine Plage Gottes, recht eine Plage Gottes, die nicht endigen will," seufzten die Alten. Er reichte wohl da oder dort um eine Stellung ein, betrieb aber alles gleich lässig. Er fühlte sich hier im Grunde ganz wohl. Daß man ihn fortwünschte, war ihm nur ein Anlaß mehr, zu bleiben. Mochten sie sich giften!

Die Madlena gewöhnte sich immer mehr an ihn. Er fehlte ihr, wenn er nicht da war. Alle Welt hackte doch hinterrücks auf ihn los und schalt ihn, ohne den Mut ihm zu stehn. So mußte er doch immer schlechter werden. Ein Gaul wird unter der ewigen Peitsche störrisch. Ein Mensch aber sollte nicht ganz verwildern darunter? Und sie begann Partei für ihn zu nehmen. Erst nur in sich, dann auch vor ihrem Mann.

Sonst kam sie mit niemand in Berührung. Und das war schlimm, denn man munkelte über sie, und das Gerede hätte sie vielleicht doch stutzig gemacht, weil sie auf ihren Ruf sehr stolz war. Ihrem Mann gegenüber aber blieb sie natürlich trotzig. Der konnte doch niemals anders, als einem jede Freude und jeden Umgang verleiden. Und eifersüchtig war er doch immer und auf jeden gewesen, mit dem sie nur sprach.

Allmählich aber wurde ihr der Verdrießlichkeiten doch zu viel. Da war Annetschkas Abneigung, die sie stutzig machte. Wen ein Kind nicht mag, in dem ist nun nach alter Erfahrung nicht alles, wie es sein soll. Und sie war förmlich tückisch gegen den Wallenta. Und dann war ihr Cajetan doch einfach schrecklich mit seiner hinterlistigen Neugier. Er keifte und keppelte und lauerte und wollte sie überrumpeln, und wenn sie dann mit der Frage auf ihn losfuhr, was er denn eigentlich von ihr wolle, so erschrak er, um den nächsten Tag wieder zu beginnen. Das war nicht auszuhalten. Da mußte man närrisch werden, geschah nicht bald ein Ende.

Nur bot sich gerade damals keine Gelegenheit zu einem offenen Wort. War sie aber unwirsch gegen den Wallenta, so wollte der's nicht merken oder machte sich durchaus nichts daraus. Er sah sie nur immer an. Und kaum, daß sie durch Zufall für ein Weilchen allein waren und sie nahm sich nur den ersten Anlauf, was doch nicht so leicht ist, so tauchte sicherlich ihr Mann auf: „Was wispelt ihr da?" Und ihr stockte das Wort. Denn er wollte freundlich und teilnehmend erscheinen, und dabei verzog sich sein Gesicht sehr hämisch, und er humpelte noch jämmerlicher als sonst. Als ein Unrecht und zugleich als Verlängerung eines unleidlichen Zustandes empfand sie diese Störungen. Zapletal aber merkte ihre immer wachsende Befangenheit wohl und deutete sie auf seine Weise.

Sich auswärts aber mit dem Burschen zusammen bestellen, widerstrebte ihr in jedem Sinn. Denn sie sah ihn durchaus unter sich. Sie war Großbäuerin, Frau, Mutter und er doch nur ein einzelner Mensch, ein Thunichtgut, ein Unbehauster. Mit so einem steckt man sich nicht zusammen, als hätte man mit ihm was zu verstecken. Auch war sie die Jahre her kaum allein ausgegangen, seitdem Annetschka laufen konnte und immer hinter ihr drein war, recht wie ein behendes Wieselchen.

Schluß folgt.

Sprüche.

Von **Kory Towska.**

Alles verstehen?
Das wird vielleicht einmal geschehen.
Alles verzeihn?
Das wird zu keinen Zeiten sein.

*

Wenn das Herz dir zerrüttet,
Musst still dich gehaben,
Wo dein Glück verschüttet,
Gehn andre sonst graben.

*

Verachte nicht das Sandkorn, Kind,
Weil Berge um dich stehen;
Fliegt dir's ins Auge, wirst du blind
Und kannst den Berg nicht sehen.

Digitized by Google

Bilder aus aller Welt.

Immer häufiger werden neuerdings auch in Deutschland die Fälle, daß begüterte Personen nicht erst in ihrem Testament, sondern schon bei Lebzeiten größere Summen für gemeinnützige Zwecke stiften. So wird aus den Mitteln eines opferwilligen Bürgers in Nürnberg demnächst ein altes Kunstwerk neu erstehen, dessen sich die Stadt früher niemals hat erfreuen können. Kommerzienrat Gerngroß hat die Summe

Der neue Neptunbrunnen für Nürnberg, eine genaue Nachbildung des alten Peuntbrunnens.
Links und rechts die Porträts der Stifter: Kommerzienrat Ludwig Gerngroß und Frau.

von 80 000 Mark gespendet, um eine Nachbildung des Neptunbrunnens herzustellen, der seit mehr als einem Jahrhundert eine Zierde des Schloßgartens von Peterhof bei Petersburg bildet. Dieser Brunnen wurde bald nach dem dreißigjährigen Krieg zur Erinnerung an den westfälischen Frieden in Nürnberg geschaffen und sollte dort auf dem Marktplatz aufgestellt werden. Thatsächlich ist diese Aufstellung, sei es wegen Wassermangels, sei es wegen Geldmangels, niemals erfolgt. Das Kunstwerk wurde vielmehr in dem aus Holz gezimmerten Bauamt, der „Peunt" — daher führt es auch den Namen Peuntbrunnen — aufbewahrt und schließlich im Jahr 1797 an den Zaren Paul von Rußland verkauft. Nun wird der mit Erlaubnis des Zaren nachgebildete Brunnen auf dem ursprünglich dazu ausersehenen Platz aufgestellt und vermutlich noch im Oktober enthüllt werden.

Einen neuen Monumentalbrunnen hat soeben auch Wien erhalten; er erhebt sich vor dem Reichsratsgebäude, dem prächtigen Heim des österreichischen Parlaments. Aus einem Wasserbassin ragt der mit allegorischen Figuren und Putten ausgestattete Unterbau heraus, auf dem eine kurze kannelierte Säule die Hauptfigur trägt: Pallas Athene, in der Linken den Speer, in der Rechten die kleine geflügelte Nike.

Die Bestrebungen zur Wiederbelebung der altkeltischen Sprache haben in Wales auch zu einer Erneuerung des Bardentums geführt. In ähnlichen Formen, wie im Mittelalter von dem

Digitized by Google

Der neue Parlamentsbrunnen in Wien. Hof-Phot. R. Lechner.

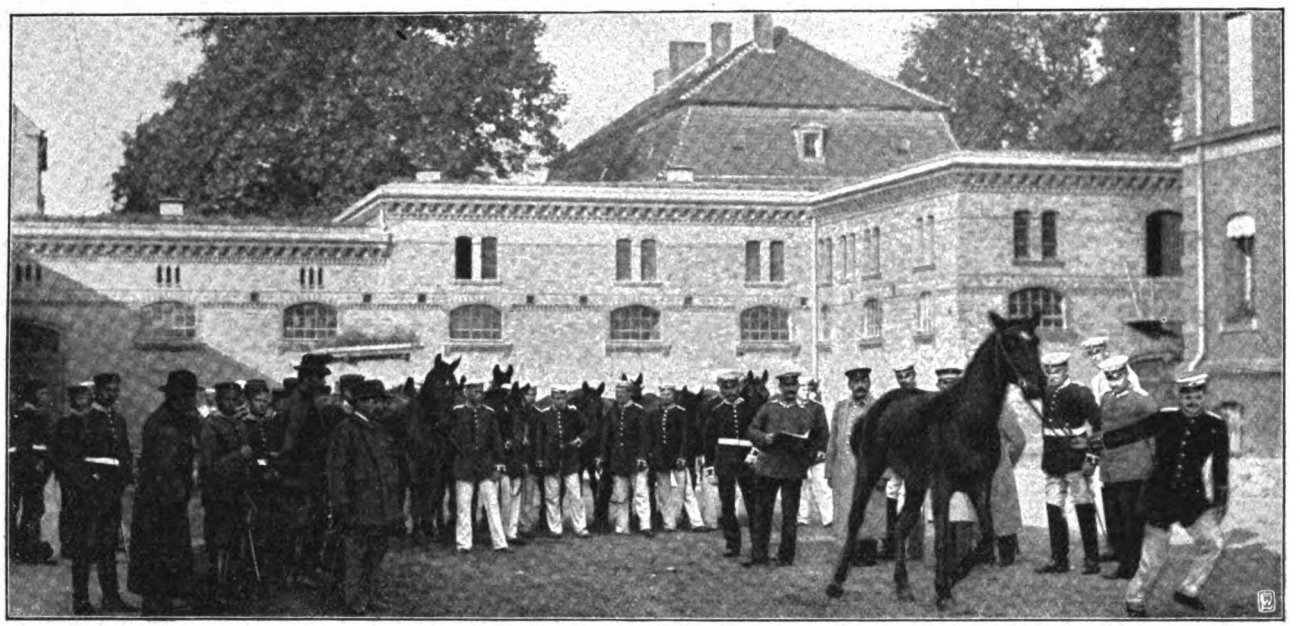
mächtigen Bardenorden, werden jetzt wieder poetische Wettkämpfe abgehalten und alljährlich die verschiedenen Würdenträger der Zunft gewählt. In der englischen Presse wird hervorgehoben, daß an den diesjährigen Feierlichkeiten zu Bangor in Wales auch der Marquis von Anglesey lebhaften Anteil genommen und eine ehrende Bardenwürde erhalten habe.

Von den Bardenfeierlichkeiten in Bangor (Wales): Der Marquis von Anglesey (X) als Barde.

Digitized by Google

Die neuste Erwerbung der Königlichen Museen in Berlin:
Die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten. Von Lukas Cranach.

Digitized by Google



„Wer treu gedient hat seine Zeit —": Abgabe ausrangierter Kavalleriepferde in Potsdam.
Hofphot. Selle & Kuntze, Potsdam.

Eine höchst erfreuliche Bereicherung seiner Kunstschätze hat das Königliche Alte Museum in Berlin erfahren, indem es gelungen ist, für die Gemäldesammlung Lukas Cranachs hochbedeutendes Bild „Ruhe auf der Flucht" zu erwerben. Das berühmte Gemälde, das im Jahr 1504 entstanden ist, befand sich früher in der Galerie Sciarra in Rom und war zuletzt in Partenkirchen im Besitz der Frau Fiedler Levy, der Witwe des Münchner Generalmusikdirektors Hermann Levy. Von ihr erwarb es die Berliner Galeriedirektion. Der Ankauf ist um so freudiger zu begrüßen, da von amerikanischer Seite große Anstrengungen gemacht wurden, das Gemälde zu erhalten, das erst vor drei Jahren auf der Dresdner Cranachausstellung wieder allgemeine Bewunderung erregte.

Gleichzeitig mit den Reservisten, die „treu gedient haben ihre Zeit", werden alljährlich sozusagen auch eine größere Anzahl Pferde aus der Armee entlassen. Es werden dann allenthalben Auktionen von Rossen veranstaltet, die bis dahin wackere Soldaten auf ihrem Rücken getragen oder schwere Geschütze von einem Ort zum andern gezogen haben. Wer jedoch glaubt, bei dieser Gelegenheit um einen Spottpreis einen Gaul erhalten zu können, wird meistenteils eine Enttäuschung erleben. Denn da die Heeresverwaltung nur das beste Material erwirbt, haben die Pferde in der Regel, auch wenn sie aus irgendeinem Grund für den militärischen Dienst untauglich geworden sind, noch hohen Wert.

Guido Tielscher als Charleys Tante.
Zum 25 jährigen Bühnenjubiläum des bekannten Berliner Komikers.

Sein fünfundzwanzigjähriges Künstlerjubiläum feiert Mitte dieses Monats der Berliner Komiker Guido Tielscher. Aus diesem Anlaß wird das Thaliatheater, dem der Künstler angehört, die seiner Zeit viel gegebene Posse „Charleys Tante" wieder in dem Spielplan aufnehmen, durch die Tielscher so recht eigentlich populär geworden ist.

Schluss des redaktionellen Teils.

Digitized by Google

DIE WOCHE.

Nummer 42. Berlin, den 18. Oktober 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 42.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1951
Vom Frauentag in Wiesbaden. Von Helene Lange	1951
Aus dem neuen Südafrika. II. Von Hugo von Kupffer	1953
Umschau	1955
Theater	1956
Das Buch der Woche	1957
Die Toten der Woche	1957
Unsere Bilder	1958
Bilder vom Tage (Photographische Aufnahmen)	1959
Gwendolin. Roman von August Niemann (Fortsetzung)	1947
Die Sphinx. Gedicht von Heinrich Seidel	1949
Trusts. Eine handelsphilosophische Studie von Theodor Duimchen	1951
Die Fleischversorgung Berlins. Von A. Oskar Klaußmann. (Mit 6 Abbildungen)	1954
Sarah Bernhardt in Berlin. (Mit 4 Abbildungen)	1958
Der Automat als Notenschreiber. (Mit 2 Abbildungen)	1960
Cyrill Wallenta. Erzählung von J. J. David (Schluß)	1961
Herbstausstattung der Pariserin. (Mit 5 Abbildungen)	1966
Letzte Fahrt. Gedicht von Hans Bethge	1970
Deutsche und amerikanische Nähmaschinen. Von Hermann Provo. Schwetzingen	1971
Bilder aus aller Welt	1972

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr., Ecke Karlstr. 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Johannisplatz 1; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstr. 58; **Essen a. Rh.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Mittelstr. 9, Ecke Schulstr.; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Georgstr. 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohestraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfsche Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstraße 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstraße 28 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstraße 30; **Stettin**, Breiteſtraße 45; **Stuttgart**, Königstraße 11, **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.

Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Die sieben Tage der Woche.

9. Oktober.

In Frankreich beginnt der Generalausstand der Grubenarbeiter.

Der Bund der Industriellen hält in Berlin seine Generalversammlung ab.

10. Oktober.

Die spanischen Kortez werden zum 20. Oktober einberufen.

Der Direktor der Wenzel-Vorschußkasse in Prag, Monsignore Drozd, wird wegen Unterschlagungen verhaftet, die sich auf mehr als drei Millionen belaufen.

In Genf werden die Mitglieder des Streikkomitees verhaftet.

11. Oktober.

Die schwedische Regierung hat eine Kommission beauftragt, einen Vorschlag zur Einführung des Proportionssystems bei den Wahlen zur zweiten Kammer des Reichstags auszuarbeiten.

Der Reichskanzler Graf Bülow trifft vom Urlaub wieder in Berlin ein.

Nach einer Meldung aus Caracas ist der Verwalter der Venezuela-Plantagengesellschaft, Adam Russel, ein deutscher Reichsangehöriger, in der Nähe von La Guaira ermordet und beraubt aufgefunden worden.

Der serbische Gesandte Gruitsch führt bei der Pforte Beschwerde über die sich täglich mehrenden Gewaltthaten der Albanesen in Altserbien.

In Eisenach findet der Delegiertentag der nationalliberalen Partei statt. Die Versammlung erklärt eine stärkere Betonung des liberalen Grundcharakters der Partei für notwendig und empfiehlt der Reichstagsfraktion in der Zolltariffrage die Annahme der Regierungsvorlage.

12. Oktober.

In St. Pölten bei Wien kommt es anläßlich des christlichsozialen Parteitags zu heftigen Zusammenstößen zwischen den Anhängern Lueger's und den Liberalen.

In einer von den ausständigen Arbeitern in Genf abgehaltenen Versammlung wird unter Protest gegen die militärischen Maßnahmen die Wiederaufnahme der Arbeit beschlossen.

Die österreichisch-ungarische Regierung hat der serbischen mitgeteilt, daß sie den im nächsten Jahr ablaufenden Handelsvertrag nicht zu erneuern gedenkt.

13. Oktober.

Der österreichische Luftschiffer Baron Bradsky stürzt bei dem ersten Aufstieg mit seinem neuen Ballon „Dirigeable“ in der Nähe von St. Denis bei Paris ab und bleibt auf der Stelle tot.

14. Oktober.

Der deutsche Reichstag hält seine erste Sitzung nach der Vertagung ab.

Der österreichische Ministerpräsident von Körber unterbreitet einer Konferenz von Delegierten der Deutschen und Tschechen neue Vorschläge zur Beilegung des Sprachenstreits.

Die amerikanischen Grubenbesitzer haben sich mit der Einsetzung einer Kommission zur Schlichtung ihrer Differenzen mit den Arbeitern einverstanden erklärt.

15. Oktober.

Die Ernennung des Danziger Oberbürgermeisters Delbrück zum Oberpräsidenten von Westpreußen und des Wiesbadener Regierungspräsidenten Dr. Wentzel zum Oberpräsidenten von Hannover wird amtlich bekannt gegeben.

Vom Frauentag in Wiesbaden.

Von Helene Lange.

Unter den zahlreichen Kongressen, die uns, wie gewöhnlich, die ersten Herbstwochen brachten, hat die fünfte Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine ein besonderes Interesse erregt. Boten doch ihre Verhandlungen ein lebendiges Bild von dem heutigen Stand der deutschen Frauenbewegung, von den Tendenzen, die ihre Entwicklung beherrschen, von den Aufgaben, die sie als die wichtigsten erkennt.

Der Name „Bund deutscher Frauenvereine“ wird gar manchem nur eine unbestimmte, wenig klar umgrenzte Vorstellung wecken. Er bezeichnet den deutschen Zweig des großen Frauenweltbundes (International Council of Women), in dem die moderne Frauenbewegung sich eine internationale Vertretung geschaffen hat.

Es war nicht leicht, ein Prinzip zu finden, unter dem man die auf den verschiedenen Gebieten der Frauenarbeit und Frauenbestrebungen wirkenden Frauenvereine zu gemeinsamem Wirken zusammenschließen konnte. Der amerikanische Nationalverband, der den Gedanken einer solchen Vereinigung zuerst

Digitized by Google

verwirklichte, hat alle hier verborgenen Klippen, alle Gefahren der Zersplitterung in Einzelbestrebungen oder durch gegenseitige Anfeindung glücklich vermieden, indem er als Bundesaufgaben nur solche gelten ließ, „denen alle von Herzen ihre Zustimmung geben".

Es gehört ein gut Teil aus Erfahrung geschöpfter Vereinsweisheit dazu, ein solches Programm durchzuführen. Die deutschen Frauen stehen in der großen Mehrzahl noch in den Anfängen ihrer organisatorischen Schulung; so ist es kein Wunder, daß seit der Begründung des Bundes im Jahr 1894 bis auf den heutigen Tag immer wieder Versuche bekämpft werden mußten, den Bund zu Gunsten irgendwelcher Einzelbestrebungen von seinem Programm abzudrängen. Die Wiesbadener Tage bedeuten einen entschiedenen Fortschritt in Bezug auf das Verständnis der Einzelvereine für die Bundesidee.

Der Kongreß zerfiel in drei große Abschnitte: die eigentliche Generalversammlung, die Kommissionssitzungen und die zur öffentlichen Propaganda bestimmten Abendversammlungen. Durch diese sollten dem großen Publikum die Fragen nahegebracht werden, deren Lösung dem Bund für den Fortschritt der Bewegung als unerläßlich erscheint. Die Wahl der Themen zeigte, auf welchen Gebieten diese Fragen liegen. Der erste Abend brachte: „Wissen und sittliche Kultur" (Helene Lange), „Die Reform der höheren Mädchenschule" (Mathilde Planck); der zweite: „Die wirtschaftlichen Ursachen der Prostitution" (Anna Pappritz), „Die Gefährdung der Jugend und das Fürsorgeerziehungsgesetz" (Hanna Bieber-Böhm); der dritte endlich: „Das Vereins- und Versammlungsrecht" (Alice Salomon), und „Die Politik und die Frauen" (Marie Stritt). Alle diese Vorträge stellten Forderungen, die unter einen einzigen Gesichtspunkt zusammengefaßt werden könnten: es gilt, eine Ausnahmestellung zu beseitigen, durch die die Frauen an der Ausübung ihrer Pflichten im Dienst der Gesamtheit gehindert werden. Und eine solche Ausnahmestellung wird der Frau thatsächlich angewiesen durch ihre unzureichende Erziehung, durch die herrschenden Anschauungen und Zustände auf dem Gebiet der sexuellen Moral, durch die engen Schranken ihrer öffentlich-rechtlichen Stellung.

Es war interessant, zu beobachten, wie das Publikum des übervollen Saals — an zwei Abenden mußten schon lange vor Anfang die Thüren polizeilich geschlossen werden — für die von den Rednerinnen so warm vertretenen Ueberzeugungen gewonnen wurde. Auch wo bei einzelnen Zuhörern die Absicht einer lärmenden Opposition entschieden vorhanden war, wie bei der Besprechung der Sittlichkeitsfrage durch Fräulein Pappritz, wurde sie durch die ergreifende, rein sachliche Beleuchtung des sozialen Nährbodens dieser Erscheinung und durch den ruhigen, vornehmen Ton der Rednerin zum Verstummen gebracht, ja, in lebhafte Zustimmungskundgebungen verwandelt. Das Bewußtsein, daß eine öffentliche Behandlung dieser so lange verpönten Fragen von rein sozialreformerischem Standpunkt aus nicht nur möglich, sondern geboten sei, hat seiner Zeit die deutsche Frauenbewegung auf Anregung von Frau Bieber-Böhm zur Aufnahme der Sittlichkeitsfrage in ihr Programm veranlaßt. Prof. Dr. Flesch aus Frankfurt a/M. als wissenschaftlicher Vertreter dieses Gebietes der öffentlichen Hygiene hob in der Debatte mit besonderem Nachdruck hervor, einen wie großen Dienst die Frauen durch diesen ersten mutigen Schritt der Sache geleistet hätten.

Den gleichen Beifall fanden die Ausführungen von Fräulein Alice Salomon-Berlin über die Stellung der Frauen im Vereins- und Versammlungsrecht. Sind doch die Vorkommnisse, die die berühmte „Segment"-Bestimmung des preußischen Ministeriums des Innern in der Praxis des Vereinsrechts zur Folge gehabt hat, seltsam genug. Es mag in weitesten Kreisen humoristisch gewirkt haben, daß in der Gesellschaft für soziale Reform jüngst zu Köln die Referentin über Arbeiterinnenschutz von der Polizei in das Segment verwiesen und von dem Vorsitzenden Freiherrn von Berlepsch ermahnt wurde, den Dank der Versammlung nach Verlesung ihres Vortrags durch keinerlei Kundgebung irgend welcher Art zu erwidern, oder daß man in Braunschweig die Frauen am Besuch der Sitzungen des Gustav Adolf-Vereins polizeilich verhinderte. Die sehr ernste Seite der Frage liegt aber vor allem da, wo das Vereinsrecht die Arbeiterinnen im Kampf um ihre Existenz, in der Vertretung ihrer brennendsten wirtschaftlichen Interessen hindert. Auf diese Wirkung der Polizeipraxis legte Fräulein Alice Salomon den Hauptnachdruck, und in der Resolution, durch die die Versammlung sich einstimmig auf ihre Seite stellte, wurde ebenfalls dieser Punkt vor allem betont.

Sprach diese Resolution Forderungen aus, die längst spruchreif sind und durch deren Erfüllung der Gesetzgeber nur einer seit Jahrzehnten erreichten Entwicklungsstufe des sozialen Lebens endlich Rechnung tragen würde, so wies der Vortrag von Frau Marie Stritt in die Zukunft. Und gewiß wird eine Zeit kommen, da man der Frau die vollen bürgerlichen Rechte ebenso zuerkennen wird, wie ihr jetzt alle Einsichtigen die Vereins- und Versammlungsfreiheit zugestehen. Zu dieser Ueberzeugung aber werden die Frauen die Majorität des Volkes erst zwingen nicht durch Worte, sondern durch Leistungen. Gelegenheit, ihre Kraft im Dienst der Oeffentlichkeit zu bewähren, bieten den Frauen zunächst die kommunalen Aemter, die Mitarbeit in der städtischen Armen- und Waisenpflege, wo man sie schon zuläßt, in der Schuldeputation, wo sie sich Sitz und Stimme erwerben müssen.

Zu den in dieser Weise vor einem großen Publikum erörterten Fragen hatten die geschäftlichen Plenarsitzungen an den Vormittagen, die eigentliche Generalversammlung, über die nächsten praktischen Schritte des Bundes zu beraten. Naturgemäß ist die Einheitlichkeit des Bundesprogramms in Bezug auf diese praktische Arbeit schwerer zu erreichen, als in der theoretischen Grundlage und den letzten Zielen. Auf all den großen Teilgebieten des sozialen Lebens, auf denen die Befreiung der Frau sich vollziehen muß — im Berufsleben, in der Erziehung, im Recht u. s. w. — sind der Einzelaufgaben so viele und mannigfaltige, daß eine Ueberlastung der Tagesordnung mit Anträgen und Vorschlägen nur zu leicht eintritt. Auch diesmal bewies die Fülle der zur Verhandlung gestellten Fragen — Krankenpflegerinnenreform, Mutterschaftsversicherung, landwirtschaftliche Frauenbildung, Fürsorgeerziehung u. s. w. — zwar das lebhafte Interesse und die intensive Arbeit der Vereine auf ihren Fachgebieten, aber sie machte doch auch eine gründliche Durchberatung der einzelnen Forderungen entsprechend ihrer Tragweite oft unmöglich. Hier kann nur von den wichtigsten Beschlüssen die Rede sein.

Als aktuelle Aufgabe auf dem Gebiet der Mädchenerziehung betrachtet der Bund die Zulassung der Mädchen zu den höheren Unterrichtsanstalten der Knaben. Es handelt sich dabei zunächst nicht um das Prinzip der gemeinsamen Erziehung der Geschlechter, sondern um die Möglichkeit, den Mädchen eine bessere Schulbildung zu gewähren an Orten, die zur Errichtung gymnasialer Mädchenanstalten oder auch nur voll entwickelter höherer Mädchenschulen nicht imstande sind. In Baden und Württemberg ist diese Zulässung an einer beträchtlichen Zahl von Mittelschulen bereits erfolgt, ohne daß sie irgendwelche Mißstände zur Folge gehabt hätte.

Von noch größerer Tragweite ist die von Frauen- und Lehrerinnenvereinen schon häufig und auch diesmal vom Bund wieder in Angriff genommene Aufgabe, den Frauen Zutritt zu den städtischen Schuldeputationen zu erwirken. Für Preußen ist die Anknüpfung merkwürdigerweise durch eine noch giltige Ministerialbestimmung vom Jahr 1811 gegeben, in der den Schuldeputationen die Heranziehung von Frauen zur Aufsicht über die Mädchenschulen zur Pflicht gemacht wird. Es ist zu hoffen, daß diese Bestimmung, nachdem sie nun fast hundert Jahre hindurch nur auf dem Papier gestanden, endlich verwirklicht werden möchte.

In der Sittlichkeitsfrage nahm der Bund noch einmal entschieden Stellung gegen die Reglementierung der Prostitution und beschloß, den Kampf auf diesem Gebiet noch energischer aufzunehmen. Gegen den § 361/VI des Reichsstrafgesetzbuches, der jede Frau der diskretionären Willkür der Polizei ausliefert und zu unzähligen Mißgriffen Anlaß giebt, wurde in einer einstimmig gefaßten Resolution protestiert.

Digitized by Google

Auch die Frage des Frauenstimmrechts wurde in der Generalversammlung des Bundes verhandelt. Wer die Litteratur zur deutschen Frauenbewegung kennt, weiß, daß von allen ihren Vertreterinnen die Forderung politischer Gleichberechtigung als das selbstverständliche letzte Ziel der Frauenbewegung aufgestellt worden ist. Eine andere Frage ist es, ob man diese Forderung schon jetzt zu einem Programmpunkt der Bundesarbeit machen kann, wo noch viele in kleinen Provinzstädten verstreute Frauenerwerbsvereine durch ein Vorgehen zur politischen Befreiung der Frau sich die Möglichkeiten ihres Wirkens selbst zerstören würden. Es ist ein Beweis für die taktische Reife der Delegierten und für ihre klare Einsicht in die Lebensbedingungen der Bundesorganisation, daß sie eine Verpflichtung der Bundesvereine, für das Frauenstimmrecht einzutreten, ablehnten, während sie dem Ausdruck des Wunsches zustimmten, die Vereine möchten das Verständnis für den Gedanken des Frauenstimmrechts nach Kräften fördern.

Daß es vorwärts geht mit der deutschen Frauenbewegung, daß ihre Kräfte wachsen, ihre Einsicht sich klärt und vertieft, das zeigten auch die Sitzungen der Kommissionen, die der Bund für seine einzelnen Arbeitsgebiete eingesetzt hat. Freilich trat hier, bei der Diskussion von Einzelfragen, die durchaus Spezialkenntnisse erfordern, hervor, wie sehr es der Bewegung noch an Frauen fehlt, die über solche Fachbildung verfügen. Außer den Kommissionsmitgliedern selbst waren immer nur wenige Frauen imstande, sich auf Grund eingehender Kenntnis der verhandelten Fragen an der Diskussion zu beteiligen. Das trat besonders bei den Verhandlungen der Rechtskommission über die gesetzliche Dienstboteureform und der Arbeiterinnenschutzkommission über den Schutz der Konfektionsarbeiterinnen hervor. Infolge von dilettantischen Einwürfen aus dem Plenum entsprach das Resultat dieser Verhandlungen nicht immer der Sachkenntnis der Kommissionsmitglieder selbst. Selbstverständlich gab es auf dem Kongreß des Bundes so gut wie auf allen andern Kongressen solche, die „ungetrübt durch Sachkenntnis" frisch und fröhlich zu jedem Gegenstand das Wort nehmen; mit der hoffentlich bald wachsenden Zahl sachverständiger Frauen wird dieser Dilettantismus voraussichtlich mehr und mehr zurücktreten müssen. Erwägungen ähnlicher Art haben zu dem Beschluß geführt, den Kommissionen die Heranziehung tüchtiger Rednerinnen und die Sammlung einschlägigen Informationsmaterials zur Pflicht zu machen.

Daß der Verlauf der Verhandlungen im ganzen so durchaus befriedigend war, ist nicht zum geringsten der mustergiltigen Leitung durch die Bundesvorsitzende, Frau Marie Stritt, zu danken. Schon die bloße Innehaltung der Geschäftsordnung erforderte bei den sich jagenden Anträgen, Gegenanträgen, Amendements u. s. w. eine nicht geringe formelle Gewandtheit. Schwieriger noch war es, die immer wieder eintretende Gefahr eines Abirrens der Diskussion auf das Gebiet allgemeiner prinzipieller Gegensätze zu verhindern, die bei einer so überlasteten Tagesordnung geradezu verhängnisvoll hätte werden müssen. Daß bei der Leitung diese Gesichtspunkte niemals aus dem Auge gelassen wurden, daß die Bundesidee auch für die Diskussion das beherrschende Prinzip blieb, hat die Lösung der großen Aufgabe ermöglicht, die die Tage vom 4. bis 7. Oktober den deutschen Frauen stellten.

Möge die weitere Entwicklung des Bundes, der heute 157 Zweigvereine umfaßt, unter dem gleichen Zeichen stehen.

Aus dem neuen Südafrika.

Reisebilder von Hugo von Kupffer.

II. Kaplandspolitik und anderes.

Das Parlamentsgebäude von Kapstadt liegt in dem schönsten Teil der südafrikanischen Kapitale. Vielleicht erweckt mein Zornesausbruch am Schluß des einleitenden Artikels (No. 40 der „Woche") Zweifel in des Lesers Seele über den Begriff „Schönheit" in Verbindung mit Kapstadt. Aber ich erinnere an die behutsame Einschränkung des ausschlaggebenden Charakters erster Eindrücke. Gewiß, Kapstadt ist schön in seiner Art. Erfrischend, wie ein Menschenwesen, das in sich verschiedene Vornehmheiten des Kulturgeschöpfes mit den Naivitäten eines Naturmenschen vereint. Im Sonnenschein und erfrischenden Frühlingsgrün kann Kapstadt sogar bezaubernd schön genannt werden. Da treten besonders die dem Tafelberg näher und dem wilden, schmutzigen, echt kolonial angehauchten Treiben an der Bay und den Docks fernergelegenen Teile der Stadt mit ihren verschiedenen Reizen in den Vordergrund. Man vergißt darüber vieles beinah rüpelhaft Primitive in der Bauart und Einrichtung an Häusern und Läden, man sieht die zerstreuten Funken großstädtischen Geistes. Man fängt an, die Berechtigung der Ansichtskarten mit Bildern selbst aus dem Innern der Stadt anzuerkennen, nachdem man längst die ehrliche Ueberzeugung gewonnen, daß alle Bilder und Beschreibungen der wahren, überwältigenden Schönheit des Panoramas der Tafelbay, des Tafelberges und der Stadt mit ihren Vororten niemals gerecht werden können. — Uebrigens in Bezug auf Ansichtskarten ein Kuriosum: die hat der Postfiskus monopolisiert. Er fabriziert Weltpostkarten mit Miniaturbildchen auf der Adressenseite und läßt sich für die von der Privatindustrie hergestellten Bilderkarten schlankweg 2½ Pence Briefporto zahlen!

Also das Parlamentsgebäude von Kapstadt ist wunderhübsch gelegen. Ein Garten ringsum. Eine schattige, lange Baumallee, an die sich auch der berühmte Botanische Garten mit seinem kolossalen Reichtum an botanischen Spezies aus der ganzen Welt und seiner malerischen subtropischen Flora anlehnt, im Hintergrund, wie die Jungfrau über Interlaken, über den ganzen Ort dominierend, der Tafelberg mit seiner massigen, grobzügigen Terrassenform. Das Parlamentshaus selbst dürften Kenner und Verehrer vornehmer architektonischer Einfachheit und Stilharmonie vielleicht sogar schöner finden, als unser Reichstagsgebäude. Innen ist es sehr hell gehalten. Breite Treppenhäuser und Gänge. Lichtblau und weiß vorherrschend. Im Sitzungssaal wird man schon durch Aeußerlichkeiten stark an London erinnert. In dem langen Rechteck, dessen eine Schmalseite den hohen, geschnitzten Thron des durch die langherabhängende Perücke ausgezeichneten „Speaker" zeigt, zu dessen Füßen die beiden Sekretäre, auch in Talar und Perücke, an dem langen, mit Gesetzbüchern und dem Reichszepter ausgestatteten grünen Tisch sitzen, findet man die Anordnung der ledergepolsterten Bänke ganz nach mutterländischem Muster. Und es vollzieht sich da alles so feierlich, wie am Ufer der Themse. Der Sprecher spricht von sich selbst meist nur als „Mister Speaker", die Parlamentsmitglieder reden nicht die Versammlung, sondern immer den Sprecher an, und ein jeder, der auch nur vorübergehend den Saal verläßt, macht eine höfliche Verbeugung, beim Hinausgehn sowohl, wie beim Wiedereintritt nach dem Thron des Präsidenten. Rechts von dem Sprecher sind die Ministerbänke. Da sieht man auch die unscheinbare Gestalt des Ministerpräsidenten Sir Gordon Sprigg mit dem kleinen, weißhaarigen Kopf und den buschigen Augenbrauen. Hinter ihm und in der gleichen Linie mit seinem Sitz gruppieren sich, je zwei zusammen, die Mitglieder der englischen Partei,

Digitized by Google

der gemäßigten sowohl, wie der imperialistischen Jingopartei. Auf dieser Seite sitzt auch einer der originellsten Parlamentarier des Kaplands, der greise Oberst Schermbrucker, ein Bayer, der einst mit der für den Krimkrieg in England angeworbenen Legion, die niemals in Aktion trat, in der Kapkolonie angesiedelt war und sich seitdem zu einem tüchtigen englischen Imperialisten von reinstem Wasser entwickelt hat. Dieser Herr mit dem urwüchsigen Humor, einer enormen Redegabe und großer Schlagfertigkeit spricht stilistisch ein klassisches Englisch, aber mit einem höchst drolligen bayrischen Accent, der nicht wenig dazu beiträgt, manches Derbe und Launige, was er sagt, noch wirksamer zu machen. Und auf der andern Seite, da sitzen die Herren, die mit Vorliebe holländisch sprechen, d. h. das Taalholländisch der Afrikander, die Partei, die man heute hier mit Fug und Recht als Seiner Majestät getreueste Opposition bezeichnen kann, an ihrer Spitze der Deutsche Sauer, ein kleiner, wohlgenährter Herr mit einer germanischen Gelehrtenglatze, und Merriman, das enfant terrible unter den hiesigen Parlamentariern, ebenfalls mit dünnbehaartem Schädel und geistvollen, scharfgeschnittenen Zügen, hager und schlank, ein Mann, der manche Wandlung durchgemacht, der schon auf der Ministerbank gesessen und unstreitig der klügste und kenntnisreichste unter den Rednern im House of Assembly ist. Quer vor diesen beiden Reihen, auf der dem Sprecher gegenüberliegenden Schmalwand des Saales, sind die sogenannten cross-benches, die Sitze der „Wilden", die sich zu keiner ausgesprochenen Partei bekennen.

Und der alte Schermbrucker schlägt mit der Faust auf den Tisch und ruft: „Ich protestiere gegen diesen Zustand, wonach die Regierung, die die Geschicke des Landes leitet, von den Stimmen der Opposition gehalten wird. Ist hier irgendjemand im Hause, der leugnen will, daß das ehrenwerte Mitglied zu Wodhouse (Merriman) die Politik dieses Landes lenkt?! Wenn einer da ist, der möge aufstehn!"

Unauslöschliches Gelächter auf allen Bänken, während Herr Schermbrucker mit ziemlich rotem Antlitz triumphierend sich im Saal umsieht. Da springt der kleine Premierminister in die Höhe und ruft mit kräftiger Stimme sehr erregt: „Ich leugne es!" Das lauteste Bravorufen ertönt nun auf seiten der Merrimanleute, was aber den hartköpfigen alten Herrn mit dem bayrisch-englischen Accent nicht hindert, seine Behauptung aufrechtzuerhalten und unter großer Heiterkeit des ganzen Hauses zu erklären: „Wenn einer der Herren Minister sich für irgendeine politische Maßnahme ausspricht und merkt, daß seine Politik auf der andern Seite des Hauses nicht gutgeheißen werde, dann läßt er sie sofort fallen, wie eine heiße Kartoffel!"

Wenn ich meine Bilder aus dem neuen Südafrika mit einer Schilderung aus dem Kapparlament und einer Episode aus einer Sitzung der zweiten Kammer beginne, so hat das seinen guten Grund. In den wenigen Tagen meines Aufenthalts hier habe ich mit hervorragenden Männern der verschiedensten Lebensstellungen und der verschiedensten politischen Anschauungen gesprochen. Die Meinungen gingen manchmal auseinander. Aber es gab auch genug Uebereinstimmungspunkte, aus denen sich die mittlere Diagonale objektiver Wahrheit unschwer zusammensetzen ließ. Man kommt hier mit der naheliegenden Anschauung her, die Umformungen und Neubildungen würden lediglich in den neuerworbenen Provinzen oder, so ganz von oben herab, in London sich anspinnen. Hier wird man bald eines Bessern belehrt. Wirtschaftlich werden selbstverständlich die erstaunlich verschiedenen natürlichen Verhältnisse der neuen und alten englischen Besitzungen, die Verteilung der Nationalitäten, der eingeborenen und der eingewanderten Bewohner der verschiedenen Distrikte hier und dort verschieden geartete Einflüsse ausüben. In Bezug aber auf die äußere Gestaltung wird kein neues Transvaal, keine neue Oranjeflußkolonie geschaffen werden, sondern — in irgendeiner Form — thatsächlich ein neues Südafrika. Wenn man sorgfältig die Stimme im Kapland wägt und prüft, so kann man nicht glauben, daß für diese Neuschöpfung in erster Reihe die praktischen oder theoretischen Erwägungen des großbritannischen Kolonialamts maßgebend sein werden. Der Drang nach dem neuen Südafrika, wohl unter britischer Flagge, vielleicht aber nicht von vorwiegend britischer Färbung, ist eins der Produkte des Krieges. So erstaunlich es klingt: das Afrikanderlement ist durch ihn gestärkt, konsolidiert worden; während es früher in vielleicht einseitiger Weise sich den Prinzipien der Bauernrepublik innerlich näherte, saugt es jetzt Kraft aus dem britischen Imperialismus, den es bekämpft. Die Kapholländer, die eigentlichen Afrikander, werden sich kräftig aneinander schließen, mit den kongenialen Elementen im Transvaal und früheren Oranjestaat Fühlung suchen und auf ein afrikanisches Afrika, ein neues Kanada losmarschieren — — zunächst unter Leitung des Afrikanderbonds. Dieser Bond aber sitzt im Kapland, er bildet im Parlament die augenblicklich mächtigste Partei, er geht — wundersame Umkremplung der Begriffe — als Oppositionspartei in der Verfassungssuspensionsfrage und andern Dingen stramm mit der Regierung, er jagt die bisherige Regierungspartei in immer oppositionellere Stimmung hinein! — Hat man da nicht ein gutes Recht, sehr viel von der Zukunft ganz Südafrikas aus den Bewegungen der Regierungsmaschine in Kapstadt herauszulesen?!

Nun ist natürlich die auch uns in Deutschland am nächsten liegende Frage die: wird sich der Prozeß der Umwandlung, der Neubildung einer südafrikanischen Konföderation rasch oder langsam, friedlich oder stürmisch vollziehen? Es giebt kein undankbareres Geschäft, als das politische Orakeln. Aber — merkwürdig genug — ich fand eine überraschende Uebereinstimmung in der Beantwortung jener Fragen. Friedlich, so weit es sich um kriegerische Verwicklungen handelte, ja. Rasch, nein. Es wird zugegeben, daß unter der Oberfläche, besonders in den extremen Burenkreisen, die leicht zu lenken und, wie ich glaube, gegenüber Beeinflussungen von kleinen Intriguenzentren in Europa nicht ganz widerstandsfähig sind, irgendwelche Gärungen in der Folge noch möglich sind. Man wird wohl vielleicht auch mit der Möglichkeit rechnen können, daß die Kaffern in und um Natal, die Stämme, die sich noch rein und kräftig erhalten haben, einen Machtkitzel kriegen. War doch der Kampf der weißen Rassen untereinander für sie eine merkwürdige und lehrreiche Offenbarung. Sie sind unzweifelhaft zum Bewußtsein ihrer Zahl und ihrer Kraft gekommen. „Was meinen Sie," sagte mir ein Mann, der fast vierzig Jahre lang mitten im öffentlichen Leben Südafrikas steht, „welchen Grad von Selbstbewußtsein die Farbigen, für die der Bure nur den verächtlichen Namen skepsels (Geschöpfe) hatte, die er mehr als sprechende baboons (Paviane) denn als Menschen betrachtete, durch den Krieg gewonnen haben? So ein Schwarzer konnte mit dem Gewehr in der Hand den Buren anrempeln. Der drischt so leicht bei keinem Farmer mehr. Dabei kommen z. B. in Natal etwa 100 Farbige auf einen Weißen. Wenn Sie dorthin kommen, werden Sie den Eindruck gewinnen, als sei Natal eine Negerkolonie mit einer größeren Anzahl von weißen Aufsehern!" ... Also, wenn nicht ohne weiteres wahrscheinlich, so doch immerhin möglich wäre für die Folge allenfalls eine „schwarze Gefahr". Die interessante und überraschende Folge des Krieges aber, die sich in einer Kräftigung des holländischen Afrikanderelements unzweifelhaft kennzeichnet, dürfte für die weitere friedliche Entwicklung der Zustände, von innerlichen Reibungen und kleinen Putschen abgesehen, kaum ein Hindernis bieten. Ich glaube zwar, daß man aus dem Hand-in-Handgehen der Kolonialregierung mit dem Afrikanderbond, das mir doch zur Zeit als das erscheint, was man in unserm parlamentarischen Leben als Kuhhandel bezeichnet — ich erinnere an das „Ich leugne es" des Sir Gordon Sprigg — leicht den falschen Schluß ziehen könnte, die Afrikaner (man sagt hier nicht gern Afrikander) würden nun ein für allemal formell die politische Leitung behalten. Der Afrikanderbond als solcher mag vielleicht seine Stellung einst einbüßen. Wohl aber darf man von dem praktischen Sinn und der Klugheit der englischen Regierung annehmen, daß sie schließlich doch der natürlichen,

Digitized by Google

friedlichen und daher wirtschaftlich auch für Großbritannien wertvollen Entwicklung der Dinge sich nicht mit hartnäckigem Imperialismus, der doch eigentlich auch „Gefühlspolitik“ ist, entgegenstemmen wird. Der Afrikanderbond war ja nicht ursprünglich eine politische Vereinigung, er ging aus der Farmers Protection Association, einem Bund der Landwirte, hervor, und erst nach dem ersten Krieg, als Transvaal den Buren wieder zurückgegeben wurde, trat eine sich auch über die Kapkolonie ausbreitende Stärkung des afrikanisch-holländischen Nationalgefühls ein, die den Bond zu einer politischen Partei machte. Heute freilich ist er der Hecht im Karpfenteich oder, um ein besseres Bild zu wählen, der Sauerteig für das neue Südafrika.

So betrachtet, scheint mir die Niederlage des tapferen Burenvolkes noch lange nicht ein absoluter Sieg des englischen Imperialismus. Der Krieg erscheint als eine blutige Operation zur Ermöglichung einer friedlichen Rassenvereinigung, in der das afrikanderische Element den Grundton bildet.

Aeußerlich bietet Kapstadt ein Bild des Friedens und zeigt von den Nachwehen des Krieges außer der dichtgesäten Soldateska nichts. Besonders empfinden nur diejenigen noch das Vorhandensein abnormer Zustände, die hier auf ihre Erlaubnisscheine zur Fahrt nach Transvaal oder der Oranjeflußkolonie warten. Diese Maßnahme wird noch recht rigoros gehandhabt, sogar solchen gegenüber, soweit sie nicht englische Unterthanen sind, die Grund und Boden im Innern des Landes besitzen. Daß dabei, wie ich hörte, sogar sogenannte Schiebungen vorkommen, daß es Fälle giebt, wo dunkle Existenzen leicht erhaltene Permits um wenige Pfund verschacherten, ist ein Kuriosum, das ins Gebiet der betrogenen Betrüger gehört. Am stärksten merkt man wohl hier und überall im Land die Nachwehen des Krieges in der maßlosen Teuerung. Von Hotel- und Luxusartikelpreisen will ich gar nicht reden. Schaudervoll, höchst schaudervoll! Aber — die Lebensmittel! Kartoffeln, jetzt allerdings 20 Pfennig das Pfund, sind schon mit 1 Penny das Stück bezahlt worden, Blumenkohl kostet von 7 bis 9 Pence (etwa 80 Pfennig) der Kopf. Hiesige Butter wird mit 2 Mark 50 das Pfund bezahlt, Milch mit 65 Pfennig das Liter, und was das Fleisch betrifft, so wird in Kapstadt fast ausschließlich australisches gefrorenes Fleich gegessen — in einem Land, wo für die Viehzucht fast alles vorhanden ist! — — Noch bis zum Jahr 1890, habe ich mir sagen lassen, versorgte das Großnama- und Damaraland, also unser deutschsüdwestafrikanisches Gebiet, das Kapland mit großen Viehtransporten. Wird das nicht vielleicht wieder eintreten? Es scheint mir, daß man sich bei uns jetzt zu regen beginnt und sich nicht mehr lediglich mit dem Export — geleerter Bierflaschen nach Deutschland begnügen will. (Fortsetzung folgt.)

Umschau.

Unser Kaiser hat in Cadinen wiederholt Minister zum Vortrag beschieden und in wichtigen Personenfragen Entscheidung getroffen. So wurde zum Nachfolger des aus dem Amt scheidenden Oberpräsidenten von Hannover, Grafen zu Stolberg-Wernigerode, der bisherige Wiesbadener Regierungspräsident Dr. Wentzel und der bisherige Oberbürgermeister von Danzig, Clemens Delbrück (vergl. die nebenstehende Abbildung), zum Oberpräsidenten von Westpreußen ernannt. Delbrück hat schon wiederholt Huldbeweise vom Kaiser empfangen, er hat auch jetzt vor seiner Ernennung als Gast des Monarchen in Cadinen geweilt. Seine Berufung an die Spitze der Provinz wird mit großer Genugthuung aufgenommen werden, denn der neue Oberpräsident hat es in seiner bisherigen Wirksamkeit stets verstanden, sich die Sympathien der Bevölkerung zu erwerben, ein thatkräftiger, weitblickender Mann, dem auch die politischen Gegner ihre Achtung nicht versagen.

Clemens Delbrück,
der neue Oberpräsident von Westpreußen.

Kart. Inst. H. Amend, Berlin W. 30.

Siam und seine Grenzländer.

Die Zeit der parlamentarischen Hochflut hat begonnen. Während der österreichische Reichsrat zum Donnerstag einberufen wurde, sind die deutsche und die französische Volksvertretung bereits am Dienstag wieder zusammengetreten. Unsere Reichsboten scheinen große Redelust aus den Ferien mitgebracht zu haben. Auf der Tagesordnung der ersten Reichstagssitzung standen Berichte über Petitionen, die gemeinhin ziemlich schnell erledigt werden. Diesen Dienstag aber gab es eine weitgreifende Debatte über einige das Vereins- und Versammlungsrecht betreffende Bittschriften. Allgemein kam die Ueberzeugung zum Ausdruck, daß die bestehenden Zustände auf diesem Gebiet sich überlebt haben, allgemein wurde eine reichsgesetzliche Regelung der Materie verlangt, und der Zentrumsabgeordnete Trimborn hatte nicht nur seine eigene Partei hinter sich, als er sagte, daß diese Regelung nicht nur einheitlich, sondern auch freiheitlich sein müsse. Leider ging diese schöne Einigkeit schon in die Brüche, als die Frage erörtert wurde, in welchem Umfang an dem neuen verbesserten Recht auch die Frauen teilhaben sollten. Je weiter nach links, desto entschiedener wird auch für das weibliche Geschlecht volle Vereins- und Versammlungsfreiheit gefordert, während das Zentrum sie nur glaubt zur Vertretung weiblicher Berufsinteressen zugestehen zu können. Die verbündeten Regierungen äußerten sich über ihre Absichten nicht. Die ganze Diskussion hatte ja auch nicht den Zweck, schon für den Augenblick ein praktisches Ergebnis zu erzielen; wenn sie so ausgiebig wurde, daß sie nicht einmal in einer Sitzung beendet werden konnte, so spielte dabei wohl die Rücksicht auf die im nächsten Jahr bevorstehenden Wahlen eine nicht ganz unbedeutende Rolle.

Der neue französisch-siamesische Vertrag (vergl. obige Karte) regelt nicht nur die Grenzen zwischen dem französischen und dem

Digitized by Google

siamesischen Gebiet, er enthält auch noch andere Bestimmungen, die geeignet erscheinen, den ewigen Reibungen zwischen beiden Ländern für die Zukunft den Boden zu entziehen. Die durch das Abkommen bedingten territorialen Veränderungen sind in der Hauptsache, daß Frankreich die Provinzen Maluprei und Bassak, sowie das Gebiet an dem Großen See erhält, dafür aber aus Tschantabun, das es bisher besetzt hielt, seine Truppen zurückzieht. Da häufig Zwistigkeiten darüber entstanden sind, welche Personen unter französischen Schutz gehören, ist vorgesehen, daß Asiaten, die diesen Schutz genießen, und ihre Kinder gleich französischen Staatsangehörigen in die Listen der Gesandtschaft oder der Konsulate der Republik eingetragen werden. Wenn ferner Frankreich in dem Vertrag auf die neutrale Zone am Mekong Verzicht leistet, so wird ihm andererseits in der französischen Einflußsphäre ein Aufsichtsrecht zugestanden, das wie dazu geschaffen erscheint, den Einfluß der Republik auf Siam überhaupt in sehr kräftiger Weise zu stärken.

Von den großen Arbeiterausständen, mit denen sich neuerdings die öffentliche Meinung eingehend beschäftigt hat, ist am schnellsten der Generalstreik in Genf beendet worden. Kaum proklamiert, wurde er schon wieder aufgehoben, da die Arbeiter sich überzeugten, daß sie gegenüber dem entschiedenen Eingreifen der Behörden nichts würden ausrichten können. Leider ist die Ruhe nicht hergestellt worden, ohne daß es zu blutigen Zusammenstößen mit den aufgebotenen Truppen gekommen wäre. Ganz anders hat sich die Bewegung in Frankreich entwickelt, sie breitet sich immer mehr aus und greift sogar auf belgisches Gebiet über, doch wurden bisher ernstere Ruhestörungen glücklich vermieden. In Amerika schließlich bietet sich erfreulicherweise einige Aussicht auf gütige Beilegung des Kohlenarbeiterstreiks. Die fortgesetzten, auf Versöhnung der Gegensätze gerichteten Bemühungen des Präsidenten Roosevelt haben wenigstens insoweit ein Ergebnis gehabt, als sich die Grubenbesitzer neuerdings mit der Einsetzung einer Kommission zur Prüfung ihrer Differenzen mit den Arbeitern unter gewissen Bedingungen einverstanden erklärt haben.

Die Hochsaison hat nunmehr überall eingesetzt. Sie scheint den gefälligen Plauderern und den Technikern des Theatervergnügens abermals weit günstiger zu sein, als den künstlerisch Ernsten, die in diesem Herbst noch kein voll hinreißendes Drama auf die Bühne brachten. Auch Max Halbes neuster Versuch, die Bühne zu erobern, die Komödie „Der Walpurgistag", that im Dresdner Königl. Schauspielhaus keine reine Wirkung. Man klaschte Beifall, man zischte, aber auch die Beifallsfreudigen werden eher hier und dort sich dem lyrischen Reiz der Stimmung hingegeben haben, als von dramatischer Gewalt gepackt worden sein. Man hat es eben mit einem Künstlerdrama zu thun. Das Weh des Schaffenden, sein Bangen, sein Ringen, seine Lust am neugewonnenen Mut, das alles pflegt sich in der Stille abzuspielen. Halbe schafft für seinen genialischen Dichter Ansgar einen äußeren Gegensatz. Sein Dichter muß unter den Philistern von Eckardsbronn leben. Die haben ihn einmal am Walpurgistag zum Dichterkönig gekrönt und sich für ihre freundliche Laune dann Jahre hindurch bitter gerächt. Der mißächtete, verkannte Dichter schreitet nun durch Grauen zur Selbsterhöhung. Er sagt sich von den Eckardsbronnern, dem Pöbel los, und ihm zur Seite steht die allegorische Gestalt einer edlen Frau aus einer Sonnenstadt. Das Drama war sorgsam inscenirt, die komischen Volksscenen besonders kamen scharf belebt heraus.

Auf völlig anderm Gebiet liegt eine Komödie „Wienerinnen" von Hermann Bahr, wiewohl darin gleichfalls viel von Kunst und Künstlern die Rede ist. Sie hatte in Lindaus „Berliner Theater", umgekehrt wie in Wien, viel Glück. Die „Snobs", die Mitläufer der jeweiligen neusten Mode, werden durchgehechelt. Bei Bahr sind es reiche Wienerinnen. Sie könnten ebensowohl „Luxusweibchen" von Berlin oder sonstwo her sein. Dazu kommt, daß ein arbeitsamer Architekt, dessen Vorbild der Wiener Baumeister Olbrich war, den Müßiggängerinnen in der Theatermanier der Derbaufrichtigen tüchtig die Wahrheit geigt. Also ein leichtes Witzgeplauder mit Moral, eine Mischung, die gern gefällt. Die dankbare Rolle des Architekten spielte Herr Wehrlin mit frohem Gelingen.

Loki.

Die bunten Theater, die jetzt dem Schlagwort von „intimer Kunst" huldigen, machen immer „größere" Versuche in dem wirbelnden Berliner Wettkampf. So wagte sich das kleine Schall- und Rauchtheater an die raffinierte Tragikomödie „Rausch", die von August Strindberg nach den Bekenntnissen in seinem Roman „L'Inferno" geschrieben ist. Liebestaumel wird vom Haß zwischen Mann und Weib abgelöst, und der Dichter leuchtet grell in den Kampf der Geschlechter. Von Reicher und von Gertrud Eysoldt ergreifend dargestellt, fesselte das düstere Drama.

In Stuttgart wurde in nächster Nähe der Theaterbrandruine das Interimshoftheater seiner Bestimmung übergeben, wohl für eine beträchtliche Reihe von Jahren, denn die Vollendung des im größten Stil geplanten Monumentalneubaus wird lange auf sich warten lassen. Demgemäß geht der Interimsbau trotz aller Einfachheit der Formen weit über das Typische des Improvisierten und Schnellvergänglichen hinaus, und überdies nimmt er durch seine im neudeutschen Geschmack, vulgo Jugendstil, gehaltene Ausstattung eine ganz eigenartige Stellung unter den modernen Theaterbauten ein. Das neue Haus wurde mit einer Festvorstellung des „Tannhäuser" eingeweiht.

Madame de Nuovina, der gefeierte Gast der Königlichen Oper (Abb. S. 1939), gehört zu den interessantesten Bühnenerscheinungen, die unsere an künstlerischen Individualitäten nicht eben allzu reiche Zeit aufzuweisen hat. Gleich der Bellincioni, der man den Beinamen „die singende Duse" gab, kann man auch der Nuovina als Charakteristikum ihrer Eigenart ein Epitheton, das des „weiblichen Zacconi" verleihen. Das Geheimnis ihrer Wirkung auf das Publikum besteht in ihrer bei Sängern seltenen, überaus großen schauspielerischen Begabung und der Ausdrucksfähigkeit, alle Leidenschaften in vollendeter Weise wiedergeben zu können. Diese Eigenart prädestiniert die Nuovina zu Rollen im Stil der „Navarraise", mit der die Künstlerin anläßlich ihres ersten Auftretens in Berlin einen außerordentlichen Erfolg erzielte. Nächst dem Mädchen von Navarra gehört auch die Partie der Carmen zu den interessantesten Rollen der Sängerin. Wie die Réjane in ihrem Aeußeren die moderne französische Frau durch die Art ihrer Toilettenkunst treffend repräsentiert, wie die Duse in ihren wallenden, an keine Mode gebundenen Gewändern gleichsam die von den Eindrücken der Außenwelt losgelöste Dulderin verkörpert, so ist auch die Kostümkunst der Nuovina eine ihrer Individualität entsprungene, eigenartig originelle. Diese Carmen holte die Anregung zu ihren Kostümen bei den Werken des Goya y Lucientes, jenes spanischen Malers des 18. Jahrhunderts, dessen Portraitkunst ihn würdig an die Seite eines Velasquez stellt. Nach seinem im Louvre ausgestellten Gemälde Carmen ist das Kostüm gefertigt, das die Nuovina im letzten Akt der Bizetschen Oper trägt und das außer dem Vorzug der Schönheit auch noch den der absoluten Stilechtheit besitzt. Auf schwarzem Atlas ziehen sich vorn zu beiden Seiten des kurzen Röckchens künstlerisch ausgeführte Motive in Silber, Perlen und Pierres de Straß, durch die sich leise, wie die Erinnerung an die kurze Glanzzeit der Geliebten des Toreadors, zarte, im Dunkel der schwarzen Jettsterne sich verlierende Goldfäden stehlen. Völlig aus Jett, Silber und Straßsteinen besteht auch der kurze, die Büste umspannende Bolero. Zum Tanz bei Lillas Pastia kleidet sich die Nuovina in Seidenmusselin, auf dem gemalte Mohnblumen in zahllosen

Digitized by Google

kleinen Volants sich zu entblättern scheinen. Ein himmelblaues, mit den gleichen Blumen besticktes Crêpe-de-Chinetuch flattert bei der Seguidilla vermittelnd zwischen dem blumigen Röckchen und der fragmentarischen Taille, die im Schmugglerakt ein originelles Lederjäckchen umfängt. Die rumänisch-französische Künstlerin, die ihre Individualität und jene der Rollen, die sie darstellt, so glänzend auch äußerlich zu verkörpern versteht, gehört demnach nicht zu jenen Künstlern, die, nach dem Rezept des seligen Striese, ihre Kostümkunde in den Satz zusammenfaßten: „Vor Christi Geburt fleischfarbene Trikots, nach Christi Geburt Ritterstiefel."

J. Korn.

Das Buch der Woche

Kunst und Schule.

Seit dem vorjährigen Kunsterziehungstag in Dresden ist die Frage nicht mehr in der öffentlichen Erörterung verstummt: ob und wie wir unsere Jugend zur Kunst erziehn können? Die Empfindung ist ganz allgemein — und nicht nur bei uns, sondern in allen Kulturländern — daß Erziehung und Schule bisher allzuviel totes Wissen und allzuwenig lebendige Anschauung dem Kind gegeben haben. Wir haben Buchstabenmenschen erzogen, ein brillenbewehrtes Geschlecht, das Natur und Wirklichkeit nicht mit eigenen Augen anschauen gelernt und zur Kunst überhaupt kein inneres Verhältnis gewonnen hat.

Die „Erziehung zum Sehen" ist die erste große Aufgabe, die Eltern und Lehrer am Kind zu vollbringen haben. Ludwig Volkmann widmete diesem Thema einen frischen und anregenden Vortrag (Verlag von R. Voigtländer, Leipzig). Mit Recht weist er darauf hin, daß wir über dem Lernen das Sehen vergessen haben, und daß unser Auge nach einem Wort von Schultze-Naumburg nur noch „ein Organ zur geistigen Vermittlung von Gedrucktem und zur Verhütung des Anstoßens an Laternenpfähle auf der Straße" ist. Blind und teilnahmslos schreiten wir an den Dingen vorüber und schauen sie eigentlich nur daraufhin an, ob sie uns nützen oder schaden können. Wenn's hoch kommt, stellen wir uns auch einmal ganz oberflächlich die Frage, ob diese oder jene Erscheinung uns „gefällt". Fast immer verbinden wir mit unserm Sehen einen Zweck, eine Absicht, und die selbstlose Hingabe an die Dinge, die allein ihre innere und äußere Schönheit erhellt, ist uns so gut wie ganz verloren gegangen.

Bei den Erwachsenen ist wohl nicht mehr viel zu ändern und zu bessern; aber bei der heranwachsenden Jugend, bei dem kommenden Geschlecht kann und muß die Erziehung zum Sehen, d. h. zur künstlerischen Genußfähigkeit einsetzen. Konrad Lange, der Tübinger Professor der Kunstwissenschaft, erblickt im Zeichenunterricht das wichtigste Mittel zur ästhetischen Bildung, und für die gründliche Erneuerung dieses Unterrichts tritt er in seiner Schrift „Das Wesen der künstlerischen Erziehung" ein (Verlag von Otto Maier, Ravensburg). Jeder Weg zur Kunst geht durch die Natur, und deshalb muß auch der Zeichenunterricht eng und innig sich an schlichte Naturbeobachtung anschließen. Der Schüler soll vor die Dinge selbst gestellt werden, und was sein Auge hell und klar aufgenommen hat, soll die Hand frisch und fröhlich nachbilden. Frei und spielend soll der Unterricht sein und fern von Zucht und Drill möglichst jede Persönlichkeit nach ihrem eigenen Gesetz sich entfalten lassen. Nicht Künstler sollen so erzogen werden, sondern gute Dilettanten, die einmal bescheiden und demütig vor der großen schöpferischen Kunst stehn, weil sie ihres Wesens reinen Hauch verspürt und Schönheit sehen gelernt haben.

Ein anderer Universitätslehrer, Professor Wilhelm Rein in Jena, ergreift gleichfalls zur Frage der Kunsterziehung das Wort: in seiner Schrift „Bildende Kunst und Schule" (Verlag von Erwin Haendcke, Dresden). „Wir haben seit Jahrzehnten die Augen unseres Volks auf Buchstaben eingestellt, aber nicht auf die Werke der Natur und Kunst." Von dieser Ueberzeugung geht er aus und gelangt zu der Forderung: „Die Schule der Zukunft soll eine Stätte werden, in der das Künstlerische ebenso sein Heim findet, wie das Wissenswerte, das Sittliche und das Religiöse." Wilhelm Rein verspricht sich viel von der stillen Wirkung, die eine schöne Umgebung auf den Schüler ausübt, und verlangt künstlerische Gestaltung und Ausschmückung des Schulgebäudes und der Klassenräume. „Kunst kann nicht gepredigt, sie muß empfunden werden." Dem Buch sind drei von praktischen Schulmännern zusammengestellte Tabellen beigegeben, die für Bürgerschulen, Gymnasien und höhere Töchterschulen eine Auswahl geeigneter Kunstwerke vorschlagen.

Zum Schluß möchte ich auf die neue vierte Auflage von Alfred Lichtwarks „Uebungen in der Betrachtung von Kunstwerken" aufmerksam machen (Verlag von Bruno Cassirer, Berlin). Ein köstlich frisches, lebendiges und feinfühliges Buch, an dem nicht nur der Lehrer und Erzieher, sondern auch der Dichter und Künstler seine Freude haben muß.

Paul Remer.

Die Toten der Woche.

Hofrat Professor Emmerich Andresen, Bildhauer, † in Meißen am 7. Oktober im Alter von 59 Jahren.

Wilhelm Anfermannn früherer Vorsitzender des Neuyorker Schillerkomitees, † in Wiesbaden am 11. Oktober im 77. Lebensjahr.

Baron Bradsky, österreichischer Luftschiffer, † bei einer Ballonfahrt in Paris am 13. Oktober. (Vergl. S. 1942.)

Arthur Bucheron (Saint Geneſt), bedeutender französischer Journalist, † in Paris am 9. Oktober im 69. Lebensjahr.

Geheimrat Hugo Häpe, bekannt als hervorragender Kenner der Gabelsberger Stenographie, langjähriger Leiter des Königlich sächsischen stenographischen Instituts in Dresden, † am 8. Oktober im Alter von 84 Jahren.

Dr. Karl Emil Jung, Professor an der Universität Adelaide, Generalinspektor der Schulen der australischen Kolonien, bekannter Geograph, † in Leipzig im Alter von 68 Jahren.

John Kensit, bekannter Wycliffit und kirchlicher Agitator, † in Liverpool am 8. Oktober.

Dr. A. Luermann, langjähriger Senator und früherer Bürgermeister von Bremen, † in Bremen am 13. Oktober im Alter von 83 Jahren.

Kontreadmiral Przewisinski, bekannt durch seine entschlossene Haltung während der spanischen Insurrektion im Jahr 1874 vor Kartagena, † am 9. Oktober.

Freiherr von Seefried auf Buttenheim, der Schwiegervater der Prinzessin Elisabeth von Bayern, † in Herzogshöhe am 13. Oktober im Alter von 56 Jahren.

Feldmarschalleutnant Stransky Edler von Dresdenberg, † in Mödling am 12. Oktober im Alter von 77 Jahren.

Taomu, Vizekönig der chinesischen Provinz Liang-Kwang, † am 10. Oktober.

Kapitän E. Woitschewsky, Ehrenpräsident und Mitbegründer des Vereins deutscher Seeschiffer in Hamburg, † in Hamburg am 9. Oktober.

Lucie Wolf, bedeutende norwegische Schauspielerin, † in Christiania am 9. Oktober im Alter von 70 Jahren.

Wörner, Bürgermeister von Bad Nauheim, † in Bad Nauheim am 11. Oktober.

A. von Wurmb, Generalleutnant z. D., früherer Kommandeur der III. Kavalleriebrigade in Stettin, † in Berlin am 12. Oktober.

Lorenz Zimmermann, langjähriges früheres Mitglied des preußischen Landtags, † in Schlüchtern am 8. Oktober im 80. Lebensjahr.

Digitized by Google

Unsere Bilder.

Der erste deutsche Kolonialkongreß (Abb. S. 1941) hat unter dem Vorsitz des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg einen glänzenden Verlauf genommen. Männer der Praxis und der Wissenschaft, Pioniere des Handels und Missionare, die das Christentum in unsere überseeischen Schutzgebiete hinaustragen, große Verbände, die teils wirtschaftliche, teils ideale Ziele verfolgen, hatten sich zu der großen Zusammenkunft eingefunden, der auch die Regierung das lebhafteste Interesse entgegenbrachte. In mehr als fünfzig Vorträgen wurde dargelegt, was auf den verschiedensten Gebieten in den Kolonien und für sie schon geleistet worden ist und noch geleistet werden soll. Der Erfolg der ganzen Veranstaltung war derartig, daß ein Antrag, deutsche Kolonialkongresse zu einer ständigen Einrichtung zu machen und den nächsten im Jahr 1905 abzuhalten, einstimmige Annahme fand.

Königin Alexandra von England und Kronprinz Friedrich von Dänemark (Abb. S. 1945). Königin Alexandra ist, nachdem sie die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sie sich um die Gesundheit ihres Gemahls nicht mehr zu sorgen brauchte, zum Besuch beim dänischen Hof nach Kopenhagen gefahren. Unser Bild zeigt die königliche Frau mit ihrem ältesten Bruder, dem Kronprinzen Friedrich.

Die Düsseldorfer Ausstellung (Abb. S. 1940) geht mit Riesenschritten ihrem Ende entgegen, obwohl sie noch volle Lebenskraft besitzt. Ihr Erfolg ist nach jeder Richtung hin unbestritten, auch in finanzieller Beziehung, da — eine Seltenheit — ein Defizit nicht zu erwarten ist. Die Ausstellung ist durchschnittlich täglich von mehr als 18 000, im ganzen von mehr als drei Millionen Personen besucht worden. Inzwischen haben auch die Preisrichter ihres Amtes gewaltet, die Jury für die Kunstausstellung unter dem Vorsitz des Düsseldorfer Akademiedirektors Professor Janssen, jene für die Gewerbe- und Industrieausstellung unter dem Vorsitz des Geheimen Kommerzienrats Schieß. Das Ergebnis ihrer Arbeit soll bei der auf den 20. Oktober angesetzten Schlußfeier verkündet werden.

Das neue Herrenhaus auf der Altenburg bei Bamberg (Abb. S. 1944) ist am 6. Oktober unter regster Teilnahme der Bevölkerung feierlich eröffnet worden. Die Burg gehörte in früheren Zeiten den Fürstbischöfen von Bamberg, die jedoch auf ihr meist nur vorübergehend, wenn die Not sie trieb, gewohnt haben. Im Jahr 1801 schenkte sie der Fürstbischof Franz von Berlek seinem Leibarzt, und nach dessen Tod wurde sie 1818 von einem zu diesem Zweck gebildeten „Verein zur Erhaltung des Schlosses Altenburg bei Bamberg" für die Stadt erstanden. Der Zeitströmung folgend, hat sich nun der Verein nicht nur auf die Erhaltung der Altenburg beschränkt, sondern ist zu ihrer Restaurierung geschritten. In dem neuen Herrenhaus sind eine Anzahl Logierzimmer hergerichtet, um Fremden zu dauerndem Aufenthalt zu dienen, die die herrliche Aussicht über das Regnitzthal genießen wollen.

Die großen Grubenarbeiterausstände (Abb. S. 1942) in Frankreich und Amerika dauern fort, es dürfte daher von Interesse sein, die Führer der Bewegung hier wie dort kennen zu lernen. Während in Frankreich das Nationalkomitee des Bergarbeiterverbandes, das in seiner Sitzung vom 8. Oktober den Generalstreik beschlossen hat, als Gesamtheit auftritt, laufen in Amerika alle Fäden in der Hand eines Mannes zusammen. John Mitchell, der Präsident der Kohlenarbeitervereinigung in Pennsylvanien, der das Vertrauen seiner Genossen in höchstem Maß besitzt, erscheint als ihr berufener Vertreter, mit dem auch die Verhandlungen über die Beilegung des Streiks geführt worden sind.

Ein neues Opfer der Luftschiffahrt (Abb. S. 1942) ist der österreichische Aëronaut Baron Bradsky geworden. Er unternahm am 13. Oktober vom Vaugirard-Park in Paris aus den ersten Aufstieg mit dem von ihm konstruierten lenkbaren Ballon „Dirigeable". Anfangs ging alles ganz günstig, es schien sogar, als besiege der Luftschiffer den Widerstand des allerdings nur mäßig vorhandenen Windes. In der Nähe von Saint Denis aber — Saint Ouen war das Ziel — wollte der Dirigeable dem Steuer nicht mehr gehorchen. Als nun Bradsky die Gondel an den Haltetauen herablassen wollte, stürzte diese aus einer Höhe von etwa hundert Meter auf die Erde herab, während der Ballon selbst sich hoch in die Lüfte erhob. Bei dem gewaltigen Anprall der Gondel auf den Erdboden wurde Bradsky auf der Stelle getötet, und auch sein Begleiter Morin erlag nach wenigen Sekunden seinen schweren Verletzungen.

Graf Leo Tolstoi (Abb. S. 1945), der große russische Philosoph und Dichter, der in diesem Frühjahr so schwer krank darniederlag, daß an seinem Aufkommen gezweifelt werden mußte, hat vermöge seiner zähen Konstitution den Angriff des Todes noch einmal abgeschlagen. Zwar nicht völlig wiederhergestellt, aber wesentlich gekräftigt und arbeitsfähig, ist er mit seinem Arzt aus der Krim nach Jaßnoja Poljana zurückgekehrt, um dort sein Einsiedlerleben fortzuführen.

Ein neuer Leuchtturm (Abb. S. 1944) ist an der englischen Küste in der Nähe von Beachy Head etwa halbwegs zwischen Dover und Portsmouth errichtet worden. Es ist dankenswert, daß sich die Engländer durch die großen technischen Schwierigkeiten, die dem Werk entgegenstanden, nicht von seiner Ausführung haben abhalten lassen. Denn die Stelle, an der der Turm sich erhebt, ist eine der am meisten befahrenen des tückischen Kanals, und erst jüngst hat dort wieder ein Zusammenstoß zwischen dem großen deutschen Schnelldampfer „Kronprinz Wilhelm" und einem englischen Steamer stattgefunden.

Sport. Der König von Württemberg hatte bei seinem letzten Besuch des Rennplatzes zu Weil (Abb. S. 1943) das Vergnügen, eins seiner eigenen Pferde siegreich vom Pfosten heimkehren zu sehen. Während nämlich in Preußen das Hauptgestüt Graditz, das für die Vollblutzucht in Deutschland schon sehr viel geleistet hat, ein staatliches Institut ist, befindet sich das Gestüt zu Weil im Privatbesitz des Königs Wilhelm, der dem Turf lebhaftes Interesse entgegenbringt. Der Betrieb des Königlichen Gestüts vollzieht sich insofern unter besonders günstigen Bedingungen, als es in engster Verbindung mit dem ersten Rennplatz des Landes steht, der in neuerer Zeit an Bedeutung wesentlich gewonnen hat. — Einen neuen Erfolg hat die deutsche Ruderei bei der internationalen Regatta in Amsterdam errungen, da sich Weber-Mönchhof (Abb. S. 1940) im Kampf mit Engländern und Franzosen die holländische Meisterschaft im Einer erwarb.

Vom Theater (Abb. S. 1946). Maurice Maeterlincks neues Schauspiel „Monna Vanna" beherrscht im Deutschen Theater in Berlin den Spielplan. Wir bringen heute im Bild die Hauptscene des zweiten Akts, die Zusammenkunft Monna Vannas (Teresina Geßner) mit Prinzivalli (Otto Sommerstorff). — Inzwischen hat auch das Königliche Schauspielhaus, nachdem es mit dem Schwank „Im bunten Rock" dem Unterhaltungsbedürfnis des Publikums Rechnung getragen, wieder eine ernste Aufgabe gelöst mit der Neuaufführung des Grillparzerschen Trauerspiels „Die Ahnfrau", dessen Schlußscene mit ihren stark aufgetragenen Effekten der Photograph für uns auf die Platte gebannt hat.

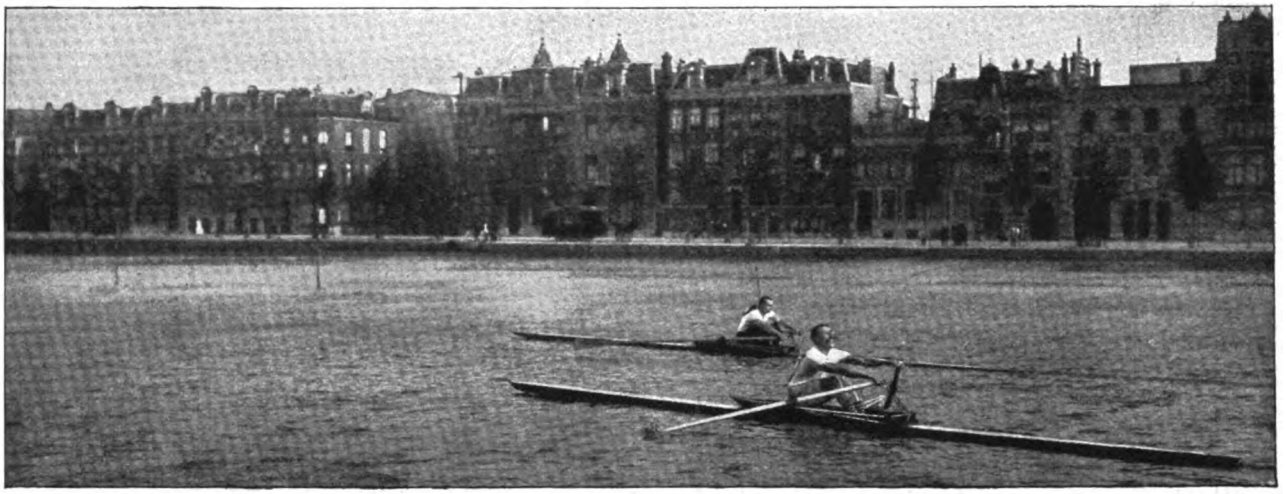
Digitized by Google

Bilder vom Tage.

Phot. Reutlinger, Paris.

Madame Nuovina,
der gefeierte französische Gast des Berliner Königlichen Opernhauses.

Digitized by Google



Von der internationalen Ruderregatta in Amsterdam: Der Sieger, Meisterschaftsfahrer Weber-Mönchhof (Mainz), und der englische Champion Beresford am Start. (Phot. van Elfrinkhoff)

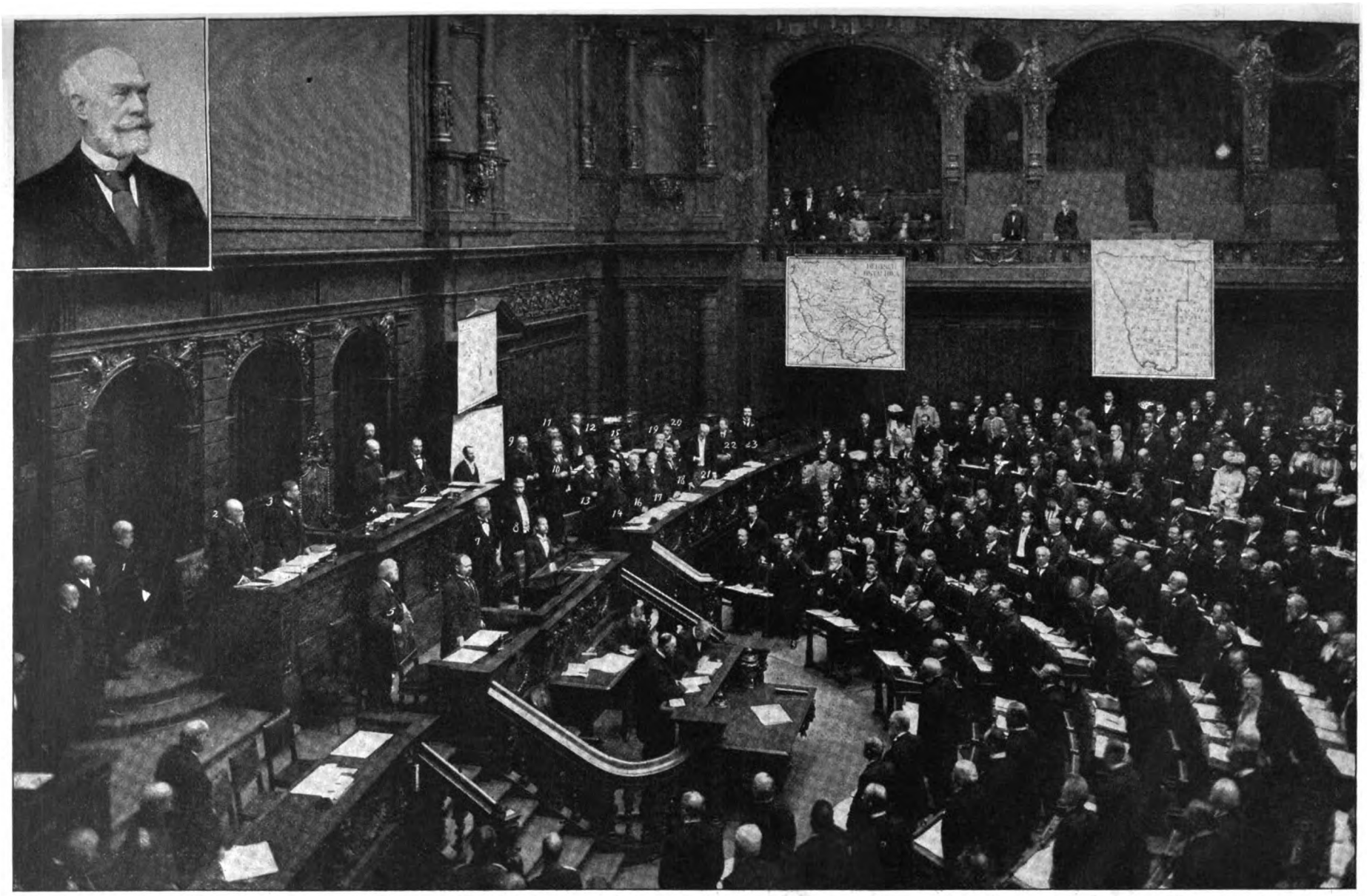
1. Prof P. Janssen. 2. Prof. v. Angeli. 3. Prof. Dücker. 4. Prof. v. Petersen. 5. Prof. R. Diez. 6. Prof. v. Bochmann. 7. Prof. Cl. Meyer. 8. Prof. Kroener. 9 Prof. v. Gebhardt. 10. Prof. Manzel. 11. Baurat Kayser. 12. Prof. Scheurenberg.

Das Preisgericht der deutschnationalen Kunstausstellung Düsseldorf 1902. (Phot. J. Henne.)

1. Geh. Kommerzienrat Schieß, Vorsitzender. 2. Dr. Brandt, Schriftführer. 3. Direktor Klemme. 4. Grabau. 5. Direktor Jolly. 6. Kommerzienrat Trutz. 7. Böcking. 8. Geh. Baurat Stübben. 9. Direktor Dr. Wilms. 10. Herder. 11. Hältenschmidt. 12. Direktor Frauberger. 13. Schmits. 14. Brüggemann. 15. Schultz. 16 Direktor Oettel. 17. Cordt. 18. Heimann. 19. Curtius. 20. Pengel. 21. Schleifenbaum. 22. Leuschner. 23. Bouché. 24. Regierungsrat Büscher. 25. Schröder. 26. Kommerzienrat Schiedmayer. 27. Kommerzienrat Manz. 28. Direktor Lüthgen. 29. Renker. 30. Kommerzienrat Gundert. 31. Cleff. 32. Schombardt. 33. Hoppe. 34. Direktor Willich.

Der Gesamtpreisgerichtsausschuss der Düsseldorfer Industrie- und Gewerbeausstellung 1902. (Phot. Otto Renard.)

Digitized by Google



1. Kontreadmiral Strauch. 2. Vizeadmiral Valois. 3. Dr. Tille. 4. Herzog Johann Albrecht. 5. Geh. Regierungsrat Simon. 6. Direktor Seidel. 7. Dr. Jannasch. 8. Major z. D. Simons. 9. Fabrikbesitzer Supf. 10. Konsul a. D. Ernst Vohsen. 11. Prof. Wohltmann. 12. Regierungsrat Fuchs. 13. Senator Achelis. 14. Paul Staudinger. 15. Geh. Bergrat Schmeißer. 16. General v. Poser und Groß-Nädlitz. 17. Prof. Kirchhoff, Halle. 18. Dr. Hindorf. 19. Superintendent Merensky. 20. Prof. Schweinfurth. 21. Konsul z. D. v. Münchhausen. 22. Prof. Dr. Hans Meyer. 23. Der Adjutant des Herzogs.

Vom ersten deutschen Kolonialkongress in Berlin: Die Plenarsitzung im grossen Saal des Reichstagsgebäudes am 11. Oktober.

Oben links: Wirkl. Geh. Rat v. Pommer-Esche, der neue II. Vorsitzende der Deutschen Kolonialgesellschaft. *Spezialaufnahme für die „Woche" von Zander & Labisch.*

Digitized by Google

1. Cotte. 2. Evrard. 3. Gerardet. 4. Briande. 5. Joncaval. 6. Buval. 7. Bezant. 8. Morin. (Phot. Juven.)

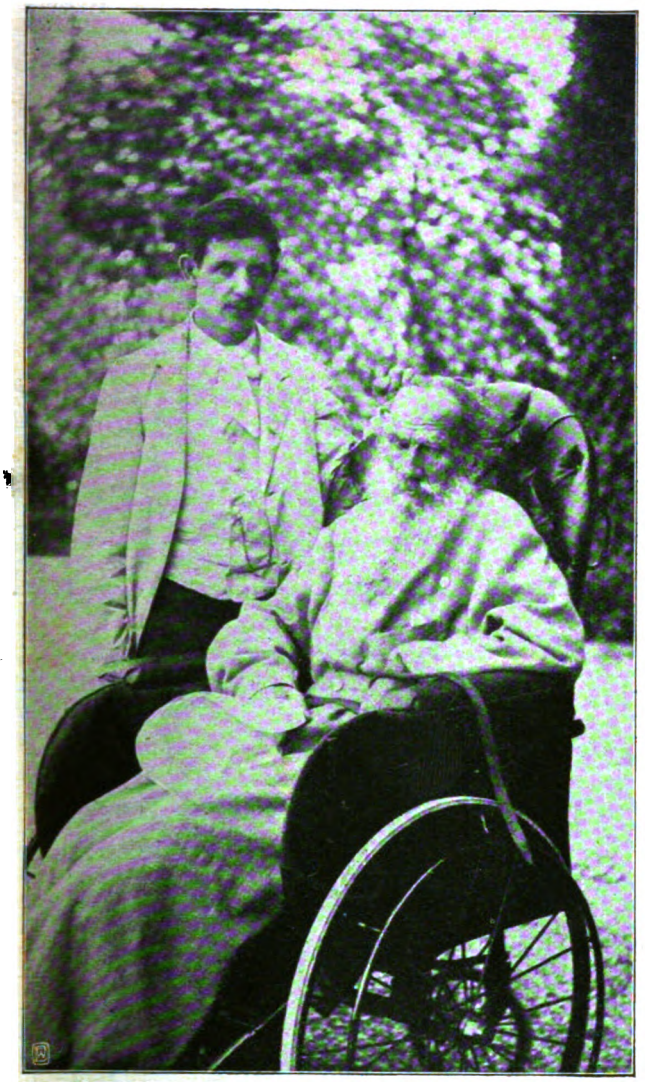
Vom Ausstand der französischen Grubenarbeiter:
Das Nationalkomitee des Bergarbeiterverbandes während der Sitzung vom 8. Oktober, in der der Generalausstand beschlossen wurde.

Zur Kohlennot in Amerika:
John Mitchell, der Präsident der Kohlenarbeitervereinigung in den Vereinigten Staaten.

Baron Bradsky. Morin.

Der österreichische Luftschiffer Bradsky in der Gondel seines neuen Ballons, bei dessen erstem Aufstieg am 13. Oktober er und sein Begleiter den Tod fanden.

Digitized by Google



Graf Leo Tolstoi mit seinem Arzt in Jassnoja Poljana.

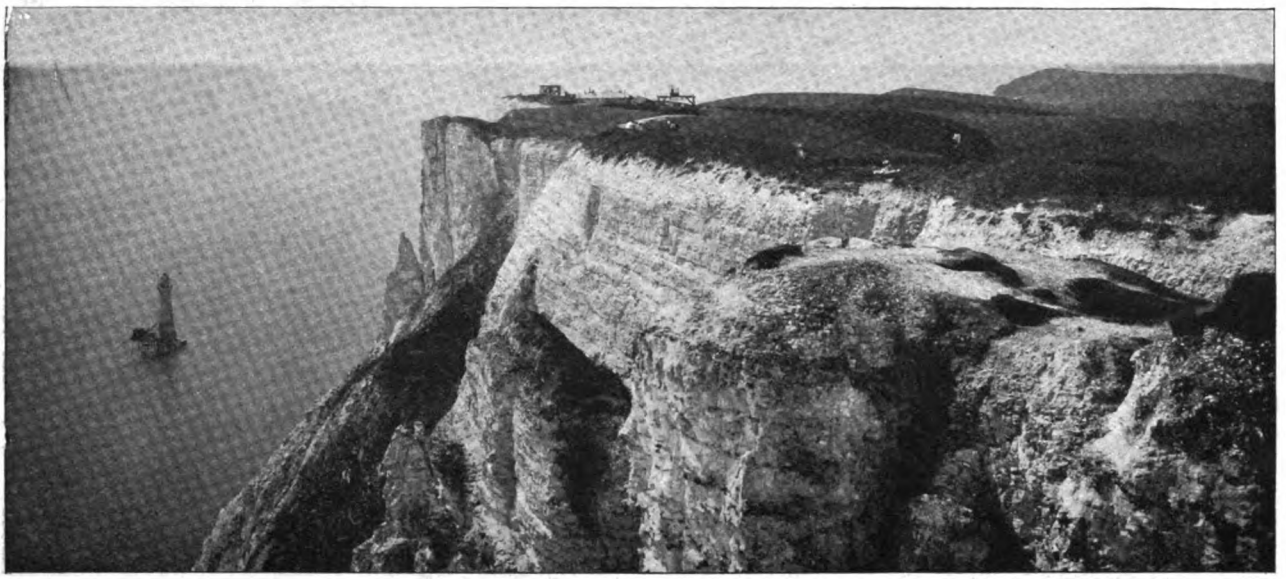
Der König von Württemberg und Freifrau v. Schweppenburg in Weil.

1. Der König. 2. Oberstallmeister Geyr v. Schweppenburg.

Vom Herbstmeeting in Weil bei Stuttgart: König Wilhelm lässt sich sein siegreiches Pferd „Diademe" vorführen.

Phot. M. Dietrich.

Digitized by Google



Der neue Leuchtturm bei Beachy Head an der englischen Küste.

Die Altenburg bei Bamberg nach ihrer kürzlich beendeten Wiederherstellung.

Digitized by Google

Ein fürstliches Geschwisterpaar.
Alexandra Königin von England und Friedrich Kronprinz von Dänemark.
Neuste Porträtaufnahme.

Digitized by Google

Giovanna (Tereſina Geßner). Prinzivalli (O. Sommerſtorff).

Von der Erſtaufführung von Maurice Maeterlincks Schauſpiel „Monna Vanna“ im Berliner Deutſchen Theater: Die Hauptſcene des II. Akts.

Phot. Becker & Maaß.

1. Jaromir (H. Matkowsky). 2. Boleslav (H. Arndt). 3. Hauptmann (H. Staegemann).

Von der Neuaufführung von Grillparzers Trauerſpiel „Die Ahnfrau“ im Berliner Königl. Schauſpielhaus: Die Schlußſcene des V. Akts.

Spezialaufnahme für die „Woche“ von Zander & Labiſch.

Digitized by Google

Gwendolin.

Roman von

August Niemann.

8. Fortsetzung.

Gwendolin strich Eugen das Haar zurück und küßte ihn auf die Stirn. „Du bist ein Narr," sagte sie. „Wie kann ein geistreicher Mann so dumm sein! Weißt du denn nicht, daß ich Tiere mehr liebe als Menschen? Auf den feinen Fädchen der Sympathie mit einem Vollblut kann ein Funke laufen, der die Reiterin und den Reiter in Flammen setzt. Was wird dann?"

Er lachte.

Es blieb dabei. Eugen schrieb fleißig, Gwendolin hütete das Haus, und wenn sie spazieren gingen, lenkte sie vom Exerzierplatz weg.

Eugen arbeitete leicht und schnell, sein Entwurf war schon früher gemacht worden, so daß er nur auszuführen hatte, und nach wenigen Wochen erklärte er, daß sein Stück fertig wäre.

„Lies es mir vor!" rief sie mit strahlendem Blick.

„Gern," sagte er.

„Wann willst du lesen? Heute abend?"

„Das kann ich," gab er zögernd zu.

In dem Augenblick nämlich, wo er sich Gwendolin als Jury dachte, gefiel ihm manches an seinem Stück nicht mehr. Sie war so hochstrebend.

Gwendolin sah ihn befremdet an.

„Es ist ein Schwank."

„Ein Schwank? So etwas hast du noch nie geschrieben."

„Man muß sich auch darin einmal versuchen."

„Nun gut," sagte sie. „Auch in einem Schwank bist du Eugen Dietmar. Du kannst nicht anders als geistreich sein."

An diesem Abend wurde gelesen.

Gwendolin lehnte sich in der Ecke des Diwans in ein großes Kissen zurück, das mit gelber Seide in phantastisch stilisiertem Muster überzogen war, und rückte sich so, daß sie sehen, aber nicht leicht gesehen werden konnte. Eugen Dietmar legte das Manuskript vor sich auf den Tisch. In diesem Augenblick erinnerte sich Gwendolin frösteind einer ähnlichen Scene im Pfarrhaus zu Schöneiche, wo der gute Lucian seine theologische Streitschrift auf den Tisch gelegt hatte. Zugleich fielen ihr die Raben Horst und Jutta ein, die seit dem dreißigjährigen Krieg Raben waren, nachdem sie das Verbrechen begangen hatten, unverheiratet sich für ein Ehepaar auszugeben. Ja, es mußte wahr sein: Unglück hatten die Vögel dem Pfarrhaus gebracht. Gwendolin konnte an ihren geschiedenen Mann und die engen Verhältnisse, in denen sie gelebt hatte, nicht anders als mit tiefem Mitleid und einem unbehaglichen Nachklang der eigenen Erniedrigung zurückdenken. Ihr war, als wäre sie auf ungestümem Roß über die Leute dort unten hinweggesprengt und hätte sie am Boden liegen lassen. So lebhaft stand ihr noch jene Scene vor Augen, daß sie den Anfang der Lektüre gar nicht hörte.

Eugen las und las. Zuweilen blickte er auf und suchte Gwendolins Blick und ihren Beifall. Aber sie war in dem riesigen Kissen wie vergraben. Am Schluß des ersten Aktes hielt er inne.

„Du lachst ja nicht," sagte er.

„Unmöglich kann ich lachen," entgegnete sie. „Lachen soll das Publikum, ich bin hier als Kritiker."

Er las weiter und machte nach dem zweiten Akt wieder eine Pause.

„Findest du es dumm?" fragte er mit mißtrauischem Blick.

„Ich halte mein Urteil noch zurück. Erst wenn der Kritiker alles kennt, darf er sagen, ob die Arbeit ihm gefällt."

Eugen trank ein Glas Wein und las weiter.

„So, das ist alles. Ich danke dir, daß du nicht eingeschlafen bist," sagte er am Schluß. „Zwei Stunden hat die Lektüre gedauert," setzte er, seine Uhr befragend, hinzu. „Das füllt den Abend."

„Daß ich nicht eingeschlafen bin? Du willst wohl Komplimente hören?"

„Dein aufrichtiges, schonungsloses Urteil," sagte er, während schon seine Lippen zuckten. Er hatte sich eine ganz andere Aufnahme vorgestellt. Er hatte nur mit Mühe vor diesem stummen Kritiker zu Ende gelesen.

„Du sagtest einmal, die Kunst brauche Unterstützung, nämlich Geld. Du sprachst gerade keine goldenen Worte, aber Worte, die ich nicht vergessen habe. Wenn diese neue Arbeit dir Geld bringt, so ist es ja gut. Das mußt du wissen, du stehst in deinem Handwerk — das Wort ist von dir, nicht von mir — und mußt wissen, was zum Geldverdienen gehört. Mein Urteil ist gänzlich überflüssig."

Eugen schlug die Augen nieder, um seinen brennenden Aerger zu verbergen.

„Das heißt mit andern Worten," sagte er scheinbar ruhig, „daß du das Stück abscheulich findest, aber nichts dagegen hast, wenn Geld damit verdient wird."

„Das hast du gesagt, das sind deine Worte."

„Aber deine Gedanken!"

Gwendolin richtete sich auf. „Weil du es denn durchaus wissen willst — es thut mir leid, daß du so etwas geschrieben hast. Während du lasest, erinnerte ich mich eines Herrn, mit dem ich vor längerer Zeit, in Deutschland, über die moderne Litteratur sprach. Er schwärmte für dich! Er nannte dich einen führenden Geist. Was würde der junge begeisterte Mensch wohl sagen, wenn er soeben dies Stück mit angehört hätte?"

Eugen Dietmar war sehr blaß geworden, aber er lächelte und sagte, einen spöttischen Ton annehmend: „Also gewöhnlich und langweilig! Ah, meine teuerste Gwendolin, da habe ich es ja getroffen. Das ist es, was ich wollte. Das muß gefallen!"

Digitized by Google

Gwendolin zuckte die Achseln, ein verächtlicher Blick, der Eugen mehr verwundete, als irgendein Wort es vermocht hätte, zuckte zu ihm hinüber, und sie sagte: „Wenn du als Possenreißer auftreten willst, so thue es doch wenigstens nicht unter deinem Namen. Der Name Eugen Dietmar hat eine litterarische Bedeutung. Dieses Stück, das wirklich ganz ohne Wert ist, muß deinem Namen schaden. Ich habe nicht lachen können, das hast du gesehen. Ich fürchte, andere Leute werden auch nicht darüber lachen."

„Das war gut und scharf ausgedrückt. Du könntest jeden Tag die Besprechungen der Theaterstücke für ein Feuilleton übernehmen. Nur laß dir sagen, liebe Gwendolin, daß du nach dir nicht das große Publikum beurteilen kannst. Die Leute haben kein so feines Denken und Empfinden wie du. Das Publikum wird durch guten, feinen Witz nicht getroffen. Man schießt Nilpferde nicht mit Vogeldunst. Was wir langweilig finden, das entspricht gerade dem Denken der Menge, und je verständlicher die Späße, desto leichter lacht das Volk."

„Dazu bist du doch zu gut!" rief Gwendolin mit flammendem Blick. „Schämst du dich denn nicht?"

„Du bist naiv. Wir verbrauchen monatlich an die zweitausend Mark, und ich soll mich schämen, daß ich Geld verdienen will."

„Ah!" rief sie, „das ist niedrig gesprochen!"

Er zuckte zusammen. Dann senkte er den Kopf und sagte mit schwermütigem Ton: „So geht es den Männern, die sich nicht in der Herde treiben lassen, sondern, vom Gott begeistert, der Schönheit dienen. Zuerst blicken sie nach oben. Exzelsior! Sie sind von einer Glut beseelt, die sie fast verzehrt. Tag und Nacht arbeiten sie für ihr Ideal: sie möchten die dumpfe Menge aufrütteln, beleben, befreien, glücklich machen. Und was geschieht? Die wenigen, die sie verstanden haben, haben sie mißverstanden. Die vielzuvielen aber merken gar nichts, trotten ruhig ihren Gang weiter, und der arme Idealist liegt müde am Weg. Da rafft er sich auf, da will er auch klug sein, da will er bemerkt werden. Er bildet eine Partei oder schließt sich, wenn er dazu zu klein ist, an eine mächtige Partei an. Er schreibt, wie die Partei schreibt, er lobt die Freunde, die Freunde loben ihn, er wird bekannt, er wird auf den Schild gehoben, junge Damen hören, daß er zu den führenden Geistern gehört. Er hat das Glück, eine dieser jungen Damen zu lieben und von ihr geliebt zu werden, aber er hat das Unglück, einzusehen, daß es mit der Partei schließlich ein wahrer Jammer ist. Er ist des Lobes müde und spricht mit Salomo: ‚Es ist alles eitel.' Er möchte im Frieden seiner Liebe leben. Aber das Leben läßt ihm den Frieden nicht, denn das Leben will bezahlt sein, der niedere Mammon übt seine hohe Herrschaft aus. Da schreibt der arme Mann für sich und seine Geliebte ein Stück, das ihm Geld bringen soll, die Geliebte aber sagt ihm, er sei ein ganz gemeiner Wicht. Es ist gerecht, was sie sagt. Sie ist unbewußter Weisheit voll. Sie spricht wie die Welt, denn die Welt verlangt, daß wir es so machen, wie sie will; thun wir das aber, so verachtet sie uns. Die Welt verlangt Märtyrer. Ein Erlöser, der nicht gekreuzigt wird, gilt ihr nicht für voll. Das meinst du auch, teure Gwendolin, ein echter Dichter muß verhungern, sonst ist er nicht echt."

„Wie du das zu drehen und zu wenden weißt!" entgegnete Gwendolin. „Wer dich nicht kennte, der würde gewiß von dir überredet werden. Aber ich kenne dich. Dein Charakter schillert gerade so wie deine Rede. Du hättest für deine Ideale gekämpft? Nun, mein lieber Eugen, ich will dies Thema nicht weiter ausführen, denn weshalb sollte ich dich kränken, wo ich dich doch nicht ändern kann. Nur meine ich, daß du das Publikum falsch beurteilst. Die Menschen sind nicht so dumm, wie du sie hinstellst, und sie haben eine sehr feine Empfindung für das wahrhaft Gute. Gerade so, wie dem wahren Dichter aus einem erhabenen Werk, das er schafft, tiefe seelische Befriedigung quillt, so fühlt sich auch das Publikum von dem mit dem Herzen geschaffenen edlen Drama erwärmt und erhoben. Glaube mir, lieber Eugen, du kannst sowohl Geld wie Ruhm nur mit guten, edlen Schöpfungen erwerben."

Eugen stand auf, nahm sein Manuskript, ging hinaus, verschloß, wie es schien, sein Werk im Schreibtisch nebenan, verließ dann aber, ohne Gwendolin ein Wort zu sagen, das Hotel.

Gwendolin dachte daran, wie ähnlich sich doch Eugen und Lucian bei der ähnlichen Scene benahmen. Mangelnde Anerkennung ihrer geistigen Schöpfungen schien das zu sein, was sie am tiefsten kränkte. Sie wartete noch eine Stunde lang trüber Stimmung auf seine Rückkehr, ging dann aber zu Bett.

Sie schlief in dieser Nacht gar nicht. Am andern Morgen frühstückte sie allein, ohne auf Eugen zu warten. Sie fühlte sich angegriffen, und er pflegte immer erst spät zu kommen. Doch nach kurzem trat er ein, zum Ausgehen angekleidet. Er war sehr bleich, seine Augen funkelten in unheimlicher Weise.

„Ich habe die Absicht, nach Berlin zu reisen," sagte er, „und werde mit dem Mittagszug über Mailand fahren."

„Nach Berlin? Und ich?" fragte sie, fast atemlos vor Verwunderung.

„Ich gehe meines Stückes wegen, und du kannst mir dort nichts nützen. Ich will mein Stück persönlich lancieren. Wer weiß, was daraus wird, wenn ich es einfach mit der Post schicke. Geschäfte sind Geschäfte."

„Du verläßt mich?"

„Nur auf kurze Zeit. In sechs Wochen denke ich wieder hier zu sein. Und, was ich noch sagen wollte: du mußt hier Geld haben, damit du leben kannst. Ich besitze noch sechstausend Mark, den letzten Rest des Geldes, das ich im vorigen Jahr verdient habe. Davon nehme ich eine Hälfte mit und lasse dir die andere Hälfte."

Gwendolin sprang auf. „Das ist das Ende!" rief sie. „Das ist die Scheidung! Du verläßt mich!"

„Aber nein doch. Wie ich schon sagte: Geschäfte."

„Also so tief habe ich dich verwundet mit meiner Kritik? Das war das Unverzeihliche?"

„Da beurteilst du mich doch falsch. Das Urteil einer Dame, die noch dazu nicht vom Fach ist, wird

Digitized by Google

mich doch nicht beeinflussen. Ich weiß doch, was ich von meinem Schwank zu halten habe. Es ist eben ein Schwank, kein tiefes Werk, kein psychologisches Drama. Es ist so, wie es ist, und ich will versuchen, es auf die Bühne zu bringen. Deshalb gehe ich nach Berlin."

Gwendolin war es eiskalt ums Herz. Sie vermochte ihm kein gutes Wort zu geben, obwohl sie recht gut wußte, daß eine kleine Zärtlichkeit, eine kleine Schmeichelei ihn hier gehalten hätte. Er war ja so eitel, so schwach, von jedem Wind bewegt. Aber sie war zu stolz.

„Glückliche Reise!" sagte sie.

Sie stand aufrecht, den Kopf zurückgeworfen, vor ihm. Wieder hatte sie die deutliche Empfindung, daß dieser Mann keiner Schonung bedurfte. Er ein Führer der Geister?! Er ging mit der Mode. Er hatte einen feinen Instinkt für das, was gefiel. Er hatte sogar ein Gefühl für das, was morgen gefallen würde, wenn es auch heute noch zu neu war, aber niemals würde er imstande sein, den langsamen, sicheren Schritt des Dichters zu gehen, der hinwegsieht über den Lärm und Beifall des Tages, weil sein weiter, großer Blick die Wahrheit und Natürlichkeit erkennt, die alles Erfolges letzte Ursache ist.

Eugen Dietmar hatte eine Scene erwartet. Gwendolins Ruhe brachte ihn aus der Fassung. Er blieb verwirrt stehen, und um doch etwas zu sagen, bemerkte er: „Ich hole mein Reisegeld beim Bankier ab. Brauchst du Geld, so weißt du, wo es zu holen ist. Es wird genug da sein bis zu meiner Rückkehr."

„So hab ich es mir gedacht," entgegnete Gwendolin.

„Also lebe wohl!" sagte er gepreßt.

„Lebe wohl! Guten Erfolg!"

Gwendolin wartete nicht, daß er sie verließ, sondern sie wandte sich ab, ging in das Schlafzimmer und setzte sich auf ihr Bett. Sie war so erschüttert, daß sie sich nicht länger hätte auf den Füßen halten können. Es war ihr klar: niemals würde sie Eugen Dietmar wiedersehen. Er würde in Berlin, mochte er nun Erfolg haben oder ein Fiasko mit seinem Stück erleben, sogleich nach Betäubung suchen. Er würde sich unter seine ausgelassensten Kollegen mischen, die Nächte hindurch im Café sitzen und schwatzen, am Tag in der Stadt herumlaufen, trinken und reden und Pläne machen, würde sich eine Geliebte suchen und sicherlich bald finden. Er war nicht wählerisch, wenn man nicht unter diesem Wort die Neigung verstehen wollte, sich immer den Gegensatz von dem auszuwählen, was er kurz zuvor geliebt hatte. Sie wußte nicht, was sie thun sollte, wenn er weg wäre. Sie wußte nur, daß sie von seinem Geld keinen Frank erheben wollte.

Gwendolin saß wohl eine Stunde lang allein, unbeweglich, und dachte über ihre Vergangenheit nach. Das war wohl die Strafe des Schicksals. Sie hatte ihren Mann verlassen, der sie liebte, nun verließ sie der Mann, den sie liebte. Denn sie liebte ihn wirklich. War das eine ihr anhaftende Schlechtigkeit, daß sie einen solchen Mann lieben konnte? Sie machte sich Gedanken darüber, wie es denn möglich sein könnte, daß sie ihn liebte und doch wüßte, wer er war. Eine Sympathie, die sie sich nicht erklären konnte, zog sie unwiderstehlich zu ihm hin.

Gleich und gleich gesellt sich gern, sagte sie sich. Wer bin ich denn, daß ich diesen Mann liebe? Er ist an Wert mit Lucian nicht im entferntesten zu vergleichen. Und doch konnte ich Lucian nicht lieben, und diesen muß ich lieben zu meiner Strafe.

Plötzlich wurde die Thür aufgerissen, und Eugen stürmte mit wilden Gebärden herein. So wild er war — Gwendolin war im tiefsten Herzen erfreut über sein

Digitized by Google

Erscheinen, denn sie hatte gedacht, er wäre schon weg zum Bahnhof. Mit selbstquälerischer Genugthuung hatte sie sich seine Wut darüber vorgestellt, daß er unbegleitet abreisen müßte. Nun er so wütend hereinstürzte, fühlte sie sogleich, daß sie Siegerin in diesem Kampf wäre.

„Du hast mich nie geliebt!" schrie er. „Wenn du das feine Gefühl wirklich besäßest, womit du so gern paradierst, so würdest du dich anders benommen haben. Du bist eine herzlose, kalte Kokette! O, ich verstehe dich ganz gut. Du wechselst deine Liebhaber, wie du deine Kleider wechselst, du selbst sagst, Tiere liebtest du mehr wie Menschen. Eine zarte Umschreibung völliger Fühllosigkeit. Du möchtest deine Männer behandeln wie deine Pferde! Erst gestreichelt, dann gespornt, wie es dir gerade paßt. Aber sollten nicht die Pferde Mittel zum Zweck sein? Das Pferd der Weg zum Reiter? Vielleicht ist dir auch der Reiter nur der Weg zum Pferd! Wenn ich fort bin, so kommt Piemonte Reale an die Reihe! Leugne doch nicht diese feine Spekulation! Aber du leugnest natürlich gar nicht einmal, dazu bist du zu stolz! Was starrst du mich so an?"

Gwendolin zuckte verächtlich die Achseln. „Ja, ich starre dich an und frage mich: ist dies der Mann deiner Liebe! — Du bist ein Kind — ein thörichter Jüngling. — Wann wirst du ein Mann? Meinst du, weil du ein Dichter bist, der Anrecht auf ewige Jugend hat, du könntest zugleich kindisch sein?"

„Das ist eine höfliche Umschreibung, scheint's, deiner Ansicht, daß ich blödsinnig bin!"

„Ich wollte dir nichts Kränkendes sagen," rief Gwendolin leidenschaftlich erregt. „Bei Gott, nein! Meinetwegen nimm an, ich hätte dich spornen wollen, spornen zum mutigen Ritt nach Ruhm und Glück."

Seine Züge besänftigten sich, und dann wurde ihr Ausdruck der eines Leidenden, Unglücklichen. Plötzlich lag er Gwendolin zu Füßen, haschte nach ihren Händen und küßte sie. Thränen drangen ihm aus den Augen. Und dann rief er: „Ich bitte dich, laß uns heiraten!"

Aus Gwendolins Blick leuchtete ein seltsames Feuer. Ja, sie beherrschte diesen Mann!

Sie wollte auf seine Worte etwas erwidern, als es an die Thür klopfte. Ein Kellner trat herein und überreichte eine Visitenkarte. Gräfin Giuccioli! Gwendolin sah fragend auf Eugen.

Und wie er es fertigbrachte — eben noch mitten in einem Feuermeer von Leidenschaften zu stehen und dann mit beiden Füßen in die flachste Wirklichkeit zu springen — sagte er eifrig: „Nimm sie an, wir sind so schon unartig genug gewesen." Er jedoch rettete sein verstörtes Gesicht in sein Zimmer.

Die Gräfin trat ein, und ihre feine, vornehme Erscheinung wirkte wie Heimatluft auf Gwendolin. Sie fragte mit herzlicher Teilnahme nach ihrem Ergehen und nach Eugen Dietmar und beklagte, daß man beide so selten sehe. „Nur darum komme ich," rief sie lebhaft, „um Sie zu uns zu holen!"

„Mein Gatte hat so viel zu arbeiten," lenkte Gwendolin ab, „und da er sich einbildet, ich sei seine Muse, so teile ich mit ihm den Poetenwinkel."

Gräfin Giuccioli setzte sich Gwendolin gegenüber und betrachtete sie mit ihren guten, klugen Augen.

„Sie sehen so blaß aus, liebe Gräfin — warum geben Sie Herrn Dietmar nach? Sie sollten unter Menschen gehen, Sie sind zu viel zu Hause! Es ist ein herrlicher Tag, und die frische Luft wird Ihnen gut thun. Ich möchte Sie zu einem Spaziergang auffordern. Kommen Sie mit mir!"

Für Gwendolin wie für Eugen war die Unterhaltung in französischer Sprache immer eine kleine Anstrengung, denn obwohl sie mit Leichtigkeit französisch und italienisch lasen, waren sie im Sprechen zu wenig geübt. Aber jetzt fand Gwendolin die Fremdsprache leichter als ihre Muttersprache. Sie konnte ihre Aufregung besser verbergen, brauchte nur mit den Lippen, nicht mit dem Herzen zu reden. Sie nahm die Einladung der Gräfin an und ging mit ihr hinaus ins Freie nach den Hügeln jenseits des Po. Als sie die Brücke überschritten hatten, sahen sie eine Menge Menschen zu der schönen Madonnenkirche gehn,. die auf dem freien Platz unterhalb des Kapuzinerbergs liegt. Der Klang der Glocken schlug an ihr Ohr und erweckte in Gwendolin sehnsüchtige Gefühle nach jenem Frieden, den die Welt nicht geben kann. Es verlangte sie nach Weihrauchwolken, Musik und der Symmetrie architektonischer Linien. Die sonnige Novemberluft hatte ihre überreizten Nerven erfrischt, aber noch fühlte sie die Mattigkeit ihrer Seele nach überstandenem Kampf.

In der herrlichen Kirche versank sie in eine Andacht, die alle Dissonanzen löste. Die Harmonie der Farben, der Töne, der Gewölbe schläferte ihr Denken ein. Die Sehnsucht nach Unsterblichkeit kleidete sich in Wünsche nach dem Himmel, der dort oben in der majestätischen Wölbung der Decke seine Nachbildung zu finden schien. Die Gräfin Giuccioli beobachtete sie von der Seite, und als sie die Kirche wieder verließen, sagte sie: „Sie können unmöglich ganz glücklich sein, und Sie sind es auch nicht, ich fühle es."

„Ja, mein Gott, wenn Sie eine Ahnung hätten, wie es in mir aussieht!" rief Gwendolin.

„Kommen Sie mit zu mir, erleichtern Sie Ihr Herz, mein armes Kind. Ich ahnte schon lange, daß Sie jemand brauchen, der Sie streichelt, wie man mit einem kranken Vögelchen thut."

Die Gräfin winkte einem Kutscher, und der Fiaker nahm die beiden Damen auf. Schnell führte sie der Wagen zum Haus der Giuccioli, und bald saßen die beiden Frauen im Boudoir der Gräfin auf dem kleinen Sofa gegenüber dem Kamin, wo ein mächtiger Klotz brannte und der rote Widerschein der Flammen auf den Marmorgliedern der Karyatiden spielte, die die Kaminplatte trugen. Gwendolin erzählte von ihrem Leben. Sie sprach frei und offen von ihren Schicksalen, bis sie zu dem Punkt kam, wo sie genötigt ward, ihr Verhältnis zu Eugen Dietmar zu erklären. Hier stockte sie, denn es fiel ihr schwer auf die Seele, was sie zu verbergen hätte und doch nicht verbergen mochte. Nur jetzt nicht die Wahrheit verheimlichen, jetzt, wo die Wahrheit Befreiung ihrer Seele war.

Die kluge Gräfin bemerkte Gwendolins Zaudern und errict sofort die Ursache. Sie ergriff Gwendolins

Digitized by Google

Hand und sagte mit der bezaubernden Liebenswürdigkeit und Sorglosigkeit des Weltkindes, das auf den alten, unverjährten Schein der Anwartschaft auf Vergebung aller Sünden pocht: „O — ich habe es von Anfang an gewußt, ich habe die Lage der Dinge gleich überschaut. Ich gehöre nicht zu jenen selbstgerechten Pharisäern, die mitleidslos verdammen! Wie kann ich Ihnen einen Vorwurf daraus machen, daß Sie Ihrem Herzen folgten! Und was für Leid haben Sie erduldet! In meinen Augen sind Sie verheiratet. Sie haben eine Ehe der Herzen geschlossen."

Als Gwendolin heimging, machte sie einen weiten Umweg. Sie schlug den Weg durch den Park am Ufer des Flusses ein und atmete mit vollen Zügen die würzige Luft. Die Glocken riefen in tiefem, surrendem Ton zum Gebet, die Sterne funkelten am tiefblauen Himmel, alles erschien so reich an Leben, Duft und heimlicher Lust. Wollten die schmeichelnden Winde, die ihre heißen Wangen umwehten, sagen: komm, hier ist Ruhe, wunschlose Ruhe! Wunschlos? O nein, sie war nicht wunschlos! Es gärte heute genau so in ihr, wie damals im Pfarrhaus zu Schöneiche! Ein Bild fiel ihr scheinbar ganz unvermittelt ein: Lucian mit erhobenen Händen am Altar der einfachen Dorfkirche, in der als einziger Schmuck die welken Totenkränze hingen, durch deren Blätter und verblaßte Bänder ein leises Zittern ging — der schwarze Talar schmiegte sich in weichen Falten an seine männliche Gestalt, und die Worte, die einzigen, die ihr in dem langen Kirchengebet stets den gleichen tiefen Eindruck gemacht, klangen wie aus weiter Ferne an ihr Ohr: „Ach Herr, siehe doch an unsere Not!" Welcher Kontrast zu der sinnbestrickenden Pracht der italienischen Kirchen! —

Als sie am andern Tag allein ausging, um einige Einkäufe zu machen, hatte sie eine Begegnung. Ungeduldig stand sie an einem Straßenübergang und spähte nach einem Wagen, der sie heimführen sollte, denn sie war müde vom Laufen in den Straßen und dem Stehen in den Läden. Da — sie traute ihren Augen kaum — war das nicht der Kirchenrat? Wirklich, er war es mit seiner Franziska. Sie strahlten beide in vollstem Glücksgefühl. O, dachte Gwendolin ärgerlich, auf euch zwei hat Italien gewartet!

Der gute Kirchenrat hatte den Bädeker in der Hand und schwitzte vor Eifer, Frau Franziska nicht minder.

Um den Ankommenden zu entfliehen, stieg Gwendolin in eine Pferdebahn — aber Kirchenrats thaten das Gleiche. Gwendolin zog ihren Schleier fest vor und drückte sich mit abgewandtem Gesicht in eine Ecke. Aber die beiden saßen nur durch eine Person von ihr getrennt auf der gleichen Seite. Sie verstand jedes Wort, was sie redeten.

„Ob Mamsell die Kinder heute abend auch gebadet hat? Es ist Sonnabend."

„Aber sicherlich, Fränzchen — laß doch nun mal heute die Kinder, sie sind ja gut versorgt."

„Ach, ich komme mir so schlecht vor, daß ich die lieben Plagen so daheim ließ und mit dir alle die Pracht allein besehe! Diese Pracht, die mir im Kopf steckt, seit ich bei dem seligen Rektor von der deutschen Herrlichkeit und der Hohenstaufensieghaftigkeit erzählen hörte. Wenn ich heimkomme, werde ich den Kindern viel erzählen — alles! Weißt du, meine Mutter war einmal in ihrem Leben bis nach Heidelberg gekommen! Wie oft hat sie uns das mit allen Umständen erzählt — tausendmal! Und immer war es neu! Und war doch nur eine Fahrt in einer Postchaise und bloß bis zur Bergstraße! Und ich werde meinen Kindern von Italien erzählen können!"

„Die lieben Plagen!" sagte der Kirchenrat.

„Höre mal, Mamsell sagte: Lucians Frau sei auch nach Italien, Dorn hat es ihr gesagt; daß du sie nicht grüßest, wenn wir der begegnen sollten! Ihr Männer seid ja einer wie der andere, der Lucian nähme sie heute wieder auf — ich trau ihm das zu! Hörst du — du kennst diese gewissenlose Person nicht!"

„Aber Franziska, wir werden ihr nicht begegnen! Wer weiß auch, was aus ihr geworden ist! Vielleicht ist sie schon an ihrem Leichtsinn zu Grunde gegangen."

„Die? Ach Mann, du kennst auch gar nichts! So etwas schwimmt trotz alledem immer oben wie ein Fettauge auf Gottes Weltordnung!"

Der biedere Kirchenrat schüttelte seinen Kopf.

„Fränzchen, Fränzchen, deine Zunge . . ."

Beide stiegen an der nächsten Haltestelle aus, und Gwendolin war froh, nicht erkannt worden zu sein. Wie war sie aufgerüttelt! Warum sterben die Erinnerungen an unsere Thaten so schwer? Oder sterben sie überhaupt nicht? Sind sie ewig, wie unsere Seelen?

(Fortsetzung folgt).

Trusts.

Eine handelsphilosophische Studie von Theodor Duimchen.

In nächster Zeit wird wieder viel von Trusts, Kartellen, Syndikaten u. s. w. die Rede sein in Deutschland. Hat Graf Posadowsky doch neulich in der Zolltarifkommission „kontradiktorische Ermittlungen" in dieser Frage angekündigt.

Diese Dinge kommen den Nichteingeweihten meist sehr schwierig und verwickelt vor; ich will versuchen, den Lesern der „Woche" zu zeigen, wie sie eigentlich sehr leicht verständlich und sehr einfach sind.

Bis vor fünfundzwanzig, dreißig Jahren gab es kein Axiom, das so unbedingt anerkannt gewesen wäre, wie das alte „Competition is the life of trade". Niemand zweifelte daran: der Wettbewerb ist's, der Leben, Bewegung ins Geschäft bringt, die Bewegung, aus der dann jeder Bewerber Vorteil zieht.

Das hat sich allmählich geändert, und man darf ruhig sagen, daß heute die entgegengesetzte Meinung gilt: Fusion der Banken und der großen Firmen ist im Handel, Ausschluß aller Konkurrenz, genaue Kontrolle des vorhandenen Gesamtverbrauchs und eine im Verhältnis zu diesem Verbrauch straff geregelte Erzeugung ist in der Industrie das Ideal.

Digitized by Google

Nach der Erfindung der Dampfer, der Eisenbahnen, namentlich aber der Telegraphie und Telephonie begannen die Verhältnisse in einem bestimmten Geschäftszweig durch die nun mögliche moderne Berichterstattung immer durchsichtiger zu werden, heute ist der Ueberblick über die Gesamtweltlage eines Handels oder eines Gewerbes jedermann zugänglich. Ueberall wissen alle alles. Man sieht sich immer deutlicher, und es dauert nicht lange, so sind auf beiden Seiten die Entbehrlichen, die Zwischenglieder, umgangen und ausgeschaltet.

Hüben wie drüben drängt sich nun den letzten, stehengebliebenen Hauptinteressenten die Gemeinschaft ihrer Interessen immer deutlicher auf, und eines schönen Tags ist der Gedanke geboren, daß es doch viel lohnender sein müsse, gemeinschaftlich die andere Seite zum Kauf oder Verkauf zu zwingen, statt sich um die Wette um ihre Gunst zu bewerben. Ueberall stehn sich zwei ganz geschlossene Phalangen gegenüber, überall beginnt das Spiel: „und bist du nicht willig, gebrauch ich Gewalt".

Wer es beginnt, hängt von Zufällen, oder davon ab, wo zuerst die äußeren Umstände günstiger liegen.

Eine einmal erlangte wirkliche Ueberlegenheit braucht nur mit Thatkraft weiter ausgenutzt zu werden, um es der Gegenpartei unmöglich zu machen, jemals wieder auf equal standing, auf gleiches Machtniveau zu kommen: die eine Seite wird immer mehr Herrscher, die andere immer mehr Unterthan.

Die Produzenten der Rohstoffe oder die Fabrikanten der daraus hergestellten Handelsware, manchmal sogar noch bestimmte Gruppen des Zwischenhandels, können das Heft in die Hand bekommen. Für den letzten Fall, der am unwahrscheinlichsten aussieht, ist das Beispiel des deutschen Kohlenhandels typisch, für den mittleren Fall, der für diese Entwicklung am günstigsten liegt, ist der amerikanische Petroleumtrust ein klassisches Vorbild, der erste Fall ist seltener, und die Urproduzenten haben auch die schlechtesten Chancen, ihre zu diesem Zweck zu stande gebrachten Vereinigungen sind trotz sehr häufiger Versuche auf allen Gebieten schließlich fast nie von Erfolg gekrönt geblieben.

Wir wollen auf dem zweiten, weitesten Gebiet die Entwicklung studieren.

Eine Gruppe von Fabrikanten findet es zunächst lästig, daß man beim Einkauf der Rohstoffe den einen gegen den andern ausspielt, oder daß die Kunden, an die sie alle verkaufen wollen, den einen mit dem andern „drücken". Die Inhaber einiger der größten Firmen sagen nun in einem gegebenen Augenblick: das ist doch eigentlich Unsinn, es wäre doch viel gescheidter, wir vertrügen uns, hielten miteinander Fühlung, wenn wir größere Einkäufe machen wollen, und besprächen uns freundschaftlich, wenn die Hauptkunden ihren Bedarf decken müssen, statt daß wir uns beim Einkauf gegenseitig die Preise treiben und beim Verkauf einander unterbieten. — Siehe da, die Sache geht!

Bald aber kommen diese zwei oder drei größten Fabrikanten, um die Machtstellung ganz zu sichern, zu dem Entschluß, noch ein paar der nächst wichtigen Kollegen mitzunehmen, das Uebereinkommen auf ein Jahr, auf zwei Jahre, auf mehrere Jahre fest abzuschließen und den gemeinschaftlich erzielten Gewinn nach bestimmten Verhältniszahlen zu teilen — das ist der Pool.

Die Mitglieder des Pools beginnen aber in ihrem Machtgefühl bald, sich an der nichtaufhörenden oder immer wieder neu entstehenden Konkurrenz selbst der lächerlichen Kleinen zu ärgern. Die Gemeinschaft bekommt eine scharfe Spitze gegen die Geschäftsgenossen, man beginnt, sie niederzukämpfen — aus dem Pool wird der Ring.

Der Ring ist eine Entwicklungsform, die leicht Mißtrauen unter den Beteiligten aufkommen läßt, denn ein Bruch der Absprache wird lohnend, die Verführung dazu größer, außerdem machen gewisse Phasen des Konkurrenzkampfes eine größere Schlagfertigkeit, eine größere Stoßkraft wünschenswert. Man entschließt sich, einen Schritt weiterzugehen: die im Ring geeinten Fabriken beschränken sich strikt auf die Erzeugung; für Einkauf, Verkauf, den Verkehr mit den Nichtbeteiligten und ihre Behandlung, kurz, für alle Vertretung nach außen aber wird ein gemeinschaftliches Organ, ein Zentalbureau, geschaffen — das Syndikat entsteht.

Nach und nach stellt sich jedoch eine weitere Notwendigkeit heraus: die mächtigsten Fabrikanten, die das Syndikat leiten, finden, daß sie von der Zentrale aus die Regelung der Produktion zu wenig in der Hand haben. Eine Verminderung der Erzeugung auf die einzelnen Fabriken zu verteilen, ist schwierig und bietet Anlaß zu Reibungen, eine Erhöhung der Produktion ist noch schwieriger, und wenn man sie auf alle Fabriken verteilen will, häufig nicht durchführbar; um ein gewisses Mehr an fertigen Waren zu haben, würde z. B. die Aufstellung einer einzigen neuen großen Maschine genügen, die Verteilung der Mehrproduktion auf die einzelnen Fabriken bedingt aber die Anschaffung einer Reihe kleiner Maschinen, und das macht die ganze Sache empfindlich weniger einträglich, vielleicht ganz unlohnend. Man besinnt sich darauf, daß der gemeinsame Zweck doch nur die Erhöhung des Gewinns und das Problem lediglich die gerechte Verteilung des Nutzens ist, man thut den letzten Schritt und vertraut das ganze Eigentum dem oder den gemeinschaftlich Gewählten zu treuen Händen an — daher der schöne Name Trust, vom englischen to trust: treuen, anvertrauen — und diese Vertrauensmänner — trustees — leiten einheitlich das Ganze für gemeinschaftliche Rechnung. Alle einzelnen Fabriken, mögen sie bis dahin Aktiengesellschaften, offenen Handelsgesellschaften oder einzelnen Besitzern gehört haben, verschwinden, eine neue juristische Person ist entstanden: der Trust, vertreten durch seine Direktoren. Er schaltet mit dem Gesamteigentum an Aktien, Grundbesitz, Maschinen, Vorräten, die nach Taxwert mit Trustzertifikaten bezahlt worden sind, lediglich nach Nützlichkeitsgründen, er verkleinert den Betrieb der weniger rentablen Anlagen oder schließt sie ganz, vergrößert ihn da, wo die Arbeiter billiger zu haben, die Verbindungen zu Land oder zu Wasser günstiger sind u. s. w. u. s. w. Die früheren Besitzer haben nur noch das Recht auf die Dividende aus ihren Zertifikaten. Unter entschlossener Leitung ist selbstverständlich solcher Trust viel zu mächtig, als daß Draußenstehende noch konkurrieren oder gar neue Mitbewerber aufkommen könnten. Er versetzt die Rohstofferzeuger wie die Verbraucher abwechselnd in die für den Einkauf oder für den Verkauf ihm günstigsten Zwangsanlagen, und das Geschäft in dem betroffenen Erwerbszweig bildet sich nun rasch zu einem thatsächlichen Monopol aus.

Das wäre so ungefähr die ratio der Entwicklung. Die Ursache, daß es nun hier oder da wirklich in der Praxis so kommt, und die Ursache, daß hier die Entwicklung bis zu dieser letzten, vollkommensten Form fortschreitet, dort aber in einer dieser Stadien oder in einer Zwischenform stehen bleibt, liegt beinah immer hauptsächlich auf persönlichem Gebiet. Man nimmt gewöhnlich an — und es macht auf den oberflächlichen

Digitized by Google

Beurteiler auch diesen Eindruck — daß eine überragende Persönlichkeit, die Ueberlegenheit eines Einzelnen, daß ein Napoleon des Erwerbs, ein Genie des Kontorbocks dazu gehöre, um ein solcher Trustmagnat zu werden. Das ist unrichtig: wie sehr häufig, arbeitet auch hier die Evolution mit sehr viel kleineren Mitteln.

Eine Vorbedingung muß erfüllt sein: diese Riesengebilde entstehen nur in a rising country oder in a rising trade: das ganze Land muß in wirtschaftlichem Aufstieg, oder wenigstens eine Industrie, am besten eine ganz neue, junge Industrie, muß in mächtigem Aufschwung sein.

Ein Zufall bringt dann einige geeignete Persönlichkeiten in die richtige Strömung. Millionen andere sind viel höher begabt, hunderttausende haben das gleiche Maß von der bestimmten, an sich keineswegs hochstehenden Eignung, sie sind aber nicht zur rechten Zeit am rechten Ort.

Unter den wenigen Geeigneten, die das waren, entscheidet das Geschick meist für den skrupellosesten: ein „Geniestreich", das rechtzeitige Preisgeben von Freunden oder dergleichen giebt hier den ersten Vorsprung, der dann von den andern niemals wieder einzuholen ist, sondern im Gegenteil quadratisch, vielleicht sogar in kubischer Progression wächst.

Unter den sehr vielen Beispielen erinnere ich an das bekannteste, an die Entstehung des Petroleumweltmonopols unter John D. Rockefeller.

Vor etwa einem Menschenalter betrat dieser Schotte fast ganz mittellos den amerikanischen Boden, heute hat er über Berge von vernichteten Existenzen die Gipfelhöhe des Milliardärs erstiegen.

Er saß mit einem Bruder zuerst in einem kleinen Landstädtchen Ohios und dann in Cleveland am Eriesee. Sie hatten eine kleine Grozeriekrämerei und Produktengeschäft. Ihr Geschäft war und blieb unbedeutend, obschon damals bereits die große Entwicklung Amerikas leise einsetzte.

Da suchte Oberst Drake Wasser und fand Petroleum. Das „Oelfieber" begann. Wie Pilze wuchsen die Bohrtürme und die kleinen Raffinerien aus der Erde. Ein Riesengeschäft blühte fabelhaft rasch auf. Der Welt war ein neuer Rohstoff gegeben, der vermöge der ihm innewohnenden Eigenschaften alle älteren Konkurrenten schlagen mußte. Die Voraussetzung war in der denkbar vollkommensten Weise da: a rising trade in a rising country.

Nun kam der Zufall: fünfundzwanzig Jahre alt, machte Johnny die Bekanntschaft eines Mechanikers, eines Fabrikarbeiters, der eine Verbesserung in der Reinigung des rohen Petroleums erfunden hatte, und ließ sich bestimmen, seine paar Dreier zur Gründung einer kleinen Quetsche von Raffinerie herzugeben. Später hat er den erfindungsreichen Mechaniker rechtzeitig abgefunden.

Dann erfolgte der „Geniestreich": Rockefeller spielte sein berühmtes Kümmelblättchen mit den drei Petroleum befördernden Eisenbahnen: der New York Central, der Pensylvania Central und der Lake Erie, von denen er jeder erfolgreich einredete, daß er mit ihr den beiden andern ihren Anteil an der Petroleumbeförderung abjagen wolle, und die ihm zu diesem Zweck alle drei gleichzeitig durch geheimen Vertrag die Hälfte der eigens zu diesem Zweck aufs doppelte erhöhten Fracht auf alles Petroleum, das über ihre Linien gehen würde, so lange zurückzuvergüten sich verpflichteten, als die beiden Konkurrentinnen bei dem gleichen erhöhten Tarif bleiben würden. Rockefeller verdiente allein, ohne irgendwelche Leistung, so viel Fracht an allem beförderten Petroleum, wie die drei Bahnen zusammen. Im ersten Jahr — Tagesproduktion achtzehntausend Barrels, Fracht durchschnitlich zwei Dollars — sechseinhalb Millionen Dollars, sagen wir rund fünfundzwanzig Millionen Mark, ein Nutzen, der sich infolge der gigantisch steigenden Petroleumgewinnung rasch verdoppelte, verdrei-, vervielfachte. Die ganze Konkurrenz ist an dieser Frachtraffaktion und der daraus hervorgehenden „Ueberlegenheit" Rockefellers zu Grunde gegangen.

Das ist die That, die ihn an die Spitze brachte, und weiter hatte er nichts zu thun nötig; denn um ihn an der Spitze zu halten, ließen sich die energischten Organisatoren, die genialsten Köpfe, die berühmtesten Statistiker, Professoren der Mathematik, Größen der Chemie und der Technik, Talente der Verwaltung u. s. w. mit wenigen Tausenden jährlich von ihm engagieren; die haben dann das weitere besorgt.

Ob nun ein Trustkönig Millionen oder Billionen verdient, das würde gleichgiltig sein, wenn solche Entwicklung der Allgemeinheit nützte. Die Meinungen darüber haben lange geschwankt und kommen immer wieder ins Schwanken. Die Trustoffiziösen singen natürlich das Lied vom Segen des Fortschritts, das Lied der Trusts, deren Brot sie essen. Im sozialistischen Lager giebt es einige Theoretiker, die mit der Trustbildung sympathisieren, weil sie der Meinung sind, daß die Rockefeller die besten Vorarbeiter ihrer eigenen Ideen und ihre vorzüglichsten Pioniere seien.

Sehen wir uns vom Standpunkt des Volkswohls die Vorteile und Nachteile etwas an.

Zahllose bisher selbständige Existenzen werden vernichtet. Die Verminderung so vieler Persönlichkeitswerte ist soziologisch höchst bedenklich: in der Statistik, namentlich in den Steuerrollen, spielt der Angestellte mit sechstausend Mark Gehalt die gleiche Rolle, wie der frühere Inhaber eines eigenen Geschäfts, der in selbständiger Thätigkeit einen Nettojahresnutzen von sechstausend Mark erzielte; für das gesellschaftliche Leben, für die Möglichkeit des Vorwärts- und des Aufwärtsschreitens des Gesamtvolkes, für das Vaterlandsgefühl der Massen und damit für die Widerstands- wie für die Angriffskraft der Nation aber bedeutete es einen gewaltigen Unterschied, ob aus hunderttausend selbständigen Bürgern und Besitzern hunderttausend Angestellte werden.

Die Regierungsgewalt, der Staat, sei er Republik oder Monarchie, wird durch diese wirtschaftlichen Mächte praktisch immer mehr ausgehöhlt; an die Stelle der Volks- oder der Monarchensouveränität tritt ihr Schein, die ganze Verwaltung wird abhängig, die Regierungsmaschine gerät unter den Einfluß dieser Leute oder sinkt wenigstens zu verhältnismäßiger Bedeutungslosigkeit herab: ein Tatzenhieb eines solchen sich über Meere und Länder ringelnden Ungeheuers vernichtet Tausende von Existenzen, verwüstet, was die strebsame Arbeit von Geschlechtern aufgebaut und ganze Heerscharen von Regierungsbeamten sorgfältig gepflegt, beaufsichtigt, geordnet und mehr oder minder klug betreut haben.

Die Entwicklung droht auch unsere ganze Wirtschaftsordnung ad absurdum zu führen. An zwei amerikanischen richterlichen Aussprüchen erkennt man wie unter grellem Blitzstrahl die Lage. Als man gegen die Standard Oil Company noch vor den Gerichten kämpfte, hat sich der Richter David Davis amtlich so ausgedrückt: große Körperschaften, fest verbündete Riesenbetriebe besetzen die Wege zur Macht . . . es ist ein öffentliches Ge-

Digitized by Google

heimnis, daß sie durch Einsetzung von gesetzgebenden Versammlungen einzelne Staaten beherrschen und die Gerichte korrumpieren, daß sie mächtig im Kongreß und skrupellos in der Anwendung von Mitteln sind. — Kürzlich berichteten die Zeitungen: in Cleveland — wo allerdings der Standard Oil Company Wiege stand — sei dieser Tage ein Mann überführt worden, größere Mengen Messing gestohlen zu haben. Als sich aber bei der Verhandlung herausgestellt hatte, daß die Eigentümerin des Metalls die Standard war, habe der Richter den Mann mit der Begründung freigesprochen, daß nicht übersehen werden dürfe, wie er dieser Kompagnie nur einen Teil dessen wieder abgenommen habe, was sie ihrerseits der Nation geraubt hätte.

Nicht zu verkennen ist auf der andern Seite, daß die Anarchie der Produktion und folglich die schweren Krisen mit allem Gefolge von jähen Zusammenbrüchen, Arbeitslosigkeit, Hunger und Elend in »trusted industries« unmöglich sind.

Die Frage unanfechtbar in ihrem Für und Wider zu entscheiden, erlaubt hier der Raum nicht. Schopenhauer sagte: ich habe einen Gedanken, also werde ich ein Buch schreiben; so muß ich es auch machen. Ich bin damit beschäftigt.

Hier möge es genügen, darauf hinzuweisen, daß der Territorialstaat vielleicht vor seiner Existenzfrage, jedenfalls aber vor einem Entschluß von entscheidender Wichtigkeit und von schwersten Folgen steht: caveant consules!

Die Fleischversorgung Berlins.

Von A. Oskar Klaußmann.

Hierzu 6 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Die Spalten der Tageszeitungen wiederhallen von Klagen über die Fleischnot und die außerordentlich gestiegenen Fleischpreise; leidenschaftliche Kontroversen werden geführt über die Ursachen, die diese unleugbare Fleischnot herbeigeführt haben, und die Fleischfrage ist plötzlich aktuell und brennend geworden. Es dürfte daher weite Kreise interessieren, zu erfahren, in welcher Weise sich die Fleischversorgung der Reichshauptstadt vollzieht, deren Bevölkerung in stetigem Wachstum begriffen ist und bald die zweite Million erreicht hat.

Genaue Zahlen über den Fleischkonsum Berlins lassen sich nicht angeben, da aus verschiedenen Gründen eine sichere Kontrolle unmöglich ist, wie sie zum Beispiel in den Städten stattfindet, die Schlacht- und Mahlsteuer haben. Die Tausende von Kilogrammen, die aus dem Inland als Postpakete oder als Eisenbahnkolli eingehen, die tausende Kilogramm von Schinken, Wurst, Speck, von gesalzenem Pökelfleisch werden in Berlin nirgends gezählt und kontrolliert. Auch der Eingang von Wild und Geflügel läßt sich nur schätzungsweise angeben, und ebensowenig weiß man, wie viele tausend Kilogramm Fleisches, das auf dem städtischen Zentralviehhof und Schlachthof entnommen worden ist, in die nähere oder weitere Umgegend Berlins geht. Im Jahr 1900 (es ist dies die neuste erreichbare Statistik) wurden auf dem städtischen Zentralschlachthof verarbeitet: 187000 Rinder, 837000 Schweine, 164000 Kälber und 447000 Schafe. Dieses Fleisch ist wohl zum allergrößten Teil in Berlin geblieben. Ein Quantum Fleisch, gleich einem Drittel der Menge, die auf dem Zentralschlachthof gewonnen wurde, ist aber außerdem von außerhalb als ausgeschlachtetes Fleisch in Berlin durch Engrosschlächter eingeführt und meist in den Markthallen zum Verkauf gebracht worden. Es werden außerdem jährlich in Berlin etwa 10000 Pferde geschlachtet, 1000000 Gänse werden konsumiert, 30000000 Kilogramm Fluß- und Seefische, gesalzene und geräucherte Fische verschlingt der Magen Berlin, Wild und Geflügel außerdem in Riesenmengen, und allein in der Zentralmarkthalle am Alexanderplatz werden jährlich annähernd 150000 Hasen, 15000 Stück Hochwild, 150000 Rebhühner, 12000 Fasanen, 250000 Hühner, Wildenten, Bekassinen, Schnepfen, Wachteln und Birkwild verkauft.

Das auf den Kopf der Bevölkerung kommende jährliche Quantum von Fleisch schwankt zwischen den Grenzen von 75 bis 85 Kilogramm. Der Konsum ist jedoch in den achtziger Jahren schon auf 68,5 gefallen, in den neunziger Jahren auf über neunzig Kilogramm gestiegen. Wahrscheinlich aber sind auch in diesen Zahlen nicht gleichmäßig die Quantitäten Fleisches enthalten, das nicht auf dem städtischen Schlachtviehhof gewonnen worden ist. Annähernd richtig werden wohl die Zahlen sein, die angeben, daß der Berliner Konsum sich zusammensetzt aus 31 Prozent Rindfleisch, 46 Prozent Schweinefleisch, 9 Prozent Kalbfleisch, 6 Prozent Hammelfleisch, 2 Prozent Pferdefleisch und 6 Prozent Wild, Geflügel und Fische.

Ungefähr 110000000 Kilogramm Fleisch, also die weitaus größte Menge, die in Berlin konsumiert wird, kommt von dem Berliner Schlachtviehhof, der mit dem Zentralviehhof vereinigt ist. Mittwoch und Sonnabend finden auf dem Zentralviehhof die Märkte statt, und zwar ist der Mittwochmarkt der wichtigere; er wird vor allem stark mit Rindvieh beschickt, während der Sonnabendmarkt mehr Schweine und Kälber aufweist. Ungefähr 700 Viehhändler verkehren am Markt und bringen am Tage vor dem Markt und in der vorhergehenden Nacht in Extrazügen, die meist vom Osten kommen, das Vieh mit der Eisenbahn heran. Es kommen jährlich ungefähr 34000 Waggons mit Vieh an, die auf das sorgfältigste gereinigt und desinfiziert werden, bevor sie vom Viehhof wieder in den Eisenbahnverkehr übergehen.

Nicht das gesamte auf dem Berliner Zentralviehhof eingehende Vieh ist für den Konsum Berlins bestimmt. Es findet durch 150 Exporteure vielmehr eine ziemlich starke Ausfuhr nach Norden und Westen statt, und bis zum Rhein erstreckt sich die Viehversorgung von dem Berliner Zentralviehhof aus. Im Jahr 1890 wurden vom Berliner Viehhof exportiert: 75000 Rinder, 163000 Schweine, 32000 Kälber und 153000 Schafe.

Ungefähr 900 Berliner Schlächter und 200 Schlächter aus den Vororten und Nachbarstädten Berlins vermitteln den Uebergang des auf dem Viehhof erschlachteten Fleisches an das Publikum. Auch das Berliner Proviantamt tritt als Käufer auf, um die für die Verpflegung der aus 16000 Köpfen bestehenden Garnison notwen-

Digitized by Google

digen Fleischmassen direkt vom Schlachthof zu beschaffen. Unser Bild S. 1958 zeigt uns die Mannschaften der verschiedenen Berliner Regimenter beim Empfang von Schweinefleisch, das von einem bestimmten Unternehmer in vorschriftsmäßiger Qualität geliefert werden muß und dessen Uebergabe an die Truppenteile von Beamten des Proviantamts überwacht wird.

In den einundzwanzig Jahren, in denen der Zentralviehhof samt dem mit ihm verbundenen großen Schlachthof besteht, hat sich eine eigentümliche Arbeitsteilung und ein ganz bestimmtes Unternehmertum in der Praxis herausgebildet. Der Berliner Ladenschlächter, der Detaillist von Fleisch, der Verfertiger und Verkäufer von Fleisch- und Wurstwaren, schlachtet nur in den seltensten Fällen auf dem Viehhof; er entnimmt vielmehr das Fleisch ausgeschlachtet von den Engrosschlächtern. Der sogenannte „Kram", bestehend aus Lungen, Lebern, Magen,

Schlachtertypen.

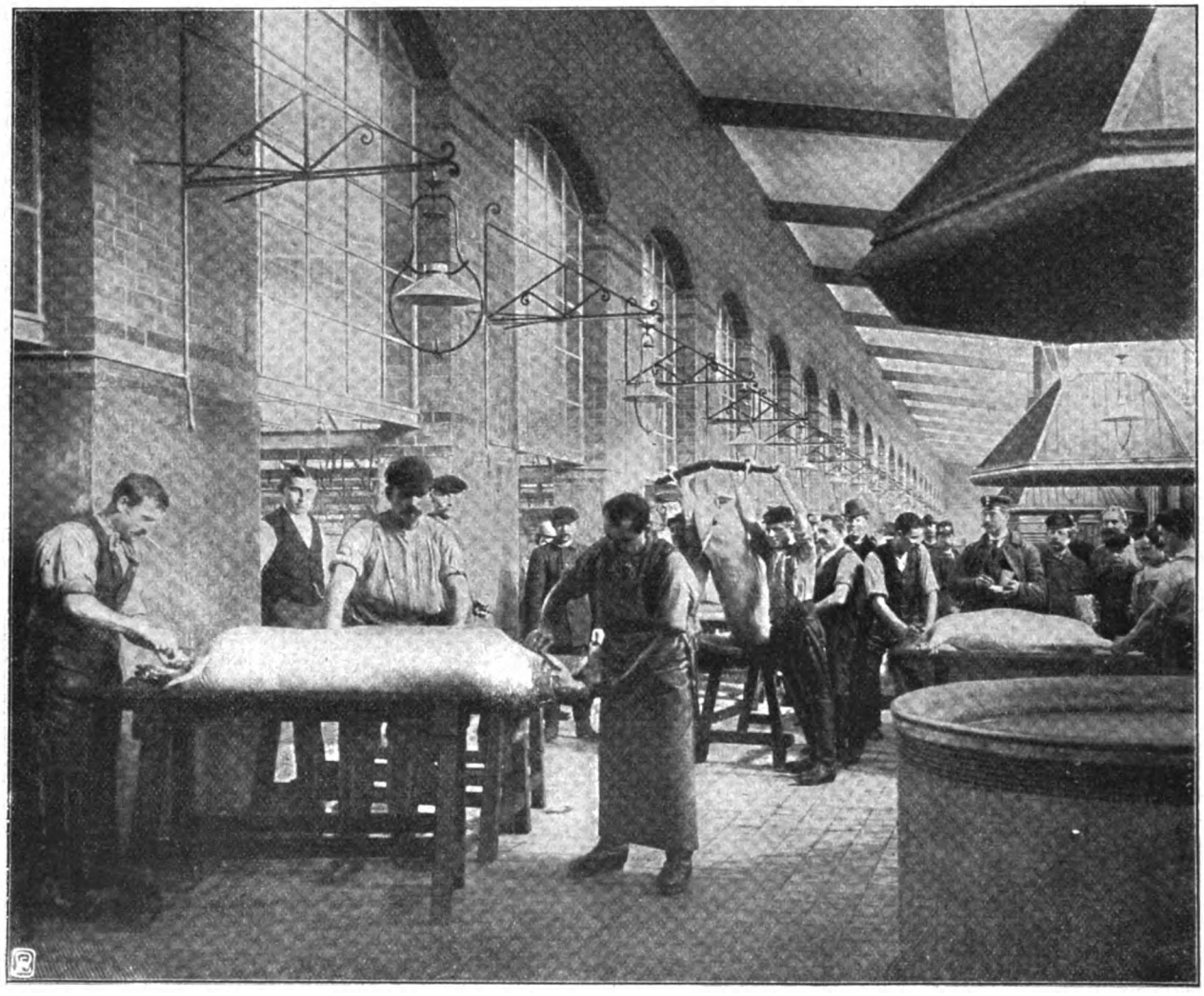
Herz, Kälberfüßen und -köpfen, Ochsenfüßen und Ochsenschwänzen, wird von den Engrosschlächtern an die Kramhändler gegeben und erst von diesen fertig gemacht und an die Ladenschlächter verkauft. Man schätzt diesen „Kram" auf ungefähr fünf Millionen Kilogramm jährlich. In Unternehmerhänden befinden sich: die Albuminfabrik, die dem Blut der geschlachteten Tiere das Eiweiß entzieht und für die Industrie und Landwirtschaft verarbeitet; die Talgschmelze, die Borstenzurichterei u. s. w. Selbst bei dem Viehauftrieb handelt es sich um verschiedene, einander in die Hände arbeitende Unternehmer. Der Viehkommissionär, der den Verkauf und die Geldgeschäfte zwischen dem Viehproduzenten und dem Engrosschlächter vermittelt, hat seine Obertreiber, die selbständige Unternehmer sind. Unter den Obertreibern arbeiten wieder besondere Viehtreiber als Unternehmer, die mit eigenen engagierten Leuten das Ausladen

Vor dem Rinderschlachthaus.

Digitized by Google

und Wiederverladen des Viehs, den Transport innerhalb des großen Areals des Zentralviehhofs, die Fütterung und Abwartung der Tiere besorgen.

Es giebt zwei voneinander getrennte Schlachthöfe: den Schweineschlachthof und den Schlachthof für Rinder, Kälber und Schafe. In der Hauptsache bestehen diese Schlachthöfe aus gewaltigen Hallen, die zum Schlachten der Tiere und zum Verarbeiten des Fleisches bestimmt und mit allen Bequemlichkeiten für die Engrosschlächter versehen sind. In der Nähe dieser Schlachthallen befinden sich die Stallungen, in denen die auf dem Zentralviehhof aufgekauften Tiere bis zur Schlachtung

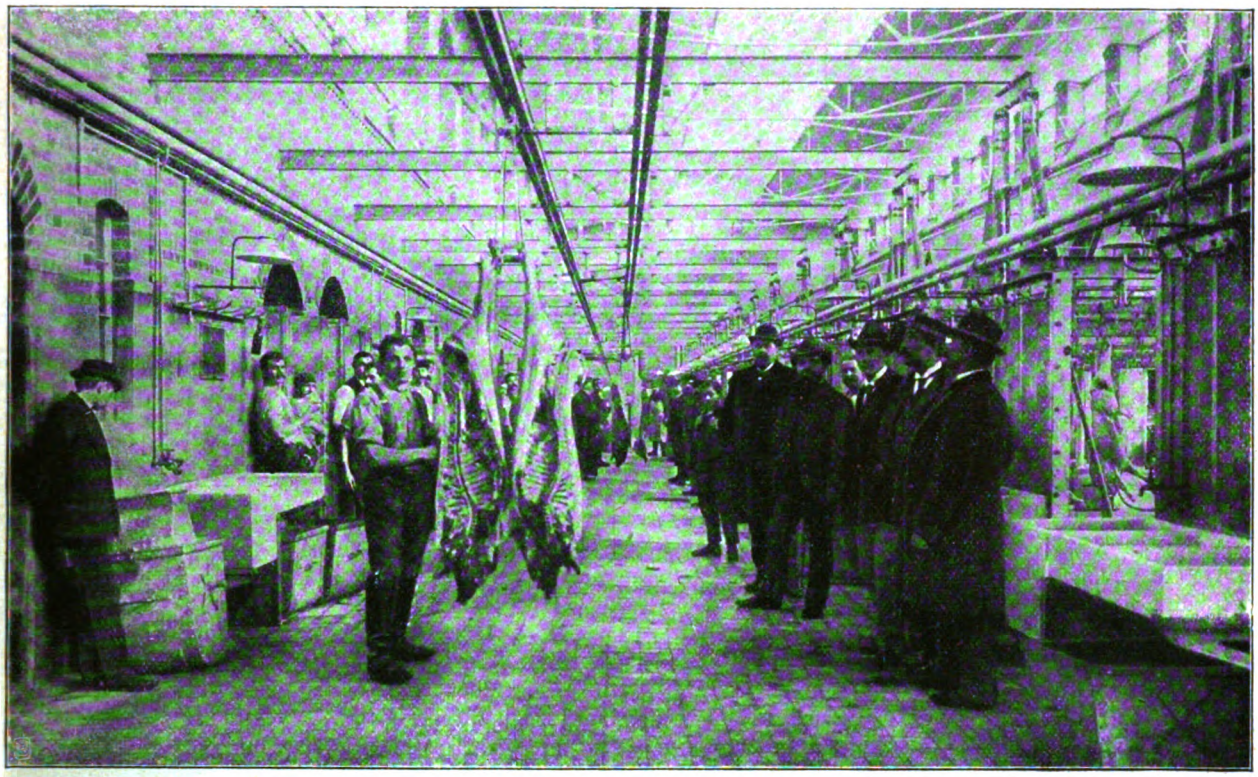


Im Schweinebrühhaus.

untergebracht werden. Geschlachtet wird allenthalben ohne Schlachtmaske. Rinder und Schweine werden durch Schläge mit dem Hammer oder einer eisernen Keule vor den Kopf betäubt und dann durch den Herzstich vollkommen getötet. Es ist auf dem Schlachthof eine besondere „Schlagschule" vorhanden, in der die Schlächterlehrlinge unter Leitung eines Oberaufsehers auf Kosten der Verwaltung unentgeltlich Uebung im Schlagen erhalten, indem sie ihre Kräfte an Apparaten üben, die mit Kraftmessern ausgestattet sind. Die Rinderschlachthäuser, 135 bis 145 Meter lang und 30 Meter breit, weichen in ihrer Einrichtung von der anderer Schlachthöfe ab. Die Engrosschlächter schlachten in sogenannten Kammern und geben das Fleisch direkt an die anderen Schlächter oder bringen es in der Engrosmarkthalle am Alexanderplatz in den frühesten Morgenstunden zum Verkauf. Auf dem Schlachthof für Rinder, Kälber und Schafe arbeitet das städtische Fleischbeschauamt, bestehend aus einem Obertierarzt mit 23 Tierärzten und 25 Stemplern, während auf dem Schweineschlachthof außerdem noch die mikroskopische Untersuchung bei einer Abteilung stattfindet, die mit 9 Vorstehern, 270 Mikroskopikern (darunter nicht weniger als 105 Damen) und 70 Probenehmern arbeitet. Kälber und Schafe werden auf dem Schlachthof in kleineren Schlachthäusern, die von den Ställen für Kleinvieh umgeben sind, getötet.

Den größten Betrieb hat der Schweineschlachthof, der sich ebenfalls in seinen Einrichtungen von denen anderer großer Schlachthöfe unterscheidet. Die Schweine gelangen zunächst in Buchten, in denen sie totgeschlagen und abgestochen werden. Dann kommen sie in den Brühraum, werden hier gebrüht und enthaart und nach dem nächsten Raum geschafft, in dem das Aufbrechen der Tiere stattfindet. Der Transport von Halle zu Halle und durch die verschiedenen Abteilungen des Schweineschlachthofs erfolgt meist dadurch, daß die Schweine mit den Hinterfüßen an Haken befestigt sind, die sich an einer eisernen Rolle befinden. Letztere läuft auf einer Schiene, die an der Decke der Halle angebracht ist und in verschiedenen Parallelleitungen durch alle

Digitized by Google



Im Aufbruchraum (Schweineschlachthaus).

Räume bis zu den Fleischkammern führt. Im Aufbruchraum werden die Eingeweide aus den Schweinen herausgenommen, nach einer besonderen „Kuttelei“ gebracht und erst hier entleert. Es geschieht dies, um die Aufbruchhalle besonders reinlich erhalten zu können. Von dem Aufbruchraum kommen die Schweine nach der Kühlhalle und gehen dann entweder nach den Fleischkammern oder werden durch Transportwagen an die Abnehmer in der Stadt verfahren.

Schlachthalle für Kälber und Schafe.

Digitized by Google

Der Schlachthof bringt einen jährlichen Ueberschuß, trotzdem die Schlachtgebühren überaus niedrig angesetzt sind. Sie betragen für ein Rind 1,50, für ein Schwein 0,80, für ein Kalb 0,50, für ein Schaf 0,30 Mark. Dazu kommen noch die Fleischbeschaugebühren. Für die Schlachtgebühren liefert die Stadt warmes und kaltes Wasser, Gas, Kellerräumlichkeiten, Dampf u. s. w., ohne einen Pfennig Entschädigung dafür zu nehmen. Die Kontrolle über die Gesundheit der zu schlachtenden Tiere und über die Tadellosigkeit der ausgeschlachteten Teile ist außerordentlich streng. Die Ventilationseinrichtungen sind z. B. so vortrefflich, daß sich Fliegen in den Schlachthäusern gar nicht zeigen.

Fleischempfang der Berliner Garnison.

Das Futter für das Vieh, das bis zur Schlachtung auf dem Viehhof stehen bleibt oder hier Station macht, bevor es exportiert wird, liefert die städtische Verwaltung, und es werden jährlich etwa 80 000 Zentner Heu, 40 000 Zentner Stroh, 30 000 Zentner Gerste und Schrot und 7000 Zentner Roggenkleie, sowie einige tausend Zentner Hafer, Erbsen und Kartoffeln verbraucht. Die jungen Mastkälber werden durch besonders eingeübte Leute abgewartet und zum Teil mit der Flasche getränkt. Die Jahresrechnung balanziert in Einnahme und Ausgabe für den Zentralviehhof und Schlachthof mit ungefähr 4½ Millionen Mark.

Sarah Bernhardt in Berlin.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Rein künstlerisch gesehn, ist niemand mehr an die Heimat gebunden, als der Schauspieler. Mienenspiel, Klangfarbe und Ausdruck der Sprache, heimische Ueberlieferung im komischen und tragischen Stil, sie alle sind so viel Hemmnisse für den Schauspieler, der mit dem Einsatz seiner Person nur wirken kann und vor einem fremden Publikum auftreten will. Kein Fremdgastspiel also wird ohne Rest befriedigen.

Man muß dessen eingedenk bleiben, wenn man der Bühnenkünstlerin Sarah Bernhardt — und nur um die handelt es sich — gerecht werden will. Was sie an Deutschenhaß bis in die jüngste Zeit vorgebracht haben mag, gewiß vielfach nur im Haschen nach Volkstümlichkeit, das mögen wir jetzt, da sie als Gast zu uns kommt, im Gefühl der Eigenkraft gern überhört haben. Was exzentrisch in ihrem Privatleben war, das ist ihre Sache. Was sie in Frankreich Jahrzehnte hindurch galt und noch gilt, das nur kann uns bekümmern.

Sarah Bernhardt als Theodora.

Sie kommt zu uns als tragische Meisterin, wie Herr Coquelin als Meister der Comédie im französischen Wortsinn kam. Der französische Begriff Comédie reicht weiter, als unser Lustspielbegriff. Die französische Schauspielkunst — das darf man nicht vergessen — hat eine lange, in Paris zentralisierte und wesentlich kaum unterbrochene Ueberlieferung. Das ist eine ganz andere Entwicklung, wie bie uns, wie in Italien, das noch kein

Digitized by Google

„ständiges Theater" kennt, und wie in England. Die Ueberlieferung ist eine sichere Stütze, aber in gewissem Sinn auch ein starres Gebot selbst für den stärksten Könner, für die originellste Persönlichkeit. Wie weit innerhalb der überkommenen Gesetze sich das Persönliche bei Sarah Bernhardt Geltung verschafft und hinreißen kann, das sollen wir erfahren. Die Pariser werden von der persönlichen Kraft der Sarah Bernhardt trotz aller überreifen Virtuosität noch jetzt getroffen. Sie ist Meisterin des theatralischen „Clans", durch ihn bezwang sie noch vor zwei Jahren in der Rolle des jungen zweiten Napoleon (L'Aiglon). Durch ihn siegt sie noch in einem Rollengebiet, das allerdings der Comédie nähersteht, im Drama Sardous. Da ist auch dem schauspielerischen Raffinement der weiteste Raum geboten. Daß der Schauspieler, namentlich der fahrende Gast, sich selbst gern über die Dichtung stellt, ist oft beklagt worden. Aber der Schauspieler zeigt sich eben nur um seinetwillen, nur das Aeußerste seines eigenen Könnens will er geben; und so bleiben alle Klagen ohne Ergebnis. Die Duse hat Shakespeares Antonius und Kleopatra zu Glanzscenen zerstückelt, die Sarah Bernhardt führt ihren Hamlet mit. Mit ihrem rein französischen Kunstvortrag will sie einer schwergermanischen Gestalt beikommen.

Sarah Bernhardt rühmt sich übrigens selbst, gerade mit der unkünstlerischen Wunderlichkeit, den Hamlet darzustellen, bei dem englischen Publikum tiefen Eindruck gemacht zu haben. Vielleicht ist das eine Selbsttäuschung. Für uns wird es jedenfalls wertvoller sein, darauf zu achten, was sie ihrem nationalen Geist gemäß aus einer Tragödie von Racine (Phädra) zu schöpfen vermag.

Sarah Bernhardt als Phädra.

Als Kameliendame.

In Rostands „Aiglon".

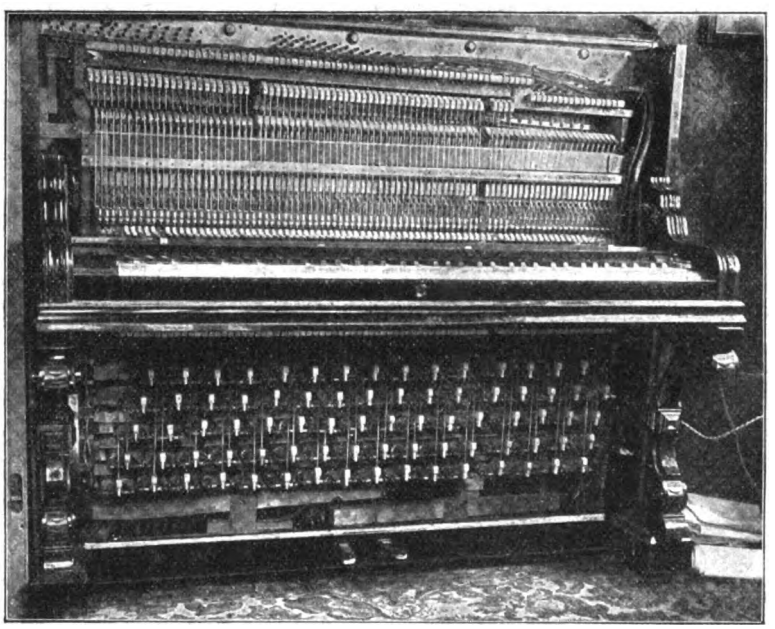
Digitized by Google

Der Automat als Notenschreiber.

Hierzu 2 photographische Aufnahmen.

Eine sehr interessante Erfindung auf musiktechnischem Gebiet dürfte bald die Aufmerksamkeit der Musikverständigen, vor allem der Komponisten, auf sich ziehen.

Ein Amerikaner, Mr. William Thanle, der sich in Oberlößnitz bei Dresden ankaufte und selbst als hervorragender Klaviervirtuose und Komponist sich vielfach in den Dienst der Wohlthätigkeit stellte, baute eine Maschine, die es ihm ermöglicht, eine eben gespielte Komposition oder Improvisation festzuhalten und auch, sofort nach dem Vortrag, auf automatisch-mechanischem Weg wiederholen zu können, so daß der Komponist — unbekümmert um das Niederschreiben — ohne Störung seiner Stimmung folgen kann und doch seine Schöpfung dauernd erhält.



Die elektrische Wiederholungsvorrichtung am Klavier.

Das „Niederschreiben" erfolgt durch eine Maschine, der Schreibmaschine zu vergleichen, die durch elektrische Leitungen mit der Klaviatur in Verbindung steht und durch einen kurzen Hebeldruck vom Piano aus eingeschaltet werden kann. Diese Maschine kann nach Belieben auch in einem andern — entfernten — Raum Aufstellung finden. Der bespielte Papierstreifen wird abgeschnitten und, wenn man will, mittels einer am Piano angebrachten, ebenfalls durch elektrische Kraft getriebenen Maschinerie automatisch abgespielt, mit allen Nuancen in Bezug auf Tempo und Vortrag. Die Wiedergabe ist durchaus genau und giebt dem Komponisten Gelegenheit zur Selbstbeurteilung seiner Schöpfung, oder zur Aenderung vor der eigentlichen Verwendung oder Veröffentlichung. Auch können die bedruckten Papierstreifen auf andern modernen Wiederholungsinstrumenten sofort abgespielt werden.

Die äußerst sinnreich konstruierte Aufnahmemaschine ist ein kleines Wunderwerk, das für gewöhnlich im eleganten Schrein verborgen arbeitet, das wir aber zur photographischen Aufnahme freilegten, gleich der elektrischen Wiederholungsvorrichtung am Klavier, die für gewöhnlich nicht sichtbar ist. Beide Vorrichtungen können mit jedem Piano oder Flügel in Verein gebracht werden.

Mr. Thanle, dessen Bild wir neben dem „Musical transwriter" bringen (die Dame am Piano ist eine junge amerikanische Pianistin) hat fast zehn Jahre ernstlich an der Ausführung seines Gedankens gearbeitet — manches Projekt verworfen — bis er endlich zum Ziel kam.

In nähere Details einzugehen, verbietet die Rücksicht gegen den Erfinder, da die Patentvergleichung noch nicht verfaßt wurde. Der vollendete Erfolg tritt aber in prägnantester Weise dem Zuschauer vor Augen, und eine Reihe von kunstinteressierten Größen besucht fast täglich Mr. Thanles Villa, um die erstaunliche Leistung musik-maschineller Technik zu bewundern.

F. v. D. C.

Der Erfinder zwischen seinen Instrumenten. Rechts die freigelegte Aufnahmemaschine.

Digitized by Google

Cyrill Wallenta.

Erzählung von J. J. David.

Schluß.

Zapletal hatte wieder einmal in der Stadt zu thun. Er war lange nicht dagewesen, die Rückstände hatten sich gehäuft, wie immer, wenn man nicht selbst hinter dem Advokaten her war, damit er nichts versäume oder verschleppe.

Es war zu Anfang November und das richtige Allerheiligenwetter. Die Felder ganz kahl und von Krähen überflogen, die über die Schollen hüpften, sich zu Schwärmen gesellten, krächzend flatterten. Ein recht unfreundlicher Tag. Spärliche Sonnenblicke, gefolgt von einem eiskalten, traurigen Regen, der so dicht fiel, daß man nicht bis zum nächsten Haus sehen konnte.

Gar keine Bewegung war in der schweren Luft. Hinter einem lag das Tagewerk, und man konnte in sich eine tiefe Müdigkeit nachfühlen. Und der Hof war so still, daß man gar nicht glauben mochte, man sei in der Welt.

Madlena hatte den Tisch für drei gedeckt. Denn ihr Mann nahm, wenn er in der Stadt war, niemals etwas zu sich und kam hungrig, aufgeregt und bissig zurück. Wallenta aber mußte ganz bestimmt kommen. Denn nach solchen Fahrten begannen jene Beratungen, die bis in die tiefste Nacht währten.

Wallenta kam mit der Glocke sechs. Er hatte etwas Scheues den Tag, und seine Augen suchten beim Eintreten: „Der Bauer ist noch nicht wieder da?"

Die Madlena rührte sich kaum: „Nein."

„Er könnt's aber schon sein. Es ist ihm doch nichts geschehen?"

„Was kann ihm geschehen sein? Nicht einmal ein Wasser geht in der Nähe. Die Straße ist eben wie ein Brett, und die Pferde sind fromm."

„Ich bin aber doch immer in Sorgen um ihn."

„So? Immer in Sorgen seid ihr um ihn? Muß ihn freuen."

Das war so geredet, damit man nur nicht schweige. Sie wußten's beide wohl. Der Bursche lief einigemal die Stube in einer springenden Unruhe durch. Dann setzte er sich, stützte den Kopf mit den struppigen, blonden Haaren, die sich zu einem Hahnenkamm sträubten, in die Hände und sah zu Boden. Die Porzellanuhr an der Wand tickte hell und eilfertig. Man sah nur das blanke Messing des Perpendikels hell und glitzernd und wie freischwebend durch die Luft tanzen. Und die Madlena nahm sich ein Herz. Recht schonend wollte sie mit ihm reden, und da fuhr es ihr heraus . . . „Wallenta — einer ist zu viel im Haus."

Er rührte sich nicht: „So schafft ihn ab."

„Das thu ich eben."

„So? Das thut ihr eben?"

„Es geht nicht mehr, Wallenta. Alles mögliche redet er sich ein in seinem kranken Kopf. Und es ist doch kein wahres Wort daran."

Er hob den Kopf mit einer leisen Bewegung nur so weit, daß er noch im Dunkeln blieb: „Es geht nicht mehr, nein. Aber er braucht mich."

„Ihr könntet doch weiter mit ihm sein. Und ewig wollt ihr doch nicht im Dorf verbleiben, mein ich."

„Nein, ewig will ich hier gewiß nicht verbleiben."

„Er soll sich derweil zum Lichtenstern führen lassen. Wozu hat er denn die Lümmel, die Knechte? Dort trinkt er nicht oder nur sehr wenig, weil er's immer gleich bezahlen muß, und er steckt die Hand nicht gern in den Sack. Hier trinkt er, und das thut ihm schaden."

„Ja, schaden thut's ihm," wiederholte der Bursche. Es war etwas Spöttisches dabei in seiner Stimme. Beide schwiegen, und beide horchten, ob sich durch die große Stille nicht endlich das Rollen eines Wagens nähere. Und beider Atem ging schneller. Denn die Madlena fühlte sich erleichtert, als wäre das Schlimmste hinter ihr.

„Also: ihr werdet das so machen, Wallenta?"

„Ja, ich werde das so machen. Denn ich weiß schon: wenn und wo einer zu viel ist, da bin's immer ich."

„Hier seid ihr's einmal," entgegnete sie bestimmt.

„Wenn er mich aber um den Grund fragen wird? Denn er ist ein versteckter Mensch und will alles wissen."

„So antwortet ihm, was ihr wollt. Sagt ihm meinethalben, ihr habt es satt, euch immer von mir und Annetschka Gesichter schneiden zu lassen," und sie lächelte.

„Werd ich ihm sagen. Das hab ich auch satt," und auch er lächelte.

„Die Hand darauf, Wallenta!"

Er schlug ein. Was für eine Kraft nur in seinem Händedruck war! Sie konnte ihre Hand durchaus nicht losmachen und bekam nur Herzklopfen und einen kurzen Atem von ihren Bemühungen. Er aber stand vor ihr, mit voll aufgeschlagenen Augen und mit einem eigentümlichen, lauernden Zug um die Lippen. Ins Gesicht schlagen sollte man ihn dafür, dachte sie, und hob die freie Linke zu einer müden Abwehrbewegung. „Ihr müßt mich nicht so ansehen, Wallenta," flüsterte sie.

Er neigte sich ihr zu, wie um sie besser zu hören: „Und warum nicht?"

„Ich leid's nicht. So sieht man keine Frau an."

Er antwortete nicht. Nur fest hielt er sie, und ihr ward immer schwüler und beklommener dabei. Wenn der Wagen nur käme! dachte sie. Und es ging wie ein Zug von seiner Rechten zu ihrer, ein Zug, der sie irgendwohin riß, dem sie gegen ihren Willen folgen mußte. Wenn sie nur etwas gewußt hätte, womit dieses sonderbare Lächeln verdecken, das sie so empörte. Und nun stand er hart an ihr: „Und mein Letztgeld, Madlena?"

Es war spät abends, als der Wagen hielt und der Bauer mit Annetschka heimkam.

Man aß zu Nacht, wie sonst. Das Kind ward zur Ruhe gebracht. Zapletal aber war sehr vergnügt. Das System Wallentas begann sich zu bewähren. Schon hatte der Graf erklärt, diese Händel seien ihm ekelhaft und verleideten ihm seinen ganzen Besitz trotz der ausgezeichneten Jagd. „Ein Kerlchen bist du, Cyrillsku! Läßt sich immer wieder was einfallen. Nur vorwärts!" Und er schlug ihn wohlwollend auf die Schulter.

Cyrill und die Frau zuckten zusammen. Der Bauer stutzte, schwadronierte aber weiter. Wie betrunken war er vor Aufregung und argwöhnisch, wie ein Berauschter, der so weit seiner mächtig ist, um sich zu fürchten, man könnte seinen Zustand mißbrauchen und ihm was anthun wollen. Es kam langsam etwas Stockendes in seine Beredsamkeit und ein Verdacht in seine Augen. Wallenta saß schweigend und wenig aufmerksam da und schielte

Digitized by Google

immer wieder nach der Bäuerin. Der fielen die Haare tief in die Stirn. Die Augen glühten, und etwas sehr Entschlossenes war an ihr.

Endlich ging man auseinander. Madlena leuchtete dem Burschen. Draußen aber, da sie ganz allein waren, neigte sie sich zu ihm: „Wir sind in Todsünde, Cyrill."

Er lachte und haschte ihre Hand, die sie ihm müde ließ: „Dann giebt's viel Todsünden auf der Welt."

„Lach nicht. Wir werden's büßen müssen. Du oder ich oder ein anderer . . ."

„Dann am liebsten ein anderer."

Sie erschrak: „Lach nicht. Ich bin das Weib deines Gevatters."

„So nehm ich's ganz auf mich."

Sie schüttelte den Kopf. Alsdann verschloß sie das Thor und ließ den Wachthund los. „Nachdem der Dieb draußen ist," fiel ihr ein. Sie machte ihren Rundgang nach Feuer und Licht, wie immer, nur langsamer als sonst, ehe sie zu ihrem Gatten trat, der immer noch ganz versunken in die Kerze stierte und allerhand vor sich hinbrummelte: „Komm endlich schlafen, Cajetan."

Er ließ sich unwillig genug, wie ein greinendes Kind, führen. Er hinkte neben ihr her mit schmerzlich zusammengekniffenen Lippen, feig vor jedem Tritt, oftmals ruhend und immer wieder fragend: „Was hast du mit Cyrill zu wispern gehabt?"

„Nichts hab ich mit ihm gewispert."

„Du lügst wie der Teufel."

Sie entgegnete nichts, war ganz Umsicht. Er stierte immer an ihr empor, und es drängte sich ihm ein böses Wort aus dem Herzen. Er würgte förmlich daran: „Du . . ." Sie legte überlegen die Hand auf seinen Mund und führte ihn also, trug ihn beinah in die Schlafkammer.

* * *

Es war ein sehr übles und trauriges Leben für alle, das nun begann. Denn im Bauern stand mit einer unerschütterlichen Gewißheit fest, es sei wirklich geworden, wovor er sich so lange gefürchtet.

Einen Beweis dafür fand er darin, daß der Wallenta niemals mehr bei ihnen übernachten wollte. Es mochte noch so übel Wetter sein und die Verhandlung noch so lange gewährt haben — er ging zu ihrem Abschluß fort. Dies geschah aber auf Befehl der Madlena, die ihn nicht mehr unter ihrem Dach dulden wollte.

Auch horchte der Zapletal mit einer kranken Neugierde nach jedem Tratsch im Dorf. Und alles, was geschah oder unterblieb, deutelte er sich natürlich nach seinen Meinungen oder geheimen Aengsten. Man wußte noch nichts — ja, da waren zwei ganz durchtriebene, die jeden Pfiff und Schlich kannten, und die Welt würde einmal schon noch über ihre Niederträchtigkeiten erstaunen. Oder auch — es war selbstverständlich alle Welt mit ihnen im Bund gegen ihn.

So ein Alter! Ja freilich, wer hat mit ihm Mitleid? Was so einem Alten geschieht, das geschieht ihm nur ganz recht. Was braucht er eine Junge zu nehmen? Das war immer so gewesen, und er selbst, da er noch Sprünge wagte, hatte es doch auch nicht viel anders gethan. Es war genug, wenn man sein Sündenspiel nur vor ihm verdeckte und ihm nicht ins Gesicht lachte. Und wie, wenn man ihn einmal satt hatte und gar keine Rücksicht mehr nehmen wollte auf ihn? Er war doch wehrlos. Und dann gab es doch Pülverchen, ganz weiß und süß wie Zucker. Wem man damit seine Speisen würzte, den hungerte es bald nicht mehr.

Er traute ihnen allerdings nicht so etwas zu. Denn die Madlena war früher immer brav gewesen. Er wußte es nun ganz bestimmt und schwelgte in der Erinnerung an ihre vormalige Bravheit, an die er doch nie hatte so recht glauben wollen. Ist ein Weib aber erst einmal schlecht, so weiß man gar keine Grenze. Und es gab Exempel. Er selbst war doch einmal Geschworener in einem solchen Fall gewesen, der dem seinigen ganz verzweifelt ähnelte.

Nahm er aber seinen Stecken und jagte die Frau zu allen Teufeln — gut, aber er hatte doch nicht den kleinsten Beweis gegen sie und machte höchstens offenbar, was besser verborgen blieb vor aller Augen. Und dennoch war jene lüsterne Neugierde in ihm. Er zupfte beständig an dem Tuch, hinter dem seines Hauses Geheimnis schlief, ob es erwache, ob jemand auch nur ahne, was sich dahinter verstecke.

Mit dem Burschen abrechnen? Ja — auch das war nicht so einfach. Er konnte doch nicht wissen, ob er die beiden damit nicht erst recht zu einem verzweifelten Schritt trieb. Denn er dachte sich ihre Leidenschaft groß, wie das einer immer thut, hinter dem derlei schon lange genug liegt. Und dann, er brauchte den Wallenta, brauchte ihn nun mehr als je, da sich doch manches große Unternehmen dem Abschluß näherte, von dessen ganzen Absichten er allein wußte. Mit ihm, seinem unermüdeten Scharfsinn wär's möglich. Ohne ihn fiel's in sich zusammen wie ein Kartenbau. Und nun hatte er den Burschen so lange gefüttert, auch mit Bissen, die ihm durchaus nicht zugedacht gewesen. Sollte er nun nicht nur gefoppt, auch geprellt sollte er sein? Nein — für solche Scherze war Cajetan Zapletal nicht. Den Spott trug er — der war andern schon widerfahren. Den Schaden aber noch dazu? Das stand ihm durchaus nicht zu Gesicht. Sich des Wallenta bedienen, bis zum Ende, und hernach eine Rechnung mit ihm halten, in der kein Posten und kein Heller vergessen war. Darauf verstand er sich doch Und diese Hoffnung, die schöne Erwartung dieser einen Stunde war ihm in aller seiner Pein eine Freude, die er ganz allein genoß.

Die Madlena aber war aus dem Gleichgewicht gekommen. Sie hatte gehofft, den Wallenta abzuschütteln. Stand sie ihm aber gegenüber, dann lähmte sie immer wieder die gleiche Schwäche, der sie damals erlegen. Sie betete viel, und traute sich dennoch nicht zur Beichte. Auch schlich ihr der Bursche überallhin nach, und tauchte vor ihr auf, wenn sie sich dessen am wenigsten versah und ganz allein war. So mußte sie denn trachten, des Kindes ledig zu sein, so viel es nur ging. Sie übergab es einer Magd, die mochte Annetschka durchaus nicht, denn sie gesellte sich nur sehr ungern zu einem Fremden und war also mit dem Mädchen sehr häßlich. Immer wieder versuchte sie's, der Mutter nachzuschleichen, immer wieder wurde sie hart angelassen dafür und entfernte sich dennoch so schwer, so sehr zögernd! Oftmals, weil Madlena sich in schlimmen Gedanken durch sie aufgeschreckt sah, war sie zur Unzeit heftig und ungerecht gegen sie. Wieder erdrückte sie das Kind mit einer Zärtlichkeit, deren es nicht gewohnt war.

Sie trug die Launen des Gatten mit einer unendlichen Geduld. Es war ihr, als bestünde darin ein Teil ihrer Buße, und je mehr und klagloser sie auf sich nehme, desto besser für alle. Denn er war unsäglich

Digitized by Google

erfinderisch in hämischen Bemerkungen. Jedes Kleid, das sie anhatte, gab Anlaß dazu. Etwas durchaus Schamloses war in ihm erwacht, und es behagte ihm, sie damit zu verwirren. Es gab wüste und abscheuliche Scenen voll eines unermeßlichen, niedergehaltenen, unterdrückten Grolles, unter denen das Kind sehr litt, dem man sie nicht ganz verbergen konnte. Denn schob sie es aus der Stube, sowie sich der Sturm ankündigte, so fuhr er auf und tobte, ob man ihm auch schon Annetschka nehmen wolle. Und wieder ein andermal ging sein Verdacht zurück, bis in die ersten Zeiten ihrer Ehe. Und er besudelte damit selbst das Kind. Es konnte in der Hölle nicht schlimmer sein, mußte sie sich oftmals denken. Und ein finsterer Glauben erwachte in ihr.

Sie hatten sich arg versündigt. Und, so tief sie darunter litt, sie war zu schwach, sich dieser Sünde abzuthun. Es war auch nicht möglich unter diesen Verhältnissen, wo sie Tag um Tag mit Cyrill sich treffen, an einem Tisch mit ihm sitzen, seine Nähe erleiden mußte. Ungeahndet aber konnte so etwas auch nicht bleiben. Wen aber mochte die Vergeltung treffen? Sie konnte in ihrem Mann bestraft werden und hätte das trotz allem nicht leicht empfunden. Aber näher lag das Verhängnis über dem Wallenta als dem eigentlichen und überdies unbußfertigen Urheber aller Verwirrungen, und sie meinte, ihn sterben sehen zu können, ohne mit einer Wimper zu zucken. Eben darum traf es ihn wohl nicht. Oder es ereilte sie, als die Mitschuldige. Wie aber? Der Tod wär ihr beinah willkommen gewesen, und sie dachte nur nicht an Selbstmord, weil man ein böses Vergehen nicht durch ein noch schlimmeres, nicht mehr zu bereuendes gutmacht. Oder es konnte Annetschka treffen und in und mit dem Kind sie vernichten. Dachte sie so weit, dann kniete sie vor ihr nieder: Annetschka — mein Engelchen.

Brach ab, schwatzte ganz verstört. Denn Kinder, die sündenrein sterben, gehen als Engelchen ein in die Freude des Herrn und bitten für die Vergehungen der Eltern.

So wurde dem Wallenta der Gang zu seinem Gevatter täglich schwerer.

Er sah so gar kein freundliches Gesicht mehr. Das Kind haßte ihn offen und machte nicht im mindesten Hehl daraus. Wie eine Wildkatze fauchte es ihn an, die sich wohl strählen läßt, aber immer nur auf den günstigen Augenblick zu einem Krallengriff dabei lauert. Ihm that diese Abneigung ordentlich weh. Denn nicht aus Berechnung hatte er sich um Annetschka bemüht. Er liebte Kinder wirklich und ehrlich, wußte die Künste, die sie einem zulaufen machten, und war sogar nicht wenig stolz auf seine Macht über die kleinen Gemüter. Hier versagte sie völlig und in unbegreiflicher Weise. Hier, wo ihm am meisten an einer Wirkung lag. Und überhaupt — hier gefiel es ihm nicht. Denn seine Eitelkeit, wohl das Stärkste und Ursprünglichste in ihm, wurde hier unabläßig und in der empfindlichsten Weise verletzt. Auch war das mit der Cajetanowa kein Verhältnis, wie es ihm gefiel. Und es wurde auch durchaus nicht, wie er sich's wünschte. Er war niemals der Herr und Gebieter. Sonst zitterten die Mädchen und die Weiber, mit denen er's gehabt, vor dem Ende, und er konnte drohen. Diese zitterte nach dem Ende. Sie wünschte nichts, als seiner ledig zu werden, und verbarg nicht einmal, wie sehr sie unter dem leide, was unter ihnen bestand. Niemals machte sie ein Hehl daraus und marterte ihn. Und das ewige Verstecken vor aller Welt regte ihn auf, und er kam sich selbst schon schlecht in die Haut vor, wenn er seine verstohlenen Pfade schlich.

Er strengte seinen ganzen Scharfsinn im Dienst des Bauern an. Alle seine Geisteskräfte bot er für ihn auf, und das Vermögen des Zapletal wuchs mit einer unheimlichen Schnelligkeit. Sie zwei allein wußten, wie reich der Mann schon war — reicher als die meisten, die da herum auf Edelhöfen saßen. Er selbst wollte nichts davon. Er nahm nicht einmal mehr etwas für seine nächsten Bedürfnisse von ihm an. Nur seine Anerkennung der Dienste, die er sich abzwang, denn sie gingen gegen Leute, die ihm nie etwas gethan, begehrte er. Die wurde ihm geweigert oder in einer Art gezollt, der man anmerkte, wie schwer und widerwillig sie sich aus einem vergifteten und von allen Befürchtungen zerfressenen Herzen losrang. Ja — es war eben eine böse Welt! Voll Falschheit und voll häßlichen Undanks. Und wenn er schon ein Lump sein sollte — für dies Gesindel war er immer noch zu gut, und dies war sein ganzes Unglück. Er hatte halt Gemüt. Und er nahm sich die Dinge zu Herzen. Dagegen war nun einmal nichts zu thun — wen's hatte, den hatt es eben. Da half nur Flucht. Er mußte fort von dieser Madlena, die ihn mit ihrer traurigen Schroffheit verhexte, daß er keiner andern mehr denken konnte. Als liefen nicht Frauenzimmer genug für einen dreisten Gesellen auf dieser Welt umher! Fort von diesem Wucherer Cajetan, dieser Annetschka, die ein rechter Ekel war, diesem ganzen Dorf, einer Pfütze, in die er zu seinem Unheil getreten. Je nun — besser ein Stiefel, als gar ein Fuß samt allem, was daran hing. Er war ja nicht gebunden. Keinen Augenblick länger, als es ihm paßte. Und mit aller Entschiedenheit bewarb er sich endlich um eine Stellung. Natürlich bei Gericht. Da giebt es für einen, der ausgelernt ist und alle Wege weiß, immer noch einen guten Verdienst, so daß man nicht ums Gehalt fragen muß.

* * *

Es hatte wieder einmal einen Verdruß mit der Madlena gegeben, wie jedesmal, wenn sie zusammen waren, so daß er schon vor jeder Begegnung zitterte, ohne ein Ende machen zu können. Denn freuen über ihn sollte sich diese hoffärtige Madlena, die doch nichts war, durchaus nicht. Litt sie, so war ihm doch auch nichts geschenkt. Und er sehnte sich dennoch nach jeder Begegnung. Also . . Er war diesmal sehr zornig fort, zum Jindrak. Nun musizierten sie miteinander. Es war ein nebliger Vorwinterabend. Des Jindrak Hütte stand auf einem Bühl. Man sah ins Land, über dem der Nebel seine endlosen, unkörperlichen Fäden spann, nieder zur March, die weißlichgrau, geschwellt von Oktoberregen zwischen dickem Weidicht ihr Bett erfüllte. Der Wallenta fühlte sich ruhiger werden. Eine Dohle, die er sich einmal gefangen und abgerichtet, um sie bei Gelegenheit Annetschka zu schenken, die sicherlich noch niemals einen sprechenden Vogel gehört, warf manchmal ein zorniges Wort in ihre Tanzweisen und schlug ärgerlich mit den glänzend schwarzen, gekappten Flügeln. Denn es war ihre Schlafenszeit, und man kümmerte sich heute nicht darum. Wallenta drohte ihr mit dem Finger: „Sei ruhig, Peterl!"

Peterl spreizte die Flügel, fauchte, sah den Wallenta mit blitzenden schwarzen Augen an und schimpfte weiter.

Digitized by Google

„Das ist auch so ein Rabenvieh," knurrte der Cyrill.

„Sieht auch ganz so aus. Kann also niemand auch mit schlimmem Willen bestreiten," entgegnete Jindrak philosophisch.

„Ich dreh ihm den Kragen um. Das kann mir gleichfalls niemand verbieten."

Peterl schien die freundliche Absicht zu merken und krächzte höchst bösartig und ergrimmt. Jindrak aber preßte seinen Blasebalg mit Macht zusammen. Er wollte mit Nachdruck und beiden Ellbogen eine Passage herausquetschen, die ihm vielleicht nicht gemütsvoll und gewiß nicht sicher genug herauskam.

„Da werd ich nun fortgehen," meinte der Wallenta melancholisch, wie das immer nach dem fünften Viertelchen Schnaps bei ihm kam. „Fortgehen, von wo ich doch eigentlich zu Haus bin. Und keine Katz wird um mich krähen."

„Du — das möcht ich einmal hören," meinte der Jindrak und entfaltete seine Harmonika zu einem neuen Sturmlied.

„Sei nicht frech, Blinder. Aber fortgehen muß ich. Sonst kommt nichts Gutes heraus, wenn ich noch länger da bin."

„Nein, Gutes kommt nichts heraus!" bestätigte der Blinde.

„Du mußt mir nicht alles nachkrächzen, wie der Vogel, der vermaledeite," fuhr Wallenta auf, „wer wird mich aber in der Heimat vermissen? Keine Menschenseele."

Jindrak erschrak und that keinen Muck mehr. Er wußte, es sei mit seinem Freund nicht immer gut Kirschen essen.

„Allen hab ich Gutes gethan, und alle werden auf mich hacken, wenn ich erst einmal fort bin. Aber das ist einmal in der Welt so. Warum wird man schlecht? Weil die Welt miserabel ist."

Jindrak betastete seine neue Harmonika zärtlich: „Ja, das ist nun einmal in der Welt so."

„Da wird man herumgehudelt im Leben. Was haben sie allein beim Militär auf mir für Stückeln gespielt, bis ich gemerkt hab, man kann auch auf andern spielen! Das wollen sie sich nicht gefallen lassen. Alle haben sie von mir gelernt."

„Ja. Alle und allerhand," bezeugte der Blinde.

„Du am meisten. Ein Pfuscher warst du, ein Bettelmusikant, nach dem man nur tanzen konnte, wenn's einem schon sehr in den Füßen juckte, und dem man seinen Kreuzer giebt, nur damit er um Gottes willen aufhört."

„Ein Pfuscher? Ein Bettelmusikant? No, no!" meinte Jindrak gekränkt.

„Wie hat's nur früher hier ausgesehen! Wie bei einem Räuber, dem sein Geschäft sehr schlecht geht. Und jetzt ist's doch ganz menschlich hier."

„No ja. Aber ich war doch blind."

„Das bist jetzt auch noch. Aber ein Schwein bist du nicht mehr. Eine Ordnung hab ich in dich hineingebracht, wie man sie beim Militär hat. Und ein Geld hast auch."

Der Blinde zuckte zusammen. Davon hörte er sehr ungern.

„Bissel was. Bissel was. Gar wenig," und er spreizte seine Finger ängstlich, als müßt er seinen Schatz behüten.

„Und deine Musik machst, daß es eine Passion ist. Du wirst an mich denken. Wirst, Jindratschku?"

„Gewiß werd ich und mit Dank," entgegnete Jindrak ehrlich und befreit aufatmend.

Peterl legte den Kopf auf die Seite und schwieg. Der Blinde aber regte sich nicht, horchte angespannt und zog die Luft tief in sich. „Wie ein Lärm ist's. Weit wo. Und es brandelt."

„Unsinn. Die Nebel streichen. Da brandelt's immer."

„Sei still, Wallenta. Hören und riechen thu ich besser als du. Es brandelt richtig." Der Vogel stieß einen grellen Ton aus. „Der Peterl spürt auch etwas."

„Laß mich sehen." Er trat vor die Hütte. Der Himmel war umzogen, und ein starker Wind hatte sich aufgemacht. Er fegte den Staub in Stößen vor sich her. Es war trockene Zeit gewesen gegen alle Ordnung der Dinge. Ueberm Grunde aber lag ein rötliches Licht, und wie ein Rauch erhob es sich. Und da schlug es auch an. Gellend, ängstlich, zappelig, immer wieder und schneller, wie ein Ruf um Hilfe: die Feuerglocke. „Du hast recht. Es brennt."

„Wo denn?"

„Im Dorf. Nah beim Schloß. Kann sein beim Zapletal."

„Gehst hin?"

„Muß ich doch. Servus, Jindrak." Er zog sich an und eilte dem Sturm entgegen. Hinter ihm aber in kurzen, schnellen Sprüngen flatterte etwas. Die Dohle folgte ihrem Herrn, angezogen vom immer stärkeren Geruch der Brandstatt, völlig ermuntert von der Lohe, die sich immer mächtiger und klarer aus der Nacht hob, die rot und glosend am Himmel stand, dem Lärmen eines Dorfs, das geweckt war, da es sich zur Ruhe begeben wollte, und nun zur Hilfe herbeieilte.

Es war ein wirres Getöse. Angstgeschrei von Weibern, die nicht wußten, wo die Gefahr eigentlich herdrohe. Johlen und Greinen von Kindern. Sie überfüllten und verengten die Dorfstraße, in der sich schon manches Gerümpel zu türmen begann, das man retten wollte. Blöken, Quietschen, Wiehern und Gebelfer von Haustieren, die man der Sicherheit halber ins Freie gelassen. Und laut und immer schrecklicher das Prasseln der Flammen, und ihre Zungen stiegen hoch und höher in die Finsternis und glühten den weißen Kirchturm an, daß sein Kupferdach blänkte und er geisterhaft in der Nacht stand und man das Zittern und Schwingen der Glocken sah, und sie leckten gierig und sehnsüchtig nach dem Schloß hinüber.

Wallenta überflog dies mit einem Blick. Eine Spritze kam herangerasselt. Er schwang sich auf den Bock, ergriff die Zügel, die man ihm ohne Wort und Einspruch überließ. Hinten herum, über Sturzäcker, auf denen der schwere Wagen tief einsank und bedenklich schwankte, lenkte er sein Gespann. Es ging dennoch schneller als durch die Dorfstraße, und man mußte nicht aufpassen und der Flüchtenden halber kaum Schritt fahren, und es bestand keine Gefahr, daß die Pferde vom unmittelbaren Flammenschein und all dem Lärm scheu würden. Einmal sah er sich um. Auf der Pumpe saß die Dohle, klatschte vor Vergnügen mit den Fittichen und sah aus, wie ein kleiner Dämon. Er schlug mit der Peitsche nach ihr, sie hob die Schwingen und vermied den Hieb gewandt.

„Das Vieh bringt mir Unglück," schoß ihm durch den Kopf, und er zog den Pferden eins über, daß sie mächtig stiegen. „Annetschka," rief der Vogel darein, und dann schalt er: „Spitzbub! Haderlump!" und schnatterte allerlei dummes Zeug.

Digitized by Google

Ein tiefes Dunkel — der Laubengang vor dem Schloß. Auch kahl warfen die Stämme und das verwachsene Gezweig tiefe Schatten. Ueber den Bäumen aber stand es wie ein sehr kräftiges und leuchtendes Abendrot, und goldene Funken zogen windschnell vorüber. Das war brennendes Getreide, das fliegt weit und zündet bös.

Die Pferde schäumten, keuchten. So waren sie noch nie gehetzt worden, eine so eiserne Faust hatte ihre Zügel schon lange nicht regiert, sie emporgerissen, wenn sie straucheln wollten. Wallenta sprang ab, und ein Zujauchzen empfing ihn.

Auch hier eine heillose Verwirrung. Der dicke Feuerwehrhauptmann schoß zwecklos um, daß er kaum mehr schnaufen konnte, gab im jammernden Ton Befehle, um die sich niemand kümmerte. Alles plagte sich kopflos und ohne Leitung.

Wallenta hatte durch Zufall seine Feldwebelmütze aufgesetzt. Er schob sie aus der Stirn. Kühn und frech sah er aus. Der Gischt des Brandes warf einen rötlichen Schein über sein blasses Gesicht, und seine Augen glühten. Die da an den Spritzen waren, dies waren fast durchweg seine Kameraden, hatten unter ihm gedient und harrten eigentlich nur seiner Befehle, denen blind zu gehorchen sie gewohnt waren.

Es war ihm leicht und freudig zu Mut, wie niemals seit langer, langer Zeit. Wie vor einer großen Aufgabe, vor die ihn das Schicksal selbst gestellt. Er winkte einen Burschen zu sich: „Die Ställe sind leer, Honsik?"

„Ja, das Vieh ist draußen, meld ich."

„Ist gut. Eine Kette bilden bis zum Mühlbach. Eine Kette von Weibern, die Wasser reichen. Vier Mann an die Hauspumpe!"

Es geschah. Die Frauenzimmer, die bis dahin nur im Weg gestanden, sahen sich nützlich beschäftigt. „Die Ställe und die Scheune brennen lassen. Alle Spritzen gegen den Gerätschuppen."

„Warum?"

„Hierher geht der Wind. Fängt der Schuppen, so ist das Haus nicht mehr zu halten und vielleicht nicht einmal mehr das Schloß. Das sind alte Schindeln, die fliegen weit und sind wie Streichhölzchen. Zwei Mann aufs Dach!"

Eine Pause. Die Pumpen quäkten, die Flammen prasselten und zischten gewaltig, wenn ihnen immer neue Ströme Wasser entgegengeschleudert wurden. Wallenta war allenthalben, immer die Dohle hinter sich.

„Der Hauptmann und sein Adjutant," scherzten die Burschen, die gutlaunig wurden. Denn sie spürten den Nutzen seiner Gegenwart und die Klarheit seiner Befehle. Und auf einmal erhob der Vogel seinen Ruf „Annetschka!" Er fand kein Echo. Keine Erwiderung.

Ein wirres Schreien: „Annetschka!" Kein Kinderstimmchen antwortete.

Wo war sie? Niemand hatte sie gesehen.

Im Wohnhaus war sie gewiß nicht gewesen. Das hatte man gründlich ausgeräumt. Alles Gerümpel stand da zu Haufe und gleißte im Widerschein. Nur Annetschka fehlte, und ein allgemeines Jammern, durch das der tiefe Alt einer ihm vertrauten Frauenstimme wie eine Trauerglocke vorschlug, begann: „Jesus, Maria, Josef! Annetschka brennt!"

Das war wie eine Litanei. Eintönig und in seiner ewigen Wiederholung dennoch so schrecklich aufregend.

Der Wallenta reckte sich: „Wo ist das Feuer ausgebrochen?" und seine Stimme klang heiser und tonlos.

Man wies auf einen Stadel, der ganz in Flammen stand.

„Wann und wo hat man das Kind zuletzt gesehen?"

Darauf wußte niemand Bescheid. Der erzählte dies, ein anderer just das Gegenteil. Bestimmtes wußte keiner. Wallenta zog die Stirne kraus, während die Rettungsarbeiten unter seinem Befehl weitergingen und des Zapletal schreckliches Aechzen und Schluchzen und seine unsinnigen Verheißungen durch das schrille Gewimmer von Weiberstimmen klangen. War das Kind in jener Scheuer, dann allerdings war kaum mehr eine Rettung dafür.

Und das war möglich. Eben das. Gerade das. Denn eben hier hatte er sich diesen Nachmittag mit der Madlena getroffen, die ihm widerwillig genug nachgegeben, und dahier hatten sie sich noch so sehr gezankt und gestritten. Und es war ihm doch immer gewesen, und nun bestand es als Thatsache: es raschelte hinter ihnen wie von vielen Mause- und Kinderfüßchen. Sie war ihnen doch überall hin nachgeschlichen, wo sie's nur konnte, der Spion, der kleine. Nun hatte sie's.

„Annetschka!" kreischte die Dohle auf einem entlaubten Baum, eben da es auf Erden einen Augenblick schwieg. Er bückte sich und schleuderte mit einem ingrimmigen Fluch einen Stein nach ihr. Aber seine Hand war so sehr unsicher. Er traf sie nicht. Nur nach dem Himmel sah er. Der stand kupferrot und angeglüht vor ihm. Und da stand auch die Zapletal vor ihm und sah ihn an, und ihm war, als sei die ganze Welt versunken, und sie ständen beide einzig darauf. Und was für Augen sie nur an sich hatte! Er hatte einmal, aus besonderen Umständen, einen Zug kommandiert, der einen armen Sünder zum Galgen führte, weil er seinen Korporal erschoß. Ganz solche Augen machte die Madlena — voll Furcht vor etwas Unbegreiflichem und voll von Wahnsinn.

„Ja! Da ist nichts zu machen!" sprach er nur für sich und dennoch laut. Die Madlena aber sah ihn immer nur an: flehend, fordernd und sehr gebieterisch. Ja — was wollte sie von ihm. Und wenn sie's schon forderte, warum that sie's nicht lieber selbst, der's doch zunächst zustand? Und er fühlt es mit aller Bestimmtheit: die gleichen Gedanken über Annetschkas Ausgang, die ihn verstörten, waren auf ganz dem gleichen Weg auch in ihr wach geworden. Denn noch etwas lag in ihrem Blick: ein unbändiger und dennoch feiger Haß, vorläufig nur niedergehalten von einer Hoffnung . . .

Hoffnung? Worauf? Daß er sein Leben wegwerfen werde in einem tollen Versuch, den Fratzen zu retten, der ihnen offenbar nachgeschlichen und in der halben Dunkelheit eingeschlafen war? Dem wahrscheinlich kein Knochen mehr weh that? Das aber war so sicher nicht. Eigentlich brannte doch nur das Gebälk und sandte seine Gluten in die Welt. Die Scheuer selbst, solid gemauert, stand. Sie konnte schon noch leben. Sie war zu retten, wenn jemand den Mut dazu erschwang.

Eine solche That zu fordern aber war doch Wahnsinn. Und begehrte man sie hundertmal von einem, an den man guten Anspruch hatte. Ja — und nun hatt er's. Sie mußte verrückt werden, kam das Kind so durch ihre Versündigung um, und es trat wie ein Feuerschein in ihn ein — er hatte sie dann zum Irrsinn gebracht und sie und Annetschka und den alten Zapletal auf dem Gewissen. Er schüttelte sich heftig, als müsse

Digitized by Google

er eine schwere Last von sich abbeuteln. Und immer Neues, Leidenschaftliches ging ihm durch die Brust.

Denn an diesem Kind, das so wehleidig war wie eins und nun einen so martervollen Tod erdulden mußte wie keins, das er selbst so liebgehabt, trotz allen Aergers, daß es seine Neigung nicht erwidern gewollt, an dieser Annetschka liegt trotz all seines selbstherrlichen Gefühls mehr als an ihm.

Verschwänd er, so war's eine Erleichterung mindestens für zwei Menschen, denen er das Leben verstörte. Ging aber das Kind zu Grund, so war es diesen zwei Menschen eine immerwährende und unauslöschliche Hölle. Da hineinsetzen hatte er sie gewiß nicht wollen und hat es dennoch nicht gethan. Und er verstand: ein Einzelner halte noch so viel und aus bestem Grund von sich, er ist dennoch nicht mehr wert, als ihn die übrigen einschätzen und ihm zugestehen wollen.

Und man erwartete es doch von ihm. Etwas, dessen sonst niemand fähig war. Das war ja immer so gewesen. Was sich niemand traute, das sollte der Wallenta vollbringen. Und was war sein Dank dafür? Daß man ihn einen niederträchtigen Kerl schimpfte. Natürlich hinterrücks. Der sich's ihm ins Gesicht getraut hätte, den hätte Cyrill Wallenta gar zu gern kennen gelernt.

Da war nun Gelegenheit, wie sie bestimmt nie wieder kam, eine That zu thun, an die sich niemand wagte, eine That, wie sie seiner Frechheit und seiner Eitelkeit zugleich schmeichelte. Das war so ein Brillantfeuerwerk, entzündet, Cyrill Wallentas Abschied zu feiern und ins gebührende Licht zu setzen. Nur zu gering erschien es ihm für diesen Zweck. Glückte dies Unterfangen, so vergoldete er sein ganzes Leben, es war nun, wie es war, und zwang sie, von ihm zu sprechen, wenn er längst nicht mehr da war. Eine That wär's, die mit einem Fußtritt all dies Gesindel, das er so lange um sich geduldet, von ihm schied — und seine eigene Vergangenheit auch. Alles regte ihn so auf, drängte ihn zu einem Entschluß. Dies häßliche Gebimmel: „Helft, kommt! Helft, kommt!" der Feuerglocke, die immer ängstlicher und schneller anschlug, die Augen voll Höllenangst der Madlena. Und sein innerlicher Nihilismus dazu. Was lag an ihm? Ueberhaupt an sonst einem Menschen? Nur dies Kind war unersetzlich, wenn es sonst der Leute nur zu viel auf der Welt gab.

Er bückte sich, tauchte zwei Pferdedecken tief ins Wasser. „Alle Spritzen auf die Scheuer. Für den Schuppen genügt ei e!" Seine Stimme klang klar. Er schlug die Decken um sich und lief in weiten Sprüngen über den Hof. Da sah man ihn und dort. Wo er sie zu finden gefürchtet, dort war Annetschka nicht. Das war ihm eine Erleichterung und ein gutes Vorzeichen. Wo er auftauchte, dorthin sandte man den vollen Strahl der Spritzen. Er dampfte, knickte zusammen, traf ihn die Wucht der Wasser, und taumelte weiter durch Rauch und Gluten. Wie ein Verdammter erschien er sich selbst und den andern, der durch die Hülle schwankt. Er verschwand. Eine endlose Pause. Da . . . er hielt etwas hoch in den Armen, und durch die schreckliche Nacht klang das zornige Weinen eines Kinderstimmchens.

Ein Jubelschrei: „Annetschka!" „Bravo, Wallenta!" Ein Angstruf: „Achtung, Wallenta!"

Er hob, geblendet von all den Grellheiten, durch die er gestürmt, den Kopf, hielt die Hand vors Auge, that einen Schritt vorwärts. In sein Verderben. Ein ungeheurer Balken stürzte, traf ihn mit voller Macht. Ein unsicheres Vorwärtstaumeln, immer das Kind in den Armen. Dann sank er in die Knie und stöhnte. Dann sank er hin . . .

Das Feuer war niedergebrannt. Die Menge hatte sich verlaufen. Noch stieg unter der Gewalt der Wachtspritze eine einzelne, aufgeschreckte Flamme auf und glühte das Schloß an und den Cajetan Zapletal, der unbeweglich mit seinen kranken Beinen dasaß und grübelte. Er war hoch versichert, und der Brand gab ihm nun nur neue und flüssige Mittel zur Verfolgung seiner alten Pläne. Vor ihm lag regungslos Cyrill Wallenta. Die Madlena war fort. Unterkunft für die Nacht bereiten. In des Vaters Schoß hatte man Annetschka weich und warm gebettet, und sie schlief. Er hob die Faust gegen das Schloß, das geisterhaft klar und nahe stand, beugte sich über sein Kind, schlug ein Kreuz darüber und flüsterte heiser und ängstlich, um sie ja nicht zu wecken: „Annetschka, mein Herzerl, du wirst doch noch im Schloß schlafen."

Herbstausstattung der Pariserin.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen von J. Reutlinger.

Wir haben hier augenblicklich so etwas wie eine Zwischensaison. Die „Welt" mit ihren Manifestationen amüsiert oder langweilt sich offiziell allerdings noch anderwärts, meist in den Schlössern, wo viele Pariser bis zum neuen Jahr bleiben; andere unterbrechen den Landaufenthalt durch eine Reise in wärmere Himmelsstriche, und die, die dazu imstande sind, vertauschen das leicht etwas monotone Châteaubehagen mit einem Jachtausflug, wobei man auf „seiner eigenen Insel", diesem neusten, beliebtesten und wohl kostspieligsten Bibelot der oberen „Tausend", anlegt und in seinem eigenen Hafen vor Anker geht, um erst gegen Weihnachten in die ehrwürdigen Hallen des eigenen oder befreundeten Schlosses wieder einzurücken. Alle Pariserinnen aber, die etwas auf sich halten, auch die, denen Finanzen oder sonstige unangenehme Thatsachen die Herbstabwechslung einer Biarritzfahrt oder einiger Wochen Jachtsport verwehren, profitieren von der verhältnismäßigen „Accalmie", die mit dem Ende der Seebadesaison die mondäne Existenz befällt, und begeben sich für einige Tage in ihre geliebte Hauptstadt, um dort Toiletteneinkäufe zu machen. In den großen Magazinen, Bazars und Schneiderateliers sind augenblicklich Demisaison- und Winterherrlichkeiten in Hülle und Fülle zu sehen; es ist also der passendste Moment, sich neu auszustatten, und die Zahl der anmutigen, elegant ajustierten Damen, die in den Nachmittagsstunden die Chiffontempel der Straßenzüge um den Vendômeplatz und um die Oper beleben, ist nicht gerade Legion, aber immerhin stattlich genug, um dem Pariser Augenblicksbild sein charakteristisches Gepräge aufzudrücken. Das erste, was die Pariserin, die in diesem Augenblick, wie bei jedem Jahreszeitwechsel, natürlich

Digitized by Google

nichts, aber auch gar nichts anzuziehen hat, sich besorgt, ist ein Straßenkleid, allerdings „genre tailleur“, aber doch so pariserisch, daß es seinen Ursprungstempel, rue de la Paix und Umgegend, nicht verleugnen kann. Der ewige Streit um das Pariser „tailleur“ und das englische „tailor-made“ erneuert sich alljährlich und tobt in diesem Jahr ganz besonders heftig, da einige „grandes dames“, die durch die Krönungsfeierlichkeiten noch mehr, als sonst schon der Fall ist, englische Modeluft eingenommen haben, erklären, nur solche einfache geradlinige Schneiderkleider, wie sie die Königin von England und ihre Schwiegertochter, die Prinzessin von Wales, trugen, seien möglich und annehmbar, was der Ansicht einer großen Zahl von einflußreichen Kundinnen der großen Pariser Künstler von der Nadel widerspricht.

Letztere Ansicht bleibt hier vorläufig Siegerin, und das Modell in Abb. S. 1970 zeigt das aktuelle, augenblicklich allgemein beliebte Pariser Straßenkleid, wie es hübsch, schick, nicht frei von anmutigen Phantasiebegleitungen den Ansprüchen einer gewissermaßen ernsthaften Eleganz genügt, ohne in die spezifisch englische, auf den Pariser Geschmack und seine Freude an Toilettenfrivolitäten erkältend wirkende tailor-Manier hinüberzugleiten. Das reizende Straßenkleid, das die Pariserin erwirbt, um ihre hiesigen Einkäufe und freundschaftlichen Besuche, zu denen jenes vollkommen genügt, zu machen, wird auf dem Land, selbst bei großartigem Châteauleben, außerhalb des eigenen Zimmers vom ersten Frühstück bis zum mittaglichen Dejeuner, bei diesem selbst, vielleicht auch noch bei dem nachmittaglichen Spaziergang getragen, falls dieser nicht für Sportzwecke besondere Toilettenansprüche erhebt. Es ist also ein sehr nützliches Gewand, das sich aber trotz aller praktischen Velleitäten in dieser Richtung noch nicht

Atelier Paquin.

Ballkleid aus weissem Seidenmusselin mit Blumenapplikation.

so recht zu einer radikalen Kürzung entschließen kann. Das Modell streift allerdings nur eben den Boden, muß aber doch mit der Hand aufgenommen werden, was bei der ziemlich bedeutenden Weite der heutigen Röcke und angesichts seines Zwecks nicht immer bequem ist. Der Rock aus feinem, glänzendem myrtengrünem Tuch ist über die breite Hinterbahn dicht gekraust; die Seitenbahnen liegen in breite Falten geordnet, die Vorderbahn ist diesen glatt und schürzenartig untergesetzt und gänzlich ungarniert, während Seiten- und Hinterbahnen in drei Volants von einem viertel Meter Höhe auslaufen. Jeder dieser Volants ist mit Atlasröllchen, grün und weiß, gedrellt, paspeliert; gleichfarbiger Atlas mit einem Rand grüngemischten weißen Felbelsammets und starke Silberschnur garnieren den Kragen, die Aermelmanschetten, die an den Schößen und an dem rechten Vorderteil angebrachten Täschchen, sowie den Gürtel aus Tuch. Die stilgerechte schwarze lange Krawatte, die sich durch mehrere matte Goldringe zieht, hebt sich von dem breiten hübschen Guipürekragen, mit dem die Guipüremanschetten harmonieren, ab. Hut, Form Toque, aus einem aus schwarzen Federchen hergestellten, drapierten Phantasiestoff, der linksseitig mit einer schwarzen Straußenfeder garniert ist und dem breit gewellten Haar kleidsam aufliegt. Das Kleid dient, wie bereits erwähnt, praktisch zwei Zwecken; es ist Straßenkleid und daneben für den Landaufenthalt Hauskleid, wenigstens für die Morgenstunden. Nachmittags zum Five o'clock, der Châtelaine und Gäste vereinigt, wird für erstere die „robe d'intérieur“ notwendig. In ihm gipfelt die Kunst des Pariser Schneiders, und in seiner fließenden drapierenden Anmut legt er all die Begabung, die ihn zum Herrscher im Reich des Chiffon gemacht hat. Ist es nicht wirklich ein Künstler, der das Modell

Digitized by Google

Theekleid aus gelbem Chinakrepp. Atelier Leferrière.

in nebenst. Abb. zusammengezaubert hat? Aus gelbem, sehr mattgelbem Chinakrepp mit gestickten Volants, in einem Arrangement, das durch seitliche Spaltung das gelbseidene Unterkleid sehen läßt, tritt es in Empireform auf, für die robe d'intérieur mit Vorliebe und sehr glücklich gewählt. Ein breiter Goldgürtel mit Kamee als Schloß hält das Gewand unter der Brust zusammen, und die gestickten Kreppvolants bilden eine fichuartige Garnierung für das vom Hals leicht abfallende Mieder; aus gleichartigen gestickten Volants bestehen die offenen halblangen Aermel.

Da die robe d'intérieur, das eigentliche Tea-gown, nur für die Nachmittagstheestunde zulässig ist, muß die einkaufende Dame sich auch noch nach einer Toilette umsehen, die, ohne Gesellschaftskleid zu sein, für das abendliche Diner, selbst wenn einige Gäste kommen, genügt, also vor allen Dingen als korrektes Hauskleid gelten kann. Da hat ein Schneider nun ein wahres Meisterwerk geschaffen in einer Robe aus helllila Seidenstoff (Abb. S. 1969), durchweg mit einem in dunklerem Lila gehaltenen Arabesken-muster chiniert. Die originelle Garnierung aus dunkler schattiertem lila Sammetband, die in Karos und Doppelstreifen Rock und ausgeschnittenes Mieder, sowie die in einem Bündchen gefaßten Bauschärmel schmückt, wird durch das Halsstück in seiner Eleganz noch erhöht. Letzteres, aus einem Chemisett aus weißem plissiertem Seidenmusselin und einem englischen Guipürekragen bestehend, ist eine der hübschesten Neuheiten der Saison, deren frischer

Digitized by Google

Eindruck durch die Spitzenkrawatte und die Spitzenmanschetten noch sehr wirksam erhöht wird.

Der vornehme Schneider vervollständigt das Demisaisontrousseau der Pariserin durch das notwendige, im Château besonders viel gebrauchte große Dinerkleid aus schwerer rosa Seide, dessen Schleppsrock mit Spitzeneinsätzen garniert ist (Abb. S. 1970). Die Spitzeneinsätze wiederholen sich an dem viereckig ausgeschnittenen Rokokomieder, von dessen kurzem ausgezacktem Schoß ein breiter Spitzenvolant herabfällt. Halbärmel aus rosa Seide und bis über das Handgelenk fallende „manches mitaines" aus Spitzenstoff. Der reiche, prächtige Eindruck der distinguierten Toilette wird erhöht durch vorn am Rock am Brustlatz des Mieders und an den Aermeln angebrachte rosaseidene Glöckchenpassementerien, die durch Perlenschnüre, die auch den Ausschnitt umgeben, verbunden sind. Breites Kollier aus Perlen und Steinen. Ich habe die soeben beschriebene Toilette auf einem Jagddiner in einem gastfreien Château in der Nähe von Paris gesehen; sie erschien wie für diesen Zweck gemacht, ist aber auch, in andern Nuancen, beispielsweise mattgrün oder mauve ausgeführt, ein hochelegantes passendes Kleid für Galatheatervorstellungen und fügt sich der Kollektion dessen, was die elegante Pariserin momentan an Garderobe braucht: Straßenkleid, Tea-gown, korrektes Hauskleid, als viertes sehr passend an.

Um aber niemals in Verlegenheit zu kommen, müssen wir noch auf das Modell in Abb. S. 1967 eingehen. Auf diesem Bild sehen wir

Hauskleid aus hellilla Seidenstoff mit dunkellila Sammetgarnitur. Atelier Raudnitz.

Digitized by Google

Strassenkleid aus myrtengrünem Tuch. Atelier Armand.

Dinertoilette aus schwerer rosa Seide. Atelier Redfern.

eine „große Toilette", ein graziöses Ballkleid, das aus weißem, mit Punkten durchsticktem Seidenmusselin über weißer Seide gearbeitet ist und bei besonderen Anlässen, bei großartigen Festen und zum Galadiner getragen werden kann. Der lose, in leichten und ungekünstelten Falten herabfließende Rock ohne Volants und Verschnörkelungen ist mit Zweigen von rosa Akazienblüten geschmückt. Die Blüten heben sich völlig erhaben ab, und die Blätter sind in Perlmutterflittern gestickt. Das Mieder, dessen tiefer Ausschnitt ein Volant umgiebt, und die Coiffure zeigen den gleichen Blumenschmuck. Lange Halbhandschuhe (mitaines) aus schwarzer Chantillyspitze, die sowohl bei Tisch als auch natürlich beim Tanzen anbehalten werden und zu deren voller Wirkung viele kostbare Ringe gehören. Hohes, mehrreihiges Perlenkollier mit Querstäben aus kleinen Brillanten.

Es versteht sich von selbst, daß es für die Pariserin sehr wohl möglich ist, sich für die Demisaison noch mit sehr viel mehr Gewändern zu versehen, als ich hier angeführt habe. Die von mir beschriebenen fünf Roben, die außerdem jede in ihren Eigentümlichkeiten ihren „faiseur" charakterisieren und seine Vorzüge erkennen lassen, genügen aber, um selbst einer anspruchsvollen und geselligen Pariserin zu erlauben, für den Augenblick den Pflichten der Eleganz, sowohl auf dem Land als bei früher Rückkehr in die Hauptstadt auch in den Pariser Gesellschaften richtig und gut angezogen nachzukommen.

Clementine.

Letzte Fahrt.

Ich möchte heimlich still hinüberschreiten,
So wie der Abend in die Nacht verrinnt.
Es sollen süße Lieder mich begleiten
Zu meinen Inseln, die beglückend sind.

Ich möchte sterben schön und ohne Fehle
Und noch im Tode reich an Sehnsucht sein
Und möchte fühlen, wie die freie Seele
Mit Klingen zieht zu ihren Himmeln ein.

Hans Bethge.

Digitized by Google

Deutsche und amerikanische Nähmaschinen.

Von Hermann Provo, Schwetzingen.

Die äußerst interessante Artikelserie von Ludwig Max Goldberger über „Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten" in Nummer 29—32 der „Woche" mit ihren vergleichenden Gegenüberstellungen der amerikanischen und deutschen wirtschaftlichen Verhältnisse ist ganz dazu geschaffen, auch einmal wieder die Aufmerksamkeit auf ein Industrieerzeugnis zu lenken, an dessen Herstellung und Vertrieb die beiden rivalisierenden Länder: Deutschland und die Vereinigten Staaten Amerikas in gleichem Maß interessiert sind, auf ein Industrieerzeugnis, das bei seiner millionenfachen Verbreitung auch kaum aufhören wird, das öffentliche Interesse wachzuhalten. Ich meine die Nähmaschine.

Eine der umstrittensten und — man darf hinzufügen — noch ungenügend beantworteten Frage ist die noch immer bestehende deutsche Vorliebe für amerikanische Nähmaschinen, eine Vorliebe, die in den verhältnismäßig hohen Importen amerikanischer Nähmaschinen in Deutschland zum Ausdruck kommt und im offenbaren Widerspruch zu der hochentwickelten deutschen Nähmaschinenindustrie und den Interessen unseres Nationalwohlstandes steht, der durch diese Voreingenommenheit eine starke Schädigung erleidet.

Wie erklärt sich diese, ich möchte fast sagen einzig dastehende Erscheinung?

Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. Für die Antwort sind sowohl volkspsychologische, als auch praktische und traditionelle Beweggründe anzuführen. Treten wir ihnen näher.

Deutschlands Nähmaschinenindustrie, die aus den bescheidensten Anfängen hervorgegangen ist, stellt heute, bei einer jährlichen Produktion von über einer Million Nähmaschinen, einen Bruttoumsatz von ungefähr 100 Millionen Mark dar. Wir meinen, das sind achtunggebietende Ziffern, die eine beredtere Sprache reden, als jedes anpreisende Wort, Ziffern, die selbst von dem Mutterland der Nähmaschine, den Vereinigten Staaten Amerikas, kaum oder nur wenig überboten werden dürften. Daß Deutschland hierin Amerika produktiv noch nicht überflügelt hat, liegt lediglich — das wird von Schutzzöllnern und Freihandelspolitikern heute schwerlich bestritten — an der nordamerikanischen Zollpolitik. Bekanntlich verschließen sich die Vereinigten Staaten der Einfuhr deutscher Nähmaschinen durch einen Sperrzoll von etwa 40 Prozent des Werts, während wir amerikanische Nähmaschinen in Deutschland fast frei hereingehen lassen. Es ist gar kein stichhaltiger Grund gegen die Annahme vorhanden, daß Deutschland sich in den Vereinigten Staaten ein ebenso großes Absatzgebiet für seine Fabrikate gesichert hätte, als Nordamerika in Deutschland, wenn nicht die Vereinigten Staaten jeden Versuch einer Einfuhr deutscher Nähmaschinen durch ihre Zollschranken von vornherein unmöglich machen würden. Belegt wird diese Annahme u. a. durch die Statistiken unseres Nähmaschinenexports nach Südafrika, wo das deutsche Fabrikat mit Erfolg mit dem amerikanischen konkurriert. Belegt wird sie ferner durch die Thatsache, daß vor mehreren Jahren eine deutsche Nähmaschinenfabrik, ungeachtet des hohen Eingangszolls, in den Vereinigten Staaten während einer Reihe von Jahren einen erfolgreichen und lohnenden Export dahin unterhielt.

Wie läßt sich nun die noch teilweise Vorliebe für amerikanische Erzeugnisse erklären?

Sie erklärt sich vor allem durch den Anspruch der Amerikaner auf die Priorität der Erfindung der Nähmaschine, ein Anspruch, der ungeachtet seiner praktischen Wertlosigkeit mit Geschick und nicht ohne Erfolg als Waffe gegen die deutsche Konkurrenz ins Feld geführt wird.

Die Priorität der Erfindung, richtiger gesagt die der Einführung der Nähmaschine ins praktische Leben (denn die amerikanischen Erfinder Walter Hunt, Howe u. s. w. hatten viele Vorläufer in Deutschland, Frankreich u. s. w., deren Aufführung hier zu weit führen würde) soll den Amerikanern nicht streitig gemacht werden.

Es soll auch nicht geleugnet werden, daß die Amerikaner auf dem Gebiet der Spezialmaschinen für verschiedene Fabrikationszwecke und der neueren Systeme manches Hervorragende auf den Markt gebracht haben, endlich steht ihre für die Massenherstellung eingerichtete Fabrikationsweise selbst, mit einer durch konzentriertere Monopolgroßbetriebe bedingten ausgebildeten Arbeitsteilung, auf einer hohen Stufe der Vollendung.

In den Augen des konsumierenden großen Publikums ist die Priorität ein nicht gering eingeschätzter traditioneller Wertbegriff und darum ein zugkräftiges und nachhaltig wirkendes Geschäftsmittel; im Licht der gerechten Beurteilung industrieller Verdienste ist sie dagegen von etwas minderwertigerer Bedeutung.

In meinem geschichtlichen Abriß im Jahrgang 1900 der „Deutschen Nähmaschinenzeitung" über die historische Entwicklung der deutschen Nähmaschinenindustrie habe ich mich etwas eingehender mit der Prioritätsfrage und ihrer praktischen Bedeutung beschäftigt. Es hieße den mir zugemessenen Rahmen überschreiten, wollte ich hier auch nur auszugsweise auf den geschichtlichen Werdegang der Nähmaschinenfabrikation und die Verdienste Amerikas und Deutschlands zurückkommen. Indes möge mir gestattet sein, zur ungefähren Beurteilung der Sachlage hier nur eine Stelle aus meinen damaligen Darlegungen zu zitieren.

„Amerika mußte uns," so führte ich u. a. aus, „auf dem Gebiet der Herstellung und des Gebrauchs vervollkommneter landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen naturgemäß vorauskommen, weil es durch örtliche und zeitliche Bedingungen zur Bethätigung des in jedem Volk mehr und weniger vorhandenen latenten Anpassungsvermögens an gegebene Verhältnisse früher Gelegenheit fand. Vorsprung und Ueberlegenheit sind aber zwei scharf zu trennende Dinge, die sich als Einheitsbegriff nur dann zu decken vermögen, wenn sie den Ausgang an einer Stelle nehmen, wo die Chancen nicht ungleichmäßig verteilt sind und wo mit der Schaffens- und Produktionsfähigkeit eines Volks die Aufnahmefähigkeit für seine Erzeugnisse gleichen Schritt hält. Sowie dieser Zustand in den alten Kulturländern — bleiben wir zunächst bei dem Beispiel der landwirtschaftlichen Maschinen — eingetreten war, da ist es Deutschland gewesen, das sich zu einer Vollkraft der Thätigkeit und Produktivität entwickelte, die weder hinter England noch hinter den Vereinigten Staaten zurückstand.

Ein ganz analoger Prozeß vollzog sich auf dem Gebiet der Nähmaschinenindustrie in Deutschland, mit dem Unterschied indes, daß die Schwierigkeiten, die den Entwicklungs- und Werdegang hemmten, viel größer waren. Hier herrschte ein konservativerer Geist, als in Amerika, und hier mußte der Kampf gegen alle Vorurteile um so intensiver geführt werden, weil das aufgestapelte Menschenmaterial größer war und die in ihrem Erwerb und ihrer Existenz sich gefährdet glaubenden Handwerkermassen der Einführung der Nähmaschine ungleich größeren Widerstand entgegensetzten."

Der Vorsprung Amerikas war vorhanden, aber er wurde, sollte die Vorherrschaft nicht für alle Zeiten an die Vereinigten Staaten abgetreten werden, deutscherseits von Phase zu Phase und mit aller Zähigkeit bekämpft. Das war, angesichts des zentralisierten Fabrikations- und Verkaufssystems der Amerikaner und des nicht wegzuleugnenden guten Rufs ihrer Fabrikate, keine leichte Aufgabe für Deutschlands Nähmaschinenindustrie. Vergessen wir nicht, daß diese sich auf eine Anzahl von etwa 50 Nähmaschinenfabriken erstreckte, während in Amerika kaum ein Dutzend und unter diesen nur zwei oder drei Großbetriebe ernstlich in Betracht kommen.

Digitized by Google

Gegenüber dem amerikanischen Uebergewicht einer äußeren Repräsentation, eines großstilig angelegten Detailverkaufssystems mit eigenen Filialen und eines großen Reklamenapparats konnte nur ein ganz vollkommenes, genau und zuverlässig, sauber und schön gearbeitetes deutsches Fabrikat den Wettbewerb aufnehmen. Daß dieser Wettbewerb von Erfolg war und daß in der Reihe deutscher Nähmaschinenfabriken Großbetriebe entstanden, die u. a. etwa 2300 Arbeiter beschäftigen und eine jährliche Produktion von über 95 000 Nähmaschinen nachzuweisen in der Lage sind, dürfte die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Nähmaschinenindustrie wohl hinreichend belegen.

Aber unverwüstlich ist der amerikanische Vertriebs- und Reklamenapparat, unversiegbar sind die Quellen amerikanischer Hilfsmittel, die zur Erhaltung des Nimbus aufgewandt werden!

Ausstellungen werden arrangiert, Stickereikurse werden eingerichtet, eine unter einheitlicher Leitung stehende disziplinierte Armee von Agenten, Reisenden und Filialverwaltern u. s. w. steht in Aktion. Unermüdlich ist ihre Geschäftigkeit, die das Publikum in Atem hält und der deutschen Händler- und Fabrikantenschaft ein „Qui vive!" zuruft.

Man ist nicht berechtigt, ein derart ausgebildetes Vertriebssystem, so lange es in den Grenzen der Lauterkeit verharrt, zu tadeln, ja man wird ihm sogar eine gewisse, zum Teil nachahmungswürdige Originalität zuerkennen müssen. Andrerseits darf man es ebensowenig der Vertreterschaft der deutschen Nähmaschinenindustrie verargen, wenn sie die Vertriebs- und Reklamenmittel auf ihren wahren Wert zurückzuführen sich zur Aufgabe stellt, wenn sie ihre zerstreuten Fabrikanten- und Händlerelemente zu einer geschlossenen Phalanx gegen die Ueberwucherung durch die kapitalistische Großmacht Nordamerikas aufbietet. Das alles ist ihr gutes Recht und kann ihr nicht verargt werden.

Der Wettkampf zwischen amerikanischen und deutschen Nähmaschinen wird nicht aufhören, er ist zur ständigen Institution geworden. Indes, er kann friedlicher geführt werden, wenn die Parteien sich bemühen, jede Provokation in ihren Anpreisungen zu vermeiden, und vor allen Dingen die Konkurrenz nicht in die Notwendigkeit versetzen, gegen marktschreierische Uebertreibungen und Unrichtigkeiten Stellung zu nehmen. Er wird friedlicher geführt werden, wenn die Vereinigten Staaten sich mit der Zeit entschließen, durch Aufgabe ihres rigorosen Zollsystems die Einfuhr deutscher Nähmaschinen in Nordamerika zu ermöglichen, also in handelspolitischer Beziehung Loyalität gegen Loyalität, Gerechtigkeit gegen Gerechtigkeit walten zu lassen.

Bilder aus aller Welt.

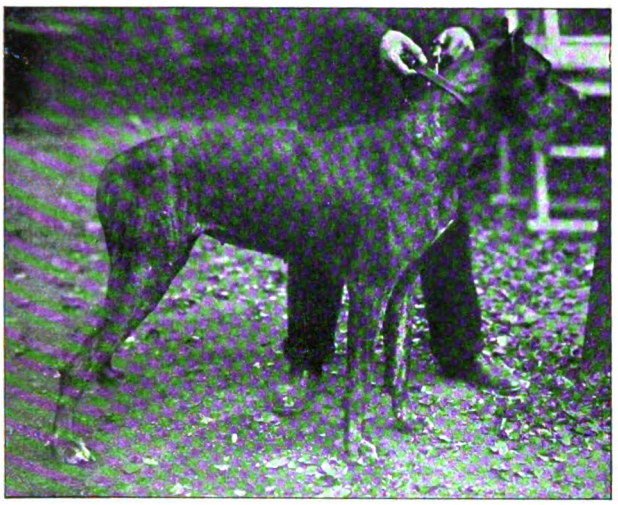
Die Frau hat in der Verwaltung der deutschen Eisenbahnen schon viel Boden gewonnen, sie wird oft und gern im Bureau und am Schalter beschäftigt, im Ausland hat sie es sogar hin und wieder bereits zur Würde eines Stationsvorstehers gebracht; ihr aber auch den mit allerhand Gefahren verbundenen Außendienst zugänglich zu machen, ist Detmold vorbehalten geblieben. Dort hat man jüngst auf der elektrischen Bahn eine ganze Anzahl weiblicher Schaffner angestellt. Doch bitte, verehrte Leser, nicht erschrecken, verehrte Leserinnen, nicht zu laut frohlocken: es war nur ganz vorübergehend! Die Sache verhält sich nämlich so: anläßlich des 300jährigen Bestehens des Gymnasiums zu Detmold ist ein Jubiläumsfonds gestiftet worden, zu der auch die elektrische Bahn ihr Teil beisteuern wollte. Sie ließ deshalb am 2. Oktober die Fahrgelder durch junge Mädchen und Schülerinnen der höheren Töchterschule einziehen. Natürlich legte jeder in die Hand der nett herausgeputzten Schaffnerinnen, die mit nachahmenswertem Eifer und voller Hingabe ihres Amtes walteten, mit dem größten Vergnügen seinen Obolus, und das Ergebnis war, daß die jungen Damen am Abend das hübsche Sümmchen von 350 Mark als Einnahme für den Jubiläumsfonds abliefern konnten.

In den Räumen der Berliner Bockbrauerei veranstaltete letzthin der Deutsche Doggenklub 1888/96 eine Hundeausstellung, zu der aus Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Rußland und den Niederlanden von 500 Ausstellern nicht weniger als 680 Tiere entsandt worden waren. Da von der größten Dogge bis zum kleinsten Schoßhund alle Rassen vertreten waren, bot die Ausstellung ein vollkommenes Bild von dem

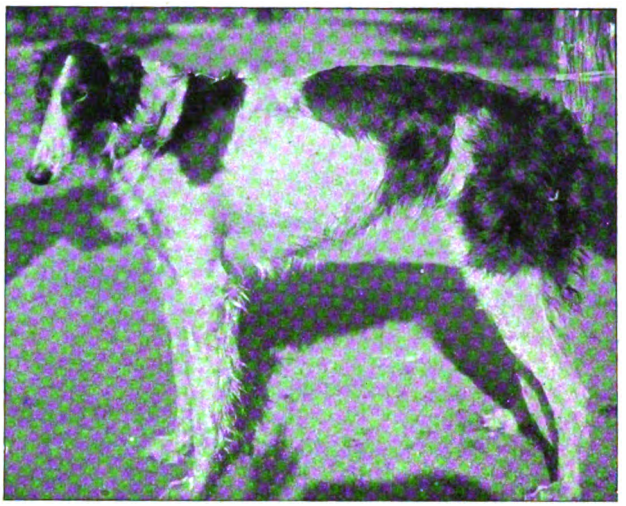
Vizedirektor Assessor Tenge. Frl. Séjean. Direktor Wessel.

Im Dienst einer guten Sache: Junge Mädchen als Strassenbahnschaffnerinnen in Detmold.

Digitized by Google



Deutsche Dogge, Sieger im grossen Preis.



Russischer Windhund.

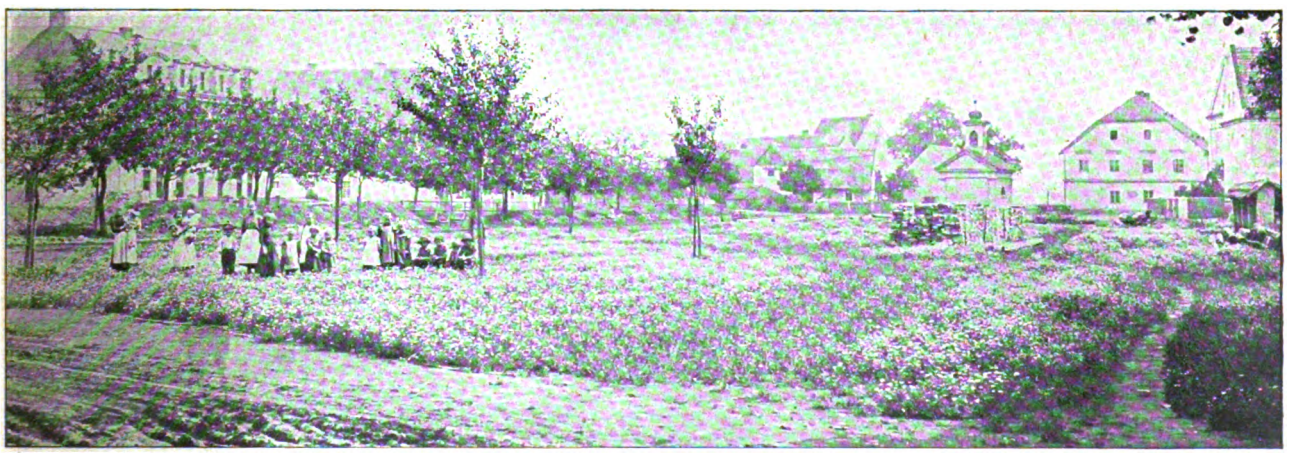
Spezialaufnahmen für die „Woche".

heutigen Stand der Hundezucht. Eine mühselige Arbeit hatten dabei die Preisrichter zu verwalten, da ihnen neben den wertvollen Klassenpreisen noch weitere 150 Ehrenpreise zur Verfügung standen, die alle verteilt sein wollten. Den großen Preis des deutschen Doggenklubs im Werr von mehr als 2000 Mark erhielt ein Prachtexemplar jener Rasse, nach der sich der Klub benennt. Es wird unsere Leser gewiß interessieren, die wundervoll gewachsene Dogge im Bild zu sehen, die mit ihrem kurzen Haar in scharfem Kontrast zu dem langhaarigen russischen Windhund steht, der sich auf der Ausstellung gleichfalls des größten „Ansehens" erfreute.

Einzug des Dragonerregiments v. Wedel (Pommersches Nr. 11) in Lyck (Ostpreussen).
F. Gutzeit phot.

Ein Nachspiel zu dem Prozeß wegen der beklagenswerten Ermordung des Rittmeisters von Krosigk in Gumbinnen, zum Glück ein Nachspiel, das von jedem Schrecken frei war, vollzog sich jüngst in der Stadt Lyck in Ostpreußen. Bekanntlich ist aus Anlaß jenes Vorfalls eine Garnisonsverlegung angeordnet worden. Die Dragoner des Regiments von Wedel, die vordem in Gumbinnen stationierten, sind nach Lyck gekommen, wo sie bereits, wie unser Bild zeigt, ihren Einzug gehalten haben.

Von mancher verschwundenen Stadt haben wir schon gehört; von Vineta, das in den Fluten versank, erzählt uns die Sage, von Herkulanum und Pompeji, die durch Lavamassen verschüttet wurden, die Geschichte. Jetzt aber erfahren wir von einer Ortschaft, die durch Menschenhand vom Erdboden vertilgt wird. Das in Nordböhmen in der Nähe von Teplitz abseits von der großen Heerstraße gelegene und deshalb wenig bekannte Dörfchen Serbitz, in dem seit Jahrhunderten arbeitsame Leute friedsam und genügsam ihr Leben fristeten, fällt dem Bergbau zum Opfer. Nachdem festgestellt worden, daß das Terrain, auf dem die Ortschaft stand, große Mengen von Braunkohlen birgt, haben einige Gewerkschaften das ganze Dorf angekauft, um jene Schätze unter der Erde heben



Eine verschwindende Ortschaft: Das Dorf Serbitz in Nordböhmen.

Digitized by Google

Einweihung der Rosegger-Waldschule bei Krieglach in Steiermark. (F. J. Böhm phot.)

zu können. So ist denn Haus um Haus abgetragen worden, und die Bewohner, 530 an der Zahl, sind von dannen gezogen, um sich in nicht allzu großer Entfernung in „Neu-Serbitz" neue Wohnstätten, zum Teil aus dem Material der alten, aufzubauen.

Eine in ihrer Art erhebende kleine Feier fand unlängst bei Krieglach in Steiermark statt. Mehrere hundert Gäste hatten sich eingefunden zur Einweihung des von Peter Rosegger seinem heimatlichen 1000 Meter über dem Meer gelegenen Bergdorf gestifteten Waldschulhauses Krieglach-Alpel. Der Dichter des „Erdsegens" ermahnte dabei die Bauern seines Heimatgaus, nicht auszuwandern, sondern ihrer Scholle treuzubleiben.

In Breslau feierte der allgemein beliebte Schriftsteller Gustav Höcker seinen siebzigsten Geburtstag. — Der norwegische Dichter Alexander Kielland, politisch ein Demokrat vom reinsten Wasser, ist kürzlich zum Amtmann von Romsdal ernannt worden und nimmt danach eine Stellung ein, die etwa der eines Regierungspräsidenten bei uns entspricht. — In den Berliner Konzertsälen, in denen sich so viel Mittelmäßigkeit breit macht, tauchte gleich bei Beginn der Saison wieder einmal eine Erscheinung auf, die allgemeines Aufsehen erregte. Eine erst eben dem Kindesalter entwachsene Geigerin, Elsie Playfair, erzielte einen so durchschlagenden Erfolg, daß ihr selbst sehr strenge Kritiker eine glänzende Laufbahn prophezeien

Gustav Höcker, beliebter Erzähler, feierte seinen 70. Geburtstag.

Alexander Kielland, norwegischer Novellist, Regierungspräsident von Romsdal.

Elsie Playfair, junge Violinistin, trat erfolgreich in Berlin auf.

Schluss des redaktionellen Teils.

Digitized by Google

DIE WOCHE.

Nummer 43. Berlin, den 25. Oktober 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 43.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1975
Umschau	1975
Eine neue Art der Wohlthätigkeit. Von Professor S. Fränkel (Berlin)	1976
Peter Severin Kroyer	1977
Liebeslied. Komposition von Leo Blech	1978
Theater und Musik	1980
Die Börsenwoche	1981
Die Toten der Woche	1981
Unsere Bilder	1982
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1983
Gwendolin. Roman von August Niemann. (Fortsetzung)	1991
Wo es sich gut sitzt. Gedicht von J. Trojan	1995
Die soziale Stellung der Kunst. Von Professor Dr. Max Dessoir	1997
Wie ein Kriegsschiff entsteht. Von G. Neudeck, Kaiserl. Marine-Schiffsbaumeister. (Mit 6 Abbildungen)	1999
Pariser Momentbilder. Von Siegmund Feldmann. (Mit 14 Abbildungen)	2001
Was thun? Skizze von Emil Marriot	2008
Betty Stojan, die beliebte Wiener Operettensängerin. (Porträt)	2009
Ermahnung. Gedicht von Max Kretzer	2010
Die Zarenresidenz an der russischen Riviera. Von H. Kast. (Mit 5 Abb.)	2011
Modernes Gummispielzeug. Von D. Goebeler. (Mit 4 Abbildungen)	2014
Was die Richter sagen	2016
Bilder aus aller Welt	2016

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr., Ecke Karlstr. 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Johannisplatz 1; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstr. 38; **Essen a. Rh.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Mittelstr. 9, Ecke Schulstr.; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Georgstr. 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohestraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfsche Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstraße 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstraße 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstraße 30; **Stettin**, Breitestraße 45; **Stuttgart**, Königstraße 11, **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.

Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Die sieben Tage der Woche.

16. Oktober.

In Wien tritt der österreichische Reichsrat zusammen. In London nimmt das englische Parlament seine Arbeiten wieder auf.

In Washington wird durch eine offizielle Erklärung die Beendigung des Kohlenarbeiterausstandes verkündet.

Reichskanzler Graf Bülow leitet im Reichstag die zweite Beratung der Zolltarifvorlage mit einer längeren Rede ein. Er erklärt, daß sich die verbündeten Regierungen auf eine Erhöhung oder Ausdehnung der Mindestzölle nicht einlassen können.

Kaiser Wilhelm nimmt auf der Rückreise von Cadinen nach Potsdam kurzen Aufenthalt in Marienburg, Danzig und Langfuhr.

Die Burengenerale Botha, De Wet und Delarey treffen in Berlin ein. Bei einem Festmahl wird ihnen von dem Burenhilfskomitee eine Spende von 200000 Mark überreicht.

17. Oktober.

Bei den Landtagswahlen in Schwarzburg Rudolstadt wurden sieben Sozialdemokraten gewählt, und drei kommen in die Stichwahl. Außerdem wurden zwei Freisinnige und drei Kandidaten der Regierungspartei gewählt.

Das französische Ministerium Combes erhält von der Deputiertenkammer in der Frage der Kongregationsschulen ein Vertrauensvotum mit 329 gegen 233 Stimmen.

18. Oktober.

Anstelle des zurücktretenden Barons Spens von Booden hat Ministerpräsident von Körber die Leitung des österreichischen Justizministeriums übernommen.

In Fehrbellin findet in Gegenwart des Kaisers die Enthüllung des Denkmals für den Großen Kurfürsten statt.

In Myslowitz werden in Anwesenheit des Kronprinzen die Standbilder der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. enthüllt.

Die Burengenerale reisen von Berlin ab.

19. Oktober.

Aus dem Somaliland werden neue Kämpfe zwischen dem „tollen Mullah“ und den Engländern gemeldet.

20. Oktober.

Die Ausstellung in Düsseldorf wird geschlossen.

In Serbien ist nach dem Rücktritt des Kabinetts Wuitsch ein neues Ministerium unter dem Vorsitz des bisherigen Ministers der öffentlichen Arbeiten Peter Welimirowitsch gebildet worden.

In Wilkesbarre beginnt die Kommission der amerikanischen Grubenarbeiter die Beratung des Rooseveltschen Vorschlags zur Beilegung des Ausstandes.

21. Oktober.

Im deutschen Reichstag werden die von der Regierung als unannehmbar bezeichneten Kommissionsvorschläge, den Mindestzoll für Roggen auf 5,50 und für Weizen auf 6 Mark festzusetzen, angenommen.

Die Studierenden der Technischen Hochschule in Wien beschließen, die Vorlesungen so lange nicht zu besuchen, bis sie größere Hörsäle erhalten.

22. Oktober.

Die Kaiserin feiert ihren 44. Geburtstag.

In Berlin beginnt die internationale Tuberkulosekonferenz.

Umschau.

Im deutschen Reichstag hat der große Kampf um die Zolltarifvorlage begonnen, nach fünftägiger Debatte sind die Abstimmungen über die Minimalzölle vorgenommen worden. Neues zur Sache hat man in der Diskussion nicht erfahren; wäre es den Rednern nur darum zu thun gewesen, eine Klärung herbeizuführen, so hätten die Erörterungen schon am ersten Tage beendet sein können. Allein hier und dort besteht die Absicht, die Erledigung der Vorlage zu verzögern, um auf diese Weise ihr Zustandekommen zu hintertreiben. Das wird nicht gerade herausgesagt, aber mit vielsagendem Lächeln wird immer wieder die „Gründlichkeit“ betont, mit der die Beratung vorgenommen werden müsse. Diese Art der legalen Obstruktion wird denen, die sie mitmachen, dadurch erleichtert, daß ihnen eine kompakte Mehrheit nicht gegenübersteht, daß vor allem zur Zeit keine Mehrheit vorhanden ist, die mit der Regierung zusammengeht. Es besteht die Gefahr, daß auch ohne die Obstruktion das große Werk zum Scheitern kommt, weil die unzweifelhaft vorhandene schutzzöllnerische Majorität des Reichstags sich nicht auf einer den verbündeten

Digitized by Google

Regierungen annehmbaren Basis über die Höhe des Zollschutzes zu einigen vermag. Die Regierungen haben sich die größte Mühe gegeben, diese Gefahr zu beschwören, aber bisher vergeblich. Der Reichskanzler selbst und mit ihm die süddeutschen Minister Dr. Buchenberger aus Baden, von Pischeck aus Württemberg und Freiherr von Riedel aus Bayern haben mit unzweideutigen Worten erklärt, daß ein höherer als der in der Vorlage vorgesehene Zoll der Landwirtschaft nicht bewilligt werden könne. Trotzdem fanden die Kommissionsbeschlüsse, die die Regierung ein- für allemal verworfen hat, die Zustimmung des Plenums. Mit 187 gegen 152 Stimmen bei 5 Enthaltungen wurde der Mindestzoll für Roggen auf 5,50 Mark, mit 194 gegen 145 Stimmen bei 5 Enthaltungen der Mindestzoll für Weizen auf 6 Mark festgesetzt. Daß diese Beschlüsse von einem so ungewöhnlich stark besetzten Haus — 344 Abgeordnete! — gefaßt wurden, vermindert die Wahrscheinlichkeit eines andern Ergebnisses in der dritten Lesung. Es müßten allerdings sehr viele, wie man in der parlamentarischen Sprache sagt, „umfallen", wenn sich eine Mehrheit für die Regierungsvorlage zusammenfinden soll, allein ganz ausgeschlossen ist es nicht. Die Erfahrung lehrt, daß gerade bei großen gesetzgeberischen Arbeiten, es sei nur an das Strafgesetzbuch erinnert, erst zwischen der zweiten und dritten Beratung eine Einigung zwischen der Regierung und dem Parlament hergestellt worden ist.

Ein neuer, keineswegs ungefährlicher Feind ist den Engländern im östlichen Afrika, im Somaliland erstanden, der sogenannte „tolle Mullah", der eine Truppenmacht von etwa 15000 Köpfen um seine Fahne geschart haben soll. Das britische Reich könnte hier leicht in die Lage kommen, einen ebenso langwierigen Kampf führen zu müssen, wie seiner Zeit gegen den Mahdi, mit dessen Auftreten das des tollen Mullah viel Aehnlichkeit hat. Eine englische Expedition ist im abessinisch-italienischen Grenzgebiet mit seinen Scharen zusammengestoßen; sie hat dem Feind eine Niederlage beigebracht, aber selbst so große Verluste erlitten, daß sie den Sieg nicht ausnutzen konnte.

In Serbien hat ein Regierungswechsel stattgefunden. Das Ministerium Wuitsch ist zurückgetreten, und der bisherige Minister der öffentlichen Arbeiten Peter Welimirowitsch hat ein neues Kabinett aus Mitgliedern mehrerer Parteien gebildet. Offiziell hat König Alexander in einer Notablenversammlung, in der die Lage besprochen wurde, seinen Entschluß, dem früheren Ministerium die erbetene Entlassung zu geben, damit begründet, daß die gegen ihn persönlich gerichtete maßlose Opposition in einem Teil der Presse schärfer bekämpft werden müsse. Jedenfalls hat dabei aber auch die Mißstimmung darüber mitgewirkt, daß es Wuitsch nicht gelungen ist, in der Reiseangelegenheit des Königspaars nach Livadia ein positives Ergebnis herbeizuführen.

Der Bergarbeiterausstand in Frankreich hat die französische Industrie in schwerer Weise geschädigt. Ganz abgesehn aber von der wirtschaftlichen Seite dieser großen Ausstandsbewegung ist es auch zu erheblichen Störungen der öffentlichen Ruhe und Ordnung, sogar zum Blutvergießen gekommen. Militär und Gendarmerie mußten wiederholt einschreiten, weil die Streikenden die Arbeitswilligen mit allen Mitteln von ihrer Thätigkeit zurückhalten wollten. Die Stimmung der Ausständigen wurde hierdurch natürlich keineswegs gemildert, und trotz der Mahnungen zur Mäßigung, die von dem Streikkomitee in Paris erlassen wurden, drohte sich der Ausstand auf belgisches Gebiet ausdehnen zu wollen. Die belgischen Bergarbeiter waren indessen kaltblütig genug, sich nicht ohne weiteres hinreißen zu lassen, sie haben vorläufig ihre Forderungen mit Bezug auf Lohnerhöhungen und Verkürzung der Arbeitszeit den Arbeitgebern schriftlich unterbreitet. Der französische Bergarbeiterausstand war auch Gegenstand der Verhandlungen in der Deputiertenkammer. Von der linken Seite des Hauses wurde die Haltung des Militärs und der Gendarmerie in heftigster Weise angegriffen, man verlangte sogar, daß überhaupt ein Verbot der Entsendung regulären Militärs in ausständische Gebiete erlassen werde. Es gewinnt übrigens den Anschein, als ob der Streik in kurzer Zeit beigelegt werden würde. — Von sonstigen politischen Ereignissen in Frankreich verdient die Interpellationsdebatte über die Schließung der Kongreganistenschulen Erwähnung, bei der die Regierung mit 329 gegen 233 Stimmen den Sieg davontrug. In der Diskussion wurde die Rede des Abgeordneten Jonnart, des früheren Generalgouverneurs von Algerien, besonders bemerkt; seine kluge, der Regierung freundlich gesinnte, aber nicht überall zustimmende Haltung machte großen Eindruck.

Eine neue Art der Wohlthätigkeit

von Prof. B. Fränkel (Berlin).

Die fortschreitende Erkenntnis, daß die Tuberkulose, wohl der schlimmste Feind der Lebensdauer und des zunehmenden Wohlstandes der Menschen, einerseits eine ansteckende Krankheit, andrerseits aber ein heilbares Leiden darstellt, hat zu einem allgemeinen Kampf gegen diese verderbliche Seuche die Veranlassung gegeben. Es liegt dabei in der Natur der Sache, daß die Frauen in dem Krieg gegen diesen schlimmen „inneren Feind" weniger die allgemeinen vorbeugenden Maßregeln, die die Uebertragung der Krankheit verhindern sollen und die vorwiegend die Behörden zu treffen haben, ins Auge fassen, sondern daß sie sich bemühen, dem einzelnen Kranken die Möglichkeit der Heilung zu gewähren. Diese Möglichkeit findet aber der Kranke am besten in den Heilstätten, die jetzt in unserm Vaterland in bemerkenswerter Zahl eingerichtet sind. Ihnen wendet sich deshalb vor allem das Interesse der Frauen zu. Nun ist für mehrere Schichten der Bevölkerung ausreichend gesorgt; einmal für die ganz Armen, die den Gemeinden anheimfallen, dann aber für eine sehr breite Schicht, die den Segen unserer sozialen Gesetzgebung genießt und für die besonders die vorbeugende Behandlung der staatlichen Invaliditätsanstalten eintritt, dann selbstverständlich für die Reicheren, die in Privatanstalten auf eigene Kosten Unterkunft finden. Es bleibt aber noch die recht zahlreiche Klasse jener übrig, die nicht reich genug sind, um solche Privatsanatorien zu besuchen, und für die weder die staatlichen Versicherungsanstalten, noch das Armenrecht der Gemeinde sorgt. Auch für diese Klasse der Bevölkerung bestehen Heilstätten oder sollen solche noch begründet werden.

Für Berlin-Brandenburg ist eine derartige Heilstätte bei Belzig erbaut. Sie nimmt nicht nur Kranke aus Berlin und der Provinz Brandenburg, sondern auch solche aus dem übrigen Deutschland und selbst Ausländer auf. Sie besteht nun im dritten Jahr. Obgleich ihr Gebäude mit Ausnahme einer geringen Hypothek aus milden Beiträgen erbaut worden ist, also nur geringe Verzinsung erfordert, bedarf die Verwaltung, wie aus den Jahresberichten hervorgeht, doch fortlaufend Zuschüsse. Die Kranken haben täglich 3,50 Mark zu zahlen, ein Beitrag, der vielen schon recht schwer oder unmöglich wird. Aber diese Beiträge der Kranken reichen nicht aus, um die Kosten zu decken, die die Verpflegung der Insassen und die allgemeine Verwaltung bedingt. Wie aus dem Jahresbericht für 1901 zu ersehen ist, sind in die Kasse des Vereins zum Teil recht erhebliche Summen durch laufende Beiträge ordentlicher Mitglieder, einmalige Zuwendungen, eine Ueberweisung vom Komitee des Gesindeballes, Zuwendung vom Damenkomitee, Ertrag eines Konzerts im Zoologischen Garten und außerdem durch die Gnade Seiner Majestät des Königs von der Intendantur der Königlichen Theater 2000 Mark geflossen. Es haben aber diese Zuwendungen nicht ausgereicht, die Kosten zu decken, die die Beköstigung, die medizinische Behandlung der Kranken, die Gehälter und Löhne, die Ausgaben für Licht, Heizung, Kraft, Wäscherei u. s. w. bedingten, sondern noch ein erhebliches Defizit gelassen. Es zeigt sich also, daß trotz aller Sparsamkeit und trotzdem das Gebäude beinah schuldenfrei

Digitized by Google

ist, eine derartige Heilstätte recht erhebliche Unterstützungen erfordert, wenn sie den Ansprüchen genügen soll, die die Krankheit an die Beköstigung und die Pflege der Kranken stellt. Es muß also das Damenkomitee einer solchen Anstalt bemüht sein, auch für die laufenden Ausgaben Mittel herbeizuschaffen. Und in der That hat das Damenkomitee für das Jahr 1901 von dem im Winter veranstalteten Fest der Vereinskasse 15 000 Mark zugeführt.

Darüber hinaus aber hat das Damenkomitee für Freibetten gesorgt und für 22 auf seine Kosten untergebrachte Patienten der Anstalt 10 121 Mark bezahlt.

Daß alle die Mühe und die aufgewandten Mittel nicht nutzlos gebracht sind, dafür geben nun die beiden vorliegenden ärztlichen Berichte für die Jahre 1900 und 1901, die Herr Dr. Möller, der Direktor der Anstalt, erstattet hat, zahlenmäßige Beweise. Von den in diesen beiden Jahren zur Entlassung gekommenen 551 Patienten sind 48 gänzlich geheilt, 193 wesentlich und 188 gebessert worden. Gewiß ein glänzendes Resultat, bei dem aber auch rühmend hervorgehoben werden muß, daß die Bleichröderstiftung mit ihren 25 Freibetten wesentlich dazu mitgewirkt hat.

Betrachtet man mit warmem Herzen und mit klarem Auge vorstehende Thatsachen, also einmal das unabweisbare Bedürfnis und den enormen Nutzen einer derartigen Heilstätte, dann aber die Unmöglichkeit, eine solche anders zu erhalten, als wenn mildthätige Hände ihr andauernd größere Liebesgaben zuführen, so wird man es verstehen, wenn das Damenkomitee sich nach Mitteln umschaut, um solche für die Heilstätte zu gewinnen. Nun hat die Erfahrung des letzten Jahres gezeigt, daß die gebräuchlichen Veranstaltungen, Vergnügungen, Bazare, und wie sie alle heißen, in ihren Erträgen hinter den Erwartungen zurückgeblieben sind. Deshalb hat sich das Damenkomitee von Belzig entschlossen, mit einem neuen Unternehmen vor die Oeffentlichkeit zu treten, das seine auf vielen Gebieten der Wohlthätigkeit altbewährte Vorsitzende Frau Marie von Leyden ausgedacht hat. Es ist dies eine Verlosung. Das Los kostet 10 Mark. Aber der Gewinner gewinnt weder Geld noch Silbersachen oder derartiges, sondern der erste Gewinn im Wert von 10000 Mark berechtigt den Gewinner, zeitlebens einen Lungenkranken in jedem Jahr drei Monate lang in Belzig unentgeltlich unterzubringen. Auch wird sein Name auf die Donatorentafeln in Belzig eingetragen. Fünf weitere Gewinne, jeder im Wert von 525 Mark, berechtigen zur Verfügung über eine einmalige Freistelle in Belzig für die Zeitdauer von drei Monaten. Wieder zehn andere Gewinne, jeder im Wert von 215 Mark, berechtigen zur Verfügung über eine einmalige Freistelle in Belzig für die Zeitdauer von zwei Monaten.

Die Ziehung der Lose findet am 26. Januar 1903 im Hause von Frau v. Leyden, Bendlerstraße 30, statt, woselbst auch die Lose zu haben sind.

„Diese zur Verlosung ausgesetzten Gewinne bieten," wie der Aufruf des Damenkomitees sagt, „dem Gewinner zwar keine materielle Bereicherung, wir glauben jedoch, daß die Zahl derer groß sein wird, die gern ein Scherflein von 10 Mark opfern, in der Hoffnung, einem leidenden Mitmenschen seine Gesundheit wiederschenken zu können, einer Familie den Ernährer, einem Kind die Mutter oder den besorgten Eltern das Leben ihres Kindes zu erhalten. Und selbst jene, denen das Glück nicht hold ist, die mit einer Niete herauskommen, werden das Bewußtsein haben, daß auch ihre Gabe dem Werk der Nächstenliebe dient und dazu beiträgt, einem hilfesuchenden Kranken die Aufnahme in die bewährte Lungenheilanstalt in Belzig zu ermöglichen. Ein jedes Zehnmarkstück kommt direkt dem mildthätigen Zweck zu gute, nichts geht für Nebenkosten verloren, da die geplante Verlosung keinerlei Ausgaben verursacht."

Das Königlich preußische Kultusministerium hat bereits eine erhebliche Anzahl Lose übernommen. Möge das von dieser maßgebenden Stelle ausgehende Beispiel in den weitesten Kreisen Nachahmung finden!

Peter Severin Kroyer.

Hierzu die Bilder auf S. 1989.

Der Kopenhagener P. S. Kroyer (Porträt S. 1990), der im Schulteschen Salon eine Kollektivausstellung zeigt, hat, nach landläufiger Anschauung, wenig spezifisch Dänisches an sich; das Zarte, Gedämpfte, Idyllische, das in neuerer Zeit als die „dänische Note" in der Kunst gilt, kommt bei ihm nur versteckt oder auch gar nicht zum Ausdruck. Er liebt mehr das Effektvolle, Kräftige der jungen schwedischen und norwegischen Schulen, ist eher derb als empfindsam. Kroyers Erfolge wachsen immer mehr in die Breite, und das hat seinen Hauptgrund, neben der energischen Faktur des Künstlers, wohl in der in gewissem Sinn unpersönlichen Art seines Schaffens; er geht keine neuen Wege der Technik, giebt nicht geheimnisvolle Innerlichkeiten, ist auch kein sensibler Psychologe; er geht fest und sicher auf einem guten Mittelweg der modernen Malerei: er ist Realist schlechtweg, ein kräftig zupackender Menschenschilderer, dem es Freude genug ist, die Erscheinung, so wie sie sich seinem Auge bietet, natürlich künstlerisch auswählend und betonend, auf die Leinwand zu bannen.

Kroyer zeigt fast nur Porträts, in Oel und in Pastell; auch einige Aquarelle sind da. Im Kolorit, besonders auf seinen Gelbildern, ist der Künstler oft etwas schwer, ihr Ton ist gleichsam verhalten; dicht daneben giebt er merkwürdigerweise wieder ganz helle, ungebrochene Farben. Kroyer bevorzugt nicht selten völlig matte oder dunkle Nuancen und belebt das Ganze nur durch ein paar lichtere Werte, aber auch diese Arbeiten, die meist äußerst geschmackvoll zusammengestimmt sind, haben, besonders bei gutem Licht, eine eigentümliche, fast innerliche Leuchtkraft, sie verlieren nicht neben den andern, und man darf vielleicht sagen, daß grade hier, in dieser gedämpften und schwereren Farbengebung, die dänische Nuance Kroyers zu Tage trete. Uebrigens weiß Kroyer, der, wie schon angedeutet, durchaus nicht auf einen bestimmten Ton eingeschworen ist, das Kolorit stets sehr fein seinem Modell anzupassen ... Da ist der norwegische Romancier Jonas Lie; der Ton des Bildes ist schwarz, schwer, wird nur durch das Grün der Schreibtischbespannung etwas belebt, aber mitten aus dem Bild leuchtet die rote Decke, die sich der Dichter über die Knie gelegt, und der rote Rücken eines Buches und der malerische Gesamteindruck lassen uns an das schwerblütige, leidenschaftliche Temperament Lies denken. Da ist der dänische Novellist S. Schandorph; braune Töne sind in ein mattes Graugrün hineinkomponiert, die Farben atmen eine gewisse bürgerliche Nüchternheit, die dem Wesen Schandorphs eigentümlich ist. Aber auf der andern Seite des Saals hängt das große Bild B. Björnsons. Der Dichter steht in einer weiten, saftgrünen Landschaft, und sein Kopf mit dem blühenden Gesicht und dem weißen Haar ragt in den frischblauen Himmel, alle Farben sind hell, laut, aggressiv, packen den Beschauer an: — Björnson! Ganz ähnlich so, nur etwas weicher, gleichsam innerlicher ist die Farbe auf den Bildern von Holger Drachmann; er sitzt im Garten, an einem dichterischen Gedanken spinnend, von heißem Licht umzittert, unter lachendem Grün, oder er steht am Meer und schaut mit seherischem Auge ins Endlose: auch hier wieder volle Helligkeit, leuchtende Farben, wie sie zu dem Wesen des sanguinischen Träumers passen. Kroyer malt mit virtuos sicherem, breitem Strich und gefällt sich in etwas derber, aber äußerst wirksamer Formgebung; seine Bildnisse sind frappant ähnlich ... Auf seinen Pastellen und Aquarellen ist er schon durch die ~~Wirkung~~ des Materials und der Technik harter in Strich und Farbe; aber auch hier wechselt er zwischen eigentümlich dunkelm und lebhaft hellem Kolorit ab. Das Porträt seiner Frau zeigt eine schwarze Robe auf grauem Fond, das Leuchten einiger Edelsteine unterbricht fein die Monotonie. Gegenüber diesem Bild aber wieder der Kontrast: Bokken Lassen! Das Haar ist rot beleuchtet, das Gewand zartgrün, die Guitarre schimmert warm, und alles steht in lebhaftestem Gegensatz zu dem schwarzen Rock des Akkompagneurs, die Farbe hat prickelnde Leichtigkeit, Charme. Roy.

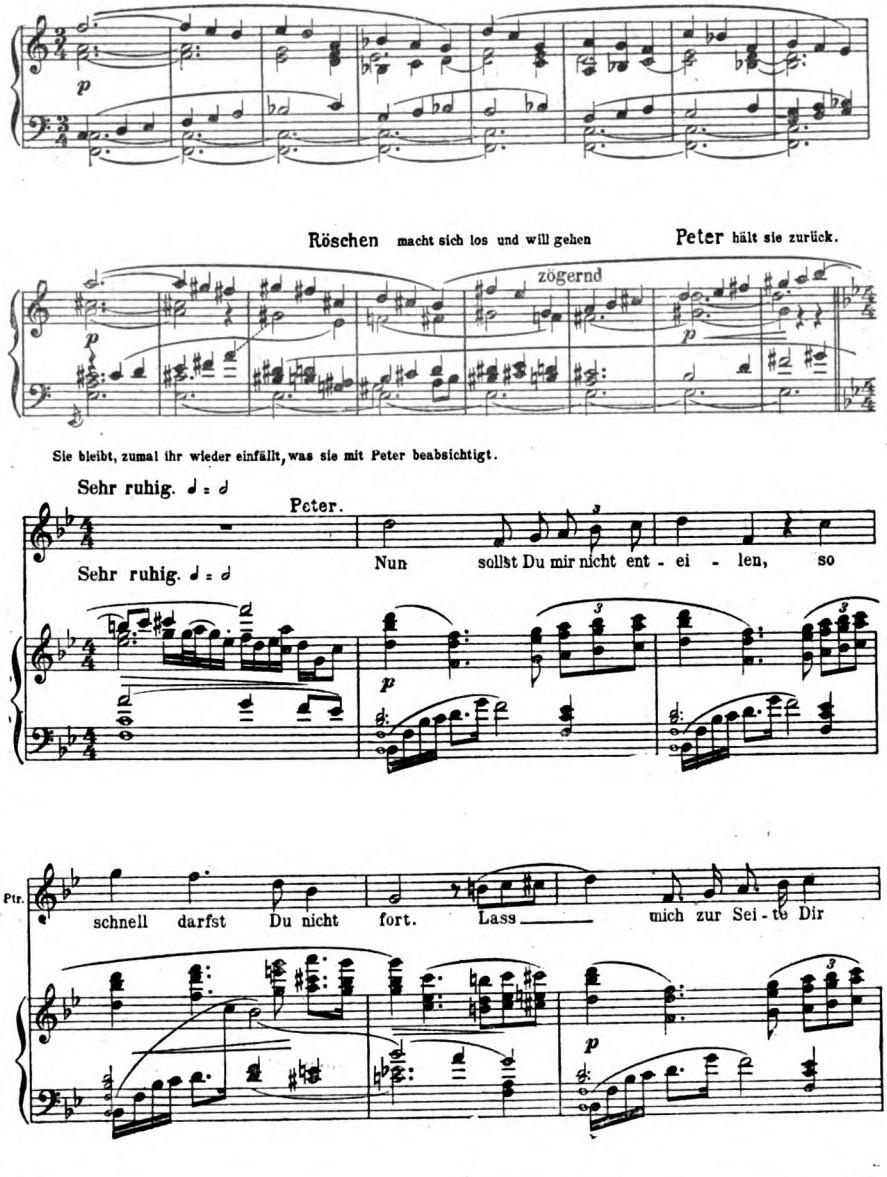
Digitized by Google

LIEBESLIED

AUS DER EINAKTIGEN OPER

„DAS WAR ICH"

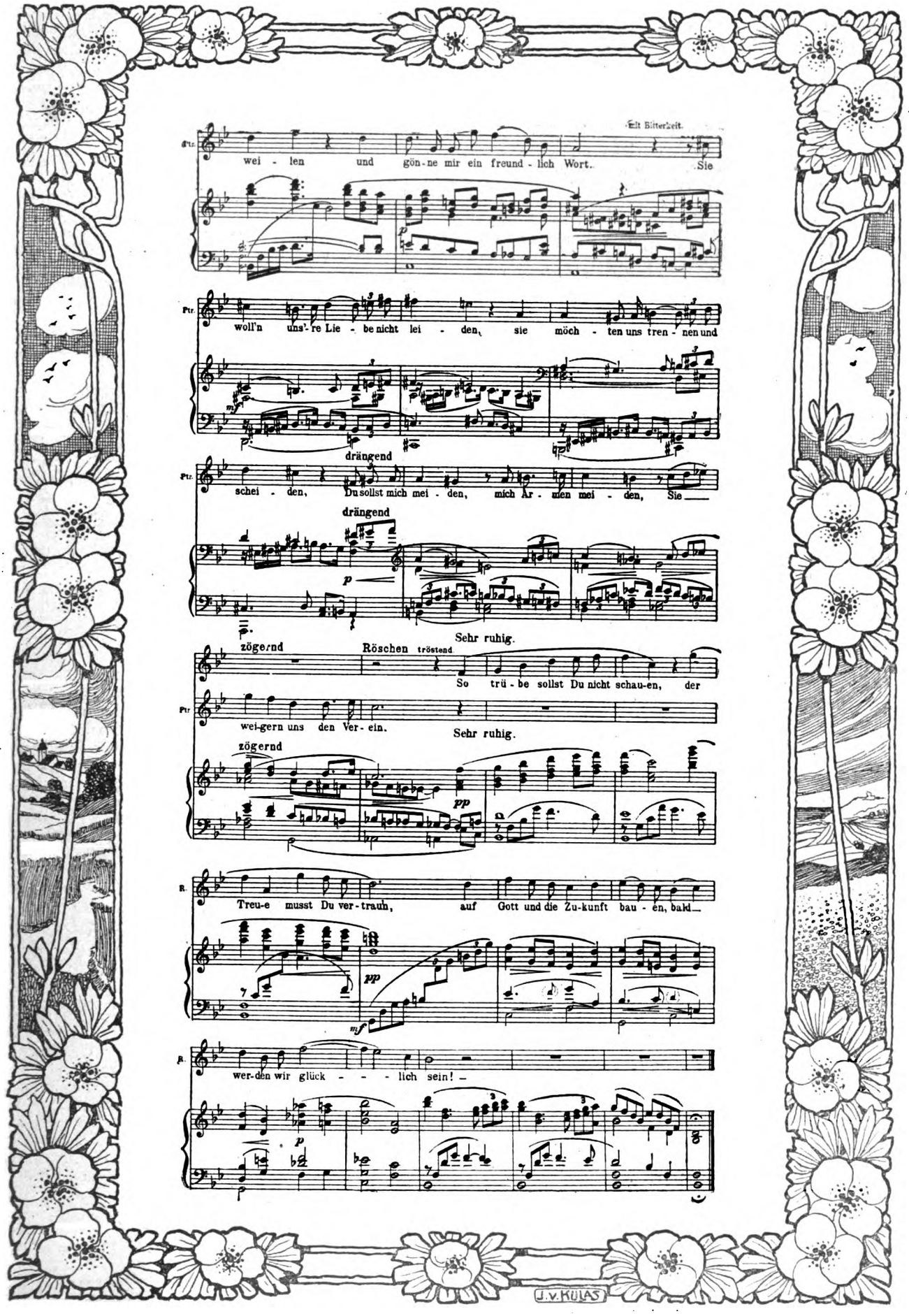
Text von Richard Batka, Musik von Leo Blech.



Mit Genehmigung der Originalverleger Eduard Bote und G. Bock, Berlin

J. v. KULAS

Digitized by Google



Digitized by Google

Die sieggewohnte Vereinigung Blumenthal und Kadelburg machte wieder einmal, wie seiner Zeit im „Weißen Rössel", einen Ausflug in die Berge. Wieder kommen in ihrem neusten Schwank, dem „Theaterdorf", der im Lessingtheater aufgeführt wurde, norddeutsche Großstädter zur Zeit der Sommerfrische in süddeutschalpine Landschaft. Aber die Verfasser wagen diesmal einen Schritt über den Theaterspaß, der sich aus leichter Gegenüberstellung von Nord und Süd ergiebt; und dieses Wagnis bekam ihnen nicht zum besten. Sie wurden ja gerufen, und freundschaftlichen Beifall gab es genug; aber die richtige Liebe, die „den Schlager der Saison" bringt, wie es im Theaterjargon heißt, war es nicht. Das Publikum erwartet eben von Blumenthal und Kadelburg seinen behaglichen Theaterspaß und hier und dort einen wohlvorbereiteten Witz; aber nichts darüber. Die Autoren haben nun im „Theaterdorf" sich gewiß keine schwerwiegende Sünde wider die Harmlosigkeit erlaubt. Aber sie nahmen einmal einen Anlauf zu moralisierender Satire, und dann versuchten sie es mit einer gefühlvollen bäuerlichen Liebesgeschichte: und es versagte Kraft auf der einen, Naivität auf der andern Seite.

Die moralisierende Absicht zielt nach der Verquickung von Geschäft und Volkskunst hin, wie sie von sogenannten Bauernkomödianten häufig geübt wird. Nussensee liegt irgendwo als unbeachtetes Aschenbrödel in den österreichischen Alpen. Da beschließen die Nussenseer nach bekannten Vorbildern, zum „Kumedigspüll" Zuflucht zu nehmen, um Fremde anzulocken und ihnen den Beutel zu erleichtern. Unterstützt werden sie von ein paar Großstädtern, und mit dem ländlichen Frieden ist es vorbei. Es ergeben sich aus der Theaterspielerei nun mancherlei Scherze, aber sie sind der Sentimentalität gegenüber doch zu dünn verstreut. Die Geschichte mit der Bauernkomödie geht nicht gut aus, dafür aber kriegen sich die Liebesleute, der Wirtfranzl und die schöne blonde Katharin, trotz einem schlechten Kerl von Pflegevater, der selbst Absichten auf die Kathi hat. Diese Hauptrollen werden in lang vertrauter Weise von Herrn Schönfeld und Fräulein Jenny Groß gespielt.

Eine andere, pathetische Bauernkomödie „Der Kreuzwegstürmer" hatte im Wiener Raimundtheater weit mehr Glück. Der Verfasser des Dramas ist ein Handwerker mit Namen Medelsky, ein Onkel der Burgschauspielerin Medelsky, die zur Zeit der Meisterspiele in Berlin auch hier lebhaft interessierte. Vor ein paar Jahren schon wurde man auf Medelsky durch den österreichischen Abgeordneten Schuhmeier und einige Litteraten aufmerksam, und man rühmte ihm naturwüchsige dramatische Begabung nach. Auch in Berlin wird man den „Kreuzwegstürmer" kennen lernen und kritischer prüfen können. Das Drama spielt in Oberösterreich. Ein „Ausgebauerter" muß Haus und Hof verlassen, seine Sachen werden versteigert, und er genießt das bittere Vergnügen, die Habgier seiner „frommen" Dorfgenossen kennen zu lernen. So zerfällt der Bauer in sich mit seiner Gläubigkeit und zerstört in verbitterter Wut ein Gnadenbild. Sein eigener Sohn nimmt die That auf sich und geht als falscher Kreuzwegstürmer ins Gefängnis. Der Vater nimmt das Opfer schweigend an, und erst nach Jahren bekennt er seine eigene Schuld und tötet sich. Man rühmt trotz mancher Naivitäten die packende Kraft der Scenenführung.

Das „Neue Theater" in Berlin endlich, das den ganzen Sommer hindurch sich auf die Wiener Sittenstudie „Ledige Leute" stützen konnte, brachte wiederum eine Pariser Schilderung aus großstädtischem Leben. Leider keine Originalarbeit, sondern eine Dramatisierung einer Novelle „Yvette" von Maupassant. Der Bearbeiter Berton hat seine Sache im theatralischen Sinn nicht ungeschickt gemacht. Vergröberungen und ein versüßtes Ende, dem breiten Publikum zu Gefallen, blieben nicht aus. Inmitten einer eleganten Halbwelt, wo Herren und Damen sich bereitwillig abenteuerliche aristokratische Namen beilegen, lebt die achtzehnjährige Yvette, die reine Tochter der falschen Marquise Obardi. Während eines lustigen Ausflugs in die Seinelandschaft erlebt Yvette die grausamste Erfahrung, die ein Kind erleben kann. Es enthüllt sich ihr der gemeine Charakter der eigenen Mutter. Nun erfüllt sich auch ihr Schicksal, bei Maupassant nämlich, Herr Berton ist milder. Yvette wird nicht den Weg „der andern" gehen, sondern ein edler Kavalier wird sie erlösen und fern von Paris ihr Gatte werden. — Das Stück, wie eine neue Darstellerin, Frl. Wendt (Yvette), gefielen recht gut. Loki.

Die deutschen Opernbühnen haben die neue Spielzeit mit einem ganz ungewöhnlichen Arbeitseifer eröffnet, mit einem Thatendrang, der, wenn er den Winter hindurch anhält, möglicherweise noch manch erfreuliches, vielleicht sogar dies oder jenes überraschende Resultat zeitigt. Von überallher kommen die Nachrichten über Erstaufführungen und Neueinstudierungen, ja einige größere Bühnen haben, obwohl wir erst ganz „kurz in der Saison" sind, schon ihren zweiten Premièrenabend hinter sich.

So hat die Königliche Oper in Berlin, nachdem sie mit dem nunmehr im Spielplan feststehenden Schillingsschen „Pfeifertag" den Novitätenreigen glanz- und ehrenvoll eröffnete, unlängst zwei kleinere Opernwerke erstmals zur Aufführung gebracht: „Das Mädchen von Navarra", Massenets interessante Spektakeloper, von der schon in No. 42 der „Woche" die Rede war, und „Das Glockenspiel" von Urich, eine im Stil und Einfall allerdings ziemlich rückständige Arbeit, deren Annahme wohl noch von früher her datiert, dem jetzigen Regime der Königlichen Oper jedenfalls nicht zur Last zu legen ist. Denn daß neuerdings ein frischer, lebendiger Zug die Leitung des königlichen Instituts beseelt, läßt sich nicht verkennen.

Die königliche Oper in Dresden, was Neuaufführungen anbetrifft, schon lange eine der thatenfreudigsten Bühnen Deutschlands, brachte die Uraufführung eines musikalischen Einakters von dem Prager Kapellmeister Leo Blech. Das Stück heißt „Das war ich"; sein Textbuch, das einen harmlosen älteren Stoff behandelt, stammt von Richard Batka. Die ersten Nachrichten, die über Blechs Oper nach außen gelangten, erinnerten lebhaft an die Notiz, die halb mißverständlich, halb scherzhaft seiner Zeit über die eben beendigte „Zarathustra"-Tondichtung von Richard Strauß veröffentlicht worden war, dahin lautend, Strauß habe sich in dem neuen Werk größter formaler Einfachheit befleißigt und seiner Komposition das Formenschema eines Haydnschen Sinfoniesatzes zu Grunde gelegt. So hieß es auch von Blechs Oper, sie erinnere in ihrer Schlichtheit und ihrem leichten Instrumentalgewand an den Stil Mozarts. Das trifft nun freilich nicht zu, und wer Leo Blech aus seinen sinfonischen Werken kannte, war auch wohl davon überzeugt, daß der begabte junge Musiker schwerlich Neigung dafür besitzen dürfte, urplötzlich alle neuen Errungenschaften aufzugeben und mit den bescheidenen Mitteln einer vergangenen Kunstepoche zu arbeiten. Es steckt ein durchaus moderner Geist in der neusten Schöpfung Leo Blechs. — Die Musikprobe, die wir auf S. 1978 aus Blechs Oper bieten, mag etwa den Ton charakterisieren, in dem das Stück gehalten ist. Freilich muß hier das eigenartige Orchesterkolorit fehlen und von mancherlei Besonderheiten und ansprechenden Feinheiten im Harmonischen, die das ganze Gepräge der Musik wesentlich mitbestimmen, findet sich in diesem Einleitungsstück noch kaum etwas angedeutet. Uebrigens sei bemerkt, daß der Schluß des vorliegenden Fragments nicht in der Originalfassung steht, sondern vom Komponisten für die Veröffentlichung in der „Woche" freundlichst hinzugefügt wurde.

In Elberfeld gelangte eine abendfüllende Oper „Rymond" von Raoul Koczalski (Abb. S. 1980) zur ersten Aufführung.

Digitized by Google

Vor mehreren Jahren war Anlaß zu der Befürchtung gegeben, der Wunderknabe werde infolge falscher Leitung und allzu spekulativer Ausnutzung seines Talents enden, wie die meisten Wunderkinder, d. h. also spurlos von der Bildfläche verschwinden. Das scheint sich nun glücklicherweise nicht bestätigen zu wollen, denn in der musikalischen Ausgestaltung seiner Erstlingsoper verrät der heranreifende junge Künstler so viel Kraft und Gesundheit, so viel frischen Wagemut, daß man an seine weitere Entwicklung wohl gute Hoffnungen knüpfen darf. W. K.

Die Börsenwoche

Herr Budde, der neue preußische Eisenbahnminister, entfaltet auf allen Gebieten seines Ressorts eine lebhafte Thätigkeit. Seine neuste That, die eingeleitete Verstaatlichung von sechs preußischen Privatbahnen, wurde rasch genug aus dem Mittelpunkt des Interesses genommen durch das darauffolgende weitere Verstaatlichungsgebot an eine siebente, die letzte bedeutendere preußische Privatbahn, die Dortmund-Gronau-Enscheder Eisenbahngesellschaft. Und dieses letzte Angebot entbehrte nicht eines gewissen sensationellen Beigeschmacks. Durch mißverständliche Auffassung seiner Erklärungen in Dortmund oder vielleicht auch durch eine nicht sonderlich klare Darlegung seiner Willensmeinung wurde in Aktionärskreisen und an der Börse die Ansicht wachgerufen, daß die Verstaatlichung der Dortmund-Gronau-Enscheder Eisenbahn im weiten Feld stehe. Aber wenige Tage später hatte sich die Regierung zu einer andern Auffassung bekannt. Die Polemik, die sich darauf entspann, ist bereits wieder verstummt, und es ist anzunehmen, daß, wenn sich auch hier und dort eine an sich wohlberechtigte Opposition in den Aktionärskreisen gegen ein und das andere der Kaufgebote geltend macht, der preußischen Staatsregierung dennoch die sieben Privatbahnen, mit denen sie den Abschluß des großen Verstaatlichungswerks herbeiführen will, zu den angebotenen Bedingungen anheimfallen werden.

An der Börse aber schlug das von staatsfinanziellen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus immerhin sehr bemerkenswerte Ereignis keine größeren Wellen. Das Interesse im Markt selbst und außerhalb in den Geschäfts- und Privatkreisen, denen sonst das Wohl und Wehe der Börse sehr nahegeht, ist noch immer in einer Weise zurückgedrängt, daß auch erstklassige Ereignisse ziemlich spurlos vorübergehn. So kann es nicht wundernehmen, daß der Thatsache der Beendigung des amerikanischen Kohlenarbeiterstreiks ebensowenig ein tieferer Eindruck auf die Märkte nachgesagt werden kann, wie dem in vollem Gang befindlichen französischen Grubenarbeiterausstand. Und doch machen sich die Folgen dieser Ausstände bereits in stärkerem Maß auf unserm einheimischen Kohlenmarkt geltend. Das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat, wie das westfälische Koksyndikat, die bekanntlich durch die Ungunst der industriellen Verhältnisse in eine merkliche Notlage geraten waren, da ihre Läger und Magazine gefüllt waren und der Absatz zurückging, atmen tief auf, da die großen Kohlen- und Koksbestände plötzlich massenhaft nach den ausländischen Absatzgebieten zu anziehenden Preisen versandt werden können. Diese Bezüge dauern namentlich seitens Frankreichs und Belgiens fort, und die Syndikate vermögen ihre Produktionseinschränkung ganz erheblich herabzumindern.

Wenn bisher die Kursbewegung der in Betracht kommenden Montanpapiere von dieser günstigeren Lage der Dinge nicht berührt wurde, so mag dies zum Teil an der Auffassung liegen, daß der französische Streik über Nacht erlöschen kann; andrerseits ist es unverkennbar die Flauheit des Eisenmarktes, die die Börsentendenz unter Druck hält. Die endlich in der letzten Zeit seitens verschiedener Roh- und Halbstoffverbände der Hüttenindustrie vorgenommenen Preisermäßigungen haben sich zwar in bescheidenen Grenzen bewegt, allein die Börsenspekulation nahm diese Ermäßigungen zum Anlaß eines scharfen Ausgebots von Eisenaktien. Ob sie damit nicht bereits vielfach über gewisse Grenzen hinausgegangen ist, die Vorsicht und Sachlichkeit ziehen sollten, sei dahingestellt. Fest steht allerdings, daß sich die Eisenindustrie in einer erheblich ungünstigeren Lage befindet, als das Kohlengewerbe. Aber es ist doch nicht ausgeschlossen, daß die teilweise bereits beschlossenen und teilweise bereits im Gang befindlichen Zusammenschluß- und Erneuerungsbestrebungen wichtiger Verbände dieser Industrie demnächst eine Besserung der Gesamtlage des Eisengewerbes herbeiführen könnten. Verus.

Die Toten der Woche.

Karl Behrens, Bildhauer, † in Würzburg am 20. Oktober im Alter von 66 Jahren.

Professor Johannes Bockendahl, eins der ältesten und hervorragendsten Mitglieder der Kieler medizinischen Fakultät, † in Kiel am 16. Oktober im 76. Lebensjahr.

Staatsrat Demagny, früherer Generalsekretär des Kabinetts Waldeck-Rousseau, † in Paris am 20. Oktober.

Edmund Eirund, Direktor der „Germania", † in Berlin am 13. Oktober.

Bundesrat Hauser †

Professor Ludwig Hartmann, Tiermaler, † in München am 20. Oktober.

Bundesrat Hauser, Chef des Finanzdepartements der Schweizerischen Eidgenossenschaft, † am 22. Oktober in Bern (Porträt nebenstehend).

Dr. Otto von Klumpp, früherer Direktor der königlich württembergischen Privatbibliothek, † in Stuttgart am 13. Oktober im Alter von 83 Jahren.

Professor Franz Krones, Ritter von Marchland, bekannter Historiker, † in Graz am 17. Oktober im 67. Lebensjahr.

William Ulrik Ritter von Lund, Kontreadmiral, † in Görz am 15. Oktober im Alter von 68 Jahren.

F. Quaglia, Bürgerspitalrentamtmann, bekannt als Weinbauer, † in Würzburg am 17. Oktober.

Professor Robert Rubenson, langjähriger Vorsteher der meteorologischen Zentralanstalt, † in Stockholm am 14. Oktober im Alter von 75 Jahren.

Frau von Rutkay-Kossuth, die Schwester Ludwig Kossuths, † in Budapest am 12. Oktober.

Otto Ritter von Schmidt, General der Infanterie, † in München am 18. Oktober im 82. Lebensjahr.

Alois Schmitt, Hofkapellmeister, † in Dresden am 15. Oktober im 75. Lebensjahr (Portr. S. 1990).

Hugo Schwanert, Professor der Chemie in Greifswald, † am 21. Oktober im Alter von 74 Jahren.

Dr. Anton Schwendt, bekannter Laryngologe, † in Basel im 49. Lebensjahr.

Geh. Kommerzienrat Karl Spindler, bekannter Großindustrieller, † in Spindlersfelde bei Köpenick am 18. Oktober im 61. Lebensjahr.

Vinea, Maler, † in Florenz am 19. Oktober.

Johanette Wachtel, die Witwe des Kammersängers Theodor Wachtel, † in Berlin am 15. Oktober im Alter von 69 Jahren.

Ulrich Winiker, bedeutender schweizerischer Jurist, früherer Großratspräsident, langjähriges Mitglied des Kriminalgerichts und des Großen Rats, † in Ruswyl am 19. Oktober.

Digitized by Google

Unsere Bilder.

Die Einweihung des neuen Lettehauses in Berlin (Abb. S. 1983) hat am 18. Oktober in feierlichen Formen stattgefunden. Dieser Termin, der Geburtstag Kaiser Friedrichs, war gewählt worden in Erinnerung an dessen Gemahlin, die während 35 Jahren als Protektorin das Wirken des Lettevereins unterstützt und gefördert hat. Zwei Zahlen mögen genügen, um zu zeigen, wie großartig sich der Verein entwickelte: im Jahr 1867 bildete er 40 junge Mädchen aus, heute entläßt er aus seinen verschiedenen Schulen jährlich etwa 2000 Schülerinnen in das Erwerbsleben. Der Verein, dessen segensreiche Thätigkeit die allgemeinste Anerkennung findet, hat die Ehre, nach der Kaiserin Friedrich unsere jetzige Kaiserin seine Protektorin nennen zu dürfen, die ihr Interesse an der Sache auch jetzt wieder durch ihre persönliche Teilnahme an der Einweihung des neuen Hauses bekundete, der sich, ein ebenso imposanter als praktischer Bau, am Auguste Viktoriaplatz erhebt.

Das Fehrbelliner Denkmal des Großen Kurfürsten (Abb. S. 1987) ist am 18. Oktober in Gegenwart des Kaisers feierlich enthüllt worden, der bei dieser Gelegenheit eine Ansprache an die Festversammlung hielt. Er gedachte darin der Verdienste seines großen Vorfahren und der innigen Verbindung zwischen den Hohenzollern und der Mark, auf deren Wohl er den ihm von der Provinz dargereichten Pokal leerte. Das auf granitenem Sockel errichtete Bronzedenkmal ist eine Nachbildung des Marmorstandbildes von Fritz Schaper in der Berliner Siegesallee.

Der Besuch der Burengenerale in Berlin (Abb. S. 1984 und 1985), mit dem sich schon wochenlang vorher die öffentliche Meinung in England und in Deutschland beschäftigt hatte, ist vorüber. Leider ist die Audienz der südafrikanischen Gäste beim Kaiser infolge etwelcher Mißverständnisse nicht zu stande gekommen, abgesehen hiervon aber nahmen die Burentage — von solchen darf man wohl sprechen — einen großartigen Verlauf. Einen politischen Zweck haben die Generale bei ihrem Besuch nicht verfolgt, als Privatleute kamen sie, um nur die stets bewiesene Mildthätigkeit des deutschen Volkes zum Besten der Darbenden in den ehemaligen Burenrepubliken anzuregen. Erfreulicherweise konnten sie gleich am Tag ihrer Ankunft eine von Professor Siemering überreichte Spende des Burenhilfsfonds im Betrag von 200 000 Mark entgegennehmen.

Das internationale Zentralbureau zur Bekämpfung der Tuberkulose (Porträts S. 1987), das seinen Sitz in Berlin hat, ist hier zum erstenmal zur Beratung zusammengetreten, und zwar, um die Kaiserin, die das Protektorat übernommen hat, zu ehren, an ihrem Geburtstag, dem 22. Oktober. Die hervorragendsten Vertreter der Tuberkulosewissenschaft und der praktischen Bekämpfung der Krankheit sind aus den verschiedenen Ländern eingetroffen, um an der Konferenz teilzunehmen.

Ein Festmahl der Teilnehmer an der Chinaexpedition (Abb. S. 1986) wurde unter Vorsitz des Feldmarschalls Grafen Waldersee am 17. Oktober im Hotel Kaiserhof zu Berlin veranstaltet. Aus allen Teilen des Reichs waren die Offiziere herbeigeeilt, die in Ostasien für die Ehre und das Ansehn des deutschen Vaterlands kämpfen durften. Nachdem beim Mahl außer dem Hoch auf den Kaiser noch mancher offizielle Trinkspruch ausgebracht, auch den Gefallenen ein stilles Glas geweiht worden war, blieben die Festgäste, unter denen sich auch unser Pekinger Gesandte Mumm von Schwarzenstein befand, noch lange in kameradschaftlicher Unterhaltung beisammen.

Die Manöver am Schipkapaß (Abb. S. 1990), denen bekanntlich der russische Großfürst Nikolai Nikolajewitsch an der Seite des Fürsten Ferdinand von Bulgarien beiwohnte, waren so recht geeignet, die Erinnerung an die russisch-bulgarische Waffenbrüderschaft aus den siebziger Jahren aufzufrischen. Sie sind ja auch in der Hauptsache zu diesem Zweck veranstaltet worden und waren deshalb teilweise eine förmliche Nachahmung jener Kämpfe, die hier im russisch-türkischen Krieg wirklich ausgefochten wurden.

Eine chinesisch-französische Hochzeit (Abb. S. 1988) wurde jüngst in Paris gefeiert. Der zweite Sohn des dortigen chinesischen Botschafters vermählte sich mit Fräulein Geneviève Deneux. Die von Chusseau-Flaviens (Paris) gemachte photographische Aufnahme zeigt das junge Paar beim Verlassen der Kirche. Charles Hsing-Ling, der sich zum Christentum bekennt, lernte die junge Dame lieben, während er bei ihr Klavierunterricht nahm. Der Bräutigam folgte, indem er seine Gattin außerhalb des Kreises seiner Landsmänninnen suchte, dem Beispiel seines Vaters; seine Mutter ist eine geborene Amerikanerin.

Raoul von Koczalskis Oper „Rymond" (Abb. S. 1986) hat bei ihrer ersten Aufführung im Elberfelder Stadttheater eine sehr freundliche Aufnahme gefunden. Der junge Tondichter, der vor Jahren als Wunderkind die Welt mit seinem Klavierspiel in Staunen setzte und in kleineren Kompositionen auch früher schon seine schöpferische Begabung bekundete, hat hier zum erstenmal den Versuch gemacht, die Bühne zu erobern. Als Pole hat er einen Stoff aus der grauen Vorzeit seines Volks gewählt. Unser Bild stellt die Schlußscene der Oper dar, in der der Litauerfürst Rymond sich überwindet, den Bund seines Freundes Witenes mit Sophie, die er selbst liebt, zu segnen.

In Amerika (Abb. S. 1988) haben neuerdings einige englische Gäste, die sehr verschiedenen gesellschaftlichen Sphären angehören, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. In Washington wurde von den offiziellen Kreisen der neue britische Botschafter Sir Michael Herbert mit besonderen Ehren empfangen. In Neuyork brachte das Publikum der Ankunft des Generals Booth von der Heilsarmee, der mit einigen Anverwandten über den Ozean gereist ist, großes Interesse entgegen. Auch eines neuen chinesischen Generalkonsuls erfreut sich die Stadt, der den beinah polnisch klingenden Namen Chow-Tszchi führt. — Als demokratischer Gegenkandidat des republikanischen Präsidenten Roosevelt wird bei den nächsten Präsidentschaftswahlen in der Union vermutlich Tom Loftön Johnson aufgestellt werden, der Bürgermeister von Cleveland. In den mittel- und südamerikanischen Republiken warten die Machthungrigen nicht immer erst die Wahlen ab, um ans Ruder zu kommen; sie veranstalten vielmehr mit Vorliebe Aufstände, um schneller ihr Ziel zu erreichen. In Venezuela scheint es jetzt dem General Matos gelingen zu wollen, sich auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Weg an die Stelle des Präsidenten Castro zu setzen.

Personalien (Porträts S. 1990). Der neue Oberpräsident von Hannover, Dr. Wentzel, ist zu dieser Stellung ungewöhnlich schnell aufgestiegen. Im Jahr 1889 wurde der damalige Landrat in Marburg ins landwirtschaftliche Ministerium berufen und 1895 zum Regierungspräsidenten von Koblenz ernannt, um 1898 in gleicher Eigenschaft nach Wiesbaden versetzt zu werden. — Als Nachfolger des Klinikers Gerhardt ist jetzt Professor Friedrich Kraus in Graz an die Berliner Universität berufen worden, der zu den bedeutendsten Vertretern seiner Wissenschaft gezählt wird. — In Dresden starb Kapellmeister Alois Schmitt, der frühere langjährige Leiter der Hofoper zu Schwerin.

Digitized by Google

Bilder vom Tage.

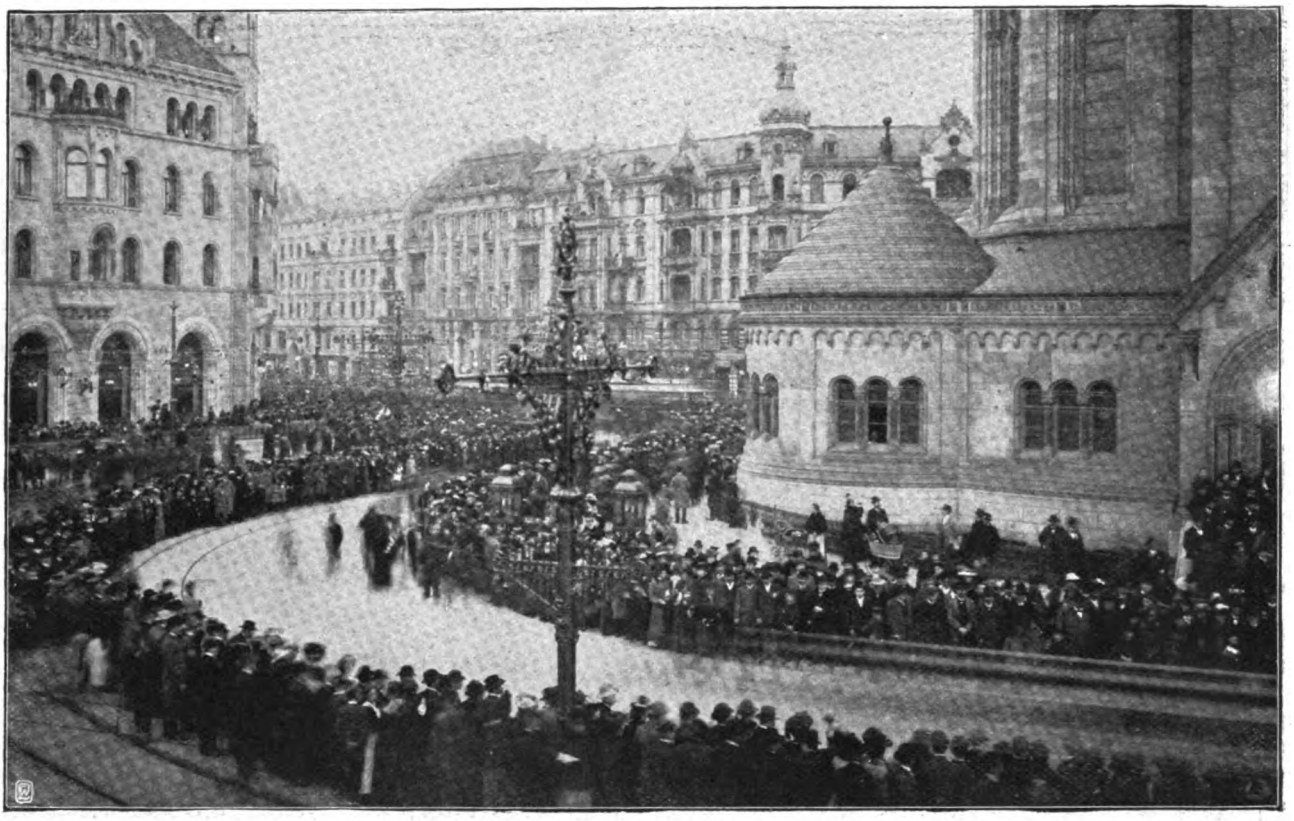
Photographische Aufnahmen.

Die Kaiserin.

Von der Einweihung des neuen Lettehauses in Berlin am 18. Oktober: Die Abfahrt der Kaiserin nach der Feier.

Spezialaufnahme für die „Woche".

Digitized by Google



Ankunft der Burengenerale in Berlin: Die wartende Volksmenge vor der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche.

Spezialaufnahme von Joh. Lüpke.

1. Botha. 2. De Wet. 3 Delarey. 4. Frl E. Mielner 5. Frl. Dr. Raschke. 6. Frau Excellenz v. Heister. 7. Frl. Helene Lange 8. Frl. Eigenbrodt. 9. Frl. Marie Luise Becker. 10. Gräfin Pfeil.

Die Burengenerale in Berlin: Beim five o'clock-Thee des Frauenhilfsbundes.

Phot. Zander & Labisch.

Digitized by Google

Die Generale der Buren in Berlin:

Professor Siemering überreicht Botha die 200 000 Mark-Spende des Burenhilfsbundes.

1. Delarey. 2. Botha. 3. De Wet. 4. Prof. Siemering. 5 Pastor Engel. 6. Fereira (Schwager Delareys). 7. Frau Oberst Blohmeyer-Bartenstein. 8. Frl. Helene Lange. 9. Frau Excellenz von Heister. 10. Pastor Schowalter. 11. Frau v. Oven. 12. Graf Normann. 13. Abg. Lückhoff. 14. Kommandant Bank. 15. Dr. Liman. 16. Abg. Schrempf. 17. Pastor Großkopf. 18. Dr. Schröder-Poggelow. Photographische Aufnahme von Zander und Labisch.

Digitized by Google

1. Rymond (Ludwig Abel). 2. Witenes (Hans Spies). 3. Sophie (Maria Bossenberger). Links oben: Das Porträt des Komponisten.

Die Erstaufführung der Oper „Rymond" von Raoul von Koczalsky im Elberfelder Stadttheater: Schlussscene des letzten Akts.

1. Graf Waldersee. 2. Gesandter Mumm von Schwarzenstein. 3. Vizeadmiral Bendemann.

Vom Festmahl der Teilnehmer an der Chinaexpedition unter dem Vorsitz des Generalfeldmarschalls von Waldersee in Berlin am 17. Oktober.

Spezialaufnahme für die „Woche" von Zander & Labisch.

Digitized by Google

Professor B. Fränkel-Berlin.

Professor v. Leube-Würzburg.

Hofrat v. Schrötter-Wien.

Professor Dr. Brouardel-Paris.

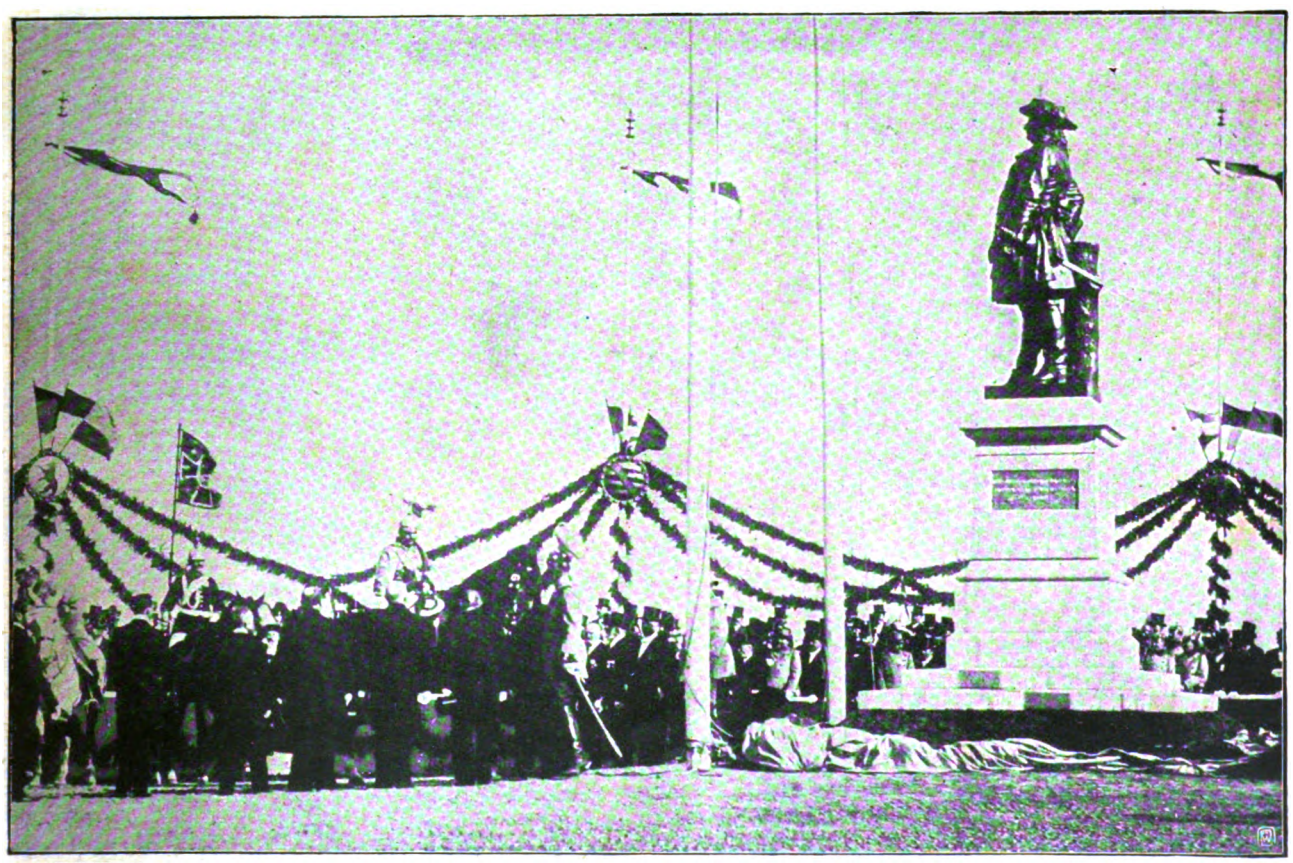
Dr. jur. R. Freund-Berlin.

Professor Flügge-Breslau.

Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. Köhler-Berlin.

Professor Pannwitz-Berlin.

Zur internationalen Tuberkulosekonferenz in Berlin vom 22. bis 26. Oktober.



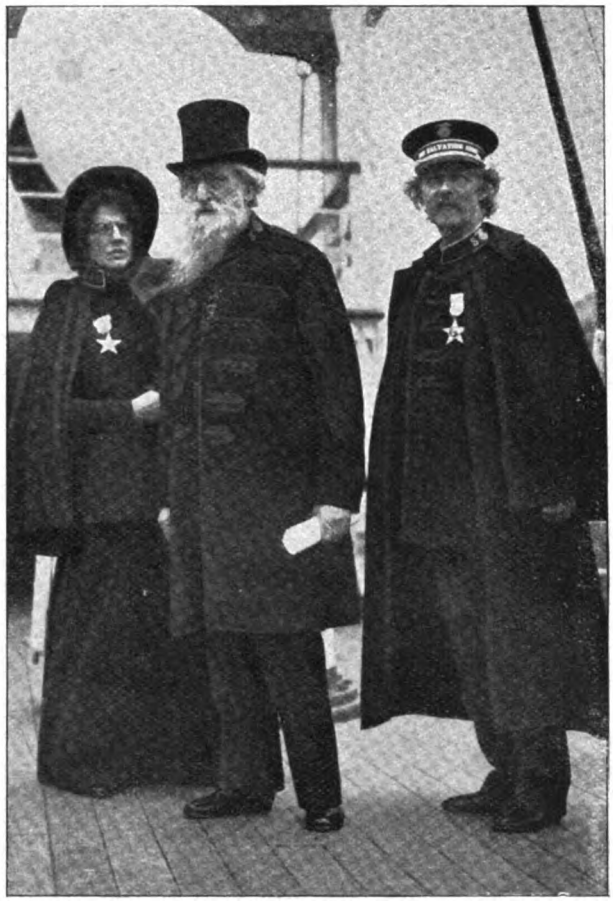
Der Kaiser.

Die feierliche Enthüllung des Denkmals des Grossen Kurfürsten durch den Kaiser in Fehrbellin am 18. Oktober.

Hofphotograph John Thiele, Hamburg.

Digitized by Google

Sir Michael Herbert,
der neue englische Gesandte in Washington, und Familie.



Mrs. Booth-Tucker. Booth. Mr. Booth-Tucker.
General Booth, der Oberkommandierende der Heilsarmee, landet in Neuyork.

Englische Gäste in Amerika.

Eine chinesisch-französische Hochzeit:
d. Sohn d. chines. Gesandten in Paris u. Mlle. Geneviève Deneux.

Ein Konkurrent Roosevelts:
Tom L. Johnson, Bürgermeister von Cleveland,
voraussichtlich demokratischer Präsidentschaftskandidat.

General Matos,
Führer der Aufständischen in Venezuela.

Chow-Tszchi,
der neue chinesische Generalkonsul in Neuyork.

Digitized by Google

Peter Severin Kroyer: Liedersängerin Bokken Lasson und Sten Drewsen.

Peter Severin Kroyer: Der dänische Dichter Holger Drachmann.

Ein dänischer Bildnismaler in Berlin.

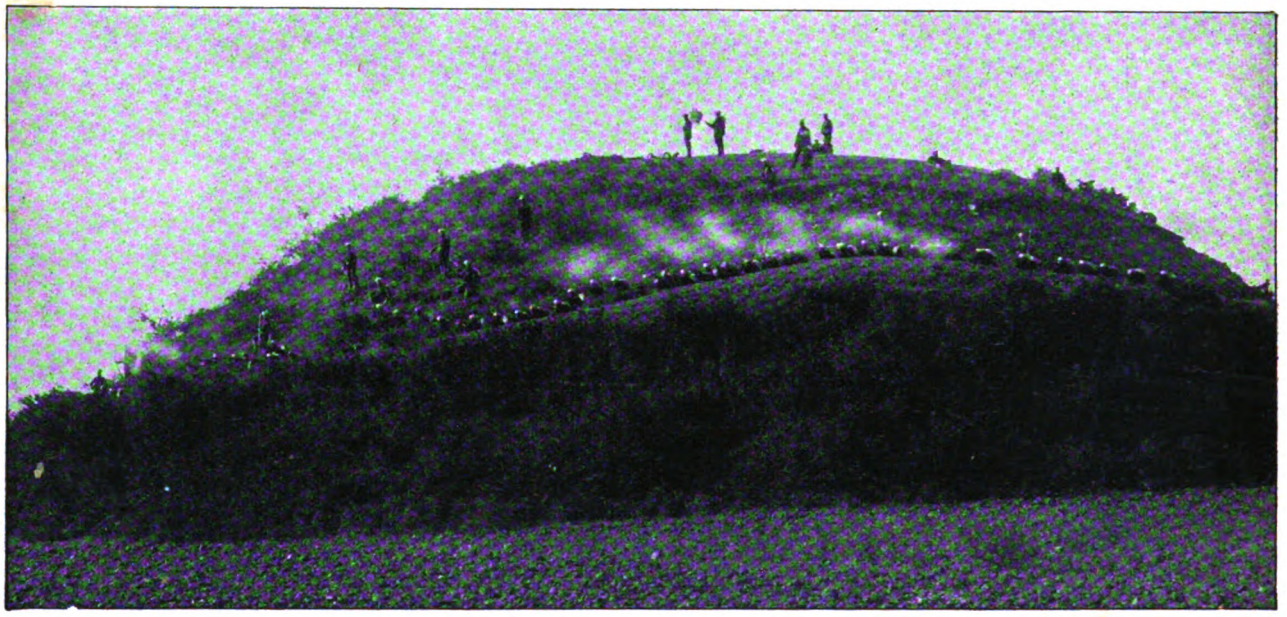
Digitized by Google

Prof. Peter Severin Kroyer, dänischer Bildnismaler, stellt gegenwärtig in Berlin aus.

Dr. Wentzel, der neue Oberpräsident von Hannover.

Professor Friedrich Kraus (Graz), der Nachfolger K. Gerhardts an der Berliner Universität.

Alois Schmitt † Hofkapellmeister in Dresden.



Von den Schipkamanövern: Infanterie im Feuer.

Von den Schipkamanövern: Fürst Ferdinand (1) und Grossfürst Nikolaus Nikolajewitsch (2) auf dem Manöverfeld.
Phot. Karastojanow.

Digitized by Google

Gwendolin.

Roman von

August Niemann.

9. Fortsetzung.

Jahre waren vergangen. Eugen Dietmar hatte noch in Turin die Umarbeitung seines Schwankes vorgenommen und mit der ihm eigenen Gewandtheit und Schnelligkeit in wenigen Wochen beendet. Dann war er mit Gwendolin nach Berlin gereist, und das Paar hatte sich verheiratet. Nur auf dem Standesamt waren sie verbunden worden, denn Gwendolin hegte eine Abneigung gegen die Wiederholung einer kirchlichen Zeremonie, die so trübe Erinnerungen erweckte. Ohne daß sie es sich klar machte, stand sie im Bann der Vergangenheit. Sie drehte gedankenvoll den kostbaren Trauring von altitalienischer Arbeit, den ihr Eugen zum Zeichen „ewiger Treue" an den Finger gesteckt hatte, und dachte wider Willen an jenen ersten schmalen Goldreif, der ihr zur unleidlichen Fessel geworden war. Oft war sie infolge ihrer lebhaften und wechselnden Empfindungsweise nahe daran, zu glauben, daß sie endlich das Leben führe, das sie einst ersehnt: auf den Höhen der Menschheit, einen Mann zur Seite, den alle Welt bewundert und rühmt. Alle Welt? Ja, was schätzt die Welt? Das, was auf der Oberfläche schwimmt und von erborgtem Glanz einsam strahlender Himmelslichter zehrt. Zuweilen schien ihr dies Wort von „den Höhen der Menschheit" eine ekelhaft tönende Phrase! Am klarsten war ihr das geworden, als sie einst im Anschauen einer Gebirgskette versunken war. Wie viele Höhepunkte gab es da — und welcher trug das Paradies? Das Paradies! Lucian meinte: es liegt vor uns — andere setzten es in den Anfang der Zeiten — und noch eins seiner Lieblingsworte tönte ihr unwillig und ungerufen im Herzen: das Himmelreich ist inwendig in euch! Ungeduldig wischte sie in solchen Momenten über ihre Augen, die getrübt zu sein schienen, um die Schönheit und den Glanz des gegenwärtigen Lebens zu ertragen. Diese Schöneicher Episode, dachte sie, ist eine Staffage, die nicht in mein Lebensbild paßt, aber die Farben, mit denen sie hineingemalt wurde, sind so dauerhaft, daß sie keine Uebermalung dulden. Das waren Zeiten, wo sie dann nahe daran war, zu verzweifeln, daß es ihr beschieden sein möchte, glücklich zu werden. Am Schluß solcher Stimmungen gab sie sich einem stoischen Gleichmut hin. Was hatte diese Ehe vor ihrer ersten voraus? Die eine war ein Produkt ihrer Hilflosigkeit gewesen, und in diese zweite war sie, genau genommen, hineingerannt wie in eine Sackgasse. Gott Lob und Dank: auch diesem Mann hatte sie kein Kind gegeben. Bitter dachte sie zuweilen darüber nach, was das für eine Art geworden wäre! Sie, die letzte eines stolzen Geschlechts, und Eugen Dietmar! Wer war Eugen Dietmar? In solchen Augenblicken erwachte in ihr mit Macht die Aristokratin.

Eugen Dietmar war es eine angenehme Sache, mit der Abstammung seiner Frau zu kokettieren, richtig zu prahlen. Wenn sie ihn aufforderte: erzähle mir von deinen Eltern, von deiner Mutter, dann zuckte er ärgerlich die Achseln und fragte hohnvoll nach Lucians Stammbaum. Da hatte sie einmal gereizt geantwortet: „Brave Bauern und Handwerker, ehrliche Arbeiter waren seine Vorfahren."

„Nun siehst du, das war immer etwas! Die meinen hatten es kaum so gut. Meine Mutter sang in der Blüte ihrer Jahre auf einer Vorstadtbühne. Mein Vater war ein Betrüger. Und was bin ich? Gwendolin Brogidos Mann? Ich war ich und — bleibe allein. Keiner pflanzt dies edle Geschlecht fort — vielleicht ist das gut."

Und sie hatte zu diesen Worten nur kurz gesagt: „Allerdings!"

Das Ende solcher Unterhaltungen bestand darin, daß Eugen hinausstürmte und häufig erst mit Tagesanbruch heimkam.

Eugen Dietmar hatte mit dem zu einem psychologischen Drama, wie man damals zu sagen liebte, umgearbeiteten Schwank großen Erfolg gehabt. Er hatte mehrere ähnliche Stücke folgen lassen, und ein Goldstrom ergoß sich jahrelang in seine Kasse. Das Paar bewohnte eine kostbare Etage in eleganter Lage und lebte sehr gesellig.

Was war das für eine bunte Gesellschaft, die in dem eleganten Künstlerheim in der Viktoriastraße aus- und einging! Gwendolin schrieb einmal an die Gräfin Giuccioli, die sie wie einen Beichtvater betrachtete, dem sie alle seelischen Qualen offen gestand: „Gottlob, daß sie wieder draußen ist, diese buntscheckige Horde, die angeblich das repräsentieren soll, was in Berlin Anspruch auf Talent und Geist macht! Sie finden bei uns schöne Frauen, die ihre Haarfarbe wie die Mode wechseln und mit dieser ihren Geschmack für die litterarischen und künstlerischen Erzeugnisse — Frauen in raffinierten Toiletten, die gleicherweise ihr Antlitz wie ihre Seele schminken, und Männer, die der vielversprechende Anfang von einem großen Nichts sind."

So war das zehnte Jahr ihrer Vermählung herangerollt — es war Dezember, Weihnachten war nahe, und das Leben der Weltstadt brandete mit seiner Hochflut. Ein neues Stück von Eugen Dietmar war aufgeführt worden, und Gwendolin hatte einen Stoß von Zeitungen vor sich liegen und vertiefte sich in die Besprechungen. Die Wintersonne sandte ihre mittäglichen Strahlen in Gwendolins Zimmer und schien sich zu freuen über die Farbenpracht, die sie aus sammetnen und seidenen Stoffen hervorlockte. Dies Gemach war üppig ausgestattet, und der feine Geschmack der Herrin hatte Reichtum und Behaglichkeit mit vornehmer Einfachheit zu vereinigen gewußt. Gwendolin saß in ihrem weißen, spitzenbesetzten Morgenkleid in einem niedrigen

Digitized by Google

Lehnstuhl, und neben den Zeitungen stand auf dem Tischchen vor ihr ein prachtvoller Orchideenstrauß, den ihr der Direktor des Theaters, an dem Eugens Stück aufgeführt wurde, übersandt hatte.

Eugen selbst war noch nicht zu sehen. Er hatte die Gewohnheit, bis Mittag im Bett zu bleiben; pflegte er doch erst gegen Morgen heimzukehren. Gwendolins Lippen waren fest aufeinandergepreßt, als sie jetzt eine Besprechung in einem der gelesensten Tagesblätter durchflog. Hier standen Bemerkungen, die den Gedanken entsprachen, die sie selbst schon gehegt hatte. Diese Kritiken sprachen schonend höflich aus, was seit einiger Zeit in gewissen Blättern von extremer Tendenz bitter und höhnisch geschrieben wurde. Gwendolin las: „Die geschickte Feder des vielgenannten Autors verleugnet sich auch in diesem neusten Werk nicht, doch wünschten wir, offen gestanden, nicht nur der Feder, sondern auch dem Herzen zu begegnen, wir wünschten, den Pulsschlag eines wahren Dichters, der Eugen Dietmar unzweifelhaft ist, zu fühlen und weniger an geschickte Mache erinnert zu werden. Seine Charaktere sind wenig scharf umrissen, sie fügen sich dem Bedürfnis des Augenblicks, ohne ihre eigentliche Essenz zu berücksichtigen. Manche Wendungen, wo es gilt, Schwierigkeiten zu umgehen, sehen wie die Kunststücke eines Taschenspielers aus. Wir meinen, daß Schwierigkeiten gelöst, nicht übersprungen werden müssen, oder der Autor sollte keine Schwierigkeiten herbeiführen, deren er nicht Herr werden kann. Auch spürten wir vielfach Anklänge an ältere Stücke des Autors. Möge Eugen Dietmar bedenken, daß Manieriertheit der schlimmste Feind des Dichters ist, denn sie bedeutet nichts Geringeres, als das Ende seiner dichterischen Schaffenskraft."

Gwendolin legte die Zeitung aus der Hand. Ein anderes Blatt, von jener schroffen Richtung, suchte sie hervor. Hier klang es anders: „Wie lange sollen wir denn noch mit diesem immer wieder aufgewärmten Kohl bewirtet werden?" hieß es da. „Die Muse des Herrn Eugen Dietmar gehört, wie es scheint, zum Geschlecht der Wiederkäuer. Wer ein Stück dieses famosen Herrn kennt, der kennt sie alle. Seicht, oberflächlich, rückständig, sind sie die rechte Magenpoesie des übersättigten Bourgeois, der sein Verdauungsschläfchen in seiner Loge hält; aber wenn man bedenkt, daß es eine Zeit gab, wo eine gewisse Clique diesen Schablonenmann auf den Schild hob und als Dichter pries, so weiß man nicht, ob man lachen oder weinen soll."

In diesem Ton ging es noch weiter, und zum Schluß wurden sogar persönliche Anspielungen gemacht, indem gesagt wurde, daß ein Mann, der sich in Vergnügungen schaukle, nicht geeignet sei, ernste Werke zu schaffen. Dazu gehöre ein gediegener Charakter.

Gwendolin war sehr bleich geworden. Sie lehnte sich zurück und preßte die Hand mit einer schmerzlichen Gebärde auf das Herz. Sie wußte wohl, daß der Mann, der das geschrieben, recht hatte. Aus eigener trauriger Erfahrung konnte sie das bestätigen, was dieser Kritiker über die persönlichen Eigenschaften ihres Gatten sagte. Es war gemein von ihm, das zu schreiben und bei einer Besprechung des Werkes den Autor selbst hinsichtlich seines persönlichen Charakters vor der Oeffentlichkeit an den Pranger zu stellen, aber richtig war, was er schrieb. Die leicht bewegte, jedem neuen Eindruck offenstehende Natur Eugens hatte gleich von Anfang an, sobald das Paar nach Berlin zurückgekehrt war, durch die Beschäftigung mit dem Theater eine verderbliche Nahrung erhalten. Er war in zu nahe Berührung mit der bunten Welt hinter den Kulissen gekommen, die Verführung war zu stark für ihn. Gwendolin hatte gelitten, aber sie war in den ersten Jahren keine schweigende Dulderin gewesen. Ihr Einfluß auf ihn war so stark, daß ihre Energie ihn immer wieder zurückgezogen hatte von seinen Ausschweifungen, und ihr verdankte er es zum größten Teil, daß er Arbeiten vollendet hatte, die seinen Namen auf der Höhe hielten. Immer aber war er widerwillig ihrem Zwang gefolgt, und mit der Zeit war sie es müde geworden, den Zuchtmeister zu spielen.

Liebte er sie noch? O ja, er liebte sie; aber was sollte sie mit dieser Liebe, die nicht die beseligende Sicherheit harmonischer Charaktere verlieh? Auf diese Liebe konnte sie nicht stolz sein. Sie mochte nicht mit andern teilen, die in bunter Reihe sein schwaches Herz an sich zogen. Ja, er kehrte zu ihr zurück, sie hatte immer noch den stärksten Einfluß auf ihn, aber es machte ihr keine Freude mehr, diesen Einfluß auszuüben. Und gegenwärtig war es schlimmer als je. Mit einer Treue, die selten bei ihm war, hing er seit einem Jahr an einer jungen Schauspielerin, der er die besten Rollen in seinen Stücken zuwandte, obwohl diese Rollen nach Gwendolins Ansicht nicht dadurch gewannen, und er war so unvorsichtig mit seiner Korrespondenz und seinen Blumenbestellungen, daß Gwendolin sein Verhältnis zu ihr sehr oft deutlich bemerken mußte. Sie war zu stolz, ihm Vorwürfe zu machen, aber für seine sensitive Natur war ihr verächtlicher Blick schon wie ein Schlag, und so hatte dieses Verhältnis eine tiefe Kluft zwischen ihm und ihr aufgerissen.

Eugen Dietmar trat ein, während Gwendolin, in tiefem Brüten über alle diese Dinge, zurückgelehnt in ihrem Sessel lag. Er war noch immer ein schöner Mann, und seine geschmeidigen Bewegungen ließen ihn jünger erscheinen, als er war, aber seine Gesichtszüge waren so scharf, und sein Blick hatte etwas so Verlebtes, daß er, nur nach dem Gesicht beurteilt, zehn Jahre älter aussah, als er in Wirklichkeit war. Er trug einen kurzen Schlafrock von violettem Sammet und rote türkische Schuhe, er war sorgfältig rasiert und frisiert, aber seine Farbe war grau mit blauen Schatten unter den dunklen Augen, und seine Erscheinung war die eines verweichlichten Menschen. Er lächelte Gwendolin zu, schien ihr, als er nahe war, einen Kuß geben zu wollen, stand aber, von ihrer Haltung erschreckt, davon ab, blieb jenseit des kleinen Tisches stehen, steckte die Hände in die Taschen und fragte mit unsicherem Ton, wie sie geschlafen hätte.

„Vielleicht nicht länger als du," entgegnete sie, „aber mein Schlaf ist nicht interessant genug, um besprochen zu werden. Es ist immer wieder die gleiche Sache."

„Meine liebe Gwendolin, dein Schlaf und überhaupt dein Befinden ist für mich interessanter, als irgendetwas anderes. Ich hoffe, daß du daran nicht zweifelst."

Digitized by Google

Sie lächelte höhnisch, und er senkte den Blick.

„Wenn du wirklich etwa regelmäßig schlecht schläfst, so rate ich dir dringend, Dr. Cornelius zu konsultieren. Vielleicht wären die kalten Abreibungen vor dem Schlafengehen gut. Oft liegt es nur an einer Kleinigkeit. So etwas wissen die Spezialisten. Die Wissenschaft hat da riesige Fortschritte gemacht."

„Hier sind eine Menge von Kritiken," sagte Gwendolin, ohne auf die Frage ihres Schlafes weiter einzugehen.

„Kritiken? Sie interessieren mich nicht. Du weißt, wie selten ich eine Kritik meiner Werke lese. Was kann ich daraus lernen? Wenn ich weiß, in welchem Blatt die Kritik steht, so weiß ich auch schon, wie sie ist. Ich will mich nicht beirren lassen in meinem Schaffen."

„Du hast unrecht."

„Wieso? Sagt nicht schon mein zu früh verstorbener Kollege Goethe von den Rezensenten: Ihres Bellens lauter Schall beweist nur, daß wir reiten?"

„Mein lieber Eugen, wenn du auch als Dichter auf den Inhalt einer Kritik an sich keinen Wert legst, so solltest du doch als Geschäftsmann alle Kritiken lesen. Du erkennst daraus die öffentliche Meinung. Wenn du dich ohne Spiegel frisierst und anziehst, so weißt du nicht, wie du aussiehst, wenn du auf die Straße kommst."

„Als Geschäftsmann? Was soll das heißen?"

„Dein Kollege Goethe ging der Mode voran, du folgst ihr aber."

Er sah Gwendolin mit gereiztem Blick an. War diese Frau nicht wie sein eigenes böses Gewissen? Er wünschte Erheiterung und Erholung von der Frau, die ihn schweres Geld kostete, wollte bei ihr seine trüben Gedanken vergessen, aber nicht an die unangenehmen Dinge erinnert werden, die sich ohnehin schon einstellten. Er fühlte auch ohne Hilfe seiner Frau, daß sein Ruhm im Schwinden war und daß neue Leute aufkamen. Daß seine Frau ihm Kritiken vorsetzte, die er nicht las, weil er sich nicht ärgern wollte, war eine höchst peinliche Taktlosigkeit. Es hatte eine Zeit gegeben, wo er gern Kritiken seiner Werke gelesen hatte; das war jene Zeit, wo Gwendolins Gesicht ihm noch schön erschienen war. Jetzt aber fand er ihre Züge zu streng, und nur zu oft erschien sie ihm wie eine Rachegöttin. Er wußte ja, daß seine Frau noch immer schön war, vom objektiven Standpunkt aus gesehen. Sie war vielleicht sogar noch schöner als vor zehn Jahren, denn ihr Gesicht wie ihre Gestalt hatten eine klassische Vollendung und Reife erlangt. Aber er hatte diese Züge zu oft erzürnt und ihre Haltung zu oft imponierend gesehen, um gerade ihre Schönheit zu bemerken. Er seufzte oft über den Mangel an Behaglichkeit und Frieden im eigenen Haus und sehnte sich nach einer bequemeren Frau.

Aber gerade diesen Mittag war er zu matt, um kampflustig zu sein, und dachte, er käme am leichtesten los, wenn er sich nachgiebig zeigte.

„Lassen wir den alten Goethe," sagte er mit leichtem Ton. „Der Mann ist zu groß, und ich habe ihn nur zum Spaß erwähnt. Welche Kritik meinst du denn?"

Er streckte seine wohlgepflegte linke Hand aus, an deren Ringfinger und kleinem Finger wunderschöne Ringe funkelten, und nahm die Zeitung, deren Lektüre Gwendolin tief erregt hatte.

Mit geübtem Blick überflog er den beleidigenden Artikel und fing zu lachen an.

„Armer Teufel!" sagte er. „Das perfide Kerlchen, das diese Brandfackel gegen mein Haus schleudert, kenne ich persönlich. Er ist rasend verliebt in ein Dämchen, das ihn schlecht behandelt, weil er kein Geld hat. Was verdient denn solch ein Zeilenschinder? Nun spritzt er sein Gift gegen mich aus."

„Das Dämchen kennst du wohl auch persönlich?"

„Lassen wir alles Persönliche!" erwiderte Eugen stirnrunzelnd.

„Im Gegenteil, laß uns davon sprechen! Du deutetest doch an, daß dieser Kritiker aus Eifersucht gegen dich geschrieben hätte. Wenn Mann und Frau nicht persönlich gegeneinander werden sollen, wer soll es dann? Ich vermute, dieser Herr ist in die junge Dame mit der kühnen Frisur und den extravaganten Hüten verliebt, die du deiner Protektion würdigst. Weshalb sollte er sonst eifersüchtig sein?"

„Du spionierst also?"

„Leider brauche ich nicht zu spionieren. Du benimmst dich ja ganz ohne Scham und Scheu."

Eugen blickte in ihre vor Entrüstung blitzenden Augen und wurde aus seiner Schlaffheit aufgerüttelt. Sie hatte sich erhoben, und er merkte, daß ein ernster Auftritt im Anzug war.

„Meinst du das wirklich?" fragte er.

Seine Augen hatten bei dieser unvermuteten Frage einen so naiven Ausdruck, daß Gwendolin halb entwaffnet wurde. Dieser Mann war überrascht!

„Ob ich das wirklich meine? Aber dein ausschweifendes Leben ist ja stadtkundig! Wenn wir in Gesellschaft gehen, oder die Leute zu uns kommen, habe ich ja das Gefühl, als würden wir ausgestellt. Alle haben doch über uns geredet, reden noch, unterbrechen ihre Gespräche und stoßen sich einander an. Und das ist ja ganz natürlich, denn überall in der Oeffentlichkeit sieht man dich mit deiner Schauspielerin, die Nächte verjubelst du mit leichtsinnigen Kumpanen, trinkst, spielst, oder bist im zärtlichen Tete-a-tete. Und immer mit einer Gesellschaft, die deinen Namen in der Stadt herumträgt, die damit renommiert, daß Eugen Dietmar zu ihr gehört. Der Kreis, worin wir verkehren, ist wahrhaftig nicht prüde, aber . . ."

„So? Der Kreis ist dir wohl nicht gut genug? Du hast wohl Sehnsucht nach Grafen und Prinzen!"

„Das ist ein einfältiger Einwurf! Aber daß ich mich gerade wohl fühlen sollte in einer Gesellschaft, die eigentlich gar keine Gesellschaft ist, kannst du nicht erwarten. Nur dir zuliebe . . ."

„Siehst du, Gwendolin, da kommen wir auf den Kernpunkt der Sache. Die Leute, mit denen wir verkehren, sind Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, sie sind die Geistesaristokratie. Dir liegt aber die Aristokratie des Standes im Blut, deshalb ist dein Urteil befangen. Du verstehst das nicht, so klug du auch bist. Das Leben, das ich führe, ist das eines Künstlers und Dichters. Du kannst nicht erwarten, daß ich mich wie ein vor-

Digitized by Google

tragender Rat im Kultusministerium oder wie ein General benehme. Generale und Geheimräte und Rittergutsbesitzer pflegen dafür keine Dichter zu sein. Wer das Leben schildern soll, der muß es kennen. Die Natur eines Künstlers bringt die Freude am bewegten, freien Leben mit sich. Das solltest du doch verstehen. Was für Stücke würde ich denn schreiben, wenn ich ein Musterknabe wäre?"

„Mein lieber Eugen, wenn es zum Dichten notwendig wäre, ein Leben im Taumel zu verbringen, wie du es thust, da wäre es wahrhaftig besser, du schriebst keine Stücke. Der Preis ist zu hoch."

„Das ist ein großes Wort, meine liebe Gwendolin, und du findest dich mit dieser Anschauung in keiner geringen Gesellschaft. Große Weise des Altertums haben das Gleiche gesagt, und der göttliche Platon wollte die Dichter aus seinem Idealstaat verbannt wissen. Aber der Idealstaat existiert nicht, und er würde auch sehr langweilig sein, selbst dir würde er nicht gefallen."

„Du gehst allem Ernst aus dem Weg, immer drehst und wendest du dich!" rief Gwendolin entrüstet. „Alles nimmst du spielerisch. keine Konsequenz, kein festes Erfassen ist dir möglich. Und daran wirst du scheitern, denn kein Mann kann dauernd Erfolg haben, der nicht an seine Kunst und an sich selbst glaubt."

„Vielleicht," sagte Eugen, sich müde über die Stirn streichend. „Wie soll ich an mich und meine Kunst glauben, wenn ich mein Weib immer im Lager meiner Gegner und Widersacher sehe — immer! Sage mir, wann warst du auf meiner Seite? O, ich kenne deine Erwiderungen, bitte, erspare sie dir! Wenn du wüßtest, wie schauderhaft einer Frau dies ewige Klugreden steht! Aber ich habe leider zu viel Verstand, um Thorheiten ernst zu nehmen."

„Was für Thorheiten meinst du? Was willst du jetzt wieder sagen?"

„Mein Himmel," sagte Eugen, wieder in einen forciert leichten Ton verfallend. „Eine wissenschaftliche Disputation, nüchtern, am frühen Morgen, nenne ich eine Thorheit, und dann überhaupt ist diese ganze sogenannte Dichterei eine Thorheit! Das schönste Gedicht ist ein holdes, nachgebendes Weib. Wer aus einer solchen Quelle schöpfen könnte! Thorheit, dreifache Thorheit ist es, sich das Hirn zermartern, sich müde schreiben und dichten für ein nörgelndes . . ."

„Thorheit ist dir dein Beruf, den du einmal früher einen ‚göttlichen' nanntest. Thorheiten nennst du die berechtigten Ausstellungen deines besten Freundes — für den hieltest du mich am Morgen unserer Liebe. — Sind dir vielleicht auch die Gefühle deines Herzens Thorheiten?"

„Wie meinst du das?"

„Wenn deine Arbeit dir nur ein Spiel ist, so werden dir wohl auch deine inneren Regungen nur ein Spiel sein. Denn deine Arbeit machst du doch nicht mit den Händen! Du bist doch kein Holzhauer, sondern arbeitest mit dem Geist. Unmöglich kann eine spielerische Schriftstellerei aus einem andern als spielerischen Geist kommen, und unmöglich können die Gefühle deines Herzens dann andere sein als spielerische."

„Was ist denn ein spielerischer Geist?"

„Einen solchen Geist hat ein Mensch, dem nichts heilig ist, der der eigenen Ideale spottet, ein Mensch, der sich auf sich selbst nicht verlassen kann, der nicht weiß, ob er liebt oder nicht liebt."

„Ah, endlich sind wir an dem Punkt angekommen, der allen Weibern die Hauptsache ist! Von der Liebe willst du reden! Ja. das hättest du gleich sagen sollen, da hätten wir uns früher verständigt."

„Ich bezweifle, daß wir uns früher verständigt hätten oder uns überhaupt verständigen werden. Denn du weißt ja selbst nicht, ob du mich noch liebst."

Eugen lachte, aber sein Lachen klang gezwungen. Seine Nerven waren aufs äußerste gereizt, und er bereute bitter, in den Kampf gezogen zu sein. Er hätte ausgehen und irgendwo frühstücken sollen. Am Nachmittag wäre er wohl schon kräftiger gewesen.

Er warf sich in seinen Lehnstuhl zurück und fuhr fort zu lachen, mit dem gequälten Ton, der seine Ueberreizung anzeigte. Dies Lachen empörte Gwendolin, obwohl sie begriff, daß es kein höhnisches Lachen war, und sie verabscheute ihren Mann in diesem Augenblick wegen seiner weibischen Schwäche, wegen seines Mangels an Selbstbeherrschung. Er fühlte das und besann sich.

„O Weisheit, du redest wie eine Taube! Heißt es so, oder heißt es: O Taube, du redest weise? Liebe Gwendolin, du verlangst von mir eine Antwort auf die schwierigste Frage der Welt."

„Ich verlange gar keine Antwort. Ich habe nichts gefragt," entgegnete sie.

„Es lag aber darin. Sieh einmal, liebe Gwendolin, kein geistreicher Mann weiß, ob er eine Frau liebt oder nicht liebt. Das wissen nur die einseitigen Köpfe. Der Grund liegt aber nicht in spielerischem Geist, sondern darin, daß nachdenkliche Männer die heimliche Ueberzeugung haben, man dürfe überhaupt kein Weib lieben. Der Weise liebt nur die Tugend. Die Frauenliebe ist ein Notbehelf, oder vielmehr ein Uebergang, und . . ."

„Entsetzlich klingt das in deinem Mund!" rief Gwendolin.

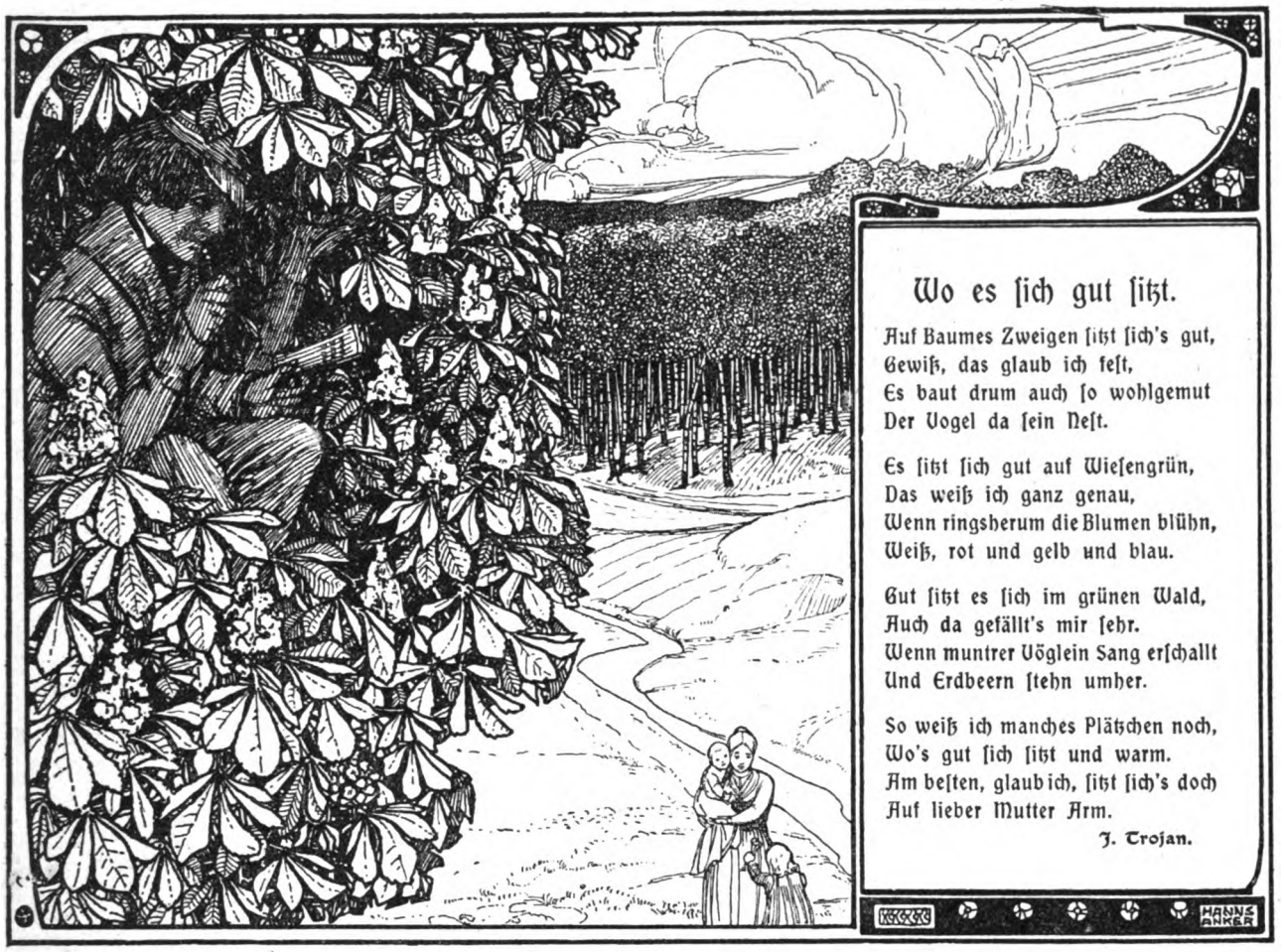
„Nur nicht so pathetisch!" entgegnete er höhnisch. Allmählich war auch er in heftige innerliche Bewegung gekommen und wünschte seiner Frau auf ihre Vorwürfe zu dienen. „Was leistest du denn? Was hast du denn geleistet? Mich schulmeistern! Weshalb soll ich nicht sagen dürfen, daß der Weise die Tugend liebt? Mein Laster ist weiter nichts als mein Schönheitssinn, und diesen Fehler darfst du mir nicht vorwerfen, denn du profitierst davon."

„Ich profitiere davon?" rief Gwendolin, im Tiefsten verletzt.

„Wer wärst du denn, wenn ich dich nicht aufgenommen hätte? Du warst auf einem netten Weg! War das etwa Tugend, daß du den guten Pfarrer hast sitzen lassen? Was wäre denn aus dir geworden, wenn ich mich nicht deiner Schönheit erinnert hätte?"

Gwendolin vermochte nicht zu antworten. Sie war so erzürnt, daß ihr die Stimme förmlich versagte. Er aber, zitternd vor Wut, nun er sich einmal hatte

Digitized by Google



gehen lassen, fuhr mit Beleidigungen fort. „Es war eine Dummheit von mir, dich zu heiraten," schrie er. Damit habe ich mir eine unerträgliche Last aufgeladen. Wenn wir wenigstens noch Kinder hätten, so hätte die Sache einen Sinn, denn was thut man nicht für Nachkommenschaft! So aber —"

Er hielt inne und faßte nach seiner Brust. Seine Farbe wurde noch blässer, er mußte sich an dem Tisch halten, denn er war aufgesprungen und fühlte sich jetzt wanken. Er setzte sich nieder, er senkte den Kopf, und zu ihrem Schrecken sah Gwendolin Blut über seine Lippen dringen! Sie trat auf ihn zu, umfaßte ihn und drückte ihr Taschentuch auf seinen Mund. Aber zu ihrem Entsetzen war das Blut nicht zu hemmen, sondern ergoß sich stärker und stärker in einem schäumenden Strom.

„Daran bist du schuld!" sagte sie sich mit einem vernichtenden Gefühl. Sie rief die Dienstboten herbei, sie schickte zum Arzt, sie bettete den Erkrankten auf dem Sofa, sie kniete vor seinem Lager nieder, wo er nun wie ein Toter lag, und mit thränenlosen Augen, voll Schuldbewußtsein, starrte sie ihn an. Mit ihrer Sorge um Eugen mischte sich die Erinnerung an Lucian. „Du bist verderblich für deine Männer!" rief sie sich immer wieder zu. „Dem ersten brichst du das Herz, dem zweiten bringst du den Tod!"

Der Arzt kam. Der Kranke wurde in sein Bett hinübergetragen, und nachdem die notwendigen Vorkehrungen getroffen worden waren und Eugen nun in tiefem Schlaf lag, zog Gwendolin den Arzt in ihr Zimmer, sah ihn mit einem Blick voll Jammer an und fragte ihn nach seiner Ansicht.

„Verehrteste gnädige Frau," entgegnete dieser, „ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß dies ein ernster Fall ist."

„Wird mein Mann sterben?"

„Das wollen wir nicht annehmen, ein so entschiedenes Urteil würde ich nicht wagen auszusprechen. Sehr oft kommt es vor, daß mit einem einzigen Anfall die Sache beendet ist und rasche Heilung erfolgt. Vor allem müßte ich wissen, ob dies das erste Mal ist, daß Ihr Herr Gemahl Blut ergießt. Die Hämophthisis, denn die liegt hier offenbar vor, hat einen verschiedenartigen Verlauf, je nach der Konstitution des Patienten und den Begleitumständen. Haben Sie früher schon bemerkt, daß Husten oder Neigung zu Blutspeien vorhanden war?"

„Niemals. Ich muß Ihnen gestehen, Herr Doktor, daß ich mich als die Ursache dieser Erkrankung anklagen muß. Es gab eine heftige Scene zwischen uns, mein Mann hat sehr reizbare Nerven, und ich habe ihn durch meine Worte so erzürnt, daß er vor Aufregung den Blutsturz bekommen hat."

Der Arzt, ein älterer Mann, betrachtete teilnahmsvoll das blasse Gesicht der schönen Frau. Er wußte, wer Eugen Dietmar war, und seine Erfahrung ließ ihn die Lebensweise des Modedichters als die eigentliche Ursache erkennen.

„Gnädige Frau," sagte er, „eine Aufregung, selbst bei einem reizbaren Mann, wird schwerlich eine solche Wirkung haben, wenn nicht die Disposition vorhanden

Digitized by Google

ist. Ihr Herr Gemahl ist von sehr zarter Konstitution, er hat viel am Schreibtisch gearbeitet, dazu die aufreibende Thätigkeit des Dramatikers — so sehr wunderbar ist dies traurige Ereignis nicht, und Sie brauchen sich keine Vorwürfe zu machen. Es wäre schlimm, wenn ein so alltägliches Vorkommnis wie ein ehelicher Zwist gleich zu solchen Katastrophen führen sollte."

Gwendolin verstand. Der Arzt deutete an, was sie selbst sich schon gesagt hatte. Er sprach aus Schonung nicht mit klaren Worten aus, was sie selbst schon oft gedacht, daß Eugens Gesundheit unter seiner Lebensweise leiden müßte. Sie hatte ihn oft gewarnt und ihm gesagt, daß schon die Aufregungen bei der Annahme und Inscenierung seiner Stücke genug für seine Nerven wären, und daß er ein häusliches, regelmäßiges Leben führen müßte, um seine Lebenskraft zu erhalten. Aber in seiner Natur lag nun einmal die Verschwendung seines besten Besitztums.

Trotzdem sie sich aber dies alles vorhielt, kam Gwendolin nicht über das niederdrückende Bewußtsein hinweg, daß sie die endliche Veranlassung von Eugens Erkrankung gewesen wäre. In diesem Schuldbewußtsein verdoppelte sie ihre Sorgfalt für den Kranken. Vergessen waren die Beleidigungen, die er ihr ins Gesicht geschleudert hatte, vergessen wurden die Beleidigungen, die ihr nun noch infolge seiner Erkrankung dadurch zugefügt wurden, daß ihr die Briefe von Damen in die Hände fielen, die nicht wußten, daß er krank war. Sie war genötigt, die Briefe zu öffnen, die für ihn kamen, weil viele darunter von geschäftlichen Angelegenheiten handelten, und sie konnte ihnen von außen nicht ansehen, woher sie kamen. Aber wie oft fand sie schon in den ersten Zeilen Dinge, die ihr das Blut in die Wangen trieben.

Sie hatte viel Zeit nachzudenken. Sie entsann sich auch des belebenden Gefühls, das sie früher gehabt hatte, wenn sie Eugen mit Lucian verglich und sich sagte, diesen Mann brauchte sie nicht zu schonen wie Lucian. O über ihre Kurzsichtigkeit! Als Eugen sich so weit erholt hatte, daß er aufstehen durfte, reiste sie mit ihm auf Rat des Arztes in eine durch ihre günstige Lage ausgezeichnete Heilanstalt. Das wurde eine Zeit herber Prüfung für Gwendolin. Eugen litt wenig durch sein Leiden selbst, desto mehr durch die Diät und die Schonung, die er sich, um seine Gesundheit wieder zu erlangen, auferlegen mußte. Denn er hatte zwei schlimme Feinde: die Langeweile und das Bedürfnis des Beifalls. Sein Temperament erforderte beständige Anstrengung und Anregung, er mußte arbeiten und Gesellschaft sehen. Er hatte sich an den Applaus gewöhnt, und seine Eitelkeit fand hier unter lauter Kranken keine Nahrung. Er wurde von Tag zu Tag verstimmter, er war in der übelsten Laune, und da er gar nicht auf den Gedanken kam, er ginge dem Tode entgegen, sondern im Gegenteil der Meinung war, der Besuch dieses klimatischen Kurorts wäre eine ziemlich überflüssige Vorsichtsmaßregel, so war er immer geneigt, die ärztlichen Vorschriften zu verspotten und über die Stränge zu schlagen.

Er sah hohläugig aus, seine Augen hatten fieberischen Glanz, seine Neigungen waren die eines Kranken, aber er selbst merkte das gar nicht, sondern dachte, er hätte allerdings einmal vor Aerger Blut gespieen, wäre sonst aber völlig gesund oder jedenfalls auf dem Weg zu völliger Genesung.

So bedurfte Gwendolin, die viel klarer sah, einer starken und beharrlichen Selbstbeherrschung. Er sollte nicht merken, daß sie in Sorgen war, und er sollte doch überwacht werden. Sie mußte seinen Launen standhalten und durfte die Zügel nicht zu straff anziehen. Glücklicherweise war eine strenge Ordnung in der Anstalt, so daß sie nicht allein ihren Mann zu beaufsichtigen brauchte. Wie oft dachte sie jetzt an ihre Ehe mit Lucian zurück! Die Rollen waren vom Schicksal vertauscht worden. Jetzt mußte sie die Geduld und Sanftmut üben, die Lucian ihr einst gezeigt hatte. Wie anders war es doch geworden, als sie es gedacht hatte! Was war jetzt der Mann, der keine Schonung brauchte? Er mußte ja mehr geschont werden, als sie es jemals bedurft hatte.

Ein Trost war für Gwendolin in dieser Zeit ihre Korrespondenz mit der Gräfin Giuccioli. Die Italienerin gab ihr häufig Nachricht, und Gwendolin antwortete mit langen französischen Briefen, die ihr gerade hier in dem großen, mit Kranken angefüllten und doch einsamen Haus eine angenehme Zerstreuung gewährten. Dieser briefliche Verkehr war fast schon wie eine Reise nach Turin, das fremde und ihr doch bekannte und befreundete Land wurde ihr deutlich vor Augen geführt, sie empfand die Eigentümlichkeit, das Parfüm der ernsten, so wundervoll in erhabener Landschaft gelegenen Stadt. Wenn sie vom Fenster ihres hochgelegenen Zimmers aus in die gebirgige Gegend sah, die jetzt in winterlicher Starrheit dalag, wenn sie die untergehende Sonne am westlichen Himmel ihr entzückendes Farbenspiel aufführen sah, die blassen, blauen und grünen Tinten über den dunkeln Wipfeln des weiten Tannenwaldes, durchzuckt von rotgoldenen Pfeilen, dann zog ihre Phantasie hinaus in die Weite, erblickte den rotglühenden Monte Rosa, sah die Kirche der Madonna am Po und spiegelte ihren Sinnen den Geruch des Weihrauchs vor.

Der März war herangekommen, und er brachte einige herrliche, warme Frühlingstage. Eugen befand sich so gut, daß der Arzt meinte, er könnte im Mai wieder in seine gewohnte Thätigkeit nach Berlin zurückkehren, möchte aber zu aller Sicherheit die heißen Monate an der See zubringen und zum Herbst wieder zu ihm in seine Anstalt kommen, um hier den zweiten Winter zu verleben.

Eugen war guter Dinge, als er das hörte. Er forderte seine Frau auf, mit ihm einen Spaziergang zum Forsthaus hinauf zu machen, einem beliebten Ausflugspunkt für die ganze Umgegend und auch für die Patienten der Lungenheilanstalt, soweit sie zu den kräftigeren gehörten. Gwendolin ging mit ihm. Die Sonne schien hell, ein frischer Wind wehte durch die Thäler von den Bergen her und schüttelte die mit gelben Kätzchen bedeckten Weiden und Erlenbäume, so daß kleine Staubwolken von ihnen abflogen. Eine helle Färbung lag ausgebreitet über der ganzen Landschaft, hellgrün, gelb und weiß schimmerte es überall. Der Schlehdorn blühte, und die Hornungsblume und die süß duftende Daphne.

Digitized by Google

Die Amseln schlugen überlaut, und Weihen flogen mit weit ausgespannten Fittichen hoch in den Lüften.

„Ja, die Lenzerscheinung der Natur ist wundervoll!“ rief Eugen Dietmar, stehenbleibend am Hang des Berges und sich umschauend. „Ja, sie ist wundervoll!“ rief er noch einmal laut, stützte sich auf seinen Stock und sah gedankenvoll hinab ins Thal.

„Hier ist ein entzückend schöner Platz,“ sagte Gwendolin. „Hierher kommt auch nicht der Wind, und die Sonne hat ihn erwärmt. Setzen wir uns ein wenig! Bis zum Forsthaus ist noch eine halbe Stunde.“

Beide setzten sich auf einen großen, flachen Stein, den Gwendolin mit einem Plaid bedeckte. Es war ein sonniger Platz, mit dürrem Heidekraut und Ginster bestanden, und neben dem Stein, worauf sie saßen, wurde ein blühender Schlehdorn von Hunderten fleißiger Bienen umschwärmt. Tiefe Stille umgab die beiden.

(Fortsetzung folgt.)

Die soziale Stellung der Kunst.

Von Professor Dr. Max Dessoir.

Im Januar dieses Jahres hielt ich einen Vortrag über die soziale Stellung der Kunst, der freundlicher Teilnahme begegnete. Ich wiederhole ihn hier, weil inzwischen schon so viele Beiträge zu diesem Problem veröffentlicht worden sind, daß es mir wünschenswert scheint, meine Auffassung allgemein bekannt zu machen.

Jeder Haushalt bedarf mannigfacher Verrichtungen, damit er bestehen bleibe. Diese Verrichtungen sind meist an die verschiedenen Familienmitglieder und ihre Hilfskräfte verteilt: der Mann, die Frau, die erwachsene Tochter, die Köchin und das Hausmädchen — sie haben alle ihre besonderen Obliegenheiten. Vergrößert man dies Bild und verändert es ein wenig, so erhält man eine Vorstellung von der Ordnung in der menschlichen Gesellschaft. Hier giebt es Vertreter der Landwirtschaft und der Industrie, des Wehr- und des Lehrstandes, der Wissenschaft und der Kunst. Von vielen dieser Gebiete erkennen wir sofort, daß sie unentbehrlich sind; auch den meisten wissenschaftlichen Disziplinen wird Notwendigkeit zugestanden. Immerhin kann schon hier das Urteil schwanken. Es giebt Zweifler, die zum Beispiel der Erforschung alter Sprachen die Nützlichkeit und damit die Daseinsberechtigung absprechen möchten, und noch häufiger sind jene, die in der Philosophie und Theologie wertlose Ueberbleibsel der Vergangenheit erblicken. Vor allem heftet sich an die Kunst die Frage: wozu ist sie im menschlichen Haushalt da?

Diese Frage kann mit Recht aufgeworfen werden. Aber unverkennbar bringt sie einen Maßstab an die Sache heran, der nicht der einzige ist. Der Wert einer geistigen Richtung braucht nicht nur nach der sozialen Nutzbarkeit geschätzt zu werden, und wer die Kunst lediglich daraufhin ansieht, wird der Mannigfaltigkeit ihrer Bedeutung und Wirkung kaum gerecht. Für die vorliegende Betrachtung jedoch setzen wir voraus, daß es ausschließlich auf die Funktion innerhalb der Gesellschaft ankomme, und wiederholen jetzt die Frage: ist die Kunst ein entbehrlicher Luxus oder etwas, was der Volksgemeinschaft ebenso nötig ist wie Ackerbau und Handel? Dient sie wenigen oder allen?

In der Gegenwart neigt man dazu, die Bejahung des ersten Fragegliedes als ein Verdammungsurteil aufzufassen. Wenn das Schöne zu des Lebens Ueberfluß gehört und bloß einigen Bevorzugten zu gute kommt, so verliert es für die Durchschnittsmeinung erheblich an Bedeutsamkeit. Daher sehen wir jetzt alle Welt um den Nachweis bemüht, daß die Kunst für jedermann Lebenswichtigkeit besitze. Sämtliche Bethätigungen des geistigen Daseins — so wird gefordert — und sämtliche Klassen der Nation sollen vom Aesthetischen durchdrungen werden. Hieraus ist eine Bewegung entstanden, die ich (in Nachbildung des Wortes von dem University extension movement) als die der Kunstausdehnung bezeichnen möchte. Das Streben nach Kunstausdehnung erweist sich zunächst an der so lebhaft empfohlenen künstlerischen Erziehung der Jugend. Meint man damit die Erziehung durch die Kunst, so handelt es sich um die Fähigkeit der Kunst, als pädagogisches Verfahren zu dienen. Das ist gewiß möglich, wenngleich es nicht immer in schulmäßiger Form geschieht. Manche unserer ersten Begriffe reiner deutscher Sprache und gesellschaftlicher Vornehmheit haben wir von der Bühne her erhalten; unsere Menschenkenntnis stammt zum großen Teil aus Romanen; durch Sehen von Bildern und zumal durch Nachzeichnen ist unsere Naturbeobachtung geschärft worden. Indessen, alle solche Bildungselemente und Kenntnisse können auch ohne Hilfe der Kunst erworben werden: die Kinder wirklich guter Familien, die rechtzeitig ins Leben und in die Natur geführt werden, gewinnen sie ebenfalls und noch dazu ohne die Nötigung, den täuschenden Schein des Aesthetischen abzuziehen. Gerade aber in dem Scheinhaften steckt ein besonderer Wert. Der sprachliche Unterricht in den Schulen ist durchgängig mit der Lesung von Dichtwerken verbunden; geschichtliche und philosophische Bücher treten nur als Ergänzung zur Seite. Weshalb geschieht das? Weil die bei Knaben wie Mädchen lebhafte Phantasie durch die Dichtung beschäftigt und in erwünschte Bahnen gelenkt wird. Mittelbar beeinflußt dann die Einbildungskraft auch alle andern seelischen Kräfte, jedoch bei weitem nicht so stark und so rein moralistisch, wie viele Pädagogen glauben; daß die Kunst zur geistigen Totalität und zum echten Menschentum führen müsse, ist weder zwingend bewiesen noch durch die Erfahrung bestätigt worden.

Unter künstlerischer Erziehung kann man ferner die Erziehung zur Kunst verstehen. Natürlich nicht zur schöpferischen Fähigkeit, die den Berufskünstler auszeichnet, sondern zur ästhetischen Genußfähigkeit. Wenn die Kunst für die Gemeinschaft wirklich wesentlich sein soll, dann muß in allen Angehörigen der Gemeinschaft der Sinn für das Schöne geweckt werden — so heißt es. Zumal die Heranwachsenden müssen sogleich zu den Meisterwerken in jeder Kunst geführt werden, denn „das Beste ist für die Jugend gerade gut genug“. So berechtigt mir der Versuch scheint, das ästhetische Gefühl auszubilden,

Digitized by Google

so verkehrt erscheint mir der Grundsatz, die höchsten Erzeugnisse der Kunst dem unreifen Lebensalter aufzudrängen. Das Beste ist an die Jugend verschwendet; das Genie spricht nur zu den Reifen. Kein vernünftiger Lehrer wird den Musikunterricht mit Beethovens letzten Sonaten und Quartetten beginnen, sondern damit warten, bis sowohl die Einsicht in den rein musikalischen Aufbau durch vieljährige Uebung erworben ist als auch ein Verständnis für den poetischen Gehalt sich aus seelischen Erlebnissen heraus entwickelt hat. Und dieses aufsteigende Verfahren ist bei den andern Künsten noch notwendiger, da ihr Stoff der Wirklichkeit entnommen ist und daher eine ausgedehnte Bekanntschaft mit der Wirklichkeit die Voraussetzung für Genuß und Urteil bildet. Man darf also wohl verlangen, daß bei der künstlerischen Erziehung der Jugend alles Schlechte ferngehalten werde, sollte sich jedoch auf das wohlfeil Gute beschränken und das Erlesene aufsparen.

Derselbe Grundsatz gilt für die Erziehung des Volkes zur Kunst. Die unvermittelte Berührung zwischen Masse und Hochkunst hat weder Sinn noch Wirkung. Was in unsern Museen an Wunderwerken der Malerei und Bildnerei aufgespeichert ist, bleibt für die Menge eine Geheimschrift, die sie auch eine gelegentliche Sonntagnachmittagsunterweisung nicht kennen lehrt; eine Kunsterziehungsanstalt müßte ganz anders eingerichtet werden, etwa nach Art des 1875 gegründeten Ruskinmuseums in Sheffield. Ihre Aufgabe wäre, die Menge auf die ersten Anhöhen der Kunst zu führen, ihre Stellung wäre von der der eigentlichen Kunststätten gründlich unterschieden. Selbst in dieser Beschränkung bleibt etwas zu besorgen. Indem man die Masse der Kunst nähert, läuft man Gefahr, auch die Kunst der Masse zu nähern. Nicht nur die nach Anerkennung strebenden Künstler, sondern auch die verantwortlichen Verwaltungsbeamten werden dann dazu neigen, bloß das als Kunst gelten zu lassen, was der Mehrheit zugänglich ist und gefällt. Wenn aber letzten Endes die öffentliche Meinung über den Schönheitswert entscheidet, dann ist das ein weiterer Schritt zur umfassenden Demokratisierung alles geistigen Lebens. Ruskins Kunstkritik wurde folgerecht zu einer Kritik der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Außer der Kunst steht die gesamte soziale Ordnung auf dem Spiel.

Wie an einem Musterbeispiel kann dieser Zusammenhang an Tolstojs Lehre erkannt werden. Tolstojs oft erörterte Theorie der Gesellschaft führt ihn dahin, nur das als Kunst anzuerkennen, was die zum Herrschen bestimmten Massen mit Freuden entgegennehmen. „Man sage einem unserer Musikkünstler, daß er auf der Harmonika spielen und die Bauernweiber Lieder lehren solle; man sage einem Dichter, daß er seine Gedichte und Romane beiseite werfen und statt dessen Lieder, Geschichten und Sagen dichten solle, die dem ungebildeten Volk verständlich sind — sie werden einfach den, der ihnen solche Dinge zumutet, für verrückt erklären. In Wahrheit aber werden Wissenschaften und Künste erst dann dem Volk dienstbar sein, wenn ihre Jünger mitten unter dem Volk und so wie das Volk leben und ihm, ohne irgendwelche besonderen Rechte geltend zu machen, ihre wissenschaftlichen und künstlerischen Dienstleistungen darbieten werden, die anzunehmen oder nicht anzunehmen vom Willen des Volks abhangen wird." Gesetzt, die Zeit käme einmal — hoffentlich nach unserm Tod — so würden Wissenschaft und Kunst in unserm Sinn nicht mehr vorhanden sein. Der Richard Wagner der Zukunft würde Gassenhauer komponieren, Stefan George Kriminalromane schreiben, Boecklin Abziehbilder herstellen — wahrlich, eine verlockende Aussicht! Die Kunst, die edelste Fürstin von Gottes Gnaden, nunmehr zum Mädchen für alles oder gar zur Dirne geworden! Pöbelherrschaft in der Kunst bedeutet den Tod der Kunst. Kunst ist ihrem Wesen nach das gerade Gegenteil der Majoritätswirtschaft; was immer wir von ihrem aristokratischen Charakter opfern, das entnehmen wir ihrem Herzblut. Gewiß ist es gut gemeint, wenn man die soziale Funktion der Kunst durch ungemessene Erweiterung steigern will; nur erreicht man leider das Gegenteil: man schwächt sie.

Das Gleiche gilt von einer andern Art der Kunstausdehnung. Von England, wo das öffentliche Leben souverän ist, kam ein neuer Versuch, das alltägliche und häusliche Leben ästhetisch zu gestalten. Die Forderung lautet, daß Schönheit unsere ganze Umgebung durchdringen, daß künstlerische Bildung jeden Handgriff des Gelehrten wie des Schusters leiten solle. Wir haben diese Bewegung zuerst in dem Umschwung des dekorativen Stils kennen gelernt. Der Führer der Bewegung, der in England schon vor vierzig Jahren eine moderne kunstgewerbliche Anstalt gründete, hat den Satz ausgesprochen: „Unsere Werkleute müssen Künstler, unsere Künstler Werkleute werden." Wie die angewandten Künste sich seitdem entwickelt haben, welche erstaunliche Hebung des Geschmacks eingetreten ist — das braucht hier nicht geschildert, sondern nur freudig anerkannt zu werden. Neueren Ursprungs ist der mit dem Wort „Ueberbrettl" bezeichnete Versuch, das Vergnügungsbedürfnis des Publikums zu veredeln und die kleinen Formen redender und tönender Kunst zu pflegen. An jener ersten Forderung scheint richtig, daß unsern Künstlern ein Mehr an handwerklichem Können nützen würde, unmöglich aber, daß jemals alle Handwerker die künstlerische Auffassung und Freiheit gewinnen werden, die ihnen ihre Arbeit zur Herzenssache und zum Gegenstand persönlicher Leistung macht. Erfolgs genug, daß Künstler ihre Sorgfalt auch den Gebrauchsobjekten zugewandt haben. Desgleichen wissen wir jetzt durch die kleinen Theater, daß in einem kecken Liedchen oder in einer Einzelscene mehr ästhetischer Wert stecken kann, als in einer abendfüllenden Oper oder in einer fünfaktigen Tragödie. Doch sollte man die Kehrseite nicht übersehen. Das Anwachsen gewerblicher Kunst und gefälliger Niedlichkeiten droht den Sinn für schwere und große Kunst zu verderben. Wenn dem Publikum immerfort gesagt wird, daß eine geschmackvolle Tapete oder ein zweckmäßig und vornehm ausgeführter Stuhl Kunstwerke ersten Ranges sind, wird es dann noch Sehnsucht nach unverwertbarer Plastik und nicht dekorativen Gemälden empfinden? Wenn es glauben kann, daß es die Kunst durch den Besuch der Ueberbrettl genügend unterstützt, wird es auf die Dauer noch den weniger vergnüglichen Musikdramen und Trauerspielen seine Aufmerksamkeit zuwenden? Ist eine Verflachung des Kunstsinns nicht unausbleiblich?

Dazu treten noch andere, grundsätzliche Bedenken. Es ist aussichtslos, die ästhetische Durchdringung aller Wirklichkeit anzustreben. Natur und Leben sind so unendlich reich und andrerseits so angefüllt mit Wiederholungen, daß nur ihr kleinster Teil künstlerisch geformt werden kann. Und wäre selbst das Unmögliche durchzusetzen, so hätten wir keinen Gewinn davon. Denn sogleich würde die Kunst Sonderdasein und Wert ver-

Digitized by Google

loren haben. Jene eigentümliche Beziehung zwischen Gegenstand und Ich, die wir als Wert empfinden, setzt eine Besonderheit des Gegenstandes voraus. Das schlechthin Allgemeine wird weder als solches bemerkt noch geschätzt. Denken wir uns das Weltall mit einem bestimmten Ton erfüllt, so ist klar, daß wir ihn gar nicht wahrnehmen würden. Ohne die Nacht wüßten wir gar nicht, was Tag ist. Nur das Abweichende kommt uns zum Bewußtsein und erhält Bedeutung. Gas und elektrische Beleuchtung haben einen Wert, weil sie nicht ohne weiteres erhältlich sind, die Luft dagegen, die uns alle umgiebt, kostet nicht einen Pfennig. Die Psychologen sprechen in Bezug hierauf von einer „Differenztheorie"; die Nationalökonomen legen nur jenen Dingen einen volkswirtschaftlichen Wert bei, die „relativ selten" sind. Diese relative Seltenheit raubt man der Kunst, insofern man alles und jedes zu einem Kunstwerk machen will.

Bestand und Fortschritt des geistigen Lebens beruhen darauf, daß seine Teile den Teilcharakter behalten. Zwar ist nichts begreiflicher, als daß die Künstler und Kunstfreunde ihr Ideal zu einem allgemeinen auszudehnen sich bestreben. Aber das Gleiche versuchen die Gelehrten mit der Wissenschaft. Auch sie neigen dem Gedanken zu, es müsse alles den Forderungen der Wissenschaft sich fügen, und auch sie müssen erkennen, daß ihr Gebiet nur ein Organ im Lebensbetrieb der Gesellschaft bildet. Jedes Element im System der geistigen Bestrebungen erhebt den gleichen Anspruch auf Totalität: an erster Stelle die Religion, alsdann Wissenschaft und Kunst; keinem jedoch kann der Anspruch erfüllt werden, wenn nicht das Ganze zurückgehen soll. Wie schon der einfache Haushalt eine Zerlegung und Verteilung der Funktionen nötig macht, so auch der Haushalt der entwickelten menschlichen Gesellschaft.

Der Fortschritt kann auch hier nur dadurch erfolgen, daß die Wenigen vorangehen und die Vielen nachfolgen. Die soziale Stellung der Kunst ist eine aristokratische. Freilich nicht im Sinn hochmütiger Abgeschlossenheit. Wohl aber in dem Sinn, daß die Teilnahme der Masse und die Bewältigung des meisten als Maßstab abgelehnt wird. Aesthetisch heißt eine Kultur, die der Kunst genügenden Spielraum verstattet, und nicht eine solche, die alles in Kunst aufgehen läßt.

Wie ein Kriegsschiff entsteht.

Von G. Neudeck, Kais. Marine-Schiffbaumeister.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Die Hauptaufgabe zur Erfüllung des Flottengesetzes, das unsere Wehrkraft auch zur See im Vergleich mit andern Nationen mit in die erste Reihe bringt, und des gewaltig angewachsenen deutschen Seeverkehrs fällt den Werften und ihrem Baupersonal zu.

Die Mehrzahl unserer deutschen Werften hat ihre Entwicklung noch nicht abgeschlossen. Die 70 deutschen Werften, von denen 20 größere Werke und 20 Binnenschiffswerften sind, reichen für den deutschen Bedarf noch nicht aus. Allerdings sind große Fortschritte in den letzten Jahren gemacht worden, trotzdem werden noch etwa 30% der Schiffbauaufträge unserer Handelsmarine nach dem Ausland, besonders nach England vergeben, das mit seinen 200 Werften in der Lage ist, was Schnelligkeit und Billigkeit anbetrifft, den weitestgehenden Anforderungen zu genügen. Die Güte der Konstruktionen und der Bauausführungen sind von uns erreicht, wenn nicht übertroffen worden; auch was Wirtschaftlichkeit im Gebrauch anbetrifft, scheint (wenigstens sicher für Schnelldampfer) Deutschland den Sieg davonzutragen.

Alle unsere Kriegsschiffe, von denen die neusten die Bewunderung aller seefahrenden Nationen erregen, werden in Deutschland gebaut, und alles Material, das zum Bau und zu den Einrichtungen Verwendung findet, wird in Deutschland hergestellt.

Wenn es wahr ist, was ein bedeutender Amerikaner (Carnegie) gesagt hat, daß die Nation die herrschende sein wird, die den besten Stahl herstellt, so sind wir auf dem schönsten Wege zur Weltherrschaft, da auf allen Gebieten der Eisenherstellung, was Güte anbetrifft, die Deutschen die unbestritten erste Stelle einnehmen. Panzer und Stahlformguß werden von fremden Nationen auch nicht annähernd erreicht. Selbst für englische Kriegs- und Handelsschiffe sind große Aufträge jener Art von deutschen Eisenwerken zur vollsten Zufriedenheit der britischen Schiffbauer und anderer geliefert worden. In den größeren Fabriken für den Bau von Schiffen und Schiffsmaschinen sind Verwaltungsgebäude mit kaufmännischen und Konstruktionsbureaus und eine große Anzahl Werkstätten mit Hellingen, Docks, Kranen, Magazinen u. s. w. zu einer Gesamtheit vereinigt, die den Namen „Werft" führt.

In den Werkstätten, die sich in die Schiffbauwerkstätten, Schmiede- und Schlosserwerkstätten mit Mechanikerwerkstätten, Tischler- und Malerwerkstatt, Schnürboden u. s. w. und zahlreiche Maschinenbauwerkstätten teilen, sind Arbeitsmaschinen, Werkzeugmaschinen, Schmiedefeuer, Glühöfen u. s. w. thätig, um die Einzelteile herzustellen, aus denen das Schiff besteht.

Diese großen und kleinen schwimmenden Gebäude, die dazu bestimmt sind, Menschen, Waren und Güter, bei Kriegsschiffen auch noch Offensiv- und Defensivwaffen mit einer gewissen Geschwindigkeit eine Strecke weit fortzuschaffen, entstehen meistens auf einer nach dem Wasser zu geneigten schiefen Ebene, die die Helling oder der Helgen genannt wird.

Eine der wichtigsten Aufgaben, die das Kaiserliche Reichsmarineamt in Berlin zu erfüllen hat, ist die Ausarbeitung der Pläne für die Neubauten unserer Kriegsflotte. Einzelne Abteilungen wirken für die Herstellung dieser Entwürfe mit der Konstruktionsabteilung zusammen, um die hohe seemännisch-militärisch-technische Vollkommenheit unserer Kriegsschiffe zu erlangen.

Die Erlangung von Entwürfen für Handelsschiffe ist einfacher. Eine Reederei, die sich einen Neubau für ihre Zwecke anschaffen will, schreibt in der Regel bei verschiedenen Werften Konkurrenzen aus, nachdem sie

Digitized by Google

ihre besonderen Bedingungen, Anforderungen und Wünsche, die das zu erbauende Schiff erfüllen soll, mitgeteilt hat. Der Entwurf, der den Anforderungen am meisten entspricht und in der Ausführung der billigste zu sein verspricht, wird dann der betreffenden Werft in Auftrag gegeben.

An Zeichnungen werden angefertigt: die Konstruktionszeichnung in drei Projektionen, als Spantenriß, Wasserlinienriß und Längsriß. Es folgen dann die Einrichtungszeichnungen, das Hauptspant, das die Bauweise und die Materialstärken zeigt, graphische Darstellungen der Berechnungsresultate und eine große Anzahl Zeichnungen für Einzelheiten. Dies sind Zeichnungen für Vorder- und Hintersteven, Plattenabwicklungen, Lenztafeln, Ventilationspläne, Armierungspläne, Zeichnungen für Treppen, Fenster, Beschläge und andere Einzelheiten, die die Bauwerften kurz vor oder während des Baus anfertigen. Die Zeichnungen werden ergänzt durch die Bauvorschrift. Dies ist eine Abhandlung, die den Schiffskörper beschreibt und alle seine Materialstärken angiebt, die auf Grund von Festigkeitsberechnungen bestimmt sind. Während der Anfertigung der Zeichnungen werden zahlreiche Rechnungen angestellt, wie z. B. Deplacements-, Stabilitäts-, Trimm-, Widerstandsberechnungen u. s. w. Für die Herstellung der Maschinenanlage gilt das gleiche.

Alle diese rechnerischen und zeichnerischen Arbeiten könnte man als die Arbeiten auf dem Papier zum Bau eines Schiffs bezeichnen.

Die Arbeiten zum Bau selbst zerfallen in die vorbereitenden Arbeiten, in den Bau des Schiffs auf der Helling, einschließlich des Stapellaufs, und in den weiteren Ausbau nach dem Ablauf. Während des Baus auf der Helling werden die Baueinzelteile, die in den Werkstätten hergestellt sind, auf dem Helgen zum Schiffskörper montiert, so daß die Helling als Montageplatz für das zu erbauende Schiff angesehen werden kann.

Der Gang der Arbeiten ist bei Kriegs- und Handelsschiffen in den Hauptzügen ziemlich gleich. Die Konstruktionszeichnung, die in ihren einzelnen Linien mit der größten Genauigkeit (gewöhnlich im Maßstab 1 : 50) gezeichnet ist und die äußeren Formen des Schiffs festlegt, wird in natürlicher Größe auf dem Schnürboden der betreffenden Bauwerft abgezeichnet. Unter Schnürboden versteht man einen gut belichteten, großen Raum, dessen Boden sehr eben, dicht und hell gestrichen ist. Auf diesem Boden werden mit schwarzer und bunter Oelfarbe der Grundriß mit den Wasserlinien, der Querriß mit den Spanten und der Längsriß mit Längsschnitten aufgeschnürt. Diese drei Projektionen werden in ein vorher angefertigtes Netz von geraden Linien aufgerissen. Für die inneren Einrichtungen, für Kessel und Maschinen werden besondere Pläne angefertigt, nach denen in den betreffenden Werkstätten gearbeitet wird, bis die nach diesen Plänen angefertigten Einzelteile in den auf der Helling fertiggestellten oder von dieser abgelaufenen Schiffskörper eingebaut werden können. Nach der Konstruktionszeichnung wird noch ein genaues Holzmodell angefertigt. Nach den Abschnürungen, dem Holzmodell und nach den aufgestellten Bauvorschriften werden die Bestellungen der Stahlplatten, Stahlwinkel, der Guß- und Schmiedestücke gemacht, für die noch eine große Anzahl Arbeitszeichnungen und Modelle angefertigt werden müssen.

Das Material wird in der Regel in Verdingung ausgeschrieben, und das billigste der zur Lieferung aufgeforderten großen Eisenwerke erhält den Zuschlag. Vor der Absendung auf die Werft geschieht meist eine Abnahme des Materials auf den Werken der Lieferanten.

Vor 10—15 Jahren wurden die Abnahmebedingungen der Marine für sehr schwer erfüllbar gehalten. Ein Beweis für den ungeheuren Fortschritt der Stahlindustrie aber ist, daß die Bedingungen jetzt sehr oft erheblich überfüllt werden, so daß Festigkeiten von 50—55 kg für den qmm mit 25—30 % Dehnung für Schiffbaustahl, der nach Vorschrift 40 kg Festigkeit bei mindestens 20 % Dehnung haben soll, nichts Seltenes sind.

Ist das Material eingetroffen, so beginnt in den Werkstätten und auf der Helling der Bauwerft eine großartige Thätigkeit.

Auf dem Helgen sind inzwischen die Stapelklötze errichtet worden, auf denen das Schiff gebaut wird. Ein Holzgerüst in der Form der breitesten Wasserlinie ist errichtet worden, um Platten, Winkel und Stahlstücke an die Stelle zu heben, wo ihr Einbau stattfinden soll. Diese Arbeiten zur Herstellung der Zeichnungen, die Schnürbodenarbeiten, die Arbeiten am Blockmodell, die Materialbeschaffungen, die Herrichtung des Helling und die ersten Arbeiten in den einzelnen Werkstätten sind die vorbereitenden Arbeiten für den eigentlichen Bau selbst, der mit der Streckung des Kiels beginnt.

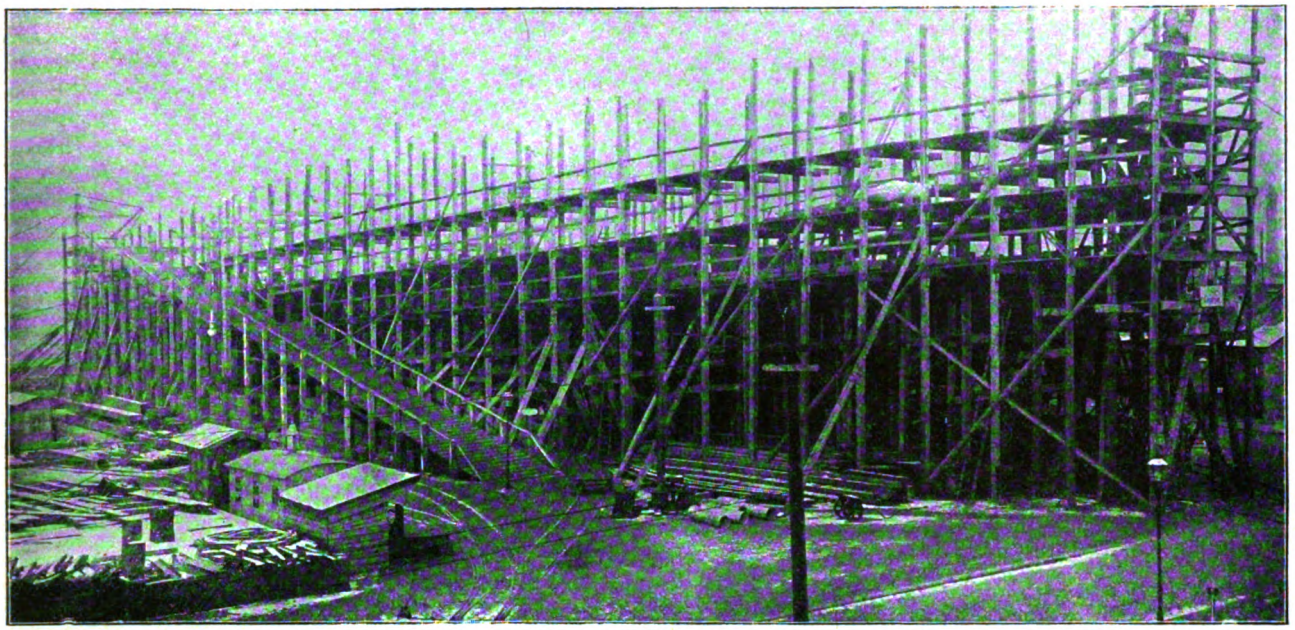
Sobald auf den Stapelklötzen der Kiel gestreckt ist, werden die einzelnen Spanten, nachdem sie in der Winkelbearbeitungswerkstatt in ihre entsprechenden Formen nach den Schnürbodenmallen (d. h. Schablonen, meist aus Holz) gebogen worden sind, aufgerichtet und die wasserdichten Querschotte erbaut.

Die beiden Bilder Seite 2001 zeigen die Anfangsbaustadien S. M. Panzerkreuzer „Fürst Bismarck", der sofort nach seiner Fertigstellung als Flaggschiff in Ostasien gedient hat. Die Bilder lassen die Hellingseinrichtungen und die Spantsysteme genau erkennen.

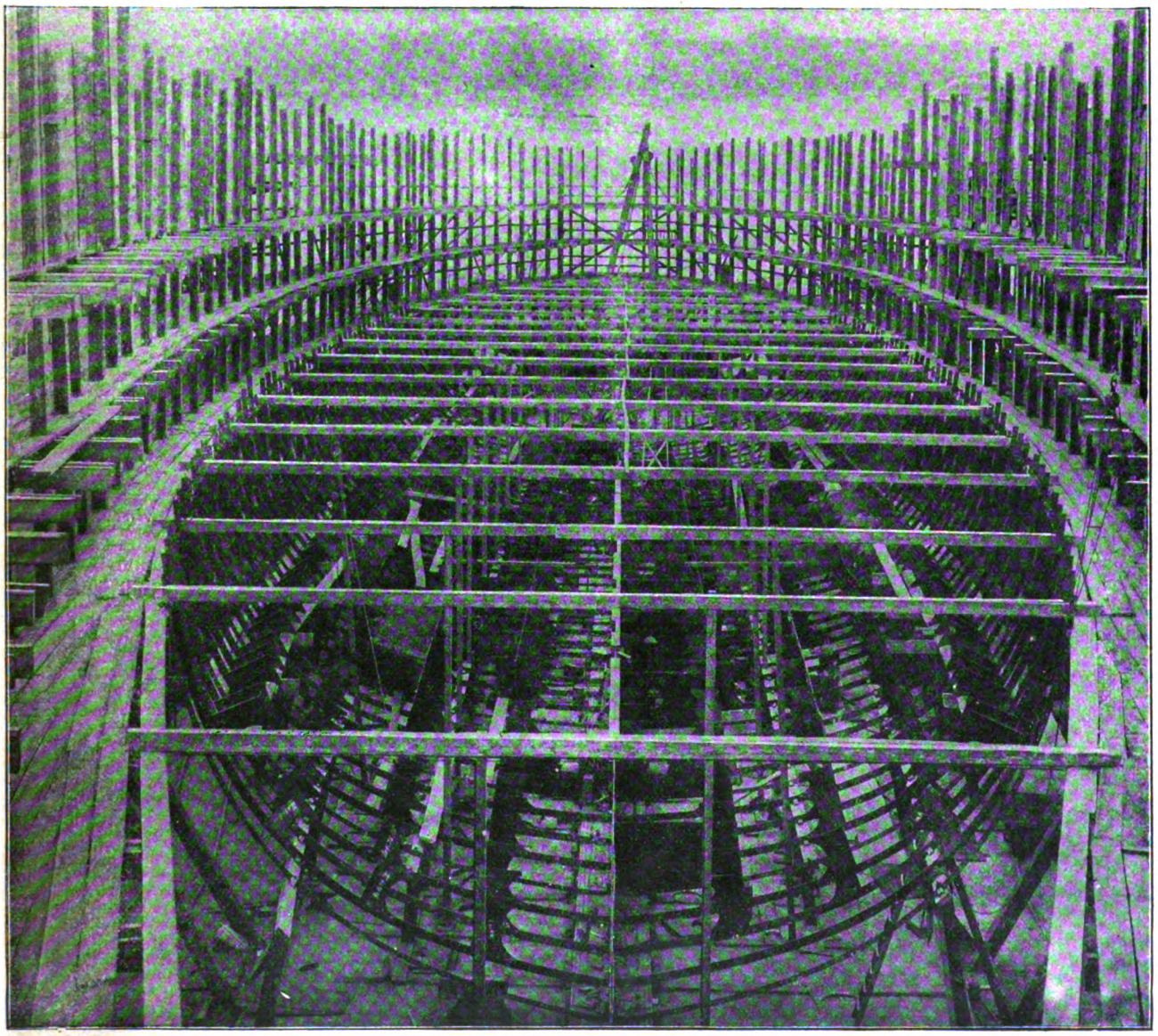
Die Spanten — das sind die Querverbände, zu denen hauptsächlich noch die Decksbalken, die die Spanten an ihren oberen Teilen verbinden, gehören — werden zuerst in den aus der Zeichnung entnommenen Abständen lotrecht zum Kiel aufgestellt, ehe sie mit den Längsverbänden des Schiffs vernietet werden. Zu den Längsverbänden gehören außer dem Kiel innere Kiele, Stringer, Längsspanten, beplattete Decks, die Außenhaut, die Beplattung des inneren Bodens vom Doppelboden, der das Schiff bei auf dem Grund kommen schützt Diagonal- und Längsschienen, Längsschotten oder Wallgangsschotte und Schanzkleid.

Schlingerkiele sind Außenkiele, die in der Nähe des Kimm, unter dem man den Teil der größten Krümmung des Schiffskörpers versteht, aus Platten und Winkeln angenietet sind, um größeren Widerstand gegen das Schlingern des Schiffs hervorzubringen, d. h. gegen die seitliche Schaukelbewegung des Schiffs im Seegang, im Gegensatz zum Stampfen, d. h. zum Schaukeln in See in der Längsrichtung. Die Bewegungen des Schiffs werden dadurch sanfter und die Neigungen nicht so groß, so daß der Aufenthalt, der für den Neuling durch diese Bewegungen Seekrankheit zur Folge hat, auch für seebefahrene Leute erträglicher wird. Die Deckstützen sind Säulen, die die Balken des Decks nach unten abstützen und die Versteifung des Schiffs in der Höhenrichtung bilden. Das Schanzkleid ist die Verlängerung der Außenhaut über das Oberdeck längsschiffs; es dient

Digitized by Google



Helling, mit dem Panzerkreuzer „Fürst Bismarck" im Bau, von der Seite gesehen.



Der Panzerkreuzer „Fürst Bismarck" auf dem Helling der Kaiserl. Werft Kiel, in Spanten stehend Blick von vorn nach achtern.

Digitized by Google

zum Schutz der auf dem Oberdeck befindlichen Personen und Einrichtungen gegen etwa überkommende Seen.

Wichtige Verbandteile sind noch die Steven. Der Vordersteven bildet die Verlängerung des Kiels bis zum obersten Teil des Schiffs und schließt den Schiffskörper nach vorn ab. Seine Form ist sehr mannigfaltig, ebenso wie die des Hintersteven, der das Schiff nach achtern abschließt. Die Steven werden aus Stahlformguß oder aus Platten und Winkeln hergestellt. Der Hintersteven trägt das Ruder, das mit seiner Spindel wasserdicht durch den oberen Teil hineingeführt ist.

Selten laufen Schiffe mit eingebauter Maschine und eingesetzten Kesseln, Kriegsschiffe mit angebrachtem Seitenpanzer, von Stapel; meistens werden sie erst nach dem Ablauf eingesetzt. Die Fundamente für Kessel und Maschinen, ebenso wie die Wellen für die Schrauben der Schiffe werden schon vor dem Stapellauf angebracht.

Der Ablauf geschieht auf besonders untergebauten Gleitbahnen und den am Schiff befestigten Ablaufsschlitten, der bei der ersten Dockung beseitigt wird.

Zur Trockenstellung der Schiffe nach Beendigung des Baus auf dem Helling hat man Trockendocks, die in dem Erdboden hineingebaut sind, oder Schwimmdocks, in die das trockenzustellende Schiff hineinfährt, um nach dem Auspumpen des Wassers aus den Zellen des Schwimmdocks aus seinem Element gehoben zu werden, um an seinen Unterwasserteilen arbeiten oder einen neuen Bodenanstrich geben zu können.

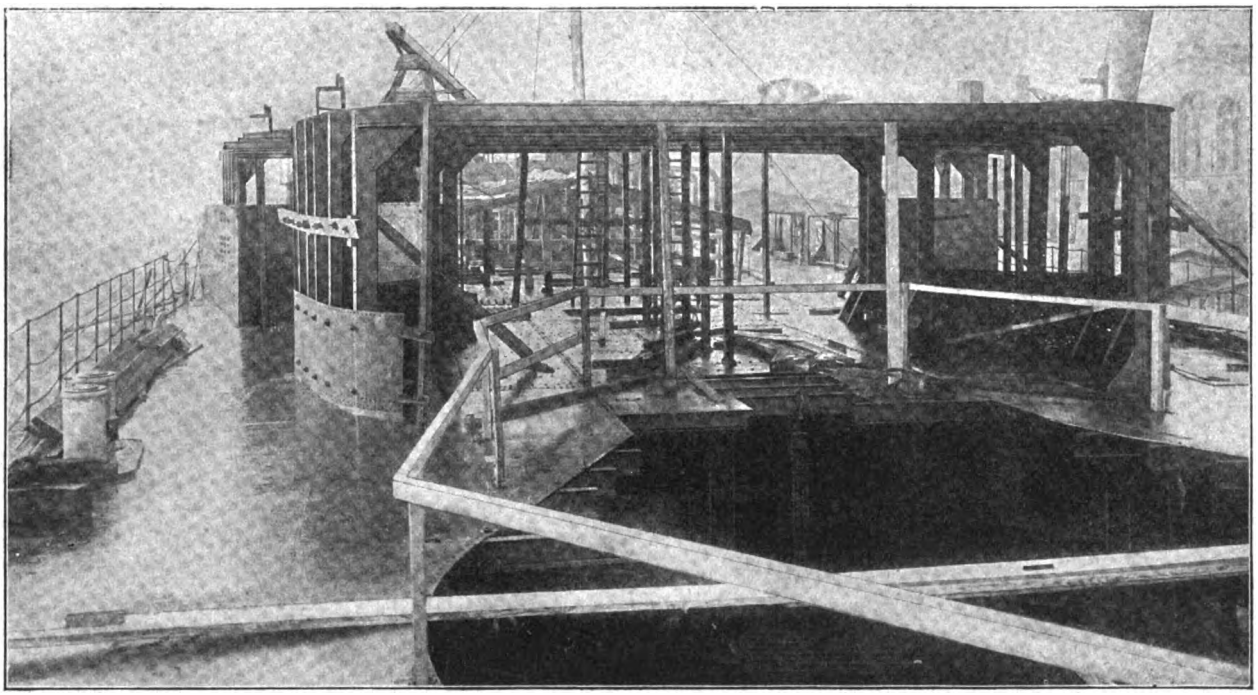
Das Bild S. 2003 zeigt den „Fürst Bismarck" bei seiner ersten Dockung, bei der die Schraubenflügel an die Naben der Wellen angesetzt worden sind.

Nach dem Stapellauf, der immer ein Festtag ist für den Schiffbauer und die ganze Bauwerft, ist das Schiff noch lange nicht fertig, und oft sind noch Jahre für seinen inneren Ausbau nötig, ehe das Fahrzeug als gewaltiges Linienschiff zum Beherrschen des Ozeans dient, als schneller Kreuzer unsere deutschen Interessen im Ausland schützt, als Schnelldampfer den Verkehr über die Meere vermittelt, oder als Handelsschiff reiche Güter und Waren von und nach der Heimat bringt.

Schon der Bau auf dem Helling ist bei einem Kriegsschiff wegen des Einbaus eines Panzerdecks schwieriger als bei einem Handelsschiff, obgleich die großen Schnelldampfer nach dem gleichen Prinzip der Quer- und Längsspanten gebaut sind, die ein Zellensystem und das Gerippe für die Außen- und Innenhautbeplattung des Doppelbodens bilden. Das Panzerdeck schließt das Unterwasserschiff ab, und auf ihm muß, durch geschickte und feste Verbände zusammengehalten, das Oberschiff aufgerichtet werden.

Der weitere Ausbau gestaltet sich bei einem Kriegsschiff noch schwieriger als bei einem Handelsschiff.

Große Kräne bringen die Panzerrüstung an, die bei unserm Kreuzer „Fürst Bismarck" ohne das Panzerdeck 1500 t (1 t = 1025 kg) wiegt und bei einem Linienschiff im allgemeinen an das Doppelte herankommt.



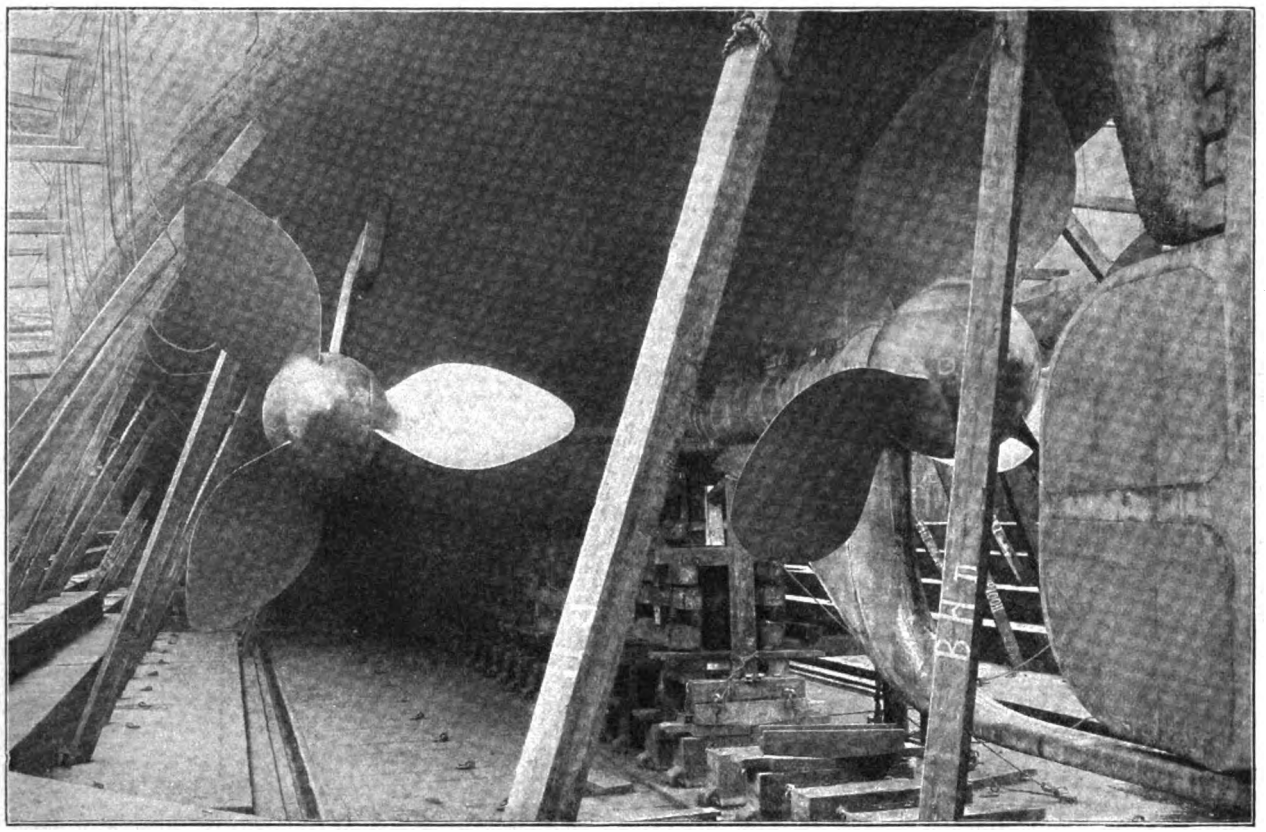
Der „Fürst Bismarck" kurz nach Ablauf, mit Blick auf die Oeffnung für einen Geschützturm und die im Bau begriffenen oberen Aufbauten.

Ueber dem Panzer läuft ein Kofferdamm, der mit Kork und Marineleim schichtweise gefüllt ist. Die Füllung hat die Eigenschaft, Schußlöcher selbsttätig zu schließen, so daß, auch wenn das Schiff bis über den Panzergürtel einsinkt und die Bordwand zerschossen wird, kein Wasser eindringen kann.

Ehe die Aufbauten und Brücken errichtet werden, in der Weise, wie es die Bilder oben und S. 2004 zeigen, werden die Maschinen und die Kessel durch die großen Kräne der Werft in das Schiff eingesetzt. Die Decks werden dann zugelegt und Schornsteine und Gefechtsmasten oder die Gefechtstürme ebenfalls mit Kranhilfe, wie sie das Bild S. 2003 unten veranschaulicht, in das Schiff gebracht.

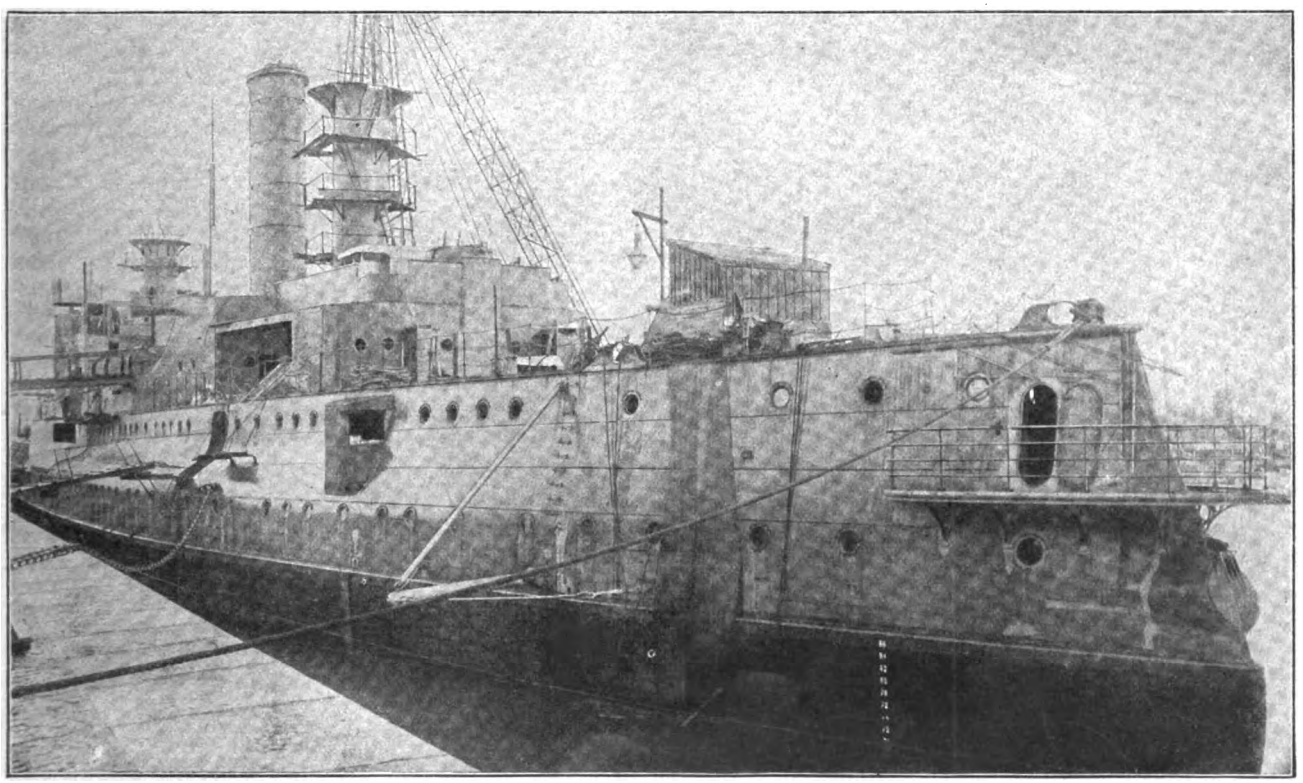
Nach diesen Arbeiten wird mit dem Aufstellen der Artillerie begonnen. Auf allen deutschen Kriegsschiffen ist diese Hauptwaffe in hohem Maß ausgebildet. Die schweren Geschütze stehen zu zweien in je einem Panzerturm vorn und achtern. Von der mittleren Armierung stehen meist eine Anzahl Geschütze in elektrisch angetriebenen

Digitized by Google



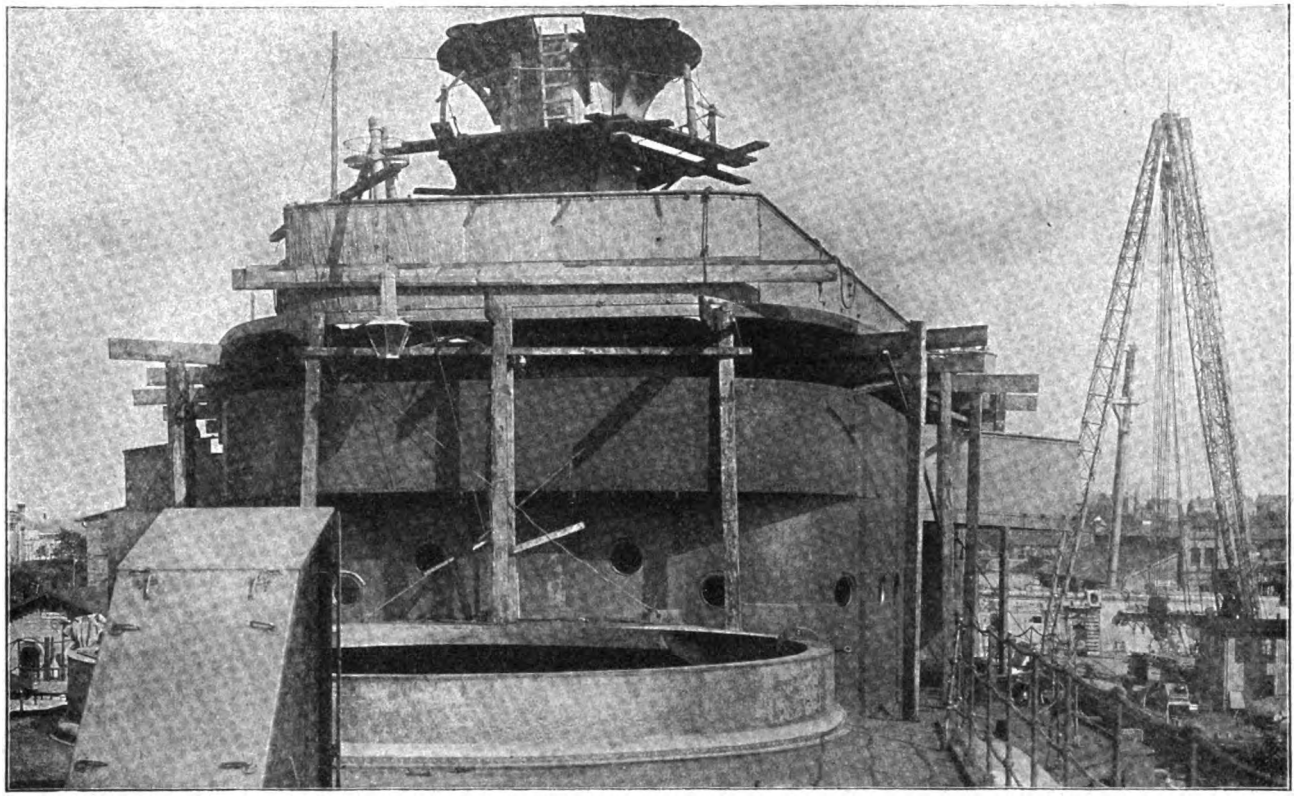
Der Panzerkreuzer „Fürst Bismarck" im Dock, mit Blick auf die drei Schrauben.

Drehtürmen, die übrigen 15 cm-Schnellfeuergeschütze sind in gepanzerten Kasematten aufgestellt. Die leichteren Geschütze sind durch Schutzschilder gedeckt und vom militärisch-praktischen Gesichtspunkt aus über das ganze Schiff verteilt. Die Munition für diese starke Bewaffnung ist in zahlreichen Munitionskammern untergebracht. Ueber die unterzubringenden Geschoßmengen kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß die Breitseite des „Fürst Bismarck", aus 22 Geschützmündungen bestehend, in der Minute 3500 kg Geschosse verfeuern kann.



„Fürst Bismarck" im Bau während des Einsetzens der Schornsteine durch den Schwimmkran, von achtern von der Backbordseite gesehen.

Digitized by Google



Der Panzerkreuzer „Fürst Bismarck" im Ausbau nach dem Stapellauf, von vorn gesehen.

Als zweitwichtige Waffe sind Torpedolanzierrohre eingebaut, die die unheimlichen, unsichtbar unter Wasser abgefeuerten und sich durch eigene Kraft im Wasser auf das gegebene Ziel vorwärtsbewegenden Torpedos ausstoßen. Ihre Wirkung reicht gegenwärtig zwar nur bis 600 Meter von ihrem Ausstoßpunkt, aber dafür ist sie im Fall des Treffens auch um so verderblicher.

Die Besatzung unserer Kriegsschiffe ist in hohen und luftigen, gut ventilierten Räumen untergebracht.

Um den Kommandanten das Schiff ganz in die Hand zu geben, führen vom Kommandoturm und der Kommandantenbrücke zahlreiche Sprachrohre, Telegraphen, Telephone zur Befehlsübermittlung in alle wichtigen Räume des Schiffes, die irgendwie in Frage kommen.

Graf Montesquiou.

PARISER MOMENTBILDER

Haben Sie je über den Einfluß der Photographie auf die Geselligkeit nachgedacht? Versuchen Sie es einmal. Sie werden sofort erkennen, daß Daguerre ein todesträflicher Bösewicht war. Caligula verlangte nach einem Mann, der eine neue Zerstreuung erfinden könnte. Daguerre hat eine noch schwerere Aufgabe gelöst: er hat eine neue Langweile erfunden. Sie strömt narkotisch aus den Albums und Mappen, in denen die meist von der Reise mitgebrachten Ansichten auf allen gebildeten Salontischen ruhn. Diese Mappen, so harmlos sie sich ansehn, sind der entsetzlichste Notbehelf unseres feinbürgerlichen Theegeschwätzes. Da der Tagesklatsch erschöpft ist und man bereits mit Kennermiene wiederholt hat, was über das letzte Theaterstück in den Zeitungen stand, klappt einer „vom Haus" wie zufällig den Deckel auf —

Jacques Bertillon.

Digitized by Google

„ach, wie nett! Das Kolosseum!“ — und das Unglück ist fertig. Jeder ist natürlich auch dort gewesen, oder noch weiter, oder anderswo — die Blätter wandern von Hand zu Hand, alle Schleusen des Bädeker öffnen sich, und die Aesthetik triumphiert auf einem Sockel von belegten Brötchen.

Seitdem alle Welt Photograph geworden ist, hat diese Salontortur viel mildere Formen angenommen. Ich weiß nicht, ob es bei Ihnen in Deutschland auch so ist, aber in Paris, wo der Kodak fast schon die Säuglinge hinrafft, schlägt man aus dieser Liebhaberei allerlei leidlichen Zeitvertreib heraus. Man läßt das Cinquecento und verwandten Unfug links liegen und thut namenlose Gestalten und Großstadttypen in die Mappen, wie man sie im Straßengewimmel selbst eingefangen hat. Stöbert dann die Gesellschaft darin herum, so kann sie ihren Witz daran üben, indem sie auf den Beruf, den Charakter oder sonstige Eigenschaften der Originale rät. Andere Privatphotographen machen wieder auf bekannte Persönlichkeiten Jagd und unterbreiten sie ihren Freunden, damit sie etwas Bedeutendes oder Unterhaltendes darüber sagen. Das kam anfangs ganz ungefähr, von selbst, allein man fand bald so viel Spaß daran, daß es jetzt ein Spiel geworden ist. Man teilt jedem ein oder mehrere Bilder aus, und dann muß ihm was einfallen. Zumeist fällt ihm gar nichts ein. Aber so geistreich wie Briefmarkensammeln wird es immerhin.

Prinzessin Mathilde Bonaparte.

Gestern nun war ich in einer Gesellschaft, die eine ungemein hohe Meinung von mir haben mußte. Man klemmte mir gleich vierzehn Bilder auf einmal in die Finger, vierzehn Momentaufnahmen voll Pariser Berühmtheiten, und allen sollte ich etwas Amüsantes anhängen! Mir schien jedoch die kleine Baronin (Diskretion Ehrensache) tausendmal amüsanter, als alle Berühmtheiten aller Planeten zusammen, und darum schob ich die Photographien in die Tasche und zog mich mit ihr hinter einen Tisch zurück, der mit einer Menge Flaschen und Gläsern äußerst stilvoll dekoriert war. Und jetzt sitze ich in meiner Stube, und da mich ein elegantes Haarweh verhindert, meine neue Faustdichtung zu vollenden (das Titelblatt ist schon fertig), grüble ich reumütig darüber nach, was ich zu den vertrakten Photographien eigentlich hätte ersinnen können.

Frau Emil Loubet am Arm des Obersten Meaux-St.-Marc.

Die erste hätte mir allerdings nicht viel Mühe verursacht. Da ist eine Gruppe vom Firnistag des Salons. Der Schlachtenmaler Eduard Detaille, der mit einer Dame der obersten Zehntausend plaudert, scheint sich lange nicht so mächtig für die Skulpturen des Glashofs zu interessieren, wie sein Nachbar, ein hervorragender Chirurg, der sich fast den Arm ausreckt, um irgendeine Statue besser zu würdigen — eine Venus vielleicht, die er auf ihren anatomischen Wert für den Operationstisch prüft. Für die Chirurgen haben wir ja immer noch zu viel Gliedmaßen. Wenn er übrigens einer Anzahl Malern die Hände abgeschnitten hätte, damit sie nicht so scheußliche Bilder malen, wäre es auch kein Unglück gewesen. So meinte wenigstens die kleine Baronin, die ganz entzückend grausam ist, wie alle Weiber, ein paar hundert Millionen ausgenommen. Und über Herrn Bertillon, der auf dem Bild S. 2004 mit seiner gefährlichen Aktenmappe durch die Hallen des Justizpalastes schreitet, hätte ich mir auch nicht lange den Kopf zerbrechen müssen. Die kleinen Diebe „anthropometriert“ man, die großen läßt man laufen — und die Anzüglichkeit ist losgeschossen. Du lieber Gott, ja ich weiß, sie ist nicht erster Güte, sie ist eher Gepäckdroschke. Aber bei den teuren Zeiten . . .!

Der kleine Detaillé.

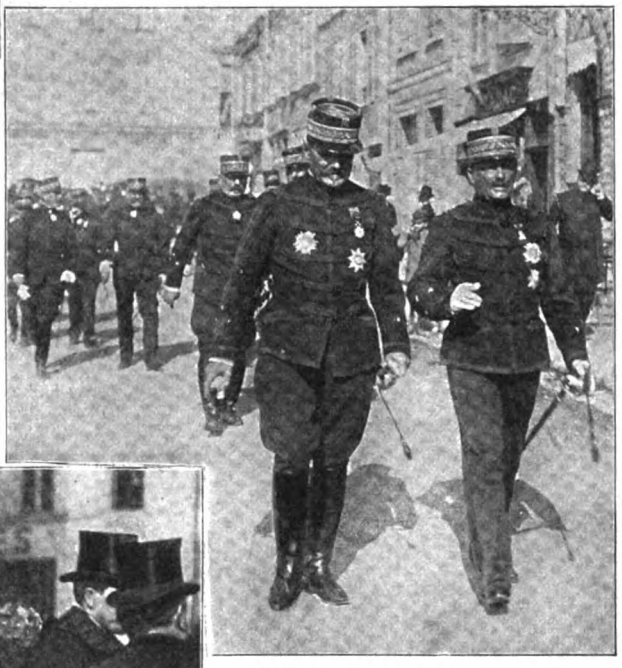
Digitized by Google

Uebrigens mache ich mir's nicht immer so leicht. Ich hätte sonst, ganz harmlos an die Diebe anknüpfend, etwas von Merkur einfließen lassen können, der ihr Gott und auch der der Kaufleute war, um Herrn Alphons von Rothschild, dem Weltbänker, irgendeine wohlfeile Bosheit anzuhängen. Ich hätte mir dies natürlich versagt. Denn erstens verdient der große Geldpotentat, der von seinem Ueberfluß einen sehr gemeinnützigen Gebrauch macht, etwas Besseres, und zweitens darf sich nur die zensurfreie Mythologie so derbe Späße erlauben.

Alphons von Rothschild. (×)

Die Mythologie mag so unverschämt sein, wie sie will — ich thue da nicht mit. Darum hätte ich mich auch gehütet, über die Prinzessin Mathilde Bonaparte ein Wort zu verlieren. Diese Greisin, die wie ein vergessener Posten aus dem Kaiserreich in Paris zurückgeblieben ist, schreitet in den Tragödien ihres Lebens wie eine Niobe dahin, durch deren Witwenschleier kein Spott dringen kann. Und auf die Gefahr hin, für geistlos zu gelten, hätte ich mich selbst an die Herzogin von Uzès nicht herangewagt, obwohl diese Dame, die dichtet, bildhauert, Heiraten vermittelt, das Vaterland mit Hilfe der Nationalisten rettet, Füchse jagt und Champagner erzeugt — sie ist die Enkelin und Fabrikerbin der beliebten Veuve Cliquot — sich durch ihre Vielgeschäftigkeit selbst den Pfeilen der öffentlichen Meinung aussetzt. Aber gegen Frauen muß man unter allen Umständen galant sein. Davon geh ich nicht ab. Wenn ich nicht galant wäre, hätte ich bei der kleinen Baronin gar keine Aussicht.

Léon Bourgeois mit seinem Kollegen Bérard.



Die Generale Brugère und Négrier.

Aber die andern Aufnahmen! Was hätte ich nur über den Grafen Robert de Montesquiou sagen können? Ein Edelmann und Lyriker, der Dichter des „Oberhauptes der sanften Gerüche" und mehrerer anderer Gedichtenbücher, in denen Poesie und Neurasthenie sich verwirrend mischen, giebt immer Anlaß zu einer kleinen Bosheit, selbst wenn er nicht obendrein der raffinierteste aller Stutzer und auch ein Kunstsammler wäre, der in seiner wunderbaren Villa von Neuilly die porphyrene Badeschale der Pompadour als riesige Jardiniere benutzt. Und da er Royalist ist und just auf den Platz der Madeleine einbiegt, aus deren Portal wir Frau Emil Loubet am Arm des Obersten Meaux-St.-Marc heraustreten sehn, hätte ich gewiß irgendeine zündende Anspielung auf den alten und den neuen Adel und

Abgeordnetengruppe mit Méline (×), dem „Vater der Landwirtschaft".

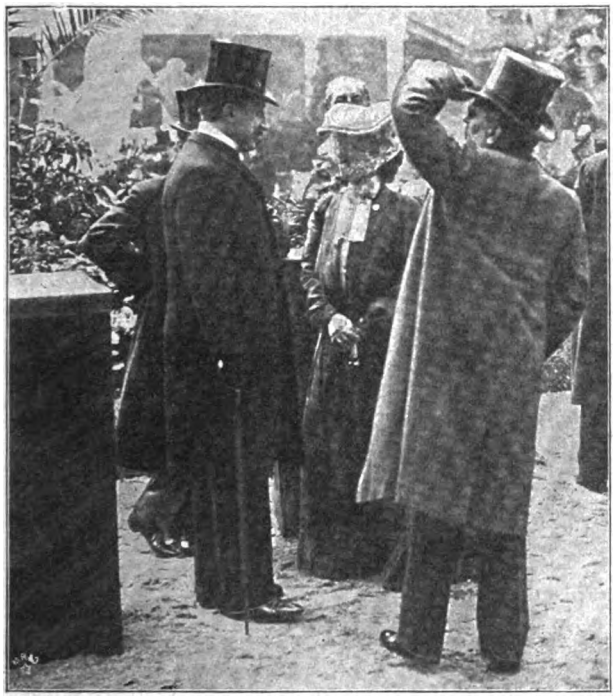
Die Herzogin von Uzès.

Digitized by Google

Der grimme Rochefort.

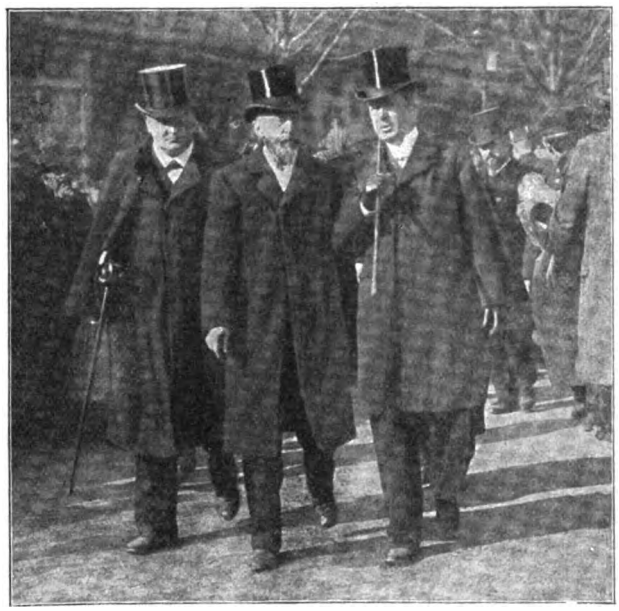
die Gegensätze gefunden, die das moderne Frankreich aufwühlen. Aber die kleine Baronin ließ mich nicht zur Besinnung kommen.

Das war vielleicht ganz gut, denn mit den folgenden Bildern geraten wir in die Politik, wo sie am dicksten ist, und die verdirbt nicht nur den Charakter, sondern häufig auch die Laune. Da weiß man wahrhaftig nicht, mit wem man sich's verderben darf. Ich hätte



Der Schlachtenmaler Eduard Détaille.

mich also gehütet, über Herrn Delcassé, der auf dem Quai d'Orsay in seinen Wagen steigt, etwas Unangenehmes zu bemerken. Ein Adonis ist er ja nicht, das muß ihm der Neid lassen, und ich begreife nicht, warum er der kleinen Baronin gefällt. Wahrscheinlich, weil er Minister ist: die Frauen sind doch unberechenbar. Also, wenn ich Minister wäre oder wenigstens eine Uniform trüge, wie die Generäle Brugère, Négrier, die, gefolgt von einem Schwarm von Offizieren, aus dem Kriegsministerium kommen, dann würde sie mich — doch das sind Privatangelegenheiten. Kehren wir lieber auf den Quai d'Orsay zurück und streichen wir um das Palais



Jules Claretie mit den Schauspielern Sylvain und Baillet.

Bourbon umher, wo es immer etwas Interessantes zu sehn giebt. So beispielsweise Herrn Leon Bourgeois, Präsidenten der Kammer, wenn ich bitten darf, und ersten Bevollmächtigten Frankreichs beim Friedenskongreß im Haag, der mit seinem Kollegen Berard, dem Unterstaatssekretär der Posten und Telegraphen, die Haupttreppe der Kammer herabsteigt, vor der wir schon eine andere Gruppe mit dem abgetakelten Herrn Méline sehn,

Die Nationalisten François Coppée (1) und Jules Lemaître (2).

Digitized by Google

dem „Vater der Landwirtschaft", wie ihn die Schutzzöllner dankbar nennen. Die Sitzung muß zu Ende sein, denn auch die Presse schreitet bereits über den Hof dem Ausgang und ihren berufsmäßigen Druckfehlern zu. Allen voran der grimme Rochefort, der Stammgast auf der Tribüne der Chefredakteure. Leider ist die Laterne, mit der er seiner Zeit Napoleon heimgeleuchtet hat, längst blind geworden; wohl darum läßt er sich immer von zweien seiner Adjutanten vom „Intransigeant" begleiten. Sonst findet er am Ende den Weg aus seinem eigenen Schimpflabyrinth nicht mehr.

Wie froh wären übrigens François Coppée und Jules Lemaitre, die offensichtlich sehr angeregt die Sitzung der Académie française verlassen, wenn sie sich nicht leichtfertigerweise in dieses Labyrinth begeben hätten. Aber als Präsidenten der „Patrie française" führen sie den ganzen nationalistischen Heerbann an, und da gilt es nun einmal, grobe Keile auf grobe Klötze setzen, sonst verliert man in einer lärmfreudigen Demokratie bald den Grund unter den Füßen. Im stillen aber mag sich der eine nach seiner friedlichen Leier und der andere nach seinem Aristarchenthron in der „Revue des Deux Mondes" zurücksehnen und seinen Kollegen Jules Claretie beneiden, der es verstanden hat, sich von der Politik fernzuhalten. Allerdings muß auch Claretie als Direktor des Théâtre français allerlei politische Kunstgriffe gebrauchen. Sonst hätte er den Widerstand des von ihm abgeschafften Lesekomitees nicht gebrochen, das sein vermeintliches Recht ertrotzen zu können glaubte. Komödianten sind wie die Frauen: sie parieren schließlich, wenn man nicht nachgiebt. Darum sehen wir ihn auch zwischen zwei Sozietären, den Herren Sylvain und Baillet, versöhnt und vergnügt über den Boulevard bummeln. Paris atmet auf: die Streitaxt ist begraben, und die Liebe waltet wieder im Hause Molières. Für wie lange?

„Liebe," sagte die kleine Baronin, „das dauert nicht." Und dabei machte sie ein Gesicht, daß man sie auf der Stelle hätte küssen und ermorden mögen. Woher sie das nur wissen mag?

Sigm. Feldmann.

Was thun?

Von Emil Marriot.

In der Gesellschaft, wo wir einander getroffen hatten, war über allerhand gesprochen und debattiert worden, unter anderm auch über die Frage: inwieweit ein Mann zur Diskretion verpflichtet wäre, sobald es sich um eine Frau handelt, die ihm nahgestanden. Jemand aus der Gesellschaft warf den bestimmten Fall auf: ein anständiger Mann hat die Absicht, ein Mädchen zu heiraten, das er für makellos hält. Ein anderer, ihm befreundeter oder doch gut bekannter Mann weiß aus persönlicher Erfahrung, daß jener sich hinsichtlich des Vorlebens seiner Braut einer Täuschung hingiebt. Was soll er nun thun? Dem betrogenen Freund die Augen öffnen oder das Mädchen schonen? . . . Mein Freund Gustav M. hatte sich an der ziemlich lebhaften Debatte mit keiner Silbe beteiligt, war aber dem Gespräch mit gespannter Aufmerksamkeit, ja, mit einer gewissen Unruhe gefolgt . . . . Und als man sich voneinander getrennt hatte und wir zwei am Thor allein geblieben waren, um gemeinschaftlich den Heimweg anzutreten, sagte er unvermittelt: „Die Erörterung über die Frage, ob ein Mann dem Freund Aufrichtigkeit, oder aber einem Mädchen Diskretion schuldig ist, hat mich erregt. Ich war nämlich einmal vor solche Wahl gestellt . . . und weiß noch heute nicht, ob ich damals recht oder unrecht gethan habe. Wenn die Geschichte Sie interessiert, will ich Sie Ihnen erzählen."

Ich bat ihn darum, und er begann:

„Es ist lang her. Länger als zwanzig Jahre. Ich war kaum fünfundzwanzigjährig und in jener Zeit ein hübscher und flotter junger Mensch. In einem Badeort zur Sommerszeit lernte ich ein junges Mädchen kennen, das mir gefiel. Sie war so graziös, hatte Schick, wußte sich zu kleiden. Auch zu plaudern. Ich machte ihr selbstverständlich den Hof . . . aus Zeitvertreib, und weil sie mir gefiel. An etwas Ernsthaftes oder gar an Verlobung und Ehe dachte ich nicht im Traum: es war für mich ein Flirt und nichts weiter. Sie hingegen — wir wollen sie Agathe nennen — nahm die Sache ernst. Oder nein, ich drücke mich falsch aus. Sie wollte eben nur — heiraten. Von wirklicher Liebe zu mir fand sich nicht die Spur. Aber sie wollte mich festhalten, wollte etwas erleben . . . was weiß ich! Gewiß aber wollte sie einen Mann erhaschen. Um ihren Zweck zu erreichen, schien ihr kein Mittel zu gewagt . . . und so merkwürdig erfahren war das junge Ding in allen diesen Künsten, daß ich aus dem Staunen nicht herauskam. Wie sie nur ihre arglose Mutter zu täuschen und zu belügen verstand! Ich bin, meiner Treu, oft für sie rot geworden. Sie, für ihr Teil, hatte sich das Rotwerden bereits abgewöhnt. Ich habe sie kein einziges Mal erröten sehen. Na, daß ich es kurz mache: Fräulein Agathe wurde mir durch ihr verlogenes, raffiniertes und aggressives Wesen bald ein bißchen unheimlich, und ich beeilte mich, von ihr loszukommen. Wie ich später gehört habe, soll sie, als ich kaum fort war, flugs mit einem andern zu flirten angefangen haben . . . .

„Etwa ein Jahr später teilte einer meiner liebsten Freunde — damals war mir die Freundschaft noch etwas Hohes und Heiliges — teilte also ein sehr lieber Freund, ein prächtiger, offener, vertrauensseliger Junge, mir freudestrahlend mit, daß er sich verlobt habe. Man ist von solchen Mitteilungen niemals entzückt, weil man weiß, daß man einen Freund gewöhnlich verliert, wenn eine Frau sich zwischen zwei Freunde schiebt. Wenigstens wird man durch die Frau bestimmt in den Hintergrund gedrängt. . . . Ich wünschte dann meinem Freund

Digitized by Google

Betty Stojan, die beliebte Wiener Operettensängerin.

Digitized by Google

— nehmen wir an, er heiße Ludwig — mit sauer-süßer Miene Glück zu seiner Verlobung und erkundigte mich nach dem Namen, den Verhältnissen und dem Aeußern seiner Braut. Triumphierend zeigte er mir ihre Photographie . . . und ich erkannte zu meinem Schreck Fräulein Agathe. ‚Sehr hübsch,‘ stammelte ich fassungslos. Und er begann von ihr zu schwärmen: ‚Nicht wahr? Und diese Eleganz, dieser Schick! Und klug ist sie auch. Und so gut! Liebt mich so sehr! Und dabei diese mädchenhafte Unberührtheit! Bei ihr weiß ich doch ganz sicher, daß ich der Erste bin, dem sie gesagt hat, daß sie ihn liebe . . . Und das ist doch das Schönste an ihr: diese Reinheit und Unerfahrenheit!‘

„Unerfahrenheit. Na! . . . Sie war übrigens klüger, als ich gedacht hatte: sie spielte vor ihm eine ganz andere Rolle, als seiner Zeit vor mir. Sie war sogar noch erfahrener, als ich geglaubt, und hatte den guten, arglosen Jungen schnell durchschaut und bald herausgefunden, durch welche Mittel er zu fangen wäre. Vor mir hatte sie niemals als taufrische Unschuld posiert! Sollte ich ihm auf der Stelle den Star stechen und ihm sagen: deine taufrische Unschuld, mein lieber Ludwig, ist eine mit allen Hunden gehetzte, verlogene, manns- und heiratstolle Kröte; du bist nicht der erste, sondern vielleicht der zehnte, dem sie sich an den Hals geworfen hat? . . . Ich vermocht es nicht. Er war so glücklich! Ich hatte nicht das Herz, seinen Traum zu zerstören. Aber mit ihr wollte ich reden; in sie wollte ich dringen, ihm alles zu bekennen, ihm zu zeigen, wie sie in Wirklichkeit war, ihre Ehe nicht mit tausend Lügen anzufangen. . . . Und so bat ich meinen Freund, mich mit seiner Braut bekannt zu machen.

„Die Begegnung fand schon nach wenigen Tagen statt in größerer Gesellschaft. Fräulein Agathe sah reizend aus und zuckte nicht mit den Wimpern, als Ludwig mich ihr vorstellte; sie war auf das Zusammentreffen mit mir vorbereitet gewesen, da Ludwig ihr vorher meinen Namen genannt hatte. Und auch in allem übrigen spielte sie ihre Rolle meisterhaft, war ganz und gar liebende, versonnene, schüchtern-zärtliche Braut. . . . Wahrhaftig rührend war sie. Und so kindlich unerfahren, ach! so unerfahren! . . . Nur einigemal sah sie mich seltsam forschend, fast bittend an . . . und als sie und ich im Laufe des Abends für kurze Zeit allein blieben, sagte sie in raschem und leisem Ton zu mir: ‚Ich weiß, was Sie denken, und daß Sie Ihren Freund bedauern. Aber Sie thun mir unrecht. Was ich bis heute für Liebe hielt, war keine Liebe. Erst Ludwig hat mich wahre Liebe gelehrt und hat mein ganzes Wesen verwandelt. Ich schäme mich, wenn ich an vergangene Thorheiten denke, und würde sterben aus Scham und Gram, wenn Ludwig davon erführe . . . Richten Sie mich nicht zu Grunde. Sie werden es niemals bereuen, geschwiegen zu haben. Alle Thorheiten und Leichtfertigkeiten liegen hinter mir: ich werde ihm eine treue und liebende Gattin sein, und er wird sich glücklich fühlen an meiner Seite. Lassen Sie mir wenigstens Zeit, es Ihnen zu beweisen!‘

„Was soll ich Ihnen noch sagen? Ich habe mich nur stumm verneigt — und damit war unsere Unterredung zu Ende. Ich sagte mir: entweder belügt sie dich, und es ist wohl möglich, daß sie dich belügt. In diesem Fall wäre alles, was sie dir versprechen würde, wertlos. Sie würde, um sich vor ihm reinzuwaschen, alles leugnen, verdrehen und entstellen, würde dich vielleicht bei ihm verleumden, und er würde — vermutlich — ihr Glauben schenken und nicht dir. Du würdest ihn verlieren, ohne ihn zu retten. Wenn sie aber nicht gelogen hat und ihn wirklich, anders als seine Vorgänger, liebt, wenn die Liebe sie im Ernst gewandelt hat und sie durch die Liebe anders geworden ist — dann ist es erst recht deine Pflicht, zu schweigen. Und hat die Liebe nicht oft schon Wunder bewirkt? Und überhaupt: wer bist denn du, daß du dir anmaßen willst, in fremde Geschicke einzugreifen, den Moralprediger zu spielen und über andere zu Gericht zu sitzen? — Diese Rolle kam mir mit einem Mal geradezu lächerlich vor. Und so habe ich — geschwiegen.“

„Und wie hat diese Ehe sich gestaltet?“ fragte ich.

Er antwortete nicht gleich. „Das — weiß ich nicht“ bekannte er dann und sah nachdenklich vor sich hin. „Ich und auch sie trugen instinktiv Sorge, daß wir einander selten begegneten, und daß mein Verkehr mit ihm und ihr bald aufhörte. Ich dachte mir: wenn er sich glücklich fühlt, braucht er mich nicht. Und wenn die Geschichte schief geht, mag ich wenigstens nichts davon hören und sehen. Und jetzt frage ich Sie: was soll man in einem solchen Fall thun? Schweigen oder reden?“

„Im allgemeinen läßt sich die Sache wohl kaum mit einem Ja oder Nein abthun,“ gab ich ihm zur Antwort. „Aber in ihrem Fall hätte ich, scheint mir, gehandelt wie Sie: ich hätte auch geschwiegen.“

Er drückte mir die Hand, und wir redeten im Weitergehen von andern Dingen.

Ermahnung.

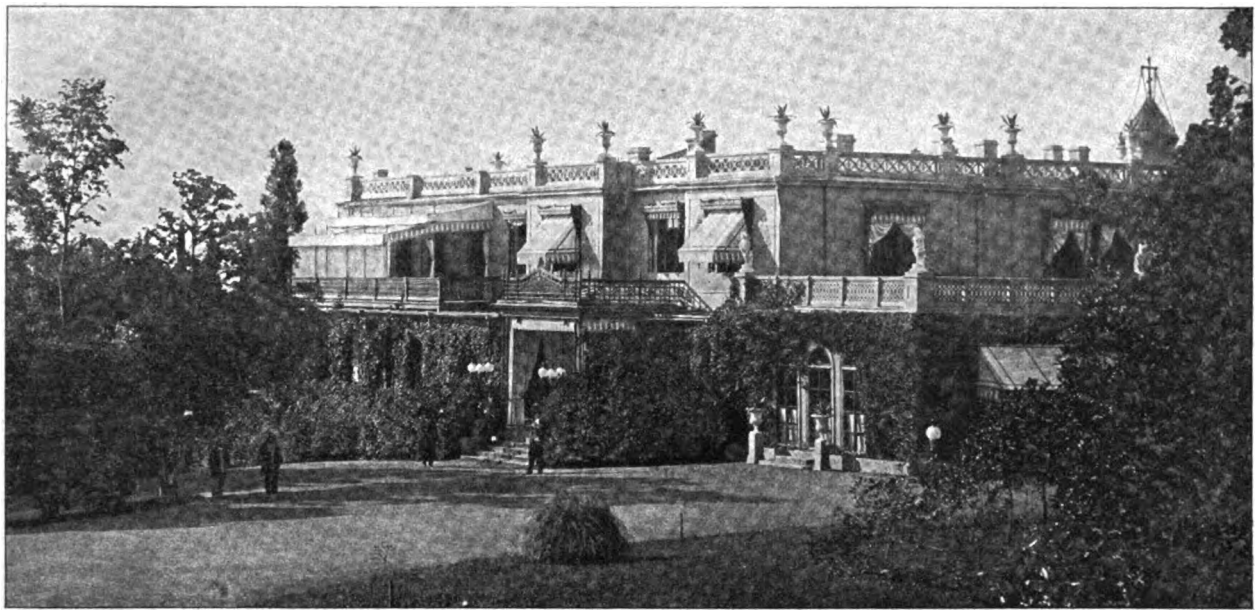
Von **Max Kretzer.**

Wenn weh du einem Menschen hast gethan,
Der deinem Herzen selig nah gestanden,
Dann sieh dich selbst noch einmal prüfend an,
Eh Hand und Hand zum Lebewohl sich fanden.

Hast du der Thüre Klinke schon gedrückt
Und willst für immer nun von dannen eilen,
So banne deine Schritte zornentrückt
Und laß den Fuß noch einmal traulich weilen.

Wer weiß, ob nicht die Thür für immer schließt
Sich hinter dir zu einem Totenhaine;
Vielleicht hast du zum letztenmal gegrüßt,
Was treu dir war — und stehst nun ganz alleine!

Digitized by Google

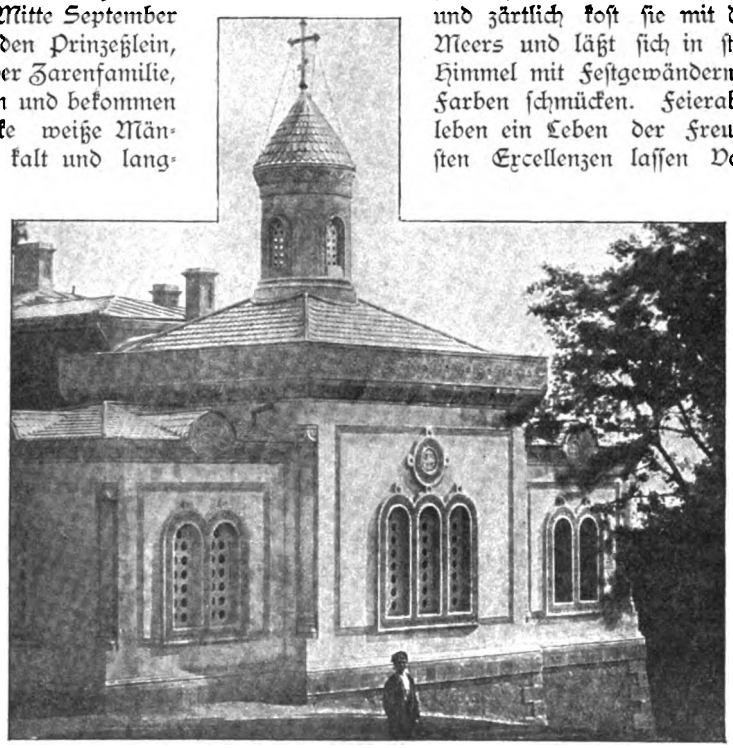


Das Schloss des Zaren in Livadia (Krim).

Die Zarenresidenz an der russischen Riviera.

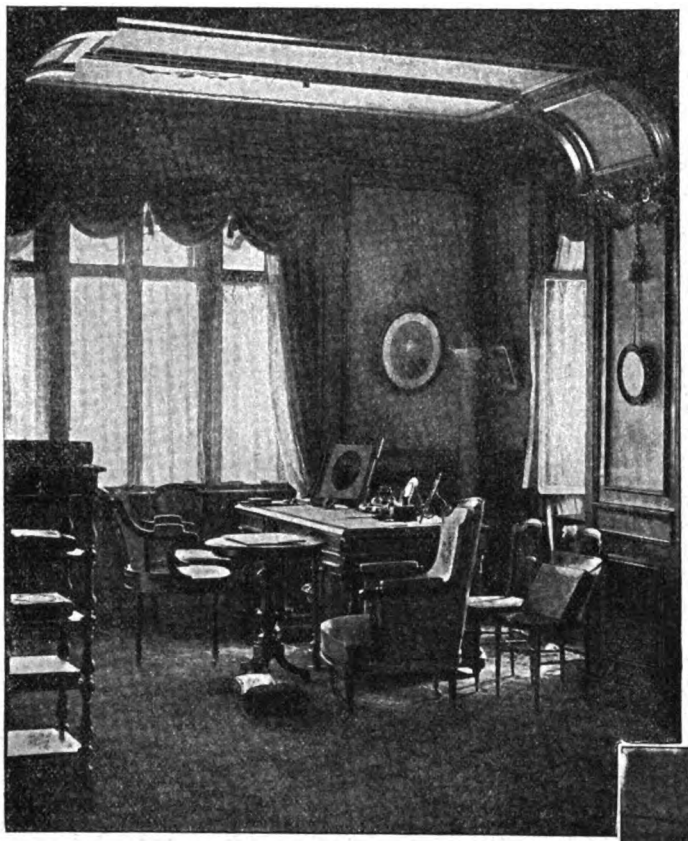
Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Wenn der Herbst kommt und die Blätter von den Bäumen streift, die Blumen zertritt und all die Sommerfreude in traurige Ecken zusammenfegt, dann wird es wohl am frühesten unter all den Monarchenresidenzen im schönen parkumlagerten Zarskoje Sjelo bei Petersburg unwirtlich. Es wird dort ja so früh Herbst. Und die Winde wehen kalt, und die nördliche Sonne, die nicht durchdringen will, kämpft vergebliche Kämpfe mit den giftigen Nebeln aus den Petersburger Sümpfen. Schon Mitte September dürfen die kleinen reizenden Prinzeßlein, der liebliche Nachwuchs der Zarenfamilie, nicht mehr spazieren gehen und bekommen zu den Ausfahrten dicke weiße Mäntelchen an. Hu — naß, kalt und langweilig! Aber unten im Süden, am wogenden, in bunter Schönheit leuchtenden Südufer der Krim, wo das Wasser des Schwarzen Meers in zarter Bläue schimmert und stolze Paläste, in reiche, sonnige Pracht gebettet, Weinberge und Gärten voll tropischen Ueberflusses spiegelt, da wird es schön um diese Zeit. Dahin kommt der Herbst nicht als grauser Mörder, sondern als stiller Freund, der mit zärtlichen Händen die allzugroßen Gluten des Sommerbrands kühlt und freundlichen Gesichts neue duftende Lebenswonnen schenkt. Da ist es nun gut sein, und das frohe Zarenschloß Livadia im Schutz der Höhen über Jalta hat die seligsten Gärten, den süßesten Reichtum an Früchten, wie sie der Süden reift, und die herrlichsten Fernblicke. Aber auch die Großen des Reichs, die mit ihrem Zaren aus dem häßlichen, traurigen Petersburg geflohen, haben es gut hier. wo die Erde im Frieden der Schönheit, sonnensatt und überreich Feierabend macht. Leis nur und zärtlich kost sie mit den weichen Fluten des Meers und läßt sich in stiller Hoheit vom milden Himmel mit Festgewändern und selten strahlenden Farben schmücken. Feierabend. Und die Menschen leben ein Leben der Freude. Auch die vornehmsten Excellenzen lassen Vornehmheit und Steifigkeit fahren. Weite Spaziergänge durch das sonnige Gelände, lustige Ritte über die Berge, frische Bäder in früher Morgenstunde, muntere Ausfahrten zu entfernteren Klöstern, wo die Mönche die wunderbare russische Gastlichkeit neben noch weit wunderbareren Weinen pflegen, wechseln mit Jagdausflügen, wobei dann der tartarische Begleiter oft mehr als eine der horngeschmückten Bergziegen zu schleppen bekommt. Der Verkehr ist leicht und lustig. Die offiziellen



Kirche in Livadia.

Digitized by Google



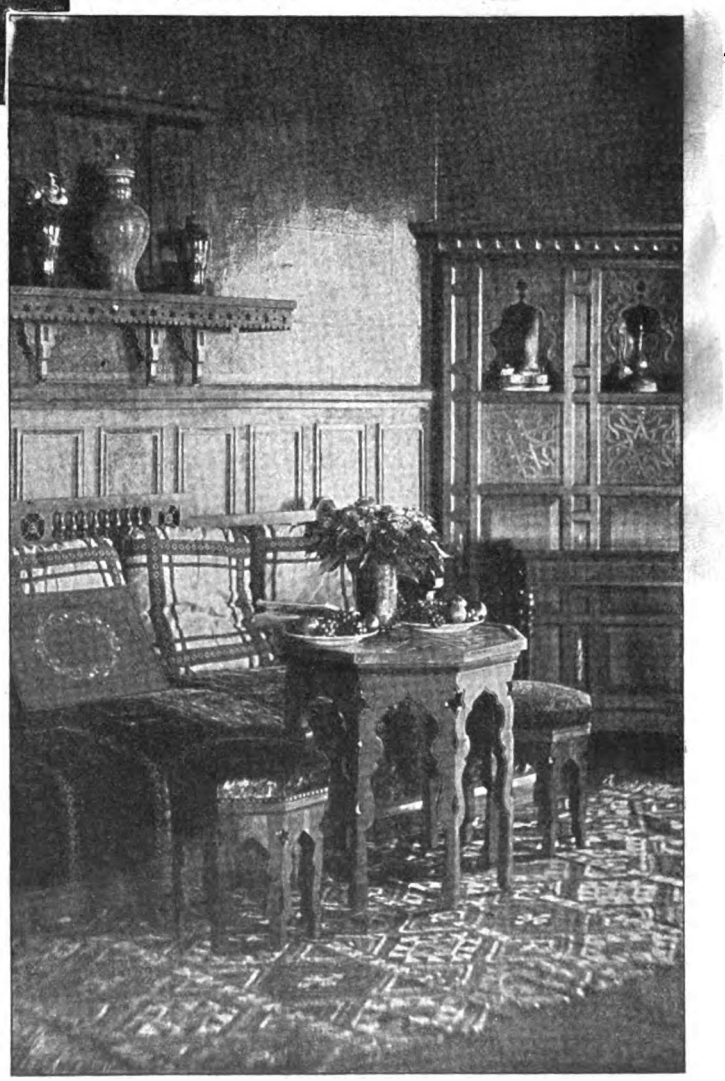
Das Arbeitszimmer des Zaren in Livadia.

five o'clock-teas dehnen sich oft bis in die späten Abendstunden aus. Sie brauchen ja nicht offiziell zu sein. Auch die Gedanken brauchen es nicht, und der alte Hofmann Fürst Lieven hat seine besten Bonmots in Jalta ersonnen. O, ein Dorado der Erholung!

Und auch der Zar und die Zarin können ausruhen — von Regierungs- und Repräsentationsgeschäften, von Sorgen und — vom Hof. Denn es giebt wohl keine zweite Herrscherfamilie, die so viel Sinn für stillglückliches Familienleben hat, wie die zarische, und so großes Bedürfnis danach. Hier in Livadia kann es mit all seiner Liebe, Schönheit und Tröstlichkeit Ereignis werden, und zwar im engsten Kreis. Zum Glücklichsein gehören doch wohl Stille und Alleinsein, und der Zar schuldet seinem Livadia viel Dank, zumal es so unendlich schön ist.

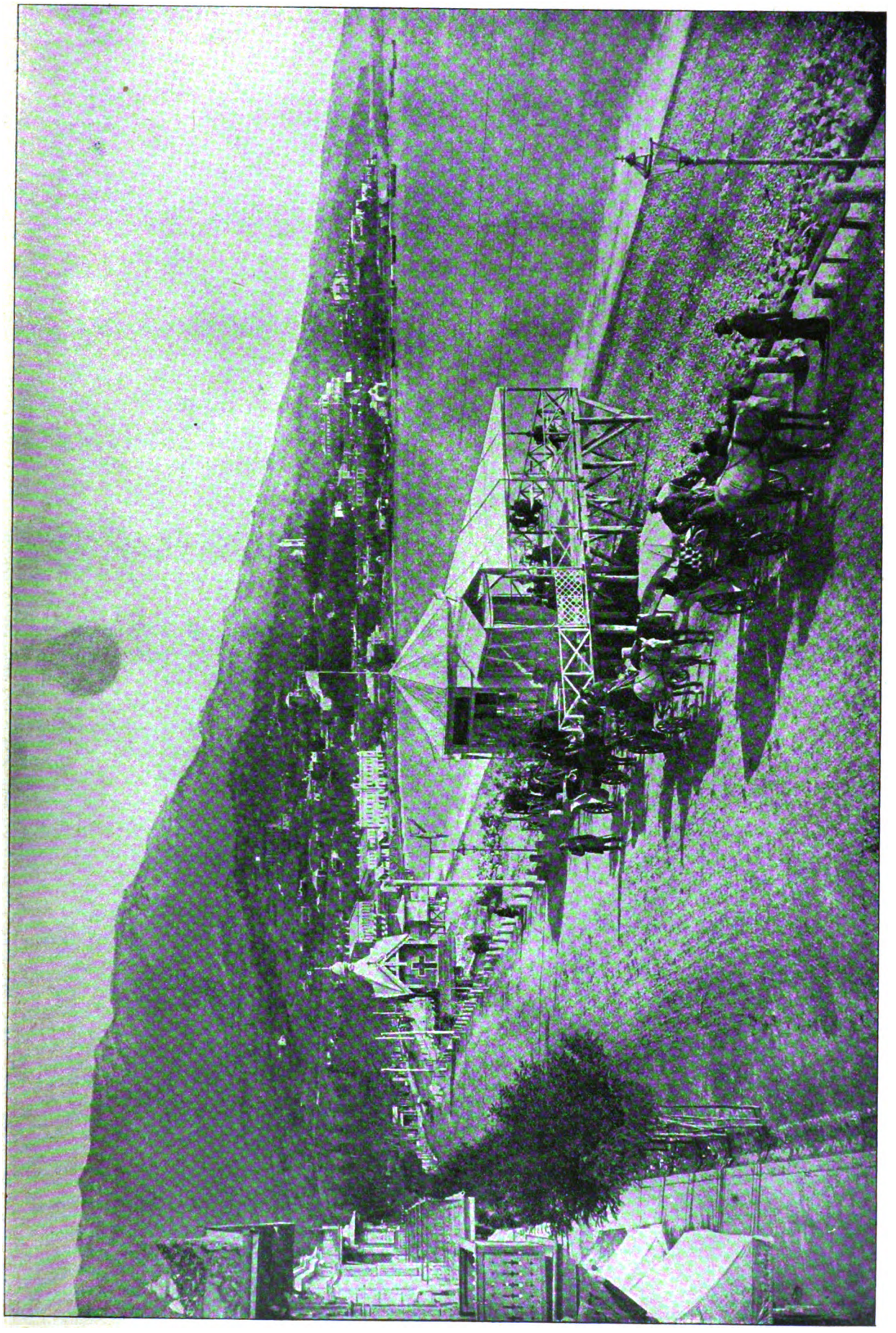
Aber auch die vier niedlichen „Zarinetten" haben es wieder so gut, so gut! Nun können sie wieder ungehindert im Park herumstreifen. Das ist doch ein anderes Laufen und Spielen. Und nachmittags am Strand, im feinen, weißen Sand, wie läßt sich's da wühlen und graben und bauen. Und das Meer ist so schön und weit, und die Möwen so schnell und weiß, und die kleinen, eiligen Wellen so lustig! Zwar achten die englischen Bonnen darauf, daß die beiden kleinsten nicht vom großen Teppich hinunterkriechen. Sand ist Sand und hinterläßt Spuren; aber weder die leichten, weißen Schärpenkleiderchen der größeren Prinzeßlein, die man hin und her am Strand aufleuchten sieht, noch die der kleineren kommen ohne Spuren nach Hause. Und sind die großfürstlichen Onkel zu Besuch da, dann hat man doch wenigstens etwas von ihnen! Auch die Prinzeßlein brauchen am Strand nicht zu repräsentieren — regieren aber können sie, wie sonst nie. Und sie machen den ausgiebigsten Gebrauch von ihrer Omnipotenz. Da sind Vater und Mutter ebenso gehorsame Unterthanen, wie der jüngste Gärtnerjunge. Und das absolute Regiment ihrer erwachenden Kinderseelen, ihres Träumens und Verlangens reicht weit, weit über die ganze Welt. Eine durch Bonnen gemäßigte absolute Monarchie, die da in Livadia einen Staat im Staat bildet. Rußland freilich wird anderweitig regiert.

Bei der diesjährigen Reise in die Krim wurde die Geduld der „kleinen Großfürstinnen" auf eine harte Probe gestellt, da sich der Zar und die Zarin beinah eine ganze Woche in Ssewastopol aufhielten. Sie wohnten dort dem Stapellauf des neuen Schwarzmeerkreuzers ersten Ranges „Otschakow" bei, der sich zu einer imposanten maritimen Feier gestaltete. Die wunderbare, großartige Illumination des landschaftlich so schönen Ssewastopoler Hafens, das Freudenschießen der versammelten Schwarzmeerflotte, die Unmassen staunender Menschen und das Hafengetriebe mag den Prinzeßlein ganz amüsant



Wohnzimmer im Zarenpalais.

Digitized by Google



Blick auf Jalta in der Krim.

Digitized by Google

gewesen sein. Immerhin gab es täglich nur eine Spazierfahrt im Sewastopoler Park. Sonst mußten sie hübsch artig auf der zarischen Jacht „Standart" sitzen und die Eltern von ihren Ausflügen zurückerwarten. Zar und Zarin haben die Sewastopoler Woche dazu benutzt, alles Wesentliche in der interessanten Umgebung der kriegberühmten Stadt in Augenschein zu nehmen. Sie waren zu Pferde im Chersones, wo das Museum für Altertümer, die Ausgrabungen mit ihren reichen Schätzen, sowie die kürzlich aufgedeckte Kreuzkirche aus dem 5. Jahrhundert besichtigt wurden. Dann waren sie in Bachtschissarei, der alten Tatarenresidenz. Von dort aus wurde das bedeutende Urfewskikloster und das Schloß der Chane Tschufut-Kalé aufgesucht.

Nun aber ist die zarische Familie im zauberschönen Livadia, „auf der Datsche", wie man in Petersburg sagt, gewissermaßen in der Sommerfrische. Ob dieses Jahr viel Logierbesuch bringen wird? Die Zarinetten würden sich nicht darüber freuen: sie müßten am Ende doch repräsentieren. H. Kast.

Modernes Gummispielzeug.

Hierzu 4 Aufnahmen von Gribayedoff.

Der Gummimaler.

Es saugt am Gummilamme
Ein Kindlein fromm und dreist,
Gleichgültig sieht's die Amme,
So sind die Ammen meist.

Wer hat Trojans humorvolle Verse gelesen und muß nicht daran denken, wenn er vor einem Schaufenster voller Gummispielzeug steht? Damals, als der Dichter sie schrieb — es ist bald zwanzig Jahre, vielleicht auch noch länger her — war um den hygienischen Nutzen oder Schaden des Gummispielzeugs in den einschlägigen Kreisen ein heißer Streit entbrannt. Heut ist der Streit begraben. Man hat sich auf der einen Seite bemüht, alles zu entfernen, was am Gummispielzeug irgendwie schädlich wirken könnte; man hat andrerseits, wohl eben um dieses Bemühens willen, die alten Vorurteile vergessen. Das Gummispielzeug gehört zu den begehrtesten und unentbehrlichsten Requisiten des modernen Babyzimmers und mit Recht. Es ist das passendste Spielzeug, das Kleinchen in die Hände bekommen kann.

Die „Kindlein fromm und dreist", die alles in den Mund stecken, was ihnen in die rosigen Patschen fällt, sind auch heut noch nicht ausgestorben; das gewöhnliche Spielzeug, bald bunt bemalt, bald aus Holz, Blech, Stoff u. s. w. gefertigt, eignet sich dazu so wenig wie möglich. Das „Gummilamm" des zwanzigsten Jahrhunderts kann ruhig an des Kindes Lippen wandern, es ist nicht getränkt mit Zinkoxyd, es ist nicht gefärbt mit irgendwelchen, und wären es noch so ungefährliche Farben. Das richtige moderne Gummispielzeug besteht aus rotem oder grauem Naturgummi. Nur ganz vereinzelt findet man auch bemalte Sachen. Es hat noch weitere Vorzüge: es ist weich und biegsam. An anderm Spielzeug kann Baby sich stoßen, ritzen, womöglich die Augen verletzen, das fällt bei dem „Gummilamm" alles fort. Es giebt jedem Druck der kleinen Fingerchen nach, und fühlt sich Baby gar bewogen, seinen Liebling an die Wange oder in die Augen zu drücken, so thut das dem Kind durchaus nichts.

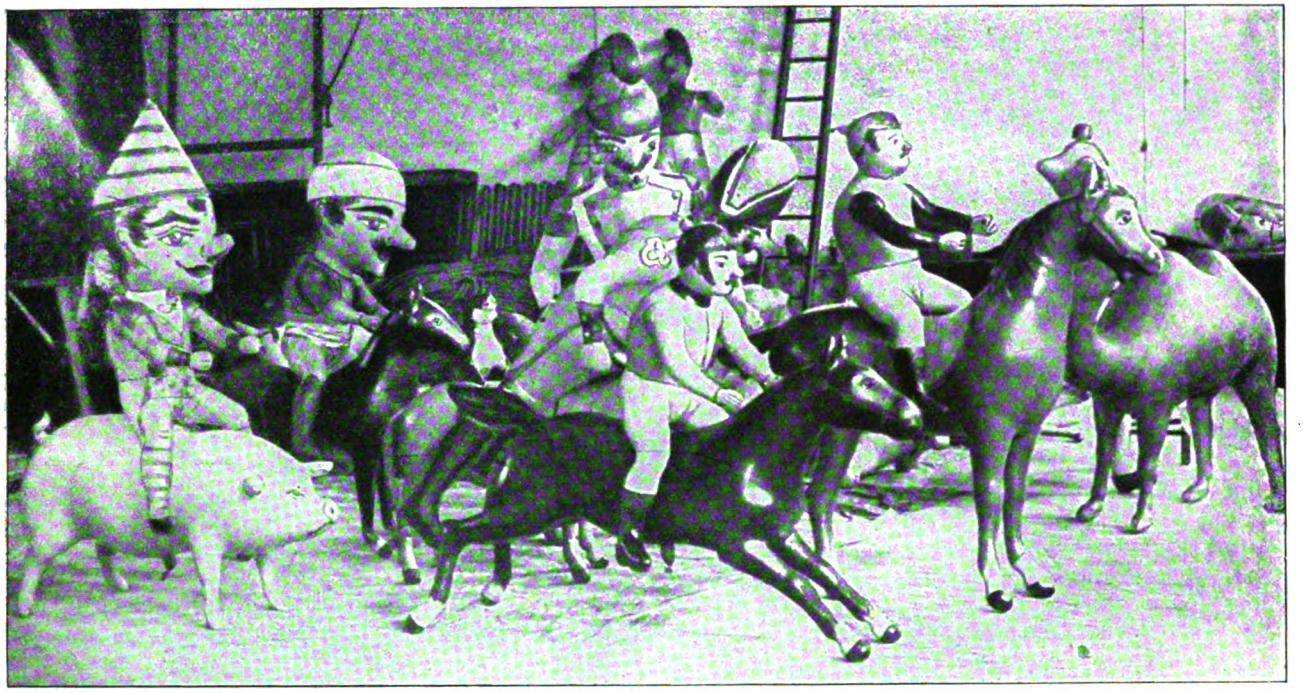
Die Auswahl im Gummispielzeug ist heute sehr groß; am zahlreichsten vertreten sind noch immer die Puppen und die Tierwelt, des Gummiballs nicht zu vergessen. Daneben findet man aber auch Neuheiten, so vor allem den Luftballon und den Chinesenkopf, der die Zunge herausstreckt und wieder zurückzieht — ein lustiger Scherz, der durch einen Druck auf den ballartigen Kopf hervorgebracht wird. Vor Jahr und Tag vergnügten sich Berlins Straßenhändler damit, das Ding als „Sühneprinzen, wie er weint und lacht", auszuschreien. Jedenfalls ist es ein Resultat des Chinakrieges.

Auch unser alter ehrlicher Gummiball hat sich verschiedene „Renovationen" gefallen lassen müssen. Der schlichte, bunte Gürtel des „Bällchens", das damit doch sogar im Märchen die Liebe des Kreisels gewinnt, hat modernen Staatsgewändern weichen müssen. Es tritt als Apfelsine, als Zitrone, als Apfel u. s. w. auf.

Ball, Sühneprinz und Luftballon, auch einige andere Artikel, die für größere Kinder bestimmt sind, zeigen noch immer Bemalung, die Puppen und die Tiere erscheinen durchweg in der Naturfarbe des Gummis. Das hat aber ihrer Vielseitigkeit nicht geschadet — im Gegenteil. Die Gummi-

Die letzten Retouchen.

Digitized by Google

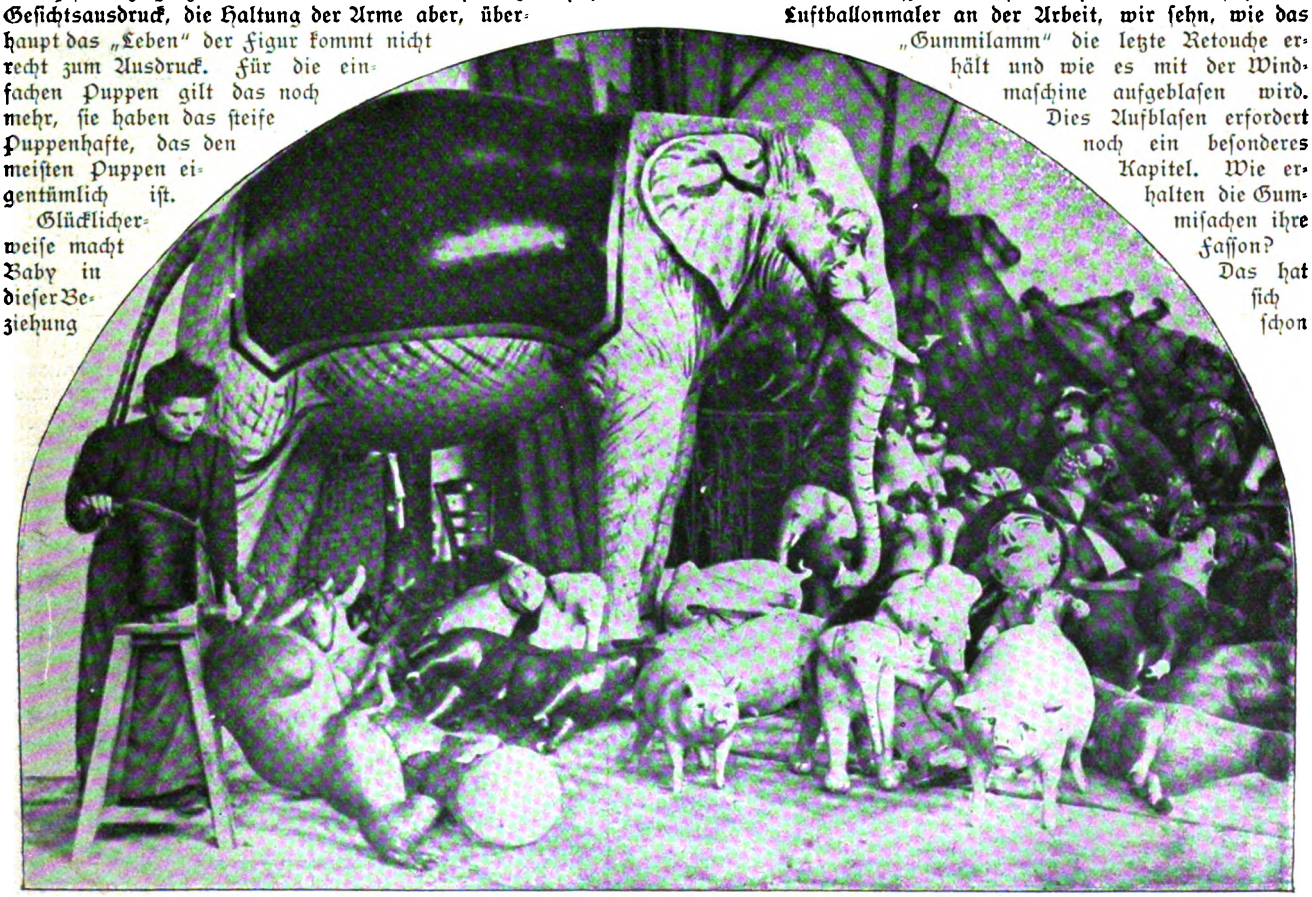


Ein „Concours hippique".

industrie bringt heut Spielwaren auf den Markt, die in plastischer Ausgestaltung beinah Kunstwerke sind. Bei einem halbgeschorenen Pudel sieht man in der Mähne sozusagen jedes Löckchen. Der Elefant, das Häschen, das Pferd, alles wird mit größter Naturähnlichkeit dargestellt. Nur bei den Puppen hapert es damit noch ein bißchen. Der Jockey auf dem Pferd zeigt zwar alle Attribute des echten Jockeys; der Gesichtsausdruck, die Haltung der Arme aber, überhaupt das „Leben" der Figur kommt nicht recht zum Ausdruck. Für die einfachen Puppen gilt das noch mehr, sie haben das steife Puppenhafte, das den meisten Puppen eigentümlich ist.

Glücklicherweise macht Baby in dieser Beziehung keine großen Ansprüche; es ist zufrieden, wenn das Gummipüppchen ein quiekendes Stimmchen ertönen läßt, denn natürlich quiekt es, das Gummilamm, Pferd, Esel, Hund und Katze quieken auch, die Stimme dazu wird ihnen noch besonders eingesetzt, was eine eigene Geschicklichkeit erfordert.

Unsere Bilder führen uns mitten in das Leben und Treiben einer Gummispielwarenfabrik hinein. Wir sehn den Luftballonmaler an der Arbeit, wir sehn, wie das „Gummilamm" die letzte Retouche erhält und wie es mit der Windmaschine aufgeblasen wird. Dies Aufblasen erfordert noch ein besonderes Kapitel. Wie erhalten die Gummisachen ihre Fasson? Das hat sich schon



Die Gummiballons werden mit einer Windmaschine aufgeblasen.

Digitized by Google

mancher gefragt, die Sache ist auch nicht so einfach. Nehmen wir die schlichteste Form, den Ball, so ist die Herstellung schon äußerst schwierig. Nachdem die Formen geschnitten sind, werden sie zusammengedrückt, vor dem völligen Schluß aber wird das Ganze mit doppeltkohlensaurem Ammonium gefüllt. Nachdem der Gummibeutel — weiter ist es nichts — geschlossen ist, kommt er in eine eiserne zweiteilige Kugelform, die fest verschraubt und nun im Vulkanisierkessel erhitzt wird. Durch die Hitze dehnt sich das Ammonium, und die Gummihülle erhält ihre Kugelgestalt. Nach dem Herausnehmen und Erkalten fällt sie wieder schlaff zusammen und kommt nun vor die Luftdruckmaschine. Mit dieser ist eine Nadel verbunden, die bis zur Spitze hohl ist. An einem der Ballteile ist im Innern ein Pfropfen aus echtem Gummi angebracht, in ihn wird die Nadel eingeführt, durch ihren Hohlraum geht die Luft, die nun den Ball füllt und ihm seine natürliche Form giebt. Das durch die Nadel gebohrte Loch wird mit Gummikitt geschlossen. D. Göbeler.

Was die Richter sagen.

Pietätspflichten.

Es ist allgemein bekannt, daß Leben, Körper, Gesundheit und Freiheit des Menschen zivilrechtlichen wie strafrechtlichen Schutz genießt. Aber wie ist es mit dem Verstorbenen? — Der Leichnam des Menschen ist Sache von dem Augenblick an, wo dem Körper das Leben entflieht. Der Leichnam ist überdies eine herrenlose Sache. Er gehört weder dem Erben, wenngleich dieser die Kosten der standesgemäßen Beerdigung des Verstorbenen zu tragen hat, noch sonst irgendjemand. Freilich giebt es hier Ausnahmefälle. Es kommt vor, daß der noch Lebende im voraus seinen Leichnam zu wissenschaftlichen Zwecken an Anatomien veräußert. Wenngleich aber die Leiche eines Menschen herrenlos ist, so ist sie doch der willkürlichen Aneignung jedes beliebigen Dritten entzogen. Ein Gesetz, das eine entgegengesetzte Rechtsauffassung und damit ein Okkupieren und Verschachern des Leichnams durch die Erben oder durch Dritte zuließe, würde den guten Sitten widersprechen.

Darum verbietet das Strafgesetzbuch unter Androhung von Gefängnisstrafe, daß jemand unbefugt eine Leiche aus dem Gewahrsam der dazu berechtigten Person wegnimmt. Berechtigt zur Ausübung des Gewahrsams ist außer der Person, der die Sorge für die Bestattung obliegt, jeder, der thatsächlich solche Obhut ausübt, wie z. B. die Polizei oder die Verwaltung des Hospitals, in dem der Todesfall eintrat.

Das Gesetz straft ferner auch den mit Gefängnis, der unbefugt ein Grab zerstört oder beschädigt.

Der legislative Grund dieser Strafbestimmungen ist in dem für ein gesundes Volksleben unentbehrlichen Schutz des Pietätsgefühls zu finden. Deshalb ist die Beschädigung eines Grabes, an das sich keine Pietätsgefühle mehr knüpfen, z. B. die Aufdeckung eines Hünengrabes, nicht unter diesem Gesichtspunkt strafbar, sondern höchstens als Sachbeschädigung. Aus dem gleichen Grund können auch Mumien und Skelette ungestraft in den Verkehr gebracht werden.

Bilder aus aller Welt.

Die Karl Zeißstiftung des weltberühmten optischen Instituts in Jena, das sich von Anbeginn ihres Daseins an durch hervorragende soziale Bestrebungen und Arbeiterfürsorge sowohl auf körperlichem wie besonders auf geistigem Gebiet ausgezeichnet hat, ist ein vorbildliches Muster für jede echte soziale Reformarbeit geworden. Eins ihrer bekanntesten Institute ist die große öffentliche Lesehalle in Verbindung mit einer Volksbibliothek, die schon seit Jahren besteht und weit über Deutschlands Grenzen hinaus Anerkennung und Nachahmung fand. Diese Lesehalle hat in diesem Herbst von ihrer Gründerin ein ihren praktischen und ästhetischen Bedürfnissen entsprechendes Heim in einem schönen, weitschichtigen Bau bekommen, der sich am Jenenser Karl Zeißplatz seiner Bedeutung würdig und imposant erhebt. Das neue Lesehaus, das zugleich die über 13 000 Bände enthaltende Volksbibliothek birgt, ist vom Baurat Roßbach-Leipzig entworfen und zeigt eine glückliche Vereinigung deutscher Renaissancemotive und moderner Architektonik. Im Erdgeschoß sind die große Garderobe, der 210 Quadratmeter Grundfläche umfassende Lesesaal, in dem sämtliche irgendwie bedeutsamen Tageszeitungen aushängen, ein großer Jugendsaal und ein Rauchzimmer untergebracht. Außerdem wird hier in einigen Räumen das von dem verstorbenen Jenenser Professor Dr. Schaeffer hinterlassene physikalische Museum Aufstellung finden. Im ersten Stock befinden sich die Volksbibliothek, die Büchereiausgabestelle, das Bücherlesezimmer, das litterarische Museum und der Zeitschriftensaal, der über hundert Wochen- und Monatsschriften aller Parteirichtungen und aller wissenschaftlichen und künstlerischen Gebiete birgt.

Ansicht des Gebäudes.

Blick in den Zeitschriftenlesesaal.

Die neue Lesehalle und Volksbibliothek in Jena.

Digitized by Google

Herren: v. Paepke, Graf Groeben, v. Behr, Eichhorn, v. Laffert, v. Behr, Graf Blücher.
Damen: v. Laffert, v. Behr, v. Paepke, v. Ruppert, Komteß Blücher, v. Stenglin, v. Gruben.
Quadrille.

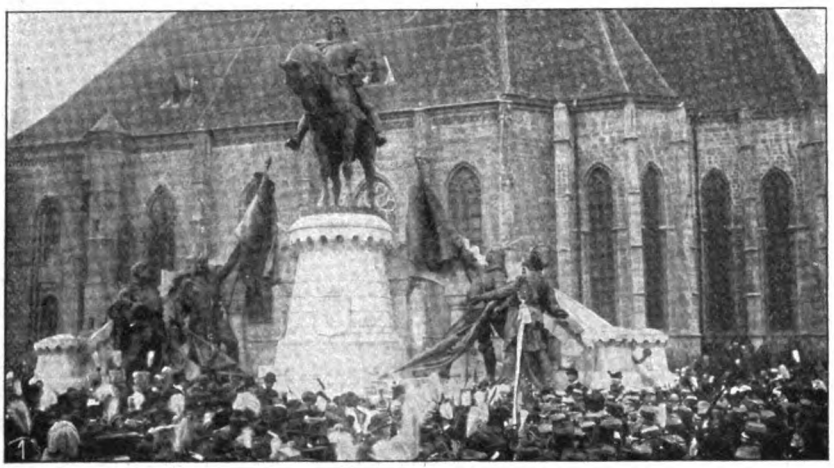
Bilder fröhlicher Menschen aus fröhlichen Stunden sieht man immer gern. So werden die Aufnahmen von dem glücklichen Tag eines jungen Paars, das durch Geburt in unserer Gesellschaft eine hervorragende Stellung einnimmt, allgemein interessieren. Die Hochzeitsfeier von Fräulein Cäcilie v. Behr mit dem Oberleutnant v. Stumm, die dieser Tage stattfand, führte viele Träger klangvoller Namen zu ernster Kirchenfeier und lustiger Tafelrunde zusammen. Fräulein v. Behr entstammt einem alten, weitverbreiteten mecklenburgischen Adelsgeschlecht und sieht ihr Lebensglück an der Seite eines Mannes, der mit Stolz den weltbekannten Namen Stumm trägt.

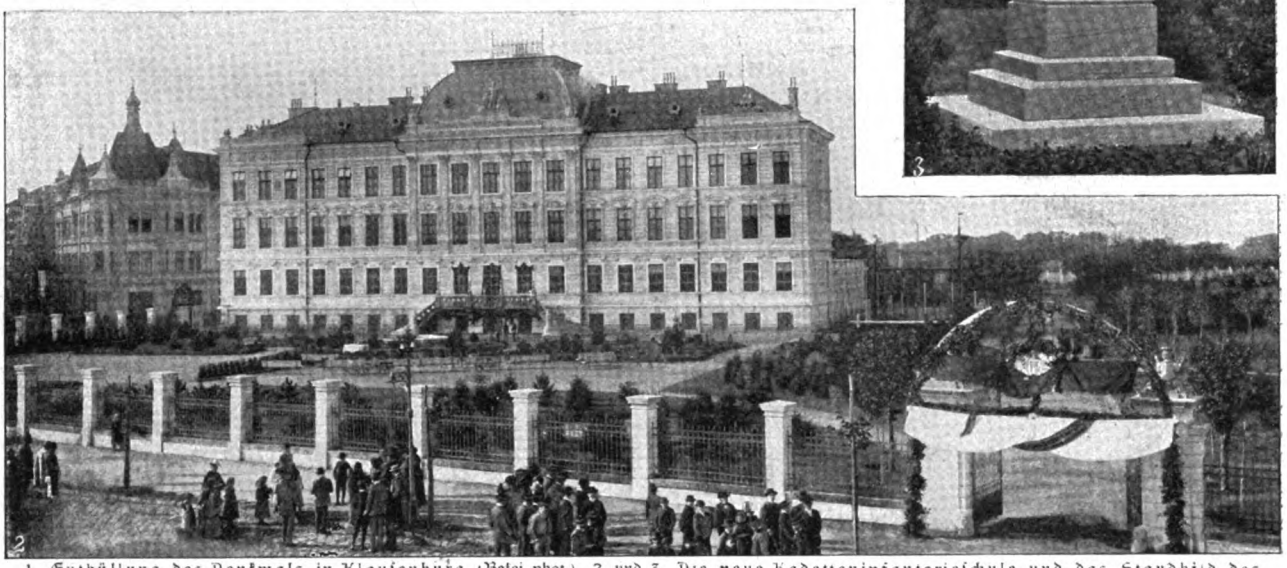
Alle Vorgänge und Geschehnisse in dem uns befreundeten Kaiser- und Königreich Oesterreich-Ungarn sind stets unserer Aufmerksamkeit sicher. Die gleichen politischen Ziele, die Verwandtschaft unseres Denkens und Fühlens und die Gemeinsamkeit einer alten, fest verbindenden Kultur lassen hüben und drüben jede freudige oder leidvolle Begebenheit mit aufrichtiger Anteilnahme verfolgen. Die Einweihung eines neuen, großen Kadettenhauses in Temesvár gab jüngst Gelegenheit zu festlicher Feier und soldatischer Begeisterung. Die königliche Freistadt und Hauptstadt des ungarischen Komitats Temes barg seit 1870 eine Infanteriekadettenschule, die in den vergangenen zweiunddreißig Jahren über 900 Zöglinge als tüchtige Offiziere in die Armee schickte. Die wachsende Zahl der Schüler und besonders ihre sorgfältigere Ausbildung und damit die größere Inanspruchnahme der Räume machten einen Neubau notwendig, der in einem riesigen alten Park nach den Plänen der k. und k. Baudirektion im Barock- und Renaissancestil aufgeführt und in dieser Woche feierlich eingeweiht worden ist. Im Park erhebt sich auf einem weithin sichtbaren Hügel das Standbild des Kaisers Franz Josef in ungarischer Generalsfelduniform, das der akademische Bildhauer

Die Hochzeitsgäste: 1. v. Behr. 2. Alfred v. Behr. 3. Ernst v. Behr. 4. Henning v. Behr. 5. Fritz v. Behr. 6. Ottomar v. Behr. 7. Graf Bernstorff. 8. Graf Schack-Bräsewitz. 9. Lt. Eichhorn. 10. Oblt. v. Studnitz. 11. Oblt. v. Zitzewitz. 12. Sohst. 13. Baronin Bodelschwingh. 14. Frau v. Oldershausen. 15. Frau v. Klenk. 16. Exc. Frau v. Schubert. 17. und 18. Das Brautpaar: Frl. Cäcilie v. Behr und Oblt. v. Stumm. 19. Frl. v. Stumm. 20. v. Stumm. 21. Frl. L. v. Behr. 22. Graf Groeben. 23. Oblt. v. Gagern. 24. Oblt. v. Randow. 25. Exc. Frau v. Oertzen. 26. Gräfin Schack. 27. Frl. v. Gundlach. 28. Frau v. Stumm. 29. Frl. v. Gundlach. 30. Frl. v. Stenglin. 31. Frau v. Lucius. 32. Frau v. Studnitz. 33. Frau v. Heimburg. 34. Gräfin Bernstorff. 35. v. Stumm. 36. Frau v. Behr-Mühlenbeck, Mutter der Braut. 37. Frl. v. Blücher. 38. Exc. v. Schubert. 39. Frl. v. Laffert. 40. Frau v. Böhl. 41. Frl. v. Stenglin. 42. Frl. v. Paepke. 43. Rittmeister v. Doyen. 44. v. Böhl-Camon. 45. Exc. v. Oertzen. 46. Graf Hahn. 47. v. Blücher. 48. v. Laffert-Dammereß. 49. v. Paepke. 50. v. Paepke. — Auf dem Mittelbilde das Brautpaar.

Aus dem Gesellschaftsleben: Eine Hochzeitsfeier in Doberan-Heiligendamm (A. Beckmann phot.)

Digitized by Google



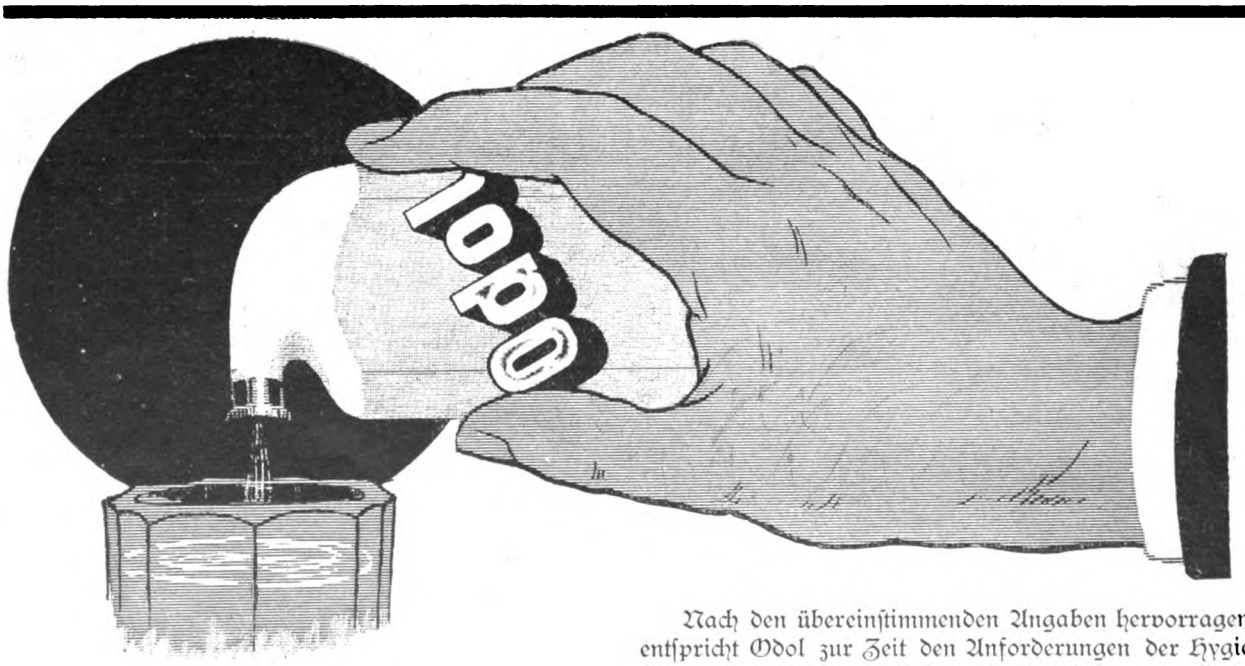


1. Enthüllung des Denkmals in Klausenburg. (Belei phot.) 2. und 3. Die neue Kadetteninfanterieschule und das Standbild des Kaisers Franz Josef in Temesvár. (J. Kossak phot.)

Bilder aus Oesterreich-Ungarn.

Edmund Hoffmann von Aspersberg ausgeführt hat. — In Gegenwart des Erzherzogs Josef August als Vertreter des Kaisers Franz Josef fiel jüngst unter dem Beifallssturm einer zahlreichen und glänzenden Versammlung in Klausenburg die Hülle vom Denkmal des Königs Mathias Korvinus, unter dessen Regierung Ungarn auf vorher ungeahnter kultureller Höhe und weitherrschender Macht stand. Als siegreicher Türkenkämpfer ist der Herrscher weltberühmt geworden.

Schluss des redaktionellen Teils.



Nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher entspricht Odol zur Zeit den Anforderungen der Hygiene am vollkommensten und wird daher als das beste von allen gegenwärtig bekannten Mundwässern anerkannt.

Digitized by Google

DIE WOCHE.

Nummer 44. Berlin, den 1. November 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 44.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	2019
Die amerikanische Gesellschaft. Noch eine „unbegrenzte Möglichkeit". Von Georg von Skal in Neuyork, Chefredakteur der Neuyorker Staatszeitung	2019
Umschau	2021
Theater	2022
Das Buch der Woche	2022
Jagd und Sport	2023
Unser Notizbuch	2023
Die Toten der Woche	2024
Unsere Bilder	2024
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	2027
„Kreuz wende dich." Roman von Fedor von Zobeltitz	2035
Auf der Walze. Studie über das deutsche Vagabunden- und Herbergswesen von Hans Ostwald	2040
Eine ungekrönte Fürstenfamilie. Von Franz Genthe. (Mit 8 Abbildungen)	2043
Petroleumquellen in Brand. (Mit 2 Abbildungen)	2046
Ein gefährlicher Sport. (Mit 4 Abbildungen)	2048
Bubbles auf Freiersfüßen. Skizze aus dem amerikanischen Leben von Henry F. Urban (Neuyork)	2049
Deutsche Heimarbeit. (Mit 4 Abbildungen)	2052
Richard Strauß. (Mit Abbildung)	2054
Gwendolin. Roman von August Niemann. (Fortsetzung)	2056
Venus am Teich. Gedicht von Carl Bulcke	2059
Bilder aus aller Welt	2060

Man abonniert auf die „Woche":

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers" und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche": **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr., Ecke Karlstr. 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Johannisplatz 1; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstr. 58; **Essen a. Rh.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Mittelstr. 9, Ecke Schulstr.; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Georgstr. 59; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holtenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohestraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfsche Langgasse 55; **Leipzig**, Peterstraße 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstraße 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstraße 30; **Stettin**, Breitestraße 46; **Stuttgart**, Königstraße 11, **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.

Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Die sieben Tage der Woche.

23. Oktober.

Nach einer Meldung aus Washington hat König Oskar von Schweden und Norwegen als Schiedsrichter in dem Samoakonflikt die Entschädigungsfrage zu Gunsten Deutschlands entschieden.

Der Verkauf der dänisch-westindischen Inseln an Amerika ist vom dänischen Landsthing abgelehnt worden.

Der Reichstag nimmt nach den Beschlüssen der Kommission einen Mindestzoll für Hafer und Gerste in Höhe von 5,50 Mark an.

Ueber Dünkirchen wird der Belagerungszustand verhängt, da der Ausstand der Hafenarbeiter zu groben Ausschreitungen geführt hat.

Das französische Ministerium Combes erhält von der Deputiertenkammer ein Vertrauensvotum mit Bezug auf seine Haltung beim Grubenarbeiterstreik.

24. Oktober.

Das Schwurgericht in Sofia verurteilte Halju, den Mörder Stambulows, zum Tode.

Die Dockarbeiter in Dünkirchen beschließen, die Arbeit wieder im vollen Umfange aufzunehmen.

Die venezolanische Regierung hat bei der deutschen Gesandtschaft Einspruch erhoben gegen das Erscheinen des Kanonenboots Panther auf dem Orinoko.

Der Kaiser und der Kronprinz treffen zur Hofjagd beim Prinzregenten von Braunschweig in Blankenburg ein.

25. Oktober.

Das englische Königspaar hält seinen bei den Krönungsfestlichkeiten verschobenen festlichen Einzug in die Londoner City.

In Münster i. W. wird die Erhebung der Akademie zur Universität feierlich begangen.

Die Kaiserin empfängt eine größere Anzahl von Mitgliedern der Internationalen Tuberkulosekonferenz.

26. Oktober.

Kronprinz Friedrich von Dänemark tritt von Kopenhagen aus über Korsör-Kiel die Reise nach Berlin an.

Der Kaiser und die Kaiserin nehmen das Diner im Hause des Reichskanzlers Grafen Bülow ein.

Der englische Kolonialminister Chamberlain erhält von König Eduard die Genehmigung, eine Reise nach Südafrika zu unternehmen, um persönlich die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen.

In Berlin wird der erste deutsche Agentenkongreß eröffnet.

27. Oktober.

Kronprinz Friedrich von Dänemark trifft nachmittags auf Station Wildpark ein, wo er vom Kaiser empfangen wird. Abends findet im Neuen Palais eine Tafel statt.

Die Hörer der Bergakademie in Leoben beschließen, wegen der ungenügenden Hörsäle den Besuch der Vorlesungen einzustellen.

Die Wahlen zum schweizerischen Nationalrat ergaben eine Bestätigung der bisherigen radikal-demokratischen Mehrheit.

28. Oktober.

Die Burenführer Kruitzinger, Joubert und Fouché, die in Cambridge vor einem kleinen Zuhörerkreis Ansprachen hielten, mußten vor einer zum größten Teil aus jungen Leuten bestehenden Menge, die eine drohende Haltung annahm, flüchten.

Die amerikanische Gesellschaft.

Noch eine „unbegrenzte Möglichkeit".

Von **Georg von Skal** in Neuyork, Chefredakteur der Neuyorker Staatszeitung.

Es ist vielfach auf der andern Seite des Ozeans die Ansicht verbreitet, daß in den Vereinigten Staaten von Amerika der Dollar über die soziale Stellung des Einzelnen entscheide. Ich stehe nicht an, demgegenüber zu behaupten, daß es in den Vereinigten Staaten keine soziale Scheidewand giebt, die sich nicht von jedem, der das Zeug hierzu besitzt, mit größter Leichtigkeit durchbrechen läßt.

Wenn Leute, die sich kurze Zeit oder vorübergehend in den Vereinigten Staaten aufgehalten haben, zu der Ueberzeugung gelangen, es habe sich hier eine der europäischen ähnliche soziale Gliederung vollzogen, so ist das verzeihlich, denn beim ersten Anblick machen die Zustände allerdings diesen Eindruck. Sobald man aber unter die Oberfläche dringt, wird man erkennen, daß jene Anschauung eine falsche war. Sie entsteht dadurch, daß man eine Gruppe von begüterten Familien, die sich zum Zweck der Pflege des geselligen Vergnügens aneinander geschlossen haben, als eine Klasse be-

Digitized by Google

trachtet, die sich durch Standesvorurteile von dem Rest des Volks abschließt. Das ist ganz falsch. Es existiert in Amerika allerdings eine Gruppe von Familien, die man schlechtweg als „Society", d. h. „die Gesellschaft" bezeichnet; sie giebt aber in keiner Weise den Ton an und hat keinen Einfluß auf den Rest des Volks. Sie schließt weniger bemittelte, ihr aber an Bildung und Herkunft gleichstehende Familien nicht aus, sondern diese bleiben ihr einfach aus dem Grunde fern, weil sie den Aufwand, der zur Teilnahme an dem geselligen Leben jener Gruppe gehört, nicht leisten können. Damit ist durchaus nicht gesagt, daß alle zur „Society" gehörenden Familien gleich den Vanderbildts oder Astors überhaupt nicht zu rechnen brauchen. Aber wer zu dieser Gruppe gerechnet werden will, muß sich immerhin für die Einladungen auch der Reichsten in irgendeiner Form revanchieren können und äußerlich wenigstens den Schimmer des Reichtums um sich zu verbreiten imstande sein. Es ist Thatsache, daß zur „Society" auch Familien gehören, die keineswegs über ungezählte Reichtümer verfügen, vielmehr den Milliardären gegenüber beinah als arm bezeichnet werden können.

Der Gedanke, daß diese „Society" eine Art von Aristokratie bildet, ist vollständig falsch. Dazu würde vor allem gehören, daß diese Gesellschaftsschicht gewisse Vorrechte genösse, die sich vom Vater auf den Sohn verpflanzen, und daß sie gegen Eindringlinge abgeschlossen ist. Beides ist nicht der Fall. Die reichen Familien besitzen keinerlei Vorrechte. Sie sind höchstens imstande, sich mit ihrem Geld Genüsse zu verschaffen, die andern versagt bleiben. In politischer Beziehung ist ihr Reichtum sogar ein Hindernis. Der Amerikaner hat ein instinktives Angstgefühl vor dem Einfluß reicher Leute auf die Politik, und es wird diesen daher thatsächlich schwerer, politische Ehren zu erlangen, als denen, die aus den breiteren Schichten des Volks hervorgegangen und mit ihm in enger Fühlung geblieben sind. Ein deutliches Beispiel für diese Thatsache liefert der jetzt in London lebende William Waldorf Astor. Ein hochbegabter Mann, wollte er sich dem öffentlichen Leben widmen, hatte auch im Anfang Erfolg, wurde aber, als er nach höheren Ehren strebte, in jeder Wahl geschlagen, und zwar nur, weil er ein Millionär war. Er verließ Amerika für immer, weil er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß es ihm in seinem Vaterland nicht möglich wäre, am politischen Leben teilzunehmen.

Die amerikanische „Society" bildet keine abgeschlossene Klasse oder Kaste. Die Nachkommen der Familien, die sich ihr angeschlossen hatten, bleiben ihr keineswegs in allen Fällen treu. Sie fallen ab, weil sie entweder nicht die erforderlichen Mittel besitzen, oder weil sie keine Neigung haben, sich vollständig dem Vergnügen zu widmen. Auf der andern Seite werden fortwährend neue Mitglieder aufgenommen, die Reichtümer erworben haben und denen es geglückt ist, sich Verbindungen zu schaffen, die sie in die Gesellschaft einführten. Es liegt auf der Hand, daß von einer Aristokratie keine Rede sein kann, wo ein fortwährender Wechsel in der Zusammensetzung vor sich geht. Auch ist es keineswegs die Geburt und der Name allein, die Zugehörigkeit zu der Gesellschaft sichern, wie das doch bei jeder wirklichen Aristokratie der Fall ist, und von einer Notwendigkeit, durch standesgemäße Heiraten sich innerhalb der Kaste zu erhalten, ist keine Rede. Nicht nur die Söhne, sondern auch die Töchter der amerikanischen „Society" scheuen sich durchaus nicht, sich mit Persönlichkeiten zu verbinden, die ganz andern Kreisen angehören. Ob sie dann in der Gesellschaft eine Rolle spielen, hängt ganz von ihnen ab. Haben wir doch erst vor kurzer Zeit erlebt, daß eine junge Witwe, die in der „Society" eine tonangebende Rolle spielte, sich mit einem Champagneragenten verheiratete, der weder aus einer alten Familie stammte, noch über bedeutende Mittel verfügte, sich aber durch Liebenswürdigkeit und hervorragende Fähigkeit als Arrangeur von Vergnügungen auszeichnete. Der junge Mann wurde mit einem Schlag einer der Führer der Gesellschaft, die ihn gewiß nicht anerkannt hätte, wenn sie wirklich aristokratische Gesinnungen hegte.

Wie in der eigentlichen sogenannten „Society", so liegen die Verhältnisse in allen andern gesellschaftlichen Schichten des amerikanischen Volks. Weder die Stellung, noch die Herkunft, noch das Vermögen allein verleihn soziale Prominenz; ebensowenig schließt der Mangel einer dieser Eigenschaften vom sozialen Verkehr mit andern Familien aus. Jeder Mensch ist imstande, sich seine eigene soziale Stellung nach Wunsch zu gestalten, mit der einzigen Beschränkung natürlich, daß die zum äußeren gesellschaftlichen Verkehr notwendigen Geldmittel vorhanden sein müssen. Dies ist überall der Fall. Wer sich aber durch seine Leistungen emporgearbeitet hat, dem steht die Möglichkeit offen, sich irgendeiner Gruppe anzuschließen, die ihm zusagt, und seine Herkunft steht ihm nirgends im Weg. Auch die reichsten Familien sind überall, wo es sich nicht lediglich um die Veranstaltung von Privatfestlichkeiten handelt, allen andern gleich und genießen keine Bevorzugung, weder durch das Gesetz noch durch das Verhalten der andern Bevölkerungsschichten ihnen gegenüber.

Was dadurch bewiesen werden soll, ist die Thatsache, daß dem Amerikaner die Möglichkeit gegeben ist, in sozialer Beziehung bis zur höchsten Stufe der Leiter aufzusteigen, wenn er die Fähigkeit dazu besitzt. Es giebt keine Barriere, die er nicht überspringen kann. Nirgends stößt er auf Hindernisse, die ihn seiner Geburt wegen am Vorwärtsschreiten hemmen. Kein Bürger der Union kann das Bewußtsein haben, daß es ihm seine Herkunft unmöglich macht, etwas zu erreichen, was irgendeinem andern Bürger erreichbar ist. Der Mann, der als gewöhnlicher Arbeiter sein Leben beginnt, kann ebenso gut die höchsten Ehrenämter bekleiden, wie der Sohn des Millionärs oder des Präsidenten. Niemand hat das Recht, sich als besser zu betrachten, wie er, und das geschieht auch nicht. Aus diesem Grund ist auch das Bemühen der aus Deutschland nach Amerika gekommenen Sozialdemokraten, ihre Partei hier zu vergrößern, vergeblich gewesen. Der mächtigste Bundesgenosse der Sozialdemokratie ist der Neid, und diese häßliche Eigenschaft ist in Amerika so gut wie gar nicht vorhanden, weil die Veranlassung dazu fehlt. Wenn die glänzenden Equipagen der Millionäre in schier endlosen Reihen durch die öffentlichen Anlagen der größeren Städte Amerikas fahren, so hört man von den Zuschauern fast nie eine unfreundliche Bemerkung, die dem Neid oder der Unzufriedenheit entspringt. Nicht nur erkennt der Amerikaner rückhaltslos an, daß sein erfolgreicher Mitbürger sich mit Luxus umgeben darf, er hat auch das Bewußtsein, daß persönliche Tüchtigkeit und Fleiß ihn ebenfalls in die Lage bringen können, sich die Genüsse zu verschaffen. Das entmutigende Gefühl, daß er über die Grenzen, die um seine Klasse gezogen sind, nicht hinaus kann, fehlt ihm, und deshalb blickt er nicht neidisch auf das, was ihm auf immer versagt ist, sondern der Anblick der Entfaltung des Reichtums spornt ihn an zu dem Entschluß, sein möglichstes zu thun, um seine Lage zu verbessern und sich die Mittel zu ähnlichem Genießen zu verschaffen.

Ich halte dieses berechtigte Bewußtsein, daß es für den tüchtigen und erfolgreichen Menschen auch auf sozialem Gebiet nichts Unerreichbares giebt, für die wichtigste und stärkste Triebfeder unter allen, die auf die Entwicklung des amerikanischen Volks eingewirkt haben. Wer längere Zeit in der Union gelebt und sich nicht nur im engen Kreis bewegt hat, der wird unzählige Beispiele anführen können, die beweisen, daß einfache Arbeiter nicht nur Vermögen, sondern auch eine allen andern ebenbürtige, soziale Stellung erworben haben. Allerdings gehört dazu, daß der Mann sich bemüht, sich die erforderliche gesellschaftliche Bildung zu verschaffen, doch ist dieses bei der enormen Strebsamkeit des Amerikaners beinah selbstverständlich. Derartige Fälle sind aber so zahlreich, daß die Behauptung, die soziale Gliederung des amerikanischen Volks werde durch den Dollar oder die Abstammung beeinflußt, als vollständig falsch bezeichnet werden darf. Gelegentliche Versuche, auf solcher Basis ruhende Gesellschaftsklassen zu schaffen, mißlingen so regelmäßig und mit solcher Schnelligkeit, daß sie nicht in Betracht gezogen werden dürfen. In der That nimmt sie das Volk nie ernst, und sie verfallen deshalb, kaum gegründet, dem Fluch der Lächerlichkeit. Man kann gewiß Ausnahmefälle anführen, doch sind sie selten und

Digitized by Google

bedeuten nichts. Vielmehr ist die Thatsache unleugbar, daß in den Vereinigten Staaten nicht nur die Gleichheit vor dem Gesetz, sondern auch die soziale Gleichheit aller Bürger noch immer in dem Maß vorhanden ist, wie das überhaupt der Fall sein kann, so lange eine vollkommene Gleichheit der Eigenschaften aller Menschen nicht vorhanden ist.

Diese unbegrenzte Möglichkeit, durch eigene Kraft in der Gesellschaft alles zu erreichen, was irgendeinem andern Bürger des Landes erreichbar ist, hat Herr Geheimer Kommerzienrat Goldberger in seinen kürzlich in der „Woche" über „Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten" veröffentlichten Aufsätzen, die hier sehr großes Aufsehen erregt haben, nur gestreift. Wohl hat er den Beweis geliefert, daß er in die wirtschaftlichen Verhältnisse der Vereinigten Staaten tiefer eingedrungen ist, als irgendein anderer Ausländer, und sie selbst besser und richtiger zu beurteilen vermag, als sehr viele Amerikaner. Ganz besonders hat er die Ursachen des wirtschaftlichen Aufschwungs der Union richtig erkannt und geschildert. Vielleicht aber hat er es absichtlich unterlassen, auf die von mir gekennzeichnete Möglichkeit des nähern einzugehen, weil er wußte, daß die „unbegrenzten Möglichkeiten", die dem deutschen Bürger, der nicht zur höchsten Klasse gehört, geboten werden, nicht erweitert werden können. Daß aber die Leistungen der amerikanischen Arbeiter durch diese Thatsache vorteilhaft beeinflußt werden, während die enggezogenen Grenzen den deutschen Arbeiter an der vollen Entfaltung seiner Fähigkeiten hindern, ist meine feste Ueberzeugung, und deshalb glaube ich auch, daß die von dem Herrn Geheimrat empfohlenen Mittel zur freieren Entwicklung der deutschen Industrie, so wertvoll sie auch sicherlich sind, nicht genügen werden, um das Ziel zu erreichen, das ihm vor den Augen geschwebt hat, als er über das Land der unbegrenzten Möglichkeiten schrieb.

Soeben erschien:

Kaiser-Manöver

in der Ostmark 1902

herausgegeben von der Redaktion der „Woche".

Dieses glänzend ausgestattete, elegant broschierte Heft enthält eine reiche Fülle der besten bisher unveröffentlichten Manöverbilder und beweist, bis zu welcher Höhe sich die photographische Berichterstattung entwickelt hat. Vorzügliche Einzelaufnahmen und Gruppenbilder, interessante Gefechtsmomente und übersichtliche Geländeaufnahmen ziehen in buntem Wechsel am Auge des Beschauers vorbei und zeigen ihm, daß die Poesie des Soldatenberufs fortlebt trotz der immer größeren Anforderungen, die an Führer und Truppen gestellt werden. Wer „mit dabei" war, wird diese Sonderausgabe der „Woche" besitzen wollen, und auch wer sonst noch des Königs Rock trägt oder getragen hat, wird seine Freude an dem schmucken Heft haben. Unsere sämtlichen Geschäftsstellen sowie die meisten Buchhandlungen sind gern bereit, das Sonderheft der Woche „Kaisermanöver in der Ostmark 1902", **Preis 1 Mark**, zur Ansicht vorzulegen.

Berlin SW. 12.

August Scherl
G. m. b. H.

Umschau.

Die Frequenz des Reichstags ist nach den ersten Abstimmungen über die Getreidezölle rapide zurückgegangen; an der Abstimmung über die Pferdezölle beteiligten sich noch 239 Abgeordnete, am nächsten Tag aber bot das Haus wieder den betrübenden Anblick der gähnenden Leere. Vor fünfzig, wenn es hoch kam, sechzig Mitgliedern fuhren die Redner das Geschütz ihrer Argumente für und wider die Zolltarifvorlage der Regierung oder die Kommissionsbeschlüsse auf. Es wäre daher den Sozialdemokraten, wenn anders sie gewollt hätten, ein leichtes gewesen, durch Anträge auf Auszählung die Aussetzung der Verhandlungen erzwingen zu können. Allein daran liegt ihnen nichts, die Linke will das Zustandekommen des Gesetzes verhindern, aber es ist ihr sehr angenehm, wenn sie dies Ziel erreichen kann, ohne von den Mitteln der Geschäftsordnung einen allzu ausgiebigen Gebrauch zu machen. So wenig sie im äußersten Fall davor zurückschrecken würde, lieber ist es ihr doch, wenn der Vorwurf der Obstruktion nicht gegen sie erhoben werden kann; denn dieser ist doch immer eine zweischneidige Waffe. Die Opposition glaubt aber auch, außergewöhnliche Schritte nicht nötig zu haben, sie hofft, daß die Beratung, schon weil die Zeit nicht allzu reichlich bemessen ist, ohnehin nicht wird zu einem erfolgreichen Ende geführt werden können. Die Anhänger der Zollerhöhung sind freilich noch immer entgegengesetzter Meinung; der Minister von Podbielski hat es ausgesprochen, daß er nach wie vor auf eine Verständigung hofft, und die Vertreter der Rechten und des Zentrums haben sich in gleichem Sinn geäußert. Auf welcher Grundlage sie herbeigeführt werden soll, ist freilich nicht recht ersichtlich, da die agrarische Mehrheit die von der Kommission beschlossene Ausdehnung der Mindestzölle auf andere Artikel als Getreide ebenso angenommen hat, wie die Erhöhung der von der Regierung vorgeschlagenen Sätze. Von welcher Seite man also die Sache betrachtet, das Schicksal des Zolltarifs bleibt dunkel.

Der dänische Kronprinz hat als Gast Kaiser Wilhelms in Potsdam geweilt. Mag er nur gekommen sein, um mit dem Kaiser zu jagen, mag sein Besuch, wie hier und da geflüstert wird, aus Familienangelegenheiten mit der Verlobung einer dänischen Prinzessin im Zusammenhang stehen — daß Kronprinz Friedrich überhaupt da war, ist eine bedeutungsvolle Thatsache. Zwar nahm schon sein ältester Sohn an der Großjährigkeitserklärung unseres Kronprinzen teil, aber daß ein Mitglied des dänischen Königshauses ohne besonderen Anlaß am Berliner Hof einen freundschaftlichen Besuch macht, ist seit Jahrzehnten nicht vorgekommen. Die alles lindernde Zeit hat eben auch hier gewirkt, und zweifellos hat die friedensfreundliche Politik Kaiser Wilhelms II. diese Wirkung verstärkt und beschleunigt. Man sieht, daß der zukünftige König von Dänemark sich auf den Boden der gegebenen Thatsachen stellt. Dies Symptom der Wandlung der Zeiten wird im Deutschen Reich mit Sympathie begrüßt, das deutsche Volk kann nur zufrieden damit sein, wenn die formell guten Beziehungen zu Dänemark, die seit langer Zeit bestehen, zu freundnachbarlichen werden.

In Sofia hat ein schweres Verbrechen späte Sühne gefunden, der Mörder Stambulows ist von dem Schwurgericht

Digitized by Google

zum Tode durch den Strang verurteilt worden. Sicherlich lag eine starke Uebertreibung darin, wenn Stambulow der Bismarck Bulgariens genannt wurde, aber zweifellos hat er unter allen Staatsmännern des Fürstentums sich die größten Verdienste um sein Vaterland und auch um den Fürsten Ferdinand erworben. Es erregte daher in der gebildeten Welt die allgemeinste Entrüstung, als man erfuhr, daß Stambulow in grausamer Weise ermordet worden sei und daß die bulgarischen Behörden scheinbar in der Verfolgung seiner Mörder eine sehr geringe Energie entwickelten. Nun hat den Mörder Halju sein Geschick doch erreicht. Allein noch bleibt viel zu thun, um das an Stambulow verübte Verbrechen ganz zu sühnen, denn Halju war nur ein Werkzeug — die es gebrauchten, harren noch der Strafe.

Haben die beweglichen Klagen der Burengenerale über die Not in ihrer Heimat auf die englische Regierung Eindruck gemacht? Fast möchte man es annehmen, da sich der Kolonialminister Joë Chamberlain vom König Eduard die Genehmigung hat erteilen lassen, selbst nach Südafrika zu reisen und dort nach dem Rechten zu sehn. Der Vorkämpfer des Imperialismus in England ist ganz gewiß kein weichherziger Mensch, aber er ist ein kluger Staatsmann, dem die Größe und Stärke des britischen Reichs als oberstes Gesetz gilt. Es muß der englischen Regierung daran gelegen sein, daß sich endlich in Wahrheit friedliche Zustände in Südafrika herausbilden, um so mehr, da in der Kapkolonie der Gegensatz zwischen dem holländischen und dem englischen Element sich immer schärfer zuspitzt.

Der Schiedsspruch, den König Oskar von Schweden und Norwegen in der Samoafrage gefällt hat, erzeugt, obwohl die Einzelheiten noch nicht bekannt sind, in den Vereinigten Staaten eine gewisse Erregung, nicht weil er zu Gunsten Deutschlands ausgefallen ist, sondern weil er angeblich ein neues völkerrechtliches Prinzip aufstellt. König Oskar hatte bekanntlich nicht über Besitzrechte — die sind durch das Samoaabkommen geregelt — sondern über Schadenersatzansprüche zu entscheiden. Als während der samoanischen Wirren die vor Apia liegenden englischen und amerikanischen Kriegsschiffe Mannschaften landeten und Apia nebst einigen andern Ortschaften beschossen, erhob Deutschland hiergegen Einspruch, weil durch dies Vorgehen Leben und Eigentum deutscher Reichsangehöriger gefährdet wurde. Für den Schaden, den diese thatsächlich erlitten, forderte unsere Regierung dann Ersatz. Die Frage, ob diese Forderungen begründet seien, wurde dem König Oskar als Schiedsrichter zur Beantwortung unterbreitet, und er hat sie bejaht. Die Amerikaner folgern nun hieraus, König Oskar habe den Grundsatz aufgestellt, daß eine Nation nicht berechtigt sei, zum Schutz der eigenen Bürger Truppen zu landen und auf die Eingebornen zu schießen. Diese Folgerung ist aber nichts weniger als schlüssig. Es liegt viel näher, anzunehmen, daß für den Schiedsspruch die Bedingungen, unter denen Landung statthaft erscheint, in Samoa nicht gegeben waren.

Selten wohl ist ein theatralisches Ereignis mit so vielen Glocken eingeläutet worden, als das Gastspiel von Frau Sarah Bernhardt in Berlin. Man muß weit ins öffentliche Dasein zurückgreifen, etwa zu jenen Tagen, da der hitzige Theaterenthusiasmus für den sonstigen Mangel an kraftvoll öffentlicher Bewegung entschädigen mußte, bis man wieder einem ähnlich breiten Interesse für eine Persönlichkeit vom Theater begegnet. Einstens schrieb man lange Essays, z. B. über die Tanzkunst der Fanny Elßler; Berlin, das als skeptisch und nüchtern verschrien ist, geriet über die Opernarie einer Sängerin außer sich. Die reine Lust am Theater führte diesmal nicht zu dem Aufsehen, das das Gastspiel der Sarah Bernhardt verursachte. Das Allerlei aus dem Leben der Schauspielerin, Wahres und Erdichtetes, ihre rachgierigen, aber höchst gleichgiltigen Scheltworte gegen Deutschland von ehedem, ihre Fähigkeit, in vorgerücktem Alter noch junge künstlerische Energie zu wahren, das alles zusammen weckte ein hochgespanntes neugieriges Interesse.

Die Spannung ist nun vorüber. Frau Sarah Bernhardt ist mit der Truppe ihres eigenen Theaters im Haus des Königs von Preußen, im Schauspielhaus aufgetreten, und zwar, zunächst als Fedora in Sardous Drama gleichen Namens. Selbstverständlich dachte bei uns niemand an eine kindische „Revanche" für kindische Worte der Pariser Tragödin, sondern man hielt sich sachlich an die Kunst von Frau Bernhardt. Zunächst blieb man zurückhaltend, und bald folgte man den Absichten der Darstellerin mit wärmerem Anteil. Es gab recht lauten, regen Beifall, aber die heiß aufwallende Zustimmung, die mit erobernder Gewalt sich einstellen kann, fühlte man aus dem Beifall nicht heraus. Zwischen der tragischen Dichtung der Franzosen, ihrem tragischen Darstellungsstil und unserm tragischen Empfinden stecken doch zu viele Gegensätze. Ihr Gesetz ist Formenschönheit noch in der tragischen Gebärde. Das unsere strebt nach vertiefter Charakteristik hin. Frau Sarah Bernhardt ringt nach Adel in Erscheinung und Geste, ihr tragischer Schmerz soll noch die Ruhe eines Bildwerks an sich haben; natürlich wird dabei der Reichtum an individuellen Äußerungen des Temperaments gebunden. Der quillt ohnedies offenbar nicht mehr so lebendig, wie in der Blütezeit der Bernhardt. Zudem will für unser Gefühl das tragische Schwergewicht nicht zur „Theatermiene" des raffinierten Sünders passen. Reiner und stärker dürfte die Tragödin in Racines „Phaedra" wirken.

Auch eine neue „Moderne Bühne" hat sich jüngst im Herbst aufgethan. Aber etwas Neues wußte die jüngste Rettungsgesellschaft für das deutsche Theater nicht zu sagen. Das Wort „modern" wird bald anstößig werden; so sehr wird es mißbraucht. Im Berliner Lessingtheater wurde also ein Zeitbildchen aus Altwien, der „Krampus" von Hermann Bahr gespielt. Der „Krampus" ist ein „Ekel", wie man in Norddeutschland sagt, ein galliger Hagestolz, der aber zum Schluß doch zu Gunsten zweier Liebenden aus der thränenreichen Epoche, da Goethe seinen Werther schrieb, erweicht wird. Ein bißchen Zierlichkeit, ein bißchen Ziererei und viel poetisierendes Getändel macht das Wesen dieser Komödie aus, die aber für Vollmer vom Schauspielhaus Gelegenheit zu einer Meister—studie gab. Loki.

Neue Novellen.

Georg von Ompteda, der unermüdlich Schaffende, veröffentlicht zwei neue Novellenbücher: „Das schönere Geschlecht" und „Traum im Süden" (Verlag von F. Fontane u. Co., Berlin). In dem ersten Band hat er seine kleineren Novellen gesammelt, die ihm zwischen seinen Romanen entstanden sind. Unter ihnen ragt besonders die schlicht-große, packende Erzählung „Der Fund" hervor, zuerst in der „Woche" erschienen und wohl noch in lebendiger Erinnerung. Ueberhaupt ist fast allen Stücken eine treue, selbstlose Wirklichkeitsschilderung eigen, die das Leben selbst zu meistern und ihm seine Schönheit abzuzwingen sucht.

Der zweite Band „Frauen im Süden" ist eine Geschichte für sich und berichtet, leider mehr plaudernd, als gestaltend, von zwei Narren der Sehnsucht. Der wackere, schon etwas angejahrte Baron von Ringstrand auf Brösum empfängt eines Tags auf seinem Heidegut ein schwarzumrändertes Schreiben, in dem seine ungetreue Jugendliebe ihm aus dem fernen Süden den Tod ihres Eheherrn meldet. Da werden alte Wünsche in dem einsamen Junggesellen wach, da steigt das Eiland der Jugend leuchtend und lockend aus dem Nebel-

Digitized by Google

meer des Nordens vor ihm auf — da läßt er Heide und Heimat, um ins Land der Sonne zu fahren und sein verlorenes Glück wieder heimzuholen. Eine Weile umfängt die beiden auch der alte Kindertraum, bis die feine, verwöhnte Dame — sie ist vorsichtig nur „auf Probe" in das Land der Jugend mit heimgekehrt — vor dem grauen, unwirtlichen Norden die Flucht ergreift. Die Erzählung bleibt ein wenig an der Oberfläche haften, hat aber dann und wann Humor, der besonders das alte Herrenhaus des Barons von Ringstrand auf Brösum mit Lust und Wärme erfüllt.

❦

Tiefer in die Wirrnis der Sehnsucht hinein führt uns Georg Hirschfeld mit seiner Novelle „Freundschaft" (Verlag von S. Fischer, Berlin). Eine nordische Mädchengestalt, mit feinen, intimen Wirklichkeitszügen ausgestattet und doch seelisch ins wesenlos Sentimentale gesteigert, steht im Mittelpunkt der Handlung. Anna Friburg kommt aus ihrer norwegischen Heimat nach Berlin, ein unberührtes und doch leicht berührbares Menschenkind, das auf dem Grund seines herben und keuschen Wesens eine dunkle Angst vor der Wirklichkeit birgt. Sie lernt den Dichter Brandes kennen, ihren Lieblingsdichter, in dessen Bücher sie sich schon zu Hause versenkt, zu dem sie wie zu einem fernen Ideal aufgeblickt hat. Sie bringt ihm ihre große, reine Seele offen entgegen; sie empfindet für ihn Freundschaft in dem hohen Sinn, daß sie ihm das Beste und Feinste ihrer Persönlichkeit vertrauend hingiebt. In ihm aber erwacht der Mann, der nicht allein die Freundin, sondern auch das Weib sucht — da zieht sie sich, verletzt und verwundet in ihrem Tiefsten, von ihm zurück. Der Dichter weiß sich bald zu trösten; halb aus Trotz, halb aus neuerwachter Neigung verlobt er sich mit einem frischen, natürlichen Durchschnittsmädchen. Nun wird auch in Anna Friburg aus Qual und Eifersucht das Weib geboren, das zu spät erkannt, daß wir das Beste im Leben nicht außerhalb des Lebens suchen dürfen. Sie findet sich selbst wieder in einem großen und aufrichtigen Entsagen und kehrt, stark und frei geworden, in ihre nordische Heimat zurück. „Unser Reich," schreibt sie an ihren Dichter, „ist nicht der kleine Friede, nicht das Haus, das uns Frau und Kinder schenken, unser Reich ist die Verbrüderung mit den Elementen, ist das, was wir hinaussenden über das Meer in die Ewigkeit und über den Tod hinaus . . ."

Die Novelle ist zart, überzart und schlägt dann wieder in grob-naturalistische Schilderungen um. Sie zeugt für einen schwachen Menschen, der haltlos zwischen Himmel und Erde hin- und herschwankt. Sie läßt die feste, klare Dichterpersönlichkeit vermissen, die das Ganze durchdringt und zu einer Einheit zusammenfügt. Dennoch vermag sie hie und da Töne in uns anzuschlagen, die nicht so schnell wieder verklingen können.

Paul Remer.

Für den Weidmann ist jetzt, wenigstens was die Niederjagd anbetrifft, die Zeit der Ernte gekommen. Soweit die Hühner noch halten, und sie thun es zum größten Teil noch, wenn einigermaßen Deckung vorhanden ist, bilden sie gerade jetzt eine ausgezeichnete Beute für den Jäger. Allerdings gehört ein vortrefflicher Schütze dazu, um noch mit Sicherheit Hühner herabholen zu können. Dagegen ist nun als gangbares Flugwild an die Stelle der Rebhühner der edle Fasan getreten. Er ist ein Aristokrat vom reinsten Wasser, obwohl er bei uns in Mitteleuropa keineswegs selten ist. Wenn nun auch der Fasan zum hohen Weidwerk gehört, bildet die Fasanenjagd doch eigentlich ein recht mäßiges Vergnügen, weil namentlich der künstlich gezüchtete Vogel sich in der Freiheit ziemlich thöricht benimmt. So weit indessen der Fasan in geistiger Hinsicht hinter unserm Birk- und Auerwild zurücksteht, so weit überragt er es in kulinarischer Hinsicht durch die Weiße und die Zartheit seines Wildbrets. Allerdings muß auch er eine hinlängliche Zeit des Hangens und Bangens durchmachen, bis er zart und verdaulich wird; ist dies aber nach den Regeln der Kunst geschehen, und trug das Exemplar vor allem sein erstes Winterkleid, so bildet der Fasan einen wahrhaft köstlichen Bissen.

Hauptsächlich werden die Fasanen jetzt auf Treibjagden geschossen, wo sie mit Hasen und Rehwild zugleich erlegt werden. Wir sollen nach den glaubhaften Auslassungen eines Wetterpropheten in diesem Jahr einen ganz besonders strengen Winter bekommen, und daher wird diesmal mit dem Abhalten der Treibjagden wohl schon früher begonnen werden. Hasen werden dann meistenteils in Feldtreiben zur Strecke gebracht, und bei uns in Niederdeutschland wird in dieser Beziehung im allgemeinen das Kesseltreiben bevorzugt. Bei solchen Kesseltreiben ist es von Vorteil, wenn man möglichst viele Treiber und nicht allzuviele, aber gute Schützen hat. Bekanntlich gehen beim Kesseltreiben Treiber und Schützen von einem bestimmten Punkt nach zwei Richtungen hin auseinander und umschlagen ein größeres Areal, bis der Zirkel geschlossen ist. Sobald dies der Fall ist, rückt auf ein Signal des Jagdherrn oder Jagdleiters der ganze Kreis nach dem Mittelpunkt zu hin vor, und bald werden dann auch die ersten „Krummen" sichtbar. Sie stehen vor den Treibern auf, und in wildem Galopp geht es die ganze Kette entlang: überall Feinde. Die ersten Schüsse bringen die „Krummen", wie der Jäger den Hasen fachmännisch bezeichnet, zu förmlicher Verzweiflung, sie versuchen schließlich rottenweise, zu sechs bis acht, die Treiberkette zu durchbrechen, die Treiber schreien und werfen mit Stöcken nach den Geängstigten, in einem solchen Fall gelingt es dann wenigstens immer Einzelnen, sich zu retten und im Frühjahr dafür zu sorgen, daß das Hasengeschlecht nicht ausstirbt.

Auf Treibjagden wird vielfach arg gesündigt. Sehr häufig werden zu solchen Veranstaltungen „Weidmänner" eingeladen, die mehr das Frühstück und die angenehme Gesellschaft, als die Ausübung der Jagd anlockt. Sie werden den Hasen nur selten gefährlich, desto öfter aber den Treibern und den Weidgenossen. Namentlich ist es eine sehr große jagdliche Ungezogenheit, noch in den Kessel hineinzuschießen, wenn bereits abgeblasen ist. Ein wirklicher Jäger wird das niemals thun, selbst wenn er glaubt, den Schuß noch ohne Gefahr abgeben zu können. Bei gefrorenem Boden rikoschettieren die Schrote und nehmen dann ganz unberechenbare Richtungen an. Es sind durch solche unvorsichtigen Schüsse oft genug Menschen um ihr Augenlicht gekommen.

Weiter soll der Jagdherr für einige gute Gebrauchshunde sorgen, die den krank geschossenen Hasen sofort hetzen und apportieren. Die Nachsuche am nächsten Tag hat nur höchst selten einen Zweck. Erstens stehen die Herren Treiber und sonstigen Interessenten doch immer viel früher auf, als der Jagdberechtigte, und andrerseits finden die Hunde am nächsten Tag das verendete Wild nur sehr schwer, es wird meistens überlaufen, weil totes Wild so wenig Witterung hat, daß die meisten Hunde gar nicht darauf reagieren. Deshalb ist es gut, wenn man sofort Hunde zur Stelle hat, die den „Krummen", sobald sie Schweiß in seiner Spur finden, nötigenfalls drei Dörfer weit hetzen, um ihn dann sicher zu apportieren.

A. C.

Man pflegt zu sagen, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht. Indessen kann es dem dramatischen Künstler oder der dramatischen Künstlerin auch schon bei Lebzeiten recht eigentümlich gehen, wenn ihre wirtschaftliche Befähigung mit ihrer künstlerischen Begabung nicht gleichen Schritt hält oder umgekehrt. Amalia Materna, die berühmte Wagner-

Digitized by Google

sängerin, mußte vor wenigen Tagen auf ihrem sonst so stillen Schloß St. Johann bei Graz eine recht eigentümliche Gesellschaft empfangen, das heißt, sie verzichtete darauf, als Herrin des Walkürenschlosses die Honneurs des Hauses zu machen, weil der Hauptgast ein Gerichtsvollzieher war, der mit einer Vollstreckungsurkunde erschien und im Besitz dieses Dokuments auf jede äußere Ehrenbezeugung verzichtete. Mit dem Gerichtsvollzieher aber war zugleich eine ganze Zahl von Kauflustigen erschienen, die wenigstens sehen wollten, wie die Kostbarkeiten der berühmten Sängerin unter den Hammer kamen. Sic transit gloria mundi: die glanzvolle Walkürenrüstung, Schild und Speer erstand irgendein Trödler für einige Bettelpfennige, und schließlich werden diese Kostbarkeiten, in denen die Künstlerin ihre größten Triumphe feierte, in einer Maskengarderobe ein ruhmloses Ende finden. Selbst ihre Büste und ihre Lorbeerkränze fielen den unersättlichen Gläubigern zum Opfer, ebenso ihre Fächer, unter denen sich einer als Geschenk des Kaisers Franz Josef befand.

Professor Adolf Lorenz

❦

Die Theosophen haben letzthin auch in Berlin einen Triumph gefeiert. Die Engländerin Annie Besant, die merkwürdige Frau, die erst mit Charles Bradlaugh soziale Reformen anstrebte und dann als Schülerin der Madame Blavatsky durch theosophische Studien die Seelen zu gewinnen trachtete, hat in dem Hotel „Zu den vier Jahreszeiten", in dem auch die Burengenerale wohnten, einen Werbevortrag gehalten. Jedenfalls werden die Theosophen auch in ihrer Art etwas Gutes anzustreben beabsichtigen, dem nüchternen, kühl überlegenden Menschen bleiben aber die meisten der vorgetragenen Mysterien ein ewiges, unlösbares Rätsel. Man muß indessen jede Ueberzeugung, sofern sie überhaupt ehrlich ist, achten, und die Ehrlichkeit der Ueberzeugung ist bei diesen Fanatikern wenigstens in keiner Weise anzuzweifeln. Die Theosophen sind allem Weltlichen abgewandt, ihre ganze Willenskraft ist nur auf das eine Ziel gerichtet, die Zuhörer mit der eigenen Ueberzeugung zu durchdringen. Berlin, das nüchterne, arbeitsame, blieb ruhig bei der neuen Lehre, die auch in Spreeathen Anhänger haben soll. Mit Sekten und Sektierern giebt sich der Berliner verhältnismäßig nur sehr wenig ab, er huldigt im großen und ganzen dem toleranten Grundsatz des alten Fritz, nach dem jeder nach seiner Fasson selig werden kann.

❦

Die Orthopädie ist eine Wissenschaft, die in der letzten Zeit unzweifelhafte Erfolge errungen hat; einer ihrer Hauptvertreter ist der berühmte Wiener Professor Lorenz (Porträt obenstehend), der als Autorität auf diesem Gebiet gilt. Er hat auf den medizinischen Kongressen der letzten Jahre, insbesondere auf den internationalen Versammlungen der Aerzte in Rom und Paris, sowie auf dem Berliner Chirurgenkongreß vor drei Jahren über sein Verfahren berichtet und sehr schöne Erfolge vorgeführt. Seine Spezialität sind Hüftverrenkungen bei Kindern, die früher nur mit blutigen und langwierigen Operationen behandelt wurden. Dem Wiener Professor wurde kürzlich eine Operation übertragen, die in der ganzen Welt Aufsehen erregte, und zwar weniger wegen der Schwierigkeit des Falls, als wegen der Eigentümlichkeit des Angebots. Der reichste Schlachthofbesitzer von Chicago, Mr. Armour, hatte von den Operationen erfahren, und da er selbst ein Töchterchen besitzt, das an einer angeborenen Hüftverrenkung litt — kaufte er sozusagen den berühmten Operateur. Da die Behandlung mehrere Monate in Anspruch nimmt, besoldet er ihn während dieser Zeit geradezu königlich. Professor Lorenz mußte mit seinem Assistenten nach Chicago kommen, war also in die Zwangslage versetzt, seine gesamte Praxis während dieser Zeit aufgeben zu müssen. Er erhält, abgesehen von den Reisekosten, für sich und seinen Begleiter 1000 Pfund Sterling für jeden Tag, der durch die Behandlung in Anspruch genommen wird, so daß die ganze Operation schließlich ungefähr 100 000 Pfund kosten wird. Um das bezahlen zu können, muß man allerdings Amerikaner und Schweineschlächter en gros sein.

A. C.

Die Toten der Woche.

Andreas von Beretvas, Mitglied des ungarischen Magnatenhauses, k. und k. Kämmerer, † in Budapest am 22. Oktober im Alter von 64 Jahren.

Albert Bielschowsky, bekannter Goetheforscher, † in Berlin am 23. Oktober im Alter von 55 Jahren.

Wilhelm Böckmann, Geheimer Baurat, † in Berlin am 23. Oktober im 71. Lebensjahr (Portr. S. 2030).

Dr. Friedrich Albert Bratsch, kgl. bayrischer Generalarzt a. D., † in München am 28. Oktober im 71. Lebensjahr.

Julius Geertz, bekannter Genremaler, † in Braunschweig am 21. Oktober.

S. Hinrichsen, Vorsitzender der Hamburger Bürgerschaft, † in Hamburg am 22. Oktober. (Porträt S. 2030).

Koehn von Jaski, Oberst z. D., † in Görlitz am 23. Oktober nach 75jähriger Dienstzeit im 94. Lebensjahr.

Professor Alexander Nasimow, bedeutender Jurist, Dekan der juristischen Fakultät an der Universität Odessa, † in Odessa am 21. Oktober im 52. Lebensjahr.

Andreas Nembach, Komponist, † in Cincinnati (Ohio) am 15. Oktober im Alter von 63 Jahren.

Cäsar Scharff, bekannter Hamburger Bildhauer, † in Altrahlstedt am 22. Oktober im Alter von 38 Jahren.

Giovanni Secondi, berühmter italienischer Augenarzt, † in Genua am 23. Oktober.

Willem Stoeber, Professor der Pharmazie an der Universität Amsterdam, † in Amsterdam am 25. Oktober im Alter von 71 Jahren.

Wandenkolk, bekannter brasilianischer Admiral, † in Rio de Janeiro am 6. Oktober im Alter von 64 Jahren.

Unsere Bilder.

Kronprinz Friedrich von Dänemark (Porträt S. 2030) ist am 27. Oktober zum Besuch des Kaiserpaars in Potsdam eingetroffen, ein Ereignis, das von der öffentlichen Meinung Deutschlands allgemein sympathisch begrüßt wurde. Darf man doch darin, welche besonderen Zwecke immer den Kronprinzen nach Deutschland geführt haben mögen, einen neuen Erfolg der friedensfreundlichen Politik Kaiser Wilhelms erblicken. Kronprinz Friedrich, der am 3. Juni 1843 zu Kopenhagen geboren wurde, ist seit dem 28. Juli 1869 mit Prinzessin Luise von Schweden und Norwegen vermählt. Er ist Chef des preußischen Husarenregiments Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg (2. hessisches) Nr. 14.

❦

An der großen Hofjagd in Blankenburg (Abb. S. 2031), die der Prinzregent Albrecht von Braunschweig am 24. Oktober veranstaltete, nahmen auch der Kaiser mit

Digitized by Google

dem Kronprinzen, Prinz Heinrich, der Großherzog von Sachsen-Weimar und der Fürst zu Schaumburg-Lippe teil. Das freundliche Städtchen hatte zu diesem Ereignis Festkleidung angelegt, die Straßen waren vielfach mit Emblemen geschmückt, die auf die „Kaiserjagd" hindeuteten. Die Bevölkerung bereitete dem Kaiser auf seiner Fahrt vom Bahnhof zum Schloß einen jubelnden Empfang.

Denkmalsenthüllungen in Myslowitz (Abbildung S. 2032). Am 18. Oktober, dem Geburtstag Kaiser Friedrichs, weilte, während der Kaiser der Enthüllung des Denkmals für den Großen Kurfürsten in Fehrbellin beiwohnte, Kronprinz Wilhelm in Myslowitz in Oberschlesien, um an der Enthüllung der Standbilder für Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich teilzunehmen. Vom Bahnhof begab er sich durch das Spalier der Kriegervereine, Gewerke und Schulen unter jubelnden Hochrufen nach dem Wilhelmsplatz, auf dem sich, von Blumenbeeten umrahmt, die von den Berliner Bildhauern Freese und Hankow geschaffenen Statuen einander gegenüber erheben.

Ein Moltkedenkmal (Abb. S. 2033) ist in Mannheim am 19. Oktober gelegentlich des 50jährigen Jubiläums des zweiten Badischen Grenadierregiments Kaiser Wilhelm I. Nr. 110 mit besonderer Feierlichkeit enthüllt worden. Der Großherzog von Baden selbst war zur Teilnahme erschienen, er würdigte zunächst in einer mit einem Hoch auf Kaiser Wilhelm II. gipfelnden Ansprache die Verdienste des größten Strategen seiner Zeit und gab dann das Zeichen, daß die Hülle falle. Einfach und schlicht erhebt sich auf dem Sockel, der nur das eine Wort „Moltke" als Inschrift trägt, die von Professor Joseph Uphues nachgeschaffene Gestalt des großen Schlachtendenkers.

König Oskar von Schweden und Norwegen (Porträt S. 2030) hat seines Amtes als Schiedsrichter in der Samoafrage gewaltet. Während sich Deutschland, England und Amerika über das Besitzrecht an den Inseln in einem Vertrag geeinigt haben, übertrugen sie die Entscheidung über gewisse Schadenersatzansprüche Deutschlands dem König Oskar, worauf auch das Samoaabkommen Bezug nimmt. Nun hat der Schiedsrichter seinen Spruch gefällt, die Einzelheiten sind zwar noch nicht bekannt, aber das weiß man, daß König Oskar zu Gunsten Deutschlands entschieden hat.

Einzug des englischen Königspaars in die Londoner City (Abb. S. 2031). Am 25. Oktober hat endlich die Vertretung der Stadt London den lang erwarteten offiziellen Besuch des Königs Eduard und der Königin Alexandra erhalten. Genau, wie es für die Krönungsfeierlichkeiten vorgesehen war, nahm das Königspaar seinen Weg vom Buckinghampalast nach der Guildhall und zurück durch die Hauptverkehrsstraßen Londons, überall von der dicht gedrängten Volksmenge freudig begrüßt. In der Guildhall, in der das Frühstück eingenommen wurde, brach zum Glück erst, nachdem die Festgäste sich wieder entfernt hatten, ein Feuer aus, das jedoch bald gelöscht werden konnte. Der Einbruch einer Tribüne mit 150 Personen lief erfreulicherweise auch ohne ernstere Folgen ab.

Don Karlos I. (Abb. S. 2034), der König von Portugal, der sich zur Zeit auf einer Reise im Ausland befindet, hat zunächst in Paris längeren Aufenthalt genommen. Die dortige Presse erzählt ein hübsches Wort von ihm. Als er vor sieben Jahren das Elysée besuchte, küßte ihm der damalige Zeremonienmeister Crozier die Hand, während der jetzige, Herr Mollard, sie ihm bei dem gleichen Anlaß nur drückte. Mit Bezug hierauf nun sagte der König: „Sollte Frankreich wirklich eine Republik geworden sein?"

Die Internationale Tuberkulosekonferenz in Berlin (Abb. S. 2029) hat ihre Arbeiten beendet. Neben verschiedenen andern wichtigen Fragen wurde auch die der Identität von Rinder- und Menschentuberkulose eingehend erörtert. Es zeigte sich, daß noch viele Forscher anderer Meinung sind, als Robert Koch, der bekanntlich die Uebertragbarkeit der Rindertuberkulose auf den Menschen leugnet. Der Laie wird aus den Verhandlungen den Schluß ziehn, daß es ihm jedenfalls nichts schadet, wenn er die Milch von Kühen vor dem Genuß abkocht. Gerade bei der Debatte über diese Frage platzten die Geister verschiedentlich recht heftig aufeinander. Aber das that der Kollegialität keinen Abbruch, die bei den geselligen Zusammenkünften ihren Ausdruck fand.

Das Jubiläum des Foucaultschen Pendelversuchs (Abb. S. 2028). Fünfzig Jahre sind verflossen, seit Foucault im Pantheon zu Paris seinen berühmten Versuch mit einem Pendel anstellte, durch den er den strikten Beweis lieferte, daß sich die Erde um ihre Achse drehe. In der großen Kuppel wurde ein Stahldraht von 67 Meter Länge befestigt, an dessen unterm Ende eine Messingkugel mit einer Spitze angebracht war, die bei jeder Schwingung eine Spur in einem auf einer Beobachtungstafel aufgeschichteten Sandhaufen zurückließ. Durch die Abweichung der Spuren voneinander ergab sich die Umdrehung. Dieses historische Experiment hat nun Camille Flammarion am 22. Oktober mit großer Feierlichkeit wiederholt. Der bekannte Astronom hielt einen einleitenden historischen Vortrag, aus dem als besonders interessant hervorgehoben zu werden verdient, daß der napoleonische Staatsstreich es war, der Foucault und sein Pendel aus dem Pantheon, das dem christlichen Kultus zurückgegeben wurde, vertrieb. Die Republik führte später das Gebäude wieder weltlichen Zwecken zu. Als Vertreter der Regierung beteiligte sich übrigens der Unterrichtsminister Chaumié an der Wiederholung des Foucaultschen Experiments. Nach einer langen Rede war er es, der den Faden durchbrannte, mit dem man das Pendel seitlich befestigt hatte, um ihm ein von fremden Einflüssen völlig freien Anstoß zu geben.

Der internationale Amerikanistenkongreß (Porträts S. 2029), der im Jahr 1875 in Paris gegründet wurde, hat vom 20. bis 25. Oktober zum erstenmal in Amerika, nämlich in Neuyork, getagt und sich mit dem interessanten Thema der frühesten Berührung zwischen der alten und der neuen Welt beschäftigt. Unter den europäischen Mitgliedern befanden sich auch die Professoren von den Steinen und Seler aus Berlin.

Die Gewinnung des Scharlachserums (Abb. S. 2034). Auf dem letzten Naturforscher- und Aerztetag in Karlsbad machten die Mitteilungen des Wiener Arztes Dr. Moser über ein von ihm entdecktes Scharlachserum das größte Aufsehen. Ein abschließendes Urteil über den Heilwert des neuen Mittels läßt sich noch nicht fällen, die Versuche damit werden aber eifrig fortgesetzt. Gewonnen wird das Serum durch Blutentnahme von Pferden. Unser Bild zeigt ein solches Experiment, Oeffnung der Halsader, aus dem k. k. serotherapeutischen Institut in Wien.

Ein Brahmsdenkmal (Abb. S. 2028) soll in Wien errichtet werden, wo der Komponist so lange gelebt und gewirkt hat. Es wurde dafür eine Konkurrenz ausgeschrieben, aus der Professor Weyr als Sieger hervorging; seinen Entwurf hat die Jury zur Ausführung empfohlen. Ein Modell hatte auch Max Klinger, dessen Beethovendenkmal so viel von sich reden macht, gesandt, aber außerhalb des Wettbewerbs, da es die vorgeschriebenen Bedingungen nicht erfüllte.

Mr. Andrew Carnegie (Abb. S. 2030), der schottisch-amerikanische Stahlkönig, der jüngst zum Ehrendoktor der Saint-Andrewsuniversität promoviert wurde, hat bei dieser Gelegenheit eine Rede gehalten, in der er dem Deutschen Kaiser glaubte einen Rat erteilen zu sollen. Er richtete nämlich an diesen einen Appell, „Vereinigte Staaten von

Digitized by Google

Europa" in Form einer politischen und industriellen Union zu gründen, da Europa nur auf diese Weise sich der wirtschaftlichen Uebermacht der „Vereinigten Staaten von Amerika" würde erwehren können. Der Wortlaut der Carnegieschen Rede steht noch nicht fest, wohl aber die Thatsache, daß Kaiser Wilhelm von dem jedenfalls gut gemeinten Ratschlag keinen Gebrauch machen wird. Kaiser Wilhelm treibt deutsche Politik und fühlt sich nicht berufen, den Herrn von Europa zu spielen.

Sarah Bernhardt (Abb. S. 2027) hat ihren ersten Erfolg in Berlin nicht auf der Bühne errungen, sondern auf dem Parkett des Salons. Der Berliner Pressefklub, der zu seinen Mitgliedern nicht nur Leute der Feder, sondern auch sehr viele Angehörige anderer Berufsstände zählt, veranstaltete zu Ehren der gefeierten Künstlerin am Abend ihrer Ankunft ein Festmahl. Der Andrang dazu war so groß, daß kaum der dritte Teil derer, die dabei sein wollten, Zutritt erhalten konnte. Hier und dort wunderte man sich wohl, warum die französische Tragödin, bevor sie noch Proben ihrer Kunst geliefert, in der deutschen Reichshauptstadt so geehrt würde. Die Antwort gab bei jenem Festmahl Ludwig Fulda, indem er daran erinnerte, daß Sarah Bernhardt zuerst den Bühnenwerken Hermann Sudermanns die Pforten des französischen Theaters geöffnet habe.

Die Balneologischen Kurse (Abb. S. 2034), die im vorigen Jahr zum erstenmal von der Großherzoglichen Badeanstaltenkommission in Baden-Baden veranstaltet und mit großem Beifall aufgenommen wurden, sind in der Woche vom 13. bis zum 18. Oktober unter Vorsitz des Geheimen Rats Haape mit bedeutendem Erfolg wiederholt worden. Man darf daher wohl annehmen, daß diese wertvollen Kurse fortan regelmäßig stattfinden werden.

Eine Verlobung im reußischen Fürstenhaus (Abb. S. 2030). Die älteste Tochter des verstorbenen Fürsten Heinrich XXII. von Reuß ä. L., Prinzessin Emma, hat sich mit dem Grafen Erich Künigl-Ehrenburg verlobt. Die Braut wurde am 17. Januar 1881, der Bräutigam, der als Offizier der österreichischen Armee angehört, am 20. Juni 1880 geboren. Er entstammt einem alten Tiroler Rittergeschlecht, das schon 1563 in den Freiherrn- und 1662 in den Grafenstand erhoben wurde.

Dem finnischen Dichter Elias Lönnrot ist in Helsingfors ein Denkmal (Abb. S. 2028) errichtet worden, dessen feierliche Enthüllung kürzlich stattfinden sollte. Allein der Generalgouverneur des Großfürstentums verbot, um Demonstrationen gegen die fortschreitende Russifizierung zu verhindern, jede Festlichkeit. Ja noch mehr, als der Ausschuß der finnischen Litteraturgesellschaft sich am festgesetzten Tag in früher Morgenstunde am Denkmal versammelte, fand er die Arbeit bereits gethan. Geheimnisvolle Hände hatten die Hülle bereits während der Nacht entfernt. Allein alles nützte nichts, die Regungen der Volksseele waren stärker, als die behördlichen Maßregeln. Den ganzen Tag über legten Abordnungen an dem Monument Kränze nieder, und aus tausend Kehlen erscholl das finnische Nationallied „Unser Land" in die Lüfte. Gerade in der jetzigen Zeit fühlte die Bevölkerung Finnlands das Bedürfnis, den Mann zu ehren, der ihr die poetischen Wahrzeichen der Vergangenheit rettete, indem er die alten finnischen Runen sammelte und unter dem Namen „Kalewala" vereinigte.

Leopold Viktor Delisle (Abb. S. 2029), der Generaladministrator der französischen Nationalbibliothek, ist von Kaiser Wilhelm durch Verleihung der großen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet worden. Der Gelehrte, der am 24. Oktober 1826 in Valognes geboren wurde, machte seine Studien auf der Ecole des chartes in Paris. Im Jahr 1852 erhielt er eine Anstellung bei der Bibliothek, wurde 1857 Mitglied der Akademie und der Inschriften und 1874 oberster Leiter der Bibliothek. Er hat eine große Anzahl bedeutender Arbeiten auf den Gebieten der Geschichte, Paläographie und Bibliographie veröffentlicht.

Zur Frauenbewegung (Porträts S. 2030). Zum erstenmal ist an der Berliner Charité eine Aerztin angestellt worden, Fräulein Helene Friederike Stelzner, die in Halle a. S. ihr Staatsexamen und mit dem Prädikat summa cum laude ihr Doktorexamen gemacht hat. Nach Beendigung ihrer Studien arbeitete Frl. Stelzner zuerst in der chirurgischen Klinik des Professors von Bramann in Halle als Volontärin. Dann siedelte sie nach Berlin über und war mehrere Monate im Krankenhaus am Urban thätig. — An der Berliner Universität ist die städtische Oberlehrerin Frl. Anna Lüderitz zum Doktor der Philosophie promoviert worden. Sie ist zur Zeit die einzige Deutsche, die den Doktorgrad von der Berliner Universität erhalten hat.

Deutsche Reformatoren der türkischen Armee (Abb. 2030). Sultan Abdul Hamid war, als er vor sechsundzwanzig Jahren zur Regierung kam, von den besten Absichten beseelt, die Kultur der Türkei durch großanlegte Reformen zu heben. Leider waren die Verhältnisse stärker, als er; durch Intriguen einer ewig geschäftigen Hofkamerilla wurde er von Mißtrauen gegen seine besten Ratgeber erfüllt, und sein Eifer erschlaffte. Nur für die Reform des Heeres, zu der er mit Vorliebe deutsche Offiziere heranzog, behielt er bis in die neuste Zeit Interesse. Er bekundete es in diesen Tagen wieder durch die Beförderung mehrerer jener deutschen Offiziere zu Generalleutnants.

Die leitenden Personen der Pariser Polizei (Porträts S. 2029). Der Präfekt Lépine und der Chef des Sicherheitsdienstes Cochefert sind aus Anlaß der Humbertaffaire mannigfachen Angriffen ausgesetzt gewesen. Gegen Cochefert wurde neuerdings sogar geradezu der Vorwurf erhoben, daß er die Flucht der ehrenwerten Familie begünstigt habe. Indessen ist er vom Polizeipräfekten ermächtigt worden, gegen den Verbreiter dieser Behauptung die Verleumdungsklage anzustrengen. Wenn danach auch seine Ehrlichkeit von seinem Vorgesetzten nicht in Zweifel gezogen wird, den Vorwurf wird er schwerlich von sich abweisen können, daß er nicht mit besonderem Geschick vorgegangen ist. Wir wollen nur daran erinnern, daß seiner Zeit den Behörden des Auslandes falsche Bilder der Humberts zugestellt worden sind, während die „Woche" damals die richtigen brachte.

Personalien (Porträts S. 2030). Das Kommando des VIII. Armeekorps hat anstelle des Erbgroßherzogs Friedrich von Baden, der sich fortan mehr den Interessen seines Landes widmen will, der bisherige Kommandeur der 21. Division, Generalleutnant von Deines, erhalten. Dieser hat insofern eine eigentümliche Laufbahn gemacht, daß er erst während des französischen Kriegs, in den er als Reserveoffizier der Bonner Husaren zog, zum aktiven Dienst übertrat. — Zum Gouverneur des Libanon haben die Mächte für die nächsten fünf Jahre den Generaladjutanten Muzaffer Pascha, einen Sohn des russisch-polnischen Grafen Czeikowsky, erwählt. — In Graz starb Professor Franz Krones von Marchland, einer der bedeutendsten österreichischen Historiker. Er hat zahlreiche wertvolle Beiträge zur Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit in Oesterreich geliefert. — Durch den Tod des Geheimen Baurats Wilhelm Böckmann hat die Berliner Architektenwelt einen schweren Verlust erlitten. Im Verein mit Ende hat der Verewigte zahlreiche bedeutende Bauten in der Hauptstadt sowohl als außerhalb aufgeführt. — Der Präsident der Hamburger Bürgerschaft, Siegmund Hinrichsen, wurde am 22. Oktober, während er gerade die Verhandlungen der Körperschaft leitete, plötzlich vom Tode ereilt.

Digitized by Google

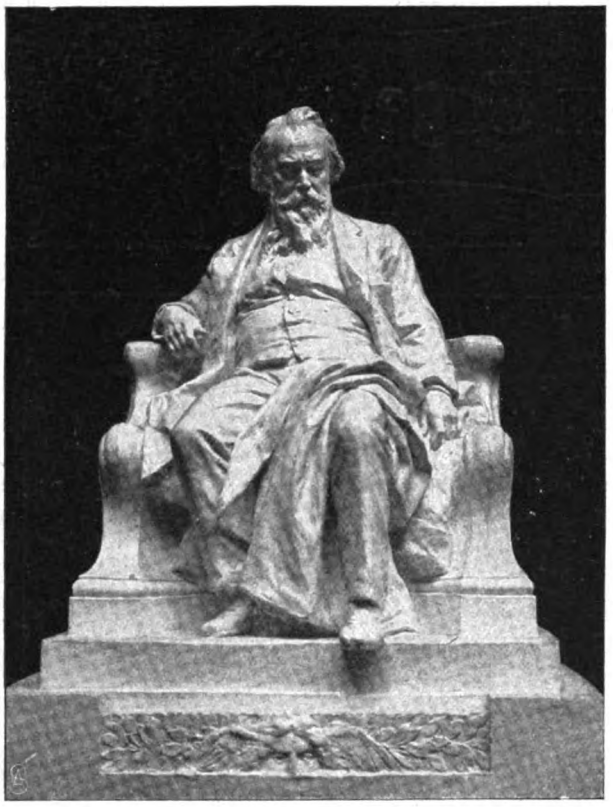
Bilder vom Tage.

1. Sarah Bernhardt. 2. Sudermann. 3. Max Grube. 4. Fulda. 5. Frau Sudermann.

Sarah Bernhardt in Berlin: Der Festabend des Presseklubs am 26. Oktober.

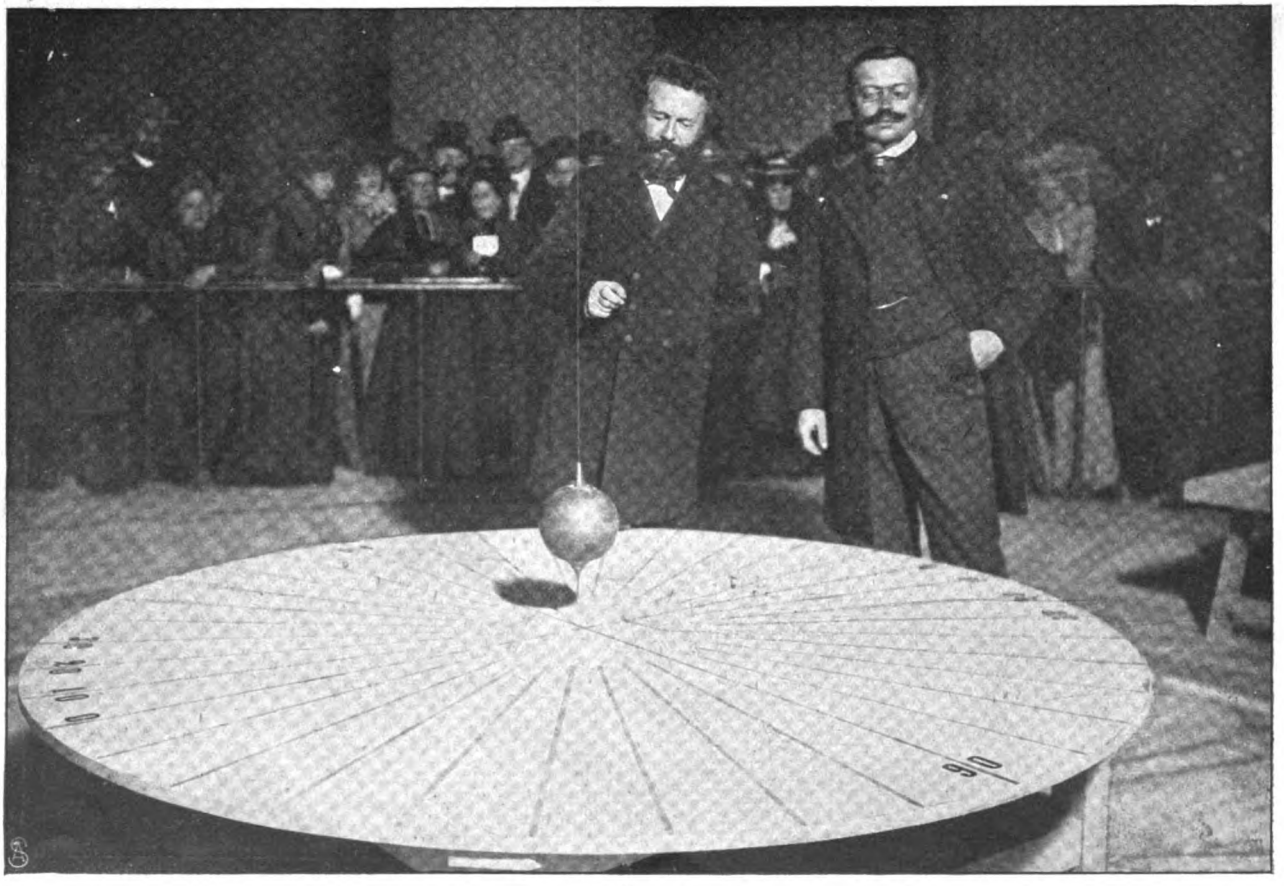
Spezialaufnahme für die „Woche" von Zander & Labisch.

Digitized by Google



Ein Brahmsdenkmal für Wien: Entwurf von Professor Weyr,
von der Jury zur Ausführung empfohlen.
Hofphot. Lechner, Wien.

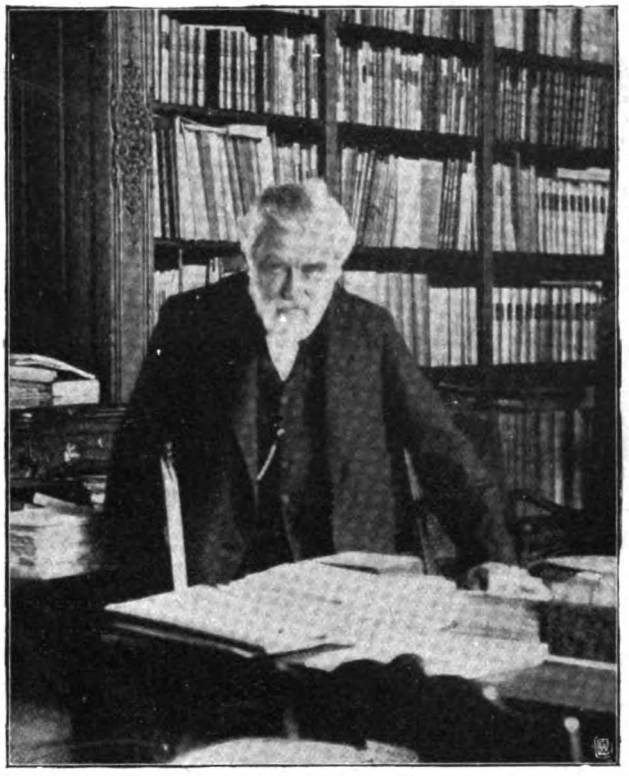
Das am 18. Oktober in Helsingfors enthüllte Denkmal Elias Lönnrots,
des Sammlers der alten finnischen Volksrunen,
von Bildhauer Emil Wikström.



Flammarion.
Das 50jährige Jubiläum der Foucaultschen Pendelversuche zum Beweis der Erddrehung:
Camille Flammarion wiederholt das historische Experiment im Pantheon zu Paris.
Phot. d'Albignac.

Digitized by Google

Lépine, Polizeipräfekt von Paris.

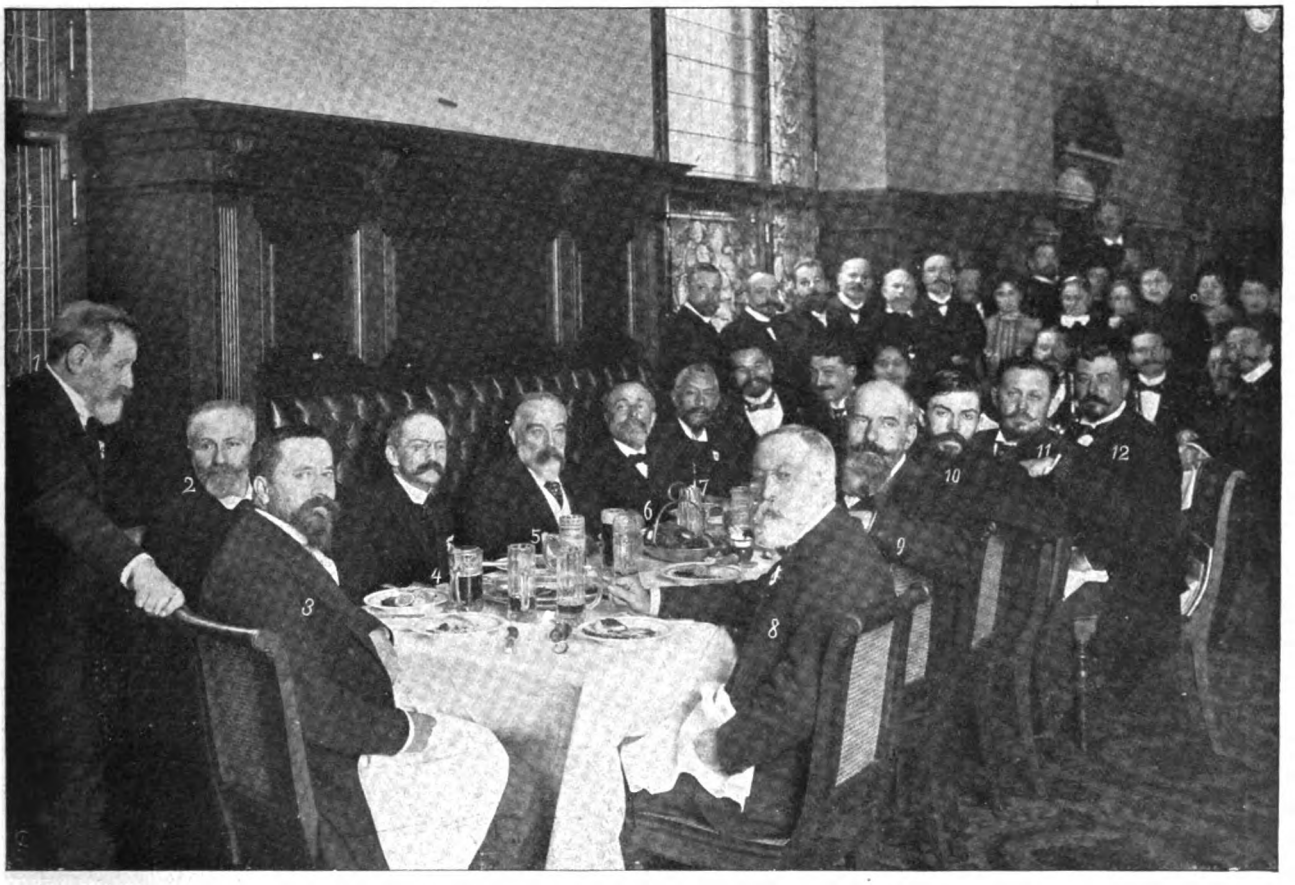


Leopold Viktor Delisle,
Generaladministrator der französischen Nationalbibliothek, erhielt von Kaiser Wilhelm die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen.

Professor Eduard Seler.

Cochefert,
der Chef des Pariser Sicherheitsdienstes.
Beide wurden in der Humbert-affaire neuerdings viel genannt.

Professor Karl von den Steinen.
Die Vertreter Deutschlands auf dem XIII. Internationalen Amerikanistenkongreß i. Neuyork (20.—25. Oktober).



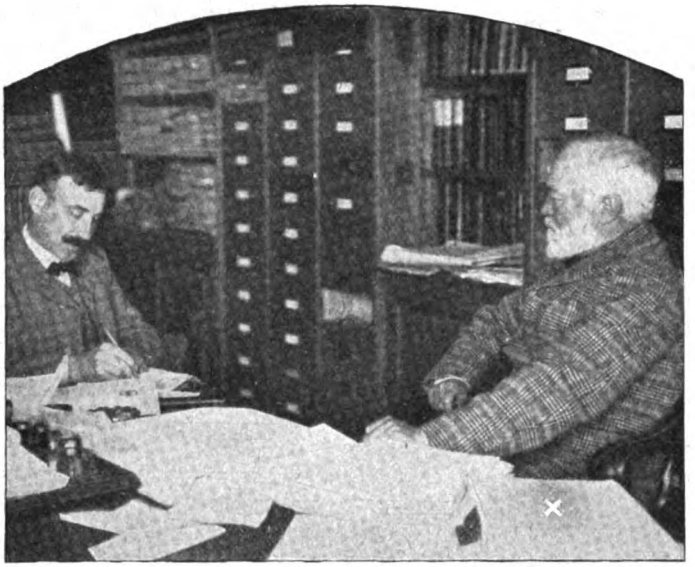
1. Geheimrat Fränkel. 2. Letulle (Paris). 3. Calmette (Lille). 4. Bielefeldt (Berlin). 5. Brouardel (Paris). 6. Landouzy (Paris). 7. Nocard (Alfort). 8. de Lavarenne (Paris). 9. Serfiron (Paris). 10. Fuster (Paris). 11. Critzmann (Paris). 12. Léon Petit (Paris).

Von der ersten Internationalen Tuberkulosekonferenz in Berlin: Frühstück in den Restaurationsräumen des Abgeordnetenhauses.

Spezialaufnahme für die „Woche" von Zander & Labisch.

Digitized by Google

Erbgroßherzog Friedrich von Baden, trat vom Kommando des VIII. Armeekorps zurück.



Der schottisch-amerikanische Milliardär Andrew Carnegie (X), richtete an den Deutschen Kaiser die Aufforderung, die „Vereinigten Staaten von Europa" zu schaffen.

von Deines, der neue kommandierende General des VIII. Armeekorps.

Dr. med. Friederike Stelzner, die erste Aerztin an der Berliner Charité.

Oberlehrerin Anna Lüderitz, wurde an d. Berliner Universität zum Doktor der Philosophie promoviert.

Kronprinz Friedrich von Dänemark, besucht das deutsche Kaiserpaar.

Zur Verlobung im reußischen Fürstenhaus: Prinzessin Emma und Graf Erich Künigl-Ehrenburg.

König Oskar von Schweden-Norwegen, der Schiedsrichter im Samoakonflikt.

Muzaffer Pascha, der neue Gouverneur des Libanon.

1. v. Dittfurth-Pascha (Inf.). 2. Imhof-Pascha (Artillerie). 3. Auler-Pascha (Pionierkorps).

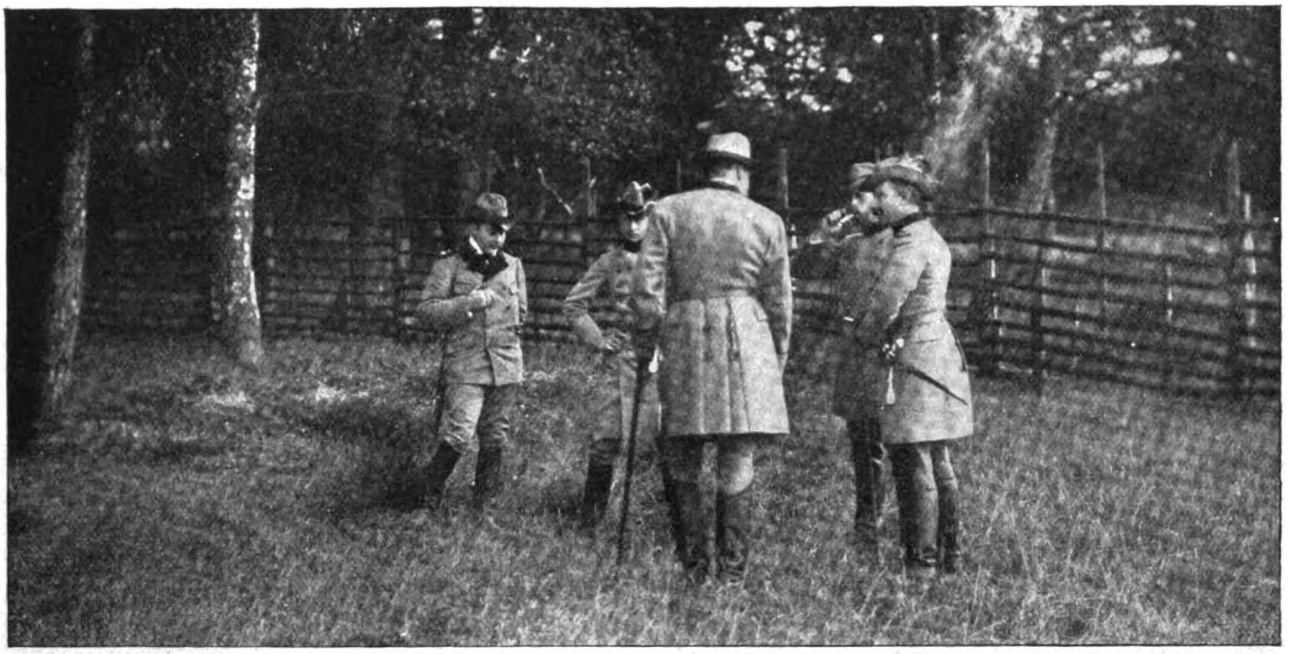
Drei deutsche Reformatoren in türkischen Diensten,
wurden vom Sultan zu Generalleutnants befördert.
Phot. Abdullah Frères, Konstantinopel.

Professor Krones von Marchland † bedeutender Historiker (Graz).

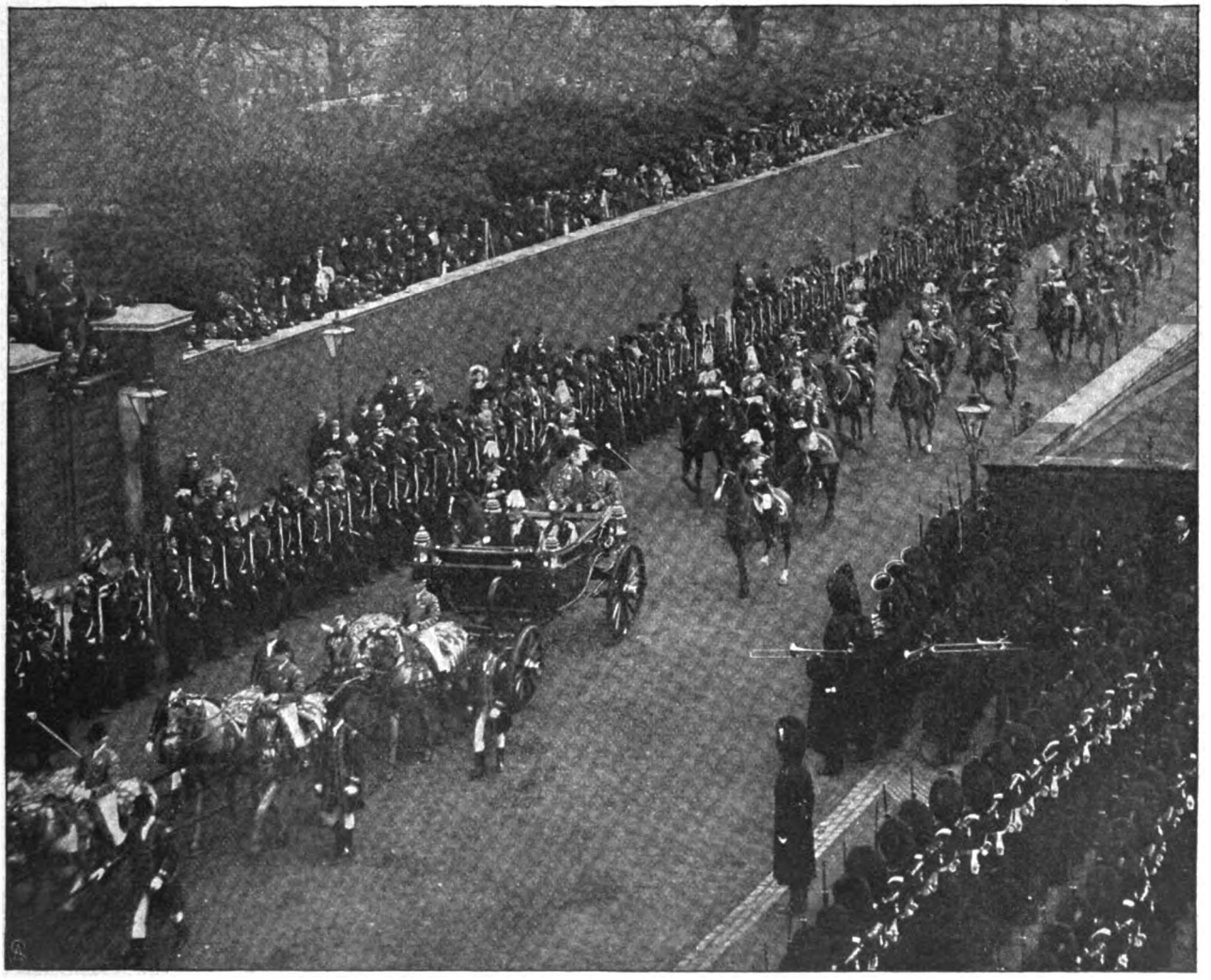
Geh. Baurat Wilhelm Böckmann † (Berlin).

Siegmund Hinrichsen † Vorsitzender der Hamburger Bürgerschaft.

Digitized by Google



Von links nach rechts: Der Großherzog von Sachsen-Weimar; der Kronprinz; Prinzregent Albrecht; Prinz Heinrich; der Kaiser.
Von der Kaiserjagd in Blankenburg am 24. Oktober.
Hofphot. Alex Krajewsky.



Der feierliche Einzug des englischen Königspaars in die Londoner City am 25. Okt.: Der Wagen des Herrscherpaars passiert den St. Jamespalast.
Phot. Russels & Sons.

Digitized by Google

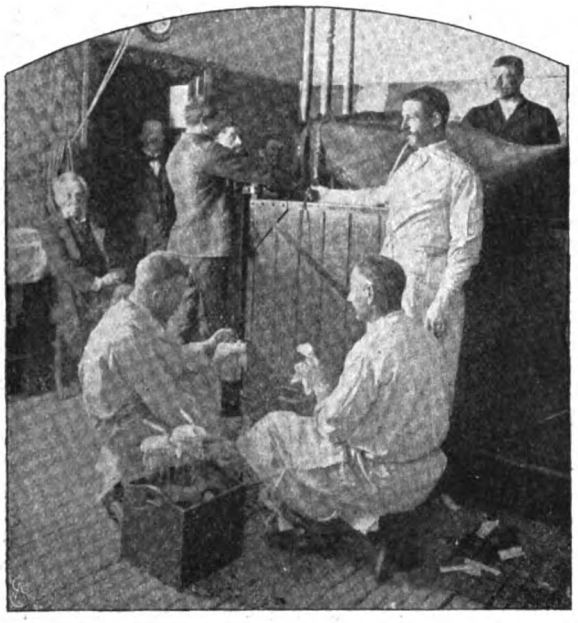
Die feierliche Enthüllung der Denkmäler Kaiser Wilhelms I. und Kaiser Friedrichs III. in Myslowitz durch den Kronprinzen.

Phot. Slimka

Digitized by Google

Die Enthüllung des Moltkedenkmals in Mannheim durch den Grossherzog von Baden,
gelegentlich des 50jährigen Jubiläums des 2. Badischen Grenadierregiments „Kaiser Wilhelm I". Nr. 110.
Phot. Bohnsack.

Digitized by Google



Gewinnung des Moserschen Scharlachserums
im Wiener Serotherapeutischen Institut.
Phot. Aufnahme.

Karlos I. von Portugal in Paris:
Der König verläßt das Elysée.
Phot. Chusseau-Flaviens.

1. Geh.-Rat Haape, Vors der Kommission. 2. Hofrat Dr. Obkircher, Großhzgl. Badearzt. 3. Dr. W. H. Gilbert, 1. Schriftführer. 4. Kurt Hoffmann, 2. Schriftführer.
Die Teilnehmer der Balneologischen Kurse der Grossherzoglichen Badeanstaltenkommission Baden-Baden.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Kuntzemüller, Baden-Baden.

Digitized by Google

„Kreuz wende dich.“

Roman von

Fedor von Zobeltitz.

Eine Winternacht im Wald ist von eigenem Zauber. Kein Elfenreigen zwischen den Erlen und auch kein Nixentanz am grünen See mit den schwimmenden Wasserrosen, so wie zur Sommerzeit. Die Elfen frieren, und die Nixlein sind eingesperrt unter der Eisdecke, die der Frost über den See gezogen hat. Aber anders, wenn erst der Tag entwichen ist und die Nacht ihren Perlenmantel am Himmel aufhängt. Der Schnee gleißt im Mondlicht. Es ist ein helleres Flimmern denn am Tag: ein blendender Glanz, wie ein Ausströmen weißer Lichtwellen, ein elektrisches Durchleuchten der Luft. Und tiefschwarz steht zu diesem augenschmerzenden Weiß der Wald. Aber doch nur von fern. Kommt man näher, so löst sich das Dunkel auf. Um die Birkenstämme zittert sogar ein fein flirrender Schein, und die Eichen und Buchen sind wie mit violetten Tupfen übersät. Das thut der Mond. Er ist der Hexenmeister des Waldes. Mitten auf den Eisspiegel des Sees legt er ein goldenes Rund, einen großen, gelben Kreis, dessen Ränder in den Farben der Iris schillern; das schilfige Ufer tönt er kobaltblau ab, und dann kommt der Schnee, der die Anhöhen bedeckt, erst dunkelgrau, höher hinauf mattweiß und ganz oben blendend hell. So fein abgestuft sind auch die Lichtwirkungen unter den Bäumen; anders da, wo Fichten und Kiefern stehen, und anders, wo sich Eichen, Buchen und Birken zu Gruppen vereinen. Der Jungschnee hat die Bäume dicht bepackt, und zuweilen schütteln sie sich, und es flimmert von ihnen herab: kreisender Silberstaub, und wenn der Wind ihn aufnimmt, hüllt er den ganzen Wald in ein Meer zarter Federchen ein. Der Wind ist der Handlanger des Mondes; er zaubert mit. Er hat die Wetterseiten der Bäume seltsam bekleidet. Da peitschte er in grimmiger Laune den Schnee hoch hinauf an die Stämme, und hier blieben die weißen Krystalle liegen und froren fest. Das ist ein köstlicher Schmuck geworden. Keine Menschenhand vermag feinere Arabesken zu formen, und so zierlich ist kein Spitzenmuster, als dieser gefrorene Schnee.

Es ist viel Schnee gefallen, von der Dämmerstunde ab bis an die Mitternacht. In der Schlucht hat er sich meterhoch angesammelt; da kommt niemand hindurch — auch der Größte würde versinken in diesem stillen, unschuldigen Weiß. Weiß dehnt sich die Ebene aus: Heideland und Wiese bis zu dem fahlgrauen Strich am Horizont, wo der Spreewald beginnt. Nur nach Westen zu ein paar Hügel, gleichmäßig geformte, runde Kuppen; es seien Wendengräber, sagen die, die es wissen müssen, obschon es nirgend geschrieben steht. Aber daß die Wenden hier saßen und mächtig waren, das steht geschrieben, und viele alte Chroniſten erzählen davon. Und hier in der Ebene soll es einmal, doch das ist lange her, zu einer großen Schlacht gekommen sein, und auf dem Feld ließen die siegreichen Deutschen allen gefangenen Wenden, vielen Tausenden, die Köpfe abschlagen. Die Erde, über die der Schnee sich breitet, hat unermeßlich Blut getrunken. Sie ist oft durchwühlt worden, diese Erde, und hat an Gelehrte und Forscher und auch an gierige Schatzgräber ihre Beute gegeben. Noch dann und wann wirft der aufwühlende Pflug eine rostige Lanzenspitze, eine Münze, eine Armspange zu Tage. Aber keine Knochen mehr. Die sind wieder zu Erde geworden, und auf ihr wogt grüne Saat und blondes Getreide und liegt jetzt der Schnee.

So war's damals im Jahr der großen Schlacht. Sie wurde im harten Winter geschlagen. Man weiß nicht mehr, an welchem Tag. Aber die Bauern in Gorgutschen erzählen seit Generationen, daß es nicht geheuer sei, Anfang Dezember und zumalen bei Mondenschein und insonderheit, wenn der Wind aus dem Osten kommt, diese Ebene zu durchqueren. Denn da wacht auf, was längst begraben wurde und vermodert ist, und die Luft wird schwer von streitenden Geistern. Wie auf den katalaunischen Gefilden, also soll es auch hier sein. Verschiedene haben Schreckhaftes gesehen. Doch die dies gesehen haben, leben nicht mehr. Man hat es nur von Mund zu Mund erzählt, und ein Schriftgelehrter hat alles das notiert und zu einem Sagenbuch gesammelt. Ob es wahr ist, weiß niemand. Eine Sage braucht auch nicht wahr zu sein.

Wir sind im Dezember, in den ersten Tagen des Monats, doch wir sehen nichts Schreckliches und nichts, was übernatürlich wäre. Der Schnee glänzt. Es ist windstill. Die Waldlisiere steht bewegungslos: eine lange Reihe Birken, deren hängende Zweige milchig leuchten. Lautlos die Luft. Kein geheimnisvolles Klingen und Singen wie von rauschenden Heldenliedern. Die Toten schlafen, wie die Natur schlummert. Der Himmel ist stahlblau, ein echter Winterhimmel von unendlicher Weite, und aus dem satten Blau funkeln die Sterne. Es ist hell, als dämmere schon der Morgen, und doch ist kaum die Mitternacht vorüber.

Ein Schatten fällt über den Schnee. Es ist eine Enaksgestalt, die von den Wendengräbern aus zum Wald schreitet. So hätte jener Gaugraf Gerimbert ausschauen können, der hier die Slawen vernichtete: so hoch und breitschultrig und gewaltig, ein ganzer Germane. In schillernder Rüstung und Kettenhemd und mit Schwert und Speer und der Eisenhaube — es müßte eine Freude sein, den Mann also zu sehen. Doch der jetzt hier ging, trug einen Pelzrock, der war nicht mehr neu, aber wetterfest; dazu eine Pelzkappe, Kniestiefel und die Büchse auf dem Rücken. Es war ein Jägersmann. Keiner der Förster; die gingen uniformiert. Auch kein Bauer; denn das war ein edles Gesicht, das in die Sterne schaute. Es war auch wirklich ein Edelmann und hieß Hans Christoph von Lobschitz und saß auf Gorgutschen.

Digitized by Google

Die von Gorgutschen aber nannten ihn nicht anders als den „Nachtjäger", was so viel sein sollte, wie der wilde oder ewige Jäger, von dem die Mythe erzählt. So nannten sie ihn, weil Freiherr Hans Christoph ein Sonderling war, der die Nacht zum Tag machte, und kam die Nacht, so strich er durch Wald und Felder und jagte.

Er schritt nicht rüstig fürbaß, sondern langsam. Es war auch kein freier Schritt, sondern mehr ein Schleichen. Der gleichsam zögernde Fuß zog breite Rillen in den Schnee; die fest ausgeprägten Stapfen eines Wanderers, der unbekümmert seiner Wege geht, waren das nicht. Ein paarmal blieb er stehen, nahm die Büchse vom Rücken und spürte mit den Fingern nach der Sicherung. Suchte er ein Wild? Nein — das war die Zeit nach Mondaufgang, wo Hirsch und Reh sich auf den Futterplätzen zusammenfanden; hierher, in die Ebene, die nur der Schnee bedeckte, kam es nicht, oder höchstens einmal ein Keiler, oder ein hungriger Fuchs, der über das schillernde Weiß schnürte, weil ihn eine Hasenspur lockte. Um diese Zeit war die Ebene fast unbelebt. Erst bei Morgengrauen, wenn die Futterplätze leer, trat das Wild aus der Forst hervor und scharrte im Schnee, und die Dohlen erwachten und kreisten wie aufgescheuchte böse Gedanken mit schwarzen Fittichen über das helle Feld.

Baron Lobschitz hatte den Waldsaum erreicht, und abermals blieb er stehen. Daß es aus den Birkenzweigen naß auf ihn herabrieselte, störte ihn nicht. Er schaute zurück. Nun lag der Mondenschein hell auf seinem Gesicht. Es war ein schönes und vornehmes Männerantlitz, regelmäßig im Schnitt, mit starkem Kinn und den starken Backenknochen der slawischen Rasse. Im graublonden Bart hatte sich Reif angesetzt. Die Augen waren auffallend glänzend und etwas starr. Aus diesem Gesicht hätte man schwer auf das Alter des Mannes schließen können. Es erschien zuweilen jugendlich, wie das eines kaum Dreißigjährigen. Aber es veränderte sich häufig. Es gab Tage, an denen Lobschitz merkwürdig alt aussah, grau, eingefallen, mit Falten unter den Augen und einem herben Zug um den Mund. Das waren die immer wiederkehrenden Perioden seiner „schwarzen Melancholie". Zu solchen Zeiten ging der Baron nicht aus, nicht einmal in den Wald, und sein alter Diener verschloß den Gewehrschrank und zog den Schlüssel ab und versteckte den Revolverkasten.

Ein sachter Wind hatte sich aufgemacht und fegte stärker den Schnee von den Bäumen. Lobschitz hatte für eine kurze Minute die Pelzmütze vom Kopf genommen, als sei ihm warm geworden. Sein Haar war ganz grau. Vom Schädel aus über die linke Schläfe bis herauf auf die Hälfte der Wange zog sich eine breite Narbe. Man konnte sie deutlich sehen. Jetzt war sie leicht gerötet; zuweilen verblaßte sie völlig; zuweilen nahm sie eine dunkelrote Färbung an. Diese Narbe hatte Hans Christoph bei allen Damen im Umkreis von zehn Meilen interessant gemacht. Es knüpfte sich an sie eine abenteuerliche Duellgeschichte, von der man nur vom Hörensagen wußte. Eine schöne Frau sollte die Ursache dieses Zweikampfs gewesen sein; das war selbstverständlich. Aber noch allerhand Romantisches kam hinzu und auch ganz Verrücktes. Das war weniger selbstverständlich, und man erzählte es sich auch nur nach den gelegentlichen Andeutungen des alten Grafen Brückner, der eingeweihter schien, als er zugestand. Im übrigen: Graf Brückner war ein berühmter Weltreisender, und alle Weltreisenden fabulieren gern.

Vom Westen aus schob sich eine weiße Wolkenwand langsam am stahlblauen Himmel empor. Es konnte noch mehr Schnee geben; es sah auch nach Sturm aus. Lobschitz kannte die Natur. In zwei Stunden war der ganze Himmel bedeckt und die Luft weiß vom treibenden Schnee. Mit hastiger Bewegung stülpte er die Pelzkappe wieder auf und schritt in den Wald hinein.

Es war nicht sein Wald, und auch das Wild war nicht sein, das diesen Wald belebte. Er besaß an viertausend Morgen prächtig geschonter Forst; aber eine unwiderstehliche Neigung zog diesen seltsamen Mann von Zeit zu Zeit in ein fremdes Gehege. Wie kam das? War es der Reiz des Verbotenen, die Lust an der Gefahr, eine gewisse Freude an der Romantik des Wilderns? — Kein Mensch wußte darum; nur einer war da, der ahnte es. Niemand kannte Herrn von Lobschitz so gut, als Dreischuh, sein alter Diener. Einmal war er ihm nachgeschlichen, in einer eisigen Dezembernacht wie heute; und seitdem schlief er nicht mehr, wenn sein Herr sich die Büchse über den Rücken hing und zum Jagen ging. Dreischuh war ein einfacher Mann, und über die Irrwege einer Menschenseele, woher sie kommen und wohin sie leiten, hatte er noch nicht nachgedacht. Doch eins wußte er: seit dem verfluchten Duell war der Baron nicht mehr der alte. Das war der Riß, der durch sein Leben ging. Das war der Abschluß seiner Jugend gewesen.

Der Schnee knirschte unter den Füßen des rüstiger Ausschreitenden. Es war kein Zögern mehr, kein vorsichtiges Vorwärtsschleichen. Ein Jägersmann ging auf Beute aus, straff aufgerichtet, den Kopf hoch, tief atmend — es war eine Lust, durch diesen Zauberwald zu birschen. An einen Pfad war nicht zu denken. Es ging querdurch, an zusammengeknäulten, mit Eiskruste überzogenen Wacholderhecken vorüber, durch kahle Eichenheistern, die den Nachwuchs bildeten, und Brombeergespinst, das schwarzzottelig aus dem Schnee auflugte. Ging unter hohen Wölbungen dahin, die ein schimmerndes Dach formten, das aber dem Mondlicht nicht den Einlaß verwehrte. Das Mondlicht malte goldene Figuren auf den Schnee, von närrischer Gestaltung und zitternden Umrißlinien, und wo die Bäume sich zu lichten begannen, floß es in breiten Wellen über die Waldwiese, die einem gelben See aus einem wunderlichen Märchenland glich.

Alles war so märchenhaft. Die Wolkenwand war von Westen aus höher gestiegen, aber nicht zusammengeblieben. Graue Schwaden rückten am Himmel empor, wie in einzelne Fetzen zerrissen. Ihre Schatten zeichneten sich auf der Waldlichtung ab und lagen als dunkle Flecken auf dem Schnee. Noch ein anderer Schatten regte sich da. Ein Knistern wurde vernehmbar, von brechendem Gezweig, und durch die Luft stäubte eine flimmernde Wolke . . . Lobschitz war hinter einen Buchenstamm getreten, die Waffe im Anschlag. Er be-

Digitized by Google

wegte sich nicht. Der Baum verbarg ihn. Jeder Muskel des Mannes straffte sich. War er wirklich ein Wilderer? Er wußte es nicht. In diesem Augenblick dachte er an nichts, als an die Beute vor sich. Nein, nicht an die Beute; nur an das Töten. Was galt ihm das Tier!? Den Schuß wollte er haben, weiter nichts.

Er dachte nur an den Schuß. Der Hirsch stand inmitten der Lichtung, ganz frei, und reckte den Hals. Aus den geblähten Nüstern quoll streifig ein wolkiger Brodem; in den schönen Augen spiegelte sich der Glanz des Mondes wieder. Ein wundervolles Tier: graubraun, dunkler am leicht zottigen Hals, der stolz zurückgeworfen war, so daß die Spitzen des Gehörns fast den Rücken berührten, mit kräftigen Gliedern und einem opalfarbenen Schimmer in der Thränenhöhlung unter dem Auge. Der Hirsch stand still. Aber es war, als spüre er den Menschen und bedaure, sein Rudel verlassen zu haben. Der feine Kopf bewegte sich unruhig, und die Nüstern weiteten sich. Wieder ein Brechen im Gezweig. War es der Wind? Ein leichtes Prasseln von fallenden Eiskrystallen und Schneeklümpchen. Der Hirsch zuckte zusammen. Im Augenblick war der ganze Leib wie muskelübergossen; die Sehnen spannten sich zur Flucht.

Da fiel ein Schuß. Ein kapitaler — ein Breitschuß. Die Kugel schlug — das Tier brach auf der Stelle zusammen. Lobschitz setzte ruhig die Büchse ab, zog den Fänger und schritt auf die Lichtung zu. Da aber krachte ein zweiter Schuß. Es pfiff etwas dicht am rechten Ohr des Weidmanns vorüber. Unwillkürlich bückte sich Lobschitz; dann aber schnellte er hastig empor. Ein Ruf — ein Aufschrei.

Ein Zweiter stürzte auf die Lichtung — auch ein Jäger — stürzte Lobschitz entgegen, blieb plötzlich stehen und legte die Flinte an. Lobschitz unterlief ihn; die Waffe schlug in die Höhe — wieder ein Schuß — und am Boden zwei ringende, keuchende Menschen im weißen Schnee, durch den sich ein rotes Geäder zu ziehen begann ....

... Das war zur selben Zeit, da auf der Landstraße zwischen der Kreisstadt Krampzow und dem Marktflecken Klein-Holland lustig ein Schlittengefährt klingelte. Hinten saß der Kutscher im Schafspelz; zwei Herren lehnten im Fond und rauchten. Sie kamen von ihrem Skatabend in Krampzow und waren guter Dinge.

„Rechtsanwalt," sagte der eine von dem typischen Aeußern altpreußischer Militärs, mit graugrünem, buschigem Schnurrbart, in dem Eisstückchen hingen, „die Feuerländerbowle des alten Gnast hat's in sich. Ich fühl's jetzt erst. Ich glaube, ich bin ein bißchen bedudelt. Hoffentlich schläft meine Olle, sonst setzt's wieder eine Gardinenpredigt."

Der andere lachte.

„Kuck mir einer den Oberst an! Hat den Rolf Krake nicht gefürchtet und bei Königgrätz zwanzig Weißröcke verhauen und bei Dijon Wunder der Tapferkeit verrichtet und grault sich vor Muttern!"

„Lieber Dieterici," sagte der Oberst, ohne die Zigarre aus dem Mund zu nehmen, und paffte dabei mächtig, „Sie sind ein eingefleischter alter Junggeselle und haben das Recht, uns Ehekrüppel mit der Lauge des Spottes zu übergießen. Aber auch Ihr Spott ändert nichts an der Thatsache, daß wir vom starken Geschlecht im Grunde genommen die Schwächeren sind und immer bleiben werden. Und warum? Weil die Courtoisie uns wehrlos macht, Dieterici, die freilich auch, das muß gesagt sein, zuweilen ein bequemer Panzer ist. Wenn Xanthippe schrie, so machte Sokrates ihr eine Verbeugung, hüllte sich in seine Toga und ging in sein Arbeitszimmer. Lassen Sie's gut sein; vielleicht heiraten Sie doch noch einmal und —"

„Nein!" schrie der Rechtsanwalt; er war förmlich entsetzt. „Henri George — oder war es Malthus oder sonst einer — hat nachgewiesen, daß das Institut der Junggesellen ein ungeheuer segensreiches ist, denn es beugt der Uebervölkerung vor. Ich opfere mich gern dem Wohl der Menschheit; es ist mir sogar ein sonderliches Vergnügen. Ehefeind und Weiberfeind — nennt mich doch so" — Dieterici reckte sich behaglich in dem pelzgefütterten gewaltigen Fußsack — „meinetwegen, ich bin's. Ich habe nichts für die Weiber übrig; sie sind ein notwendiges Uebel, nun ja — aber ging es nach mir: ich wäre mehr für den Homunculus Faustens, als —"

„Nu aber still!" rief der Oberst; „pfui Deibel, sind Sie ein Mensch! Pfui Deibel, was reden Sie alles zusammen! Nehmen Sie sich ein Vorbild an unserm Grafen Brückner. Der hat sich, auch in einem Anflug von Weiberhaß, von seiner Gesponsin scheiden lassen und ist nach zehnjähriger Weltfahrt wieder reuig zu ihr zurückgekehrt. Und nun treibt das Glück in Stanitz allerhand schöne Blüten."

„Erstens mal, das weiß ich nun besser, hat sich Brückner durchaus nicht aus Weiberhaß scheiden lassen, liebster und bester Zehden. Es war eine glatte Verabredung, sozusagen ein Notariatsvertrag. Man ging in schönster Harmonie auseinander. Man hatte ein paar Millionen verpulvert, und Brückner hoffte bei einer amerikanischen oder anglikanischen Miß neue Millionen zu finden. Aber es gelang nicht, und da der Graf inzwischen auch zehn Jahre älter geworden war und sich nach seinen Wüstenreisen nach Ruhe und Pflege sehnte, so biß er einfach in den sauren Apfel —"

„Nee, Rechtsanwalt," fiel Herr von Zehden ein, „er war nicht sauer, der Appel. Die Ehe ist wirklich sehr glücklich —"

„Ehe ist gut! Scheiden haben Sie sich lassen, aber von einer Wiederverheiratung hat man noch nichts gehört."

„Brückner kann sich derartige Extravaganzen leisten. Sogar die fromme Prinzessin Alix hat keinen Anstoß daran genommen und das gräfliche Paar in Stanitz besucht, und der König hat während der letzten Herbstmanöver drei Wochen lang bei ihnen in Quartier gelegen."

„Ist es wahr, daß sich Brückner mit Lobschitz verzankt hat?"

„Alles Klatscherei, Dieterici. Gott, was wird alles geklatscht! Da hieß es, der Lobschitz habe eine Liaison mit der Frau eines Revierförsters aus dem Königlichen, und Brückner habe ihm den Kopf zurechtgesetzt. Ist

Digitized by Google

aber erstunken und erlogen. Brückner selbst weiß nichts davon. Daß er den Lobschitz nicht so recht leiden kann, hat wohl andere Gründe."

„Habe nie was davon gehört, daß sich die beiden ‚nicht leiden' können. Meine auch, sie passen gut zu einander: der eine ist so verdreht, wie der andere."

„Liebster," sagte der Oberst, „was heißt verdreht? Wer nicht so lebt, wie die Allgemeinheit, gilt leicht für verdreht. Wer die Einsamkeit liebt und seine eigenen Wege marschiert, den nennt man einen Sonderling. Das ist nicht bloß Brückner und Lobschitz passiert — mir ebenso. Was schlug man die Hände zusammen, als ich mich nach Klein-Holland zurückzog, einem gottverlassenen Nest, nicht Dorf noch Stadt, statt in Wiesbaden oder sonstwo meine Pension zu verzehren. Na ja, hieß es, der Zehden muß immer etwas Besonderes haben. Gar nichts Besonderes. Ruhe will ich haben und mein Behagen, keine öde Geselligkeit und keinen Klatsch. Um den bin ich aber doch nicht gekommen . . ."

Der Oberst warf den Rest seiner Zigarre fort; sie beschrieb einen feurigen Kreis durch die Luft und erlosch zischend im Schnee.

„Noch eine?" fragte der Rechtsanwalt und griff in die Pelztasche.

„Ich habe selbst bei mir, Dieterici — nee, geben Sie mir ruhig eine von Ihren Stinkadores. Sie schmecken zwar mehr nach Stroh als nach Tobak, sind aber wenigstens leicht. Ich habe Angst, daß mir Puttfarken das Rauchen noch ganz und gar verbieten wird."

„Wenn man einen Vegetarier und Temperenzler zum Hausarzt hat, muß man auf alles gefaßt sein. Donnerwetter, was ist denn das?! Kriegen wir am Ende noch Sturm? Krischan, hoall emoal en beeten an; we wulln uns 'n Ziehjarrn ankookeln . . ."

„Brrrr," machte der Kutscher. Die Pferde standen, aber sie waren unruhig, warfen die Köpfe hin und her und scharrten mit den Füßen im Schnee.

„Das giebt, weiß der Deibel, noch was," meinte Dieterici und versuchte ein Wachsstreichholz zu entzünden. „Das kommt feste herauf. Das kann einen veritabeln Schneesturm geben, Oberst, und wir haben noch an dreiviertel Stunden, bis wir unter Dach und Fach kommen. Oberst, Sie müssen still sitzen, wenn ich Ihnen Feuer geben soll, sonst schmelze ich Ihnen die Gletscher am Bart, und mein Licht verlischt, oder ich senge Ihnen die Nasenspitze an. Brennt der Tabak?"

Der Oberst sog an seiner Zigarre. „Ich denke. Sagen wir: ich hoffe. Man soll immer in fröhlicher Hoffnung leben, auch bei Ihren niederziehenden Glimmstengeln. Nun brennt sie wohl wirklich? Wenigstens entwickelt sich ein schwaches Rauchgekräusel, wie bei den Räucherkerzen meiner Frau. Wenn ich ihr bloß das sogenannte Parfümieren abgewöhnen könnte. Jetzt hat sie sich ein Papier kommen lassen, äußerlich braun, wenn sie das über das Licht hält, entwickelt sich ein Dunst, es ist nicht zu sagen. Als Gegengift gegen meine Zigarren, aber Schwefelwasserstoffgas ist ein Odem des Paradieses gegen diese Räucherei. Rechtsanwalt, nun dampf ich, nun kann's weitergehn. Rechtsanwalt, ich würde Sie gern bitten, bei mir zu logieren, statt in dem ungemütlichen Gasthof, aber das Fremdenzimmer wird auch nicht geheizt sein. Sagen Sie mal: wollen wir denn hier Station machen?" —

Der Rechtsanwalt gab keine Antwort. Er hatte Herrn von Zehden den Rücken gewendet, eine Hand auf den Arm des Kutschers gelegt und den Kopf lauschend erhoben. Der stärker werdende Wind trug den Wiederhall zweier Schüsse herüber — und noch ein drittes Mal fiel irgendwo ein Schuß, doch da fauchte plötzlich der Sturm mit vollem Odem einher, so daß der Knall fast wie ein fernes Echo klang. Es war nur für einen Augenblick, dieses erste Aufstöhnen des kommenden Sturms, ein Sausen und Brausen und Heulen, ein Eintrichtern in die Schneedecke und ein Aufstäuben flimmernder Wolken, die im Nu Schlitten und Pferde einhüllten. Dann trat wieder Stille ein.

„Schwerenot!" fluchte der Oberst, während der Kutscher die Zügel der bäumenden Gäule straffer anzog. „Ich sagte es ja: nu haben wir den Salat. Der Glimmstengel ist mir auch wieder ausgegangen. Dieterici, zum Donnerwetter, was halten wir denn noch immer?! Wenn wir nicht machen, daß wir weiter kommen, geraten wir mitten in das Schneegestöber hinein und holen uns im besten Fall einen angenehmen Schnupfen . . ."

Jetzt wandte der Rechtsanwalt sich um.

„Krischan, die Zügel fest," befahl er. „Oberst, das war ein Schrei."

„Ein Schuß war's, Dieterici."

„Hab' ich auch gehört, aber einen Schrei hinterher —"

„Ein Hirsch vielleicht —"

„Unsinn. Der schreit nur in der Brunst, und die ist vorbei. Ein Mensch war's — ein Hilferuf. Da!"

Nun hörte es auch der Oberst. Und auch Krischan hatte den Ruf vernommen. Er deutete mit der Peitsche hinein in den Wald.

„Doa woar'sch," sagte er und nicht mehr. Er war eine einsilbige Natur.

In Herrn von Zehden regte sich das soldatische Blut. „I der Teufel — wahrhaftig, es rief jemand nach Hilfe! Krischan, fahr langsam weiter — langsam, Schritt für Schritt. Warten Sie mal, Dieterici, ich will mich orientieren; ich kenne die Gegend. Links unten muß der Walchsee liegen; wir fahren im Bogen durch den Wald, am großen Futterplatz vorüber. Und der Schrei kam von rechts — — da — wieder — von der Wiese her, wo wir immer unser Stelldichein haben, wenn der Forstmeister uns mal zur Jagd ladet —"

„Was selten genug vorkommt —"

„Was selten genug vorkommt. Der Mann wird steifbeinig. Rechtsanwalt, da kriegen wir den Schlitten nicht durch. Heiliges Donnerwetter, jetzt hab ich's aber deutlich gehört —"

„Ich auch — ich sag's ja! Halt, Krischan — halt an! Oberst, wir müssen raus. Krischan, du warteſt hier. Wartest, bis wir wiederkommen. Rührst dich nicht vom Fleck. Versuch mal, ob du die Laternen anstecken kannst. Auf der Wiese meinten Sie, Oberst? Was für 'ne Wiese! Wo liegt die?"

Digitized by Google

„Zehn Minuten von hier — querdurch . . .“ Er war schon aus dem Schlitten und schimpfte und fluchte. Seine Frau hatte ihn freilich in die Pelzstiefel gesteckt. Aber der Schnee lag tief, und es war kein angenehmer Spaziergang in dieser Sturmnacht durch den Wald.

Der Rechtsanwalt fluchte nicht. Er brummte nur leise und fühlte an die Manteltasche, ob er sein Besteck bei sich habe. Es war da; er vergaß es selten. Dafür trug er keine Pelzstiefel. Er zog bei jedem Schritt die Beine hoch. Mit einem Schnupfen war das nicht abgethan; das gab einen tüchtigen Katarrh. Und morgen war sein „Tag“ in Klein-Holland; da kamen die Bauern und Kossäten und Kleinbesitzer aus der Umgebung, sich Rat in Prozeßsachen und strittigen Fragen zu holen — und Dieterici würde wohl nur krächzen können. Er dachte daran, sich für alle Fälle einen Prießnitzschen Umschlag um den Hals zu legen, wenn er erst glücklich im Bett sein würde. Wenn! — Das Abenteuer im Wald war ein unliebsamer Aufenthalt.

„Haben Sie eine Waffe bei sich, Oberst?“ fragte er plötzlich.

„Zwei feste Fäuste,“ antwortete Zehden, „und ein Taschenmesser, aber so groß, wie ein Hirschfänger. Was kann es sein, Dieterici? Für Strolche ist die Temperatur nicht recht passend. Ich taxiere, ein Keiler wird einen der Förster verwundet haben, bei diesem Wetter fühlen sich auch die Säue unbehaglich in ihren Buchten. Der Forstmeister schont viel zu sehr . . .“

Der Gedanke an eine attackierende Wildsau war dem Rechtsanwalt wenig angenehm. Bei diesem schauderhaften Waldmarsch kam man auf allerlei dumme Gedanken.

„Sagen Sie mal, Oberst,“ fragte er, „Wilderer giebt's hier doch nicht?“

„Ich hab auch schon daran gedacht — Vorsicht, Dieterici, Sie verfangen sich in den Brombeerranken! — Ich hab auch schon daran gedacht — an was denkt man nicht alles! Der Forstmeister klagt sehr. Aber man wird der Kerle nicht habhaft. Haben Sie etwa Angst in den Hosen? Dieterici, wenn Sie Angst haben, hätten Sie im Schlitten bleiben sollen.“

„Ach was, Angst,“ gab der Rechtsanwalt zurück. Nein, die hatte er nicht. Aber heimlich gestand er sich zu, daß er die Sippe der Wilderer nicht leiden konnte. Wenigstens nicht des Nachts und im Wald und so gut wie unbewaffnet. Der Oberst war ein alter Soldat. Dieterici hatte überhaupt nicht gedient. So ein Oberst nimmt es selbst mit Wilddieben auf; so ein Oberst ist vom Feld her an alles Mögliche gewöhnt. Aber ein Rechtsanwalt ist ein Büchermensch.

Das sagte sich Dieterici, und jetzt schimpfte er doch und laut. Ein Tannenzweig schlug ihm das Gesicht, und die Eissplitter thaten weh. Stiefel und Beinkleider waren durchweicht. Einen seiner wildledernen Handschuhe hatte er im Schlitten liegen lassen; die Hand fror. Auch die Nase. Die Nase war so wie so auffallend rot; sie war die partie honteuse seines Gesichts. Erfror sie ihm, so war sie gänzlich verschandelt. Er bückte sich und rieb sie mit Schnee ein; das hatte er in der Beschreibung einer Nordpolfahrt gelesen.

In diesem Augenblick wandte der Oberst sich um.

„Was machen Sie denn da, Dieterici?“ fragte er verwundert. „Sie futtern Schnee? Mensch, das ist ja entsetzlich schädlich. Das treibt den Bauch auf und entzündet die Gedärme —“

„Ach Gott, lassen Sie mich doch in Frieden, Oberst! Ich habe mir die Nase eingerieben. Ich habe keine Lust, mir Glied um Glied zu erfrieren. Sind wir denn nun bald auf Ihrer Wiese? Ich bin mir gar nicht einmal sicher, daß der Schrei —“

Aber der Rechtsanwalt sprach nicht aus. Wieder erscholl der erbarmenswürdige Hilferuf, erscholl dicht in der Nähe, stöhnend, kläglich: der Todesschrei eines schwer Verwundeten.

Der Rechtsanwalt war kein Oberst, aber doch ein ganzer Mann. Er dachte nicht mehr an die Gefahr, sich die Nase zu erfrieren. Er stürmte vorwärts. „Mehr rechts halten, Oberst!“ — Die schneeüberlasteten Zweige brachen; die beiden Herren waren weiß übergossen. Nun führte auch der Sturm wieder das Wort. Er schüttelte die Bäume und fuhr tobend in das Geäst; es wirrte und pulverte durch die Luft, schlug in der Männer Antlitz und in die thränenden Augen. Aber das Ziel war nahe; die Lichtung that sich auf: eine weiße Fläche und auf ihr zwei größere, dunkle Flecken und zahllose kleinere, Stapfen im Schnee.

So war es. Der Hirsch war verendet. Zehden hatte nur einen einzigen Blick für das große, gebrochene Auge des toten Tieres. Dann kniete er neben dem Verwundeten. Der Rechtsanwalt hatte sein Besteck mit dem Verbandzeug aus der Tasche gezogen. Er hatte ein paar Semester Medizin studiert und stand bei den Bauern höher im Ansehn als der Kreisarzt, der bei jedem zerquetschten Finger wider den Alkohol wetterte. Und gerade diesem fanatischen Temperenzler pfuschte Dieterici gar zu gern einmal in das Handwerk. Daß er sein Besteck fast immer in der Manteltasche trug, lohnte sich heute. Zwei schwere Wunden waren zu verbinden. Aber kein Eber hatte sie gerissen; es waren Stiche.

„Kopf halten, Oberst! Richten Sie den Oberkörper ein wenig auf! So — danke!“ — Mit geschickter Hand ging der Rechtsanwalt an sein Samariterwerk. Der Verwundete atmete schwer dabei. Das Auge öffnete sich, und ein schielender Blick traf die beiden; dann schloß es sich wieder. Es war ein noch junger Mann in grünem, vertragenem Ueberrock: ein Königlicher Forstgehilfe oder Unterförster. Zehden glaubte ihn zu kennen. Das mußte der Revierförster aus dem Dachseck sein, über dessen hübsche, junge Frau man allerlei klatschte. Der Oberst lag mit den Knien im Schnee und hielt den Aermsten fest.

„Schwere Verwundung?“ fragte er halblaut.

Der Rechtsanwalt nickte stumm. Das Messer war tief gegangen und der Blutverlust groß. Das war die Hauptgefahr. Ob das Messer — anscheinend ein scharf geschliffener Hirschfänger — auch edlere Teile verletzt hatte, ließ sich nicht ohne weiteres erkennen.

Die Wunden waren gut verbunden. Nun hieß es, den Mann nach dem Schlitten transportieren. Eine

Digitized by Google

schwere Arbeit bei dem wilder werdenden Sturm. Hier in der Lichtung verfing sich der Wind und raste gleichwie im Kreis umher, wühlte den Schnee auf, peitschte ihn in die Luft und häufte ihn zu großen Wehen empor. Wäre dem Verwundeten nicht rechtzeitig Hilfe geworden, so hätte die Kälte ihm vermutlich eher den Tod gebracht, als der Blutverlust, und der Schnee würde sich als Grabmal über ihn getürmt haben, und der Orkan hätte ihm ein Sterbelied gesungen.

Der Oberst schaute seinen Freund fragend an.

„Dieterici, ich erstarre," sagte er; „haben Sie noch von Ihrem verdammten Kognak bei sich?"

Der Rechtsanwalt frohlockte. Er war ein praktischer Mann. Bei einer Winterfahrt über Land hatte er immer seinen Rachenputzer in der Tasche. Daß er daran nicht eher gedacht hatte! — Er suchte die Feldflasche hervor. Zuerst führte er sie an die Lippen des Verwundeten, gab sie dann dem Oberst und nahm schließlich selbst einen Schluck. Das stärkte.

Der Förster schlug plötzlich die Augen groß auf. Seine Lippen bewegten sich. Er sprach leise und abgerissen, aber verständlich.

„Der Herr Oberst von Zehden?"

„Ja, mein Junge —"

„Und der andere Herr —?"

„Rechtsanwalt Dieterici."

„Richtig — der Herr Rechtsanwalt —" Er nickte, als falle ihm etwas ein und fuhr sodann in abgerissenen Sätzen fort: „Herrgott — ich hätte hier umkommen können . . . Ich habe gebrüllt, bis ich heiser wurde . . . Es treibt sich ein Wolf umher . . ."

„Können Sie uns alles später erzählen," fiel Dieterici ein. „Danken Sie Gott, daß er uns hergeführt hat. Unser Schlitten hält zehn Minuten von hier. Wir müssen Sie hinschaffen. Wir werden die Arme verschränken und Sie sitzend zu tragen versuchen. Sie müssen sich an unsern Schultern festhalten. Wird das möglich sein?"

„O ja, ich hoffe."

„Aber wohin?" fragte der Oberst. „Sind Sie nicht der Förster vom Dachseck?"

„Jawohl, Herr Oberst, der Pittelko."

„Dachseck ist näher als Neu-Holland. Am besten wär's, wir brächten den Mann in Gorgutschen unter, Dieterici."

„Wo da? Im Schloß?"

„Ja, im Schloß. Lobschitz wird nicht böse sein."

Eine heftige Bewegung des Verwundeten unterbrach ihn.

„Geht nicht, Herr Oberst. Bitte nach dem Dachseck . . . Aber . . . aber sagen Sie nicht . . . sagen Sie bloß meiner Frau, irgendein Wilderer hätte mich überfallen." —

„War's denn keiner, Pittelko?"

„Ja, es war einer. Ja, es war schon einer. Der Baron Lobschitz war's — aber meine Frau soll's nicht wissen . . ."

Die beiden Samariter starrten den Förster an. Sprach schon das Wundfieber aus ihm? — Zehden brummte etwas in seinen Bart; die Klatschgeschichten fielen ihm wieder ein, von denen er gehört hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Walze.

Studie über das deutsche Vagabunden- und Herbergswesen von Hans Ostwald.

Ein buntes Schild mit schwarzem, weißumrandetem Kreuz zeigt dem Wanderer an, daß er sich vor einer Herberge zur Heimat befindet. Tritt er ein, so sitzen in dem Gastraum etwa vierzig bis sechzig Männer an langen Tischen. Einige spielen harmlose Gesellschaftsspiele, andere lesen in alten Familienblättern, die Mehrzahl aber sitzt müde, stumpf und abgespannt herum. Neuhinzukommende geben, wenn sie ein Ränzel oder einen Packen haben, ihn dem aufsichtführenden Bruder am Schenktisch. Gegen Abend werden die Schlafmarken ausgegeben. Der „Vater" nimmt die Legitimationspapiere der Gäste an sich, und wer vierzig bis fünfzig Pfennig zahlt, darf allein in einem Zimmer schlafen, wer dreißig zahlt, muß mit zweien, wer zwanzig Pfennig zahlt, mit sieben Wanderburschen zusammenschlafen. Gegen 8/9 Uhr werden Gesangbücher verteilt und der Herbergsvater hält eine kurze Abendandacht. Dann geht's die Treppe hinauf nach den Schlafzimmern, und die Reisenden kriechen auf ihr dürftiges Lager. Am Morgen um 6 Uhr kommt der Bruder, schlägt gegen die Thür, ruft laut „Aufstehen!" und zieht denen, die nach fünf Minuten noch nicht heraus sind, die Decken fort. Auf dem Flur stehen einige Waschschüsseln, und daneben hängen mehrere Handtücher. Nachdem sich die Reisenden gemeinsam angekleidet, gehen sie auf den Hof, wo sie sich beim Hausdiener für einen Pfennig Bürsten und Wichse für die Stiefel leihen können. Und dann wird im Wartezimmer, nachdem sich jene, die noch etwas Geld haben, Kaffee und Semmel gekauft, die Morgenandacht gehalten. Ist der Kaffee ausgeschlürft, wandern die meisten weiter.

Das etwa ist der Grundton des Lebens in den über vierhundert Herbergen zur Heimat. Außer diesen bestehen aber in den meisten Städten auch noch freie Herbergen. Herbergen, die von Innungen beschickt werden, Herbergen, die mit keiner Vereinigung oder Gesellschaft in Verbindung stehen, wie die Schnapspennen und Schicksenherbergen — in denen die wandernden Weiber verkehren — endlich die Herbergen der Verpflegungsstationen und jene Gasthöfe, zu denen die Gewerkschaften ihre reisenden Mitglieder schicken.

Mit der Entwicklung zur Industrie verlieren die Innungsherbergen ihren Kundenkreis, ihren Zweck. Als in ihnen noch der alleinige Arbeitsmarkt aufgeschlagen war, hatten sie einen außerordentlichen Wert im gewerblichen Leben. Sie waren der Arbeitsmarkt der Zunft-

Digitized by Google

zeit. Die biederen Meister kamen selbst, um sich ihre Gesellen auszuwählen. Die Altgesellen hielten in der Herberge ihre Sitzungen. Die ganze unselbständige Arbeiterschaft hatte hier ihren Mittelpunkt. Die zugereisten Gesellen brachten die jüngsten Erfindungen und neusten Weltereignisse vor — die Zunftherbergen waren die lebendige Berufszeitung, das beste Fachblatt.

Aber sie verschwanden. Nur in kleineren Städten halten sich noch wenige. Nur einige ganz große Innungen der konservativsten Berufe, die immer noch hauptsächlich aus Kleinbetrieben bestehen, wie die Innungen der Schlächter und die der Bäcker, verfügen über eigene Herbergen. Für die Innungsherbergen traten die Herbergen zur Heimat ein.

Im Jahr 1855 erschien in Bonn eine kleine Schrift: „Das Herbergswesen der Handwerksgesellen". Der Bonner Professor Perthes gab sie bald nach der Gründung der ersten Herberge heraus. Im ersten Kapitel stellt Perthes den Zerfall des zünftlerischen Handwerks dar. Der Geselle sei auf das Wirtshausleben angewiesen, und es sei nötig, die Wirkung der darin liegenden Gefahren aufzuheben oder abzuschwächen.

An diese Erwägungen knüpfte Perthes ein reiches Programm: Junggesellenhäuser, Arbeiterheime und Schlafhäuser, wie wir sie jetzt vereinzelt in Großstädten, in den oberschlesischen und andern Industriebezirken finden.

Diese für Perthes' Kreise gewaltigen Aufgaben schrumpften schon innerhalb der Schrift bedenklich zusammen. Im zweiten Abschnitt bespricht Perthes nur „die Frage der Wandergesellen". Und das Schlußkapitel, in dem er über die ersten anderthalb Jahre der Bonner Herberge berichtet, bringt denn auch die Bestätigung, daß die Handwerker und Handarbeiter nichts von einer Fürsorge wissen wollten, die ihnen viel von ihrer Bewegungsfreiheit nahm.

Die Meister besuchten das ihnen bereitgestellte Zimmer gar nicht — weil sie keinen Nutzen von dem Verkehr sahen. Die arbeitenden Gesellen konnten ebenfalls nicht mit den Wandernden verkehren. Sie wollten sich nicht der strengen Hausordnung fügen, die ihnen das Singen und sogar das Stehen verbot.

Der Mittagstisch für Kostgänger aus der Stadt mußte darum bald wieder aufgegeben werden. Und da auch die Gelegenheit, sich in der Herberge dauernd einzuquartieren, wegen der Hausordnung fast gar nicht benutzt wurde, mußten mehrere für diesen Zweck bestimmte Räume an Familien vermietet werden. Die Entwicklung in dieser Richtung vollendete sich in den folgenden Jahrzehnten. Bald war gar keine Rede mehr davon, die gesamte ledige Arbeiterschaft in Kosthäusern unterzubringen. Notgedrungen mußten sich die Herbergsgründer und die mit ihnen in Verbindung stehende Innere Mission auf die Fürsorge für die Wandernden beschränken.

Die Zahl der Herbergen wuchs. Im Jahr 1900 bestanden 457 Herbergen zur Heimat. Bei einer solchen Menge war es natürlich, daß man die bedienenden Kräfte einer voraufgehenden Durchbildung unterzog. Junge Leute verwendete man zu Diakonen, zu Helfern. In reiferem Alter durften sie selbständig eine Herberge leiten. Oft aber wurden auch andere Personen mit der Einrichtung und Unterhaltung der Herbergen beauftragt. Da sie vom Vorstand des am Ort befindlichen Herbergsvereins gewählt wurden, der identisch war mit der Inneren Mission, so kamen Elemente in die Stellung eines Herbergsvaters, die es nicht immer verstanden, die unverheiratete Arbeiterbevölkerung an sich oder an die Sache zu knüpfen. So ist es denn auch zu verstehen, daß das in neuerer Zeit wieder aufgenommene Kostgängerwesen nur dürftige Erfolge aufzuweisen hat.

Sämtliche 457 Herbergen zur Heimat hatten im Jahr 1900:

	Personen	Nächte
Durchreisende Selbstzahler	1 601 536	2 538 942
Kostgänger	32 442	726 271
Stationsgäste	553 000	526 017

Im Jahr 1895 kamen auf einen Kostgänger noch 25,59 Schlafnächte, im Jahr 1900 aber nur 22,39.

Zum Besten der Wandernden dürfte die Verbindung der Verpflegungsstationen mit den Herbergen zur Heimat sein. Im Deutschen Reich bestehen zur Zeit etwa 1000 Stationen, von denen nur 250 sich in Herbergen zur Heimat befinden. Auf dieser Linie könnten die Herbergen sich noch segensreich weiter entwickeln.

Die Stationsgäste sind nämlich Mittellose, die von Gemeinden und Kreisregierungen gewisse Reiseunterstützung bekommen. Gewöhnlich wird ihnen ein Nachtlager, etwas Abendbrot und eine Morgensuppe gewährt, wofür sie mehrere Stunden Gras zupfen, Chausseesteine schlagen und ähnliche Dinge verrichten müssen. Im östlichen Deutschland sind Herberge und Station selten zusammen, seltener als im Westen, wo überhaupt das Herbergswesen außerordentlich weit gediehen ist.

Eine ganz eigentümliche Art von Herbergen besteht in Industriegegenden und in den Vororten der Großstädte: Gasthöfe, die einige Räume für Wanderer eingerichtet haben. Im Erdgeschoß halten sich die armen Reisenden den Tag über auf. In den Giebelstuben stehen mehrere Reihen Betten, für deren Benutzung fünfundzwanzig bis dreißig Pfennig gezahlt werden. Wer das nicht erschwingen kann, muß für die Nacht im Warteraum zehn Pfennig zahlen.

Die Gäste dieser Herbergen bestehen zum großen Teil aus älteren Leuten. Häufig sind sie Stammgäste. Einige Tage in der Woche arbeiten sie, drehen in den Vorortwäschereien die Rolle oder haben eine ähnliche Beschäftigung, die ihnen ein bestimmtes Einkommen sichert. Die andern Tage benutzen sie zum Abfechten der Großstadt und der reicheren Vororte.

Ziemlich anspruchsvoll hinsichtlich ihrer Herbergen sind die Mitglieder der Gewerkschaften. Die meisten Gewerkschaften zahlen Unterstützungen an ihre reisenden Mitglieder. Auch eine möglichst gute und billige Schlafgelegenheit besorgen sie ihnen. Die Ortsvorstände kontrollieren ab und zu die Gasthöfe. Das Wichtigste und Wertvollste dieser Herbergen ist: die Reisenden werden nicht von den andern Gästen abgesondert. Nur in diesen Gewerkschaftsherbergen haben ich und die andern Wandernden mit den übrigen Gästen an einem Tisch sitzen dürfen. Auf dem Piano spielte einer ein Lied. Wir sangen dazu. Die Ansässigen erläuterten uns die beruflichen Verhältnisse der Stadt — nichts aber erhält den Menschen mehr in der Selbstachtung und in der Selbstzucht, als ein solches Inverbindungbleiben mit den Vorgängen der Welt.

Noch eins erscheint mir äußerst wichtig an den Gewerkschaftsherbergen: daß sie dem Wanderer Lesestoff bieten, der seinem Geschmack, seinem Verständnis und seinen Zuständen entspricht. Einige bessere illustrierte Schriften, Arbeiterblätter, Gewerkschaftszeitungen und sozialpolitische Werke unterrichten ihn über alles, was ihn interessieren kann. Er bleibt auf dem laufenden und wird stets frisch angeregt. Es vergeht nicht ein

Digitized by Google

Tag, wo er nicht etwas Neues aus seinem Beruf erfährt. Da ist es denn kein Wunder, daß die arbeitende Bevölkerung sich von den Herbergen zur Heimat abwendet, daß sie beginnt, sich eigene Herbergen zu bauen. Im Berliner Gewerkschaftshaus sind geradezu ideale Einrichtungen für 200 Zureisende. Vor allem ist für Reinlichkeit, für Bäder gesorgt, die keinem notwendiger sind, als dem Wandernden. Ein großer Lesesaal steht den Handwerksburschen zur Verfügung. Gute, gediegene wissenschaftliche und unterhaltende Lektüre ist reichlich zusammengetragen. Aber im Gewerkschaftshaus verkehrt nur die Elite der Arbeiterklasse. Die große Zahl der Wanderer weiß von alldem nichts.

Wie müßte also etwa eine Herberge der Zukunft eingerichtet sein?

Vor allem dürfte sie ihren Gästen nicht den Lesestoff bieten, den die heutigen Herbergen zur Heimat laut einem Musterkatalog besitzen.

Außer einigen Lebensbeschreibungen berühmter Männer für die Jugend enthalten die Herbergsbibliotheken fast nur jene Bücher, deren schlechter Inhalt mit dem anmaßenden Etikett „Erzählungen für das Volk" angepriesen wird, und die keinem ernsthaften erwachsenen Mann in die Hände gegeben werden dürften.

Solchen Lesestoff darf eine bessere Herberge nicht bieten. Sie darf die Berufs- und Fachschriften nicht hintanstellen. Ebensowenig darf sie ernste technische und wissenschaftliche Bücher verpönen. Gerade die Fühlung mit dem Beruf hält ja Verzweifelnde und Haltlose am ehesten oben.

Dann aber darf eine zukünftige Herberge nicht mit der Lebensfremdheit der Herbergen zur Heimat eingerichtet werden. Sie darf nicht auf dem patriarchalischen System dieser Institute beruhen. Nicht der Herbergsvater, nicht die wohlthätigen Gründer oder selbst die Innere Mission dürfen über das Wesen, über die Hausordnung allein entscheiden. Es kommen sonst sofort wieder Einseitigkeiten und Unzuträglichkeiten heraus. Die jetzige patriarchalische Form hat bereits Fiasko gemacht. Der Eindruck, den man von ihr auf die arbeitende Bevölkerung erwartet hat, ist ausgeblieben. Erstens ist sie bei den heutigen Massenherbergen, wo selten unter fünfzig Reisende die Nacht verbringen, oft sogar aber die doppelte oder dreifache und vierfache Zahl, gar nicht mit voller Wärme durchzuführen. Dann aber giebt sie selbst kleineren Herbergen eine gefährliche Befugnis. Ohne sie könnte es nicht vorkommen, daß Herbergswirte Stellungen empfehlen, in denen kein Mensch einigermaßen menschlich leben kann. Sie glauben vielfach, daß einem Wandernden alles gut genug sein muß.

Warum nicht eine Religionsgesellschaft allein oder eine politische Organisation die Herbergen verwalten dürften? Sie würden sie stets in egoistischer Weise zur Propaganda für ihre Ziele benutzen und ihren Gästen Vorschriften machen, die mit einem menschlichen Empfinden ebensowenig zu thun haben, wie mit dem religiös-christlichen. Beispiel: die Hausordnung der Herbergen zur Heimat, die den Gästen das Singen und Stehen untersagt, und in deren Gefolge es liegt, wenn alte, sieche Männer, denen eine Stunde Ruhe noch sehr not thut, bereits um 6 Uhr aus den Betten gejagt werden — damit sie nicht die Morgenandacht versäumen.

Dann dürften auch die Herbergen nicht die weiblichen Wanderer ausschließen. Keine einzige bessere Herberge nimmt jetzt jene unglücklichen und verkommenen Geschöpfe auf — weil das den Ruf der Herberge schädigen würde! Manchem braven Mädchen bleibt nichts weiter übrig, als auf gut Glück Quartier zu suchen — um dann wirklich unterzusinken. Die wenigen Mädchenheime der Großstadt können daran nichts ändern. Bis ein mittelloses Landmädchen, aus denen die „Tippelschicksen" besonders sich ergänzen, zur Großstadt kommt, ist es schon längst von böswilligen Elementen auf abschüssige Wege gebracht.

Ferner dürften die Herbergen nicht jeden hinausweisen, der Ungeziefer an sich hat. Einzelne Herbergen haben wohl in irgendeinem Kellerwinkel Holzpritschen für diese mit Ungeziefer behafteten Erbarmungswürdigen. Aber so ein Mensch ist ja bald herunter, wenn er sich nicht neue Wäsche kaufen und die Kleidungsstücke ausbrennen lassen kann. Wie viele gehen aus falscher Scham zu Grunde, die vom Ungeziefer befallen sind! Ehe sie sich Eltern oder Geschwistern, denen sie vielleicht in jugendlichem Thatendrang entlaufen sind, so voller Elend zeigen, bleiben sie lieber verschollen.

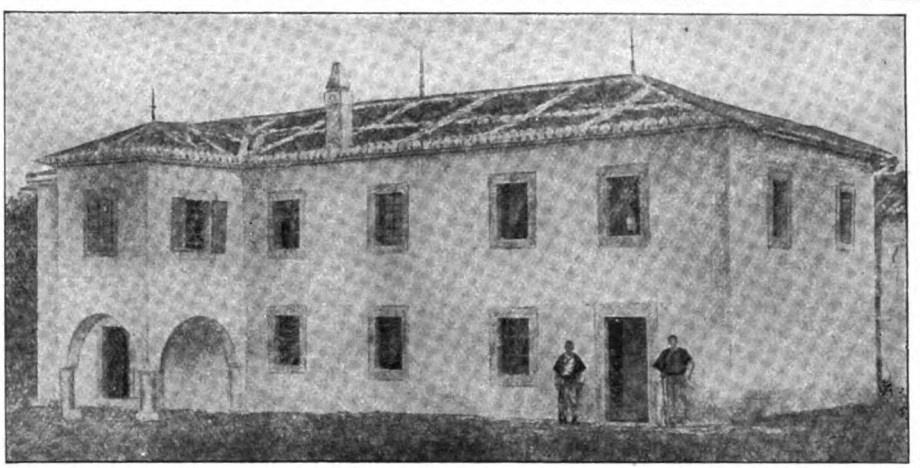
Auch dürften die Herbergen nicht so achtlos an dem Wäschewechsel der Wandernden vorübergehen. Sie müßten Mittel finden — die ja die moderne Technik reichlich bietet — daß so ein armer Teufel, der nur das Hemde besitzt, das er auf dem Leib hat, es abends abgiebt, um es am nächsten Morgen sauber wiederzuerhalten.

Warum hat man nicht schon daran gedacht, die Vagabunden- und Herbergsfrage auf einem ähnlichen Weg zu lösen, auf dem die Gewerbegerichte ins Leben gerufen sind? Noch niemand hat daran gedacht, die eigentlichen Beteiligten, die Arbeitgeber und die Arbeitnehmer, zur Beseitigung dieses Problems zu verpflichten. All die vielen zerstreuten Kämpfe auf diesem Gebiet müßten zu einer siegreichen Schlacht gegen das Vagabundentum zusammengefaßt werden. Zur radikalen Beseitigung gehören wohl noch andere soziale Eingriffe. Aber eine gründliche Aufwärtsentwicklung des Herbergswesens würde die Vagabundengefahr auf ein äußerstes Maß beschränken. Eine richtige Herberge kann manchen tüchtigen Menschen vor Verkommen schützen.

Was aber auf der Landstraße und in den Herbergen sich herumtreiben muß, zeigt die Schätzung Eingeweihter, die annehmen, daß etwa 200 000 bis 250 000 Menschen zu Fuß unterwegs sind. Haben doch die Herbergen zur Heimat allein im Januar 1898 = 340 782 Schlafnächte zu verzeichnen. Im Juni waren es allerdings nur 283 595 Schlafnächte. Es geht daraus die Thatsache hervor, daß im Winter, in dem ja stets Bauhandwerker und Metallarbeiter monatelang feiern müssen, mehr Menschen „walzen", als im schönen Sommer. Die Zahlen bestätigen einerseits, daß eben der Arbeitsmarkt doch ganz wesentlich das Wandern beeinflußt. Ferner aber sollte dies winterliche Wandern erst recht zur energischen Umwandlung des Herbergswesens veranlassen. Im Winter drohen ja gerade dem Wandernden die größten und heimtückischten Gefahren.

Und da jetzt wieder eine Zeit kommt, die manchem die Arbeit aus den Händen nimmt, sollte man das beschleunigen. Unsere Industriellen werden dann vielleicht nicht mehr so stark, wie vor kurzem, über den Mangel an tüchtigen, eingelernten und intelligenten Arbeitern zu klagen haben, wenn die Arbeit endlich wieder losgeht.

Digitized by Google



Palast der Fürstin Marcela in Kalmetit.

Eine ungekrönte Fürstenfamilie.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen von Dr. Träger, Z hlendorf.

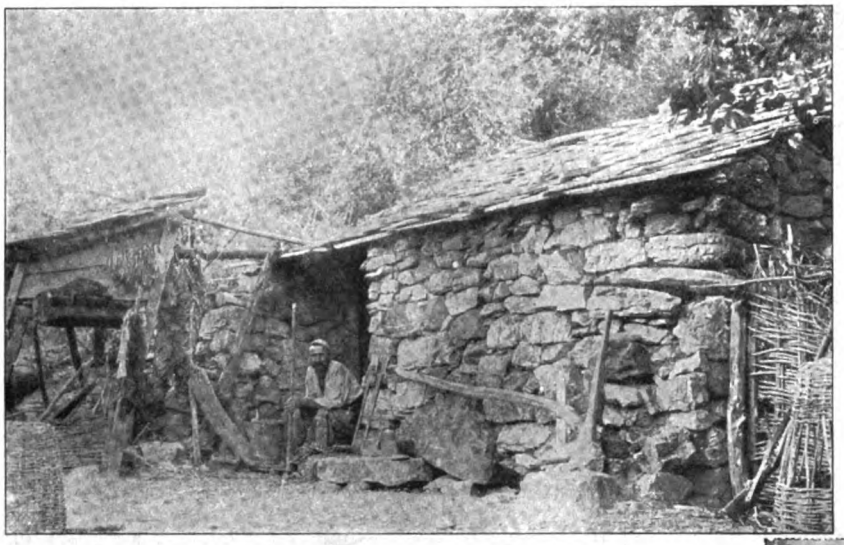
Wenn hinten, weit in der Türkei,
die Völker aufeinander schlagen ... (Faust.)

Dort hinten in der Türkei ist es auch in diesem Jahr, wie alljährlich, zwischen den einzelnen Nationen, zwischen Christen und Muhammedanern, zu argen Ruhestörungen gekommen, die mehrfach ein Einschreiten der Großmächte befürchten ließen. Aber die türkische Pflaume ist noch nicht reif, und die Besitzer der Rentenbriefe können ruhig weiterschlafen bis zum großen Kladderadatsch. Leider hat sich nun zu den zwei großen unruhigen Faktoren, zu der serbischen und bulgarischen Nationalitätengruppe, ein drittes Element gesellt, das vorläufig noch nicht direkt hervorgetreten ist, aber immerhin zu den besten Hoffnungen berechtigt: das albanesische. Und wenn bis dahin auch noch mancher Tropfen den Berg hinabrinnen wird, so ist es doch verzweifelt lebensfähig und nimmt zudem in fast geschlossener Form mehr als den dritten Teil des Landes ein. Es wird ein politischer Faktor sein, sobald, der Not gehorchend, die religiösen Unterschiede in den Hintergrund treten. Vorläufig hindern noch Stammesabgeschlossenheit, Blutrache und Mangel an Verkehrswegen den allgemeinen Zusammenschluß. Man muß somit auch als Fremder immer froh sein, wenn man nur einen Zipfel dieses merkwürdigen, aber vorläufig noch recht unbekannten Landes näher kennen lernt; das Reisen im Innern ist nämlich kein Genuß. Ich zum Beispiel habe mich während eines längeren Aufenthalts in Montenegro notgedrungen nur für Oberalbanien interessieren können, kurz für alles, was von der serbischen Grenze herunter längs der montenegrinischen bis zum Skutarisee und noch ein gutes

Junger Miridit.

Miriditenfürst Prenk Bib Doda (zur Zeit im Exil).

Digitized by Google

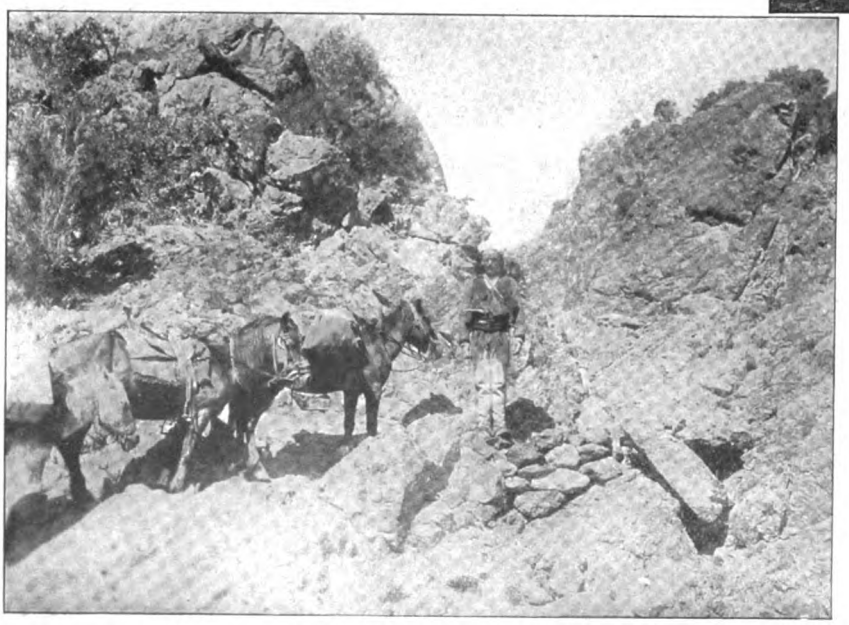


Bauernhaus.

Stück weiter längs der Adria wohnt, für die Malissoren und die Miriditen. Diese ober- und mittelalbanesischen Stämme sind im Gegensatz zu den orthodoxen Vettern an der griechischen Grenze und den Muhammedanern im Innern fast ausschließlich Katholiken und sogar recht eifrige, die sich einer unbeschränkten Freiheit erfreuen und von der Regierung teilweise recht verhätschelt werden. Ihr Zentralpunkt ist Skutari, das albanesische Paris, Sitz des Erzbischofs. Zu den markantesten Erscheinungen auf dem Skutariner Bazar gehören nun die Miriditen, der vornehmste und streitbarste Stamm, der die südlich vom mittleren Drin gelegenen Berggegenden bevölkert.

Ob ihr Gebiet 1000 oder 1400 Quadratkilometer, 20 000 oder 30 000 Seelen umfaßt, ist ganz nebensächlich, gezählt hat wohl noch niemand. Die Landschaft Miridita ist eben ein geschlossenes Ganzes, ein Staat im Staat, von dem man nicht so spricht, wie von irgendeinem beliebigen andern Stamm; die Miriditen respektiert man, schätzt sie höher ein. Sie halten auch auf sich, sie verüben keine Dummenjungenstreiche, wie es einzelne Malissorenstämme wohl thun, mit einem Wort, sie sind Gentlemen. Sie halten streng auf ihren Ehrenkoder, sie vergessen keine Beleidigung und genießen, wenn es nicht anders geht, ihre Rache kalt, oft nach langen, langen Jahren. Sie lassen nicht, wie die meisten andern Stämme, die Blutrache nach Zahlung einer Entschädigung aufhören, zumal nicht, wenn es sich um das weibliche Geschlecht handelt; gerade in diesem Punkt verstehen sie keinen Spaß, und die harmloseste Aeußerung kann zu einer ausgiebigen Blutrache führen. Manche Eigenschaften der Miriditen sind ja nicht gerade empfehlenswert, mit dem Eigentum nimmt man's nicht sehr genau, aber manches andere entschädigt: einer borgt dem andern ohne Schein und Zinsen, Wucher ist überhaupt

Miriditenhäuptling.



Ein lieblicher Reitweg.

unbekannt, und Darlehns- oder Pfandgeschäfte giebt's schon gar nicht, also idyllische Zustände. Sonst nährt man sich redlich von Viehzucht und Ackerbau, und den Wein trinkt man selbst, zu großen Reisen kommt man auch nicht, die Wege sind recht schlecht.

Vor allen albanesischen Stämmen haben die Miriditen aber eins voraus: sie stehen schon seit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts unter eigenen erblichen Fürsten. Im „Gothaer" ist nun „Dera e Dzon Marku" nicht verzeichnet; und der Fürstentitel wird zweifellos mehr aus Courtoisie gebraucht. Immerhin hat die Familie aber volles Anrecht auf ihn; sie ist seit 200 Jahren vollständig unabhängig und selbständig, und wenn auch der jetzige Fürst im Ausland in einer Art

Digitized by Google

Fürstin Marcela. Frl. Martha. Abbate Don Primo Docchi. Prinzessin Davidica.

Verbannung lebt, der Stamm sieht in ihm immer noch den rechtmäßigen Inhaber der Gewalt. Was will man? Das Haus Petrovic Njegos ist schließlich nicht viel älter und auch nicht aus größeren Verhältnissen hervorgegangen, nur hat das Haus Doda und der Stamm der Miriditen nicht so viel Glück gehabt, wie die fürstlich montenegrinische Familie; dafür haben aber die Nachkommen des ersten Fürsten oder Kapitäns Dzon Marku, der um 1700 fiel, einen so feudal-blutigen Stammbaum, wie wenige andere Familien. Nach Gopcevic's „Oberalbanien und seine Liga" sind von den 19 im Stammbaum verzeichneten Mitgliedern des Hauses nur 6 eines natürlichen Todes gestorben, 9 fielen der Blutrache zum Opfer, 1 wurde von den Türken enthauptet; aber 8 Opfer der Blutrache kommen allein im Lauf von 13 Jahren (1825—1838) auf das Konto zweier Witwen, die teilweise sogar aktiv eingegriffen haben. „Nach beendeter Blutrache," heißt es bei Gopcevic, „zogen die vier überlebenden Männer in das Haus zu Orosi, in dem alle diese Unthaten geschehen waren, und auch die beiden Witwen, die sich gegenseitig höchsteigenhändig die Ehegatten umgebracht hatten, verkehrten freundschaftlichst, als ob nichts geschehen, miteinander." Das Geschäftliche war ja vollständig erledigt.

Der gegenwärtige Chef der Familie ist Fürst Prenk Bib Doda, geb. 1858. Ihn hat die Pforte in kluger Berechnung aus dem Land zu entfernen gewußt. Mit Ehren überschüttet, lebt er fern der Heimat in einer Art Verbannung irgendwo in Kleinasien; dem Wohlleben verfallen, ist er politisch tot. Desto energischer führt aber, so weit noch etwas zu regieren ist, die Fürstinmutter Marcela die Zügel der Regierung. Von Regierung kann ja eigentlich nicht mehr die Rede sein, die Familie hat wohl schließlich noch sehr großen Einfluß im Stamm, und ein energisches Mitglied könnte unter Umständen der Regierung unbequem werden, das ist aber auch alles. Die Fürstin Marcela, eine stolze, imponierende Erscheinung, ist die Witwe Bib Dodas, des größten Miriditenfürsten, der unter Omer Pascha in der Krim focht. Sie ist keine Miriditin, auch ursprünglich keine Katholikin. Die Geschichte ihrer Ehe entbehrt sogar nicht, wie man sagt, eines gewissen romantischen Hintergrundes. Fürst Bib Doda lebte in kinderloser Ehe mit einer Stammestochter, was die Fürstinmutter derart verdroß, daß sie ihre Schwiegertochter eines Tags einfach erschoß, um ihrem Sohn Gelegenheit zu einer neuen Ehe zu geben; eine merkwürdige Umgehung des Ehescheidungsverbots. Der jugendliche Witwer raubte sich dann schleunigst das schönste Mädchen aus einem benachbarten muhammedanischen Stamm, die heutige Fürstin, die schließlich zum Katholizismus übertrat.

Don Juan d'Aladro-Kastrioti.

Der Wohnsitz der Familie ist zur Som-

Digitized by Google

merszeit Kalmetit, und für die wenigen Reisenden, die der Miridita einen Besuch abgestattet haben, muß es ein Genuß sein, in zivilisierte Verhältnisse zu kommen. Im Winter wohnt die Fürstin mit ihrer Tochter Davidica und ihrer sehr hübschen Nichte Martha in Skutari; sie erfreuen sich allgemeiner Beliebtheit. Eine interessante Persönlichkeit, die in Orosi ihren Sitz hat, ist das geistliche Oberhaupt des Stammes Don Primo Docchi, ein geborener Albanese, der längere Jahre in Amerika gelebt hat. Der Herr Bischof ist zur Zeit wohl die einflußreichste Persönlichkeit im Land; er ist den wenigen Forschungsreisenden stets mit großer Liebenswürdigkeit entgegengekommen und hat auch auf seine Amtsbrüder in dieser Beziehung einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt. Ohne die Unterstützung der Geistlichkeit wäre es recht beschwerlich, vielleicht unmöglich, die einzelnen Bergstämme zu besuchen.

In neuerer Zeit macht sich in Albanien eine bemerkenswerte Strömung bemerkbar. Man zeigt royalistische Gelüste und sieht sich nach Kronprätendenten um. So hat sich in neuster Zeit ein ehemaliger spanischer Diplomat Don Juan d'Aladro der erstaunten Welt als albanesischer Kronprätendent vorgestellt, der sich sogar auf eine Verwandtschaft mit dem albanesischen Nationalhelden Skanderbeg berufen kann.

In seiner Proklamation vom 31. Januar 1902 an die »Frères Albanais« weiß der Prätendent sehr geschickt Töne anzuschlagen, die auf jedes albanesische Herz Eindruck machen müssen: »Notre cri est: Le Seigneur soit avec nous! Le nom glorieux de Skanderbeg est notre bannière. Avec ce cri sur les lèvres, à l'ombre de ce drapeau, unissons-nous tous, musulmans, orthodoxes et catholiques. Moi, humble serviteur de la patrie albanaise, je demande l'honneur de combattre à vos côtés dans les saintes luttes de la delivrance.

O braves! o Albanais!«

Wieweit nun dieser Trick der sehr rührigen albanesischen Komitees Erfolg haben wird, lasse ich dahingestellt sein. Auf jeden Fall sind schon Ansichtspostkarten mit dem Porträt des „Prince D'Aladro-Kastrioti" und dem altalbanesischen Wappentier erschienen — und das ist doch wohl die Hauptsache. Franz Genthe.

Petroleumquellen in Brand.

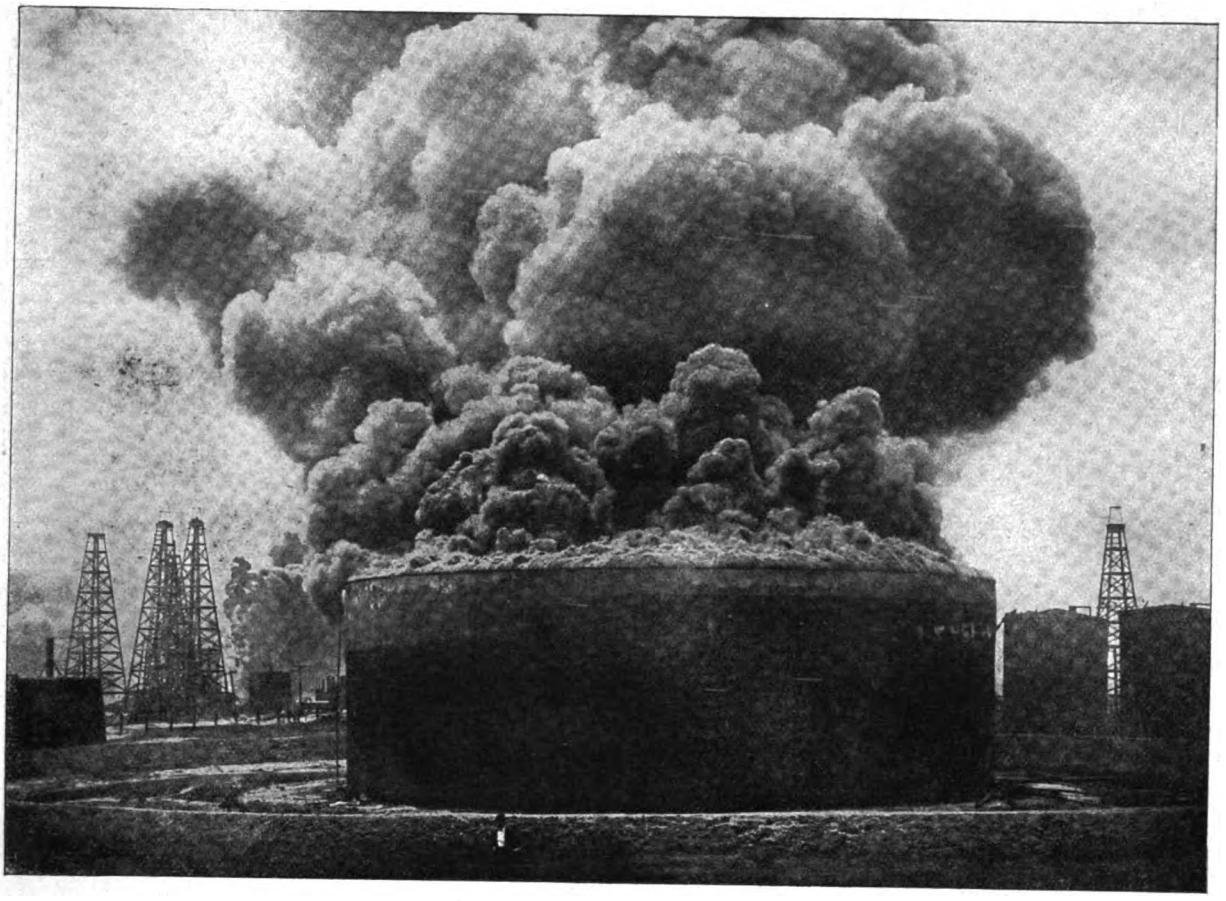
Hierzu 2 Momentaufnahmen.

Feuer in einem unermeßlichen Petroleumreservoir muß ungefähr so schrecklich sein, wie ein großer Brand an Bord eines Schiffes auf hoher See. Denn nirgends wohl findet das Dichterwort: „Wohlthätig ist des Feuers Macht, wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht — doch wehe, wenn sie losgelassen", so sehr Anwendung, wie in solchem Fall. Die Petroleumquellen in Beaumont in Texas, speziell in Spindle Top, standen vor einiger Zeit in Gefahr, ein Raub der Flammen zu werden. Man kann sich eine Vorstellung von der Angst und Aufregung der Bevölkerung machen, wenn man bedenkt, daß gerade hier Petroleumquellen sich befinden, die so ziemlich die größten in Amerika und von ungeheurer Ergiebigkeit sind. Kleine Ursachen — große Wirkungen! Ein Wächter war des Nachts, trotz des strengsten Verbots, mit offener Laterne in einen Oberbau gegangen. Hier hatten sich Dämpfe angesammelt, die sofort explodierten. Selbstverständlich stand das Gebäude im Augenblick in Flammen, die sich sofort auf die großen Reservoirs ausdehnten. Feuerlärm schreckte die schlafenden Bewohner aus ihrer Ruhe auf, zunächst bemächtigte sich eine große Kopflosigkeit der ganzen Ortschaft. Alles wollte im ersten Augenblick flüchten, denn man glaubte, daß nunmehr alles dem Untergang geweiht sei. Einigen besonnenen Leuten gelang es jedoch zunächst, die beherztesten Männer um sich zu sammeln und die eigene Feuerwehr in Betrieb zu setzen.

Das ganze Areal umfaßt 25 Oelquellen, von denen eine mit dem Reservoir in Brand geraten war; es handelte sich also darum, wenn man nicht wollte, daß namenloses Unglück geschähe, das Feuer auf seinen Herd zu beschränken. Glücklicherweise sind die Oelquellen selbst mit hohen Erdwällen umgeben, so daß jede einzelne ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet. Diese Maßnahme, die sich als außerordentlich wirkungsvoll erwies, zeigt, daß die Amerikaner jede Eventualität schon vor einem Unglück ins Auge fassen. Trotzdem reichten die eigenen Feuerlöschmittel nicht aus, um des Brandes auch nur annähernd Herr zu werden. Der Telegraph spielte nach allen Richtungen hin, und die Feuerwehren der ganzen Umgegend eilten auf Spezialzügen sofort zur Hilfeleistung herbei. Sie entfalteten eine fieberhafte und bei der herrschenden Hitze und dem erstickenden und giftigen Dampf eine heroische Thätigkeit. Aber auch mit dieser Hilfe erschien es zuerst fast aussichtslos, die Flammen zu bemeistern. Und da zeigte sich die Findigkeit des Amerikaners in ihrem ganzen Glanz. Alle Dampfmaschinen des Werkes wurden geheizt, man legte Röhren an, und mit Hilfe des heißen Wasserdampfs — es waren im ganzen hundert Maschinen, die Wasserdampf gaben — gelang es dann endlich, das Feuer auf seinen Herd zu beschränken und eine Uebersicht über den ganzen Umfang des Brandes zu gewinnen. Trotz alledem war es ein schauerlich schöner Anblick. Herrlich war es besonders anzusehen, als der Sprudel der Quelle selbst Feuer fing. Eine brennende und leuchtende Fontäne stieg in das Dunkel empor, sie wandelte die Nacht zum lichten Tag und ließ die drohende Gefahr mit schrecklicher Deutlichkeit erkennen.

Man arbeitete ununterbrochen von Mitternacht, da das Feuer entstand, bis zum nächsten Tag mittags, es brannte dann nur noch ein kolossales Reservoir, das 37 500 Faß Petroleum enthielt, und noch 48 Stunden später eine kleinere Nebenquelle. Die Rauchwolken verfinsterten bei Tageslicht den ganzen Himmel, vier englische Meilen ringsumher war die Gegend in stinkenden Qualm gehüllt. Alle oberirdischen Einrichtungen waren verbrannt, der Gesamtschaden, den das verheerende Element verursacht hatte, belief sich auf weit über 100 000 Dollar. Thatsächlich war dieser Brand eine Art von Naturphänomen, und wenn der Schaden natürlich auch durch die Versicherungsgesellschaften gedeckt wurde, wird jedem, der dem grausigen Schauspiel beiwohnte, die Erinnerung für alle Zeiten im Gedächtnis bleiben.

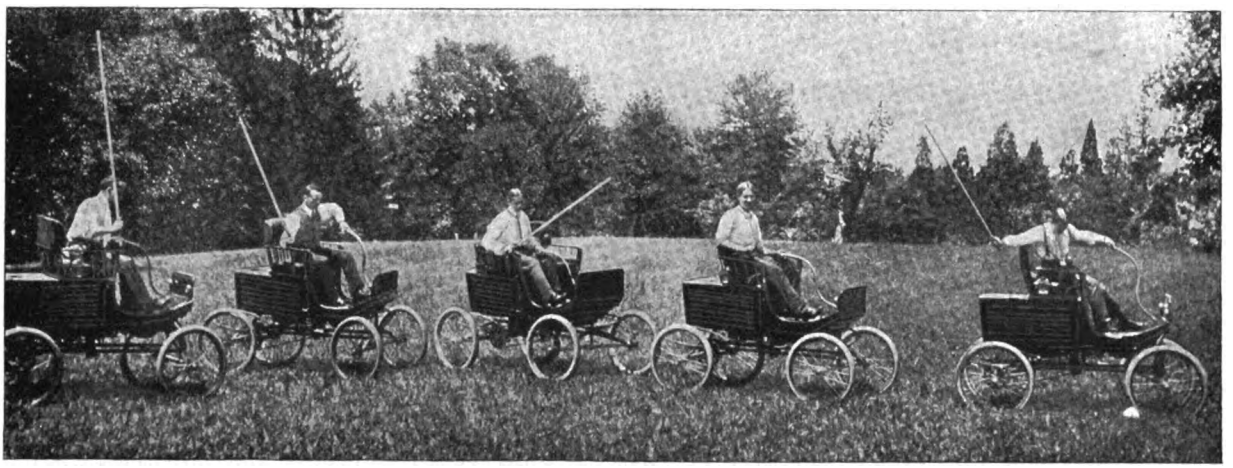
Digitized by Google



Ein Petroleumbehälter in Brand.

Ein brennender Petroleumsprudel.

Digitized by Google

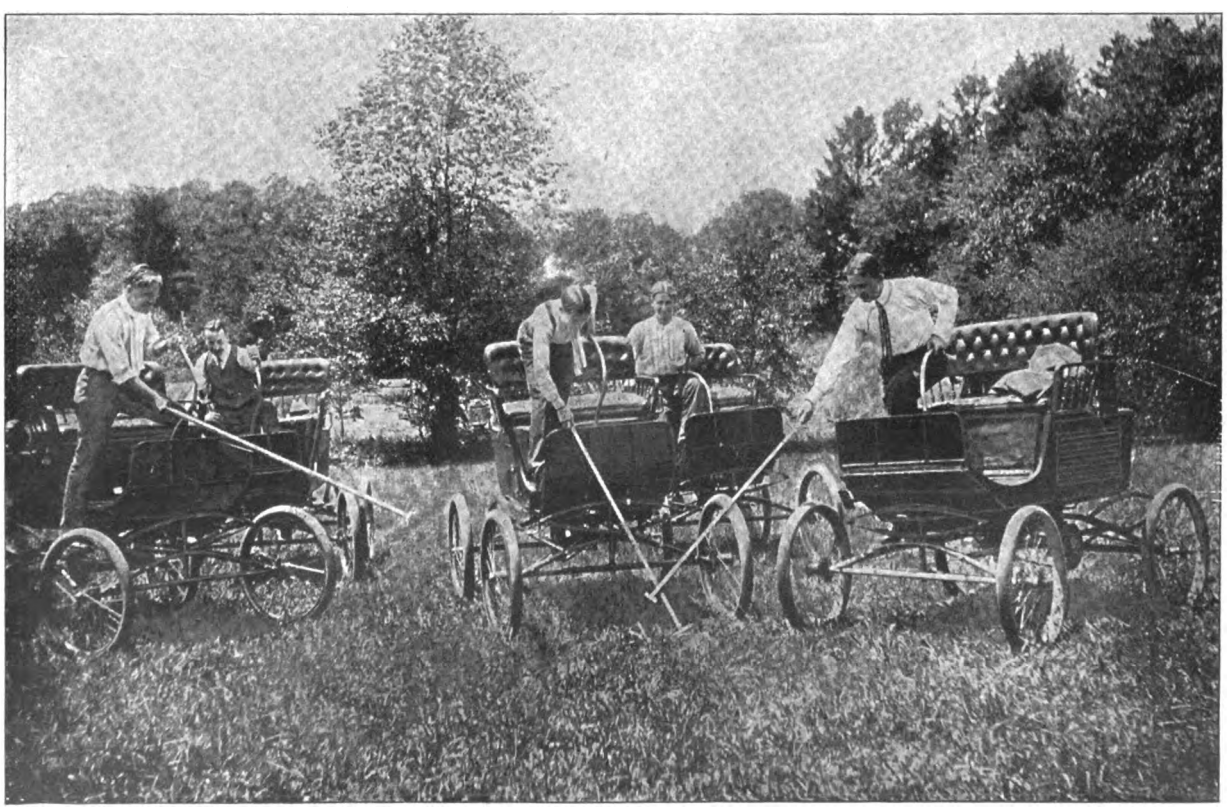


Die Automobile fahren an.

Ein gefährlicher Sport.

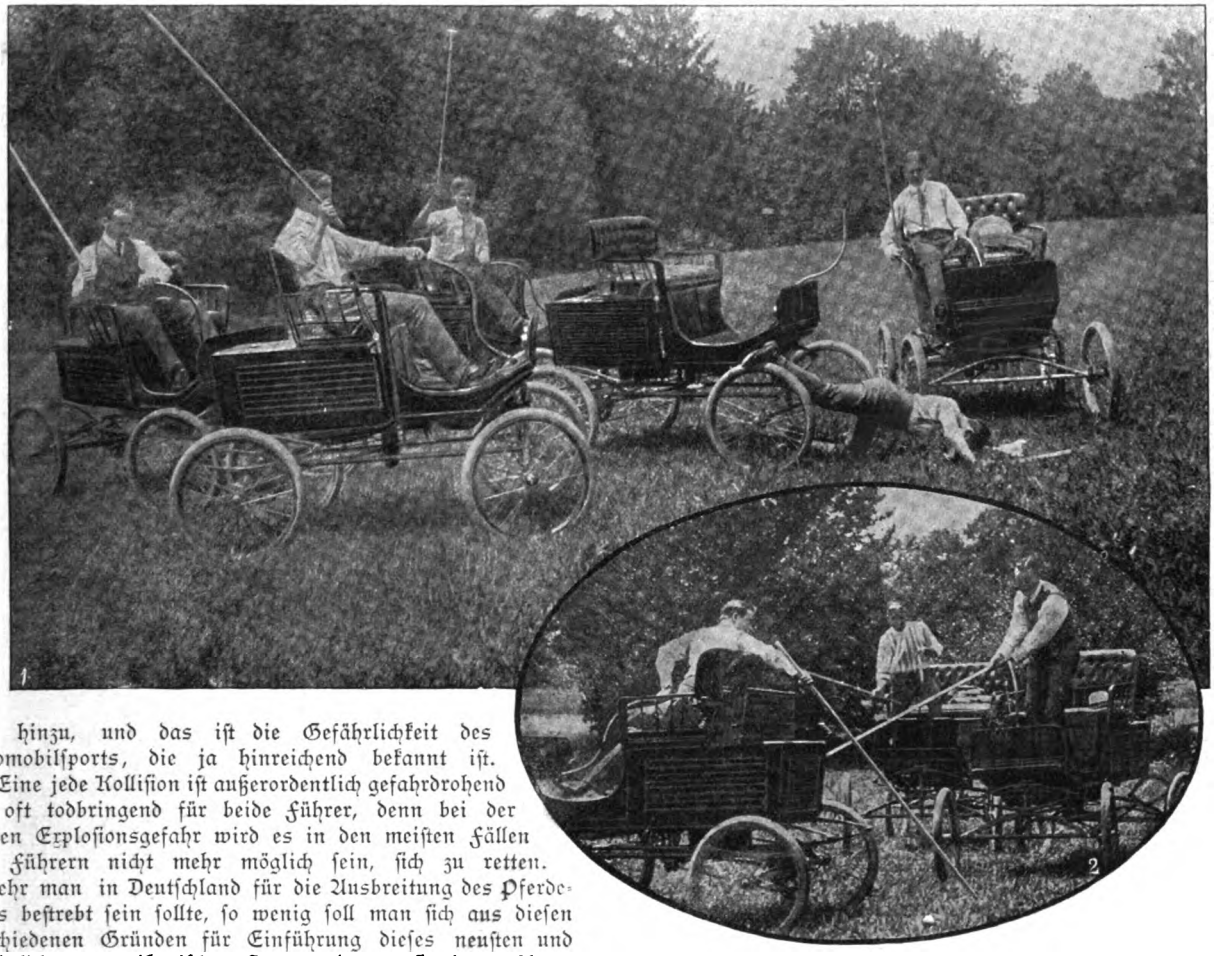
Hierzu 4 photographische Momentaufnahmen.

„Autopolo" ist, um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, ein Polospiel, das statt mit Ponys mit Automobilen betrieben wird. Natürlich ist dieser neuste Sport, im Land des Sports par excellence, in Amerika erfunden worden, und es gehören zur Ausübung dieses Spiels natürlich auch wirkliche amerikanische Nerven. Das Polospiel selbst, so wie es bisher betrieben wurde, ist eins der ritterlichsten und aufregendsten Sports, die es überhaupt giebt. Zu dem Spiel gehören zwei Parteien in beliebiger Stärke, die beritten sind. Es handelt sich nun für die eine Partei darum, einen Ball durch ein bestimmtes Thor zu bringen, was von der andern auf jede Weise zu verhindern gesucht wird. Das Spiel erfordert eine große Geschicklichkeit im Reiten und eine bedeutende Körperkraft, um mit dem elastischen, aber immerhin schweren Poloschlegel wuchtige Hiebe austeilen zu können. Es giebt bei allen sportlichen Veranstaltungen kaum einen schöneren Anblick als eine gut eingeübte Polotruppe — flinke Reiter auf flinken Pferden sind immer die besten Repräsentanten des Sports. Nun ist man aber in Amerika auf die Idee verfallen, diesen Sport mit Automobilen, d. h. also mit Maschinen ausüben zu wollen. Eine wie große Zukunft dem Automobilismus auch bevorstehen mag — in sportlicher Beziehung kann die Maschine das Pferd unseres Erachtens nach niemals ersetzen. Es mag immerhin eine bedeutende Geschicklichkeit dazu gehören, ein Automobil so zu lenken, daß es an Biegsamkeit und Geschwindigkeit dem Pferd annähernd gleichkommt, aber diese Chauffeurthätigkeit ist doch niemals mit dem frischen, fröhlichen Reiten zu vergleichen. Es kommt bei diesem Sport nun noch



Der Ball in der Enge.

Digitized by Google



1. Ein gefährlicher Augenblick. 2. Ein Schlag von rückwärts.

eins hinzu, und das ist die Gefährlichkeit des Automobilsports, die ja hinreichend bekannt ist.

Eine jede Kollision ist außerordentlich gefahrdrohend und oft todbringend für beide Führer, denn bei der großen Explosionsgefahr wird es in den meisten Fällen den Führern nicht mehr möglich sein, sich zu retten. So sehr man in Deutschland für die Ausbreitung des Pferdepolos bestrebt sein sollte, so wenig soll man sich aus diesen verschiedenen Gründen für Einführung dieses neusten und gefährlichen amerikanischen Sports, des unsinnigen „Autopolos" bei uns interessieren.

Allerdings werden ja die Bäume auch so leicht bei uns nicht in den Himmel wachsen, erstens sind die Automobile denn doch noch etwas zu teuer, und zweitens sind auch unsere Sportsmen im allgemeinen wohl vernünftiger.

Bubbles auf Freiersfüßen.

Skizze aus dem amerikanischen Leben von Henry F. Urban (Neuyork).

Mein Freund Bobby Bubbles, der Berichterstatter von der „Täglichen Dampfpfeife", ist auf Dichter nie gut zu sprechen gewesen. Er, der praktische Zeitungsmensch, der die Dinge sah, wie sie sind, und dann einfach mit der Feder sozusagen photographierte, hatte kein Verständnis für dichterische Schönfärberei. Aber seit der Geschichte mit der Dora Potter haßt er die Dichter geradezu. Denn an dem ganzen Unglück ist nach Bubbles' Ansicht Crane, der Dichter, schuld. Es fing ganz harmlos an, gerade wie der Brand von Chicago und sonstige große Unglücksfälle. An einem jener ekelhaften, feuchten, klebrigen Sommertage, die jeder Neuyorker im Magen hat, saß Bubbles im Restaurant von Mayer & Mayer und verschlang seinen Lunch. Ich sage absichtlich nicht: er aß seinen Lunch. Berichterstatter essen nicht, sondern schlingen, weil sie immer Angst haben, es könnte irgendwo etwas geschehen, wo sie nicht dabei sind.

„Ah Bubbles — — wie geht's?" sagte plötzlich eine Stimme. „Sie gestatten doch?" Und Crane, der Dichter, setzte sich ohne weitere Umstände an denselben Tisch. Er hatte gerade für ein Gedicht von einem Maaazin zehn Dollars bekommen und gedachte, sich dafür etwas Besonderes zu leisten. Bubbles lächelte süßsauer und gestand Crane, wie er sich freue, ihn wiederzusehen.

„Sie sind in schlechter Stimmung, lieber Bubbles?"

„Der Teufel auch — bei dieser Witterung. Und nichts los, gar nichts. Wenn das so weiter geht, werde ich einer hervorragenden Soubrette die Diamanten stehlen lassen und dann einen Artikel daraus machen."

„Ja, warum gehen Sie nicht aufs Land, Bester? Nehmen Sie vierzehn Tage Urlaub und kommen Sie mit mir. Ich gehe nach Mamaronegg in den Shawangunkbergen. Ach — das sollten Sie sehen!" Und nun begann er zwischen Huhn und gekochten Birnen Bubbles die Wonnen von Mamaronegg zu schildern, wie das nur ein Dichter fertigbringt. Bubbles hörte förmlich die Bäume rauschen und die Vögel singen, und er roch die balsamische, würzige Bergluft.

„Eigentlich," sagte Bubbles und löffelte in seinem Kaffee herum, „haben Sie recht. Es ist mal etwas anderes, und man sammelt frische Kräfte. Also, ich werde um Urlaub einkommen und gehe mit Ihnen. Wir

Digitized by Google

können zusammen ausfahren, rudern, fischen — — nur nicht dichten. Das verbitte ich mir!"

Der Geschäftsleiter der „Täglichen Dampfpfeife" gewährte Bubbles den erbetenen Urlaub mit Vergnügen. Zwei Tage später saßen der Dichter und der Berichterstatter in Mamaronegg in einem kleinen schneeweißen Hotel mit grünen Fensterladen und einem roten Dach. Nur wenige Leute waren im Hotel, darunter eine jüngere Dame, Dora Potter, eine kleine, aber feurige Witwe von einigen zwanzig Lenzen, die immer lächelte und immer an einem seidenen Schlips für irgendeinen unverheirateten Herrn arbeitete. Das war ihre Wonne. Als Crane und Bubbles sich im Vorzimmer in das Hotelbuch eingetragen hatten, erschien die feurige Dora und sah nach, wie sie hießen, woher sie kämen, und was sie waren. Ihr ahnte, sie könnte die beiden jungen Männer auf die Liste der zu Beschlipsenden setzen.

„Litteraten!" murmelte sie entzückt. „Reizend!" Sie hatte eine Schwäche für solche Leute. Sie erschienen ihr maßlos interessant, denn sie schrieben von Liebe, Umarmungen und Küssen. Und ob das wohl Bubbles von der „Täglichen Dampfpfeife" war, der berühmte Bubbles, der die unerhörtesten journalistischen Heldenthaten vollbracht hatte? Der vierzehn Tage Droschkenkutscher gewesen war, um seine Erlebnisse mit den Fahrgästen beschreiben zu können? Der bei Vanderbilt durchaus ein Schlafzimmer mit Frühstück haben wollte, worauf man ihn ins Irrenhaus steckte, dessen Leben und Treiben er dann schilderte? Der Paderewski im Hotel als Kellner bediente und darüber einen überaus launigen Artikel veröffentlichte?

Ja, er war es. Dieser kleine Mann mit den roten Haaren und den Sommersprossen im Gesicht war der große Bubbles. Von nun an hatte sie nur den einen Wunsch, diesen kleinen Mann näher kennen zu lernen und einen seidenen Schlips für ihn zu arbeiten. Die Gelegenheit bot sich schon am nächsten Morgen, als er auf die Veranda trat. Sie saß im Schaukelstuhl. Er zog höflich das kleine graue Schlapphütchen, in dem er so komisch aussah, und mit einem Blick auf die grünen Berge und den blauen Himmel darüber bemerkte er: „Ein herrlicher Morgen!" Nun gab ein Wort das andere. Sie gestand ihm, was für ein Vergnügen es für sie sei, ihn kennen zu lernen. Er sah sie mit seinen pfiffigen Aeuglein von der Seite an und lachte. Schon am nächsten Tag lud er sie mit Crane zu einer Spazierfahrt ein, und am dritten begann sie an einem seidenen Schlips für ihn zu arbeiten. Crane war ganz begeistert von Dora. Während Dora an dem Schlips für Bubbles arbeitete, verfaßte Crane ein Gedicht auf Dora, worin er sie als die Venus mit den Schlipsen feierte.

„Bubbles," sagte er, als sie einmal des Abends durch das stille Dorf gingen, „greifen Sie zu. Donnerwetter, so ein famoses Frauenzimmer, und Geld hat sie: achttausend Dollars Zinsen jährlich zu verzehren. Sie hat mir's unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit gesagt."

„Unsinn!" erwiderte Bubbles. „Ich und heiraten!" Aber er lächelte dabei, wie jemand, der sich nur zum Schein wehrt, und er strich liebevoll über den Schlips von Dora. Weiß der Teufel, was mit ihm los war. Er war ein ganz anderer Mensch hier in dieser grünen Einsamkeit. Sie machte ihn sanft und milde. Sie machte ihn geradezu poetisch. Er begann Crane zu den Menschen zu rechnen, was er früher mit Dichtern nicht gethan hatte. Er bewunderte mit Dora zusammen gackernde Hühner und goldene Sonnenuntergänge. Er saß mit ihr an lauschigen Plätzen, wo murmelnde Bächlein über Felsgestein sprudelten. Und wenn sie hier mit ihren weißen Händen seinen Schlips ordnete, so hielt er still und hätte am liebsten geknurrt, wie ein Kater, dem das Fell gekraut wird. Er hatte sogar eingewilligt, sich einige von Cranes Gedichten vorlesen zu lassen, und sie sehr nett gefunden. Cranes Schwärmerei von Dora wurde immer begeisterter, und zum Schluß bemerkte er: „Greifen Sie zu!" Er that das mit der Hartnäckigkeit, mit der Cato die Zerstörung Karthagos empfahl. Und Bubbles griff zu — in einer flimmernden, duftigen, schmeichelnden Mondnacht auf dem Delaware. Die Fische sprangen. Am Ufer ließen die Ochsenfrösche ihr tiefes „Dlumm" ertönen, das sich anhört, wie wenn jemand die Saite einer Baßgeige zupft. In den Bäumen sangen die Cikaden, und von einem Hotel auf der Höhe kamen die Klänge des melancholischen Plantagenlieds: „Way down upon Swanee River", das eine Truppe herumziehender schwarzer Minstrels vortrug. Im Boot saß Dora und sah Bubbles unverwandt an und lächelte. Der Mondschein stand ihr bezaubernd. Das war zu viel für Bubbles, dem gellende Feuerwehrglocken, dröhnende Straßenbahngongs und die rasselnden Töne von Ambulanzen bisher als der Inbegriff aller Musik erschienen waren. Als sie ins Hotel zurückgekehrt waren und Bubbles sich auf sein Zimmer begeben wollte, traf er Crane. „Ich habe zugegriffen!" sagte Bubbles.

„Ach, da gratuliere ich, lieber Junge!" erwiderte Crane. „Und nicht wahr, ich darf doch später jeden Sonntag bei euch essen?"

„Aber sie hat eine Bedingung gestellt. Ich muß sofort meine Stellung an der Zeitung aufgeben und soll etwas Ruhigeres suchen, an einem Magazin, oder was mir paßt. Sie meint, ich brauchte ja nichts zu überstürzen, da wir unabhängig sind."

„Ausgezeichnet. Und Sie haben eingewilligt?"

„Ja, das habe ich. Was soll man machen?"

Bald darauf kehrten die drei nach Neuyork zurück. Bubbles legte zum aufrichtigen Bedauern seiner Vorgesetzten seine Stellung nieder.

„Uebrigens," meinte der geschäftliche Leiter der „Dampfpfeife", „sollten Sie jemals Ihren Entschluß wieder ändern, so sind Sie uns willkommen. Vergnügte Flitterwochen!" So schieden sie.

Die kleine Dora war überglücklich. Sie wurde immer feuriger. Wenn sie den kleinen Bubbles umarmt hatte, so schnappte er nach Luft und ihm war zu Mut, als wäre er in einem Hochofen gewesen

„Ach, ich gewinne dich jeden Tag lieber, mein Zuckerbobby!" sagte Dora eines Sonntagsnachmittags, als sie zusammen auf dem Sofa saßen. Und Bubbles fragte sich im stillen voll Besorgnis, was wohl aus ihm werden könnte, wenn das erst der Anfang ihrer Liebe wäre. Würde er nicht zu Asche verbrennen? Gerade schickte sich die feurige Dora zu einer neuen Umarmung an, als auf der Straße die gellenden Glocken der Feuerwehrwagen und das Kreischen der Dampfpfeife von den Spritzen hörbar wurde. Bubbles spitzte die Ohren wie eine Katze, die im Schrank eine Maus rascheln hört. „Feuer!" rief er, riß sich aus Doras Armen los, stürzte ans Fenster und sah hinaus.

„Es scheint das Hotel Washington da drüben zu sein!" sagte er. „Da muß ich hin. Ich bin gleich wieder da!" drückte Dora einen flüchtigen Kuß auf die

Digitized by Google

Lippen und donnerte wie eine Lawine die Treppe hinunter.

„Es hat offenbar seine Schattenseiten, mit einem ehemaligen Berichterstatter verlobt zu sein!" seufzte Dora. „Es steckt immer noch etwas davon in ihm!"

Nach zwei Stunden war er wieder da. Herrlich war's gewesen, dieses Feuer. Acht Personen verbrannt. Fünfhunderttausend Dollars Schaden. Man merkte ihm an, welcher Genuß es für ihn gewesen war. Dora hoffte, er würde sich das bald abgewöhnen. Aber es ging nicht so schnell, als sie dachte. An einem herrlichen Nachmittag im Spätsommer saßen sie vergnügt in dem lauschigen kleinen „Kasino" im Park. Sie trank Kaffee, er Cocktail. Plötzlich erscholl auf dem nahen Fahrweg Pferdegetrappel. Dazwischen schrillte die Signalpfeife eines Polizisten. Im nächsten Augenblick rasten zwei feurige Gäule vorüber, die hinter sich her eine elegante Kutsche schleiften, mit einem eleganten, aber kreidebleichen Kutscher ohne Hut auf dem Bock. In der Kutsche saßen zwei vornehme Damen und klammerten sich zu Tode erschrocken an der Innenseite des Wagens an. Hinterher folgte in rasendem Galopp ein berittener Polizist. Ununterbrochen blies er seine Pfeife, um andere Polizisten aufmerksam zu machen.

„Das giebt ein Unglück!" sagte Bubbles. „Entschuldige mich fünf Minuten. Ich bin gleich wieder da, mein Lieb!" Er winkte einer Droschke, die auf dem freien Platz vor dem Restaurant hielt, sprang hinein und jagte hinter der Kutsche her. Eine volle Stunde saß die arme Dora im „Kasino", mit gedämpftem Liebesfeuer, und wartete auf Bobby. Endlich kam er zurück, strahlend.

„Alles in Stücke!" rief er schon von weitem, ganz außer Atem. „Alles in Stücke! In einen vollen Kremser hineingerannt. Einer tot, drei schwer verwundet. Polizist vom Pferd geflogen. Schädelbruch. Großartig!" Und er setzte sich, bestellte zur Stärkung einen Brandy und erzählte alles haarklein. Die Damen in der Kutsche waren wie durch ein Wunder mit einigen leichten Verletzungen davongekommen. Uebrigens sehr vornehme Damen aus der Gesellschaft. Dora machte ihm milde Vorwürfe, daß er sie so über Hals und Kopf verlassen habe.

„Ach, mein liebes Kind!" erwiderte Bubbles lachend. „Das steckt noch von früher so in mir. Das ist gerade so, wie wenn ein ehemaliger Jagdhund einen Hasen vorbeilaufen sieht. Das wird vorübergehen mit der Zeit." Und weil er ein so liebes, vergnügtes Kerlchen war, konnte sie ihm nicht böse sein. Freilich — die letzte ihrer Prüfungen war das nicht.

Eines Abends spazierten sie gemeinsam den Broadway entlang. Sie wollten ins Theater gehen. Mit einem Mal erschallt der Ruf: „Haltet den Dieb! Haltet den Dieb!" Und an ihnen vorbei fliegt pfeilschnell ein Mensch, verfolgt von einem Polizisten und einer Anzahl Leute. Wie ein Sturmwind fegten sie vorüber.

„Hier ist deine Einlaßkarte!" sagt Bubbles. „Ich komme nach!" drückt ihr etwas in die Hand, und indem er wie ein Besessener brüllt: „Haltet den Dieb!" galoppiert er davon, noch ehe Dora recht weiß, wie ihr geschieht.

„Das ist doch zu verrückt!" sagte sie endlich, als sie wieder zu sich kam. Dann setzte sie ihren Weg nach dem Theater fort. In der Vorhalle wartete sie bis kurz vor Beginn der Vorstellung auf Bobby. Als er nicht kam, begab sie sich verdrießlich ins Theater. Der erste Akt war zu Ende, und der zweite begann. Von Bobby war nichts zu sehen. Endlich nach Beginn des letzten Aktes erschien er.

„Entschuldige!" flüsterte er ihr zu und ließ sich in den bequemen Polstersessel sinken. „Wundervolle Geschichte. Großer Diamantenraub bei Wilson & Co. am Broadway. Der Kerl — —"

„Hß!" machten die Umsitzenden und blickten mit gerunzelter Stirn auf Bubbles.

„Durch den Keller durchgebrochen. Drei Halsbänder eingesackt. Jedes — —"

„Hß! Hß! Hß!"

„Fünfzigtausend Dollars wert. Erzähle dir später alles." Dora stieß ihn in die Rippen, und er schwieg.

Nach Schluß der Vorstellung, wie sie in einem Broadwayrestaurant saßen, wusch Dora ihm gehörig den Kopf. Bubbles gelobte, sich zu bessern, und trank auf seine Besserung vier Glas Pilsener. Doch die Besserung wurde ihm offenbar sehr sauer. Manchmal geschah es, daß sie in einem Wagen durch die Straßen fuhren und irgendwo an einer großen Menschenmenge vorüberkamen. Dann wollte Bubbles durchaus aussteigen und sehen, was vorgefallen wäre. Aber Dora hielt ihn am Rockzipfel fest, und schweren Herzens mußte er im Wagen bleiben. Doch konnte sie nicht verhindern, daß er noch mindestens ein halb Dutzend mal den Kopf zum Wagen hinausstreckte, in der Hoffnung, doch irgendetwas Interessantes zu erspähen. Wenn sie einem Polizisten begegneten, der jemand verhaftet hatte, so marschierte Bubbles sicherlich ein Stück hinterher, und sie mußte mit. Keine zehn Pferde bekamen ihn vom Platz, wenn es eine Straßenbahnblockade gab. Er stand dann wie angenagelt und rührte sich nicht eher, als bis die Verkehrsstockung beseitigt war und die Wagen ihre Fahrt fortsetzten. Es war zum Verzweifeln. Sie verlor alles Vergnügen an der Verlobung. Immer fürchtete sie, die Glocke der Feuerwehr oder einer Ambulanz könnte ihr einen Kuß oder eine Umarmung ruinieren und Bubbles zur Flucht veranlassen. Die arme Dora merkte, daß sie immer nervöser wurde. Dieser Verlobte untergrub ihre Gesundheit mit einer verbrecherischen Leichtfertigkeit. Als er gar an ihrem Geburtstag mit drei Stunden Verspätung zum kalten Mittagsmahl kam, weil er erst einer riesigen Prügelei zwischen Negern und Irländern auf der Westseite der Stadt beigewohnt hatte, war ihr Entschluß gefaßt. Tags darauf erhielt Bubbles von Dora einen Brief, der besagte: „Mein Herr, Sie sind zweifellos als Berichterstatter ebenso vorzüglich, wie Sie als Verlobter völlig unfähig sind. Kehren Sie zur ‚Täglichen Dampfpfeife' zurück. Das ist Ihre Frau."

Als Bubbles den Brief erhielt, kratzte er sich den rothaarigen Kopf und sagte: „Die arme Dora! Aber sie hat recht. Ich tauge nicht zum Verlobten. Wäre ich nur nicht mit Crane nach Mamaronegg gegangen. Dieser dichtende Esel hat mir das eingebrockt. Er hat mich mit seinem Dichterbazillus infiziert, so daß ich zum verliebten Schwärmer wurde. Ich hab's ja immer gesagt: man soll sich vor den Dichtern hüten."

Dann trat mein Freund Bubbles wieder in die Redaktion der „Täglichen Dampfpfeife" ein und schrieb einen humorvollen Artikel: „Was für ein Gefühl es ist, verlobt zu sein," während Dora an einem neuen seidenen Schlips zu arbeiten begann.

Digitized by Google

Beim Flechten von Obst- und Blumenkörben.

Deutsche Heimarbeit.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen von F. Wenning.

Fast eine jede Gegend hat ihre Hausindustrie. Meist hängt diese Thätigkeit mit dem zusammen, was die Landschaft produziert. Und so hat denn Oberfranken mit seinen reichen Weidenbeständen am Obermain die Korbflechtwarenindustrie. Die grobe Korbmacherei bestand schon lange und besteht ja heute in vielen Gegenden noch. Die Landwirte flechten mit ihren derben Händen Fruchtkörbe zum Einsammeln der Preißelbeeren und anderer Früchte, Wasch- und Tragkörbe und sonstige Hauswirtschaftsartikel an langen Winterabenden. Große Kunst entwickeln sie dabei nicht. Und das Material wächst ihnen meist wild am Strand des Baches ihrer Wiesen. Was aber in einer Gegend stets auf gleicher Stufe, auf gleichem Können stehen bleibt — in andern entwickelt es sich durch das Eingreifen einiger findiger Köpfe und durch den Zwang der Not zu einer beachtenswerten Höhe.

So war es auch in dem Dorf Michelau im Amtsbezirk Lichtenfels. Die Korbmacherei war dort schon lange zu Hause. Schon im 16. Jahrhundert gab es „Weydenwirte". Aber im 18. Jahrhundert wurde in Michelau die feinere Korbmacherei erfunden, und zwar von Johannes Puppert, der 1773 laut Urkunde, die sich im Archiv zu Bamberg befindet, das erste feine Körbchen aus geschabten und gespaltenen Weiden verfertigte. Es existieren jetzt noch in Michelau Korbhobel von Johannes Puppert, die er sich für seinen eigenen Gebrauch herstellte und mit der Jahreszahl kennzeichnete. Wie so vielen erfinderischen Menschen, die zur Wohlthat ihrer Umgebung leben, ging es auch dem Erfinder der Korbflechterei; er verarmte, und seine selbstgeschmiedeten und gefeilten Hobel wurden versteigert.

Es ist das ein charakteristisches Bild aus der Dürftigkeit der Gegend. Puppert hatte seinen hungernden Landsleuten den Weg zur Ernährung gewiesen. Sie, die sonst hätten auswandern müssen, ohne Hab und Gut, konnten nun ihr Brot in der Heimat bis an ihr Lebensende essen. Doch konnten sie den Begründer der Industrie, die sie ernährte, nicht vor Armut schützen.

Damals war die Korbmacherei eben nur ein Nebenerwerb. Die meisten Dörfler lebten vor allem noch von dem Ertrag ihrer Parzellen und beschäftigten sich nur im Winter mit Korbflechterei. Im Frühjahr zogen sie mit einem bepackten Schiebkarren im nächsten Lande herum. War aber Feldarbeit zu verrichten, so ward der Vorrat einem Nachbar mitgegeben. Nebenbei verdienten sich die Dörfler auch noch einiges mit Flachsspinnen. Dieser zusammengesetzte, unentwickelte Erwerb währte jedoch nur bis zur Entwicklung des Verkehrs.

Heute hat die Korbflechterei ihre bestimmte Regeln. Das Material und seine Bearbeitung ist festgelegt. Nur die Formen der Körbe verändern, verfeinern sich mit den Jahrzehnten. Meist werden die Weidenruten verwendet, die übrigens heute nicht mehr unentgeltlich aus dem am Rand des Flusses wuchernden Gebüsch geschnitten werden dürfen. Was anfänglich wie eine Wohlthat empfunden wurde, die Lockerung und Lichtung des Gebüsches, das ist heute Eigentumsfrevel. Die Weidenkulturen sind ebenso ein landwirtschaftlicher Betrieb geworden, wie etwa der Obstbau. Im Frühjahr und im Herbst, wenn das Holz am saftigsten, werden die Ruten geschnitten. Sowie sie vom Baum kommen, noch feucht und biegsam, werden sie geschält. Durch eine eiserne oder hölzerne Klemme zieht man die Ruten, die Rinde springt auf und läßt sich leicht abziehen. Dann werden die Ruten getrocknet, und nun behalten sie jahrelang ihre weiße Farbe und können, wenn sie durch Wässern ihre alte Zähigkeit erhalten haben, zum Flechten ver-

Digitized by Google

wendet werden. Dies Schälen und das für feinere Korbflechtereien notwendige Spalten und Hobeln der Ruten wird gewöhnlich von Frauen und Kindern verrichtet. Ueberhaupt müssen alle Familienglieder mit bei der Arbeit sein, soll sie sich lohnen. Den Frauen bleibt im besondern das Verputzen und Anbringen von Verzierungen, Schlössern u. s. w. vorbehalten. Auch müssen sie die Böden der Körbe flechten, wozu eben weniger Geschicklichkeit gehört. Ist der Boden fertig, so zieht einer der Männer die Ruten ein; dann wird eine Form aus Holz, die dem Innern des Korbes entspricht, eingesetzt und der Korb von geschickten, sicheren Manneshänden herumgeflochten. Allerdings wagen sich die Frauen auch an kleinere oder zartere Flechtereien. Doch wird die Hauptmasse der Körbe von Männern hergestellt. Dadurch, daß die Kinder der Korbmacher schon früh mithelfen müssen, wachsen sie in ihren Beruf hinein, ohne eine besondere Lehrthätigkeit durchzumachen, und manche erreichen eine ganz besondere Geschicklichkeit, die schon fast Kunst zu nennen ist. Ganz merkwürdige Geräte bauen sie auf. Doch sind das meist nur gelegentliche Spielereien. Ihren Erwerb finden sie nur in der Anfertigung von Massenware. Meist werden Blumenkörbe, Marktkörbe und Obstkörbe hergestellt. Die Art des Betriebs ist das Verlagsgeschäft, das sich hier später entwickelt hat und leider auch noch lebenskräftiger ist, als der gleiche Betrieb in der Weberei. Leider — denn jede Hausindustrie, bei der alle Familienmitglieder von früh bis spät mitarbeiten müssen, ist ja kein allzu erstrebenswertes Ideal, besonders die Korbflechterei mit ihrem Holzstaub und dem beim Bleichen der fertigen Körbe sich immer entwickelnden Schwefeldampf.

Palmkörbe und Möbelklopfer.

Und es ist wirklich wie ein Bild aus vergangenen Zeiten (vgl. die Abb. S. 2054), wenn die Flechter mit schier ungeheuerlichen Mengen, in denen sie fast verschwinden, in denen sie oft wie sonderbare Pflanzen aussehen, am Lieferungstag bei dem Großkaufmann antreten, um ihre Arbeiten abzusetzen.

Früher gingen die Flechter selbst mit ihren Waren handeln. In die weite Welt. Bis sich um die Wende

Wie die Böden der Körbe geflochten und die Ruten eingezogen werden.

Digitized by Google

des 18. Jahrhunderts sogenannte Korbführer ausbildeten, die die Waren ihrer Nachbarn bis nach Mailand, Lissabon und selbst über das große Wasser, bis nach Mittel- und Südamerika ausführten. Aus ihren Betrieben entwickelten sich dann zu Anfang des 19. Jahrhunderts die großen Korbhandlungen, die ihre Bestellungen zu Tausenden ausgeben und für die oft ein Korbflechter sein Lebelang die nämliche Form liefert. H. O.

Der Lieferungstag.

Richard Strauss.

Hierzu die Aufnahme S. 2055.

Auf dem Programm eines vor kurzer Zeit im Saale der Singakademie zu Berlin veranstalteten Konzerts stand unter andern Nummern zu lesen: Sonate für Pianoforte h-moll op. 5 von Richard Strauß. Gespannt horchte man auf, als der Konzertgeber begann: ein einfaches, schlichtes Thema mit dem bekannten klopfenden Rhythmus aus Beethovens Fünfter darin, dann zweites Thema, Durchführungsteil, aus dem hartnäckig immer wieder die vier pochenden Noten hervorstechen, und so fort, im strengen, gottesfürchtigen Sonatensatz. Hierauf ein sanftes Adagio, hübsch weich in E-dur — die Melodie eine Zwillingsschwester zu der Hornkantilene im Nocturne der Mendelssohnschen Sommernachtstraummusik. Und dann ein leichtfüßiges Scherzo — Mendelssohns Elfen huschten vorbei! — ein Trio: das Antlitz Franz Schuberts, des Liederreichen, grüßte daher! Und endlich das Finale — ja, wer war es da nur, der, altbekannt, herüberlugte! Richard Strauß? Der Dichter des „Heldenleben", der eigenwillige, selbstherrliche Tonpoet, der in Klängen zu reden weiß, „gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten"? Ach nein! Der war damals noch gar nicht geboren, mochte zwar der Träger des Namens schon im Lichte wandeln.

Und noch manches andere Werk ist diesem Opus 5 gefolgt, dem keine persönliche Note eigen war, das noch erklang in der Sprache der „Schriftgelehrten", manches Werk, aus dem auch der hellsichtigste Prophet noch keine Weissagung auf den künftigen Pfadfinder einer neuen musikalischen Kunst herauslesen konnte.

Das hat Richard Strauß mit der überwiegenden Mehrheit unserer großen Meister gemeinsam, daß er nicht wie ein Meteor aufgetaucht ist, der plötzlich aus dunkler Nacht seinen hellen Schein in die Welt wirft, sondern daß er normal und solid emporgewachsen ist, wie ein Baum, aus kräftiger, gesunder Wurzel heraus. Er kam nicht in die Versuchung, auf die höchsten Zinnen und Spitzen, die die Heroen vor ihm errichtet hatten, sein Haus zu bauen, wie so manche unserer jungen Feuerköpfe es immer wieder im blinden Unverstand anstreben; er sah sich vielmehr durch eine ernsthafte, solide musikalische Erziehung auf festen Grund und Boden gestellt. Alle Formen und Stilarten hatte er sich gewissenhaft zu eigen gemacht, er war ein „gediegener Musiker" im gut konservativen Sinn geworden, als endlich die Ideen des großen Bayreuther Reformators und seines genialen Freundes auf sein Schaffen Einfluß gewannen, worauf nun das Beste und Eigenste, was er in seiner Persönlichkeit trug, immer bestimmter, immer sieghafter in die Erscheinung trat.

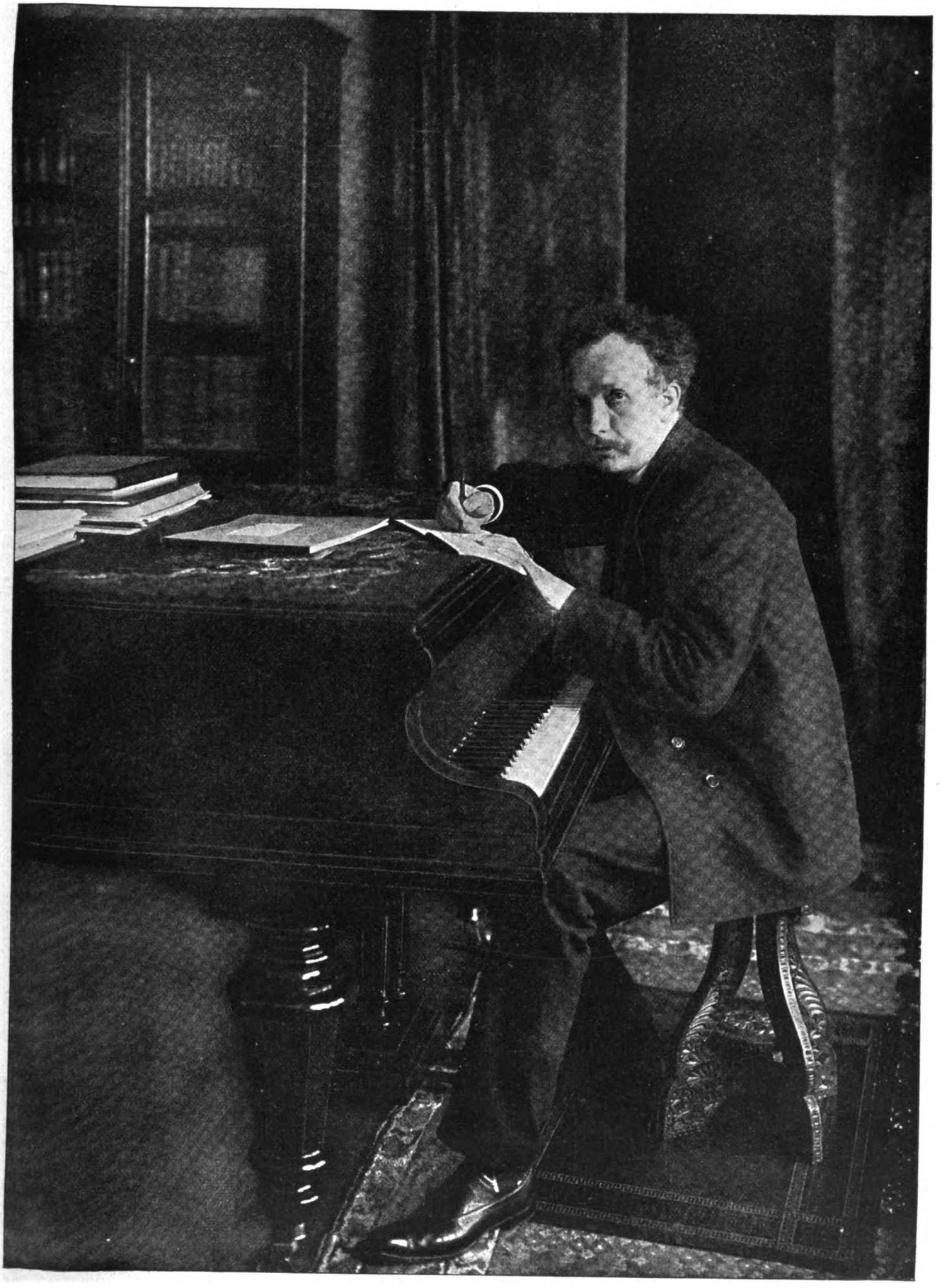
Merkwürdig genug — oder eigentlich, wenn man den Lauf der Welt bedenkt, ganz selbstverständlich! — daß mit den ersten individuell gearteten Aeußerungen des jungen Künstlers auch allsogleich der Kampf begann. Die ersten Aufführungen seines „Don Juan" und „Tod und Verklärung", jener prächtigen Tondichtungen also, die heute Bürgerrecht in allen besseren Konzertprogrammen haben, trugen dem Autor neben andern „ermunternden" Dingen verschiedener Art den geschmackvollen Titel eines musikalischen Anarchisten ein. Vor gut zehn bis zwölf Jahren war das.

Jedes neue Werk brachte dann neue Kämpfe, und auch heute noch sind ja die Meinungsverschiedenheiten über die Straußische Kunst keineswegs schon beigelegt. Aber die Schar derer, die seiner Musik mit sympathischen Gefühlen lauschen, ist doch gewaltig gewachsen, und selbst die Gegner räumen ihm willig den bevorzugten Platz ein, der ihm unter den lebenden Komponisten gebührt.

Richard Strauß steht im 39. Lebensjahr, auf der Höhe der Lebens- und Schaffenskraft. Wird er einen Gipfel noch über „Also sprach Zarathustra" und das „Heldenleben" hinaus erklimmen? Oder wird das Bild, das wir von seiner Kunst besitzen, keine neue Nuance mehr gewinnen?

Vielleicht giebt schon die allernächste Zukunft eine Antwort auf diese Fragen; weiß man doch, daß auf Straußens Schreibtisch ein großes Chorwerk (das zweite aus seiner Feder) der Vollendung entgegenreift. Wenn die Gunst des Geschicks es will, werden wir es in diesem Winter noch zu hören bekommen!

Digitized by Google



Richard Strauss.

Spezialaufnahme für die „Woche" von Johannes Läpke, Berlin.

Digitized by Google

Gwendolin.

Roman von

August Niemann.

10. Fortsetzung.

Gwendolin und Eugen saßen eine Weile still nebeneinander und folgten mit Aufmerksamkeit dem interessanten Treiben der Bienen. „Das sind kluge Tiere," sagte Eugen, „das sind Schlauköpfe. Von denen könnten wir lernen. Die sammeln ein und sparen."

„Sieh doch dort!" sagte Gwendolin, nach dem Hintergrund des freien Platzes zeigend, „das muß ein verlassenes Bergwerk sein."

Fast ganz versteckt hinter Schlehdorn war ein viereckiges schwarzes Loch zu sehen, das von Balken eingefaßt war, so daß es einer Thür glich. Gwendolin ging dorthin und las in großer Schrift über dem Eingang: „Eintritt verboten. Lebensgefährlich."

„Ja," sagte Eugen, der ihr gefolgt war, „das ist ein altes Bergwerk. Worauf die hier wohl geschürft haben?"

Sie kehrten zu ihrem Sitz zurück, und Eugen setzte seine Betrachtung über die Bienen fort, indem er zu den eigenen Verhältnissen überging und die Hoffnung aussprach, in Zukunft würde Gwendolin weniger für ihre Toiletten und den Haushalt ausgeben. Gwendolin hatte schon eine Entgegnung auf der Zunge, die auf seine eigene Neigung zum Hasard und zu andern kostspieligen Passionen anspielte, schluckte sie aber rücksichtsvoll hinunter und nickte nur mit dem Kopf, als plötzlich ein Knurren und unterdrücktes Bellen ertönte und aus dem für lebensgefährlich erklärten Schacht ein Mann hervorkam, dem ein Hund vorangegangen war. Der Mann und das Tier hatten eine gewisse Aehnlichkeit, beide sahen struppig, borstig, grimmig aus. Der Mann war sehr alt, faltig, weißhaarig und trug einen schäbigen Anzug von Lodenstoff, in der Hand hielt er einen starken Knotenstock. Er schien durch die Stimmen hervorgelockt worden zu sein, denn er blickte mißtrauisch um sich, während er vor der Pforte stehen blieb, und heftete, gleich seinem Hund, einen finsteren Blick auf das elegante Paar.

Gwendolin war erschrocken. Das war ein Landstreicher, der gefährlich werden konnte, dem vielleicht auch noch andere Höhlenbewohner folgten. Wie sie den Mann aber scheu betrachtete, fiel ihr etwas Bekanntes an ihm auf. Sie mußte ihn schon einmal gesehen haben. Dieses verwitterte Gesicht hatte Züge, die sie unter andern Umständen schon vor sich gehabt hatte. Dieser höhnische, bittere Zug um den Mund, diese prüfenden Augen waren ihr nicht fremd. Doch konnte sie sich nicht besinnen, wo sie dem Mann begegnet war.

Eugen dagegen schien nicht erschreckt worden zu sein, oder er verbarg seinen Schrecken geschickt unter der Maske der Zuversicht und guten Laune.

„Servus, alter Troglodyte!" rief er. „Hier habt ihr etwas. Macht euch einen vergnügten Tag!" Dabei griff er in die Tasche und holte ein Geldstück hervor, das er dem Alten in der ausgestreckten Hand entgegenhielt.

Dieser machte zwei Schritte vorwärts, starrte Gwendolin mit kleinen scharfen Augen an, lachte laut und sagte: „Dachte ich's doch! — Gleich und gleich — immer die alte Wahlverwandtschaft! — Ich danke, schöner Herr, aber so wartet doch, bis ich bitte! Merkt euch: man soll das Almosen in seiner Hand schwitzen lassen, ehe man es weggiebt!"

Gwendolin ward von einer deutlichen Erinnerung durchzuckt. Sie stand auf. „Komm," sagte sie, „laß uns gehen. Wir haben noch einen weiten Weg."

„Aber nein," entgegnete Eugen. „Das ist ein Philosoph. Dem begegnet man nicht aller Tage. Ihr gefallt mir, alter Freund. Wir müssen uns näher kennen lernen."

„Ihr gefallt mir gar nicht," brummte der Alte.

„Thut nichts, mein Lieber. Da ihr ein Weiser seid, werdet ihr wissen, daß man von seinen Feinden mehr lernt als von seinen Freunden. Wer seid ihr?"

Der Alte trat dicht vor Eugen hin, lehnte sich auf seinen langen Stock und durchbohrte ihn mit seinem Blick.

„Da Sie mich fragen, will ich Ihnen antworten," sagte der Alte. „Ob wir voneinander lernen, ist eine andere Frage. Die Leute nennen mich den Kräuterschorsche, in Wahrheit heiße ich Johann Georg Wittich, und meines Zeichens bin ich Apotheker. Wollen Sie noch mehr wissen?"

„Freilich," antwortete Eugen. „Ich möchte noch wissen, weshalb Sie Kräuterschorsche heißen, weshalb Sie keine Apotheke haben, weshalb Sie in einem verfallenen Bergwerk wohnen; Ihr ganzes Schicksal möcht ich wissen."

„Damit Sie ein Theaterstück daraus machen, nicht wahr?"

„Gwendolin!" rief Eugen, „dies ist ein Mann von der feinsten Bildung. Er kennt mich! Geehrtester Kräuterschorsche, lassen Sie sich sagen, daß ein deutscher Autor den Mann liebt, der ihn kennt. Sie besuchen wohl fleißig das Theater?"

„Nein, so dumm bin ich nicht. Ich betrachte die Natur selbst und die spaßhaften zweibeinigen Vögel ohne Federn, die darauf herumgehen. Ich bin kein Freund von schlechten Kopien."

Eugen lachte. „Nun bin ich seit Monaten hier und lerne erst heute den interessantesten Mann der Gegend kennen!"

„Es wird spät," sagte Gwendolin. „Wenn wir noch zum Forsthaus wollen, ist es Zeit."

„Nein, nein, das Forsthaus läuft uns nicht weg, aber wer weiß, wann wir Herrn Johann Georg Wittich wiedersehen. Ich rechne bestimmt darauf, daß Sie mir Ihre Geschichte erzählen, denn wie ein Apotheker zum Bergwerksbewohner wird, das muß merkwürdig zu hören sein. Weniger merkwürdig wäre es schon, wenn er Bergwerksbesitzer geworden wäre."

„Ich bin geboren in — nun, das thut nichts zur Sache" — fing der Alte, auf seinen Stab gelehnt, zu erzählen an. „Mein Vater war Kantor. Mit den Pfarrerskindern wuchs ich auf, obgleich der Herr Superintendent seinen Schulmeister weidlich chikanierte. Es waren ihrer zwei: ein Mädel und ein Junge. Wir Jungen besuchten das Gymnasium, wo — das thut auch nichts zur Sache. Als ich einmal als flotter Studio heimkam, da gewann ich mir — nicht die Liebe der Pfarrguste, denn die besaß ich schon von lange her — nein, ich

Digitized by Google

gewann mir die Guste als Braut. Und gleich darauf passierte mir eine spaßhafte Geschichte. Wir wohnten nicht weit vom herzoglichen Schloß . . ."

„Was für ein Herzog?" fragte Eugen.

„Das thut nichts zur Sache. Ein Herzog residierte dort und hatte zwei Kinder. Ich gehe eines Tags so dahin am Bergeshang und botanisiere — da kommt den abschüssigen Weg heruntergesaust ein Kinderwagen, und über dem Wagen fliegt ein bunter Papierdrachen, der vorn angebunden war. Die Bonne hatte den Drachen zum Vergnügen des Prinzchens, das im Wagen lag, angebunden. Das Prinzchen sollte sich damit auf seine Weise amüsieren, während sie sich auf ihre Weise amüsierte. Und das Kind amüsierte sich auch, denn es griff jauchzend mit seinen Händchen nach dem Drachen, während der Wagen auf den Abhang lossauste, der sich an der Biegung der Straße in einen Steinbruch senkte. Ich hatte zufälligerweise noch Gelegenheit, den Wagen zu stoppen, und da sah ich, daß es der kleine Prinz war, der darin lag. Ich schiebe den Wagen wieder hinauf in den Park, und da sehe ich denn auch die Bonne. Sie saß unter einer schattigen Linde, umschlungen von dem jungen Theologen, der Erzieher bei dem älteren Herzogssohn war. Die beiden waren natürlich ungeheuer dankbar, nachdem sie sich vom ersten Schreck erholt hatten, und der junge Theologe wurde mein bester Freund. Ich stellte ihn im Pfarrhaus meiner Braut vor, er fand sie sehr nett, lobte sie, pries mich glücklich, und nach vier Wochen küßte er nicht mehr die Bonne, sondern meine Braut. Ich bekam den Laufpaß. Dafür bekam er nach einiger Zeit die Pfarre, auf die ich gerechnet hatte. Aber es sollte noch besser kommen. Er fürchtete, daß ich die Geschichte mit dem Kinderwagen herumtrüge, und deshalb wollte er mir zuvorkommen. Er erzählte jedem, der es hören wollte, ich wäre übergeschnappt."

„Das war ein Gemütsmensch," sagte Eugen.

„Mir gefiel diese Sache gar nicht," fuhr der Alte fort. „Und weil damals gerade die Europamüdigkeit in Mode war, so wanderte ich aus. Aber in Amerika hatte ich auch kein Glück, ich kam wieder und fand, daß man zu Hause immer noch wußte, daß ich übergeschnappt wäre. Drüben war ich Apotheker geworden. Für Kräuter hatte ich immer Liebe gehabt. Nun fing ich hier wieder an, Kräuter zu sammeln, strich in den Wäldern herum und braute Heiltränke für die Bauernweiber. Ich habe meine Wohnung in Höhlen und verlassenen Schächten. Was brauche ich mehr, als ein Lager von Moos, ein Feuer, einen Wächter? Aber die Menschen haben keine Vorstellung von der Schönheit solchen Lebens, keine Ahnung von den Reizen der Einsamkeit. So habt ihr auch keine Ahnung von der Wahrheit, keine Vorstellung von Gott und der Welt."

„Ich denke," sagte Eugen, „daß ein jeder in Gottes Werkstatt hineinschaut, nur ein jeder mit seinen eigenen Augen. Das Maß der Erkenntnis ist nicht bei allen Menschen gleich."

„So? Warum nicht? Das wäre doch eine schreiende Ungerechtigkeit, wenn wir nicht alle einmal zu dem gleichen Maß kommen könnten. Und wir kommen dazu. Das ist mir eine Gewißheit, und deshalb pfeife ich auf die ganze Misere dieses Erdendaseins — meines jetzigen Erdendaseins — denn alle Dinge sollen mir zum besten dienen. Meine Seele wird weiter kommen, denn so wenig unsere Erde der Mittelpunkt der Welt ist, so wenig ist das gegenwärtige persönliche Leben eines Menschen das einzige seiner eigentlichen Individualität. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehn. Ich rede selten über so etwas und kann meine Gedanken ebensowenig in gangbare kleine Konversationsmünze ausprägen, wie die Goldklumpen und Silberklumpen, die da in dem verlassenen Schacht liegen."

„Was?" fragte Eugen eifrig, „Goldklumpen und Silberklumpen sind da drinnen?"

Der Kräuterschorsche lächelte verächtlich. „Ja," sagte er, „suchen Sie nur! Das wäre so etwas für Sie, für Sie und Ihresgleichen ist das Wertvollste ja das, was Sie nicht zu nützen verstehn und was Sie nicht mitnehmen können. Komm, Schnaupel, wir wollen weitergehn," sprach er zu seinem Hund. Dann blickte er noch einmal Gwendolin an und sagte mit Betonung: „Sie, schöne Dame, merken Sie sich das alte Wort: ‚Du wirst nicht von dannen herauskommen, bis daß du den letzten Heller bezahlt hast.'"

Er ging, und das Paar blickte ihm nach, bis er an der Ecke des Berges hinter den Sträuchern verschwunden war.

„Woher mich der wohl kennt?" fragte Eugen, als sie aufgestanden waren und den Weg nach dem Forsthaus weiter verfolgten.

„Er hat wohl Bilder von dir gesehn," versetzte Gwendolin.

„Nein, er kannte dich, es war ein alter Bekannter von dir. Er muß auch deine Geschichte kennen."

Gwendolin schwieg. Ihr war unheimlich geworden. Welche melancholische Bilder stiegen vor ihr auf: die Raben des Pfarrhauses, der traurige Ausdruck in Lucians Gesicht, die betrübten Küstersleute, die alte, treue, lächerliche Mamsell mit ihrem ewigen Mäntelchen!

„Ein Kurmacher ist das wohl nicht gewesen," fuhr Eugen fort. „Aber ich begreife nicht, weshalb du seine Bekanntschaft unterschlagen willst."

„So laß doch!" sagte sie ungeduldig. „Wenn der alte Landstreicher mich auch früher schon gesehn hat — ist das eine Sache von Wichtigkeit?"

„Vielleicht nicht, vielleicht doch. Warum machst du ein Mystérium daraus?"

„Ich mache kein Mysterium daraus. Ich habe eine undeutliche Erinnerung, ihm einmal vor dem Pfarrhaus in Schöneiche begegnet zu sein. Doch nun ist genug von der unbedeutenden Sache geredet."

Aber Eugen beharrte mit dem Eigensinn eines Kranken auf seinem Fragen. Er verspürte eine Eifersucht auf Gwendolins ersten Gatten, die ihn zuweilen befiel, wenn er nervös aufgeregt war.

Gwendolin fürchtete so sehr, daß Eugen sich zum Schaden seiner Gesundheit noch mehr aufregen würde, daß sie mit erkünstelter Ruhe sagte: „Im Lauf der Jahre verwischen sich die weniger tiefen Eindrücke, und ich kann jetzt wirklich nichts Näheres angeben. Aber wenn mir nachher beim Kaffee noch etwas einfällt, will ich dir kein Geheimnis daraus machen. Alles sollst du wissen, nur fürchte ich, daß es dich nicht sehr interessieren wird. Mir schwebt so etwas wie eine warme Suppe als Belohnung eines Rezepts für eine kranke Kuh vor."

Er sagte darauf nichts weiter, blieb aber verstimmt, bis sie das Forsthaus erreicht hatten und die Wirtstochter ihnen den Kaffee brachte. Da ward Eugen auf einen Schlag besserer Laune. Er blickte das Mädchen an, als hätte er noch niemals ein hübsches Mädchen gesehn. Dabei war es gar nicht schön, nicht einmal hübsch.

Digitized by Google

Ein bitteres Gefühl zog in Gwendolins Herz ein, und sie konnte sich nicht enthalten, zu sagen: „Jeder Mann hat sein bestimmtes Genre, das er liebt."

„Das scheint mir eine sehr tiefe Bemerkung zu sein," entgegnete er, nun wieder in ganz guter Laune, „aber willst du sie nicht noch etwas deutlicher machen?"

„Ich meine, daß die Männer einen einseitigen Geschmack haben. Sie gehen immer wieder in dieselbe Falle. Wer einmal schwarz geliebt hat, wird immer wieder schwarz lieben, und wer einmal für rotes Haar und aufgestülpte Nasen gewonnen ist, bleibt bei der aufgestülpten Nase und dem roten Haar."

Das war eine unglückliche Bemerkung, die Gwendolin da im Aerger entschlüpft war. Sie merkte das gleich an der boshaften Entgegnung Eugens.

„Freilich," sagte er, „diese Schwäche haben wir Männer. Wir sind eben treu und müssen die Folgen davon tragen. Da seid ihr Frauen vielseitiger."

Gwendolin ließ sich zu einer weiteren unklugen Bemerkung hinreißen. „Mich wundert nur," sagte sie, „daß du an mir Gefallen gefunden hast. Das kann nur eine Verirrung deines Geschmacks gewesen sein."

„Dann ist es eine langanhaltende Verirrung," sagte er mit spöttischer Galanterie. „Sie ist so dauerhaft, daß sie schon Treue genannt werden kann."

Gwendolin entgegnete nichts mehr, sie beschleunigte den Aufbruch, indem sie auf den tiefen Stand der Sonne hinwies, und das Paar kehrte ziemlich schweigsam zurück.

* * *

Sehr bald, schon nach zwei Tagen, führte Eugen eine Gelegenheit herbei, die rothaarige Wirtstochter wiederzusehen. Er machte, da das schöne Wetter anhielt, am Nachmittag mit einem andern Patienten einen Spaziergang. Die beiden Herren pflegten sich am Schachbrett zu treffen und waren von so verschiedener Art, daß sie einander interessierten. Jener andere Patient war ein Mann von sehr bedächtigem Wesen, ein Professor aus Westfalen, der hier für seine kranke Lunge Heilung suchte. Diesen Abend aber kam der Professor allein zurück und sagte achselzuckend, er hätte Herrn Dietmar nicht bewegen können, mit ihm zurückzukehren, dieser wäre noch im Forsthaus geblieben, wo sie Kaffee getrunken hätten. Er hätte erklärt, er wollte dort zur Abwechslung auch zu Abend essen.

Gwendolin war sehr peinlich berührt, als sie dies hörte. Sie sprach sogleich mit dem dirigierenden Arzt, und dieser stimmte ihr zu, daß es ratsam wäre, ihren Mann mit dem Wagen zu holen, damit er nicht in der Abendluft den weiten Weg zu Fuß machte. Gwendolin fuhr in dem geschlossenen Wagen, der zum Transport der Patienten von der Bahnstation hierher diente, hinaus zu dem Forsthaus. Ihr war nicht wohl zu Mut. Eugen würde es gewiß übelnehmen, aber sie fühlte sich verpflichtet, ihn zu behüten.

Sie ließ den Kutscher vor der Gartenpforte halten und ging in die von einer Lampe erhellte Wirtsstube. Richtig — da war die muntere Schöne. Sie bediente Eugen, der beim Essen saß, eine Flasche Wein vor sich stehen hatte und gerade, als Gwendolin eintrat, seinen Arm um das Mädchen legte.

Er sprang sogleich auf, als er Gwendolins Kleid rauschen hörte, und vielleicht war er ungewiß, ob sie gesehen hätte, wie er das Mädchen liebkoste, jedenfalls aber war er, wie sie gefürchtet hatte, ungehalten.

„Du läufst am Abend so weit heraus?" fragte er.

„Nein doch, lieber Eugen, ich bin gefahren."

Das Mädchen blieb stehen, heftete einen langen Blick auf die aristokratische Erscheinung der Dame und ging mit beleidigter Miene hinaus.

„Du bist gefahren? Was hat das für einen Zweck?"

„Doktor Zschirner meinte, es wäre klüger, wenn ich dich im Wagen abholte, weil die Abende doch so kühl und feucht sind."

„Das ist schon kein großer Unterschied mehr von Gefangenschaft und Detektivsystem," sagte er unwirsch. „Ich mußte einmal etwas anderes essen, als diese permanenten Anstaltssuppen. Ich wäre schon wieder zurückgekommen."

„Gewiß, ich verdenke dir das auch gar nicht. Ich freue mich, daß du einmal eine Zerstreuung gehabt hast. Iß nur fertig, ich setze mich zu dir."

„Nein, laß nur! Ich bin schon fertig."

Gwendolin sah, daß die Flasche beinah geleert war. Unwillkürlich seufzte sie.

„Das bißchen Wein wird nicht schaden," sagte er, als er ihrem Blick begegnete und ihren Seufzer hörte.

Er klingelte, und jetzt kam nicht die Tochter, sondern die Mutter herein. Eugen zahlte und wandte sich zum Gehen. Beide bestiegen den Wagen, und als Gwendolin ihrem Mann den Mantel über die Schultern gehängt hatte und er nun dicht neben ihr saß, während die Pferde anzogen, merkte sie, daß er zitterte.

„Frierst du?" fragte sie erschreckt.

„Bewahre! Gar nicht! Das ist nur ein nervöses Schütteln. Du bist da so plötzlich als Polizeiwachtmeister zu mir hereingetreten, daß ich als Verbrecher natürlich Angst bekommen habe."

Gwendolin hörte deutlich, während er so sprach, daß seine Zähne aufeinanderschlugen. Mochte es nun Nervosität oder eine Erkältung beim Uebergang von der warmen Stube in die Abendluft sein — er hatte Schüttelfrost.

Schweigend fuhren sie dahin. Sein Zittern hörte bald auf, aber Gwendolin fühlte, als sie sich einmal mit seinem Mantelkragen zu thun machte, daß er heiße Wangen hatte. Sie sagte nichts, um ihn nicht zu erzürnen. Er aber fing erregt zu sprechen an.

„Hast du einmal von dem Zwang des Diomedes gehört?" fragte er.

„Ich weiß nur, daß Diomedes ein Grieche war, der im trojanischen Krieg die schönsten Pferde besaß.

„Natürlich. Die Pferde hast du nicht vergessen. Aber hier ist ein anderer Diomedes gemeint, und der Zwang des Diomedes war ein sprichwörtlicher Ausdruck für ein bestimmtes Verhängnis, dem auch ich unterliege."

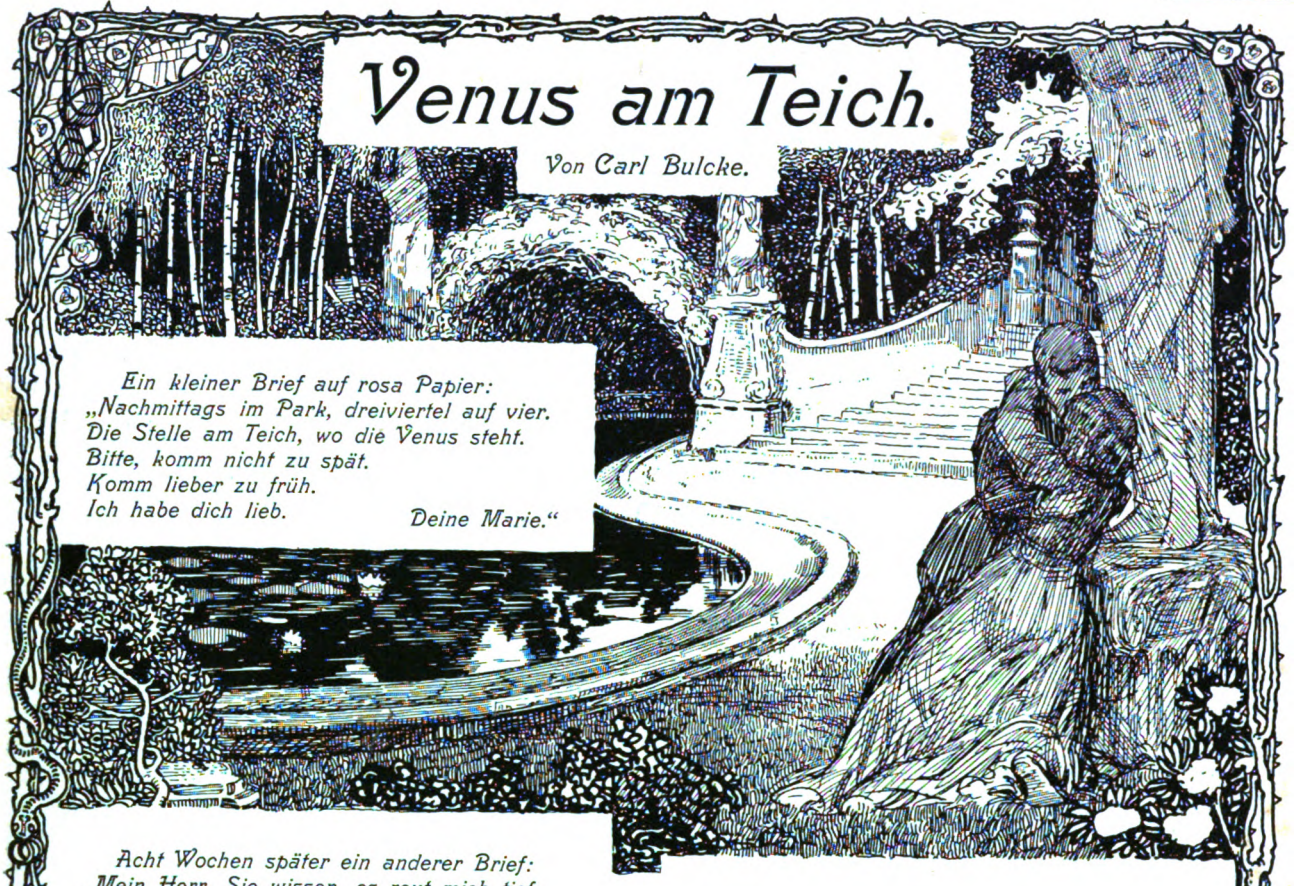
„Meinst du den Zwang, den ich auf dich ausübe? Es ist doch Liebe!"

„Nein, nein. Es ist etwas anderes. Diomedes war ein Tyrann in Thracien, der sehr schöne Töchter hatte. Kam ein Fremder in sein Land, so lud er ihn zur Tafel, bewirtete ihn köstlich und bot ihm eine seiner Töchter an. Der Fremde war entzückt, aber am nächsten Morgen ließ Diomedes den Unglücklichen hinrichten. War der Fremde etwa so tugendhaft, daß er das Anerbieten ausschlug, so ließ Diomedes ihn noch am gleichen Abend töten, weil er eine Königstochter verschmäht hatte. Die feinen Griechen meinten das so: Thracien und sein König sind das Gebiet der Kunst, die schönen Töchter sind der Beifall und der Erfolg. Wer sie verschmäht, der wird nie bekannt, der bleibt tot für die Welt; wer sich aber

Digitized by Google

Venus am Teich.

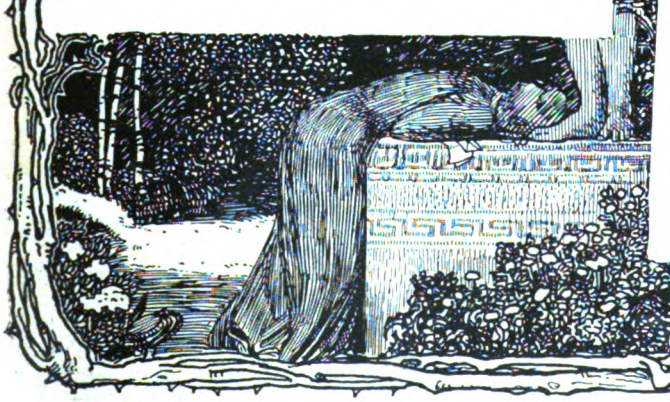
Von Carl Bulcke.



Ein kleiner Brief auf rosa Papier:
„Nachmittags im Park, dreiviertel auf vier.
Die Stelle am Teich, wo die Venus steht.
Bitte, komm nicht zu spät.
Komm lieber zu früh.
Ich habe dich lieb.
Deine Marie."

Acht Wochen später ein anderer Brief:
„Mein Herr, Sie wissen, es reut mich tief.
Es ist nun wirklich so gekommen.
Heut hab ich den Brautring des andern genommen.
Mir will's noch immer nicht in den Sinn.
Sie ahnen es nicht, wie traurig ich bin.
Seinen Namen möchte ich Ihnen nicht nennen.
Ich lernt ihn im Sommer im Seebad kennen.
Er ist ganz nett. Mama sagt auch,
Ein langes Verlobtsein sei nicht mehr Brauch,
Und wir hätten so lange warten müssen.
Ich glaube beinah, das viele Küssen
Und zu grosse Liebe schafft niemals Glück.
Ich erbitte meine Briefe zurück.
Morgen komm ich noch einmal, wenn es geht.
Die Stelle am Teich, wo die Venus steht.
Sein Sie nicht bös. Ich vergesse Sie nie.
Marie."

Und heut, nach drei Jahren, in meine Ruh
Flog mir ein drittes Brieflein zu:
„Geehrter Herr Doktor. Heut schreibe ich wieder.
Eben las ich all Ihre Lieder.
Bei meiner Freundin Käthe Schmidt
Fand ich das Buch und nahm es mit.



Manch Lied hat tief mir ins Herz geschnitten.
Sie Armer haben wohl sehr viel gelitten.
Nicht wahr, der Cyklus: ‚Ich liebe dich'
Ist doch selbsverständlich an mich?!
Aber bitte, lassen Sie niemand es merken.
Ich wünsch Ihnen Glück zu weiteren Werken.
Mein Mann ist gut und giebt auf mich acht,
Mir geht es viel besser, als ich gedacht.
Ich weiss es nicht, ob ich glücklich bin.
Nachdenken hat keinen Sinn.
Ich hab einen Bengel, einen reizenden, süssen,
Auch mein lieber Mann lässt vielmals grüssen.
Hier ist viel Leben. Ich tanze wie toll.
Nur mein Haar ist nicht mehr so voll.
Oft denke ich noch, des Abends spät,
Ob wohl die Venus am Teich noch steht.
Der Park war so still, und die Welt war so weit.
Das damals war meine schönste Zeit.
Als ich verlobt war, standen wir dort
Und sprachen das letzte Abschiedswort.
Du küsstest mich, und ich küsste dich.
Ich glaube, ich weinte bitterlich.
Da sah ich plötzlich die Venus stehn
Und hab die Venus lächeln gesehn.
Die Venus war weiss, und der Himmel war blau.
Sie lächelte wirklich. Ich weiss es genau.
Drei Jahre gingen unterdessen.
Dies Lächeln habe ich nie vergessen,
Und ich vergass doch lange schon Sie.
Adieu, adieu.
Marie."

Digitized by Google

vom Beifall der Menge verführen läßt, der hat nur einen kurzen Genuß, sein Ruhm verschwindet bald, und die Vergessenheit tötet ihn. Das ist der Zwang des Diomedes. Ich bin wohl der Mann, der hingerichtet wird nach dem Genuß."

Die Nacht hindurch war Gwendolin voll Besorgnis und lauschte auf jede Bewegung in dem Zimmer neben ihr, ob er etwa der Hilfe bedürfte. Wohl zehnmal stand sie auf und ging zur Thür, wenn sie eine Bewegung hörte.

Ein neuer Anfall trat diese Nacht nicht ein, aber Eugen war augenscheinlich erkältet, und der Arzt ließ ihn zu Bett bleiben. Er hatte Fieber, das allerdings nicht heftig war, aber beachtet werden mußte.

„Es wäre doch wohl besser gewesen, wir wären nach dem Süden gegangen," sagte Gwendolin traurig zum Arzt.

„Machen Sie sich deshalb keine Gedanken, gnädige Frau," antwortete dieser. „Könnten wir einen Patienten mit der Schnelligkeit des Gedankenflugs an den Rand der Wüste nach Aegypten bringen, so möchte das in den meisten Fällen Heilung bewirken, aber die weite Reise mit ihren Unbequemlichkeiten schadet oft so viel, daß der nachherige Aufenthalt im warmen Klima das nicht wieder gut macht. Am sichersten ist es, wenn ein solcher Kranker in seiner Heimat gepflegt wird. Nur darf er keine Unvorsichtigkeiten begehen."

Gwendolins schlimmste Befürchtungen sollten sich erfüllen. Acht Tage nachher hatte Eugen einen neuen Anfall, der diesmal so heftig war, daß er sich nicht davon erholte. Sein Leben verrann mit seinem Blut: Gwendolin war Witwe. —

Schluß folgt.

Bilder aus aller Welt.

„Bitte, recht freundlich."

Die Ueberschrift „Bitte, recht freundlich" ist beinah ein unzeitgemäßer Titel für eine Zusammenstellung sehr zeitgemäßer Bilder. Denn wie vor dem Kammerdiener schwindet vor dem jäh überfallenden Strahl des Blitzlichts jede Pose, es bleibt nur ein einfacher Mensch in seiner ihm natürlichen Art, die ein ermunternder Zuruf „Bitte, recht freundlich" nicht mehr zu bannen und nicht zu vernichten vermag. Besonders die senkrechte Mittelreihe unserer „freundlichen" Aufnahmen S. 2061 giebt uns Menschenbilder, wie sie im Augenblick überrascht und auf der Platte festgehalten worden sind.

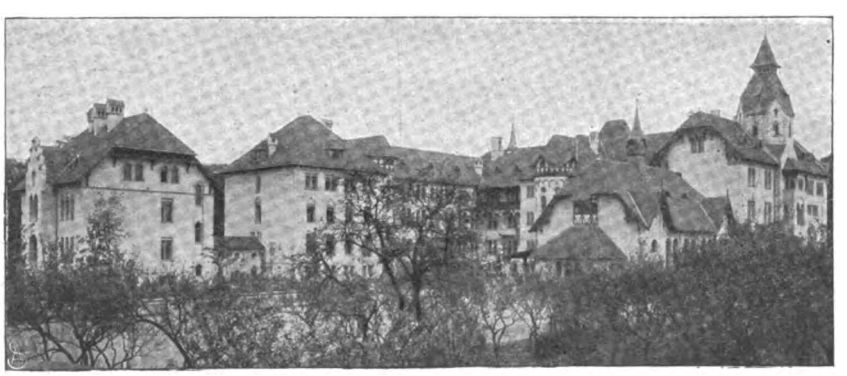
Den berühmten Wiener Musikkritiker Hofrat Professor Eduard Hanslick hat das Blitzlicht in seiner zwanglosen, heiteren Sommerruhe in Aussee überrascht. Der heute siebenundsiebzigjährige, dem an der Seite seiner Gattin Sophie ein Lebensabend von ungewöhnlich seelischer und körperlicher Frische beschieden ist, sucht an Geistesschärfe und Unterhaltungsgabe seinesgleichen. Sein zäher, unbeugsamer Widerstand gegen die Wagnerschen Kunsttheorien und Musikschöpfungen, sein Witz und sein scharfes Urteil sind bekannt.

Unter der trauten Idylle, die das alte Ehepaar in seiner gewohnten ländlichen Umgebung wiedergiebt, steht ein Bild von Leben und Bewegung. Nur ein einzelner Mann schreitet dahin, aber sein Gang ist ausgreifend und energisch. Es ist der neue Botschafter Chinas am Petersburger Hof, ein noch junger Mann, der die Interessen seines Vaterlandes zu vertreten hat. Er schreitet, nur durch ein Linienornament geschieden, zu Häupten eines Paares, das gerade die Güter der deutschen Nation in der großen Düsseldorfer Ausstellung bewundert hat, des Generaloberſten von Loë, des Vertreters unserer Militärmacht, und Geheimrats Jencke, des langjährigen Leiters der Kruppschen Werke und eines der führenden Männer im Zentralverband deutscher Industrieller. Einen reizvollen Kontrast zu diesen Aktionsbildern geben die beiden „Bilder aus dem europäischen Familienleben", wie man die Aufnahmen der Großfürstin Helene von Rußland mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Nikolaus von Griechenland, und des bekannten Künstlerehepaars Felix und Henriette Mottl wohl nennen könnte. Frau Mottl die einstige Sängerin an der Wiener Hofoper, ist jetzt Hofopernsängerin in Karlsruhe. Was Generalmusikdirektor Mottl als Dirigent für die Oper in Karlsruhe und als Wagnerinterpret geleistet hat, ist weltbekannt. Von den vier Porträtaufnahmen, die die fünf Gruppenbilder einschließen, blickt uns das schwermütig-sinnende Antlitz des Schweizer Dichters Ernst Zahn sympathisch an. Der Verfasser des „Frei Beheim", „Herrgottsfäden", „Albin Tedergand" u. s. w. ist neben seinem Dichterberuf Bahnhofsrestaurateur des Gotthardbahnhofs Göschenen. Wie er an Bergen und Gletschern seine Vorstudien zu seinen Dichterwerken gemacht, so hat der amerikanische Zoologe Professor Doktor Alexander Agassiz von der Universität Cambridge als Sohn des bekannten Gletscherforschers, L. d. R. Agassiz in Neuchâtel, den Schweizer Bergen seine ersten wissenschaftlichen Forschungen und Arbeiten gewidmet. Doch schon seit 1849 lebt er in Nordamerika und gilt heute als einer der bedeutendsten Tiefseeforscher. Er wurde jüngst zum auswärtigen Ritter des Ordens pour le mérite für Wissenschaft und Künste ernannt.

Auf seiner Reise um die Welt ist der Vetter des Zaren, der fünfundzwanzigjährige Großfürst Boris von Rußland, in Deutschland eingetroffen. Der Vertreter seines Vaterlandes in Belgrad, der russische Gesandte Tscharikoff, hat die schwere Aufgabe, dem ob des neuerlichen Aufschubs der Reise nach Livadia an den Hof des Zaren gekränkten serbischen Königspaar beruhigende Erklärungen abzugeben.

Man sieht, aktuelles Leben ringsum! Was eine einzige kleine Seite hier vereint, schließt eine Fülle von Begebenheiten einer ganzen Welt, aus der diplomatischen Sphäre bis zum einsamen Leben eines stillen Dichters in sich ein.

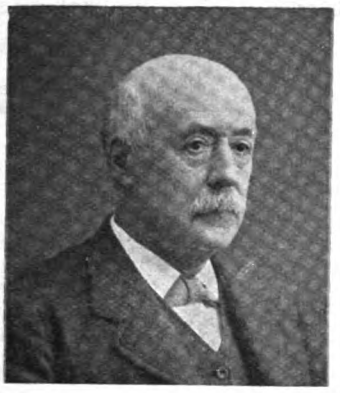
Am 21. Oktober wurde die neue Kaiserin Augustastiftung in Potsdam festlich eingeweiht. Die Anwesenheit der Majestäten, die am Portal von einem Stiftskind der Anstalt, Nataly v. Walcke-Schuldt, mit einem Gedicht und im Vorraum durch den Kurator General v. Strubberg mit einer Ansprache begrüßt wurden, gaben der Feier ihre Weihe und ihre Bedeutung.



Das neue Heim der Kaiserin Augustastiftung in Potsdam.

Die Städte Gera und Fürth haben jüngst zwei neue Heimstätten der Kunst

Digitized by Google



Prof. Alex. Agassiz.

Hanslick auf Sommerfrische

Tscharikoff (Belgrad)

Großfürstin Helene und Gemahl.

Chinas Gesandter (Petersburg).

Felix und Henriette Mottl.

Großfürst Boris.

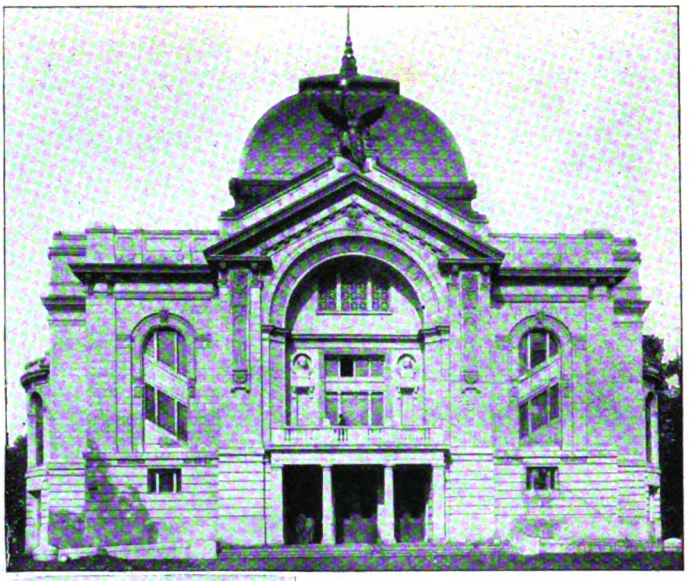
v. Loë und Jencke.

Dichter E. Zahn.

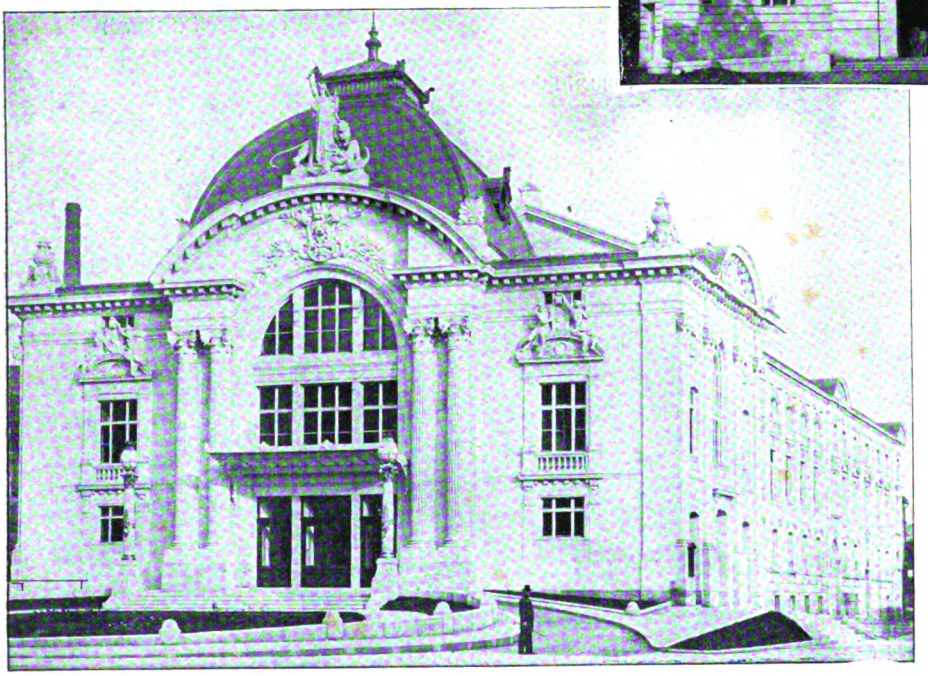
Digitized by Google

Erna Schulz,
erhielt in Berlin den Mendelssohnpreis für Geigenspiel.

Werner Alberti,
trat zum erstenmal als Konzertsänger in Berlin erfolgreich auf.



Das neue Hoftheater in Gera.
Aug. Lutz phot.



Das neue Stadttheater in Fürth (Bayern).

errichtet, die beide bedeutungsvolle Zeichen von dem neuen Stilgefühl unserer Zeit sind. Das Theater in Gera hat der bekannte Berliner Architekt Seeling in moderner italienischer Renaissance aufgeführt. Erbauer des neuen Fürther Theaters sind die Wiener Architekten Fellner und Helmer.

Der Tenorist Werner Alberti ist dieser Tage zum erstenmal als Konzertsänger aufgetreten. Er wurde in Berlin vor etwa 10 Jahren bei der ersten Aufführung der „Cavalleria" als Interpret des Alfio bekannt. Fräulein Erna Schulz hat jüngst als Violinspielerin den Mendelssohnpreis erhalten und bei einem Konzert im Saal Bechstein bedeutende Proben ihres Talents gegeben.

Schluss des redaktionellen Teils.

Digitized by Google

DIE WOCHE.

Nummer 45. Berlin, den 8. November 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 45.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	2063
Im Heidelberg der fünfziger Jahre. Von Adolf Kußmaul †	2063
Kaisermanövererinnerungen. Von Rich. Schott	2066
Frauenaug'. Komposition von Heinrich Reinhardt	2067
Theater und Musik	2068
Unsere Bilder	2069
Die Toten der Woche	2070
Die Börsenwoche	2070
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	2071
„Kreuz wende dich." Roman von Fedor von Zobeltitz. (Fortsetzung)	2079
Der Tod und das Mädchen. Gedicht von Richard Zoozmann	2083
Der Tierschutz und die Frauen. Von Rudolf Neunzig (Berlin)	2084
Amerika in Berlin. Von F. E. Osthaus. (Mit 9 Abbildungen)	2086
Der alte Peter. Von B. Rauchenegger. (Mit 4 Abbildungen)	2089
Die Versöhnung wider Willen. Skizze von E. Fahrow	2092
Aphorismen. Von Sirius	2093
Die neusten Triumphe der Himmelsphotographie. Von Leo Brenner, Direktor der Manorasternwarte. (Mit 8 Abbildungen)	2094
Das Bulgarien des Ostens. Von Ludwig Rieß. (Mit 5 Abbildungen)	2098
Gwendolin. Roman von August Niemann. (Schluß)	2099
Was die Aerzte sagen	2103
Ein Geschenktransport vom Sultan für den Berliner Zoologischen Garten. Von Dr. L. Heck. (Mit 2 Abbildungen)	2104
Bilder aus aller Welt	2105

Man abonniert auf die „Woche":

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers" und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisl ste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche": **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr., Ecke Karlstr. 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Johannisplatz 1; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstr. 38; **Essen a. Rh.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Mittelstr. 9, Ecke Schulstr.; **Hamburg**, Dornbusch 10; **Hannover**, Georgstr. 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohestraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöffsche Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstraße 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstraße 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstraße 30; **Stettin**, Breitestraße 45; **Stuttgart**, Königstraße 11; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.

in Holland bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": **Amsterdam**, Heerengracht 457,

in Dänemark bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": **Kopenhagen**, Kjöbmagergade 8,

in Nord-Amerika bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": **Newyork**, 611, 621 Broadway.

Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Die sieben Tage der Woche.

29. Oktober.

Der deutsche Reichstag nimmt die von der Kommission beschlossenen, von der Regierung bekämpften Mindestzölle für Vieh und Fleisch an.

Prinz Eitel Friedrich von Preußen wird an der Bonner Universität in Gegenwart des Kronprinzen immatrikuliert.

30. Oktober.

Kronprinz Friedrich von Dänemark verläßt Berlin und begiebt sich nach Kassel zum Besuch seines hessischen Husarenregiments.

Der Kaiser von Rußland empfängt in Jalta eine außerordentliche türkische Gesandtschaft, die Geschenke des Sultans überbringt, in feierlicher Audienz. Bei dem darauffolgenden Festmahl bringt der Zar ein Hoch auf den Sultan aus.

In Paris treten die in den Variétés, Ballsälen u. s. w. beschäftigten Musiker in einen Ausstand.

31. Oktober.

Prinzregent Luitpold von Bayern hat der Kommission für staatliche Monumentalbauten 300 000 M. zur Verfügung gestellt.

1. November.

In Halle a. S. wird das vierhundertjährige Jubiläum der Universität Wittenberg festlich begangen.

Kronprinz Friedrich von Dänemark trifft von seiner Deutschlandreise wieder in Kopenhagen ein.

General De Wet reist von London nach Southampton ab, um sich nach Südafrika zurückzubegeben.

2. November.

Für die Weltausstellung in St. Louis im Jahr 1904 ist ein Reichskommissar in der Person des Geh. Oberregierungsrats Lewald aus dem Reichsamt des Innern bestellt worden.

Zum Präsidenten der Republik Honduras ist General Bonilla erwählt worden.

In Gegenwart des Kaiserpaars findet die festliche Einweihung der neuen akademischen Hochschulen für bildende Künste und Musik in Charlottenburg statt. Der Kaiser äußert sich dabei zu den Direktoren v. Werner und Joachim über die Aufgaben der Kunst.

3. November.

Der Reichstags- und Landtagsabgeordnete Heinrich Rickert, Führer der freisinnigen Vereinigung, scheidet aus dem Leben.

Zwischen Kaiser Wilhelm und dem Fürsten Ferdinand von Bulgarien hat anläßlich eines Besuches, den der Fürst in Euxinograd einem deutschen Dampfer abstattete, ein Depeschenwechsel stattgefunden.

4. November.

Im Lustgarten zu Berlin findet in Gegenwart des Kaisers die Vereidigung der Rekruten der Garnisonen Berlin, Spandau, Charlottenburg und Groß-Lichterfelde statt. Der Kaiser hält dabei eine Ansprache.

Der oldenburgische Landtag wird mit einer durch den Minister Wittich verlesenen Thronrede eröffnet.

Im englischen Unterhaus wird ein Nachtragsetat im Betrag von acht Millionen Pfund Sterling zu Unterstützungen in Transvaal und dem Oranjefreistaat eingebracht.

5. November.

Am roten Meer ist eine türkisch-arabische Ortschaft von italienischen Kriegsschiffen beschossen worden, weil sich dort Seeräuber unbehelligt aufhielten.

Im Heidelberg der fünfziger Jahre.*)

Von Adolf Kußmaul †

Wie mich der wissenschaftliche Verkehr vollauf befriedigte, so bot mir auch der gesellschaftliche viel Angenehmes. Unter den Dozenten traf ich drei Freunde aus meiner letzten Studienzeit, den Juristen Heinrich Marquardsen, der bereits glücklich in den Hafen der Ehe eingelaufen war, den Nationalökonomen Eduard Pickford, einen geborenen Heidelberger, der nie darein gelangen sollte, und den Archäologen Julius Braun, genannt das Schiff der Wüste, der mehrmals in der

*) Mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers und Verlegers entnehmen wir dieses Kapitel den hinterlassenen Aufzeichnungen des berühmten Arztes, die demnächst unter dem Titel: „Aus meiner Dozentenzeit in Heidelberg von Adolf Kußmaul", mit dem Bild des Verstorbenen nach einer Photographie von Max Kögel, herausgegeben von Vinzenz Czerny, bei Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart erscheinen werden. (Preis 3 M., in Halbfranz geb. 4.50 M.)

Digitized by Google

Woche mit langen Beinen nach Weinheim lief, um dort einen allerliebsten Backfisch aus der Mannheimer Familie Artaria durch wunderbare Erzählungen von seinen Orientfahrten zu bezaubern und schließlich wirklich als treffliche Ehehälfte fürs Leben zu erobern. Sie führten mich ein in ihre Freundes- und Familienkreise, die sich nur teilweise mit den akademischen Gesellschaftskreisen deckten. Auch mit meinem Universitätsgenossen Moleschott, der nur noch als Privatgelehrter Heidelberg angehörte, verkehrte ich bis zu seinem Weggang nach Zürich im Frühling 1856 nicht bloß wissenschaftlich; er hatte sich in glücklicher Ehe mit einer liebenswürdigen Mainzerin aus der Familie Strecker einen eigenen Herd geschaffen. An seinem Tisch lernte ich eines Abends David Strauß kennen, den ich mir freilich ganz anders vorgestellt hatte. Der unerschrockene Feldhauptmann im Heer der Himmelsstürmer glich auf ein Haar einem ausgetrockneten schwäbischen Schulmeister; trotz alles Feuerschlagens des unendlich lebhaften Moleschott wollte der Zunder des berühmten Geistes nicht ins Glimmen kommen.

Zwei andere Freunde noch aus der Schulzeit, Karl und Franz Mittermaier, jener Arzt, dieser Jurist, waren im Juni 1854 von Madeira zurückgekehrt, jener, um sich als Arzt in Heidelberg niederzulassen, dieser, um als Genesener seiner vollen Kräftigung jetzt in der Heimat entgegenzugehen. Sie stellten mich ihrem Vater vor, dem berühmten Strafrechtslehrer. Er stand mit der halben rechtsgelehrten Welt in Schrift- und Schriftenwechsel und hatte die Güte, mich mit dem Wichtigsten und Neusten bekanntzumachen, was in seinem Gebiet für die Gerichtsarzneikunde auf dem Büchermarkt erschien. In das Jahr 1856 fiel der berüchtigte englische Giftmordprozeß Palmer, der zwei Jahre lang fast alle Zeitungen, namentlich die medizinischen, beschäftigte, und der vom gerichtlich-psychiatrischen Standpunkt wichtige Prozeß Buranelli, der gleichfalls in England spielte und von den beiden Juristen Mittermaier, Vater und Sohn, eine Beleuchtung erfuhr, die schwere Mißstände in dem Verfahren der englischen Gerichte aufdeckte.

In der Sandgasse lebte noch die alte Doktorin und mütterliche Freundin, Frau Ottendorf, frischen Muts und klugen Sinns. Im Erdgeschoß des Hauses, dessen oberen Stock sie bewohnte, befand sich die große Mineralienverkaufsanstalt, die einst Ritter von Leonhard ins Leben gerufen hatte. Sie stand unter der Leitung eines Mineralogen Lommel, eines Biedermanns, der mir erzählte, wie sie einst der geniale, aber grobe Geologe Leopold von Buch mit seinem Besuch beehrt habe. Zuletzt verweilte er noch, mit energischen Schritten auf- und abschreitend, in Nachsinnen versenkt, im Hausgang, an dessen Wänden Felsblöcke, gleichfalls zu Handelszwecken, aufgestapelt standen. An einem Ende des Hauseingangs machte er jedesmal Halt und warf auf einen hier ausgestellten Felsblock einen verlorenen Blick. Dies weckte die Neugierde eines Jüngers der geologischen Wissenschaft, der in der Anstalt arbeitete und meinte, der große Meister müsse dem Felsgestein etwas Besonderes absehen. Darum lief er, sobald Buch sich wieder zum erneuten Gehen umwandte, gleichfalls an den Stein und besah ihn ernsthaft. So ging das eine Weile fort. Da wandte sich Buch plötzlich unwillig an den neugierigen Jüngling, der gerade wieder den Stein beguckte, mit der Frage: „Was sehen Sie nur immer so einfältig den Stein an?" — „Weil Sie ihn ansehen," war die Antwort. — „Unglaublich!" murrte Buch und verließ das Haus. — — —

Durch Pickford lernte ich auch den ausgezeichneten Publizisten August Ludwig von Rochau kennen, mit dem mich meine Lebenswege auch später noch wiederholt zusammenführten, ebenso die Familie des alten Hofrats und Kunstkenners Jssel, mit dessen liebenswürdigen Töchtern wir manchen Sonntagnachmittag vergnügt verbrachten. Rochau hat eine dieser Töchter, die junge Witwe des verstorbenen Dozenten der Medizin Percy Pickford, des Bruders Eduards, in zweiter, glücklicher Ehe heimgeführt. Sein Buch: „Die Grundsätze der Realpolitik" war 1853 erschienen und hatte „mit der klaren Schärfe des Verstandes dem überwuchernden Pathos der Phrase den Krieg erklärt". Er gab es anonym heraus, um nicht als Braunschweiger Gefahr zu laufen, aus Baden ausgewiesen zu werden. Er war ein Mann von ehernem Charakter und vielgeprüfter Patriot und Liberaler von einem unglaublich empfindlichen Nationalgefühl. Ein Franzose unserer Bekanntschaft hatte sich an öffentlicher Tafel in seiner Gegenwart in leichtfertiger Weise über die Tugend der deutschen Frauen ausgelassen; er verließ die Gesellschaft, ließ ihn durch Freunde von der Tafel rufen und auffordern, seine Aeußerung sofort zu widerrufen, was denn auch unverweilt unter kluger Entschuldigung geschah. Als ein wertes Andenken an diesen echten deutschen Edelmann besitze ich seine mir von ihm verehrte vortreffliche „Geschichte Frankreichs von 1814—1852". — — —

Die Geselligkeit zu dem Zweck, nach des Tages Last und Arbeit abends zur Erholung und Zerstreuung einen Kreis geistig verwandter Bekannter und Freunde aufzusuchen, konnte damals in verschiedener Weise gepflegt werden. Moleschott erzählt, daß er seine Erholung nur beim Thee oder Abendbrot der eigenen oder befreundeter Familien gefunden habe, das Gleiche galt für die Juristen Jolly, Goldschmidt, den später so berühmten Lehrer des Handelsrechts in Berlin, und andere. Viele ältere Professoren der Universität mit ihren Freunden fanden sich Sonnabends regelmäßig zusammen in einem geschlossenen Raum des Museums, das damals eine weit größere Bedeutung für die Herren der Universität und die Honoratioren der Stadt überhaupt hatte, als heute. Am Donnerstag traf sich abends zwanglos eine große Gesellschaft im Holländer Hof an der alten Brücke, vorwiegend Extraordinarii und Dozenten aller Fakultäten, aber auch gebildete Bürger der Stadt und heimisch gewordene Fremde. Am berühmtesten ist geworden die Gesellschaft des sogenannten Engeren, ursprünglich engerer Ausschuß genannt, die gleichfalls in einem geschlossenen Raum des Museums zusammenkamen, eifrig bestrebt, den Mittwoch in den Donnerstag zu verlängern. Da ich in diesen beiden Gesellschaften, dem Holländer Hof und dem Engeren, vergnügte Abende zugebracht habe, so befriedigt es vielleicht die Neugier mancher Leser, wenn ich ein wenig bei ihnen verweile.

Die Gesellschaft im Holländer Hof unterschied sich kaum von irgendeiner andern, zusammengesetzt aus Stammgästen, die gewohnt sind, sich am Wirtstisch zusammenzufinden, um über die Tagesbegebenheiten zu plaudern; nur spielten hier bei dem Ueberwiegen der Gelehrten die Ereignisse an den Universitäten, in Wissenschaft und Kunst eine hervorragende Rolle. Das einzige, was mir von Erinnerungen an diese geselligen Abende geblieben, ist eine kleine Geschichte, die unserm Freund Julius Braun mit Herrn Spitz, dem Wirt, begegnete. Sie trug sich an einem Abend zu, kurz bevor die Gäste zusammenströmten; zu ihrem richtigen Verständnis aber muß ich eine kurze Bemerkung vorausschicken. An diesem Tag war der Neckar allmählich über seine Ufer und das damals niedrigere Vorland am Gasthof gestiegen, und das wachsende Wasser bedrohte abends dessen Keller mit Ueberschwemmung. Ohne davon etwas zu bemerken, war Julius Braun soeben sehr befriedigt von Karlsruhe zurückgekommen, wo er wöchentlich einmal einen Vortrag über Kunstgeschichte hielt. Das Publikum hatte mehr und mehr Interesse an seiner Darstellung gewonnen, von Vorlesung zu Vorlesung war es an Zahl gewachsen, und Braun, ganz in sein Glück versunken, eilte in den Holländer Hof, um den Freunden das volle Herz auszuschütten. Gleich im Thorgang begegnete er Herrn Spitz, der aus seinem Keller kam, wo er Vorkehrungen gegen die drohende Gefahr getroffen hatte. Herr Spitz dachte nur an das wachsende Wasser, unser Freund an das wachsende Publikum. Der Wirt fragte ängstlich: „Herr Doktor, wie steht's?" — Braun erwiderte seelenvergnügt: „Gut, Herr Spitz, sehr gut! Es wächst, es wächst!" — „Alle Teufel! Herr Doktor, das ist nicht gut!" rief Herr Spitz und rannte vors Thor, um nachzusehen, ob das Wasser wirklich noch wachse. Beruhigt kehrte er zurück: „Herr Doktor, Sie haben sich getäuscht, es wächst nicht!" — Darauf unser Freund: „Herr Spitz, es wächst, Sie können sich darauf verlassen." —

Digitized by Google

Die erste starke Auflage des am vorigen Sonnabend erschienenen Heftes

Kaisermanöver in der Ostmark 1902

Herausgegeben von der Redaktion der „Woche"

war infolge der überaus zahlreich eingegangenen Bestellungen bereits am 5. November

vergriffen.

Wir haben den Druck einer 2. Auflage sofort in Angriff genommen und werden binnen kurzem in der Lage sein, die bisher eingegangenen Bestellungen wieder auszuführen, sowie weiterer Nachfrage zu genügen. Im Interesse einer prompten Zustellung bitten wir, Neubestellungen gefl. umgehend an diejenige Buchhandlung oder Filiale unserer Firma gelangen zu lassen, von der das vorliegende Woche-Heft bezogen wurde.

BERLIN SW. 12.

August Scherl
G. m. b. H.

„Ach was, Herr Doktor," bemerkte der Wirt unwillig, „ich verlasse mich auf meine Augen mehr, als auf die ihrigen."

Ganz anders unterhielt man sich im Engeren. Ueber ihm schwebte der Geist Josef Scheffels, auch wenn seine leibliche Person im fernen Land Italia oder im schwäbischen Klettgau oben auf dem Hohentwiel war, von wo er fleißig den Freunden Bericht gab und schöne Lieder zur Kurzweil schickte. Den Engeren hatte in den Wintertagen 1848/49 Professor Häußer mit dem Rechtspraktikanten Scheffel und andern durch die schlimmen Zeitläufe angegriffenen und tröstlicher Ermunterung bedürftigen Freunden und Bekannten gegründet und das Stiftungsfest darum ein- für allemal auf den Aschermittwoch verlegt. Häußer, der Geschichtsschreiber der Pfalz, war selbst ein unverwüstlich heiterer und redegewandter Sohn des weinfrohen Landes. Er führte den Vorsitz an der Tafelrunde, und die Paladine waren ein bunter Kranz von alten Mannheimer Schulkameraden, die ihr Geschick nach Heidelberg geführt hatte, der städtische Ratschreiber Sachs und der Oberleutnant a. D. Pfeufer, von Bürgern der Stadt, ein hinkender Kunsthändler, Namens Meder, und Rat (Advokat) Mays, neben Häußer der beste Kenner der Pfälzer Geschichte, auch ein Bahnbeamter, der Kassier der Main-Neckarbahn, Schleuning, genannt der Staatstrompeter, und eine Vierzahl von Dozenten, der geistvolle, lebensprühende Ludwig Knapp, und neben dem bereits erwähnten Julius Braun die Doktoren Marquardsen und Pickford. Auch A. von Rochau, der ernste Publizist, erschien zuweilen, um sich an den heiteren Spielen des Humors zu erfrischen. Der Unentbehrlichste aber aller Genossen des Bundes war der Augur von Tigelinum, der Pfarr von Ziegelhausen, Schmezer, ohne dessen außerordentliche Sangeskunst keine Sitzung vollkommen gelang. Von großem schauspielerischem Talent, besaß er einen wohlgeschulten, herrlichen Tenor und fand oder komponierte zu Scheffels Liedern passende Melodien. Zu vielen der besten hatte er den Dichter durch seine astronomischen und geologischen Vorträge angeregt, die er vor einem größeren Publikum, darunter Scheffel, mehrere Winter hindurch im Holländer Hof abgehalten hatte.

Zwei solche Abende im Engeren sind mir im Gedächtnis geblieben, ein verhältnismäßig still verlaufener, litterarischer, und ein lauter, musikalischer, jedenfalls der lauteste seit dem Bestehen des Engeren.

In jener Sitzung verlas Häußer gar ergötzliche Tagebuchblätter, angeblich aus der Feder des Heidelberger Lyzealprofessors X., denen vermutlich Erzählungen von dessen Schülern zu Grunde lagen und die Häußer sicherlich selbst redigiert hatte. Der Schulmonarch war nicht bloß um seiner gelehrten Aussprüche, sondern auch um seiner ökonomischen Talente willen in weiten Kreisen berühmt. Das Tagebuch berichtete über eine Ferienreise, die der erholungsbedürftige Mann durch die badische Pfalz unternommen und glücklich ausgeführt hatte. Mit 45 Kreuzern machte er sich auf den Weg, beehrte überall die Eltern der Scholaren mit seinem werten Besuch und operierte wiederholt mit großem finanziellem Geschick, verkaufte zum Beispiel einem ihm begegnenden Handwerksburschen ein Fläschchen sauren Weins, den er für einen besseren, ihm verehrten beim Weinhändler mit Vorteil eingetauscht hatte, und kehrte schließlich mit einem Bargewinn von 30 Kreuzern, insgesamt 1 Gulden und 15 Kreuzern im Beutel, nach Hause zurück.

An dem musikalischen Abend wohnte ich der von Schmezer eingerichteten ersten Aufführung des Enderle von Ketsch bei. Schmezer hatte das Lied in Musik gesetzt, sang es vor, und der Chor fiel mit einem Höllenlärm ein:

Jetzt weicht, jetzt flieht, jetzt weicht, jetzt flieht
Mit Zittern und Zähnegefletsch,
Jetzt weicht, jetzt flieht, wir singen das Lied
Vom Enderle von Ketsch!

Digitized by Google

Die Instrumente dazu, Kasserolle und dergleichen, waren aus der Küche geholt, und als Pauke diente ein großer, schaurig schallender Ofenschirm aus Blech; sicherlich wären die Toten von Enderles Geschrei erwacht, wenn sie in den Häusern am Ludwigsplatz, auf den das Zimmer im Museum hinausging, geschlafen hätten.

Im Frühling 1855 kam der Dichter zu Besuch, nicht bloß von den Freunden im Engeren, sondern von einer großen Gemeinde liebender Verehrer mit Jubel empfangen. Er hat eben, wo er in jungen Jahren länger verweilte, alle Herzen erobert.

Ich habe früher in meinen Jugenderinnerungen von der Huldigung erzählt, die ihm gegen dreißig Freunde und Bekannte unter dem Vorsitz des würdigen von Vangerow bereiteten, und seinem glänzenden, aus den Pandekten gepflückten Trinkspruch auf diesen, seinen geliebten Lehrer. Er mietete sich in dem Leonhardschen Haus am Klingenteichthor ein und erschien uns im Umgang lange nicht mehr so frisch und allezeit aufgelegt, wie früher. Unter vier Augen gestanden es sich die Freunde, daß er nicht mehr ganz der alte sei, und Rochau meinte, am Ende gehe er noch ins Kloster. Er brachte das Manuskript seines Eckehard mit und schloß in Heidelberg mit dem unternehmenden, aber bereits der Schwindsucht verfallenen, heiseren jungen Buchhändler Karl Meidinger aus Frankfurt a. M. jenen schlimmen Vertrag, worin er diesem das Verlagsrecht seines Romans für 15 Jahre um 1200 Gulden Honorar verkaufte, einen übereilten Handel, der ihm nach dem baldigen Bankrott und Tod Meidingers so vielen Verdruß bereiten sollte. Er hatte das Buch vorher der Metzlerschen Verlagsanstalt in Stuttgart, die seinen Trompeter von Säckingen verlegt hatte, angeboten, war aber nicht handelseins mit ihr geworden, denn der berühmte Sang vom Oberrhein lag noch größtenteils unverkauft und brachte es erst fünf Jahre nach seinem Erscheinen zur zweiten Auflage, was die Metzlersche Anstalt zu ihrem Schaden zu vorsichtig gemacht hatte.

In dem gleichen Jahr, es war im Dezember, holte mich eines Morgens eilends ein Franzose, der viel mit uns verkehrte, ein Herr Filliard, ein äußerst lebhafter, junger Gelehrter, der, in Martinique geboren, etwas schwarzes Blut in den Adern hatte, zu Scheffel, der in seiner Wohnung bei dem Kutscher Hatz in der Plöckstraße krank lag. Scheffel war am Abend vorher von Karlsruhe eingetroffen, im Holländer Hof abgestiegen, zufällig auf Filliard gestoßen und plötzlich von heftigem Blutandrang zum Kopf und großem Angstgefühl befallen worden. Er fürchtete sich, allein zu sein, und der gutmütige Filliard, der Scheffel sehr wohl leiden mochte, nahm ihn mit sich auf sein Zimmer und übte die ganze Nacht hindurch Samariterdienste an dem aufgeregten, gänzlich schlaflosen Dichter.

Ich hielt es für ratsam, den offenbar schwer Erkrankten baldmöglichst zu seinen Eltern nach Karlsruhe zu bringen, und begleitete ihn selbst dahin. Seine Mutter und Schwester empfingen ihn, furchtbar erschreckt, sein Vater war nicht zu Hause, und ich führte ihn sofort in sein Zimmer unter dem Dach, ein großes, wohl eingerichtetes Gemach. Hier schmückte eine ansehnliche Bibliothek die Wand, und ein Haufen Bücher, darunter dicke Folianten, lagen auf dem Tisch. Zornig schritt er auf den Tisch zu, ergriff eins der Bücher und schleuderte es darüber hin, mit den Worten: „Sieh! das sind die schändlichen Schmöker, die mich so elend gemacht!“ In der That, er hatte sich geistig überarbeitet, und seine beste Schaffenskraft war leider für immer dahin.

Im folgenden Jahr muß es dann gewesen sein, daß ich mich mit ihm über seine nächsten Lebenspläne unterhielt. Ich war erstaunt, daß er die Einladung des Großherzogs von Weimar, der ihn gern in seine Umgebung gezogen hätte, ausschlug und die Stelle eines Fürstlich Fürstenbergischen Bibliothekars in dem rauhen Donaueschingen vorzog.

„Mein Entschluß,“ bemerkte er mir, „ist reiflich erwogen. Ich möchte in Weimar kein Epigone sein.“ — — —

Kaisermanövererinnerungen.

Zu den Erlebnissen, die sich in der Vergangenheit schöner ausnehmen, als in der Gegenwart, gehören auch die eines Kaisermanövers. Namentlich für den in der Front Stehenden ist es oft ein recht zweifelhaftes Vergnügen; denn wahrlich, man kann sich schon noch etwas Angenehmeres denken, als das Marschieren von Morgengrauen bis in die Nacht hinein, bei Sonnenbrand auf den staubigen Chausseen oder gar bei strömendem Regen über aufgeweichte Sturzäcker. Wenn es dann wenigstens noch ab und zu ein frisches, fröhliches Gefecht giebt, mag es noch gehn. Aber wie viele Bataillone ziehn nicht bei der großen Ausdehnung einer solchen Uebung oft tagelang in der Welt herum, ohne auch nur einen feindlichen Pferdeschwanz zu Gesicht zu bekommen. Und dann der Vorpostendienst! Während die andern sich's im Biwak behaglich machen, in Erbswurst und Konserven schlampampen und es sich im warmen Zeltlager wohl sein lassen, kauert man draußen hinter irgendeinem Bahndamm, ohne Feuer, ohne Bequemlichkeit, und sehnt fröstelnd den Morgen herbei, der doch auch nur wieder neue Strapazen bringt. Aber wenn man dann wieder daheim ist, wie bald vergessen sich da all die kleinen Unbequemlichkeiten; und je mehr sie aus dem Gedächtnis verschwinden, um so mehr treten die angenehmen und großen Momente hervor.

Das Kaisermanöver dieses Jahres war nun allerdings in besonderem Maß danach angethan, mit großen und nachhaltigen Eindrücken die kleinen Beschwerlichkeiten vergessen zu machen, und wie interessant, wie bedeutungsvoll, wie schön es war, habe ich erst so recht empfunden, als ich vor einigen Tagen das vom Verlag der „Woche“ herausgegebene Manöverheft*) zu Gesicht bekam. Welch eine Fülle herrlicher Momente läßt diese treffliche Chronik in Bildern wieder lebendig vor einem erstehn! Ohne sich zu strapazieren, genießt man sie nun noch einmal und freut sich, daß man doch auch mit dabei gewesen ist.

Da sieht man sie wieder vor sich, die prächtige Parade auf dem Feld von Sowica bei Posen, und zwar ohne daß man sich die Sonne auf den Schädel brennen zu lassen braucht. Da hat man auch das dritte Korps bei Frankfurt und kann sich an dem Anblick der strammen Märker erfreuen, ohne sich dabei über die ungeschickte Lage der Tribüne zu ärgern. Und auch die vielen interessanten Erscheinungen und Ereignisse des eigentlichen Manövers läßt man nun noch einmal in der angenehmsten und bequemsten Weise an sich vorüberziehn. Dort hält der Kaiser auf seinem Attackenschimmel, wie man ihn sah an den beiden Tagen der großen Reiterschlachten, die man in ihrer ganzen Gewaltigkeit ebenfalls im Bild wieder aufleben sieht. Dort reitet die Kaiserin vorüber, dort der Kronprinz, Prinz Friedrich Leopold, die bayrischen Prinzen und all die vielen andern hervorragenden Persönlichkeiten, die dem Manöver beiwohnten. Wir begegnen dem Prinzen Albrecht wieder, der als Oberschiedsrichter wahrlich keinen Ruheposten hatte. Da zeigt Graf Waldersee mit seinem Interimsfeldmarschallstab auf die in der Ferne anrückenden Schützenlinien, die wir dann vor uns im Feld nach kecker Burenart sich entwickeln und anrücken sehn. Auch auf Lord Roberts treffen wir zu verschiedenen Malen; und wo er ist, sind auch French und Brodrick und die andern englischen Generale nicht weit, während die übrigen fremden Offiziere, General Saletta, Italiens Generalstabschef, die Amerikaner und die verschiedenen Militärbevollmächtigten meist ihre eigenen Wege reiten, um womöglich auch von den technischen Neuheiten etwas zu sehn, der Funkentelegraphie, den Lichtsignalen, den Maschinengewehren u. s. w. In der That, wenn man ein Weilchen in diesem Manöverheft der „Woche“ geblättert hat, meint man wieder

*) Kaisermanöver in der Ostmark 1902. Herausgegeben von der Redaktion der „Woche“. Verlag von August Scherl G. m. b. H. Preis: 1 Mark. Die erste Auflage dieses Sonderhefts war, wie wir an anderer Stelle berichten, trotz ihrer Höhe in den ersten Tagen nach Erscheinen vergriffen; eine zweite Auflage befindet sich in Vorbereitung und gelangt in Kürze zur Ausgabe.

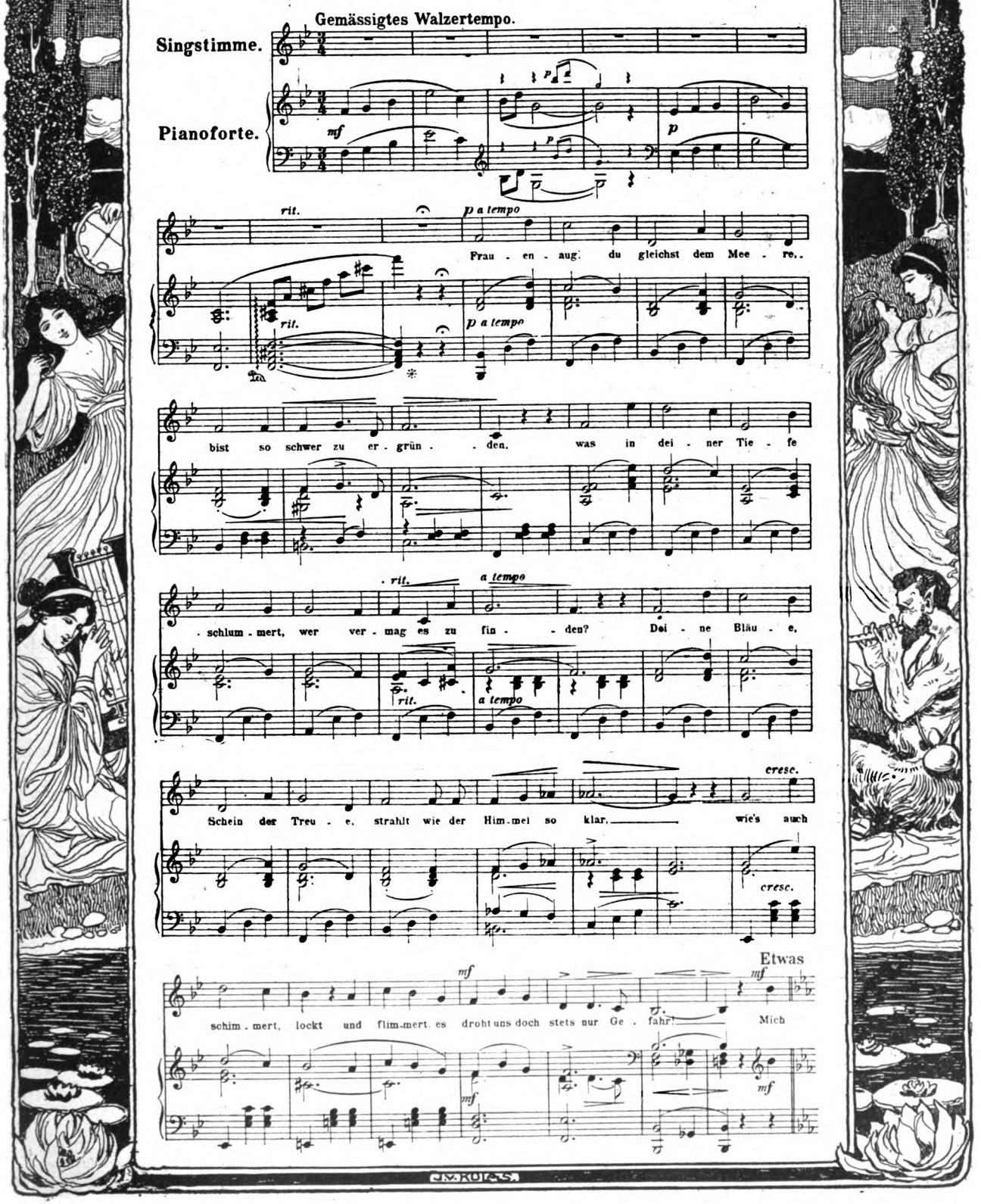
Die Redaktion.

Digitized by Google

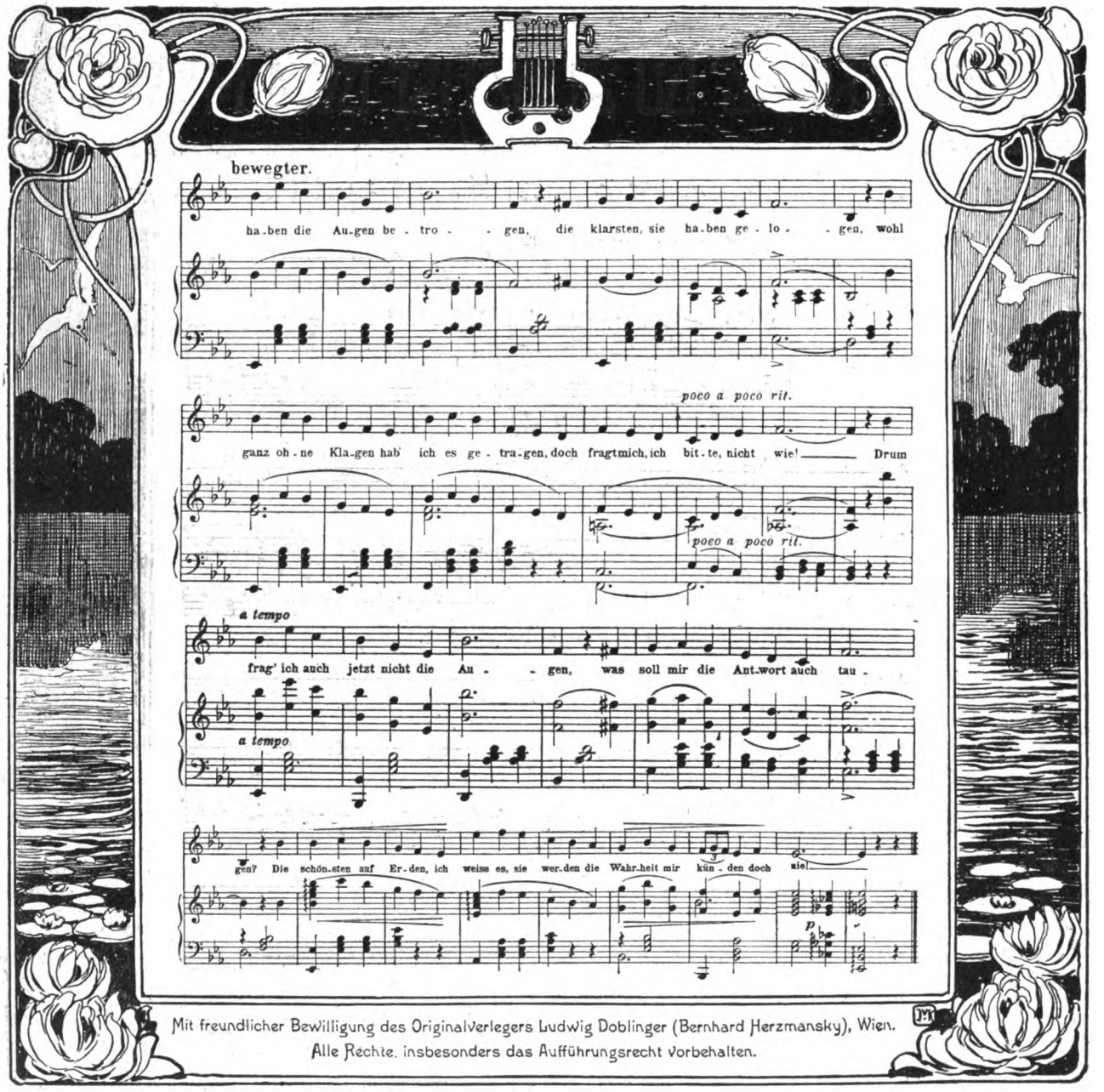
FRAUENAUG' DU GLEICHST DEM MEERE

° WALZERLIED AUS DER OPERETTE „DER LIEBE SCHATZ" °

· Musik von Heinrich Reinhardt ·



Digitized by Google



den Donner der Kanonen, das Geknatter der Maschinengewehre und die Signale der attackierenden Reitermassen zu hören, und selbst, wer nicht mit dabei war, empfindet, daß es eine interessante, ereignisreiche Zeit war, die sich jeder gern wieder ins Gedächtnis zurückrufen lassen wird. Rich. Schott.

Theater und Musik

Das Gastspiel der Sarah Bernhardt hat in Berlin wie in Hamburg fast das gesamte Theaterinteresse der jüngsten Zeit beherrscht. In Berlin schwankte das Urteil über die Pariser Künstlerin, den einen Fehlschlag, die Darstellung Hamlets, ausgenommen. Hier hat sich die Schauspielerin auf ein Gebiet verirrt, das ihrem künstlerischen Geist fremd ist und fremd bleiben wird. Das Reinste, was sie zu geben hatte, gab sie wohl als Phädra in Racines Trauerspiel und als Kameliendame aus. Man verspürte hier die Macht einer gefestigten Tradition, und doch auch mancherlei von ganz persönlichem Zauber, einen ganz feinen Sinn für die Schönheit der Form und die lyrische Beredtsamkeit der Sprache. Freilich ist von dem persönlichen Zauber der Schimmer der Jugendlichkeit weggewischt, und auch die reife Vollkraft scheint im Welken, und so bleibt als Gesamteindruck doch das Bedauern zurück, daß Sarah Bernhardt als Hauptvertreterin französischer Bühnenauffassung so spät erst auf dem deutschen Theater auftrat.

Die neuen Dramen der letzten Woche schließen sich mehr und weniger insgesamt der Theaterkonvention an und fanden eine zwar mannigfach abgestufte, aber im ganzen freundliche Aufnahme. Im „Deutschen Theater" wurde ein Münchner Schauspiel „D' Mali" von Max Bernstein mit glücklichem schauspielerischen Geschick herausgebracht. Es wird nichts sonderlich Neues in dem Drama vorgetragen, aber kluge Einzelbeobachtungen und mancherlei, was auf warme Lebenserkenntnis hindeutet, sind eingestreut. Die alte Geschichte vom unerfahrenen Kind aus „niederer" Gesellschaft und vom jungen Mann aus der „oberen" Klasse wird wiedererzählt. Die Mali ist die Tochter eines armen Schusters und „er" ist Zimmerherr bei dem wackern Kleinmeister. Die Mali und

Digitized by Google

der vornehmere Zimmerherr, der Sohn eines Landgerichtsdirektors, fangen Feuer, und es giebt ein Opfer dabei, das arme Mädel natürlich. Ihr Leben ist verpfuscht, der junge Herr zieht in die Weite. Loki.

Von den Berliner Kleintheatern hatte „Schall und Rauch" mit einem Drama „Ackermann" von Felix Hollaender, dem Romanschriftsteller, und Lothar Schmidt einen recht lebhaften Erfolg zu verzeichnen. In dem Stück handelt es sich fast ausschließlich um eine einzige Charakterstudie und zugleich um eine treffliche Rolle, die dem Schauspieler Reicher ganz besondere Anerkennung brachte. Alle Detailschilderung beschäftigt sich mit dem Titelhelden Ackermann. Der hat sich sein Lebtag geschunden und etwas vor sich gebracht, ist aber dabei ein verknöcherter, rauhbeiniger, ja geiziger Hagestolz geworden. Da erfaßt den einsam Alternden eine Leidenschaft. Er möchte sein Gut einem Leibeserben hinterlassen. Der Alte heiratet ein junges Mädchen, fühlt sich selig, als er wirklich Vater wird. Aber er erfährt, daß sein vermeintlicher Sohn nicht sein Kind ist, daß seine Frau ihn betrog: und da faßt den Geizigen der Wahnsinn, und er verbrennt all sein Geld.

Einen vollen Theatersieg errang Otto Ernst mit seinem Schauspiel „Gerechtigkeit" im Dresdner Hoftheater. Das Drama hat, wie des Verfassers „Flachsmann als Erzieher", eine lehrhafte Absicht. Es kehrt sich gegen Schäden der Presse. Gerechtigkeit ist der Titel eines höchst ungerechten Zeitungsblattes. Zum Schluß siegt echte Künstlerschaft über alle boshafte Zeitungsmache.

Die Königliche Oper in Berlin beeilt sich in erfreulicher Weise, die zu Beginn der Spielzeit gemachten Versprechungen zu erfüllen. Auf Schillings „Pfeifertag" ist bereits als zweite größere Novität die „Feuersnot" von Richard Strauß gefolgt, die hier eine ebenso warme Aufnahme fand, wie früher in Dresden. (Vergl. „Woche" 3. Jahrg. Nr. 48.) Bei der Phädraaufführung der Sarah Bernhardt wurde dann zum erstenmal Massenets sehr interessante und stimmungsvolle Musik zu dem Racineschen Drama unter Leitung Colonnes zu Gehör gebracht. Die formvollendeten Vorspiele, besonders „Hippolyte und Aricie", sind zwar nicht alle gleich wertvoll in der Ausführung, aber einheitlich und großzügig in der Idee und durchaus geeignet, Stimmungen anzudeuten, wie sie im Verlauf des Dramas ausgelöst werden. — Im Berliner Zentraltheater hat eine neue Operette von Hugo Felix: „Madame Sherry" einen durchschlagenden Erfolg errungen und in Wien Heinrich Reinhardts neustes Werk „Der liebe Schatz", dessen wirksamstes Vortragsstück wir auf Seite 2067/68 dieser Nummer veröffentlichen.

Unsere Bilder.

Die neuen akademischen Hochschulen für bildende Künste und Musik (Abb. S. 2073 u. 2074) in Charlottenburg sind am 2. November feierlich in Gegenwart des Kaiserpaars eingeweiht worden. Wieder sind somit große Bildungsinstitute aus der Hauptstadt in den Nachbarort verlegt worden, der freilich mehr und mehr mit Berlin selbst verschmilzt. Im Volksmund werden die Akademien vermutlich noch lange Berliner genannt werden, aber die Stadt Charlottenburg betrachtet sie als ihren Besitz, auf den sie stolz zu sein berechtigt ist. Sie hat, um ihrem Interesse für die Anstalten Ausdruck zu geben, ein Kapital von 30 000 Mark als Stipendienfonds gestiftet.

Das eiserne Regiment (Abb. S. 2071), wie das 5. Thüringische Infanterieregiment Nr. 94 genannt wird, feierte am 27. Oktober in Weimar das Jubiläum seines 200jährigen Bestehens. An dem Ehrenfest des Truppenteils, der sich in den Freiheitskriegen ebenso ausgezeichnet hat, wie im deutsch-französischen Krieg, nahm die ganze Bevölkerung teil, in den Schulen fiel der Unterricht aus. Dem Oberst a. D. Winterberger (Portr. S. 2074) wurde bei dieser Gelegenheit der Adel verliehen.

Die Universität Halle-Wittenberg (Abb. S. 2072), deren Namen mit der Reformation unauflöslich verbunden ist, feierte am 1. November das Jubiläum ihres 400jährigen Bestehens unter Beteiligung des Kultusministers und der Spitzen der Behörden aus Stadt und Provinz. Nach außen hin fand die Feier ihren Ausdruck in einem Festzug, der zu dem bei dieser Gelegenheit eingeweihten neuen Seminar führte.

Kronprinz Friedrich von Dänemark (Abb. S. 2076 und 2077) ist von seiner Deutschlandreise wieder nach Kopenhagen heimgekehrt. Zuvor begab er sich, nachdem er mehrere Tage als Gast des Kaisers in Potsdam und Berlin geweilt hatte, noch nach Kassel zum Besuch des Husarenregiments Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg (2. hessisches) Nr. 14, dessen Chef er ist.

Drei alte deutsche Parlamentarier (Porträts S. 2074) sind kurz hintereinander gestorben. Die bedeutendste Rolle unter ihnen hat der Abg. Heinrich Rickert, der Führer der freisinnigen Vereinigung im Reichstag und im preußischen Abgeordnetenhaus, gespielt. Ursprünglich der nationalliberalen Partei angehörig, hat er bis an sein Lebensende eine entschieden liberale Politik verfolgt und ist zugleich für ein starkes Heer und eine starke Marine eingetreten. Das Zentrum verlor zwei seiner ältesten Mitglieder, den Abgeordneten Brandenburg, der gleich Rickert bis zuletzt beiden Parlamenten angehörte, und den Rechtsanwalt Lingens, der sich im vorigen Jahr, 84 Jahre alt, ganz ins Privatleben zurückgezogen hatte.

Die Tuberkuloseforscher in Marburg (Abb. S. 2072). Eine große Anzahl der Teilnehmer an der Internationalen Tuberkulosekonferenz in Berlin folgte nach Beendigung der im Programm vorgesehenen Arbeiten einer Einladung des Geheimrats Professor von Behring nach Marburg, um die dort von ihm getroffenen Einrichtungen zum Studium der Rindertuberkulose zu besichtigen.

„Die Washingtoner Sieben" (Porträts S. 2076) werden die sieben Persönlichkeiten genannt, die Präsident Roosevelt auserwählt hat, in dem großen Kohlenarbeiterstreik in Pennsylvanien als Schiedsrichter zu walten. Roosevelt hat das Schiedsgericht so zusammengestellt, daß alle Interessen darin ihre Vertreter finden; Clark und Wright sind die Anwälte der Arbeiter, Watkins und Parker die der Grubenbesitzer und Gray, Wilson und Spalding stehen dem ganzen Streik objektiv gegenüber.

Von hier und da. In Frankfurt a. M., der Vaterstadt Goethes, in der die Bühnenkunst besonders eifrige Pflege findet, ist am 1. November ein neues Stadttheater (Abb. S. 2075) mit einer Festvorstellung eröffnet worden. — Von einem verheerenden Sturm ist am 1. September die Algoabai an der Südküste des Kaplandes heimgesucht worden. Auf unserm Bild (Abb. S. 2077) sehen wir die Trümmer von 18 gescheiterten Schiffen, von deren Besatzung 57 Mann bei dem Unwetter den Tod in den Wellen fanden. — In der Freudenau bei Wien ist jüngst der neue Winterhafen feierlich eröffnet worden (Abb. S. 2077). Kaiser Franz Josef bekundete sein hohes Interesse für alle der wirtschaftlichen Hebung und dem Verkehr dienenden Einrichtungen wieder, indem er mit den Erzherzögen Rainer und Ferdinand Karl an der Einweihung persönlich teilnahm. — Auf dem Friedhof Montparnasse in Paris ist dem Dichter Charles Baudelaire ein Grabmal (Abb. S. 2078) errichtet worden, bei dessen jüngst erfolgter Enthüllung Herr Dayot in Vertretung des Unterrichtsministers Chaumié eine Gedenkrede hielt.

Digitized by Google

Personalien (Porträts S. 2074 und 2076). In Berlin verschied der Geheime Sanitätsrat Dr. Eugen Hahn, einer der bedeutendsten Chirurgen. — Die evangelische Geistlichkeit der Reichshauptstadt verlor in dem verstorbenen Oberkonsistorialrat Noël ihren Senior. — Die Veränderung in den höheren Verwaltungsstellen des Königreichs Bayern hat mit der Ernennung des Freiherrn von Welser zum Regierungspräsidenten von Mittelfranken seinen Abschluß gefunden. — Als Reichskommissar für die im Jahr 1904 in St. Louis stattfindende Weltausstellung ist der Geheime Oberregierungsrat Lewald aus dem Reichsamt des Innern bestellt worden. — Das von den Ingenieuren Pollak und Virag erfundene System der Schnelltelegraphie ist kürzlich in Ungarn in Betrieb genommen worden. Leider hat nur Pollak noch den Erfolg erlebt, während Virag schon seit längerer Zeit verstorben ist. — Zum Erzbischof in der Bukowina ist der österreichische Reichsratsabgeordnete Dr. Wladimir von Repta, bisher Bischof von Radonitz, ernannt worden. — Zwei österreichische Volksdichter haben jüngst in Wien starke Bühnenerfolge errungen, der Tiroler Franz Kranewitter am Deutschen Volkstheater mit „Andree Hofer" und der Steiermärker Josef Werkmann, seines Zeichens ein Tischler, am Raimundtheater mit dem „Kreuzwegstürmer". — Eugen Gura, der Meistersinger, der auf der Bühne und im Konzertsaal gleich Bedeutendes leistete, feiert am 8. November seinen sechzigsten Geburtstag.

Die Toten der Woche.

Antonie Baumeister, bekannte Schauspielerin, † in Berlin am 27. Oktober.

General Christian Botha, ein Bruder Louis Bothas, † in Cokstadt (Ost-Griqualand) am 28. Oktober.

Wirkl. Geh. Oberjustizrat Florschütz, Oberlandesgerichtspräsident, † in Kiel am 31. Oktober im Alter von 77 Jahren.

Reichsgräfin Sophia von Görtz-Schlitz, † in Berlin am 2. November im Alter von 44 Jahren.

Robert Gubser, bedeutender schweizerischer Ingenieur, † in Turin am 30. Oktober im Alter von 40 Jahren.

Geh. Sanitätsrat Professor Dr. Eugen Hahn, hervorragender Chirurg, † in Berlin am 1. November im Alter von 61 Jahren. (Porträt S. 2074.)

Wirkl. Geh. Oberregierungsrat a. D. Christoph Hucke, langjähriges früheres Mitglied des Reichspostamts, † in Berlin am 25. Oktober im Alter von 77 Jahren.

Kommerzienrat Kellner, Vorsitzender der nationalliberalen Fraktion des sächsischen Landtags, † in Plauen im Vogtland am 28. Oktober im Alter von 60 Jahren.

Dr. Josef Lingens, ehemaliger Reichstagsabgeordneter, Geheimkämmerer des Papstes, † in Aachen am 31. Oktober im 85. Lebensjahr. (Porträt S. 2074.)

Eugen Müntz, bekannter Kunsthistoriker, † in Paris am 30. Oktober.

Freiherr Ludwig von Niethammer, bayrischer Reichsrat, † auf Schloß Tunzenberg bei Mengkofen am 28. Oktober.

Oberkonsistorialrat Wilhelm Noël, Senior der Berliner evangelischen Geistlichkeit, † in Berlin am 31. Oktober im achtzigsten Lebensjahr. (Porträt S. 2074.)

Heinrich Rickert, hervorragender freisinniger Parlamentarier, † in Berlin am 3. November im 69. Lebensjahr. (Porträt S. 2074.)

Dr. Simon Senz, bekannter Arzt der Burenarmee, † in Wien am 29. Oktober im Alter von 31 Jahren.

Elisabeth Cady Stanton, amerikanische Frauenrechtlerin, † in Neuyork am 27. Oktober im Alter von 90 Jahren.

Die Börsenwoche

Unsere Hauptindustriezweige sind in eine für ihre fernere Lage entscheidende Periode eingetreten. Es handelt sich für das Eisengewerbe am Rhein und in Oberschlesien darum, eine Anzahl wichtiger Verbände zu erneuern, und für die Kohlenindustrie kommt die Entscheidung einer bedeutsamen prinzipiellen Angelegenheit in Betracht, nämlich die Erledigung der Preisfrage. Wenn noch neulich in einem Teil der Tagespresse recht pessimistische Auffassungen bezüglich des Wiederzustandekommens der erwähnten Verbände anzutreffen waren, so hat sich doch inzwischen so recht eigentlich vor Thoresschluß wieder einmal gezeigt, daß die Macht der Verhältnisse stärker ist, als abweichende Meinungen einzelner Individuen. Es darf heute als ziemlich sicher betrachtet werden, daß die Roheisenverbände im Rheinland und Siegerland, ebenso wie auch das Schienenkartell eine wenn auch vielleicht nur kurzfristige Verlängerung erfahren werden, wie das bereits beim Oberschlesischen Roheisensyndikat geschehen ist. Man hofft dann, in der Zwischenzeit ein festeres Gefüge für diese die verschiedenartigsten Interessen unter einem Hut vereinigenden Syndikate zu stande zu bringen. Die Preisfrage im Kohlengewerbe wurde bereits in diesen Tagen, so weit das Westfälische Koksyndikat in Betracht kommt, entschieden, und zwar in Form eines Kompromisses, bei dem freilich das Syndikat die geringfügigsten Opfer zu bringen hat; denn der alte Preis für Hochofenkoks, dessen Erzeugung allein 75 Prozent der gesamten Koksproduktion ausmacht, blieb auch für das erste Halbjahr 1903 unverändert bestehen.

Wenn dergestalt unsere Geschäftswelt mit gesicherteren Zukunftsaussichten in das Winterquartal eintritt, so ist doch nicht allerwegen von einem freundlicheren Ausblick zu berichten. So zögert sich die Entscheidung über das Schicksal des Zolltarifs und damit das der Handelsverträge noch immer weiter hinaus, und was im besonderen die Börse anlangt, so bleibt sie in der alten pessimistischen Ungewißheit wegen der Chancen, die eine Abänderung des so folgenschweren Börsengesetzes zur Zeit zu verzeichnen hat. Die Signatur unseres Marktes ist daher trotz eines festeren Grundtons im großen und ganzen unentschieden, und die Beteiligung der außenstehenden Geschäfts- und Privatkreise an den Börsenumsätzen ist auch gegenwärtig noch recht geringfügig. Uebrigens läßt sich auch von den ausländischen Märkten kein helleres Bild entwerfen, wiewohl neuerdings die Pariser Börse eine etwas hoffnungsvollere Haltung zur Schau trägt.

Die großen internationalen wirtschaftlichen Fragen, deren Entscheidung man in den Vereinigten Staaten zu gewärtigen haben dürfte, stellen sich als jenes Moment dar, auf das die europäischen Geschäftskreise ihr Hauptaugenmerk zu richten haben. Man hält es nicht für unmöglich, daß bei der nächsten amerikanischen Präsidentenwahl ein Systemwechsel erfolgt, der mit dem Trustwesen und den mit ihm zusammenhängenden verschiedenartigen ökonomischen Auswüchsen reinen Tisch machen könnte. Schon heute erkennt man, daß auch die Morgantrusts sich nicht ohne Schwierigkeiten behaupten. Die neueren Preisermäßigungen, die der amerikanische Stahltrust nolens volens Platz greifen lassen mußte, bekunden deutlich genug, daß die Verhältnisse mächtiger sind, als die Personen, mögen letztere auch durch noch so gewichtige Milliardäre repräsentiert werden. Es ist in Bezug auf die Beurteilung der Lage in den Vereinigten Staaten zu beachten, daß sich anscheinend bereits eine mächtige Gegnerschaft gegen die Alleinherrschaft der Morganschen Clique zusammenfindet, und man erinnert sich, daß es fast immer persönliche Machtfragen waren, die über das Schicksal großer amerikanischer Bewegungen entschieden haben. Verus.

Digitized by Google

Bilder vom Tage.

Photographische Aufnahmen.

Der Großherzog. Frhr. von Maercken zu Geerath, der Regimentskommandeur.

Vom 200jährigen Jubiläum des 5. thüringischen Infanterieregiments No. 94, genannt das eiserne Regiment, in Weimar am 27. Oktober.

Phot. Otto Hoffmann, Weimar.

Digitized by Google

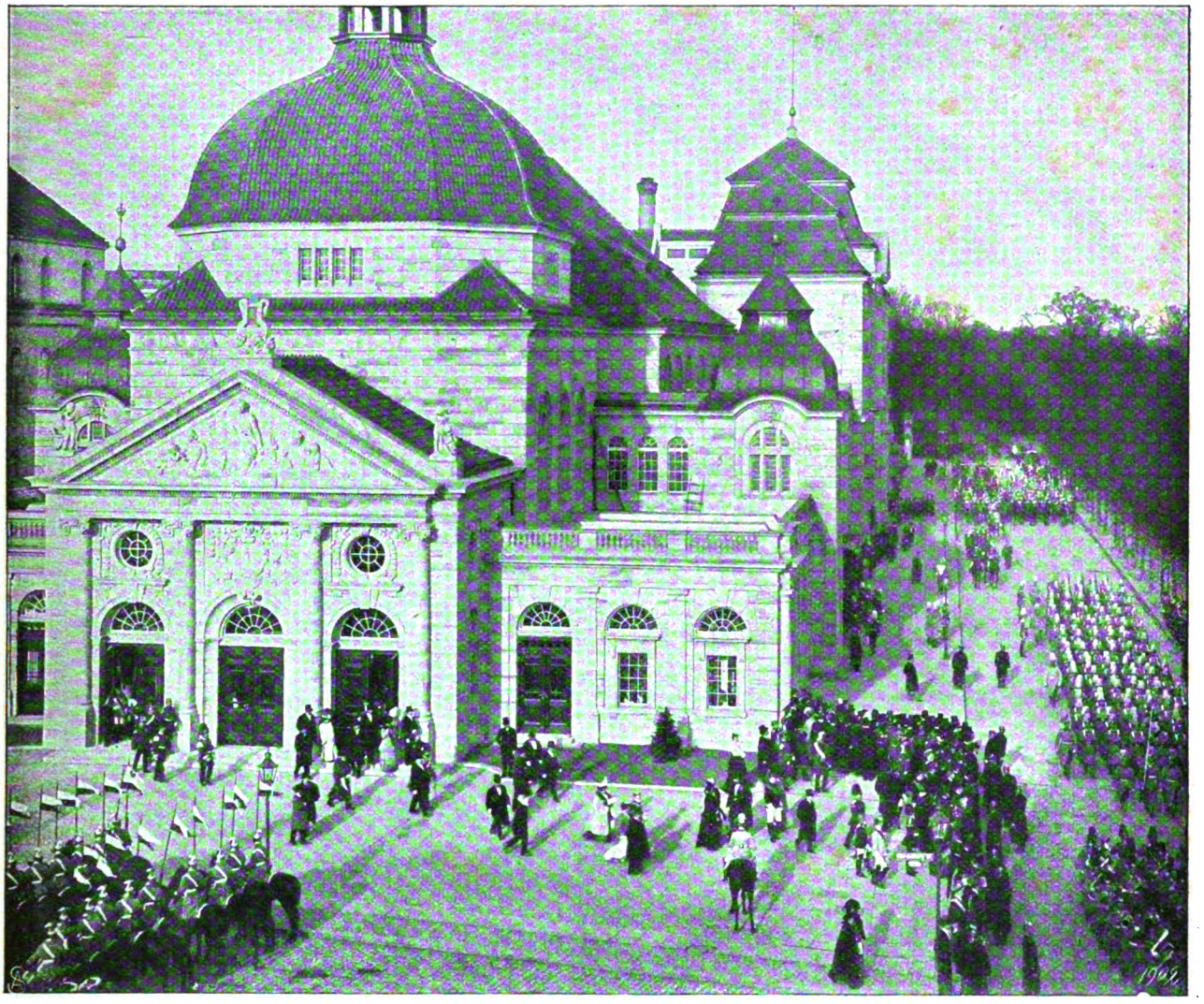
1. Kultusminister Studt. 2. Regierungspräsident Frhr. v. d. Recke. 3. Excellenz von Prittwitz und Gaffron. 4. Oberst Pförtner v. d. Hölle.

Vom 400jährigen Jubiläum der vereinigten Universitäten Wittenberg-Halle am 1. November.
Phot. Motzkus.

1. Prof. Geheimrat v. Behring-Marburg. 2. Prof. Ruppel-Marburg. 3. Dr. Römer-Marburg. 4. Prof. v. Schrötter-Wien. 5. Prof Nocard-Alfort. 6. Dr. Tiede. 7. Prof. Tschewinsky-Moskau. 8. Dr. Turban-Davos. 9. v. Dombrowski-Berlin. 10. Dr. Kremser-Nordhausen. 11. Dr. Rumpf-Friedrichshain. 12. Dr. Beche-Berlin. 13. Dr. Schudt-Vogelsang. 14. Prof. Calmette-Lille. 15. Dr. Ott-Wittlich. 16. Prof. Letulle-Paris. 17. Dr. Kayserling-Berlin. 18. Prof. Léon Petit-Paris 19. Dr. Holdheim-Berlin. 20. Dr. Eberhard-Luzern.

Besuch von Teilnehmern an der Tuberkulosekonferenz bei Geheimrat von Behring in Marburg (Phot. Riffe.)
zur Besichtigung seiner Einrichtungen zum Studium der Rindertuberkulose.

Digitized by Google



Von der Einweihung der neuen Kunsthochschulen in Berlin am 2. November: Vorbeimarsch der Ehrenkompagnie vor dem Kaiser.
Phot. Zander & Labisch.

Von der Einweihung der neuen akademischen Hochschulen für bildende Künste und Musik in Berlin am 2. November: Abfahrt des Kaiserpaares.
Phot. Hönig.

Digitized by Google

Heinrich Rickert †
hervorragender freisinniger Parlamentarier.

Geh. Sanitätsrat Prof. Dr. Eugen Hahn †
bedeutender Chirurg, Berlin.

Dr. Josef Lingens †
ehemal. Reichstagsabg., Geh. Kämmerer des Papstes.

Karl Brandenburg †
Reichstagsabgeordneter des
3. hannoverschen Wahlkreises.

Frhr. v. Welser,
der neue Regierungspräsident
von Mittelfranken.

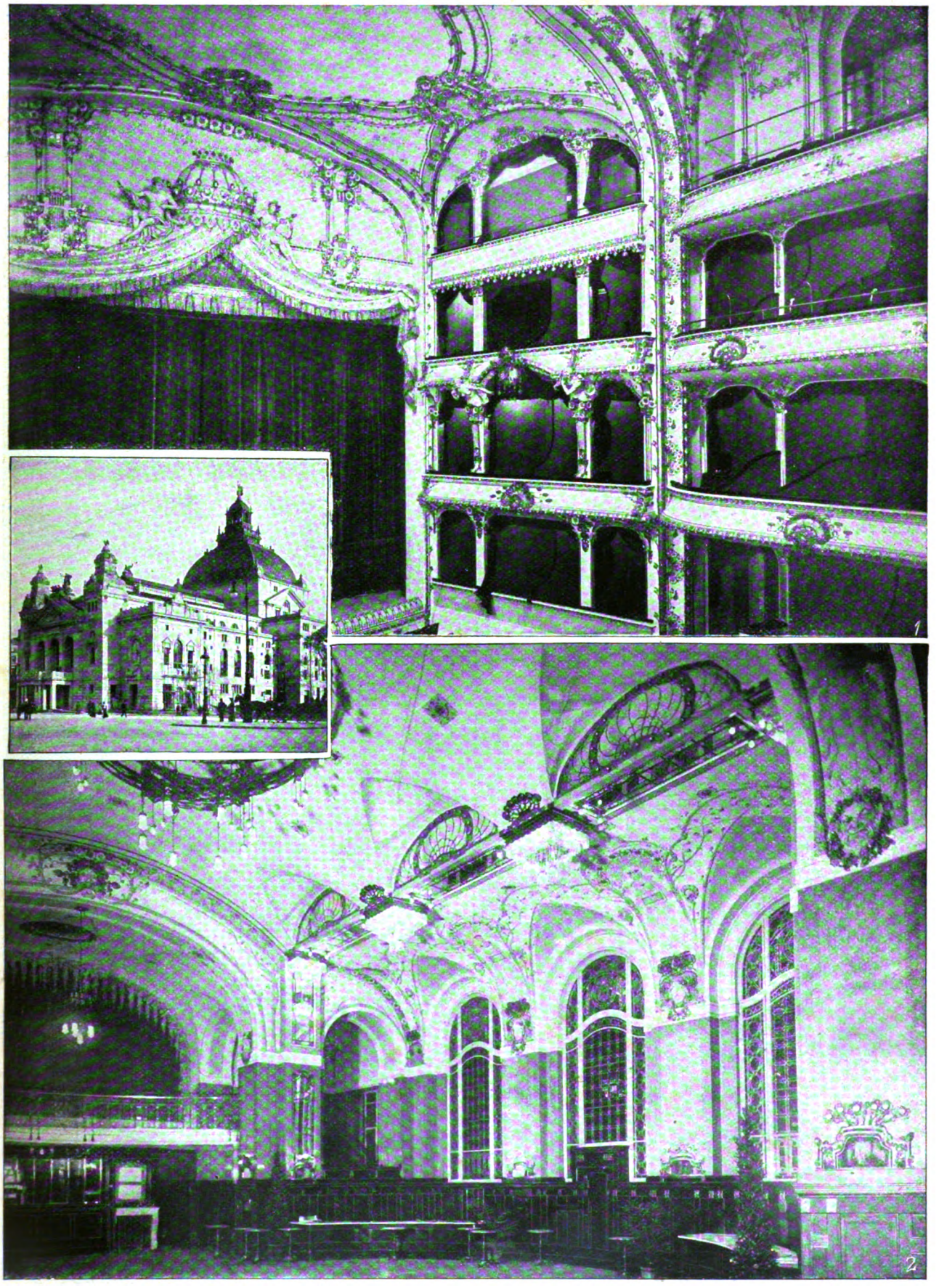
Geh. Oberregierungsrat Lewald,
Reichskommissar für die Welt-
ausstellung in St. Louis 1904.

Oberst a. D. v. Winterberger,
wurde anläßlich des Weimarer
Regimentsjubiläums geadelt.

Oberkonsistorialrat Noël †
Senior der Berliner
evangelischen Geistlichkeit.

Von der Einweihung der neuen Kunstakademien in Berlin am 2. November: Festfrühstück der Studierenden im Zoologischen Garten.
Phot. H. Rudolphy.

Digitized by Google



1. Der Zuschauerraum. 2. Das Foyer. — Links in der Mitte: das neue Gebäude.

Aus dem am 1. November eröffneten neuen Stadttheater in Frankfurt am Main.

Phot. Junior.

Digitized by Google

Pollak
Die Erfinder der

Virag †
Schnelltelegraphie

Franz Kranewitter,
Verfasser von
„Andree Hofer".

Dr. von Repta,
der neue Bischof
der Bukowina.

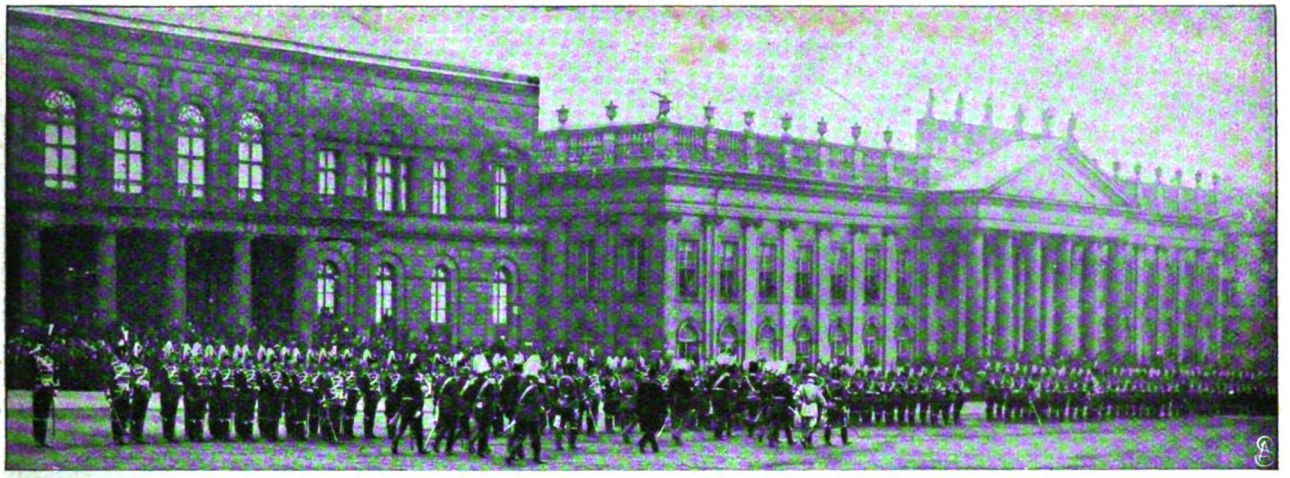
Josef Werkmann,
Verfasser des Dramas
„Der Kreuzwegstürmer"

Vom Besuch des dänischen Kronprinzen am deutschen Kaiserhof:
Kronprinz Friedrich verläßt die Wildparkstation bei Potsdam.
Phot. Selle & Kuntze, Potsdam.

Eugen Gura,
königlich bayrischer Kammersänger,
feiert am 8. November seinen sechzigsten Geburtstag.
Phot. Jaeger & Görgens.

1. Carroll Davidson Wright. 2. E. E. Clark. 3. Thomas L. Watkins.
4. George Gray. 5. Edward Wheeler Parker. 6. John M. Wilson.
7. Bischof John Lancaster Spalding.
Zum Ende des grossen amerikanischen Kohlenstreiks:
„Die Washingtoner Sieben".

Digitized by Google

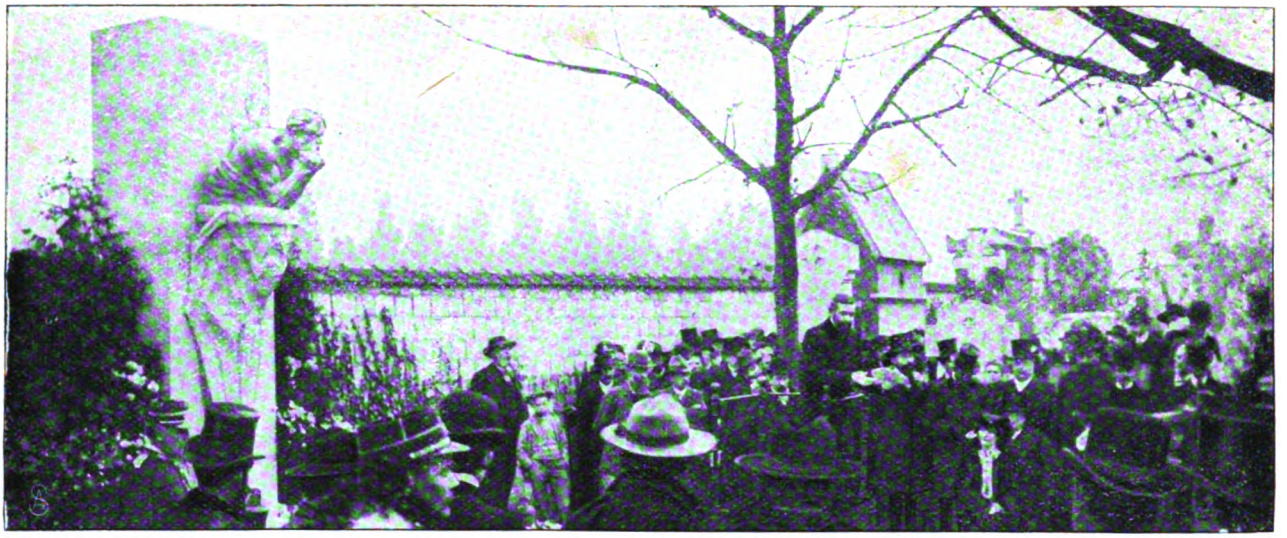


Der Kronprinz von Dänemark besichtigt sein Husarenregiment Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg Nr. 14 auf dem Friedrichsplatz in Kassel.
Phot. Franz Tellgmann.

Von dem verheerenden Sturm in der Algoabay am 1. September: Trümmer von achtzehn gescheiterten Schiffen,
von deren Besatzung 57 Mann umkamen.

Der Kaiser.
Von der feierlichen Eröffnung des Freudenauer Winterhafens durch den Kaiser Franz Josef:
Der Kaiser begiebt sich mit den Erzherzögen Rainer und Ferdinand Karl an Bord des Dienstschiffs der Donauregulierungskommission.
Phot. Franz Prohaska.

Digitized by Google



Dayot.

Die Enthüllung des Baudelairedenkmals auf dem Friedhof Montparnasse in Paris: Dayot, der Vertreter des Unterrichtsministers, hält die Festrede.
Phot. Gribayédoff.

Hamlet.

Fedora.

Vom Gastspiel Sarah Bernhardts im Berliner Königlichen Schauspielhaus.
Spezialaufnahmen für die „Woche" von Zander & Labisch.

Digitized by Google

„Kreuz wende dich.“

Roman von

Fedor von Zobeltitz.

1. Fortsetzung.

„Angepackt!“ rief der Rechtsanwalt. „Ihre Hand, Oberst! Hopp — la! Nun festgehalten, Pittelko! Zähne zusammen! Die Wunden sind verbunden. Den Tod bringen sie nicht. Aber hier draußen wohnt der Tod. Teufel, ist das ein Wetter! Vorwärts, Oberst!“ . . .

Es ging zurück. Es war ein furchtbarer Marsch. Zehden dachte an Alsen und an den Nachtmarsch vor Sedan. Der hier war schlimmer. Wie ein entfesseltes wildes Tier brüllte der Sturm und ließ die Bäume stöhnen und entkleidete sie ihres Winterschmucks. Es regnete und prasselte auf die drei herab. Und von Schritt zu Schritt wurde der Verwundete schwerer. Er lag wie ein ungeheures Bleigewicht auf den Armen der beiden andern. Die Arme schliefen ein und wurden gefühllos. Zehden stöhnte. Dieterici sprach nicht; er hatte die Lippen fest zusammengebissen; sein Gesicht war trotz der Kälte weiß. Ihm war, als müsse er jeden Augenblick in die Knie brechen. Aber es steckte viel moralische Kraft in ihm; die hielt ihn aufrecht.

Gottlob — da stand der Schlitten, eingehüllt in fliegende weiße Wolken. Der Verwundete wurde in die Decken gepackt, so gut es sich machen ließ. Rechts und links von ihm nahmen Zehden und der Rechtsanwalt Platz. Viel Raum war in dem kleinen Gefährt freilich nicht mehr vorhanden; die beiden mußten sich mit den Händen an dem Korbgeflecht des Schlittens festhalten, um bei der tollen Fahrt nicht hinausgeschleudert zu werden.

Denn toll ging es nun vorwärts. „Nach dem Dachseck,“ hatte Dieterici befohlen und hinzugefügt: „Fahr zu, was das Zeug hält, Krischan!“ — Und der Kutscher peitschte auf die Pferde ein, daß sie gewaltig ausgriffen und das schwankende Gefährt wie ein gespenstischer weißer Riesenvogel über den Schnee flog.

Man blieb im Wald; aber wenigstens war wieder der breite Fahrweg erreicht, der am Walchsee vorüberführte. Auf der weiten, gefrorenen Fläche konnte der Sturm sich austoben. Die Schneewolken tanzten hier auf und nieder und schufen einen undurchdringlichen glitzernden Vorhang. Wie ein Schneemann sah auch Krischan, der Kutscher, aus: über und über in Weiß gehüllt, und bewegte er die Arme, so stäubte es dichter um ihn herum. Der arme Kerl konnte in den erstarrten Händen kaum noch die Zügel halten. Er ließ die Gäule laufen, und sie fanden allein ihren Weg.

Die beiden Herren hatten nicht mehr miteinander gesprochen. Oeffnete man die Lippen, so hatte man den Mund voll Schnee. Aber innerlich brummten beide. Ein verdammter Liebesdienst, diese Fahrt in eisiger Winternacht! — Eine halbe Stunde mochte verflossen sein, da rührte sich der Verwundete. Er stieß Zehden an.

„He, mein Junge — was giebt's?“ fragte dieser. Das Sprechen wurde ihm schwer, denn wahrhaftig, der buschige, den Mund bedeckende Schnurrbart war festgefroren.

„Wir sind da,“ antwortete Pittelko mit leiser Stimme.

Er mochte das fühlen; denn zu sehen war in den Wirbeln des Schneesturms noch immer nichts, als das matte Grau der Baumstämme, an denen der Schlitten vorüberhuschte. Aber plötzlich trat der Wald zurück: das Grau der Bäume verschwand; es schien auch, als wende sich der Sturm. Ein Riß ging durch die Schneewolken; man sah das Aufblitzen eines Lichts und hörte das Anschlagen eines Hundes. Dann tauchte in verschwimmenden Umrissen ein Viereck kleiner Häuser auf.

II.

Warum die Revierförsterei „das Dachseck“ genannt wurde, wußte man nicht so recht. Nach dem Dachs grub man hier schon lange nicht mehr; aber er mochte in früheren Zeiten in diesem dicht an das Spreewaldgebiet stoßenden Waldwinkel zahlreich gewesen sein. Es war der letzte Zipfel der königlichen Forst; ein paar hundert Meter weiter begann der Wald des Dominiums Gorgutschen.

An das Försterhaus mit seinem tief hängenden Schindeldach schlossen sich ein paar Ställe und eine Scheune an. Es gehörte eine kleine Ackerwirtschaft zu der Försterei: einige Morgen Land und eine Wiesenparzelle. Aber die Wiese war so mit Schilf durchsetzt, daß das Gras als Viehfutter unbrauchbar war, und den Acker durchwühlten Säue und Hirsche. Die Förster auf dem Dachseck hatten den schlechtesten Posten im ganzen Revier; man gab ihn gewöhnlich nur Anfängern.

Das Hundegeheul tönte fort, als der Schlitten schon vor dem Hause hielt: ein langgezogenes, heiseres Heulen. Wieder blitzte ein Lichtschein hinter einem der Fenster auf.

„Hallo!“ schrie der Rechtsanwalt, und der Kutscher knallte mit seiner Peitsche.

Jetzt wurde die Hausthür geöffnet. Dieterici sah ein schlankes, junges Weib, das befremdet und ängstlich auf den Schlitten starrte. Aber der Wind verlöschte die Lampe, die das Weib in der Hand trug, und das Bild verschwand.

„Donnerwetter!“ fluchte der Oberst, „Frau Pittelko — he, Frau Pittelko!“

„Frau Pittelko!“ wiederholte Dieterici, „wo stecken Sie denn?! Wir bringen Ihnen Ihren Mann zurück . . . Ein Wilderer hat ihn angeschossen . . .“

Der Verwundete stöhnte. Zugleich ertönte ein leiser Aufschrei dicht vor dem Schlitten. Die Gestalt der jungen Frau tauchte barhäuptig im mählich nachlassenden Schneetreiben auf.

„J du Erbarmer!“ rief sie. „Josif!“ . . .

Digitized by Google

Sie stand am Schlitten und faltete die Hände über dem rotwollenen Brusttuch. Lange Sekunden verflossen. Zehden wie Dieterici schauten mit Verwunderung auf die Försterfrau. Die Eigentümlichkeit ihrer Erscheinung bannte sie. Sie war bewegungslos stehen geblieben, die seegrünen Augen weit aufgerissen, das schwarze Haar vom Wind zerzaust; auf die tanzenden Löckchen fielen die Flocken wie Bettfedern. —

Dieterici wurde unwillig.

„Frau Pittelko," sagte er, „wir sind alle halb tot. Das war keine Vergnügungsfahrt bei diesem verfluchtigen Unwetter. Wir müssen ein Stündchen bei Ihnen rasten. Helfen Sie anpacken, damit wir Ihren Mann in das Bett schaffen. Das Schlimmste ist nicht zu fürchten, so viel ich die Verwundung beurteilen kann. Aber nun los! Starren Sie nicht in die Luft; auch beten können Sie nachher, wenn Ihnen danach gelüstet. Jetzt angefaßt!"

Es kam Leben in die junge Frau. Sie sagte nichts, als sie in das weiße Gesicht ihres Mannes schaute, dessen Auge mit seltsamem Ausdruck auf ihr haftete. Sie half ihn vom Schlitten heben, und dann umfaßte sie ihn und trug die schwere Last ganz allein in das Haus.

„Alle Wetter," meinte der Oberst, „—haben Sie gesehen, Dieterici? Eine Brünhilde."

„Ein Teufelsweib," murrte der Rechtsanwalt. „Sapperlot, hat die Kräfte! — Gehen wir herein, Oberst. Die Pittelko soll uns einen Thee machen — oder noch besser, brauen wir uns ein Glas Grog. Heiß Wasser ist schnell fertig, und ich habe noch die halbe Flasche voll Kognak. Ein Schluck Warmes wird uns gut thun. Krischan, spann für ein halbes Stündchen aus. Sieh, daß du dich zurechtfindest. Rechts da, da muß der Stall liegen — da, wo der Köter heult. Es scheint, daß der Sturm sich legt. Das wollen wir abwarten . . ."

Der Oberst dachte an seine Frau. Eine gehörige Gardinenpredigt war ihm sicher. Aber es half nichts. Leise aufseufzend folgte er dem Rechtsanwalt, während Krischan in den Hof einbog.

Es war weder im Flur noch in der Wohnstube erhellt. Man mußte sich vorwärtstasten. Dieterici strich ein Zündholz an und suchte nach einem Licht. Es fand sich auf der Konsole eines kleinen Spiegels, der zwischen den Fenstern hing. Die Wärme im Zimmer that den beiden Herren wohl; sie marschierten auf und ab, um sich allmählich an den Temperaturwechsel zu gewöhnen.

Dabei glitt der Blick des Rechtsanwalts forschend umher. Er liebte das „auf den Grund gehen". Etwas vom Detektiv und Polizisten steckte in ihm; er hätte Staatsanwalt statt Advokat werden sollen. Daß sich hier in diesem entlegenen Waldwinkel eine heimliche Tragödie abspielte, war ihm nicht mehr zweifelhaft. Er witterte dies sozusagen, und seine Nasenflügel blähten sich, als er mit rastlos umherschweifenden Augen auf- und niederschritt. Er suchte nach Spuren, die sich verfolgen lassen könnten. Aber dies kleine Stübchen mit seiner bescheidenen Einrichtung ließ nicht einmal einen Rückschluß auf Wesen und Art der Försterin zu. Es war sauber gehalten und ganz behaglich; die Uhr an der Wand tickte, und im Käfig am Fenster flatterte ein Rotkehlchen, gestört durch das flackernde Licht und die fremden Besucher, erschreckt umher.

Der Oberst ließ sich auf einem Stuhl in der Nähe des Ofens nieder. Er begann müde zu werden.

„Eine nichtswürdige Geschichte," hob er an; „da sitzt man nun . . ."

Dieterici lachte.

„Ein Roman, Oberst. Das mittelste Kapitel; noch nicht der Abschluß, denke ich. Morgen und übermorgen und in den nächsten Tagen werden wir wohl mehr zu hören bekommen. Wenn Lobschitz —"

Aber Zehden hob mahnend die Hand.

„Nicht so laut, Dieterici," sagte er. „Nebenan wirtschaftet die Frau mit den Nixenaugen. Sie bringt ihren Mann zu Bett. Denken Sie auch dran, was uns der Förster gesagt hat. Er scheint selbst nicht zu wollen, daß der Name — der Name, den Sie soeben aussprachen — mit dem Vorfall im Wald in Verbindung gebracht wird."

„Es ist unglaublich, Oberst —"

„Unglaublich ist nichts. Gemunkelt hat man ja lange davon, aber Brückner schwor, es sei Klatsch. Dieterici, ich wollte, die Sache verblutete sich — vor allem: man ließe uns aus dem Spiel, die der Zufall hineingezogen hat. Ich eigne mich nicht für eine Statistenrolle in derlei Affairen. Hol's der Geier!"

„Ich auch nicht, Zehden. Aber da ist nichts zu machen. Konnten den armen Teufel doch nicht verwundet im Wald liegen lassen. Es ist merkwürdig: kein Spiel im Leben, sei's tragisch oder burlesk, ohne daß ein Frauenzimmer im Mittelpunkt steht. Diese Weiber! Sammetpfötchen und Tigerkrallen; Nixenaugen und Wolfszähne. Je älter ich werde, um so mehr danke ich meinem Schöpfer —"

Er brach ab. Die Pittelko trat in das Zimmer und stellte die Lampe auf den Tisch.

„Entschuldigen die Herren, daß ich Sie im Dunkeln ließ," sagte sie. Ein rasches Lächeln ging über ihr Gesicht. „Der Herr Oberst von Zehden und Herr Rechtsanwalt Dieterici aus Krampzow; mein Mann sagte mir's schon. Er ist ganz bei Besinnung und spricht verständig und ruhig. Ein Wilddieb hat ihn angeschossen; aber er weiß nicht, wer es war. Er hat ihn nicht erkennen können. Den ganzen Winter über hat sich hier ein Wilderer an der Grenze herumgetrieben; ich habe immer Angst gehabt, daß es einmal ein Unglück geben würde —"

Sie kniete, während sie dies sprach, vor der Ofenthür nieder und öffnete diese, um einige neue Holzscheite auf die Glut zu legen. Eine intensive Röte beleuchtete dabei ihr Gesicht. Es war wirklich sehr schön und eigenartig mit den seegrünen Augen und den starken schwarzen, sich über der feinen Nase fast vereinigenden Brauen, mit der dunklen Haarfülle, die die Stirn umspielte, und den Lippen von der Farbe frischen Bluts. Als sie sich wieder aufrichtete, um für die Herren heißes Wasser zu besorgen und sich nach dem Kutscher umzuschauen, streifte der Blick Dietericis ihre Gestalt. Der Rechtsanwalt wunderte sich über diesen schmächtigen,

Digitized by Google

fast hageren Körper, dem eine so gewaltige Muskelkraft innewohnte. Die Frau hatte ihren Mann allein in das Haus getragen, während die beiden Herren, die doch auch keine Schwächlinge waren, unter der Last des Verwundeten beinah zusammengebrochen waren.

Sie war hinausgehuscht und kehrte bald darauf mit heißem Wasser und Zucker und zwei Gläsern auf einem Tablett zurück. Jetzt lächelte sie heiter; ihre melodische Stimme klang süß und schmeichlerisch.

„Für den Kutscher ist gesorgt," sagte sie. „Es ist der Krischan — ich kenne ihn. Ich bin selbst aus Krampzow. Er hat mir erzählt, was die Herren für Mühseligkeiten mit meinem Mann gehabt haben. Aber ich bin schon wieder ganz ruhig. Es war bloß der erste Schreck; ich habe geglaubt, ich müßte ohnmächtig werden. Der Schuß hat nur den rechten Arm gestreift, und die Schnittwunde ist nicht tief. Ich denke, wir brauchen gar keinen Arzt."

„Unter allen Umständen," antwortete Dieterici. „Es kann Wundfieber eintreten, eine Vereiterung und was nicht noch alles. Ich lasse Doktor Puttfarken heraustrommeln, sobald ich in Neu-Holland bin. Vorläufig mag es bei meinem Verband bleiben — er liegt doch noch fest?"

„Ganz fest, Herr Rechtsanwalt —" Die Frau sann einen Augenblick nach. „Da wird sich wohl auch noch das Gericht hineinmischen?" fragte sie.

Dieterici zuckte mit den Achseln.

„Vielleicht. Wahrscheinlich sogar. Es" — er stockte ein wenig — „es liegt doch immerhin ein Verbrechen vor."

„Ein Verbrechen," wiederholte sie tonlos, und es war, als liefe ein Schauer über ihre Gestalt. „Aber — man wird ihn nicht fangen. Er wird sich nicht kriegen lassen. Seit Monaten ist mein Mann hinter dem Wilderer her, und — ach Gott, nun auch noch die Gerichte ins Haus!" schloß sie klagend. Ihre vorhin so melodische Stimme klang jetzt schrill und gewöhnlich.

Die beiden Herren hatten die Gläser in der Hand und schlürften langsam den heißen Grog. Jeder trug sich mit seinen eigenen Gedanken. Der Oberst sah finster aus; diese ganze Geschichte war ihm gründlich zuwider.

„Fahren wir weiter," sagte er und setzte sein Glas auf den Tisch.

„Mir recht," antwortete Dieterici und trat an das Fenster. Der Sturm hatte ausgetobt. Noch immer schneite es freilich, aber die Flocken fielen langsam, und am Himmel leuchtete ein milchiger Schein. „Wir werden bei schönstem Sternenhimmel nach Neu-Holland kommen," lachte der Rechtsanwalt.

Vor der Hausthür klingelte das Geläut des Gespanns. Die Herren reichten der Försterfrau, die sie hinausbegleitet hatte, die Hand; dann ging es weiter.

Es perlten nur noch vereinzelte Flocken durch die Luft. Der Sturm schwieg völlig; es war windstill geworden. Aber am Weg sah man, wie der Orkan gehaust hatte. Da hatte er den Schnee zu hohen Bergen aufgepackt, und mächtige Wehen lagen zuweilen auch quer über der Straße, durch die sich die Pferde hindurcharbeiten mußten, so daß der Schlitten oftmals in die Gefahr kam, umzuschlagen und seine Insassen in das weiße Naß zu betten. Der Oberst und der Rechtsanwalt fluchten abwechselnd, wenn das leichte Gefährt sich bedenklich nach rechts oder links neigte; aber dann hob Krischan die Peitsche und rief: „Hebben Se man kei Forcht nich! 's geiht scho — ich kumme scho dorch!" Und wirklich: Krischan kam durch, aber zuweilen versank der Schlitten dabei bis über die Rungen im Schnee, der auch in die Fußsäcke und die Pelzstiefeln der Herren kroch.

Dem Rechtsanwalt, dem das Abenteuer im Wald nicht aus dem Kopf gehen wollte, fiel ein, daß die Försterfrau erzählt hatte, sie stamme aus Krampzow.

„Sage mal, Krischan," fragte er, „du kennst die Pittelkon — was?"

Krischan nickte. Jawohl, die kannte er; und er ließ seine Peitsche pfeifen. Die war die Tochter eines Arbeiters aus der Friedmannschen Tuchwalkerei in Krampzow. War schon als fünfzehnjähriges Mädel mit einer wandernden Zirkustruppe durchgegangen, und der Gastwirt Labes wollte sie einmal in Kalau auf dem Jahrmarkt gesehen haben, wie sie mit eisernen Kugeln Fangeball spielte und mit schweren Gewichten arbeitete. Als ihr Vater begraben wurde, war sie wieder nach Krampzow gekommen, und da hatte der Förster Pittelko sie kennen gelernt und sich in sie verliebt und sie dann auch geheiratet.

„Eine glückliche Ehe?" fragte Dieterici, in dem wieder der Detektiv erwachte. Krischan bejahte; sie lebten so still weg; und der Pittelko sei ein braver Kerl; sonst höre man nichts von ihnen und aus ihrem Winkel.

Dieterici mußte sich zufrieden geben. Er steckte sich die letzte Zigarre an. Der Oberst war stumm; er dachte an seine Frau.

Der Wald blieb zurück. Man fuhr wieder über die Ebene. Die Landschaft nahm einen andern Charakter an. In der Ferne schoben sich in spitzen Zipfeln und Zackenlinien Tannen- und Erlenpartien in das Flachland, mit Schnee behängt, und zwischendurch blitzte und leuchtete ein Eisspiegel auf. Dann wurden Häuser sichtbar: das war Neu-Holland, so genannt von holländischen Kolonisten, die vor langen Jahrhunderten sich hier ansässig gemacht hatten. Es sollte ein uralter Flecken sein; man sagte, schon zu Zeiten der ersten Askanier sei ihm Stadtrecht verliehen worden, und noch früher, unter dem großen Markgrafen Gero, habe hier eine feste Burg gestanden. Den Hügel, auf dem sie sich erhoben, zeigten die Leute. Aber kein Stein erinnerte mehr an die Vergangenheit. Neu-Holland selbst war kaum eine Stadt zu nennen; war ein winziges Nest, aber hübsch gelegen, und wer die Einsamkeit liebte und die Natur, konnte sich hier schon wohl fühlen.

Das war auch für Herrn von Zehden der Grund gewesen, sich am Rand des Spreewalds anzukaufen. Er war immer ein brauchbarer Frontoffizier gewesen, doch kein sonderlich passionierter, und nachdem er zwei Jahre lang darauf gewartet hatte, ein Regiment zu bekommen, reichte er als Oberstleutnant seinen Abschied ein, der ihm auch sofort gnädigst bewilligt wurde: mit dem Rang eines Obersten, mit Regimentsuniform und dem Roten Adler zweiter Klasse. Da zog er denn mit

Digitized by Google

Weib und Kind nach Neu-Holland. Man hielt das für sehr verschroben; man war der Ansicht, in diesem gottverlassenen Nest müsse Zehden binnen kurzem zu einem Petrefakt werden und seine Frau verschimmeln. Aber der Oberst liebte gerade den Spreewald. Er hatte seine besonderen Neigungen, war ein leidenschaftlicher Naturfreund und sammelte seit Jahren Volkssagen, Mythen und Märchen, die er in einem umfassenden Werk herauszugeben beabsichtigte. So fühlte er sich hier auf seine Weise zufrieden und glücklich, ziemlich zurückgezogen lebend und nur mit wenigen Herren aus der Umgegend im Verkehr stehend.

Der Schlitten hielt vor einer kleinen Villa am Eingang des Städtchens. Sie trug den Namen „Waldheim" über der Thür, und ein spekulativer Architekt hatte sie erbaut, um aus Neu-Holland ein Pensionopolis zu machen, was ihm aber nicht gelungen war. So hatte Zehden sie leidlich billig erwerben können.

Er kletterte steifbeinig aus dem Schlitten, gab Krischan ein Trinkgeld und reichte Dieterici die Hand.

„Gott befohlen, Rechtsanwalt," sagte er. „Schön Dank für die Ueberfahrt und auf Wiederschaun!" . . . Zehden schüttelte erst den Schnee von seinem Pelz und öffnete dann die Gartenthür. Mit unendlicher Vorsicht schloß er das Haus auf und trat in die dunkle Vorhalle, den sogenannten Gartensalon. Aber man mußte ihn doch gehört haben. Oben im ersten Stock wurde eine Thür geöffnet, und dann rief eine Frauenstimme: „Wer ist da?! — Du, Karolus? Bist du's?!"

Nun zündete der Oberst tapfer das Licht an, das er an gewohnter Stelle fand.

„Ja, Frauchen," gab er zurück, „ja, Mienchen, ich bin es. Es ist spät geworden; aber es ging nicht anders. Das war ja ein Hundewetter im Wald; man kam kaum vorwärts. Ein Schneesturm, Mienchen, wie im Felsengebirge. Und dann wurden wir auch sonst noch aufgehalten: ein Förster ist von Wilderern angefallen worden."

„Karolus, erzähl mir nicht solche Geschichten. Sonst sind es Wölfe, oder ein Baumstamm ist über den Weg gefallen, und heute ist es ein Wilderer. Das kenn ich nun nachgerade. Und morgen liegst du wieder auf der Nase und klagst über benommenen Kopf, und wenn Gott den Schaden besieht, ist es eine akute Alkoholvergiftung, zu der gewöhnlich auch noch eine Nikotinvergiftung tritt. Mit wem bist du denn zurückgefahren?"

Der Oberst hatte gehofft, die Gattin würde in einiger Entfernung bleiben: sie oben im ersten Stock und er unten. Das wäre ihm am liebsten gewesen. Aber sein Hoffen stand auf schwachen Fundamenten. Frau von Zehden stieg die Treppe herab, eine große, hagere Frau in weißer Nachthaube und weißer Nachtjacke, an den Füßen Pantöffelchen, deren mißtönend schlurrendes Geräusch auch den Kräftigsten nervös machen konnte, und in der Hand ein flackerndes Licht.

Der Oberst wollte ihr unter dem schüchternen Versuch eines liebenswürdigen Lächelns einen Kuß geben; doch die Gattin wich zurück, kräuselte die Nase und entgegnete: „Karolus, nein — nimm mir's nicht übel, aber ich kann die Kneipenatmosphäre nicht vertragen. Ich bitte dich, bade morgen. Es ist immer ein Gemisch von Tabaks- und Spritdunst und derlei mehr von allerhand fatalen Gerüchen im Haus, wenn du aus Krampzow kommst. Gnast hat wohl wieder einen Punsch gebraut? Und natürlich wurde dabei Skat gespielt? Und natürlich war Dieterici wieder der Verführer!"

„Thu ihm nicht unrecht. Er läßt dich grüßen. Er hat mich auf seinem Schlitten mitgenommen."

„J du Allmacht!" rief Frau von Zehden. „Im Schlitten, Karolus?! Also offen? Bei diesem Wetter, bei einer Nordpoltemperatur und bei deiner Anfälligkeit?" Sie trat an den Pelz heran, der an der Wand des Korridors hing. „Gott bewahre, das trieft ja alles!" rief sie abermals. „Karolus, erbarm dich, du hast dir den Tod holen können! Das sieht dem Dieterici ähnlich. Ein Mann, der mit Alkohol völlig durchtränkt und durchheizt ist, spürt freilich die Kälte nicht. Karolus, mach, daß du zu Bett kommst! Ich werde nachsehen, ob in der Küche noch heißes Wasser ist, und dir eine Wärmflasche füllen. Willst du ein Täßchen Kamillenthee zum Schwitzen?"

Der Oberst schüttelte sich. „Um die Welt nicht, Mienchen —"

„Ich werde dir ein paar Tropfen Akonit zur Vorsorge geben, Karolus. Das ist gut gegen alles. Und hol dir noch ein Federbett aus der Fremdenstube. Siehst du, nun niest du schon! Geh zu Bette, ich bitte dich."

In der That: der Oberst nieste gewaltig. Einen gehörigen Schnupfen hatte er auch erwartet. Aber auch auf dem Herzen saß ihm noch etwas. Er wollte seiner Wally noch einmal über das braune Haar streichen, wie er es gern that, wenn sie im Schlummer lag.

„Mienchen," fragte er zärtlich, „kann ich nicht noch einmal in die Kinderstube?"

Die Gattin schüttelte fast trauernd den Kopf, so daß die Bänder der weißen Haube leise zitterten. „Karolus, da soll man nun ruhig bleiben," meinte sie. „Du willst den Schnapsgeruch und den Zigarrenqualm in die Kinderstube tragen. Mehr noch: du willst Wally in die Gefahr bringen, von dir angesteckt zu werden. Damit sie morgen früh mit Halsschmerzen erwacht; damit sich ein Keuchhusten entwickelt; damit sie wochenlang zwischen Tod und Leben schwankt. Du denkst dir nichts dabei. Aber das ist gerade das Schlimme. Die Gesellschaft, in der du dich mit Vorliebe bewegst, beeinflußt unwillkürlich dein sittliches Niveau. Karolus, ich habe auch nie für das Kommißleben geschwärmt. Doch lieber tagtäglichen Aerger mit Vorgesetzten und Burschen, als zusehen müssen, wie du langsam sinkst. Und du sinkst, Karolus. Gnast und Dieterici sind die vorletzte Stufe. Gebe Gott, daß du die Kraft finden mögest, dich wieder in höhere Sphären zu erheben . . ."

Der Oberst war schon an der Thür. Das Wort „Sphären" verjagte ihn. Denn das war gewöhnlich der Anbeginn einer längeren Auseinandersetzung über die gesellschaftliche Dürftigkeit, in der man hier lebte, und über die Notwendigkeit einer sozialen Veredlung, um nicht jedweden Halt zu verlieren. Der Oberst war schon an der Thür. „Gute Nacht, Mienchen," sagte er und verschwand.

Aber Mienchen sagte noch nicht gute Nacht. Als der Oberst schon im Bett lag, erschien ihre geisterhafte

Digitized by Google

weiße Gestalt im Schlafzimmer des Eheherrn und brachte ein gewaltiges Federbett, das sie über die Plümeaux des schweigenden Obersten packte, und an seine Füße schob sie eine Wärmflasche. Dann mußte Zehden auch noch fünf Tropfen Akonit auf Zucker nehmen. Er sagte wiederum nichts, sondern ließ sich das Zuckerstückchen in den Mund stecken, ohne das Gesicht zu verziehen, wie ein Märtyrer. Als Abschluß der vorbeugenden Mittel bekam er einen nassen Umschlag um den Hals und darüber einen langen, wollenen Strumpf. Hierauf ging die Gnädige. Der Oberst blieb noch ein Weilchen ruhig liegen, horchte auf das Thürengehen und die Geräusche im Oberstock, und dann nahm er das noch nicht zerschmolzene Zuckerstückchen wieder aus dem Mund und warf es in das Wasserglas auf seinem Nachttisch, band Strumpf und Halsumschlag ab, holte die Wärmflasche hervor und legte sie sanft auf das Fell vor seinem Bett und packte das dicke Federkissen auf den zu seinen Füßen stehenden Stuhl. Nun erst streckte er sich behaglich aus und lächelte bei dem Gedanken, wie ausgezeichnet ihm die vorbeugenden Mittel seiner Frau bekommen würden.

O ja, er konnte noch lächeln. Er war sanftmütig geworden und geduldig und resigniert, wie ein Philosoph, der ganz genau weiß, daß jede rüstige Abwehr nur eine Verschlimmerung seiner Lage bedeuten kann. Wie man so oft sich doch im Menschenleben täuscht! Die Komteß Minona Barttenstein war ein reizendes Mädchen gewesen, als Zehden sie kennen gelernt hatte, die Tochter seines ehemaligen Kommandeurs, von einer gewissen spröden Sonderart, oft herb und eigene Wege suchend, aber eben darum besonders anziehend für ihn, weil sie so gar nicht den üblichen Backfischen glich. Und dann kamen die Jahre, und die Herbheit verschärfte sich, und die Reize der Jugend verblichen, und die holde, scheue Sprödigkeit von damals wurde zu selbstsüchtiger Härte, und das Wandeln auf eigenen Wegen artete zu mancher Verschrobenheit aus. Der gute alte Oberst hatte schon sein Hauskreuz zu tragen; er war tapfer vor dem Feind gewesen und zach in seinen vier Pfählen; er schwieg am liebsten, wenn ein Donnerwetter heraufzog, und ging es an, so half er sich mit einer gewissen Pfiffigkeit aus den Nöten, sacht und auf Umwegen, halb Diplomat und halb Weltweiser.

Als der Oberst am Morgen erwachte, fühlte er, daß er gewaltig verschnupft war. Kaum hatte er die Beine aus dem Bett gestreckt, so ging das Niesen los, gewaltig und körpererschütternd. Das war die notwendige Folge des nächtlichen Abenteuers im Wald. Zehden ärgerte sich, während er mit Umständlichkeit sich die größesten seiner Taschentücher heraussuchte. Dieser Schnupfen war ein Triumph für seine Frau; nun begann wieder das Medizinieren und der Hausarrest. Vielleicht wurde auch Dr. Puttfarken herbefohlen. Diesen Menschen, der sein Hausarzt war, haßte der Oberst geradezu. Puttfarken wußte das und rächte sich, verschrieb ihm bei jeder sich bietenden Gelegenheit schauderhaft schmeckende Mixturen, predigte langatmig den allein seligmachenden Vegetarismus und verbot dem Obersten alles, was ihm lieb war: Zigarren und Tabakspfeife, den Abendschoppen und sein Leibgericht: Karpfen in Bier.

Aber als Zehden in das Frühstückszimmer trat, wo Frau Minona mit der kleinen Wally und deren Erzieherin, Mademoiselle Fecamp, bereits am gedeckten Tisch saßen, that er so, als sei er außerordentlich vergnügt.

Digitized by Google

„Guten Morgen, Mienchen," sagte er freundlich, „— Morgen, mein Wallychen — gut geschlafen, mein Kind? . . Mienchen, ich kann dir nur mein Kompliment machen. Es ist merkwürdig, wie dein Akonit gewirkt hat. Oder war es die Wärmflasche? Ich fühle mich riesig wohl und nicht die Spur erkäl — erk — er —"

Jetzt kam wieder ein Nieser. Der Oberst wollte ihn durch energische Selbstbezwingung verhindern; aber es ging nicht. Die Natur ließ sich nicht Gewalt anthun. Die Nieser erbrausten; es war nicht genug an einem; das halbe Dutzend wurde voll.

Die kleine Wally starrte mit großen Augen auf den Papa.

„Das ist aber ein gehöriger Schnupfen, Väterchen," sagte sie.

„I wo," entgegnete Zehden, „das ist überhaupt kein Schnupfen; das ist nur ein Kribbeln in der Nase. Ich bin gar nicht erkältet; ich bin —"

Er hielt einen Augenblick den Atem an, und dann wurden seine Augen kleiner, und die Hände ballten sich unwillkürlich, und das Niesen begann von neuem.

„Karolus," sagte die Hausfrau, „wenn du fertig bist, setz dich erst einmal. Aber nicht neben Wally — ich bitte dich, küsse sie in den nächsten Wochen nicht — sondern hierher, an die freie Seite des Tisches —"

„Wie ein Pestverdächtiger oder ein Aussätziger," erwiderte der Oberst lachend, nahm jedoch gehorsam Platz. „Mademoiselle, geben Sie mir, bitte, eine Tasse heißen Thee; das wird mir wieder auf die Beine helfen."

„Ich werde zu Puttfarken schicken," sagte die Oberstin, „das scheint mir besser zu sein."

Zehden erschrak und biß sich beinah auf die Zunge.

„Gut, Mienchen; schicke. Aber er wird nicht da sein. Ich erzählte dir doch von dem Wilderer —"

„Was denn, Karolus?" — und Frau Minona schaute auf. „Ist wirklich etwas Wahres an der Geschichte? Nicht nur Phantasie, oder sagen wir ehrlich Notlüge?"

„Keine Rede von Notlüge. Wozu denn Notlüge! Es ist einfach Thatsache. Der Förster vom Dachseck ist im Kampf mit einem Wilddieb verwundet worden, und wären wir ihm nicht zu Hilfe gekommen, so hätte er im Wald erfrieren müssen —"

Für die kleine Wally war diese gruselige Geschichte von höchstem Interesse. Aber die Mutter war der Ansicht, daß so etwas nicht für Kinderohren sei, und Wally wurde mit der Mademoiselle hinausgeschickt. Dann aber mußte der Oberst erzählen. Frau von Zehden fragte ihn aus und schlug schließlich die Hände zusammen.

„Ist es zu glauben!" rief sie. „Karolus, entsinn dich, daß ich dir schon vor acht Jahren gesagt habe, die Gegend sei nicht geheuer. Man zieht nicht irgendwohin in die Fremde, ohne sich vorher genau informiert zu haben, wo man in der Zukunft eigentlich lebt. Nun auch noch Wilddiebe! Ein Mordanfall — was war es denn weiter? Ich bin kein Hasenfuß, aber es dürfte begreiflich sein, daß ich mich in solcher Nachbarschaft nicht wohl fühlen kann. Ist es denn so gewiß, daß es ein Wilddieb war? Kann der Mensch es nicht auf einen Raub abgesehn haben?"

„Nein, Mienchen." Der Oberst schob seine Tasse fort und wollte sich eine Zigarre anstecken. Aber die Gattin legte mit dem Ausdruck beschwörender Bitte im Antlitz die Hand auf seinen Arm. „Karolus — rauchen?" sagte sie vorwurfsvoll; „bei deinem katarrhalischen Zustand? Willst du dir mit Gewalt eine Lungenentzündung oder den Halskrebs zuziehn? Warte doch wenigstens, bis Puttfarken dagewesen ist; der Mann ist ein sicherer Diagnostiker und wird dir zweifellos —"

„Das Rauchen wieder einmal verbieten," ergänzte der Oberst und steckte mit einem Seufzer des Mißmuts die Zigarre in die Tasche zurück. Er wollte in sein Arbeitszimmer gehn, seinen Zufluchtsort, in dem er sich am wohlsten fühlte und einzuschließen pflegte, wenn Wettergrollen durch das Haus zog. Aber helles Schlittengeläut ließ ihn an das Fenster treten.

„Na ja," sagte er, „wenn man vom Wolf spricht — da ist der Puttfarken schon. Daß dich das —!"

(Fortsetzung folgt).

Der Tierschutz und die Frauen.

Von Rudolf Neunzig (Berlin).

Wer sich mit leicht erregbaren Menschen, besonders mit Frauen, in Debatten einläßt, wird die Erfahrung machen, daß ihre Ruhe gewöhnlich dann aufhört, wenn die von ihnen verfochtene Meinung in Gefahr zu geraten beginnt, sich als unzutreffend zu erweisen. Diese Erfahrung wird sich um so sicherer bestätigen, je mehr der Streitgegenstand dem Gemüt, der Empfindung nahesteht. Gerade das Gebiet des Tierschutzes giebt häufig Gelegenheit, derartige Beobachtungen zu machen.

Das Tier ist durch die Gesetzgebung nur sehr unzulänglich geschützt; nicht die Tierquälerei an sich, sondern ausschließlich das durch sie gegebene Aergernis wird getroffen. Die grausamste, von rohester Gesinnung zeugende Tiermißhandlung steht hinsichtlich ihrer Kriminalität auf keiner andern Stufe, als der des groben Unfugs. Andrerseits ist die Zahl der fortgesetzt vor den Augen der Oeffentlichkeit und insgeheim geübten Tierquälereien ungeheuer. Man denke nur an die Behandlung, die unser nützlichstes Arbeitstier, das Pferd, auszustehen hat. Trotz der wachsenden Bedeutung der Tierschutzvereine aber ist die Zahl der Personen, die Zeit, Neigung, Fähigkeit und Mut besitzen, sich für ein gequältes Geschöpf gegebenenfalls ins Mittel zu legen, gering. Auch die dazu berufenen Aufsichtsorgane sind überbürdet und durch den fortgesetzten Anblick abgestumpft. Auf der andern Seite ist die Macht des Menschen über die Tiere nahezu unbegrenzt, und jede Macht führt an sich und von selbst zu ihrem oft schrankenlosen Mißbrauch.

Digitized by Google

Das Tier ist somit nahezu hilf- und schutzlos, hilfloser und schutzloser als ein neugeborenes Kind, für das doch die Gesetzgebung eintritt und im allgemeinen auch wohl jeder nicht ganz gefühllose Mensch.

Nun hat der Trieb zur Gattungserhaltung, die Natur, die sittliche Weltordnung, oder wie man es nennen will, dafür gesorgt, daß, je größer die Hilflosigkeit eines Geschöpfes ist, desto größer auch das Mitleid, das es erregt. Gilt dies zunächst nur für Wesen der gleichen Gattung, also von Mensch zu Mensch, so führt diesen die Abstraktion doch auch von seinesgleichen zum Tier. Hieraus ergiebt sich zweierlei. Erstens, daß das Gemütsleben der Frauen, das bei seiner stärkeren Entwicklung jene Abstraktion begünstigt, durch die Leiden der Tiere besonders lebhaft in Anspruch genommen wird, daß sie Vorkämpferinnen für die Rechte der Tiere geworden sind, daß sie für die in sittlicher, erziehlicher und volkswirtschaftlicher Beziehung gleichwichtige Tierschutzbewegung äußerst thätige und rührige Bundesgenossinnen abgeben. Zweitens aber ergiebt sich aus dem Gesagten, daß die Grenzen, die der Bethätigung des Mitleids mit den Tieren durch die thatsächlichen Verhältnisse gezogen sind, von ihnen oft verkannt werden, daß sie zu weit gehen und das Unausführbare verlangen.

Es sind daher auch die Frauen, die den berufenen Vertretern des Schutzes der Tiere, den Vorständen der Tierschutzvereine, nicht bloß die dankenswerteste Unterstützung leihen, sondern auch oft ihnen das Leben — möglichst schwer machen. Dabei ist von den krankhaften Auswüchsen der Tierliebe völlig abzusehen, auch für völlig klar denkende Frauen kommen manchmal die Grenzen, die die rauhe Wirklichkeit den Forderungen des Herzens stellt, nicht in Betracht. Da werden Schritte zur Abschaffung der spanischen Stiergefechte verlangt, da wird ein wilder Kampf gegen den wissenschaftlichen Tierversuch eröffnet ohne Prüfung oder Berücksichtigung der Frage, ob er im Interesse der Menschheit auch wirklich entbehrlich ist. Man begnügt sich nicht, die Bekämpfung und Beseitigung der allerdings starken Mißbräuche und Ausschreitungen der „Vivisektion" zu verlangen; man will den Tierversuch samt und sonders ausrotten. Für viele dieser Tierschützerinnen genügt eine ruhige Behandlung dieser Frage völlig, um den Debatter aus der Reihe der human denkenden Menschen zu streichen. Daß der Tierversuch möglicherweise Nutzen für die Menschheit stiften kann und daß deswegen seine fanatische, unterschiedslose Bekämpfung ein Gefecht gegen Windmühlen bedeutet, an denen der Angreifer unter dem Spott der Zuschauer Lanze und Kopf zerbricht, das können und wollen sie nicht einsehen. Jene aber, die es sehen und trotzdem blindlings mit schwerstem Geschütz gegen ihn vorgehen, erinnern lebhaft an jene zartfühlende Dame aus der Zeit der französischen Revolution, die die armen Pferde bedauerte, auf die man einschlagen mußte, damit sie einen besonders starken Deliquenten zerrissen, an dessen Gliedmaßen sie gespannt waren.

Ein weiteres Beispiel liefert die leidige Katzenfrage. Daß die Katze an sich durch die Vertilgung lästigen und gefährlichen Raubzeugs nützlich ist, wird niemand bestreiten. Ebensowenig, daß sie ein hübsches und durch ihre geistige und körperliche Eigenart interessantes Tier ist. Es muß auch zugegeben werden, daß auf die Schuld der Menschen die Verwilderung und unkontrollierbare Vermehrung der Katzen zurückzuführen ist, und daß die von großen und kleinen Buben gegen sie verübten vielen Grausamkeiten die schärfste Strafe verdienen. Soweit folgt unserer Deduktion auch die Katzenfreundin. Wird ferner aber geltend gemacht, daß durch die Lage der Dinge die Katze die ärgste Feindin der Vogelwelt geworden ist und daß infolgedessen eine schonende Vernichtung wildernder Katzen angebracht erscheint, so wird jene Thatsache und diese Konsequenz von katzenfreundlichen Damen gewöhnlich als Ausgeburt von Rohheit und Herzlosigkeit angesehn. Erst kürzlich wurde die sehr vernünftige Maßregel des hiesigen deutschen Tierschutzvereins, zur Verhinderung des Schadens, den wildernde Katzen unter dem Vogelbestand anrichten, human wirkende Katzenfallen kostenlos zu verleihen, zum Gegenstand maßloser Angriffe von weiblicher Seite gemacht.

Ergeben diese beliebig zu vermehrenden Beispiele, daß das Mitgefühl mit dem Tier, wenn nicht durch ruhige Ueberlegung und Sachkenntnis die Regungen des Herzens geschützt werden, zu den verkehrtesten Folgen führen kann, so wird eine übertriebene Tierliebe dem von ihr beglückten Wesen auch unmittelbar verderblich werden. Wäre der Mops der vereinsamten alten Dame weniger verweichlicht und überfüttert worden, so hätte er mehr Freude an seinem Dasein und brauchte nicht sein feistes Wänstlein, von Asthma und Ekzem geplagt, mürrisch und verdrossen dahinzuschleppen. Wie viele schöne und kluge Papageien und andere Tiere gehn zu Grunde, weil ihre Herrinnen sie übermäßig mit Leckerbissen regalieren.

Hierbei spielt leider auch der Umstand eine Rolle, daß die naturwissenschaftlichen Kenntnisse der Frauen infolge eines lückenhaften Lehrplanes mitunter äußerst gering sind, und daß von ihnen der so beherzigenswerte Satz: „Erst lerne die Tiere kennen, ehe du sie schützest!" keine Beachtung erfährt. Und doch verfügt das Gebiet der Tierliebhaberei und Tierhaltung über eine reiche, interessante und leicht zugängliche Litteratur. Jener Mangel hat es auch zur Folge, daß Frauen Tierquälereien oft da erblicken, wo thatsächlich solche nicht vorliegen. Noch eine andere schädliche Folge haben derartige Uebertreibungen: sie machen tierfreundliche Bestrebungen in den Augen der urteilslosen und gleichgiltigen Masse lächerlich und verschließen ihnen dadurch den Zugang zu den Herzen großer Volkskreise.

Es ist nun nicht eben, wie man vielleicht vermuten möchte, unsere Meinung, daß die Frau in ihrer tierschützerischen Wirksamkeit sich darauf beschränken sollte, möglichst hohe Beiträge an die Kassen der Vereine zu entrichten, Mitglieder zu werben und die Haus- und Lieblingstiere naturgemäß zu verpflegen. Durchaus nicht, obgleich auch schon solche Bethätigung Anerkennung verdient und viel Gutes stiftet. Wir verkennen aber auch nicht, daß die wertvollste und wichtigste Thätigkeit der Frau auch im tierschützerischen Sinn in ihrer Eigenschaft als Mutter und Hausfrau, als Erzieherin ihrer Kinder und Herrin des Gesindes zu suchen ist.

Wieviel Gutes kann sie hier schaffen, durch Beispiel und Lehre, durch Gebot und Verbot! Wie viel Gelegenheit bietet sich ihr, den Samen der Barmherzigkeit zu streuen in das bildsame Herz des von Natur zur Grausamkeit geneigten Kindes! Wie kann sie seiner Zerstörungswut Einhalt gebieten, ihm Achtung vor den kleinsten, aber doch so wunderbaren Werken der Natur einflößen und gerade am Tier ihm schon in frühen Jahren Pflichttreue und Aufopferungsfähigkeit auch gegen die Mitmenschen beibringen! Fast alle Pädagogen haben den Umgang der Kinder mit Tieren als eins der wich-

Digitized by Google

tigsten Erziehungsmittel hingestellt. Natürlich bedarf dieser Umgang genauer Ueberwachung, und diese ist die Aufgabe der Mutter oder ihrer Stellvertreterin. Auch durch das Beispiel kann sie überall wirken, weit über den Kreis der Kinder hinaus.

Den Dienstboten gegenüber wird die Tierfreundin eine strenge Aufsicht zu führen haben, wo es sich um die Behandlung und Tötung der für die Küche bestimmten Tiere handelt. Sie wird es nicht zulassen, daß der lebende Fisch im Netz oder Korb nach Haus getragen, daß er lebend geschuppt, daß der Krebs in kaltem Wasser auf das Feuer gesetzt oder den lebenden der Darm ausgerissen, daß Geflügel unzweckmäßig geschlachtet wird und was dergleichen immer noch weitverbreite Mißbräuche mehr sind, vor allem auch wird sie es verhindern, daß die Kinder zu solchen Schlachtvergnügen herangezogen und schon frühzeitig in ihnen dadurch der Keim des Mitgefühls erstickt wird.

Diese in flüchtigen Umrissen gezeichneten Pflichten aber liegen jeder Frau ob, die Gelegenheit hat sie auszuüben. Welche von ihnen sich berufen fühlt, ein mehreres zu thun und über den häuslichen Wirkungskreis hinauszugehen, die verdient den Dank aller human Denkenden, nur walte sie in der rechten Weise und hüte sich vor der Uebertreibung der Sentimentalität.

Daß der Begriff edler Weiblichkeit mit der Teilnahme am Taubenschießen, Jagdveranstaltungen, Parforcejagden und andern blutigen Sports nicht vereinbar ist, liegt ebenso auf der Hand, wie die Thatsache, daß gerade die Frau berufen ist, an der erziehlichen und veredelnden Aufgabe des Tierschutzes nach ihren Anlagen und Fähigkeiten Mitarbeit zu leisten. Es ist für sie eine jener Bethätigungen, die dem Dichter des Minnesanges vorschwebten, wenn er singt: „Weib soll immer sein des Weibes höchster Name," und die ihn rechtfertigen, wenn er in das Lob ausbricht: „Weib, das ist ein Name, der sie alle krönet!"

Amerika in Berlin.

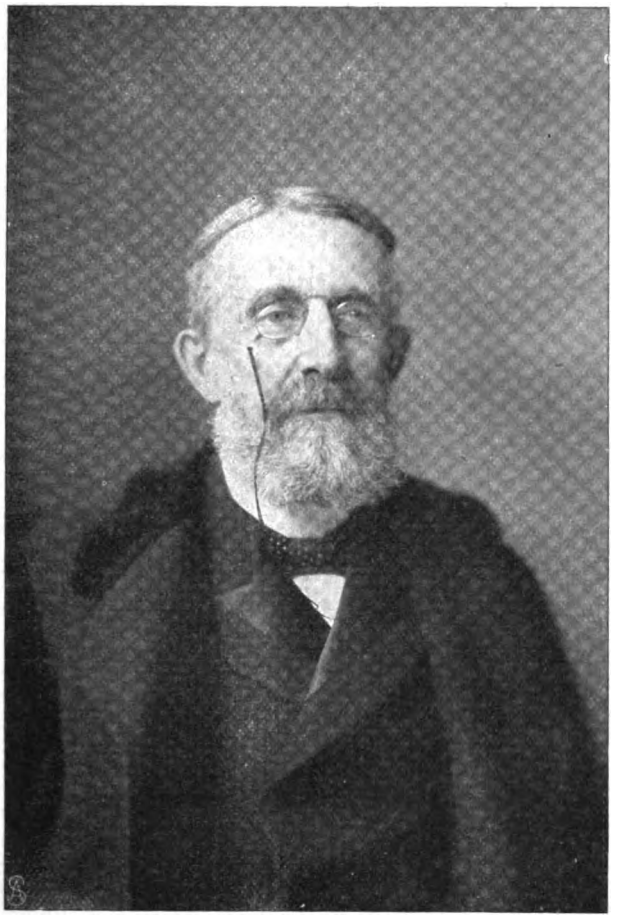
Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Der Amerikaner ist, wie der Bewohner kaum eines andern Landes, ein Wandergeschöpf. Niemand klebt weniger an der heimatlichen Scholle, als der freie Sohn der Vereinigten Staaten. Von dem Wechsel der Luft erwartet er wohlthätige Folgen für seine Gesundheit, von dem Wechsel des Wohnsitzes einen günstigen Umschwung in seinen wirtschaftlichen Verhältnissen, von dem Wechsel der Gesellschaft eine Verbesserung seiner sozialen Stellung im Leben. Indessen ist es die Lebensweise und die ungeheure Ausdehnung seines Landes nicht allein, die den Bürger der transatlantischen Republik zu beständigen Reisen veranlassen. Ein wesentliches Moment ist sein unruhiges Temperament und sein ausgeprägter Geschmack an regelmäßig wiederkehrenden Ortsveränderungen. Diese Eigenschaften und Umstände machen den Amerikaner zum vollendeten Touristen.

Seit Jahren ergießt sich alljährlich ein Strom amerikanischer Reisender nach Europa. Die meisten kehren mit den Schwalben der alten Welt den Rücken, zurück nach den heimischen Penaten. Viele, sehr viele aber bleiben hier, und sie bilden dann die amerikanischen Kolonien in den europäischen Städten. Die stärksten dieser Kolonien befinden sich in London, Paris und Berlin. Nach London führen den Amerikaner in erster Linie das Geschäft und dann der Geschmack an dem behaglichen Leben der englischen Aristokratie, die sich in den letzten Jahrzehnten so manche reiche Erbin aus dem Land des Dollars geholt hat. Nach Paris locken ihn die Vergnügungen und Zerstreuungen, die ihm das Seine-Babel bietet. Nach Berlin aber kommt er vornehmlich, um zu studieren und zu arbeiten. Wie Botschafter White in seiner Festrede am letzten Thanksgivings day sagte: Deutschland, das seine unübertroffenen Lehranstalten dem Ausländer mit solcher Gastlichkeit öffnet, ist die geistige Mutter Tausender von Amerikanern und Amerikanerinnen, und die Berliner Lehranstalten, die Universität, die Technische Hochschule, die Akademien der bildenden Künste und der Musik sind ihre Almae Matres par excellence. Zahlen, so pflegt man zu sagen, beweisen: also, im letzten Wintersemester waren die Vorlesungen an der Friedrich Wilhelmuniversität von 152 Amerikanern und 56 Amerikanerinnen besucht, wie denn auch von den drei Frauen, die als die ersten ihres Geschlechts sich den Doktorhut an ihr erwarben, zwei unter dem Sternenbanner geboren waren. Wie viele Hunderte die übrigen höheren Lehranstalten, die Gymnasien, die höheren Töchterschulen und die zahlreichen Privatanstalten besuchten, läßt sich schwer feststellen. Nach der letzten polizeilichen Feststellung befanden sich in Berlin allein 1739 Amerikaner beiderlei Geschlechts, und sicherlich ebensoviele hatten zu der gleichen Zeit ihr Heim in Charlottenburg, Schöneberg, Wilmersdorf und andern Vororten Berlins aufgeschlagen. Man braucht ja nur zu gewissen Stunden durch die Straßen um die Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche zu schlendern, um sich nach dem Broadway in Neuyork oder der State Street in Chicago versetzt zu wähnen: so häufig hört man dort den Yankeetwang, kann man die smarten, geschmackvollen und doch so einfachen und praktischen Toiletten der Amerikanerinnen bewundern und die breiten, ebenfalls sehr praktischen Schuhe der Amerikaner.

Neben jenen, die ihr Wissensdrang nach Berlin geführt hat und die nach einigen Semestern wieder heimkehren, kann die amerikanische Kolonie auch eine große Anzahl von Mitgliedern aufweisen, denen es nach einem ursprünglich nur auf kurze Zeit bemessenen Besuch so gut in Berlin gefallen hat, daß sie hier ihren dauernden Wohnsitz aufgeschlagen haben. Sie bilden den eigentlichen Stamm der Kolonie und sind mit der Zeit ganz gute Berliner geworden. Man braucht nur an die Herren William Griscom, Generalkonsul Kreismann (Porträts S. 2088), den schon Präsident Lincoln nach Berlin sandte, zu erinnern und an die Damen Willard und Abbott, von denen letztere sogar mit Spreewasser getauft worden ist. Manche von ihnen bleiben ihrer Kinder wegen hier, damit diese von Grund auf eine deutsche Erziehung erhalten. Andere hält das Geschäft hier fest. Sie vertreten entweder amerikanische Firmen

Digitized by Google



A. D. White, bisher amerikanischer Botschafter in Berlin.

Mrs. White, Gattin des amerikanischen Botschafters.

oder haben ihre drüben erworbenen Erfahrungen und Kenntnisse in den Dienst der deutschen Industrie gestellt und helfen, der gefürchteten amerikanischen Invasion mit Yankeewaffen und Yankeewitz zu begegnen.

An der Spitze der amerikanischen Kolonie standen bis gestern, bis zu seinem 70. Geburtstag, Botschafter Andrew DicksonWhite und seine geistig ebenfalls hochbedeutende Gattin. Mit dem gestrigen Tag hat er sein Amt in die Hände des Präsidenten Roosevelt zurückgegeben, um nach einem selten thätigen Leben sein otium cum dignitate zu genießen. Die nordamerikanische Union hat wiederholt Männer als Vertreter nach Berlin gesandt, die durch Bildung und Wissen hervorragten, wie z. B. George Bancroft, Pendleton und Runyon. Auch Botschafter White, Diplomat, Pädagog und Gelehrter in einer Person, besitzt diese Vorzüge in hervorragendem

Generalkonsul Mason.

Maß. Aber er besitzt noch etwas, was mit allgemeiner Bildung und litterarischer Begabung durchaus nicht vereint zu sein braucht: er hat, mit dem kritischen Blick des Historikers begabt, den Geist und das Wesen des deutschen Volkes so gründlich erkannt, daß er dessen Anschauungen und Ansichten selbst dann zu verstehen und zu würdigen weiß, wenn sie mit den seinigen nicht übereinstimmen. Er hat immer den rechten Weg zu finden gewußt, etwa mögliche Differenzen auszugleichen und eine Verständigung zwischen beiden Völkern herbeizuführen. Was er in dieser Hinsicht zum Wohl beider Nationen geleistet hat, ist sowohl hier, wie jenseits des Ozeans gewürdigt worden. Die Rede, die er am 4. Juli 1898 während des spanisch-amerikanischen Krieges in Leipzig gehalten hat, war bezeichnend. Sein Nachfolger Charlemagne Tower braucht nur an die Fäden anzu-

Digitized by Google

Kapitän
W. S. Biddle,
der neue amerikan.
Militärattaché
in Berlin.

knüpfen, die White gesponnen hat, um die Freundschaft zwischen beiden Völkern noch mehr zu befestigen. Außer Botschafter White wird auch der erste Botschaftssekretär John B. Jackson, der nach zwölfjähriger Thätigkeit auf seinem bisherigen Posten zum Gesandten in Athen befördert worden ist, von Berlin scheiden. Auch neue Marine- und Militärattachés sind in der letzten Zeit der Botschaft zugeteilt worden, in ersterer Stellung Kommandeur Potts, als Militärattaché Kapitän Biddle, bisher Kapitän im 14. Infanterieregiment und als solcher zuletzt im Fort Sault St. Marie stationiert, dem Grenzposten an dem großen Schleusenkanal zwischen dem Oberen- und Michigansee.

Neben Botschafter White vertritt Generalkonsul Frank G. Mason die Union in nicht minder intelligenter und taktvoller Weise. Er ist, wenn man so sagen darf, das zweite Haupt der amerikanischen Kolonie, deren einzelnen Mitgliedern er persönlich näher steht, als der Botschafter, weil er sich mehr mit deren persönlichen Interessen befassen muß. Aus der journalistischen Schule hervorgegangen, wovon seine interessanten, durchaus nicht trockenen amtlichen Berichte Zeugnis ablegen, ein tapferer Soldat im Bürgerkrieg, ist er auch ein eifriger Sportsman, der sich gern an dem beliebten amerikanischen Golfspiel beteiligt und es mit den Jüngsten der Kolonie aufnimmt.

William Griscom,
Senior der amerikan. Kolonie.

Wie in Amerika auch der kleinste Flecken nicht ohne seine Kirchen ist, war auch die hiesige Kolonie, seitdem sie erstarkte, nicht ohne ihren Gottesdienst und ohne ihren Pastor. Anfangs nur Gast in andern Gotteshäusern, baut sie sich jetzt ihre eigene Kirche (Abb. S. 2086), die ihr geistiges Zentrum bilden wird. Dank der Opferfreudigkeit der Gemeinde, der Beharrlichkeit ihres Pastors Rev. Dr. Dickie und der Munifizenz einiger reicher Landsleute wird die Kirche, die in einem Anbau Versammlungsräume und eine Bibliothek enthalten wird, ein wahres kleines Prachtstück werden. In geselliger Hinsicht bildet für die Damen der American Woman's Club den Mittelpunkt. Hier kommen sie zusammen, hier sind sie at home, hier finden sie Rat und Unterstützung, wenn die Schwierigkeiten und Enttäuschungen des Lebens an sie herantreten. Nur zu häufig kommen die Studenten und Studentinnen mit unzureichenden Mitteln hierher, ohne Verständnis dafür, was der Aufenthalt in der Fremde kostet, voll jugendlicher Begeisterung und jugendlichen Leichtsinns.

Hermann Kreismann,
amerikanischer Generalkonsul a. D.

Neben dem Studium und dem Geschäft kommen aber auch Geselligkeit und Vergnügen zu ihrem vollen Recht. Außer den offiziellen Festen, wie dem Unabhängigkeits- und Danksagungstag und Washingtons Geburtstag, an denen jeder ohne Ausnahme teilnimmt, finden häufig gesellige Zusammenkünfte im Klub und in den Familien

Unterhaltung im Berliner „American Woman's Club".

Digitized by Google

statt. Konzerte und Theater werden nicht nur eifrig besucht, sondern auch selbst veranstaltet — ich erinnere nur an die in diesem Frühjahr so großartig gelungene Minstrel Show — und bei der Leidenschaft der Amerikaner für den Sport werden Golf, Lawntennis und Fußball eifrig gepflegt. So zählen die Amerikaner zu den eifrigsten Mitgliedern des Berliner Golfklubs, und die Meisterschaft von Deutschland hat sich hier vor kurzem ein Amerikaner, Dr. Miller, Professor an der hiesigen Universität, erobert. Es lebt sich, trotz ernsten Studiums und intensivster geschäftlicher Thätigkeit, gar behaglich und äußerst vergnüglich in der amerikanischen Kolonie, und „Amerika in Berlin" nimmt im Leben und Treiben der Großstadt eine achtunggebietende Stellung ein.

F. E. Osthaus.

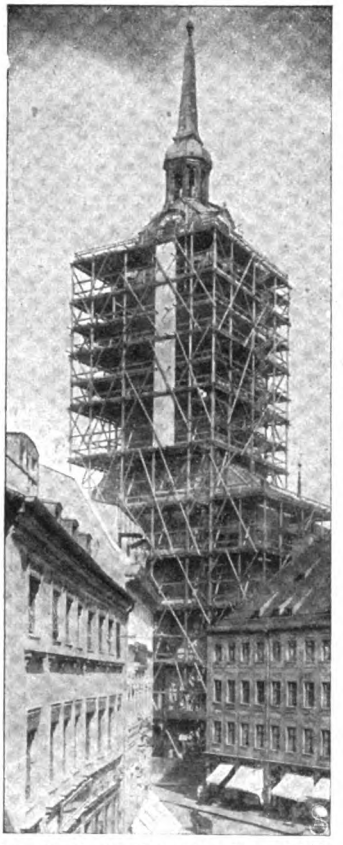
1. James H. Vickery. 2. Prof. Miller. 3. Dr. E. L. York.
Mitglieder der amerikanischen Kolonie beim Golfspiel.

Mrs. York im Approaching-Wettspiel.

Der alte Peter.

Hierzu 4 Aufnahmen von Traut.

„So lang der alte Peter, der Petersturm noch steht —" Also beginnt eine Münchner Volksweise, die den Fortbestand des Althergebrachten an die Existenz des erwähnten Turmes bindet. Der alte Peter ist in München hochangesehen, und jeder echte Münchner verehrt ihn schon deshalb so außerordentlich, weil der Peter immer so mitten drunter drinn ist; der hohe Stadtmagistrat, das Standesamt und der Viktualienmarkt sind seine nächsten Nachbarn. Obschon er sich nie durch luxuriöse Einrichtung hervorgethan hat, so waren doch schon Tausende von Münchnern bei ihm zu Gast, um sich von seinem Belvedere aus an dem Anblick der Alpen zu weiden, die bei günstiger Witterung von hier aus vielleicht umfangreicher zu betrachten sind, als von einem Höhenpunkt im Gebirge selbst. Gar mancher, der zu bequem ist, stundenlang zu wandern, oder nicht dazu helfen will, den schönen Wendelstein zentimeterweise niederer zu treten, begnügt sich, den Rücken des alten Peter zu besteigen, um dort Höhenluft und Aussicht zu genießen. Freilich geht der Weg nur durch altes Gemäuer über ächzende Treppen hinauf, und kein lebendes Wesen, außer etwa eine schüchterne Spinne oder eine schlaftrunkene Fledermaus, mahnt hier an den Pulsschlag der Natur; höchstens das monotone Ticktack der Taschenuhr des alten Peter unterbricht die unheimliche Stille, die nur dann ihre Schauer verliert, wenn man zu „Zweien" geht. Die wandeln unter Umständen nachher doch auf blumigen Pfaden! Manchmal ist der alte Peter boshaft und läßt seine Uhren — er hat, wie ein richtiger Münchner Protz, deren zwei — repetieren, wenn die Besucher gerade unter den Glocken durchgehen; das giebt Tonwellen, in denen der stärkste Mann ersaufen könnte. Peter ist aber auch so artig, den Leuten zu sagen, ob die Aussicht jeweils gut oder schlecht sei. Eine rote Scheibe, die er an seine Brust hängt, besagt: heute ist das Gebirge zu sehen, eine weiße deutet auf Nebel im Hochland. Früher hatte er außer dem Kirchendienst noch sehr Wichtiges zu besorgen; ihm war die Feuerwache anvertraut. Wenn dann bei Tag oder Nacht irgendwo der rote Hahn sich auf ein Dach setzte und mit den Flügeln schlug, dann klang es graulich herab vom alten Peter; Töne, wie aus den Posaunen des jüngsten Gerichts, schreckten die braven Bürger aus ihrer Ruhe, und mit Windeseile ging der Ruf durch alle Straßen: „Brinna duats!" Seitdem man aber die geheimen Naturkräfte bei der



Das Gerüst der Münchner Peterskirche, das vom Erbauer, Kommerzienrat Leib, der Stadt Venedig zum Wiederaufbau des Campanile geschenkt wurde.

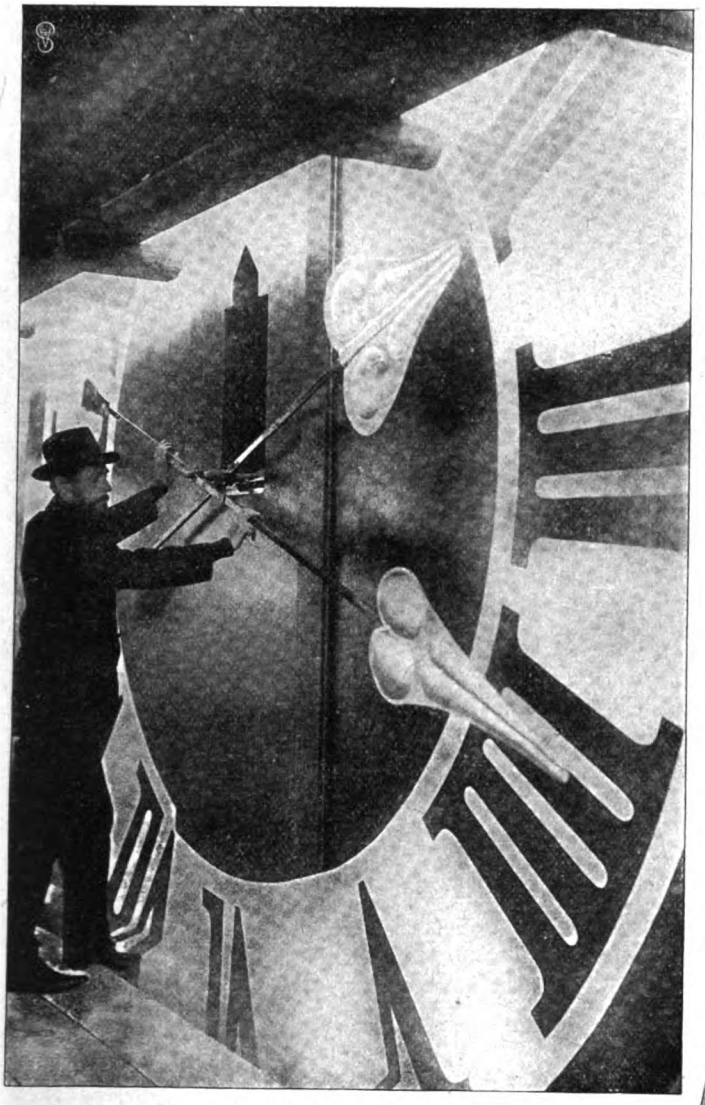
Digitized by Google

Die obere kleine Uhr: Malen des Zifferblattes.

Stadt angestellt hat und alles durch den Draht erledigt wird, kümmert sich der alte Peter auch um keinen Brand der lieben Münchner mehr.

Ganz undankbar hat man ihn aber doch nicht behandelt. Als man sah, daß die Farbe seines Gewandes immer weniger an Farbe erinnerte, daß die Risse an ihm immer ausgedehnter wurden und sich ganze Fetzen davon ablösten, ging man daran, ihn neu zu kleiden, und als man ihn bauärztlich untersuchen ließ, stellte sich heraus, daß eine radikale Kur nötig sei, um ihn ferneren Generationen zu erhalten. Zu diesem Zweck wurde ein massives Holzgerüst um den ganzen Turm und bis zum Beginn der Dachung aufgebaut. Der Gerüstbau erforderte große Sorgfalt, und es war sicher ein ganzer Wald, der dem Holzbedarf hierfür zum Opfer fiel. Bald stand denn auch der alte Peter himmelhoch umstrickt da. Die Münchner nahmen regen Anteil an dem Fortgang der Arbeiten, und als diese bis zu den höheren Regionen vorgeschritten waren, belebte sich das Interesse der Zuschauer immer mehr, da erst jetzt die Größenverhältnisse dort oben und die Schwierigkeit, einzelne Arbeiten in solcher Höhe aus-

Digitized by Google

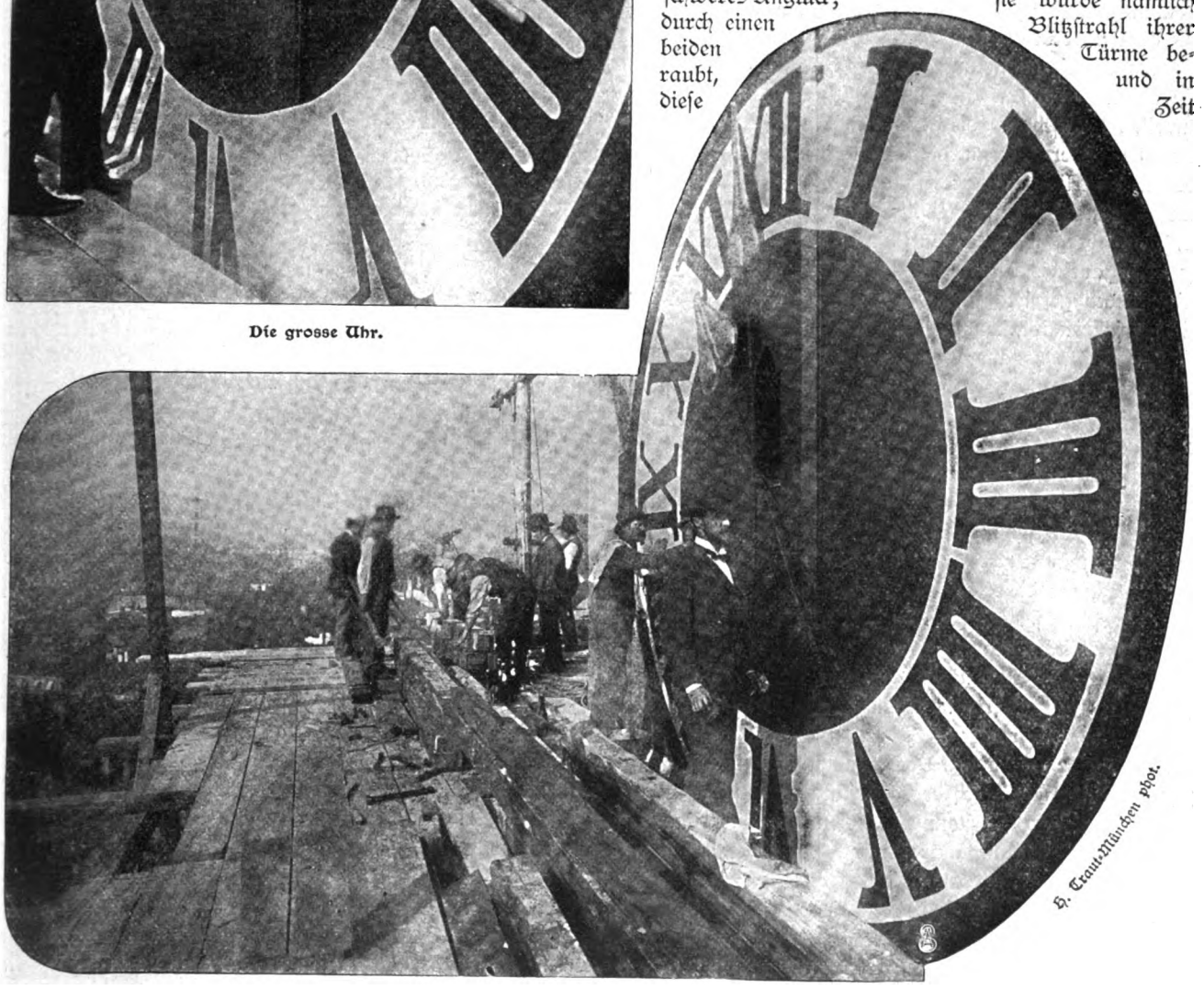


Die grosse Uhr.

zuführen, zu ersehen waren. Beim Waschen der Zifferblätter der großen Uhr, beim Malen des Zifferblattes der ganz oben befindlichen kleineren Uhr zeigte sich erst, welchen kolossalen Umfang diese Chronometer Petri haben. Je weiter die Arbeiten hinaufkamen, desto kleiner wurden die Männlein, und desto größer erschienen die sonst so unbedeutenden Sachen, wie der vergoldete Turmknopf und das Turmkreuz.

Zur Kirchweihfeier durfte sich der alte Peter endlich im neuen Gewand sehen lassen; er ist einfach, bescheiden, wie es sich für einen so alten Burschen ziemt, aber reinlich und ohne äußeren Schaden. Das Gerüst, das einen Wert von 100 000 Mark repräsentiert und das Kommerzienrat Leib nach Venedig verschenkt hat, damit es beim Wiederaufbau des Campanile Verwendung finde, wird demnächst die Fahrt über den Brenner antreten.

Schließlich sei noch das ungefähre Alter des „Peter" erwähnt. Die Peterskirche, der er leibeigen angehört, ist mit der Heiliggeistkirche die älteste Kirche Münchens und stammt aus dem 13. Jahrhundert; sie war zuerst als romanische Basilika aufgebaut, dann machte man eine gotische Kirche mit zwei Türmen daraus; im Jahr 1607 traf sie ein schweres Unglück; sie wurde nämlich durch einen Blitzstrahl ihrer beiden Türme beraubt, und in diese Zeit



H. Traut-München phot.

Die Zifferblätter werden gewaschen.

Digitized by Google

fällt die Geburt des alten Peter, der sich von nun an keine Stilisierung mehr gefallen lassen mußte, während die Kirche 1882 im Barockstil erneuert wurde. Der alte Peter hat also fast drei Jahrhunderte Münchner Leben und Treiben gesehen; unter seinen Kollegen zählt er nicht einmal zu den älteren, aber gerade ihm hat der Volksmund das Prädikat der Ehrwürdigkeit angehängt, indem es von ihm, wie von einem guten, zur Stammtischrunde gehörigen Bekannten sagt:

So lang der alte Peter, der Petersturm noch steht,
So lang die grüne Isar durch d'Münchner Stadt durchgeht,
So lang da drunt am Platzl noch steht das Hofbräuhaus,
So lang stirbt in der Münchnerstadt d'Gemütlichkeit net aus!

B. Rauchenegger.

Die Versöhnung wider Willen.

Skizze von E. Fahrow.

Hellmut Wilbrecht war der Sohn des „Kommerzienrats der Stadt". Denn in N. gab es nur diesen einen Kommerzienrat, und niemand in der Stadt und Umgegend bestritt die Wichtigkeit seiner Person. Nur der Stadtverordnetenvorsteher Altberg war darin anderer Meinung.

Seit zwei Jahren herrschte Krieg zwischen den Altbergs und den Wilbrechts, erbitterter Krieg, der entstanden war, weil man bei einem offiziellen Festessen dem Kommerzienrat einen „höheren" Platz angewiesen hatte, als dem Stadtverordnetenvorsteher.

Aus Kleinigkeiten entstehen aber bekanntlich die folgenschwersten Intriguen. Gesellschaftlich war die Situation zuweilen tragisch für die Nächstbeteiligten und erheiternd für alle andern; denn die Damen der beiden Familien waren natürlich noch viel fanatischer als die Herren — nur bei Fräulein Mieze Wilbrecht und bei Herrn Referendar Altberg war die Auffassung milder. Die beiden hatten sogar eines Tags — schrecklich, aber wahr! — Tennis miteinander gespielt, in der Hoffnung, daß es die Eltern nicht erfahren würden.

Sie hatten es aber dennoch gehört, und die Folgen waren fulminante Scenen gewesen, in denen Worte fielen wie: Gesinnungslosigkeit, Ehrlosigkeit, Gefühllosigkeit und noch viele andere Losigkeiten.

Hellmut dagegen, der kleine, liebe Sohn des Kommerzienrats, der ahnte nichts von diesen Zerwürfnissen, oder wenn er sie ahnte, so beachtete er sie doch nicht. Denn er war nach harmloser Septimanerart bei den meisten Dingen dieser Welt der Meinung, daß „das doch ganz wurscht" sei — bis auf die Zusammensetzung der täglichen Mittagsmahlzeit; darin gipfelte für ihn alle Wichtigkeit des Daseins. Nun war Hellmut aber ein geistig sehr vorgeschrittenes Kind, das die Absicht hatte, später Offizier zu werden. Diese Aussicht erfüllte ihn dermaßen, daß er in Haltung, Verbeugungen, Gruß und Gang schon ganz der Abklatsch des allerjüngsten Leutnants war.

Zu Hellmuts größtem Leidwesen erlaubte ihm die Mama in der Septima noch nicht, einen feinen Mittelscheitel bis auf den Matrosenkragen herab zu tragen; auch das Aufbürsten der blonden Härchen über den Ohren wurde energisch inhibiert. Aber es gab ja noch andere Dinge, die man nachahmen konnte, wenn auch nur zu seines Herzens Kummer ganz heimlich für sich selbst.

Zum Beispiel fand Hellmutchen nichts schneidiger, als wenn man so Sonntagmittags herumfuhr oder ging und Besuchskarten „abwarf". Gerade das Abwerfen imponierte ihm kolossal! Man ging in das Haus, warf eine Visitenkarte in den Briefkasten an der Wohnung — schnipp — und die Visite war fertig!

Wenn er nicht nur Leutnants, sondern alle Welt an Sonntagen so herumschweifen sah, erfaßte ihn bitterer Neid. Er hatte auch Mutter und Schwester zahllose Male um diese Zeit fortgehen sehen, immer mit ihren feinen Kartentäschchen in der Hand und mit den besten Hüten auf. Es war herrlich.

Eines Tags riß ihm die Geduld. Er wollte nicht noch zehn Jahre warten, bis er auch „so weit" war. Er wollte jetzt gleich den Genuß haben, herumzugehen und Karten abzugeben! Jawohl!

Aber nun hatte er doch keine Visitenkarten.

Ach was! Hellmut war unter einem Stern geboren, der die Fähigkeit verleiht, sich über Schwierigkeiten hinwegzusetzen. Also handelte er danach.

Er schlich in den Salon, wo eine bronzene Dame mit einem Serpentinkleid beständig auf dem Tisch lag und die eingelaufenen Besuchskarten in die Falten ihres Gewandes sammelte.

Mit kühnem Griff bemächtigte sich Hellmut eines halben Dutzends der obersten Karten und glitt unhörbar, wie ein Sioux auf dem Kriegspfad, wieder hinaus.

Drei kostbare Karten von Vater, Mutter und Schwester bewahrte er seit lange in seinem Schulpult auf. Die holte er hervor, steckte alle zusammen in eine abgelegte Zigarettentasche, die er von irgendjemand geschenkt bekommen hatte, und startete.

O, die Sache war ja fein!

Er wanderte die Hauptstraße hinunter und bog aufs Geratewohl in das erste Haus ein, wo Bekannte der Eltern wohnten. Ueber die Technik des Besuchmachens mußte er keine besonders klaren Begriffe haben, denn er nahm die oberste Karte, ohne sich viel um das zu kümmern, was darauf stand, warf sie in den Briefkasten an der Thür und ging selig die Treppe wieder hinunter.

Die Karte war die des Oberkonsistorialrats, und das Haus, in dem er sie abgegeben hatte, gehörte dem Herrn Rechtsanwalt Meyer.

Digitized by Google

Hierauf wandte Hellmut sich zu einigen ihm wohlbekannten Wohnungen, wo seine Abgötter, Leutnants, wohnten. „Schnipp — schnipp — schnipp" — lustig rutschten die Karten wildfremder Leute in die kleinen Briefkästen, wohin sie unter normalen Umständen nie und nimmer gelangt wären.

Jetzt besaß der flotte Visitenmacher nur noch die drei Karten von Vater, Mutter und Schwester. Und da es inzwischen ein Uhr geworden war, Hellmuts Magen einen unfehlbaren Stundenangeber bildete und der Weg nach Haus an der Altbergschen Thür vorüberführte, wandte das freundliche Kind sich in dieses stattliche Hausthor und stieg die Treppe empor.

Ein lieblicher Duft von gebratenen Hühnern drang aus der Wohnung heraus und ließ Hellmuts Heimweh hoch anschwellen. Eins, zwei, drei glitten die Karten seiner Lieben in den Briefkasten des Herrn Stadtverordnetenvorstehers. Und dann, als hätte er Flügel an den Sohlen, eilte er nach Haus.

Wie verschwiegen er doch sein konnte, wenn er wollte! Kein Mensch bei Kommerzienrats erfuhr von der genialen Exkursion dieses Vormittags.

Aber, aber, aber!

Bei Altbergs hatte man gleich nach Tisch die Karten der Wilbrechts gefunden.

Zunächst war man starr, einfach starr!

Die sonst so stolzen Damen hatten sich also nachgiebig gezeigt, hatten den ersten Schritt ihnen entgegengethan?! Frau Altberg war eine leicht gerührte Dame, und dies war doch eine fraglose Gelegenheit, gerührt zu sein.

„Das ist doch groß gedacht!" sagte sie. „Daß uns Wilbrechts entgegenzukommen hatten, war ja klar! Aber nun gleich solch ein Familienbesuch . . . es hätte doch genügt, wenn der Kommerzienrat allein gekommen wäre! Ganz großartig ist das!"

„Na, na!" machte der Herr Stadtverordnetenvorsteher, der kraft seiner Würde ein streitbarer Mann war. „Schließlich haben sie doch bloß die Karten abgeworfen!"

„Als ob das nicht genug wäre! Es ist doch längst nicht mehr Mode, feierliche Plüschmöbelsitzungen zu veranstalten — die Höflichkeit liegt in dem Gedanken. Und der Gedanke, uns endlich wieder auszusöhnen, ist schon lange bei mir entstanden — ich wagte nur nicht davon zu reden."

Der Referendar Altberg, der bisher stumm und glücklich zugehört, mischte sich jetzt ins Gespräch.

„Die Sache geht zweifellos von Mieze aus, die überhaupt ein Prachtmädel ist. Ich werde sie heiraten."

Diese überraschende Mitteilung dünkte den Eltern nur ein übermütiger Witz, und man ging nicht weiter darauf ein.

„Merkwürdig, sehr merkwürdig!" sagte Herr Altberg senior noch zahllosemal an diesem Tag. — Aber es ging ihm doch sehr glatt herunter! Und am nächsten Tag grüßte er auf der Straße den Kommerzienrat so verbindlich, daß dieser schmunzelnd zu Haus erzählte: „Kinder, der Altberg wird entweder verrückt oder er sieht endlich ein, was sich gehört! Heut hat er mich auf der Straße so liebenswürdig gegrüßt, als wollte er mir um den Hals fallen."

„Gott, ja!" sagte seine Frau. „Eigentlich ist es ja auch schon langweilig, dies ewige Gezanke! Früher, als wir so nett verkehrten, war es viel gemütlicher."

„So! Na, dann geh doch hin und mach der Frau Stadtverordnetenvorsteherin deinen Knix! Bitte!"

„Weiter fehlte nichts! Wer was von mir will, kann ja zu mir kommen," sagte Frau Wilbrecht protzig.

Und siehe da, Zeichen und Wunder geschahen! Am nächsten Sonntag lagen die Karten der Altbergs in dem Wilbrechtschen Kasten.

Zugleich aber lief ein sonderbares Verwundern in der Stadt umher, denn Herr Meyer sowohl wie die Leutnants hatten die ihnen so unerwarteten und zum Teil so unbegreiflichen Besuche natürlich ebenfalls erwidert und damit das Erstaunen der Beglückten hervorgerufen.

Durch einen einzigen kleinen Lapsus des Schicksals kam aber die Sache heraus. Denn Hellmut hatte ahnungslos die Karte eines Leutnants bei — ihm selbst abgegeben. Und im Kasino war die unerklärliche Sache zur Sprache gekommen, worauf dann den übrigen ebenfalls die Ahnung dämmerte, daß hier etwas nicht in Ordnung sei. Schließlich hatte sogar Hellmut vertrauensvoll dem Pferdeburschen von „dem Hauptmann nebenan" erzählt, wie er es mache, wenn er Visiten zu schneiden habe. So kam's raus.

Die Altbergs luden drei Tage, nachdem sie selbst ihre Karten bei Wilbrechts abgegeben, die kommerzienrätliche Familie brieflich zu einem gemütlichen Butterbrot wie in früheren Zeiten. Bei dieser Gelegenheit kam es allerdings zu Tage, daß ein Deux ex machina hier gewaltet hatte; aber das Eis war nun einmal gebrochen! Und Walter sowohl wie Mieze sorgten dafür, daß die Temperatur nicht wieder unter Gefrierpunkt sank.

Ja, einige Wochen später, als Hellmut unter den Daumschrauben sechsfachen Kreuzverhörs die Wahrheit gestanden hatte, da herzte und küßte ihn seine Schwester wie noch nie.

Bald darauf herzte und küßte sie einen andern! Und jetzt ist sie längst Frau Assessor Altberg.

Aphorismen.

Von je höher man den Ausblick ins Leben nimmt, um so flacher erscheint es.

* *

Lustig und ausgelassen sind auch oberflächliche Menschen, ja die erst recht; heiter sein kann nur der Ernste.

* *

Mit seinem Herzen verliert man auch oft den Kopf.

* *

Auch unter den Trümmern eines Luftschlosses ist schon mancher begraben worden. Sirius.

Digitized by Google

1. Spiralnebel.

Die neusten Triumphe
der Himmelsphotographie.

Von Leo Brenner, Direktor der Manorasternwarte.

In der Nummer vom 13. Oktober 1900 haben wir eine kurze Uebersicht der Entwicklung und des damaligen Standes der Himmelsphotographie gegeben und Proben der damals besten Aufnahmen himmlischer Objekte mitgeteilt. Seither hat die Himmelsphotographie wiederum Fortschritte gemacht, und bei der beständigen Vervollkommnung der Photographie ist es gar nicht abzusehen, was für Ueberraschungen uns noch vorbehalten sind.

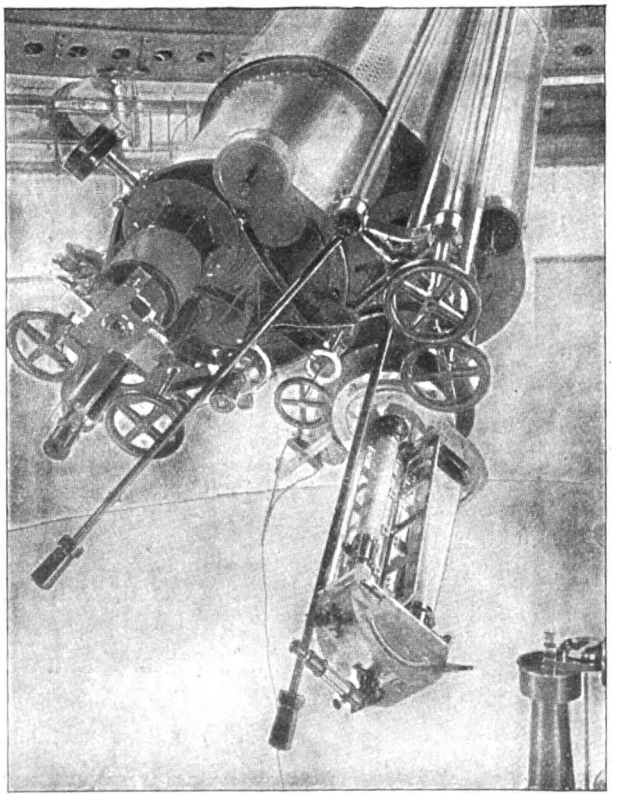
Die ungeahnten Erfolge der Himmelsphotographie haben auch Phantasten à la Flammarion derart berauscht, daß ihnen nichts mehr unmöglich oder unerreichbar erscheint. Das Fernrohr ist für sie bereits eine abgethane Größe, selbst die Kamera nur ein Uebergangsstadium und das Spektroskop oder der Spektrograph auch nur die erste Stufe auf der langen Leiter zu den entferntesten Regionen des Weltalls. „Warum," rufen sie aus, „warum soll nicht die Zukunft uns die Entdeckung eines Instruments bringen, von dessen Beschaffenheit wir ebensowenig auch nur eine blasse Ahnung haben, wie unsere Voreltern von der Kamera und dem Spektroskop?"

Diese Hoffnungen sind vielleicht überschwenglich, aber nicht unberechtigt, wenn man an die Röntgen- und Becquerel-Strahlen, an den Fernsprecher, die drahtlose Telegraphie, den Kinematographen, den Phonographen und ähnliche erstaunliche Entdeckungen und Erfindungen der letzten Jahrzehnte denkt. Und was sind ein paar Jahrzehnte gegen die Jahrmillionen, die die Erde schon steht und noch stehen wird! . . .

Wenn man dies alles so recht bedenkt, so möchte man mit unsern Schwärmern gern glauben, daß unsere Enkel oder Urenkel — vielleicht gar schon unsere Söhne — imstande sein werden, mit den Bewohnern unserer Nachbarwelten in Verkehr zu treten oder die Oberflächenbeschaffenheit von Fixsternen kartographisch darzustellen oder die Vorgänge beim Aufleuchten neuer Sterne zu belauschen und in die entferntesten Regionen des Weltalls zu dringen, bis schließlich das ideale Endziel der Astronomie: die Enthüllung des großen Rätsels der Weltenbildung, ihres Bestehens und Vergehens erreicht ist und wir die genauen Gesetze kennen, nach denen sich alle Himmelskörper durch das Weltall bewegen.

Wer möchte nicht in jener Zeit leben, da der menschliche Geist solche Ziele erreicht hat! — Das heißt nämlich, wenn er sie überhaupt zu erreichen vermag, was uns sehr zweifelhaft erscheint, bei aller Bewunderung der bisherigen Errungenschaften. Denn wie dem Wachstum der Bäume eine Grenze gesetzt ist, so wohl auch dem menschlichen Geist. Unsere Nachkommen mögen noch viele wichtige und ungeahnte Entdeckungen und Erfindungen machen und die Kenntnis des Himmels gegen unsere heutige um das Millionenfache vermehren, immer wird noch eine Fülle von Rätseln bleiben, deren Auflösung mit allen der Menschheit zur Verfügung stehenden Mitteln und Naturkräften unmöglich sein und auf ewig bleiben wird. In diesem Sinn lassen wir also auch das berühmte Du Bois-Reymondsche „Ignorabimus" gelten.

Nach diesem sehnsüchtigen Blick in die ferne Zukunft wenden wir uns wieder der nüchternen Gegenwart zu und begnügen uns mit dem, was uns die letzten Monate an bedeutsamen Fortschritten auf dem Gebiet der Himmelsphotographie beschert haben.



3. Der grosse Spektograph am Potsdamer Riesenrefraktor.

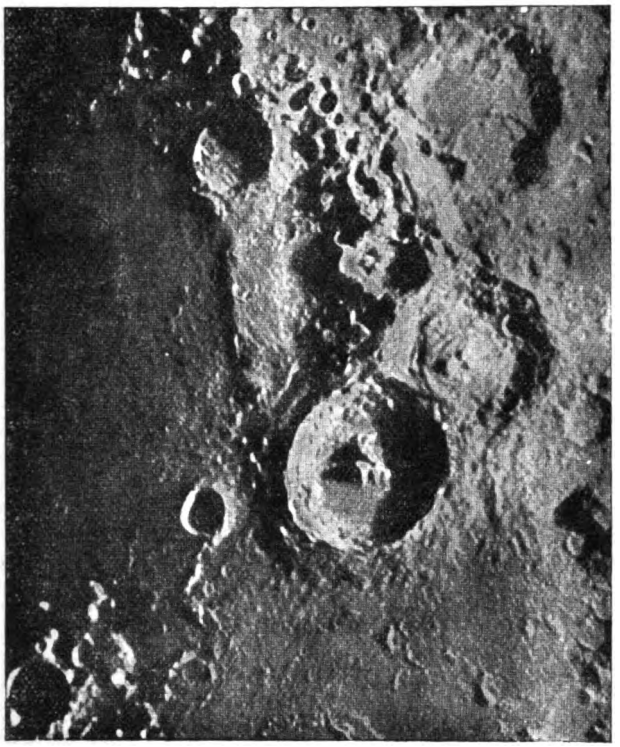
In meiner eingangs erwähnten ersten Arbeit habe ich den Lesern die prachtvollen Nebelfleckphotographien vor Augen geführt, die der leider allzufrüh in der Blüte seiner Jugend uns und der Wissenschaft entrissene Direktor der Licksternwarte, James Keeler, mit dem 36-zölligen Crossleyreflektor seiner Sternwarte gewonnen hatte. Diese Aufnahmen machten um so mehr Aufsehen, als sie an einem Reflektor erhalten wurden, weil Spiegelteleskope allgemein gegen die gewöhnlichen Fernrohre (Refraktoren) als minderwertig betrachtet wurden. In der That läßt sich nicht leugnen, daß für visuellen Gebrauch, also zum Beobachten mit dem Auge, der Refraktor dem Reflektor weit überlegen ist. Einer unserer vierzölligen Refraktoren z. B. zeigt uns die Planeten bedeutend besser, als der 72-zöllige Reflektor des Lord Rosse, obgleich seine Licht-

2. Spiralnebel.

Digitized by Google

stärke theoretisch nur 1 : 324 jener des Reflektors beträgt. Allerdings hatte schon Gothard behauptet, daß für photographische Zwecke der Reflektor besser als der Refraktor geeignet sei, aber seine Bemerkung war nicht beachtet worden. Als dann Roberts mit einem Reflektor sehr schöne Photographien von Nebelflecken und Sternhaufen erzielte, bewunderte man zwar auch diese, da sie aber die an Refraktoren gewonnenen Aufnahmen nicht übertrafen, ließ man die Sache auf sich ruhen.

Da fügte es sich, daß ein Engländer, Namens Crossley, sich bereden ließ, seinen 36-zölligen Reflektor, mit dem er nichts anzufangen wußte und dessen Leistungen in England höchst mittelmäßig waren, der Lick-Sternwarte zum Geschenk zu machen. Dort angekommen, wurde er von allen Astronomen mit Geringschätzung angesehen. Da der damalige Direktor Holden seine Leute nicht zwingen wollte, blieb der arme Reflektor

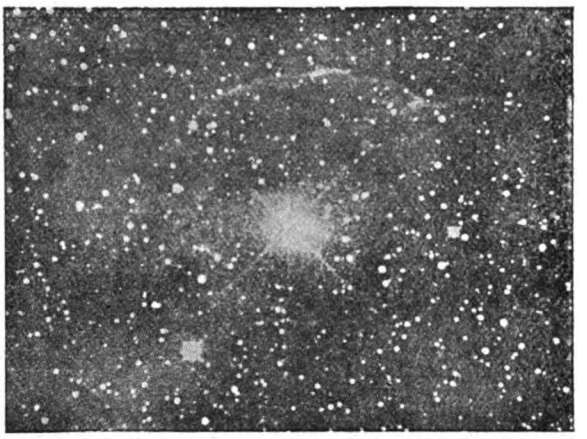


4. Gruppe von Ringgebirgen auf dem Mond.

unbenutzt, bis Keeler die Direktion übernahm. Zunächst untersuchte er selbst, ob denn das Instrument wirklich nicht besser als sein Ruf sei. Die visuelle Prüfung fiel nicht sehr zu seiner Zufriedenheit aus. Die Leistungen entsprachen etwa jenen eines sechszölligen Refraktors. Aber Keelers Genie begnügte sich nicht mit dieser Erprobung. „Wenn er für das Auge nichts taugt, so kann er vielleicht durch seine Lichtstärke noch immer für photographische Zwecke gut genug sein", dachte er und beschloß einen Versuch zu machen, und zwar selbst, obgleich er bis dahin noch niemals einen Reflektor unter der Hand gehabt hatte.

Der Erfolg überstieg seine kühnsten Erwartungen. Die ganze astronomische Welt war überrascht, als sie die ersten Photographien Keelers erhielt, und diese besserten sich noch mit jeder neuen Aufnahme durch die von Keeler gewonnenen Erfahrungen.

Die fortgesetzten Aufnahmen von Nebelflecken brachten Keeler eine große Ueberraschung: er kam zur Erkenntnis, daß die Spiralform der Nebelflecke nicht ihre Ausnahmeform, sondern gewissermaßen ihre Regel sei, was unsere Anschauungen über die Weltenbildung wesentlich modifizieren muß. Wie ähnlich sich diese Spiralnebel alle sehen, zeigt ein Blick auf die Abb. 1 und 2, von denen die letzte den Spiralnebel in seitlicher Verkürzung (8/4 Profil) zeigt, während bei der andern unser Blick frontal auf die Spirale fällt. Abb. 2. wieder hat eine überraschende Aehnlichkeit mit dem berühmten großen Andromedanebel, dessen mittlere Partie in Abb. 6 dargestellt ist. Von dieser Aufnahme werden wir unten noch ausführlicher reden.



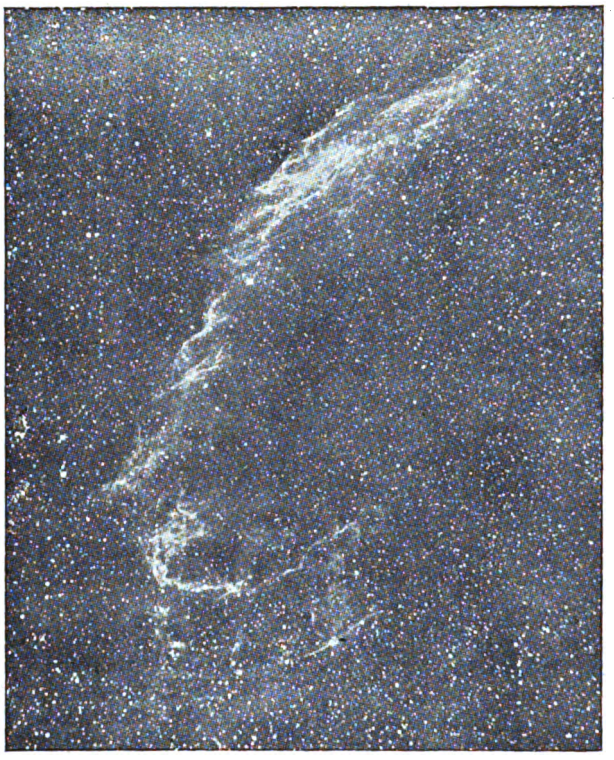
5. Nebelhülle um den neuen Stern im „Perseus".

Keeler trug sich mit dem Plan einer großartigen Durchforschung des ganzen Himmels mit diesem Crossley-, sowie mit einem zweiten gleich großen Reflektor, der eigens für den südlichen Himmel angefertigt und in Südamerika aufgestellt werden sollte. Ueber diese Pläne äußerte er sich kurz vor seinem Tod folgendermaßen: „Zwar sind einige Nebel und Sternhaufen (zum Beispiel der große Andromedanebel und die Plejaden) zu ausgedehnt, um auf der Platte des Crossleyreflektors (8 × 11 cm) Platz zu finden, aber die Mehrzahl geht

6. Mittlerer Teil des grossen Andromedanebels.

Digitized by Google

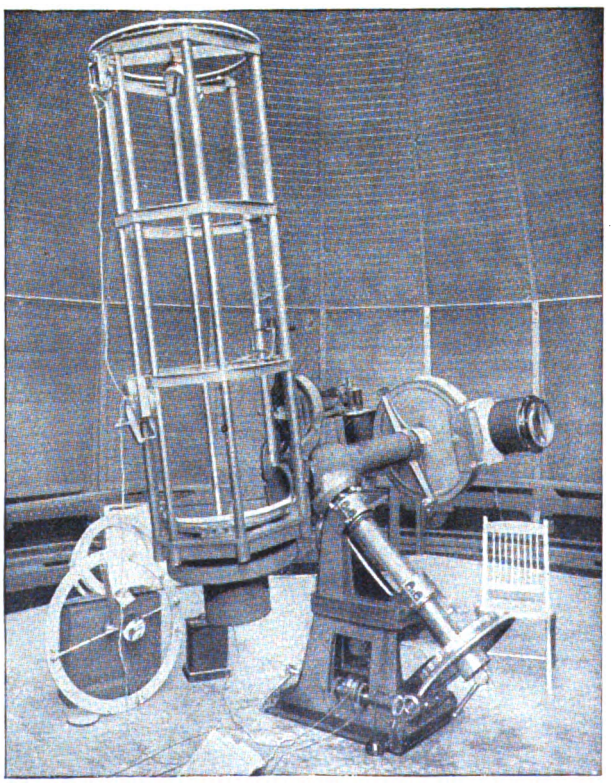
doch darauf, so daß ich auf Grund meiner Erfahrungen die Zahl der dem Instrument zugänglichen Nebelflecke des ganzen Himmels auf 120000 schätzen möchte, von denen erst der zehnte Teil bekannt und katalogisiert ist. Fast auf jeder Aufnahme finde ich neue schwache Nebelflecke — oft bis zu 31 auf einer einzigen Platte! Daß sich auf einer Platte 8—10 neue vorfinden, ist nichts Seltenes, und 3—4 kann man auf jeder Platte voraussetzen. Dabei sind die meisten der Herschelschen Nebel so hell, daß schon eine Belichtung von 1—2 Stunden genügt, sie schön zu zeigen. Ich ziehe aber Aufnahmen von 3—4 Stunden vor, weil dann viel mehr Detail zum Vorschein kommt. In einzelnen Ausnahmefällen genügt allerdings auch schon eine Belichtung von mehreren Minuten. Bei langen Aufnahmen kommen oft so feine Nebel zum Vorschein, daß sie kaum von einem schwachen Stern zu unterscheiden sind. Eine merkwürdige Entdeckung, die ich machte, ist auch die, daß die meisten der von Herschel gezeichneten „Doppelnebel" nichts anderes sind als Spiralnebel, deren schwächere Verbindungsteile Herschel nicht sichtbar waren, die aber in der Photographie deutlich herauskommen und meine Behauptung unterstützen, daß die meisten Nebel Spiralform aufweisen. Diese Entdeckung ist um so wichtiger, als sie uns zu ganz andern Schlüssen in Bezug auf die Entstehung der Doppelsternsysteme bringt. Denn bisher glaubte man mit Poincaré, daß die Doppelnebel das Urstadium der Entwicklung von Doppelsternen vorstellen; dagegen zeigt uns die Photographie, daß die durch die Spiralform verratene Bewegung auf viel verwickeltere Entstehungsbedingungen hinweist, als nach der Theorie. Nimmt man aber die Spiralform als die normale der Nebelflecke an, so liegt die Erwägung nahe, daß auch unser eigenes Sonnensystem sich aus einer solchen Form entwickelt hat. Dann kann aber die Weltenbildung nicht so einfach gewesen sein, wie nach der gewöhnlichen Nebularhypothese. In dieser wird nämlich der zusammenziehenden Masse eine Einfachheit zugeschrieben, die von der Photographie in den Spiralnebeln nicht gezeigt wird."



7. Nebelfleck im „Schwan".

Ein grausames Geschick entriß uns den hochbegabten Keeler gerade in dem Augenblick, als er an die Verwirklichung seiner großen Pläne schritt, und wie es scheint, ist diese dadurch ins Stocken geraten.

Unter diesen Umständen ist es um so erfreulicher, zu sehen, daß an einer andern großen Sternwarte, der Yerkessternwarte in Amerika (gleich der Licksternwarte Stiftung eines amerikanischen Millionärs), ein neues Instrument in Thätigkeit getreten ist, das den Croßleyreflektor noch zu übertreffen scheint. Allerdings ist es nicht immer das Instrument, dem das Hauptverdienst zugeschrieben werden muß, sondern in erster Linie der Mann am Okularende oder der, welcher es handhabt. In der Geschichte der Astronomie finden wir immer, daß der durch ein Instrument erworbene Ruhm mit dem Tod jenes Beobachters verblich, der es durch seine Arbeiten berühmt gemacht hatte. Auf diese Weise ist es vielleicht auch zu erklären, daß unter den Händen des geschickten Ritchey ein nur 23½ zölliger Reflektor, dessen Bild wir in Abb. 8 wiedergeben, Leistungen vollbringt, die jene des Croßleyreflektors übertreffen. Zunächst werfe man einen Blick auf die Abb. 6, von der wir schon oben gesprochen. Man sieht einen Spiralnebel, wie jener in Abb. 2, jedoch nur seine Mittelpartie, weil er für die Platte zu groß ist. Trotzdem erkennt man genau die spirale Anordnung des Ganzen und die dunklen Zwischenräume zwischen den einzelnen Spiralen. Die ganze Nebelmasse ist von einer großen Zahl Sterne überlagert.



8. Der Reflektor des Yerkesobservatoriums.

Und dennoch ist der Andromedanebel kein Nebelfleck, sondern seine Spiralen setzen sich aus einer Unzahl winziger Sterne zusammen! Diese Entdeckung machte ich selbst am 24. August 1895. Damals war die Luft von einer so wunderbaren Klarheit, wie sie außerhalb unserer Insel kaum noch auf einem andern Punkt der Welt angetroffen wird — wenigstens nirgends,

Digitized by Google

wo sonst noch eine Sternwarte steht. Und da fand ich mit Vergrößerung 660 unzählige feine Sterne 13 bis 15 Grad über das ganze Gesichtsfeld zerstreut, wie feiner weißer Sand über graue Marmorplatte.

Dieser unvergeßliche Anblick wurde auch von Frau Manora bestätigt, und eine Täuschung ist vollständig ausgeschlossen, wo zwei Personen mit solcher Deutlichkeit die Sache sahen. Wenn aber noch ein Zweifel herrschen sollte, so würde er durch das Spektroskop zerstreut, das von Nebel ein kontinuierliches Spektrum giebt, also beweist, daß es thatsächlich nur ein Sternhaufen in unendlich weiter Entfernung ist. Dieser Umstand muß aber in Verbindung mit der offenbaren Spiralform unser Interesse im höchsten Grad erregen. Wäre nicht daraus zu schließen, daß die Spiralnebel nicht als Ganzes sich in ein Sonnensystem verwandeln (durch Zusammenziehung), sondern daß ihre einzelnen Bestandteile, jeder für sich, dies thun? . . .

Eine solche Annahme mag kühn erscheinen, ist es aber nicht, wenn man sich erinnert, daß unser Sonnensystem einen winzigen Bestandteil des ganzen Milchstraßensystems bildet, und daß die Milchstraße sich nach den neusten Forschungen ebenfalls als eine Spirale entpuppt. Es liegt also die Annahme sehr nahe, daß unser ganzes Milchstraßensystem, von einem fernen Punkt im Weltall, z. B. vom Andromedanebel selbst aus gesehn, ebenfalls den Eindruck eines Spiralnebels machen würde. Unser ganzes Sonnensystem würde dann dem dortigen Beobachter nicht anders erscheinen, wie uns eins der bereits erwähnten „Sandkörnchen". Der Spektroskopiker im Andromedanebel würde dann ebenfalls von unserm Milchstraßensystem ein kontinuierliches Spektrum erhalten und es deshalb für einen Sternhaufen in unermeßlicher Entfernung erklären, während seine Kollegen vielleicht die ihm geglückte Auflösung des Objekts in Sterne in Zweifel ziehn würden. Mit dem Umstand, daß der Andromedanebel ein ungeheurer Sternhaufen ist, steht auch die Thatsache in Einklang, daß schon zweimal, 1885 und 1898, in seinem Innern neue Sterne aufleuchteten.

Von ganz anderer Form als spiralig ist jedoch ein anderer Nebelfleck im Schwan, der ebenfalls in einer bis dahin unerreichten Schönheit auf der Yerkessternwarte mit dem 23½zöller photographiert wurde und der in Abb. 7 wiedergegeben ist. Offenbar scheint die ganze lange, schmale Masse zusammenzugehören, obgleich es natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß vielleicht einzelne Teile zu andern Nebelflecken gehören, die sich nur zufällig in gleicher Gesichtslinie projizieren, sonst aber von den andern durch ungeheure Entfernungen getrennt sind.

Für den Mond taugt der neue Reflektor schon weniger, weil hier nicht Lichtstärke, sondern scharfe Definition ins Gewicht fällt, weshalb ein Refraktor bessere Resultate liefert. Dies sieht man aus Abb. 4, wo die prächtige Gruppe der Ringgebirge Theophilus, Cyrillus und Katharina wiedergegeben ist, so wie sie am größten Refraktor der Welt, am 40Zöller der Yerkessternwarte, bei Anwendung eines farbigen Glases von Ritchey aufgenommen wurde. An Deutlichkeit des Details übertrifft sie alles bisher von der Photographie Erreichte, wenngleich unser Fernrohr natürlich noch immer weit mehr und weit feineres Detail zu zeigen vermag.

Dagegen hat die Photographie in jüngster Zeit noch einen andern unerwarteten Triumph zu verzeichnen. Sie war es nämlich, die zuerst auf eine Nebelhülle aufmerksam machte, die sich um den im Sternbild des Perseus vor einem Jahr aufgetauchten neuen Stern gebildet hatte. In Abb. 5 sehen die Leser so eine auf der Yerkessternwarte am 20. September 1901 mit dem 23½ Zöller von Ritchey aufgenommene Photographie, auf der infolge der langen Belichtung der in der Mitte befindliche Stern — eben die „Nova Persei" — sich ungebührlich auf der Platte ausgebreitet hat, geradeso wie der helle links unten. Um die Nova ziehen sich ringsum — am stärksten oben — feine Nebelmassen, an denen das Merkwürdigste das ist, daß sie nach späteren Aufnahmen ihre Stellungen verändert hatten. Aus der Rechnung ergab sich aber für die Schnelligkeit der Bewegung eine so ungeheure Zahl, daß sie beiläufig der Schnelligkeit entsprach, mit der sich das Licht fortpflanzt (300 000 Kilometer in der Sekunde). Aus diesem Grunde ist man auch geneigt, diese Ortsveränderung des Nebels keiner wirklichen Bewegung der Nebelmassen zuzuschreiben, um so mehr, als diese Fortbewegung nicht in einer Richtung, sondern nach allen Seiten vom Stern weg erfolgt. Man glaubt vielmehr, daß es sich um die Fortpflanzung einer optischen Erscheinung handelt, nämlich der Lichtwellen, was mit einem auf dem Stern stattgefundenen Ausbruch zusammenhängen könnte. Wie nämlich jetzt von den meisten angenommen wird, ist das Auftauchen des neuen Sterns dem Zusammenstoß mit einer großen kosmischen (Meteor)wolke zuzuschreiben, durch den sowohl die Oberfläche des Sterns als auch die mit ihr in Berührung gekommenen Meteoriten ins Glühen gerieten. (Unter „Meteoriten" wollen wir hier nicht nur solche Meteorstücke verstanden wissen, wie sie in unsern Museen zu finden sind, sondern auch die diskreten Körperchen, aus denen sich Nebelflecke zusammensetzen dürften.) Die Reibung mag sich fortgepflanzt haben und uns in der Form eines glühenden Nebels zu Gesicht kommen. Näheres dürften wohl die nächsten Beobachtungen lehren.

Nicht geringen Anteil an den Ergebnissen unserer Forschungen bezüglich der Nova gebührt aber dem Spektroskop, das allein in der Lage ist, uns mit den chemischen Prozessen in jener unermeßlichen Entfernung bekannt zu machen. Und da ist es ein wahres Glück, daß wir bereits über ausgezeichnete Spektrographen verfügen, die imstande sind, uns alle die feinen Veränderungen im Spektrum des neuen Sterns getreu und fehlerfrei vor Augen zu führen und die Messungen der Linien mit einer Genauigkeit zu erlauben, die visuell gar nicht möglich gewesen wäre. Dabei ist es sehr erfreulich, daß die Potsdamer Sternwarte in ihrer neuen instrumentellen Ausrüstung auf der Höhe der Situation steht und bereits bedeutend zu unserer Kenntnis der hochinteressanten Vorgänge auf der Nova Persei beigetragen hat. Es dürfte deshalb dem Leser interessant sein, in Abb. 3 den großen am Potsdamer Riesenrefraktor angebrachten Spektrographen im Bild kennen zu lernen, der bei diesen Untersuchungen benutzt wird. Man sieht auf dem Bild das Okularende des Doppelrefraktors, dessen linke Hälfte das visuelle, die rechte das photographische Rohr birgt. Ersteres endet in einem Mikrometer (rechts vom linken und oberhalb des gleichgroßen angrenzenden Rades), letzteres in dem Spektrographen, der an seiner Hufeisenform kenntlich ist.

Digitized by Google

Eingang zum Kaiserlichen Palast in Söul.

Das Bulgarien des Ostens.

Zum vierzigjährigen Regierungsjubiläum des Kaisers von Korea.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Wenn es nach dem Rechten ginge, hätte die ganze Welt am 18. Oktober eine Festesstimmung gezeigt, wie etwa am 9. August, dem Krönungstag des Königs von England; denn ein Kaiser hatte alle Nationen aufgerufen, mit ihm das vierzigjährige Jubiläum seiner Regierung glänzend zu begehen. Dieser Kaiser ist der Beherrscher Koreas, der trotz eines vollen Schwabenalters von Regierungsjahren erst im 52. Lebensjahr steht.

Große Vorbereitungen sind getroffen worden, um dieses Fest in Söul (spr. Ssaul), der Hauptstadt Koreas, würdig zu begehen. An alle Höfe sind Einladungen ergangen, Vertreter zu entsenden; Häuser im europäischen Stil sind gebaut worden, um die Gäste bequem unterzubringen; ein neuer koreanischer Orden soll den Abgesandten zum Andenken mitgegeben werden; nicht weniger als sieben Millionen Mark läßt sich der koreanische Kaiser diese Festlichkeit kosten. Wenn man bedenkt, daß das ganze koreanische Staatsbudget mit neunzehn Millionen Mark balanciert, so ist das gewiß eine hohe Summe für ein Hoffest. Auch eine militärische Reform soll bei dieser Gelegenheit durchgeführt werden. Die Offiziere und Mannschaften der regulären Armee sollen den zum Knoten gewundenen Zopf, den sie von der nationalen Tracht noch beibehalten, abschneiden, damit ihnen von jetzt an der zur Uniform gehörige Stürmer wirklich die Stirn umwindet. Eine Schwadron Ulanen ist besonders geschaffen worden, damit auch Kavallerie an der Jubiläumsfeier teilnimmt.

Während sich aber schon gegen diese Umgestaltungen in der Beamtenwelt eine Opposition regte, die zu Dienstentlassungen und Verhaftungen führte, haben die Freunde des Kaisers noch eine andere Feier für diese Gelegenheit in Aussicht genommen. Die Freundin des Kaisers, Madame Won, die sich bis jetzt von der hohen Politik ferngehalten hat, soll zur Kaiserin erhoben werden und bei Hof den Platz ausfüllen, der seit der Ermordung der Königin durch die Japaner (am 8. Oktober 1895) leer geblieben ist. Damit würden die den Japanern sehr unangenehmen Wallfahrten des Hofs zum Grab der königlichen Märtyrerin von selbst ein Ende nehmen.

Strasse in der Hauptstadt Söul auf Korea.

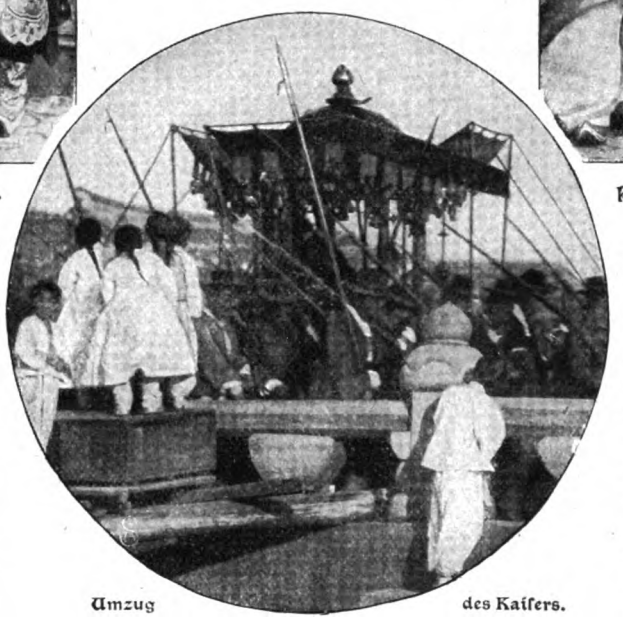
Digitized by Google

Vornehme junge Koreanerinnen.

Wer Sinn für etwas Eigenartiges hat, würde wohl seine Rechnung dabei finden, wenn er die Reise nach Söul unternommen hätte. Die herrliche Lage der Stadt in einem von bizarren Berggipfeln umgebenen Kessel, die altertümlichen Mauern und Thore, die malerische weiße Kleidung der Bewohner, die Mannigfaltigkeit der Volkstypen versetzen den Fremden auf einmal in eine ganz entfernte, mittelalterlich-phantastische Welt. Und dann wieder diese Kontraste der niedrigen, strohgedeckten Hütten, die, von oben gesehen, sich wie Negerkrals ausnehmen, und der elektrischen Straßenbahn und Beleuchtung — es ist beim ersten Anblick ganz sinnverwirrend. Auch hat die neuste Geschmacksentwicklung dafür gesorgt, daß man seinen Freunden bereits sehr willkommene „echt koreanische" Geschenke mitbringen kann. Truhen und Schränke aus gutem, festem Holz mit schönen Beschlägen, stattliche Tauschierarbeiten in Eisen und Silber, die sehr dekorativ wirken, auch eigenartige Silberarbeiten, die sich neben den indischen, chinesischen und japanischen sehen lassen können. Man braucht noch keineswegs zu den seltsamen Hüten, Tabakspfeifen, Waffen und Haushaltungsgegenständen seine Zuflucht nehmen, die mehr ein rein ethnologisches Interesse haben.

Aber trotz aller dieser Anziehungspunkte des unvergleichlichen Söul ist der sehnliche Wunsch des koreanischen Kaisers unerfüllt geblieben. Die fremden Fürstlichkeiten sind seinem Jubiläum ferngeblieben. Eigenhändige Gratulationsschreiben, von den ständigen diplomatischen und konsularischen Vertretern überreicht, müssen als Ersatz gelten. Für Deutschland wäre jetzt aber wohl die Zeit gekommen, in dem Bulgarien des Ostens statt des Konsulats eine Ministerresidenz einzurichten, wie es andere Großmächte bereits gethan haben. Es handelt sich, da wir das von einer deutschen Firma gebaute, stattliche und wohlgelegene Konsulatsgebäude doch wohl erwerben werden, nur um eine Rangerhöhung und die sonst unabweisbare Schaffung eines vizekonsularischen Postens.

Ludwig Rieß.



Umzug des Kaisers.

Palastdamen am koreanischen Hof.

Gwendolin.

Roman von

August Niemann.

Schluß.

Gwendolin kehrte nach Berlin zurück, um ihre Angelegenheiten zu ordnen, ihre Möbel zu verkaufen und nach Turin zu reisen. Sie haßte die Umgebung, in der sie in Berlin gelebt hatte, sie sehnte sich nach Frieden. Sie dachte an die Freundschaft der Gräfin Giuccioli, sie wollte sich in deren Arme retten. Dort am Fuß der majestätischen Alpen, im Umgang mit Menschen, die ihr sympathisch waren, wollte sie Frieden für ihr gequältes Herz finden.

Als Erbin Eugens verfügte sie über ein Einkommen, das sie der Sorgen um ihren Lebensunterhalt überhob. Gespart hatten allerdings weder er, noch sie. Aber Eugens Stücke wurden noch immer gegeben, und Gwendolin konnte sich, wenn sie bescheiden lebte, aus den Tantiemen ein Vermögen sammeln, das ihr für die Zukunft genügen würde.

Anfang Mai hatte Gwendolin alles geordnet und begab sich auf die Reise. Nur noch zwei Koffer waren ihre fahrende Habe. Sie wollte Deutschland verlassen und sich eine neue Heimat gründen. Aber bevor sie ihr Vaterland verließ, wollte sie das Grab ihres Vaters besuchen, dort auf dem Hügel, der den Vielgeliebten deckte, einen Kranz niederlegen und ein Gebet sprechen. Dieses Grab war das einzige, was noch für sie die Heimat darstellte. Zu den Verwandten hatte sie keine Beziehungen mehr. Ihr Untertauchen in die Beschränkt-

Digitized by Google

heit der niederen Stände nach dem Tod ihres Vaters hatte die Bande zerrissen, die sie mit der Stiftsdame, dem Major und den andern Mitgliedern der Familie verknüpften, und als sie später in Berlin reich und geräuschvoll gelebt hatte, waren diese Bande nicht wieder angeknüpft worden, weil die gesellschaftlichen Kreise zu verschiedenartig waren.

Es war ein wundervoller Frühlingsmorgen, als Gwendolin das Hotel verließ und ihre Schritte zu dem Haus lenkte, in dem sie als Mädchen mit ihrem Vater gewohnt hatte.

Das Haus stand noch, es mußte wohl wieder ein hoher Offizier dort sein Quartier aufgeschlagen haben, denn sporenklirrende Ordonnanzen kamen heraus. Sie blickte nach den Ställen. Hier hatte sich viel geändert. Mit einem Wehgefühl sah sie, daß anstelle der Boxen, wo Ankaret und ihres Vaters Chargenpferde gestanden hatten, ein großes Stallgebäude errichtet worden war.

Gwendolin ging um die Stallung herum der Wiese zu, sie blieb unter einer Weide stehn, und Thränen kamen in ihre Augen, als sie über den blumigen Rasen hinblickte, den damals, an jenem verhängnisvollen Tag, die Hufe der stolzen Rosse betreten hatten. Es war ganz wie einst: in dem grünen, üppigen Gras blühten Blumen, wie ein bunter Teppich war die Wiese ausgebreitet und erstreckte sich weithin, noch jenseits des Lattenzauns und der unglückseligen Pforte.

Gwendolin folgte einem bekannten Fußpfad zwischen den Hecken und näherte sich dem Friedhof. Wie dies Land voll war von Erinnerungen! Jeder Schritt erweckte sie neu. Hier war sie mit Lucian Mormann gegangen, damals, als sie in ihm ihre Stütze, ihren Retter erblickt hatte. Jetzt, auf diesem Weg mußte sie so lebhaft an ihn denken, lebhafter, als sie seit langen Jahren an ihn gedacht hatte. War sie nicht schlecht gegen ihn gewesen? Alles, was sie früher über ihre erste Ehe gedacht, trug jetzt eine andere Färbung. Und was sie nun über ihre zweite Ehe dachte, beeinflußte die Erinnerung an Lucian. Er war kein Mann für sie, seine Geduld erwürgte sie. Als sie mit Eugen zusammengelebt hatte, war sie der gleichen Ansicht gewesen, nämlich, daß sie mit Recht thäte, was sie that. Sie mußte diesen flüchtigen, unzuverlässigen Charakter stützen und auf dem geraden Weg erhalten. Aber nachdem sie von Lucian getrennt worden war, hatte seine Natur in ihren Augen gewonnen. Wie herrlich erschien seine Beständigkeit, wenn sie ihn mit Eugen verglich! Und seitdem Eugen gestorben war, erschien auch dieser zweite Gatte verklärt. Wie viel Schönheitssinn, wie viel Geist! Und dazu dies reizende Bedürfnis bei ihm, geliebt zu werden! Wie ein Kind hatte er sie oft angesehn mit seinen fragenden Augen! Lag nicht vielleicht an ihr selbst alle Schuld?

Sie fand das Grab des Vaters. Ein einfaches Kreuz von schwarzem Stein stand da und zeigte den Namen, Geburts- und Todestag an. Der Hügel war eingesunken und von Gräsern überwuchert. Gwendolin hing ihren Kranz auf das Kreuz, kniete nieder und betete, nahm sich auch vor, den Totengräber aufzusuchen und mit besserer Pflege des Grabes zu beauftragen.

Als sie sich wieder erhoben hatte, betrachtete sie noch lange den Namen Brogido. Ja, es war ein stolzer Name, ein altes, stolzes Geschlecht! In Turin hatte sie erst den rechten Stolz auf diesen Namen bekommen.

Ja, sie wollte nach Turin reisen. Dort lagen die Wurzeln ihres Stammes. Ich bin auf Kampf gestellt, dachte sie. Mehr, als mancher andere Mensch. Hoch in die Sterne ist mir der goldene Siegeskranz gehängt. Ich sehe ihn zuweilen deutlich und war ihm oft ganz nahe. Aber immer wieder hat ein neidisches Geschick ihn mir entrissen. Ich werde pilgern und wandern, bis ich das Glück finde und Siegerin geworden bin.

Gwendolin wandte sich, um zum Hotel zurückzukehren, da erblickte sie in der Entfernung eine Gestalt, bei deren Erscheinung ihr das Herz klopfte. War diese Gegend denn verzaubert, daß sie ihr die Vergangenheit in jedem Stück vor Augen führte? Kein Zweifel, das war ihre alte Freundin Grete, die, ein kleines Mädchen an der Hand, daherkam.

Einen Augenblick zögerte sie, ungewiß, ob sie einen Seitenweg einschlagen und der Begegnung ausweichen, oder Grete anreden sollte. In Berlin hatte seit mehr als zehn Jahren kein Verkehr zwischen ihnen bestanden, und sicherlich war Grete ihr feindlich gesinnt. Aber der Stolz siegte, und Gwendolin schritt gerade auf Grete zu. Beim Näherkommen bemerkte sie, daß Grete sich sehr verändert hatte. Sie war stark geworden und sah so recht wie eine behäbige Frau aus kleinen Verhältnissen aus. Ihr Gesicht war rund und zeigte die Farbe einer Frau, die ihre Haut nicht pflegen kann, sondern viel am Herd steht und aus der Hitze in die Kälte läuft.

Grete ging mit allmählich langsamer werdenden Schritten, augenscheinlich in Verlegenheit wegen ihres Wiedersehens mit der eleganten Dame, die mit der Haltung einer Fürstin daherkam. Grete fühlte nicht nur den Zwiespalt, der aus den traurigen Ereignissen früherer Zeiten hervorging, sondern war sich auch des Unterschieds der persönlichen Erscheinung bewußt. Sonderbar, wie dieser Gwendolin ihre Kleider standen! Beide Frauen waren in Trauerkleidung, und Grete hatte nichts gespart, um gut angezogen zu sein, aber Gwendolin gegenüber, so einfach diese auch war — es war auch nur ein wollenes Kleid und ein wollenes Mäntelchen, wie bei Grete — kam Frau Dorn sich sogleich spießbürgerlich vor.

Gwendolin machte einige schnellere Schritte auf Grete zu, reichte ihr die Hand und sagte: „Erinnerst du dich noch, wie wir uns hier einstmals trafen? Ich habe meines Vaters Grab besucht wie damals. Du bist mir eine liebe Freundin gewesen, Grete. Zürnst du mir?"

„Es hat wohl alles so kommen sollen," entgegnete Grete. „Du bist nun einmal eine geborene Gräfin und hast mit uns gewöhnlichen Leuten nie recht warm werden können. Du warst ja immer sehr freundlich zu uns, aber gefühlt habe ich das doch. Und wie du ganz arm warst und eine Stellung bei Meyer hattest — eine Gräfin bliebst du doch, und das ist ja auch der eigentliche Grund gewesen, weshalb du dich dort nicht halten konntest. Mein Mann sagt das Gleiche."

„Dein Mann? So, geht es ihm gut?" fragte Gwendolin, die anfänglich gedacht hatte, Grete wäre als Witwe in Trauer, gleich ihr selbst.

„Ich danke, es geht ihm ganz gut."

Gwendolin sah das kleine Mädchen an, das Grete an der Hand führte, und war tief ergriffen. Sie konnte ihren Blick nicht von den Augen des Kindes abwenden. Es waren Lucians Augen, die sie groß ansahen, voll Bewunderung, gerade so wie Lucian sie angeschaut hatte.

„Das ist deine Tochter?" fragte sie.

Grete warf einen strengen, vorwurfsvollen Blick auf Gwendolin und antwortete nicht sogleich.

Digitized by Google

„Es ist Lucians Tochter," sagte sie dann.

„Ah, Lucians Tochter!"

Gwendolin beugte sich nieder und küßte das Kind. Ihre Augen waren feucht.

„Wie alt ist die Kleine?"

„Sie ist sieben Jahre alt."

„Und wie heißt sie?"

Grete zwinkerte, biß sich auf die Lippe, machte ein unwilliges Gesicht und schien weggehen zu wollen, als die Kleine sich in die Unterhaltung mischte und mit heller Stimme sagte: „Ich habe einen schönen Namen. Ich heiße Gwendolin."

Gwendolin blickte erstaunt, vermochte nichts zu sagen, sah zur Seite, drückte ihr Taschentuch an die Augen und weinte.

„Schlimm genug," sagte Grete. „Wie der Mann dich geliebt hat, das ist ja gar nicht zu beschreiben. Und eine Frau, die das nicht einsehen konnte, die hatte überhaupt kein Herz. Aber das ist es eben, was gewissen Leuten fehlt. Die fahren hoch einher und treten in ihrem Stolz alles unter die Füße!"

„Er ist also wieder verheiratet?"

„Großer Gott, weißt du denn nichts von unserer Familie? Lucian ist seit drei Jahren tot. Er gab dem Drängen seiner Eltern und seiner Amtsbrüder nach und heiratete noch einmal um seiner Gemeinde willen. Seine Frau starb bei des Kindes Geburt — der Aermste hatte kein Glück mit Frauen. Vielleicht war es gut, daß sie starb, denn er hat dich wohl nie vergessen! Ach, ich bin nur eine simple Frau, aber ich kannte ihn so genau! So genau! Er taufte das Kind Gwendolin. Sie haben's ihm alle sehr verdacht." — Grete besann sich und schickte das Kind mit einem Auftrag fort. — „Manche haben ihn auch ausgelacht. Als die Kleine drei Jahre alt war, ist er am Typhus gestorben, den er sich an den Krankenbetten geholt. Er hat sein Amt sehr heilig genommen — du weißt das vielleicht noch? Er dachte nie an sich, nur immer an andere! In der Gemeinde wütete der Typhus. Er ging von Haus zu Haus, so lange ihn seine Füße tragen konnten. Ich glaube, der Tod war ihm ein Erlöser! Was hatte er auch noch vom Leben zu erwarten? Ja, das Kind — das war sein Glück. Aber wenn er es mit seinem — deinem Namen rief, so brachen die alten Wunden von neuem auf. Weißt du, ich habe es nicht begriffen — diese selbstquälerische Art."

„Du bist in Trauer?" fragte Gwendolin nach langer, stummer Pause. „Um wen trauerst du?"

„Es wird dir nicht so sehr nahe gehen," sagte Grete achselzuckend. „Nur eine einfache Frau, Lucians Mutter, ist gestorben und gestern hier beerdigt worden. Sie war froh, daß es zu Ende ging, denn sie stand ganz allein. Nur dies kleine Ding war bei ihr, das hatte sie nicht hergeben wollen. Aber was kann so ein Kind einer alten Frau sagen?"

„Mir könnte es viel sagen." Gwendolin sprach mehr für sich, als für Grete, diese aber antwortete: „Dir? Das Kind braucht Liebe, Geduld — Sonne — Opfer" — sagte sie scharf.

„Du lädst mir viel auf," entgegnete Gwendolin sanft.

„Nicht mehr, als du tragen kannst. Ich muß dir einmal aussprechen, wie ich über dich denke. Es ist ja ein Jammer, wie alles durch dich gekommen ist. Daß er das Mädchen Gwendolin getauft hat, ist ja eigentlich unbegreiflich. Lucian hat seine zweite Frau in Ehren gehalten, denn er war ein braver Mann, und bei ihm saß das Christentum nicht nur auf der Zunge, aber niemals hat er sein Herz von dir losreißen können, und glücklich ist er nicht wieder geworden bis zu seinem Tod. Ich habe es ihm gesagt: ‚Lucian, deine geliebte Gwendolin ist nicht von dir weggegangen, weil du zu schlecht, sondern weil du zu gut für sie warst.' Es giebt Frauen, die einen wahrhaft guten Mann nicht aushalten können. Aber er hat das ruhig mit angehört und nichts darauf erwidert und ist hingegangen und hat sich gegrämt. Du aber hast einen andern Mann geheiratet und hast lustig gelebt in Reichtum und Uebermut. Nun ist er auch gestorben, und du bist Witwe, aber bedauern kann ich dich nicht, denn du hast vom lieben Gott deine gerechte Strafe bekommen. Aber vielleicht tröstest du dich auch und nimmst noch einen dritten Mann und diesmal einen Adligen, denn dein Herz zieht dich doch nun einmal zu den Leuten, zu denen du gehörst, und wenn du nicht so arm gewesen wärst, hättest du weder Lucian noch Eugen Dietmar geheiratet."

Das gute Gesicht der rundlichen Frau war im Eifer dieser Strafpredigt ganz rot geworden.

Gwendolin aber entgegnete mit gesenktem Blick: „Du magst wohl recht haben von deinem Standpunkt. Ich bin dir nicht böse. Aber bedenke, daß wir alle so handeln, wie die Gesetze unserer Persönlichkeit uns vorschreiben. Ich habe immer gethan, was ich thun mußte nach meinem Gesetz."

„Gesetz?" sagte Grete. „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung!" Damit wandte sie sich ab und ging davon.

Gwendolin seufzte tief und kehrte zum Gasthaus zurück. Sie machte sich an das Einpacken ihrer Sachen, um mit dem Abendzug nach Frankfurt abzureisen, aber sie kam damit nicht vorwärts, müde und unschlüssig legte sie ein Kleid, das sie zusammenfalten wollte, wieder weg und setzte sich am Fenster nieder, den Kopf auf die Hand gestützt, schwermütig nach dem blauen Himmel und den blühenden Bäumen sehend.

In ihrem Innern klang Gretens Wort nach: „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung." Je länger sie darüber nachdachte, desto lauter klang das Wort in ihr. Hatte sie immer so gelebt, daß dies kein Vorwurf für sie war? Grete war nicht der Ansicht. Grete war ein einfaches Gemüt, sie war eine gutmütige Person, die nicht viel Ansprüche an das Leben machte, und heute noch hatte Gwendolin deutlich empfunden, welcher Abstand doch in gesellschaftlicher Hinsicht zwischen ihnen beiden war; aber wo es keinen Unterschied gab, sondern wo alle Menschen einander glichen, das war der sittliche Wert des Charakters, und gerade aus Gretens Mund war die Verurteilung schrecklich für Gwendolin. Ihr Leben erschien ihr plötzlich in einem neuen Licht. Sie hatte immer nach dem eigenen Glück getrachtet, und wo sie Glück gegeben hatte, da war es von ihrem Ueberfluß gewesen, aber kein Opfer. Sie hatte Glück verschenkt, wenn das Geben ihr eigenes Glück gewesen war. Sie hatte immer nach dem Gesetz gehandelt, das sie sich selbst gegeben hatte, aber die Liebe —

Gwendolin sah die Augen Lucians vor sich, die sie heute bei dem Kind wiedergefunden hatte. Die Bewunderung, womit das Kind sie angesehen, ging ihr jetzt wie ein Messer durchs Herz. Was bewunderte dies kleine Mädchen an ihr? Was hatte Lucian an ihr bewundert? Sie hatte das Herz dieses Mannes zerrissen, sie war eine kalte, grausame Egoistin; gerade jetzt, nach-

Digitized by Google

dem sie so viel Unglück angerichtet, wollte sie davongehen, wollte die Heimat verlassen, hatte niemand hier, den sie liebte, wollte in der Fremde ihrem Stolz frönen, sich zurückziehen in eine vornehme Abgeschlossenheit.

Sie sprang auf. Nein, sie wollte es nicht. Sie wollte nicht wegreisen. Das Kind, die Waise, Lucians Kind! Teil von seinem Wesen — ein Stück seiner Seele? Das waren die gleichen Augen, die so oft mit stiller Frage und sehnsüchtiger Liebe, mit der innigen Bitte um Verständnis zu ihr hingeschaut hatten!

Ich will — ich muß! Ich will seinem Kind geben, was ich ihm damals nicht geben konnte! Alles, was ich an Liebe habe, soll dies Kind haben, und die Schönheit der Welt soll es kennen lernen. Güte und Schönheit und Wahrheit — das wird mich befreien, erlösen!

Aber würde das auch möglich sein? Würde man ihr das Kind überlassen? Sie wollte zu Grete eilen. Sie wollte schnell sein, daß Grete nicht etwa abreiste und das Kind mit sich nähme.

Es war noch das gleiche bescheidene Haus der von ihr gering geachteten Küstersleute, dem Gwendolin schnellen Schrittes zustrebte, und als sie über die Schwelle trat, standen ihr die Bilder der Vergangenheit mit schmerzlicher Deutlichkeit vor Augen.

„Ich muß dich noch einmal sprechen, liebe Grete," rief sie der früheren Freundin entgegen, die sie mit augenscheinlicher Verwunderung eintreten sah.

Grete war nicht mehr wie heute morgen. Ihr Zorn war mit der Rede verraucht. Sie empfing Gwendolin mit ruhiger Freundlichkeit und lud sie zum Sitzen ein. Die Kleine war anwesend.

„Liebe Grete," sagte Gwendolin, „wir haben uns heute morgen schneller getrennt, als ich wünschte, und ich habe nachher noch vieles gedacht, was ich dir gern gesagt hätte. Ich will mich aber nicht verteidigen. Nur wollte ich dich fragen, ob es wirklich deine ernste Absicht ist, dies Kind mit dir zu nehmen und bei dir zu behalten. Hast du denn nicht selbst Kinder?"

„Ich habe vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen. Konrad und ich stimmen darin überein, daß wir die Kleine zu uns nehmen wollen. Wir leben gerade nicht im Ueberfluß, aber wo sechs sich satt essen, findet sich auch noch genug für das siebente."

„Gewiß, und ich glaube wohl, daß sie es sehr gut bei euch haben wird. Ich kenne dein Herz, Grete, und schätze dich nur höher nach dem, was du mir heute gesagt hast. Du bist glücklich, du hast einen vortrefflichen Mann. Aber sieh einmal, ich stehe ganz allein in der Welt, und ich hätte gern jemand, den ich so recht lieben könnte. Kinder habe ich ja nicht. Da, habe ich gedacht, könnte ich wohl diese Kleine zu mir nehmen. Was sagst du dazu?"

„Das ist mir ganz neu und überraschend. Dazu kann ich gar nichts sagen," entgegnete Grete. „Dazu muß zunächst Konrad sein Wort sprechen, und die Obervormundschaft hat schließlich die Entscheidung."

Grete hatte die letzten Worte mit unsicherer Stimme gesprochen. Ihr Stolz lehnte sich gegen Gwendolins Vorschlag auf, aber auf der andern Seite war sie sich der Sorge um das Kind wohl bewußt. Das Leben in Berlin, die kleine Wohnung — der Entschluß, Lucians Kind aufzunehmen, war weder ihr, noch ihrem Mann leicht geworden.

Gwendolin fühlte, was in Grete vorging.

„Ich habe die Absicht gehabt, nach Italien zu reisen und dort ganz zu bleiben," sagte sie, „aber daß wir uns heute getroffen haben, sehe ich als einen Wink vom Himmel an. Wenn ich Lucians Kind bekomme, so bleibe ich in Deutschland. Ich weiß ja nicht, ob du und dein Mann noch so viel Vertrauen zu mir habt — Ansprüche habe ich ja natürlich gar nicht —"

Gwendolin schwieg. Nach einer Pause fuhr sie fort: „Mein Leben hätte ein Ziel und einen Wert, wenn ich das Kind bei mir hätte."

Die kleine Gwendolin hatte am Fenster gestanden und zugehört. Ihre großen Augen wanderten von einer zur andern. Jetzt kam sie von ihrem Platz her, ging auf Grete zu, schmiegte sich an sie und sagte, den Blick auf Gwendolin gerichtet: „Liebe Tante, laß mich zu der schönen Dame gehen!"

Gwendolins Augen füllten sich mit Thränen. Sie stand auf und küßte Grete. „Wenn du zustimmst, so wird auch dein Mann zustimmen," sagte sie.

„Nun," erwiderte Grete seufzend, „es scheint ja so sein zu sollen."

Als Gwendolin mit Lucians Vermächtnis an der Hand in der Dämmerung zum Bahnhof schritt, den gleichen Weg, den sie damals genommen, als sie das Vaterhaus verließ, arm und einsam mit dem wunderlichen Drang im Herzen, frei zu sein, begegnete sie einem einfachen Bauernwagen: auf dem stand ein Armensarg. Sie schauderte. Des Lebens Armut hatte sie in diesem Sinn nie gekannt, aber im Innern war sie arm, ach so arm geblieben, bis heute. Sie faßte die kleine, zarte Kinderhand ganz fest und zog das kleine, junge Leben zu sich hin.

Hinter dem Wagen her lief ein Hund mit gesenkten Ohren und buschiger Rute. Wie bekannt kam ihr dies Tier vor in seiner struppigen Häßlichkeit!

„Ach," sagte die Kleine, „sieh, das ist dem Kräuterschorsche sein Hund. Der arme Schorsche ist tot, er starb im Wald allein. — Manchmal kam er zur Großmutter," setzte sie altklug hinzu, „und brachte Balsam und erzählte vom Vater und vom Schöneicher Pfarrhaus."

„Komm," sagte Gwendolin schaudernd, „komm Ich werde dir auch von deinem Vater erzählen."

„Hattest du ihn lieb?"

„Seine Liebe war das Beste, was ich besaß, mein Kind, und nun komm, wir beide wollen seinen Pfaden folgen — denn sie führen zum Glück und zur Erlösung."

* * *

Jahre waren wiederum verflossen. Vor dem Pfarrhaus zu Schöneiche stand eine Gruppe von Landleuten in lebhaftem Gespräch Das alte Haus sollte niedergerissen werden, um einem gesunden, luftigen und hellen Neubau Platz zu machen. Der Kirchenrat als Vertreter des Pfarramts war noch einmal durch alle Räume gegangen, Franziska ihm zur Seite. Sie waren beide alt und grau geworden. Längst schon sorgte Frau Franziska mit dem gleichen Feuereifer für ihre Enkel, wie vordem für ihre Kinder. Wenn auch ihr Scheitel silbern erglänzte, so strahlten doch noch die Augen in altem Mut.

Das Haus war bereits ausgeräumt, der jetzige Pfarrer, ein lediger Herr und zukünftiger Schwiegersohn des Kirchenrats, wohnte im Schulhaus. Aber unter der alten Linde im Vorgarten war der Kaffeetisch gedeckt, jener wehmütig süße Duft von Spätrosen und Reseden durchzog die Luft, und lautlos fielen schon einzelne gelbe Blätter zwischen die bunten Herbstblumen auf den Rabatten und Beeten.

Digitized by Google

„Wie sie wohl geworden ist unter den Händen dieser Frau?" fragte Frau Franziska sinnend.

„Da kommt sie ja schon — dort hält der Wagen auf dem Anger."

Ja, da hielt Kirchenrats „Speckpfanne". An ihr waren die Jahre spurlos vorübergegangen, nur war statt der Braunen ein Schimmel davorgespannt.

Ein schlankes Mädchen sprang leichtfüßig von dem hohen Trittbrett herab.

„Grüß Gott, Line!" rief Frau Franziska und schloß mit inniger Umarmung Lucian Mormanns Tochter in die Arme. „Mein Gott, zu was hast du dich herausgewachsen!" Sie hielt die schlanke Mädchengestalt mit ihren robusten Händen weit von sich ab und sagte: „Wie du deinem lieben Vater gleichst!" Thränen standen beiden in den Augen. Ein ganzes Menschenleben mit allen seinen Qualen und Schmerzen zog an ihnen vorüber.

„Mein Kind, du sollst doch dein Elternhaus noch einmal sehen, ehe wir es abreißen" — unterbrach der Kirchenrat die Stille.

„Viele Grüße von meiner Mutter," sagte Gwendolin Mormann, „und innigen Dank, daß ihr mich gerufen habt."

Frau Franziska schaute mit Wohlgefallen auf das schöne feine Mädchenbild und sog mit Behagen das feine Parfüm ein, das von ihr ausstrahlte — jenen Wohlgeruch, der von einem Edelmenschen ausgeht, weil Seele und Körper in gleicher Reinheit strahlen.

Und dann nahmen die beiden Alten das junge Menschenkind zwischen sich und zeigten ihm die Heimat, und Frau Franziska bewies heute eine Seelengüte und einen Herzenstakt, der sogar größer war, als ihr etwas ungezügeltes Temperament.

Als dann am Abend der Mond in voller Pracht am Himmel stand und Gwendolin Mormann mit den Freunden ihres Vaters nach Breitenbach fuhr, um dort einige Tage zu verweilen, wischte Frau Franziska verstohlen manche heimliche Thräne ab. Denn es kam ihr so vor, als ob die Frau, der sie im Leben laut und leise viel Böses gewünscht, manche Scharte ausgewetzt hätte.

Und als sie abends mit ihrem Mann allein war, sagte sie: „Lache mich nicht aus, Mann, ich denke den ganzen Tag über ein Wort nach, das Lucian Mormann einmal sagte, als wir uns mit ihm über seine geschiedene Frau stritten; seine Stimme bebte, ich höre ihn immer noch im Geist: ‚So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen — und keine Macht und keine Zeit zerstückelt geprägte Form, die lebend sich entwickelt.' Ich glaube, seine Liebe machte ihn so hellsehend. Er ahnte, daß sich diese Frau durchringen würde. Wie sie Lucians Kind erzog — das zeigt, was sie wert ist: die Mutter sühnt alle Schuld am Weib."

Der Kirchenrat widersprach seiner Frau nicht; er drückte ihr still die Hand, dann sagte er: „Der Wege sind viele, aber es sind seit Anbeginn alles Seins immer die gleichen, die zum Ziel führen, und jeder Mensch sucht sich den seinen nach eigenem Gesetz, und über allem waltet die ewige Liebe in nimmermüder Schaffenskraft. Es kommt alles zu seinem Ziel und Ende, aber wir Menschen verstehen Kette und Einschlag dieses Gewebes, das man Dasein nennt, erst dann, wenn wir am Ziel sind und zurückschauen."

Ende.

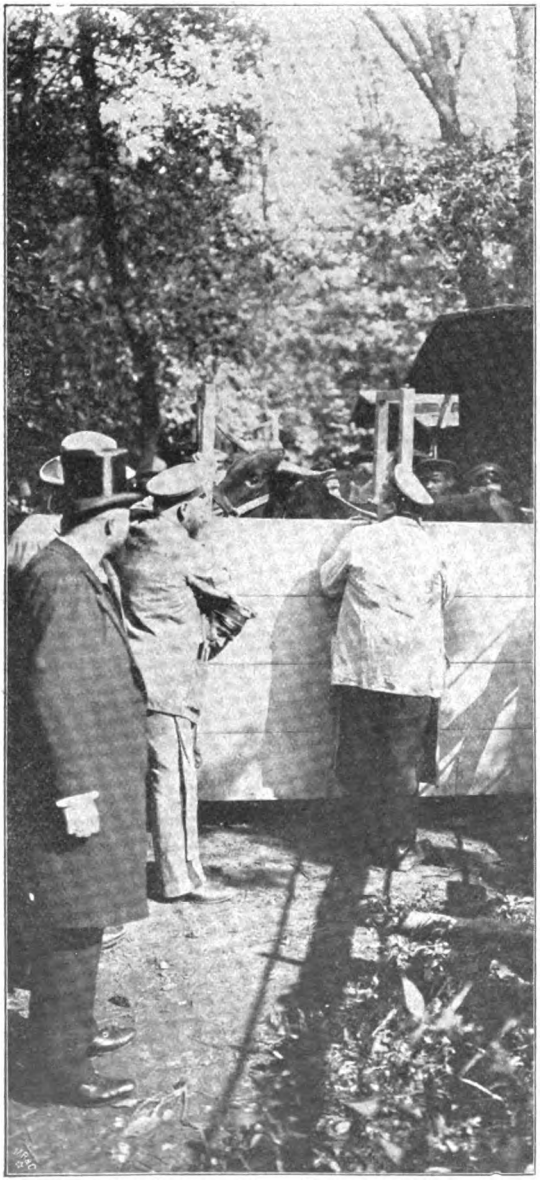
Was die Aerzte sagen.

Wohnungspflegegesetz.

Eine der schwierigsten hygienischen Fragen ist die der Wohnungshygiene. Die beschränkten Verhältnisse, die niedrigen Löhne führen für die minderbemittelte Bevölkerung zu einer Beengung in den Wohnräumen, die alles andere, nur nicht hygienisch genannt werden kann. Im großen und ganzen ist allerdings bei den weniger kultivierten Bevölkerungsschichten das Empfinden für schlechte Wohnungsverhältnisse wesentlich geringer, als bei den Verwöhnten, kennt man doch beispielsweise in diesen Kreisen den durch Gerüche verursachten Ekel gar nicht oder nur in geringem Maß. Trotzdem müssen die Wohnungsverhältnisse in erster Linie Gegenstand der kommunalen und hygienischen Fürsorge werden, denn gerade die Verbreitung infektiöser Krankheiten, wie der Tuberkulose, wird durch das enge Zusammenwohnen, durch ungenügende Reinlichkeit und schlechten Luftwechsel nur begünstigt und gefördert. Jedoch nicht allein die direkte Infektion ist es, die als drohende Gefahr energisches Eingreifen fordert, vielmehr noch müßte die Ueberlegung Platz greifen, daß in so schlechten und ungesunden Wohnungsverhältnissen die Ausbildung der kindlichen Organismen entschieden leiden muß und damit Individuen großgezogen werden, die die Fähigkeit, den rein physischen Kampf mit den Krankheiten aufzunehmen, nicht besitzen. Die Generation wird ungesund und nicht brauchbar für Arbeit und Leben. Darin liegt vor allen Dingen das ungemein Bedenkliche der oft haarsträubenden Wohnungsverhältnisse, wie sie die Mietskasernen unserer Großstädte aufweisen. Daß im allgemeinen die Absichten der Hausbesitzer und Hauserbauer eine erfolgreiche Aenderung im Sinn einer hygienischen Bauart für die minderbemittelte und arme Bevölkerung nicht unterstützen, ist selbstverständlich, es wird daher nur eine gesetzliche Regelung die gewünschten Resultate zeitigen können. Die Stadt Lübeck hat damit den Anfang gemacht durch Genehmigung eines Wohnungspflegegesetzes, das mit dem Januar 1903 in Kraft treten soll. Die wichtigsten Bestimmungen dieses Gesetzes beziehen sich auf den Luftraumgehalt der Wohnungen. Es wird darin vorgeschrieben, daß für erwachsene Personen je ein Luftraum von 15 cbm, für Kinder im schulpflichtigen Alter 7,5 cbm vorhanden sein müssen, Kinder unter einem Jahr kommen bei dieser Rechnung nicht in Betracht. Für Schlafräume fordert das Gesetz für Erwachsene 10 cbm, für Kinder mit Ausnahme derer unter einem Jahr 5 cbm Luftraum. Diese Zahlen sind etwas niedrig gegriffen und hätten unseres Erachtens schon deshalb höher angenommen werden müssen, weil es sich bei solchen Wohnungen stets noch um Verunreinigungen der Luft durch Beleuchtung und Heizung handelt. Ein normaler Mensch scheidet bei einem Verbrauch von etwa 1/2 Liter Atemluft auf den Atemzug in der Stunde 22,6 Liter CO_2, Kohlensäure aus. Als maximale Grenze zwischen guter und schlechter Luft gilt ein Gehalt von 1‰ CO_2. Da nun normalerweise die Luft schon Kohlensäure enthält, so ergiebt sich daraus für einen erwachsenen Menschen ein sogenannter Luftkubus von 17—25 cbm, also ein Raum, der einem Zimmer von 3 m Höhe, 3 m Länge, 1,9—2,8 m Breite entsprechen würde. Schulpflichtige Kinder in ihrem Luftbedürfnis um die Hälfte geringer, einjährige Kinder gar nicht einzuschätzen, erscheint sehr anfechtbar. Immerhin bedeutet dieses Wohnungspflegegesetz einen ganz besonderen und hervorragenden Fortschritt auf dem Gebiet der sozialen Hygiene.

Digitized by Google

Ankunft im Zoologischen Garten. (Joh. Lüpke phot.)



Auspacken in den Rindergehegen. (Joh. Lüpke phot.)

Ein Geschenktransport vom Sultan

für den Berliner Zoologischen Garten.

Es war für uns vollständig überraschend, deshalb aber gewiß nicht weniger erfreulich und ehrenvoll, als ich jüngst eines Sonntagsabends von der türkischen Botschaft die Nachricht erhielt, daß Sultan Abdul Hamid II. dem Berliner Zoologischen Garten „vier afrikanische Rinder" als Geschenk zugedacht habe, die bereits am folgenden Montag ankommen sollten. Tags darauf war ich bereits in aller Frühe mit Fuhrwerk und Leuten am Schlesischen Bahnhof, um nach längerem Warten endlich den Eilgüterzug aus Frankfurt a. O. einlaufen zu sehen.

Zwei türkische Wagen hoben sich durch Aufschriften und Zeichen mit dem Halbmond gleich heraus; erwartungsvoll eilte ich hinzu und überzeugte mich sofort, daß es ein älterer und ein jüngerer Stier, sowie zwei Kühe einer rotbraunen, antilopenartig schlanken Zebu- oder Buckelrinderart mit elegantem, weit ausgelegtem Gehörn waren, ähnlich den abessinischen und ostsudanischen Sangas, die früher einmal in unserm Garten gehalten wurden, nur leichter und feiner; offenbar hochedle Tiere und eine höchst willkommene Bereicherung unseres Tierbestandes, namentlich unserer bereits aus 15 verschiedenen Arten bestehenden Rindersammlung!

Nun ging es ans Ausladen, Ueberschieben der vier Kisten auf unsere Rollwagen, was nicht ohne einige recht ängstliche Augenblicke abging. Die mit Polsterung u. s. w. ganz vortrefflich eingerichteten Kasten waren nämlich oben offen; infolgedessen hatten die Tiere während der ganzen Reise an den Hörnern fest angeseilt gehalten werden müssen, damit ihnen jede Lust zum Herausspringen verging; andrerseits sahn sie alles, was sich um sie her abspielte, und das hatte namentlich die Stiere äußerst erregt und böse gemacht. Es bedurfte daher fortwährender zur Vorsicht mahnender Kommandorufe meinerseits, als wir die Stricke zum Teil lösen und wieder anders befestigen mußten. Da hieß es aufpassen und festhalten!

Mit unsern geübten Leuten ging aber alles gut; mit einem großen Wagenplan bedeckt, wurden die Tiere auch ruhiger, und wir kamen mit unserer Schimmelfuhre glücklich im „Zoo" an. Hier erforderte nun das Auspacken noch alle mögliche Vorsicht und Umsicht, denn sobald wir den Stieren die Köpfe notgedrungen wieder mehr oder weniger freigegeben hatten, zeigten sie die größte Lust, ihren Unmut über die beschwerliche Reise und enge Haft an uns auszulassen. Von oben zugebaut und verdunkelt, ließen sie sich aber — „Ochsen", wie sie nun einmal waren — mit einiger Geduld doch in die für sie bestimmten Ställe hineinbugsieren, und heute haben sie sich an ihren Wärter schon so weit gewöhnt, daß dieser zuversichtlich hofft, sich bald ganz mit ihnen zu befreunden, wenn sie vorläufig auch noch in übler Laune den Futtertrog zeitweise arg mißhandeln.

Dr. L. Heck.

Digitized by Google

Bilder aus aller Welt.

J. H. von Kirchmann.
Zu seinem 100jährigen Geburtstag.

Eine bunte Reihe von Menschen und Werken, die trotz ihrer reichen Fülle doch nur einen kleinen bescheidenen Abschnitt aus dem mannigfaltigen Leben und Treiben unserer vielgestaltigen, großen Welt giebt, fügen wir heute zwanglos in Wort und Bild aneinander.

Am Anfang November vor 100 Jahren wurde der Präsident Julius Hermann v. Kirchmann geboren, der es verdient, daß man sich seiner heute dankbar erinnert. Als hoher richterlicher Beamter in Preußen, hat er allezeit für seine Ideale, für den liberalen und nationalen Gedanken, gekämpft und gelitten und an den großen Arbeiten der Ausbildung unserer politischen Verfassung und Gesetzgebung bis zu seinem 1884 erfolgten Tod rastlos mitgearbeitet.

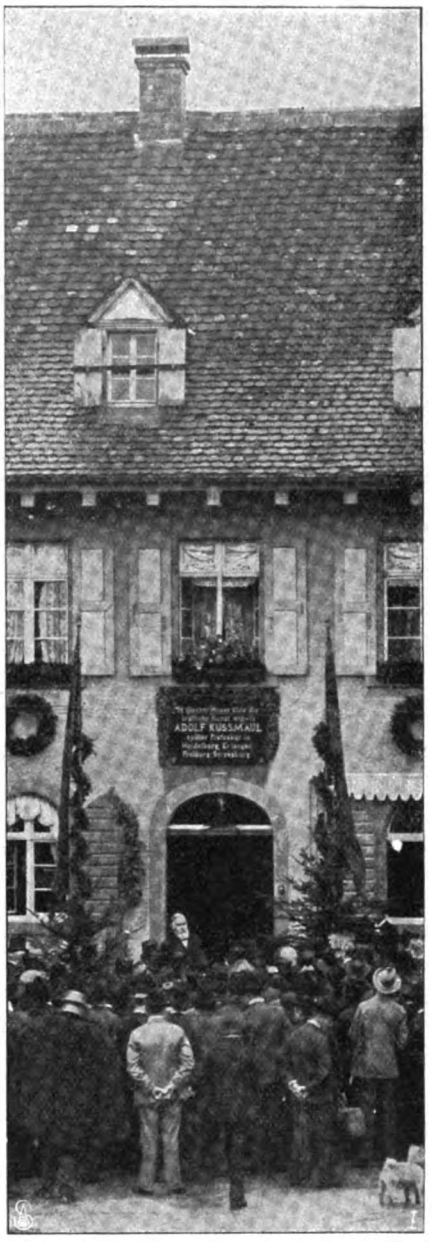
Das kleinste Automobil der Welt.

Das kleinste Automobil der Welt zu besitzen, einen elektrischen Kraftwagen von 4 Fuß Länge und einer Höhe vom Boden bis zum Sitz von 2 Fuß, darf sich der — fünfjährige Sohn des amerikanischen Milliardärs Gould, der kleine George Jay Gould, mit Stolz rühmen.

F. A. Trendelenburg.
Zur Feier seines 100jähr. Geburtstags.

Dieser Tage fand in der Aula des Gymnasiums zu Eutin eine Festsitzung zur Feier des 100jährigen Geburtstags des Philosophen Friedrich Adolf Trendelenburg unter Anwesenheit von sieben Kindern und vielen Kindeskindern des berühmten Gelehrten statt. Der Jenenser Professor Dr. Eucken hielt die Festrede; der Großherzog von Oldenburg, Professor Paulsen-Berlin als Vertreter des preußischen Kultusministeriums, Professor Stumpf als Vertreter der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin und ein großer Kreis bekannter Gelehrter waren zu der Feier erschienen.

Ebenfalls der Erinnerung an einen großen Mann war die schlichte Feier gewidmet, die der Enthüllung einer Gedenktafel in Kandern, einem



I. Ansprache des Professors Czerny-Heidelberg bei der Enthüllungsfeier der Gedenktafel in Kandern. (B. H. Meyer phot.)
II. Gruppenbild der Festteilnehmer: 1. Prof. Ziegler, Freiburg. 2. Prof. Bäumler, Freiburg. 3. Prof. Manz, Freiburg. 4. Prof. Kahn, Straßburg. 5. Med.-Rat Eichbacher. 6. Dr. Meister, Heidelberg. 7. Prof. Czerny, Heidelberg. 8 Prof. Leiner, Heidelberg. 9. Med.-Rat Dr. Keller. 10. Med.-Rat Dr. Stark. 11. Hofrat Strüwe. (R. Trefzger phot.)

Eine Erinnerungsfeier zu Ehren Kussmauls.

Digitized by Google

Das Okapi
im Kongomuseum zu Tervueren.

Städtchen im Herzen des Markgräflerlandes, galt: der Erinnerung an die Jahre 1850—53, in denen der im Frühjahr verstorbene Geheime Rat Dr. Adolf Kußmaul dort die ärztliche Praxis ausübte. Die Gedenktafel berichtet einfach: „In diesem Hause übte die ärztliche Kunst 1850—53 Adolf Kußmaul, später Professor in Heidelberg, Erlangen, Freiburg, Straßburg."

Im Kongomuseum in Tervueren ist augenblicklich ein ausgestopftes Okapiweibchen ausgestellt, das von dem berühmten Forscher Forsyth Mayor in London als eine ganz neue Tierart festgestellt worden ist. Binnen kurzem wird eine ausführliche Schrift über das Okapi von dem Londoner Gelehrten erscheinen.

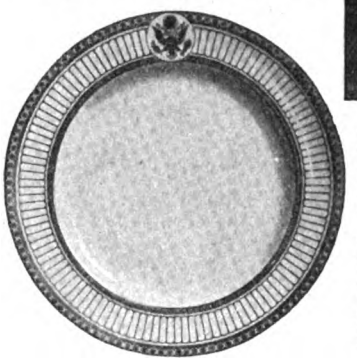
Die jetzige Herrscherin im „Weißen Haus" in Washington, dem Regierungssitz des Präsidenten Roosevelt, hält auf Repräsentation und Betonung eines vornehmen Geschmacks sowohl in der Anwendung wie in der Verwertung sämtlicher Repräsentationsstücke. So will die Präsidentin nach der jüngsten Ergänzung des häuslichen Silberschatzes jetzt ihr Porzellanservice vermehren und hat bei der bekannten englischen Wedgwoodporzellanfabrik über tausend Stück prachtvoller Porzellanwaren bestellt, von denen wir einige besonders schöne Stücke unsern Lesern zeigen.

Zur Förderung weiblichen Fleißes, zur Entwicklung künstlerischen Geschmacks sowie zu der notwendigen Realisierung der Selbstbethätigung der Frau am praktischen Leben in Brasilien hat eine deutsche Frau, Hedwig Baetz-Schreiner in Rio de Janeiro, einen Frauenverein gegründet, der schon 200 Mitglieder hat und jüngst eine äußerst beifällig aufgenommene Ausstellung weiblicher Handarbeiten veranstalten konnte.

In Gegenwart des Kultusministers Dr. Studt und zahlreicher Vertreter der Medizin, Chemie und Pharmazie wurde Ende Oktober das neue pharmazeutische Institut der Berliner Universität feierlich eingeweiht. Die Festrede hielt Prof. Thoms.

Ein verdienstvoller Kunstmäcen, das Ehrenmitglied der Münchner Künstlergenossenschaft, der Gutsbesitzer Freiherr Thomson v. Biel-Kalkhorst, hat jüngst seinen 75. Geburtstag begangen. Er ist der Begründer der Stiftung zur Hebung der Freskomalerei in Deutschland und hat dadurch Hermann Prell, der mit seinen Fresken im Architektenhaus zu Berlin als Erster diesen Preis errang, dauernd für die Monumentalmalerei gewonnen.

Die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft hat einen ihrer tüchtigsten Leute verloren, den Kapitän Edmund Badenhausen, der zuletzt nach vielen glänzenden und mit manchen Auszeichnungen bestandenen Fahrten als Vorsteher der durch den furchtbaren vorjährigen Brand allgemein bekannten Hobokener Docks wirkte.



Teller und Glas
für das Weiße Haus in Washington.

In Schleswig wird auf dem Kasernenhof des Husarenregiments Kaiser Franz Josef in den nächsten Tagen ein Denkmal des verewigten Generals v. Schmidt feierlich enthüllt werden, den der bekannte Maler Konrad Freyberg in einer lebenswahren Büste dargestellt hat.

In kurzer Frist ist ein junger Komponist, Leo Blech, bekannt geworden. Seine Oper: „Das war ich" ist gegenwärtig auf dem Triumphzug durch ganz Deutschland begriffen.

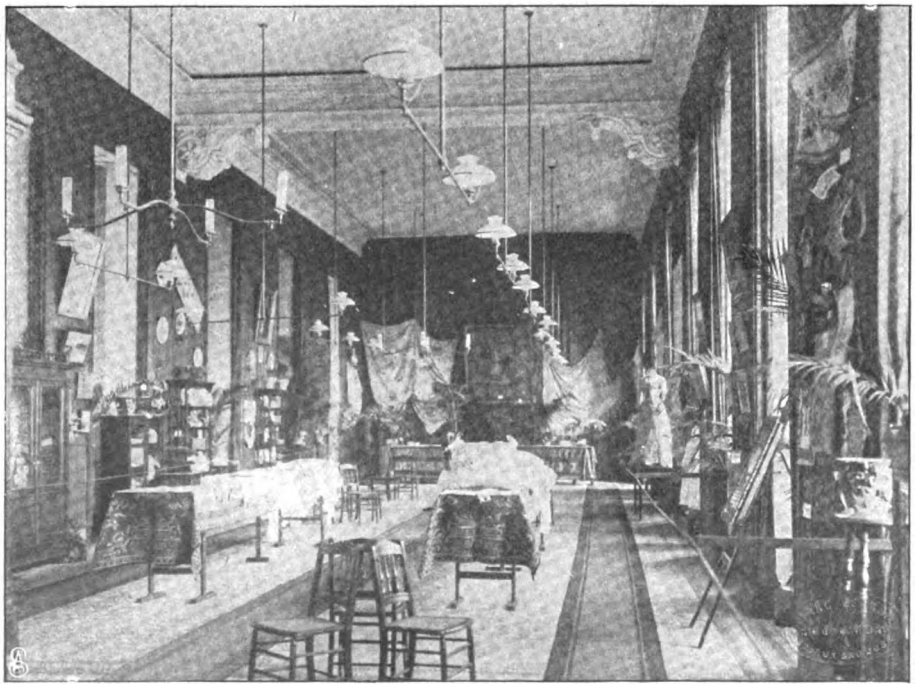
Amerika holt sich auf künstlerischem Gebiet noch immer seine besten Kräfte aus Europa. Der Sänger Elmblad, Oberregisseur des Königlichen Theaters in Stockholm, ist — ebenfalls als Oberregisseur — für die Metropolitanoper in Neuyork engagiert worden. In Deutschland ist Elmblad durch viele Gastspiele bekannt und geschätzt.

Kapellmeister Mikorey wurde als Nachfolger von August Klughardt zum Kapellmeister in Dessau ernannt.

Auf dem jüngsten Kolonialkongreß hat der Marinestabsarzt Dr. Martini beachtenswerte Ausführungen über die mörderische Tsetsekrankheit, der in Südafrika der größte Teil der englischen Pferde zum Opfer fiel, in Verbindung mit einem Vortrag über Malaria, Malariaparasiten u. s. w. gemacht.

In angelsächsischen Adelskreisen schämt man sich seiner Hände Arbeit nicht. So ist Prinz Hugo Hohenlohe, ein Vetter unseres Kaisers und des englischen Königs, in ein Neuyorker Bankgeschäft als Lehrling eingetreten.

Die Bilder zweier tüchtiger Lebenskämpfer, deren beider Leben



Aus dem deutschen Frauenleben in Brasilien:
Ausstellung weiblicher Handarbeiten des deutschen Frauenvereins in Rio de Janeiro.

Digitized by Google

Freiherr von Biel,
feierte seinen 75. Geburtstag.

Kapitän Edm. Badenhausen †
Vorsteher der Hobokener Docks.

Kultusminister Studt.

Die Einweihung des neuen pharmazeutischen Instituts der Berliner Universität.

Die Büste eines Malers:
General v. Schmidt von Konr. Freyberg.

köstlich gewesen ist, weil es Mühe und Arbeit gewesen, werden allgemein interessieren. Der Geh. Medizinalrat Dr. Florschütz in Koburg feiert am 1. November in vollster Regsamkeit seinen 90. Geburtstag, während Professor Eberhard Marggraff (Porträt S. 2108), der einstige Geschichtslehrer am Berliner französischen Gymnasium, als Achtzigjähriger noch frisch und fröhlich in die Welt schaut.

In Petersburg wird demnächst die in Ueberlebensgröße ausgeführte Marmorstatue Rubinsteins enthüllt werden. Das Werk ist eine Schöpfung des russischen Bildhauers Bernstamm, der den großen Musiker persönlich kannte.

Einer einst hoch Gefeierten, Friederike Grün, der ersten Fricke bei den ersten Musteraufführungen in Bayreuth 1876, von der Wagner sagte: „Sie mit ihrer goldenen Stimme können alles, was Sie wollen", wollen wir mit Richard Wagner auf ihr Bild schreiben: „Fricke Grün soll immer blühn!"

Der Karlsbader Theaterdirektor Emanuel Raul feierte jüngst sein 40jähriges Bühnenjubiläum, das ihm reiche Glückwünsche aus Berufs- und Laienkreisen eintrug.

Aus Anlaß der Feier des 25jährigen Bestehens des Königstädtischen Gymnasiums wurde der Name Professor Adolf Cebrians viel genannt, der seit Begründung der Anstalt als Lehrer der Tonkunst dort wirkt. Als Sohn des Grafen Franz von Cebrian und seiner Gemahlin, einer geb. Prinzessin Brenzenheim, lebt der einstige Offizier und jetzige Tondichter, der den Adel abgelegt hat, nur seinen Werken und seinem Beruf.

Im Alter von 83 Jahren starb in Berlin der Redakteur Büttner, der als Leiter verschiedener Fachzeitschriften bekannt war.

Fritz Hallberg.

Marinestabsarzt Dr. Martini,
Erforscher der Tsetsekrankheit.

Kapellmeister Mikorey,
Nachfolger Klughardts in Dessau.

Prinz Hugo Hohenlohe,
trat als Lehrling in ein amerikan. Bankgeschäft ein.

Oberregisseur Elmblad,
geht a. d. Metropolitanoper in Neuyork.

Leo Blech, Komponist
der Oper „Das war ich".

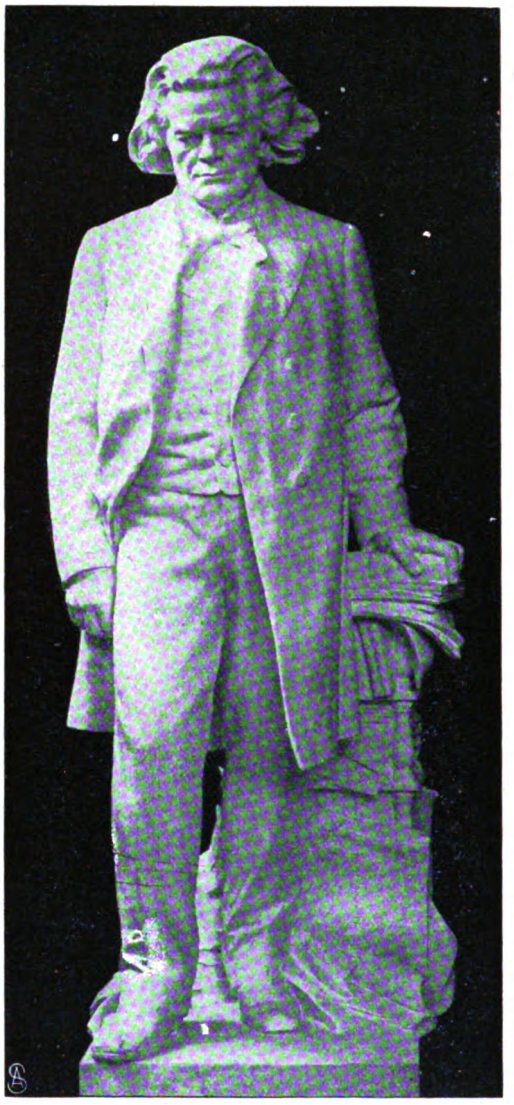
Geh. Med.-Rat Florschütz, Koburg.
feierte seinen 90. Geburtstag.

Digitized by Google

Prof. E. Marggraff,
feierte seinen 80. Geburtstag.

Bildhauer Bernstamm,
Schöpfer des Rubinsteindenkmals.

Redakteur Büttner †
Berlin.



Die Marmorstatue Rubinsteins für Petersburg
vom Bildhauer Bernstamm.

Schluss des redaktionellen Teils.

Friederike Grün,
die erste „Fricke" in Bayreuth.

Theaterdirektor E. Raul, Karlsbad,
feierte sein 40jähriges Bühnenjubiläum.

Prof. A. Cebrian,
bekannter Musikpädagoge.

Digitized by Google

DIE WOCHE.

Nummer 46. Berlin, den 15. November 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 46.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	2109
Abendbesuch im Kunstgewerbemuseum. Von Julius Lessing, Direktor des Kunstgewerbemuseums in Berlin	2109
Der Schnelltelegraph von Pollak und Virag. (Mit Abbildung)	2110
Umschau	2111
Theater	2112
Ho, Horrido, Ho, Ho! Von Franz Genthe. (Mit Abbildungen)	2113
Das Buch der Woche	2113
Unsere Bilder	2114
Die Börsenwoche	2116
Die Toten der Woche	2116
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	2117
„Kreuz wende dich." Roman von Fedor von Zobeltitz. (Fortsetzung)	2125
Naturwissenschaftlich-medizinische Erziehungsprobleme. Von Dr. med. Paul Reyher	2129
Die Pariser Polizei. Von Karl Eugen Schmidt (Paris). (Mit 5 Abbildungen)	2133
Die deutsche Zuckerrübenkultur. Von Dr. W. Schulze. (Mit 8 Abbildungen).	2135
O Welt, du Wunder. Gedicht von Karl Hauptmann	2139
Der Vergnügungsrat. Gedicht von Edwin Bormann	2139
Hut und Pelzmoden. (Mit 6 Abbildungen)	2140
Taternvolk. Skizze aus dem Zigeunerleben von Eva Treu	2142
Aus dem neuen Südafrika. Reisebilder von Hugo von Kupffer. III. (Mit 4 Abbildungen)	2146
Was die Aerzte sagen	2149
Bilder aus aller Welt	2149

Man abonniert auf die „Woche":

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers" und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche": **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr., Ecke Karlstr. 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Johannisplatz 1; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstr. 38; **Essen a. Rh.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Mittelstr. 9, Ecke Schulstr.; **Hamburg**, Dornbusch 10; **Hannover**, Georgstr. 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohestraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfsche Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstraße 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstraße 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstraße 30; **Stettin**, Breitestraße 45; **Stuttgart**, Königstraße 11; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.

in Holland bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": **Amsterdam**, Heerengracht 457.

in Dänemark bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": **Kopenhagen**, Kjöbmagergade 8.

in Nord-Amerika bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": **Newyork**, 611/621 Broadway.

Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Die sieben Tage der Woche.

6. November.

Zum Erzbischof von Köln wird der dortige Weihbischof und Domdechant Dr. Anton Hubert Fischer gewählt.

Im englischen Unterhaus wird die Nachtragsforderung von acht Millionen Pfund Sterling für Südafrika einstimmig bewilligt.

Der Kaiser tritt, nachdem er in Kiel der Vereidigung der Marinerekruten beigewohnt hat, am späten Abend die Reise nach England zum Besuch König Eduards an.

7. November.

Im Reichstag wird ein von 146 Mitgliedern der Rechten und des Zentrums unterschriebener Antrag eingebracht, namentliche Abstimmungen in Zukunft durch Abgabe beschriebener Zettel vorzunehmen.

Im dänischen Folkething wird eine Vorlage betreffend die Einführung der obligatorischen bürgerlichen Ehe eingebracht.

In Wien kommt es aus Anlaß der Stichwahlen zum niederösterreichischen Landtag, die gleich den Hauptwahlen zu Gunsten der Christlich-Sozialen ausfallen, zwischen diesen und Sozialdemokraten zu heftigen Zusammenstößen, die das Einschreiten der berittenen Sicherheitswache notwendig machen.

8. November.

Kaiser Wilhelm betritt in Port Viktoria englischen Boden, stattet im Lager von Shorncliffe dem ersten Dragonerregiment, dessen Chef er ist, einen Besuch ab und trifft abends als Gast des Königs Eduard auf dessen Landsitz Sandringham ein.

9. November.

Pietro Mascagni wird auf einer Tournee durch Amerika in Boston auf Antrag seines Impresarios verhaftet und erst nach Hinterlegung einer Kaution wieder freigelassen.

Der Zar hat dem Oberprokurator der heiligen Synode in Petersburg, Konstantin Petrowitsch Pobjedonoszew, die erbetene Entlassung aus seinem Amt zum 1. Januar bewilligt.

10. November.

Der deutsche Botschafter in Wien, Fürst Philipp Eulenburg, der um seine Entlassung aus dem Staatsdienst gebeten hatte, ist vom Kaiser mit den gesetzlichen Wartegeldern in den zeitweiligen Ruhestand versetzt worden.

Das spanische Ministerium Sagasta giebt seine Demission.

Der türkisch-italienische Zwischenfall wegen der Duldung der Seeräuberei am Roten Meer wird durch ein Abkommen zwischen den beiden beteiligten Staaten beigelegt.

11. November.

Bei den Landtagswahlen in Schwarzburg-Rudolstadt gewinnen die Sozialdemokraten neun Mandate von sechzehn.

Bei dem Abschiedsbankett zu Ehren des Botschafters White in Berlin werden politisch bedeutsame Reden gehalten.

König Alfons von Spanien betraut den bisherigen Ministerpräsidenten Sagasta mit der Neubildung des Kabinetts.

Chamberlain hat mit den Generalen Botha und Delarey eine mehr als zwei Stunden dauernde Unterredung.

12. November.

Der Reichstag nahm den § 8 der Zolltarifvorlage in der Kommissionsfassung an.

Abendbesuch im Kunstgewerbemuseum.

Von Julius Lessing,

Direktor des Kunstgewerbemuseums in Berlin.

(Hierzu das Bild auf Seite 2122).

Eine oft und dringlich ausgesprochene Forderung wird erfüllt. Von den Königlichen Museen in Berlin wird zunächst das Kunstgewerbemuseum dem Abendbesuch bei künstlichem Licht zugänglich gemacht.

Hier noch mehr als bei den kunsthistorischen Sammlungen schien die Forderung fast selbstverständlich: die Arbeiter, die mit in erster Linie sich an den Werken des alten Kunstgewerbes bilden sollen, haben am Tag nicht Zeit, die Sammlungen zu besuchen, man muß sie also am Sonntag und am Abend zulassen. Für die Sonntage ist bereits seit einigen Jahren reichlich gesorgt, es bleiben sämtliche Sammlungen

Digitized by Google

am Lustgarten und in der Prinz Albrechtstraße bis zum Eintritt der Dunkelheit offen.

Hierbei galt es nur einen Entschluß, aber für eine künstliche Beleuchtung häuften sich Schwierigkeiten aller Arten.

Schwierigkeiten in unserm Zeitalter der Elektrizität? Sicherlich kann man alles beleuchten, was man will. Wir haben in Paris Privatsammlungen, die des Abends fast noch schöner anzuschauen sind als am Tag; an versteckten Stellen, nahe der Decke, entzünden sich Glühkörper, die, dem Auge verborgen, nur gegen die weiße Decke strahlen und von dort im Reflex eine milde Helligkeit herabsenden, verbunden mit den Glühkörpern hinter den matten Glasrändern der Fenster. Und in dieses milde Licht hinein strahlen dann die Glaskästen, die gegen die Wand gesetzt sind und die Lampen mit ihrem vorderen Leistenwerk verdecken. In diesen Kästen kommt kostbares Gut zur schönsten Geltung, und man hat die Annehmlichkeit, sie gelegentlich aufleuchten zu lassen, wie und wann man will.

Ganz etwas anderes in unsern Museen mit den kilometerlangen Galerien! Diese Räume sind gebaut, und der Inhalt ist angeordnet für Tageslicht. Die Decken sind aus Holz oder dunklen Massen, die kein Licht reflektieren, die Kunstwerke rechnen auf Streiflicht, wie in den Zimmern, oder auf ein völlig zerstreutes Zenitlicht. Nun kommt von Bogenlampen ein hocheinfallendes Licht mit schwarzen Schatten, ganze Ecken der Säle bleiben düster, es bedürfte einer völligen Neuordnung, ja geradezu neuer Bauten, um etwas leidlich Genügendes herzurichten, und noch dazu ganz ungeheuerlicher Ausgaben.

Aber in London hat man doch die Museen beleuchtet?! Die Erfahrungen dort haben wenig ermutigt. Im British Museum hat man vor etwa 6 Jahren damit begonnen; wegen der enormen Betriebskosten hat man tageweise abwechselnd immer nur die Hälfte der Säle beleuchtet und — hat es seit einem Jahr völlig eingestellt. Es kam so gut wie niemand.

Im South-Kensington, jetzt Viktoria- und Albertmuseum beleuchtet man seit dreißig Jahren, zunächst mit Gas, später mit elektrischem Licht. Da dort die meisten Säle Oberlicht haben und die Kunstwerke dementsprechend aufgestellt sind, so waren die Vorbedingungen günstiger, man schaffte einen künstlichen Ersatz dieses Oberlichtes. Aber der Erfolg ist sehr mäßig. Die Besichtigung strengt die Augen außerordentlich an, an vielen Stellen kann man nicht einmal die erklärenden Zettel lesen, alle Seitenräume bleiben im Halbdunkel, gut beleuchtet sind nur die oberen niedrigeren Säle.

Und der Besuch? Erstaunlich gering! Von der arbeitenden Bevölkerung kommt niemand, ganze Reihen von Sälen sind völlig menschenleer, andere aufgesucht von promenierenden Paaren, die sich der Einsamkeit ergeben.

In Paris hat man diese Experimente nicht erst gemacht. Die Weltausstellungen von Chicago 1893 und Paris 1900 hatten Beleuchtung verheißen, aber nicht eingeführt.

Trotz dieser wenig ermutigenden Vorgänge versuchen wir es nun in Berlin, allerdings nicht ohne starke, auch technische Bedenken gerade der Leiter der Museen.

Wird die Arbeiterbevölkerung bei uns eher als in London geneigt sein, ihre Abende für ihre Fortbildung herzugeben? Wir hoffen es. Der Arbeiter wohnt in London in weit entlegenen Vorstädten. Wenn die Werkstatt um 6 Uhr schließt, ist er kaum um 7 Uhr zu Hause, dann erwartet ihn nach englischer Sitte die Hauptmahlzeit, und es ist für ihn so gut wie unmöglich, noch einmal zur Stadt zurückzukehren. In Berlin ist der Arbeiter meist um 6½ Uhr zu Hause und hat nur ein kurzes Abendbrot einzunehmen. Wir sehen auch, wie die Arbeiter mit bewundernswertem Wissensdrang jede Gelegenheit zur Fortbildung aufsuchen, wie alle volkstümlichen Vorlesungen überfüllt sind. In der Lessingakademie haben es Vorlesungen von Osborn und Fritz Stahl auf mehr als 600 Zuhörer gebracht. Die 70 Vorlesungen, die das Kunstgewerbemuseum jeden Winter unentgeltlich veranstaltet, sind überfüllt, es muß in dem Neubau ein Saal von doppelter Größe hergestellt werden. Das alles ermutigt.

Wir sind ferner der Meinung, daß man diesem Bildungsbedürfnis durch eine besondere Auswahl des Vorgeführten entgegenkommen muß. Man kann nicht verlangen, daß der Arbeiter ohne Vorbildung die Dutzende von überfüllten Sälen durchläuft, um einiges ihm Verständliche herauszufinden. Wir haben deshalb die Abendausstellung in den großen Lichthof des Museums verlegt und haben dort erlesene Stücke aus den Sammlungssälen zusammengetragen. Nicht aus allen Sälen, sondern zunächst aus einer stilistisch beschränkten Gruppe: der Renaissance. Die edelsten Arbeiten dieser edelsten Zeit der Kunst sind hier derart zusammengestellt, daß sie sich gegenseitig heben und erklären.

Wer an diese Ausstellung eine Stunde Zeit wendet — und länger hält erfahrungsmäßig die Sehkraft ungeschulter Besucher nicht vor — wird einen harmonischen Eindruck davon erhalten, wie sich schön geschnitzte Möbel von den Ledertapeten und Teppichen abheben, wie Silber- und Goldgerät, wie Majolika, Glas und Email sich in diesen Rahmen einfügen, wie die Werke der Kleinkunst aus dem gleichen Geist erwachsen sind wie die der Plastik. Um diesen Anschauungskreis auszufüllen, sind Marmorwerke, Bronzen und Terrakotten der gleichen Periode aus der Abteilung für Plastik der christlichen Epoche und aus Privatbesitz entliehen, so daß auch in den Tagesstunden diese Ausstellung im Lichthof dem Besucher eine besondere Anregung bietet.

Nach einigen Monaten soll anstelle dieser Ausstellung eine andere treten, es sollen ohne jeden schematischen Zwang andere Gruppen des Museums, oder auch moderne Arbeiten und Spezialsammlungen vorgeführt werden. Alles aus dem Gesichtspunkt heraus, daß die Kreise, die auf den Abend angewiesen sind, in möglichst anregendem Rahmen gerade das Beste zu sehen bekommen, was das Museum ständig oder vorübergehend zu zeigen vermag. Wir müssen nun abwarten, wie sich dieses neue Bildungsmittel in den Kreis der schon vorhandenen einschalten wird.

Der Schnelltelegraph von Pollak und Virag.

Der auf dem „Internationalen Elektrikerkongreß" in Paris zuerst signalisierte Schnelltelegraph der ungarischen Ingenieure Pollak und Virag, deren Porträts wir in Nr. 45 der „Woche", S. 2076, brachten, ist nun in seiner Vollkommenheit fertiggestellt, und die ungarische Regierung benutzt die Apparate im praktischen Verkehr zwischen Budapest und Preßburg. Bei diesem System zeichnet der Empfangsapparat die übermittelten Telegramme in gewöhnlicher Kursivschrift, die jedermann lesen kann, auf, und zwar mit einer Geschwindigkeit von 50 000 bis 60 000 Worten in der Stunde. Der telegraphische Vorgang mit diesen Apparaten unterscheidet sich wesentlich von allen heutigen Systemen. Während man heute nur telegraphieren kann, wenn man an beiden Enden des Drahtes geschulte Telegraphenbeamte hat und die Verbindung hergestellt ist, und nur so lange, als diese beiden Voraussetzungen andauern, ist man mit dem „Perforator" genannten System von Linie und Verbindung gänzlich unabhängig.

Der „Perforator", der in ganz ähnlicher Weise arbeitet, wie eine Schreibmaschine, und ebenso wie diese gehandhabt wird, stellt die gelochten Streifen her, mit denen später die Schrift telegraphiert wird, indem der Text an den Tastern wie an einer Schreibmaschine abgeklopft wird. Jeder, der die Schreibmaschine handhaben kann, wird die gelochten Streifen herstellen können. Natürlich braucht der „Perforator" nicht im Telegraphenamt aufgestellt zu sein, sondern es kann damit, wo immer, gearbeitet werden.

Hat man den perforierten Streifen, so ist weiter nichts zu thun, als ihn an den Sendeapparat zu legen und unter den stromsammelnden zwei Bürsten durchlaufen zu lassen, was mit einer Geschwindigkeit von 60 Zentimetern des perforierten

Digitized by Google

Streifens in der Sekunde vor sich geht. Während dieser einen Sekunde sammelt jede Bürste etwa 300 bis 400 Stromstöße ab, die sofort in den Empfangsapparat am andern Ende des Drahts gelangen. Diese Stromstöße bilden die einzelnen Komponenten der Buchstaben und sind so eingerichtet, daß auf ihre Einwirkung hin ein Doppeltelephon einen kleinen Spiegel derart nach oben, nach unten, nach rechts und nach links bewegt, daß die Bewegungen genau denen entsprechen, die die Feder beim Schreiben auf einem Blatt Papier macht. Die Bewegungen sind aber so gering, daß sie für das unbewaffnete Auge nicht sichtbar sind; sie betragen nur einige hundertstel Millimeter. Es handelt sich nun nur noch darum, diese winzigen Buchstaben zu vergrößern und festzuhalten. Dies besorgt ein Lichtstrahl, der auf den kleinen Spiegel fällt und von da auf ein lichtempfindliches Papier übertragen wird, wobei er natürlich alle Bewegungen des Spiegels mitmacht. In der Mitte des Empfangsapparats ist ein Behälter, aus dem sich das lichtempfindliche Papier in den Entwickler abrollt, der die Schrift automatisch entwickelt und fixiert, worauf sie in halbtrockenem Zustand aus dem Apparat herauskommt.

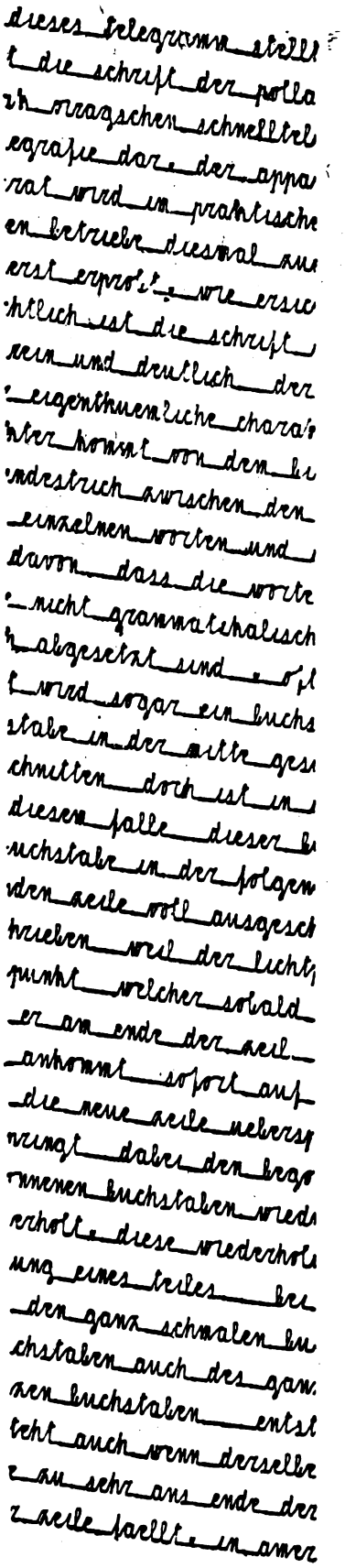
Der ganze, überaus einfache Vorgang spielt sich von Anfang bis Ende automatisch binnen sechs bis acht Sekunden ab. Man hat dabei nichts zu thun, als das Telegraphieren durch ein rotes Glas zu beobachten, und wenn der Lichtpunkt nur noch leere Zeilen schreibt, das ablaufende Papier durch einen Druck abzuschneiden, wodurch der Gang des Apparats sistiert wird und gleichzeitig zur Aufnahme eines neuen Telegramms bereit ist.

Wie man aus dieser Beschreibung erkennt, liegt dem neuen Verfahren eine höchst geistreiche Idee zu Grunde, die mit den einfachsten Mitteln überraschende Wirkungen erzielt.

Gegenwärtig werden alle Telegramme, die zwischen Budapest und Preßburg ausgetauscht werden, auf einer Leitung abgefertigt, und wenn die Pollak-Virag'schen Apparate ganz eingeführt sein werden, muß beim lebhaftesten Verkehr, der sich überhaupt denken läßt, eine einzige Leitung zwischen Wien und Budapest vollauf genügen. Sie ermöglicht die Erledigung von anderthalb Millionen Worten in vierundzwanzig Stunden. Gegenwärtig finden die Telegraphenverwaltungen es schwer, den Verkehr zwischen Wien und Budapest auf acht Leitungen zu bewältigen. —

Die nebenstehende Abbildung zeigt das erste von Preßburg nach Budapest abgelassene Telegramm und giebt eine anschauliche Vorstellung von der leichten Lesbarkeit dieser elektrischen Fernschrift.

Von den beiden Erfindern ist es nur dem einen, Anton Pollak, vergönnt, die Früchte seiner ingeniösen Idee zu genießen, während sein Partner Josef Virag am 24. Oktober 1902 nach kurzer Krankheit dem Leben entrissen wurde.



Das erste Telegramm des neuen Schnelltelegraphen von Pollak und Virag.

Umschau.

Die Situation im Deutschen Reichstag hat sich scharf zugespitzt, es hat sich der Mehrheitsparteien, die gern den Zolltarif zu stande bringen möchten, obwohl sie sich selbst über eine der Regierung annehmbare Form noch nicht geeinigt haben, eine starke Erbitterung bemächtigt, weil die Verhandlungen über die Tarifvorlage gar so langsam vorwärtsgehen. Die Zollfreunde sind empört über die von den Gegnern beobachtete Taktik der Verhandlungsverzögerung und haben sich dadurch in mehreren Fällen selbst zu einer Stellungnahme bewegen lassen, die nicht in der Sache begründet war, sondern nur dem Wunsch entsprang, die Schachzüge der Gegner unschädlich zu machen. Der parlamentarische Karren ist so gründlich verfahren, daß es schwer halten wird, ihn wieder auf die rechte Bahn zu bringen. Ursache und Wirkung verschlingen sich fortgesetzt zum Schaden der Sache. Die Rechte geht aus Furcht vor der Obstruktion mit Schlußanträgen und mit der Zusammenfassung verschiedenartiger Dinge in der Diskussion schroffer vor, als sie sonst wohl thun würde, die Linke glaubt daraus das moralische Recht herleiten zu können, zahllose namentliche Abstimmungen zu beantragen, oder beantragt sie wohl auch bloß in der Voraussetzung, daß die Mehrheit ihr doch bei der nächsten Gelegenheit wieder einen unerwünschten Streich spielen werde. Hier klagt man über Obstruktion, dort über Terrorismus, und so weit die Klagen berechtigt sind, wird das eine durch das andere bedingt, und in höherem Maß noch durch die Furcht vor dem andern. Die Linke ist offenbar der Rechten in der Ausnutzung der Geschäftsordnung — der sozialdemokratische Führer Singer ist Vorsitzender der Geschäftsordnungskommission — überlegen, sie verwahrt sich gegen den Vorwurf, daß diese Ausnutzung Mißbrauch sei. Dann genügt eben die Geschäftsordnung nicht mehr zur ordentlichen Erledigung der Geschäfte und muß geändert werden, folgert die Mehrheit. In der That sind die Verhältnisse bereits so weit gediehen, daß Zentrum und Konservative einen Antrag eingebracht haben, anstelle des Namensaufrufs bei namentlichen Abstimmungen die Stimmabgabe durch Zettel treten zu lassen. Ob sich der erhoffte Zeitgewinn thatsächlich aus einer solchen Maßnahme wird ziehen lassen, steht dahin; weit größer als die praktische ist jedenfalls die grundsätzliche Bedeutung des Vorgehens der Mehrheit. Zum erstenmal wird der Versuch gemacht, die Geschäftsordnung für einen bestimmten Fall umzumodeln, auch hier gilt der Satz: ce n'est que premier pas qui coûte. Ohne die lex Heintze würde die Linke wahrscheinlich niemals auf den Gedanken gekommen sein, beim Zolltarif eine Taktik anzuwenden, die sich in den Augen der Gegner als Obstruktion darstellt. Gelingt es jetzt, die kleine Aenderung der Geschäftsordnung durchzusetzen, durch die die Rechte der Minderheit noch nicht berührt werden, so darf man sicher sein, daß tiefer einschneidende Maßregeln folgen werden.

Digitized by Google

Der Kampf um den Zolltarif selbst ist bereits zurückgetreten hinter dem Kampf um Geschäftsordnung und Obstruktion. Die Mehrheit ist vor allem von dem Willen beherrscht, die Opposition niederzuzwingen. So erklärt es sich auch, daß, während die sachlichen Diskussionen durchaus ruhig verlaufen, die Leidenschaft auf beiden Seiten sofort zum Durchbruch kommt, wenn sich Geschäftsordnungsdebatten entspinnen.

Kaiser Wilhelm ist zum Besuch König Eduards nach England gereist. Kaum war seine Absicht, es zu thun, bekannt geworden, als sich allerhand Gerüchte breit machten, um Mißtrauen zu säen, Mißtrauen in Deutschland selbst und Mißtrauen zwischen dem Deutschen Reich und andern Mächten. Aus Amerika wurde nach England gemeldet, die Reise des Kaisers habe sich als eine Notwendigkeit erwiesen, um die arg getrübten Beziehungen zwischen Deutschland und Großbritannien wieder zu bessern. Der Kaiser, so hieß es, wolle gut machen, was Graf Bülow durch seine angeblich England vor den Kopf stoßende Politik gefehlt habe. Die ganze Geschichte trägt den Stempel der Erfindung. Abgesehen davon, daß ein Reichskanzler, der eine andere Politik verfolgen wollte, als der Kaiser, bei uns auch nicht einen Tag mehr im Amt bleiben würde, reden die Thatsachen eine zu deutliche Sprache, als daß ein vernünftig wägender Mensch der amerikanischen Legende Glauben schenken könnte. Der Burenkrieg hat ja in weiten Kreisen des deutschen Volkes die Sympathien für Großbritannien auf den Gefrierpunkt herabsinken lassen, aber gerade die Regierung ist es doch gewesen, die, aufgeschreckt durch herbe Vorwürfe aus dem eigenen Land, zu jeder Zeit sich der Volksströmung entgegengestemmt hat, um England gerecht zu werden. Wenn jetzt der Versuch gemacht wird, diesen Thatbestand zu verdunkeln, so geschieht es offenbar lediglich deshalb, weil nach der Beruhigung der Gemüter, die der Friedensschluß gebracht hat, auch die Gesinnungen von Volk zu Volk sich allmählich wieder freundlicher zu gestalten beginnen. Dieser Prozeß kann durch die Englandreise des Kaisers nur gefördert werden, und eben deshalb wird sie auch überall mit Genugthuung begrüßt, wo man das hohe Gut des Weltfriedens zu schätzen weiß.

In großen und kleinen Staaten, in der nordamerikanischen Union, in Niederösterreich, in Schwarzburg-Rudolstadt und in Hessen haben in der letzten Zeit Wahlen stattgefunden. In Amerika, wo die politischen Gegensätze anderer Art sind, als auf dem europäischen Kontinent, wo eigentlich immer noch nur die beiden großen Parteien der Republikaner und Demokraten einander gegenüberstehen, ist im wesentlichen alles beim alten geblieben. Die Republikaner haben hier und dort wohl Stimmen eingebüßt, aber die Mehrheit in den gesetzgebenden Körperschaften bleibt ihnen. In Europa ist allen Wahlen gemeinsam eine Zurückdrängung der gemäßigten und liberalen Elemente. Am wenigsten markant ist die Thatsache noch in Hessen in die Erscheinung getreten, wo die Nationalliberalen sechs Mandate, davon jedoch vier an die Freisinnigen verloren haben. In Schwarzburg-Rudolstadt haben die Sozialdemokraten — zum erstenmal in einem deutschen Parlament — die absolute Mehrheit erhalten, und in Niederösterreich, insbesondere in der Hauptstadt Wien, haben die Christlich-Sozialen die größten Erfolge erzielt. Sie haben wie im Wiener Gemeinderat auch im Landtag die Herrschaft an sich gerissen.

In der Angelegenheit der Seeräuberei im Roten Meer hat die italienische Regierung einen Erfolg errungen, der ihrer Machtstellung in Erythräa zu gute kommen wird. Das energische Vorgehen des italienischen Admirals gegen die Piraten hat der türkischen Regierung weitgehende Zugeständnisse abgerungen. Während so im Osten Afrikas ein kriegerischer Zustand sein Ende erreichte, bereitet sich im Westen, in Marokko, eine Gefährdung des Friedens vor. Der Sultan wird von einem den „heiligen Krieg" proklamierenden Fanatiker bedroht, und es ist zu befürchten, daß aus der religiösen Empörung eine allgemeine Revolution entsteht.

Ginge es nach dem pomphaften Vortrag, nach dem schweren Klang der Sprache, ja, wären die Verheißungen nur halb erfüllt worden, die in der Exposition zu Wildenbruchs „König Laurin" (vergl. die Abb. auf S. 2123) wachgerufen werden, wir wären um eine starke Tragödie reicher. Aber das Werk, das im Königlichen Schauspielhaus aufgeführt wurde, bleibt innerlich nicht geschlossen. Es fand seinen Beifall, der anfangs sich kärglicher anließ, zum Schluß lebhafter und lebhafter wurde. Aber dieser Beifall galt mehr den opernhaft reichbewegten Scenen, als der eigentlich tragischen Lösung eines mächtigen Stoffes. Was Wildenbruch straff begonnen, kann er in der Folge nicht mehr festhalten. Die Vorgänge erweitern sich, sie vertiefen sich nicht recht in einer Menschenseele. Hier und dort führt ein krampfhafter Ruck zum ideellen Anfang zurück, dann zersplittert sich rasch wieder das bewegt-menschliche Interesse, man vernimmt nur den äußerlich hochgespannten Ton.

„König Laurin" erschien zu Anfang wie ein weltgeschichtliches Sinnbild. Laurin, der schwarze Fürst der Zwerge vom „Rosengarten" in Südtirol, wandelt auf Erden in vielfacher Gestalt. Dietrich von Bern (Verona), der Goten Größter, hat ihn einmal niedergerungen, als er das blonde Weib aus heiligem Stamm entführte. Aber Laurin, der schwarze, sinnt immer wieder, wie er die blonden, weißen Menschen vernichte. Laurin wohnt auch zwischen den sieben Türmen des Schlösses von Byzanz; Kaiser Justinian ist Laurin für den hellseherischen Sinn des jungen Amelungers, der in einer balladenhaft wirkenden Scene vor seinen Volksgenossen das Wesen Laurins enthüllt.

Amalasunta, die Tochter des großen Dietrich, könnte Laurins Tücke besiegen. Die jungfräuliche Gotenkönigin zu Ravenna denkt drei Gedanken, wo Laurin zwei denkt. Sie ist das weibliche Genie, eine Frau erfüllt von einsamer Größe, die in ihren Ahnungen ihrer Zeit weit vorauseilt. Sie kämpft um ihr Frauenrecht, ihr Menschheitsideal und möchte ihr Gotenvolk zugleich zu höherer Kultur emporführen. Sie träumt vom oströmischen Adler zu Byzanz und seiner einsamen Größe. Brächte sie ihm, die gleichberechtigte Frau dem Mann, ihr Reich Italien als Morgengabe, eine Weltherrschaft ließe sich gründen. Ihr Genie ist aber auch Allzumenschlichem unterthan, und die Liebe zu dem jugendlichen Schwärmer, dem Amelunger, zieht bei ihr ein. Sie überwindet.

Nach dieser Einleitung konnte das Schwergewicht auf die Tragödie der Amalasunta, die sich über ihre Kraft vermaß, oder auf den Kampf der Welt Laurins, verkörpert im oströmischen Kaiser, mit der Welt der blonden Goten gelegt werden. Die Motive durchkreuzen und verwirren sich aber. Justinian ist der erträumte Adler nicht, sondern ein trüber Cäsar mit Entartungserscheinungen und einem Willen, der hin- und herpendelt. Theodora, die „Metze von Alexandrien" und des Kaisers Geliebte, verführt Justinian zu einer grausamen Intrigue, und Amalasuntas Erobererfahrt nach Byzanz endet mit dem Tod der Gotenkönigin. In die schwierigen Hauptrollen teilten sich mit großem Erfolg Frl. Poppe (Amalasunta), Frl. Wachner (Theodora), Christians (Justinian) und Herr Staegemann (Amalrich, der Amelung).

Von geringer Bedeutung war der französische Premierenabend im Lessingtheater. Er wird auch wohl nur eine flüchtige Episode bedeuten. Man gab ein allegorisches Spiel, den „Schleier des Glücks" von Clemenceau, dem bekannten Pariser Politiker. Das alte Thema von den Illusionen, die glücklich machen, während die grelle Lebenswahrheit den schaudern macht, der sie plötzlich sieht, wird hier an einem erblindeten chinesischen Mandarin erörtert. — Ein dramatisches Vexierspiel ohne Seele und Leben, „Das Rätsel" von

Digitized by Google

Hervieu, folgte darauf. Von zwei Freundinnen hat eine die Ehe gebrochen. Welche ist's? Das ist das Rätsel, das durch ausgeklügelte Situationen in Spannung erhalten soll.

Lokl.

Konrad Dreher ist mit einer Münchner Truppe wieder in Berlin und spielt im Bellealliancetheater einen wichtig thuenden Strumpfwirker und Landwehroffizier aus der Münchner Lola Montez-Revolution von 48. Harmlose Späße ohne höheren Wert, die ihr Publikum ergötzen.

Ho, Horrido, Ho, Ho!

Hierzu die Bilder auf S. 2120 und 2121.

Alljährlich wenn die Manöver beendet, die Felder frei sind, der Herbst seine erste Arbeit an den Blättern des Laubwalds beginnt, zieht es den Weidmann hinaus in Wald und Flur, den Jagdreiter auf die weite braune Heide. Hell tönt dann das Geläute der jagenden Hunde durch den taufrischen Morgen, im langen Jagdgalopp folgt das rote Feld der Meute, Hindernisse werden genommen und beim Halali die Brüche verteilt. Im schweigenden Forst aber wird es lebendig, wenn der Treiber Schar in breiter Front gegen die Stände der Schützen drückt, Lampe auf den Kopf gestellt wird und nur der rote Freibeuter, schlau wie immer, den günstigen Moment benutzt, sich zu salvieren und hohnlachend zu verschwinden.

Das sind die Tage, an denen das Herz sich weitet, die Genüsse der Großstadt in Vergessenheit geraten, die man als Jüngling, als Mann, als Greis mit der gleichen Ungeduld herbeisehnt — die Tage, die einem nur dann nicht gefallen, wenn man daheimbleiben muß.

Die Geschichte der Hetz- und Parforcejagd reicht unzweifelhaft bis in das graue Altertum zurück, und ihr Ursprung fällt wohl mit jener Periode zusammen, in der sich der Mensch den Hund zu seinem Hausgenossen und Jagdgefährten erkor, das Pferd sich dienstbar machte. Ob nun das Wild in den großen Ebenen durch Windhunde, die nur mit dem Gesicht, nicht mit der Nase und ohne Laut folgten, in schnellster Pace gehetzt und „genommen" wurde, oder ob es sich im bewaldeten Gelände vor der Meute Jagdhunde, die mit der Nase die Fährte aufsuchten, dann, halsgebend, ihr folgten, ermüdet stellte — von den Kelten, Franken und Sachsen bis zu den enragierten Fuchsjägern des vereinigten Königreichs und den deutschen und französischen Parforcereitern ist es immer das gleiche Bild, ein frohes, wagemutiges Reiten hinter der Meute in jedem Terrain. Die glänzendsten Parforcejagden wurden in Deutschland am Hof des ritterlichen Kaisers Maximilian I. abgehalten, und seine Gemahlin Maria von Burgund war, wie Katharina von Medicis zur Zeit Franz I. von Frankreich, eine der kühnsten Reiter aller Zeiten. Die gegenwärtige Form der Parforcejagd, wie sie schon im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert betrieben wurde, stammt aus England. Im Lauf der Zeit hat nun zwar die Parforcejagd immer mehr den Charakter einer wirklichen Jagd eingebüßt und ist nunmehr ein Mittelding zwischen Jagd und einem bloßen Reitvergnügen geworden. Hierzu liegen indes zwingende Gründe in den Verhältnissen vor — im übrigen ist die Uebung des Jagdreitens als Vergnügen, namentlich für jüngere Offiziere, keineswegs ohne wirklichen Wert in anderer Beziehung. Und diesem Umstand hat die Heeresverwaltung in gewisser Hinsicht Rechnung getragen, indem sie das Reiten hinter der Meute direkt als Dienst betrachtet. Auf den deutschen Reitschulen, in den Brigaden, in den Vereinen wird wacker hinter den Hunden geritten, eine Uebung, die den Mann stählt, ihn vor keinem Hindernis zurückschrecken läßt. Wie sich in Hannover auf der Reitschule die Parforcejagd in edelster Form findet, so eifern ihr auch im Süden des Vaterlands die Jünger der Münchner Equitationsanstalt nach. Was für den Norden die Vahrenwalder Heide, ist für den Süden das liebliche Gefilde bei Garching — und der alte Trinkspruch:

„Im Grunewald wächst zu allermeist
Eine Wurzel vom deutschen Reitergeist."

kann in beliebiger Variation allerorts angewandt werden, wo in Deutschland das rote Feld der Meute folgt.

Aber an einem Tag des Jahres, am Tag St. Huberti, am 3. November, wird die Jagd mit besonderer Liebe geritten, gilt es doch dem Schutzheiligen zu Ehren. Auch der Weidmann läßt diesen Tag nicht vorübergehen, ohne dem Patron des edlen „Weydewercks" seine Reverenz zu bezeugen.

Und gottlob, es giebt im lieben Deutschland noch manches Revier, wo eine anständige Strecke gelegt wird, und die Mehrzahl der deutschen Weidgesellen kann sich zu den echten und rechten Jüngern Huberti zählen. Dem Rest aber werde die Strafe der Missethäter in alter Zeit und das von Rechts wegen.

Unsere Bilder auf Seite 2121 zeigen die erlesenen Jagdgesellschaften, die zwei vornehme Weidmänner, der Fürst von Thurn und Taxis und Prinz Heinrich zu Schönaich-Carolath, kürzlich in ihren grünen Revieren vereinigten.

Franz Genthe

Das reichillustrierte Heft „Kaisermanöver in der Ostmark 1902", herausgegeben von der Redaktion der „Woche", dessen erste starke Auflage sofort nach Erscheinen vergriffen war, liegt nun im Neudruck vor und ist wieder in allen Buchhandlungen und Geschäftsstellen der Firma August Scherl G. m. b. H. zu haben (Preis 1 Mark). Der durchschlagende Erfolg des eleganten Heftes beweist, daß die Idee, die interessantesten Episoden des Kaisermanövers in einer Reihe vorzüglicher photographischer Aufnahmen festzuhalten und zu sammeln, warmen Beifall gefunden hat.

Eine deutsche Litteraturgeschichte.

Eine Litteratur ist fremden Litteraturen gegenüber nur dadurch groß, daß sie eigene, nicht erborgte Schätze der Welt bietet. Nur der besondere eigene Klang, der aus den Tiefen der Volksseele heraufzittert, läßt auch die fremden Völker aufhorchen. Wir haben es in unsern Tagen erlebt, da wir nacheinander unter den Einfluß der französischen, russischen und nordischen Litteratur geraten sind. Ein Zola, ein Tolstoi, ein Ibsen zwangen uns deshalb in ihren Bann, weil ein jeder von ihnen aus dem Wesen seines Stammes heraus schuf und gestaltete. Sie waren Weltdichter, weil sie Nationalisten waren und ihre Kraft und Besonderheit aus dem Mutterboden ihres Volkstums zogen.

„Was seine Krone am höchsten zum Himmel erhebt, wurzelt auch am tiefsten in der Erde." Auf solchem sicheren Glaubensgrund hat Adolf Bartels seine „Geschichte der deutschen Litteratur" aufgebaut (2 Bände, Verlag von Eduard Avenarius, Leipzig). Er kommt aus dem deutschen Norden, aus der Heimat Hebbels und Storms; der norddeutsche Bauer lebt in ihm, dessen ganzes Herz an seiner Heimaterde hängt. Seine Liebe zur Heimat und im weiteren Sinn zum deutschen Volk ist eine eifernde trotzige Liebe, die wider eine Welt von Feinden das Ihrige zu behaupten sucht. Sein Werk ist ein Kampf- und Tendenzbuch, eine lange und eifervolle Predigt, daß der Deutsche sich wieder auf sich selbst besinnen, daß sein Schrifttum alles Fremde ausscheiden und wieder bodenständig, wurzelecht werden soll. „Denn nur das Beste und Besonderste eines jeden Volkes, das, was aus seinem tiefsten Wesen kommt, ist Weltlitteratur und kann allen etwas sein, eint das, was allen gemeinschaftlich ist."

Als ein rechter Bauer kämpft Adolf Bartels nicht mit dem Schwert, sondern mit Sense und Pflug. Das zeigt schon seine Sprache, eine mühsame und schwerfällige Sprache, aus

Digitized by Google

der man kein helles Schwertergeklirr vernimmt, sondern den eintönigen und gleichmäßigen Sensenschwung und das Holpern des Pflugs durch zähen und schweren Boden. Man fühlt, es ist das Ziel seiner Mühe, die deutsche Erde von neuem zu bestellen, auf daß sie eine frische Saat der Hoffnung in sich empfangen könne. Und Bartels ist auch darin Bauer, daß er strenge zwischen fruchtbringendem Korn und unnützem Unkraut unterscheidet. Was seiner Absicht zuwider ist, was ihm fremd und undeutsch erscheint, verwirft er unbedingt, mit zornvoller Hast. Er will sein Feld rein erhalten, frei von allem fremden Wucherkraut; goldene deutsche Saaten sollen sich breiten, so weit die deutsche Erde reicht. So zerpflückt er mit harten Händen die rote Mohnblume der Heinischen Lyrik und streut die Blätter in alle Winde.

Groß ist der Acker, den Bartels mit seiner Pflugschar aufreißt und für sein Volk wieder fruchtbar machen will. Nach rückwärts verliert er sich in den dunklen, sagenhaften Anfängen unserer Dichtung, da noch die alten Priester- und Bardengesänge mit dem Rauschen von Wodans heiligem Hain in eine Melodie zusammenflossen. An der andern Seite des Feldes treten wir in die helle, grelle Gegenwart, in deren buntem Wirrwarr noch kein Mitlebender den einzig-rechten Weg in die Zukunft weisen kann. Es ist kein leichtes Stück Arbeit, das Bartels sich und seinen Lesern zumutet. Wenn man die beiden dicken Bände seiner Litteraturgeschichte durchwandert, hat man in der That die Empfindung, über frischumgepflügten Acker zu schreiten. Nur langsam und mühselig kommt man vorwärts, bei jedem Schritt sinkt man ein — aber wenn man am Rand des Feldes steht, trägt man doch heilige fruchtbare Erde unter den Füßen. Bartels dringt mit seltenem Verständnis in das widerspruchsvolle deutsche Wesen ein und weiß es überall in Werken und Persönlichkeiten ans Licht zu heben.

Aus schwerer ernster Männlichkeit, die kraftvoll zu lieben und zu hassen vermag, ist die Litteraturgeschichte von Adolf Bartels herausgewachsen. Sie wird viel Freunde und wohl noch mehr Feinde finden; besonders die Wertung der zeitgenössischen Schriftsteller wird manchem leidenschaftlichen Widerspruch begegnen.

Paul Remer.

Unsere Bilder.

Kaiser Wilhelm in England (Abb. S. 2117 u. 2118). Eindreiviertel Jahre sind verflossen, seit unser Kaiser zum letztenmal auf englischem Boden weilte. Unter andern, unter freundlicheren Verhältnissen als damals ist er jetzt hinübergefahren. Im Januar des Jahres 1901 riß ihn die Nachricht von der schweren Erkrankung der Königin Viktoria aus den Jubiläumsfeierlichkeiten am eigenen Hof heraus, er eilte an das Schmerzenslager der Großmutter und nahm an ihrer Beerdigung teil. In diesen Tagen feierte er zu Sandringham mit König Eduard dessen Wiegenfest. Vorher aber hatte er seinem Dragonerregiment im Lager von Shorncliffe einen Besuch abgestattet. Nachdem er in Port Viktoria von der „Hohenzollern", die ihn übers Meer gebracht hatte, an Land gegangen war, begab er sich alsbald mit der Bahn nach Dover und von dort ins Lager. Diese Fahrt legte er in einem von König Eduard für ihn gesandten Landauer zurück zwischen einer nach Tausenden zählenden Volksmenge hindurch, die sich eingefunden hatte, den Kaiser zu begrüßen. An der einen Seite des Wagens ritt der Oberstkommandierende der britischen Armee Lord Roberts, an der andern der Major der von den Royal-Dragoons gestellten Ehrenwache, gleichsam zum Zeichen, daß der Kaiser als Gast des ganzen englischen Heeres, nicht nur seiner Dragoner betrachtet werde. Für diese speziell wurde seine Anwesenheit zu einem großen Ehrenfest, denn zum erstenmal, seit er ihr Chef ist, hielt Kaiser Wilhelm Parade über das ganze Regiment ab, dem er in neuerer Zeit wiederholt und so auch bei dieser Gelegenheit wieder sein besonderes Wohlwollen bewiesen hat. Schon während des südafrikanischen Kriegs hatte er eine größere Summe für die Frauen und Kinder der Mannschaften gestiftet, jetzt verdoppelte er sie. Die innigen Beziehungen, die zwischen ihm und seinen englischen Dragonern bestehen, kamen in den Trinksprüchen zum Ausdruck, die bei einem Frühstück in der Messe des Offizierkorps ausgebracht wurden. Hat der Kaiser nun hier im Lager von Shorncliffe einen offiziellen militärischen Akt vollzogen, so sollte sonst seine Reise einen durchaus privaten Charakter tragen. In ihrem Programm befand sich daher auch ein Besuch bei dem Earl of Lonsdale auf Lowther Castle, der schon seit einer Reihe von Jahren zu den Freunden unseres Kaisers zählt. Zum zweitenmal hat er das in Westmoreland auf einem Hügelrücken frei gelegene Schloß bewohnt, das mit seinen stolzen Zinnen, seiner räumlichen Ausdehnung und seinen herrlichen, bald großartigen, bald lieblichen Ausblicken einen wahrhaft fürstlichen Besitz bildet.

König Georg von Sachsen in Leipzig (Abb. S. 2119). Nachdem die Zeit der strengen Trauer um den verstorbenen König Albert abgelaufen ist, beginnt der Sinn für Festesfreuden sich innerhalb der grünweißen Grenzpfähle wieder zu regen. König Georg, für den noch bei seiner letzten Anwesenheit in Potsdam rauschende Festlichkeiten irgendwelcher Art nicht veranstaltet wurden, hat sich solchen bei dem ersten Besuch, den er nach der Thronbesteigung der Stadt Leipzig abstattete, nicht mehr entziehn können. So nahm er auch eine glänzende Huldigung entgegen, die ihm die dortige Studentenschaft bereitete. Die Söhne der Alma mater fühlten sich dazu ganz besonders veranlaßt, da der König als Rector Magnificentissimus auch in der Universität erschien und dort mehrere Vorlesungen hörte.

In der höheren deutschen Diplomatie (Porträts S. 2118) hat an bedeutsamen Stellen ein Personenwechsel stattfinden müssen. Fürst Philipp Eulenburg, der deutsche Botschafter in Wien, hat sich infolge seines andauernd ungünstigen Gesundheitszustandes genötigt gesehen, um seine Entlassung aus dem Reichsdienst zu bitten. Der Kaiser hat ihn darauf in den einstweiligen Ruhestand versetzt und zu seinem Nachfolger den bisherigen Botschafter in Rom Grafen Karl von Wedel ernannt. An der Donau sieht man den Fürsten Eulenburg nur mit Bedauern scheiden, aber man heißt den Grafen Wedel, der dort früher schon als Militärattaché geweilt hat, freudig willkommen. Die österreichische Presse hat beiden Diplomaten überaus sympathische Artikel gewidmet. Nach Rom geht als Botschafter der bisherige preußische Gesandte in München, Graf Monts, dessen Bild wir in unserer Nummer 38 gebracht haben, und ihn wird Graf Pourtalès ersetzen, der bisher das Deutsche Reich als Gesandter im Haag vertreten hat.

Zum Erzbischof von Köln (Porträt S. 2118) ist am 6. November der bisherige Domdechant und Titularbischof von Juliopolis Dr. Hubert Anton Fischer gewählt worden. Im Rheinland, in Jülich am 30. Mai 1840 geboren, hat der neue Kirchenfürst auch seine theologischen Studien im Bereich der Diözese gemacht, die nun seiner Obhut unterstellt ist, zuerst auf der Universität Bonn, dann auf dem erzbischöflichen Priesterseminar zu Köln. Im Jahr 1863 zum Priester geweiht, wurde er bald darauf als Religions- und Oberlehrer an das Gymnasium zu Essen berufen, wo er beinah ein Vierteljahrhundert erfolgreich wirkte. 1888 wurde er beim Kölner Metropolitankapitol installiert und stieg hier von Stufe zu Stufe in der Hierarchie auf, bis er jetzt als Nachfolger des Erzbischofs Simar zum geistlichen Oberhirten seiner Landsleute gewählt wurde. Seine Liebenswürdigkeit und sein rechtlicher Sinn haben ihm die allgemeinste Achtung nicht nur der Katholiken, sondern auch der Andersgläubigen erworben.

Eine neue Verlobung am österreichischen Kaiserhof ist am 8. November publiziert worden. Die Braut ist

Digitized by Google

die am 7. Juli 1878 in Reichenau geborene Erzherzogin Elisabeth Amalia, eine Tochter des verstorbenen Erzherzogs Karl Ludwig aus seiner dritten Ehe mit der Infantin Maria Theresia von Portugal; der Bräutigam, Rittmeister Prinz Aloys Liechtenstein, ist der älteste Sohn des Fürsten Alfred. Zu Ehren des Bräutigams (vergl. die nachfolgende Abbildung) fand im Schloß Lazenburg ein Frühstück statt, bei dem Kaiser Franz Josef einen Trinkspruch auf die Verlobten ausbrachte. Tu felix Austria nube.

Die Sarkophage eines Königspaars (Abb. S. 2122). In Württemberg ist das Andenken an König Karl I. noch nicht vergessen. Der Monarch, der, am 6. März 1823 geboren, vom 25. Juni 1864 bis zu seinem Tode am 6. Oktober 1891 regierte, ging dem schwäbischen Volk voran in der Liebe zu Kaiser und Reich, an dessen Gründung er lebhaften Anteil genommen hat. Seine Freuden und Sorgen teilte während voller fünfundvierzig Jahre Königin Olga, die Tochter des Zaren Nikolaus I. Die am 26. September 1822 geborene Großfürstin reichte dem Prinzen Karl am 13. Juli 1846 die Hand zum Ehebund, sie folgte dem Gatten am 10. Oktober 1892 in den Tod. Die Erinnerung an das Herrscherpaar hat nun der regierende König Wilhelm II. durch Aufstellung zweier Sarkophage in der Gruftkapelle des Stuttgarter Alten Schlosses geehrt. Es sind zwei ausgezeichnete Kunstwerke, die der Stuttgarter Bildhauer Professor Adolf von Donndorf (Portr. S. 2124) mit Meisterhand geschaffen hat.

Die Matrosenvereidigung in Kiel (Abb. S. 2123). Vor seiner Abreise nach England hat der Kaiser noch am 6. November, wie er es alljährlich thut, der Vereidigung der Marinerekruten beigewohnt und eine Ansprache an die jüngsten Matrosen gerichtet, in der er auf die Bedeutung des Eides hinwies und zur Treue gegen Kaiser und Reich mahnte, wie sie die Marine stets bewiesen habe. Der Kaiser bedachte daneben aber auch die jüngeren Offiziere und Offiziersaspiranten mit seiner Aufmerksamkeit; unser Bild zeigt ihn im Gespräch mit den zur Vorstellung befohlenen Kadetten.

König Karlos I. von Portugal (Abb. S. 2124) fühlt sich in dem republikanischen Frankreich sehr wohl. Nachdem er in Paris im Elysée seine Visite gemacht hatte, ist er später auch als Jagdgast des Präsidenten Loubet in Compiègne gewesen. Lebt der König auch hier ganz seinen privaten Neigungen, so darf man wohl annehmen, daß er demnächst in England sich doch wohl auch ein wenig mit der Politik beschäftigen wird. Zwischen Großbritannien und Portugal schweben wichtige Fragen, es sei nur an die Delagoabay erinnert. Unter diesen Umständen gewinnt die Persönlichkeit des portugiesischen Gesandten am Londoner Hof, Marquis von Soveral, natürlich besonders an Interesse.

Ein Feuerwehrdenkmal (Abb. S. 2124) ist auf dem Mariannenplatz in Berlin errichtet worden und soll am 17. November, dem Tag St. Florians, des Schutzpatrons der Feuerwehr, enthüllt werden. Es ist nach dem Entwurf des Stadtbaurats Hoffmann in karrarischem Marmor ausgeführt und stellt allegorisch den Kampf der Wehr mit dem entfesselten Element dar. Zwei Bronzetafeln künden die Namen der tapferen Feuerwehrleute, die bei der Ausübung ihres gefahrvollen Berufs den Tod gefunden haben.

Zur Verlobung im österreichischen Kaiserhaus: Prinz Aloys Liechtenstein und Erzherzogin Elisabeth Amalia.

Die parlamentarischen Duelle (Abb. S. 2124), will sagen die Duelle zwischen Parlamentariern verschiedener Richtungen hören in Frankreich nicht auf. Von der leidigen Gewohnheit, im politischen Kampf zum Säbel oder der Pistole zu greifen, haben sich bei unsern westlichen Nachbarn bisher nicht einmal die Führer der Arbeiterpartei freimachen können. Erst in den letzten Tagen hat wieder der sozialistische Abgeordnete Gerault-Richard mit dem Marquis de Dion eine mit Thätlichkeiten verknüpfte Auseinandersetzung durch ein Degenduell fortgesetzt, bei dem er eine Wunde am Oberarm erhielt.

Personalien (Porträts S. 2118 und 2124). Zweimal in einer Woche ist der Tod in der Familie des Grafen Emil Friedrich von Schlitz, genannt Görtz, der bekanntlich unserm Kaiser sehr nahesteht, eingekehrt. Nachdem er eben erst die Gattin verloren hatte, wurde ihm am 6. November die

Digitized by Google

Mutter plötzlich entrissen, eine geborene Prinzessin Sayn-Wittgenstein-Berleburg. Sie hat ein Alter von fast 76 Jahren erreicht. — Während bei den letzthin abgehaltenen Wahlen in Nordamerika in verschiedenen Staaten eine größere oder geringere Verschiebung in dem Stärkeverhältnis der Parteien eingetreten ist, haben meistenteils doch die Republikaner wieder die Mehrheit gestellt. In Neuyork wurde der bisherige republikanische Gouverneur Odell mit einer Majorität von über 11 000 Stimmen wiedergewählt. — Die französische litterarische Welt hat einen großen Verlust zu beklagen. In Paris ist Eugène Müntz, einer der bedeutendsten Kunsthistoriker, Verfasser ausgezeichneter Quellenwerke, gestorben.

Die Börsenwoche

Hat Neuyork in den letzten Tagen die Feuerprobe wirklich bestanden? Diese Frage drängt sich gegenwärtig auf aller Lippen, wenigstens soweit unsere Handels- und Gewerbekreise direkt oder indirekt durch die ökonomische Lage der großen Republik berührt werden. Und welche geschäftlichen Kreise in Europa sind dies heutzutage nicht mehr oder minder? Daß es in den Vereinigten Staaten kriselt, ist nicht zu beschönigen, und wenn in den meisten Kabelberichten, die nach Europa gelangen, auch versucht wird, die großen Erschütterungen des Neuyorker Marktes in ein minder ernstes Licht zu rücken und diese Bewegung so darzustellen, als handle es sich lediglich um einen ganz naturgemäßen Reinigungsprozeß innerhalb der vier Pfähle, der das Gebäude selbst in keine ernsten Schwankungen zu bringen vermöge, so täuschen solche Schönfärbereien keineswegs über den thatsächlich vorhandenen Ernst der Lage hinweg. Als man in diesen Tagen in Neuyork das Gerücht verbreitete, der allgewaltige Morgan sei erkrankt, erzitterte die Geschäftswelt drüben bis ins innerste Mark. Wenn aber so gewaltige Interessen eines riesigen Produktionskörpers auf zwei Augen gestellt sind, wie dies gegenwärtig in den Vereinigten Staaten der Fall ist, so ist schon an und für sich eine Lage geschaffen, die jedem Besonnenen als ungeheuerlich und überaus gefährlich erscheinen muß. Möglich, ja wahrscheinlich, daß die dringende Gefahr auch diesmal wieder für eine gewisse Zeit beschworen wird, und daß neue Haussexperimente der Neuyorker Börse wieder die Farbe der Gesundheit aufzuschminken vermögen. Ich wiederhole aber meine früheren Warnungen an unsere Geschäftskreise, die dahin lauten, sich von Börsenoperationen in Neuyork oder London bis auf weiteres fernzuhalten.

Die Stimmung an der Berliner Börse trug fortgesetzt die Prägung, die ihr von Neuyork und den westlichen europäischen Märkten verliehen wurde. Infolgedessen charakterisierte sich die Haltung bis gegen Wochenschluß als matt, und die Geschäftsthätigkeit war überaus geringfügig. Die Nachrichten, die aus dem Eisen- und Kohlengewerbe zur Börse gelangen, lassen zwar erkennen, daß einerseits die Neugestaltung der Verbände in der Eisenindustrie weitere Fortschritte macht, und daß andrerseits die größere Thätigkeit in den Kohlenbezirken anhält. Allein selbst Ereignisse, wie die Verlängerung des rheinisch-westfälischen Roheisenverbandes, vermochten die Börse aus ihrer mißtrauischen Zurückhaltung und hochgradigen Unlust nicht aufzurütteln. Die anhaltende Verstimmung, die die Wiener Börse zur Schau trägt, wo die unerquicklichen innerpolitischen Zustände sich abspiegeln, bewirkte, daß von dort her zahlreiche, in Berlin gehaltene Hausseengagements zur Lösung gelangten. Auch die Pariser Börse konnte die neulich auf kurze Zeit zur Schau getragene Festigkeit nicht behaupten.

Es kam hinzu, daß unsere Spekulation durch ein Ereignis enttäuscht wurde, das an und für sich gewiß nicht geeignet war, diese Wirkung auszuüben. Die Börse fühlte sich durch die Kapitalserhöhung der Deutschen Bank um „nur" zehn Millionen Mark um deswillen unangenehm berührt, weil sie auf eine dreimal so starke Aktienausgabe gerechnet hatte. Nun liegt es auf der Hand, daß es heutzutage weit besser ist, wenn ein Bankinstitut mit einer verhältnismäßig geringen Vermehrung seiner dividendeberechtigten Kapitalien auskommt, als wenn es sein Aktienkapital weiter ins Ungemessene vergrößert. Die besonnene und zielbewußte Geschäftsleitung gerade des in Rede stehenden hat überdies so bedeutende Erfolge auch in den unfruchtbarsten Geschäftszeiten zu verzeichnen, daß man annehmen sollte, diese Leitung hätte sich doch nachgerade soviel Prestige zu erwerben vermocht, daß die oft oberflächliche Kritik des leicht beweglichen Spekulantenvölkchens vor ihr Halt machen müßte. Die gute Tendenz für Bankwerte, die eine Zeitlang geherrscht hatte, wurde durch diesen Vorgang zeitweise unterbrochen. Weiterhin blieb der Markt der Spielball der von Neuyork gemeldeten wilden Preisschwankungen.

Verus.

Die Toten der Woche.

Costaki Anthopulos Pascha, türkischer Botschafter in London, † auf der Insel Halki am 11. November.

Heinrich Bernhard, Direktor des Königlichen Instituts für Glasmalerei in Charlottenburg, † in Charlottenburg am 5. November im Alter von 55 Jahren.

Max Blum, plattdeutscher Dichter, † in Berlin am 6. November im Alter von 57 Jahren.

Baron Karl Ludwig Bruck, ehemaliger österreichischer Botschafter am Quirinal, † in Spielfeld-Steiermark am 10. November im Alter von 72 Jahren.

Georg von Dincklage, Generalleutnant, † in Charlottenburg am 8. November im 77. Lebensjahr.

Francesco Dorigo, Bildhauer, Ehrenmitglied der Akademie in Venedig, † in Valeriano di Spilimberge (Udine) am 9. November im Alter von 60 Jahren.

Hans Fehrenberg, Maler, † in Bremen am 27. Oktober im Alter von 34 Jahren.

Max Folti (Folticineano), Schriftsteller, † in Berlin am 4. November im Alter von 43 Jahren.

Ritter von Freiberg, Leiter des Preßdepartements im Ministerium Taaffe, † in Wien am 9. November.

Major von Gilgenheimb, konservativer Landtagsabgeordneter für Ratibor, † in Weidenau am 7. November im Alter von 61 Jahren.

Hanotaux, Generalrat des Seinedepartements, † bei dem Eisenbahnunglück in Bazoches bei Reims am 5. November.

Karl Kiesewetter, der Erfinder der „schwedischen" Streichhölzer, † in Braila (Rumänien) am 28. Oktober im Alter von 83 Jahren.

Ferdinand Knab, Architektur- und Landschaftsmaler, † in München am 5. November im Alter von 65 Jahren.

Karl Lackner, königlicher Gartenbaudirektor, † in Steglitz bei Berlin am 10. November.

Hofrat Dr. Heinrich Nitsche, Professor der Zoologie an der Forstakademie in Tharandt, † in Tharandt am 8. November im 58. Lebensjahr.

Röhl, Generaldirektor der Hamburger Straßenbahn, † in Hamburg am 8. November im Alter von 52 Jahren.

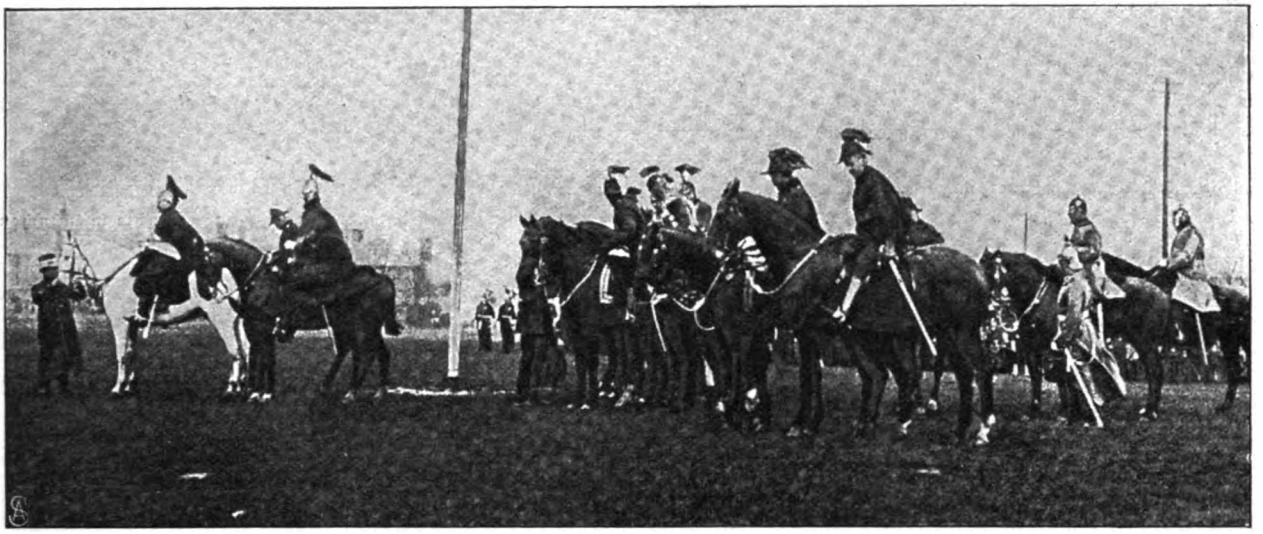
Gräfin Anna von Schlitz, genannt Görtz, † in Schlitz am 6. November im Alter von 76 Jahren (Portr. S. 2118).

Professor Karl Stein, bekannter Liederkomponist, † in Wittenberg am 4. November im 78. Lebensjahr.

Digitized by Google

Bilder vom Tage.

Photographische Aufnahmen.



Der Kaiser. Lord Roberts

Von der Englandreise Kaiser Wilhelms Die Parade über die ersten Royal Dragoons in Shorncliffe am 8. November.

Von der Englandreise Kaiser Wilhelms: Der Kaiser trifft in der Uniform seines Dragonerregiments in Shorncliffe ein.

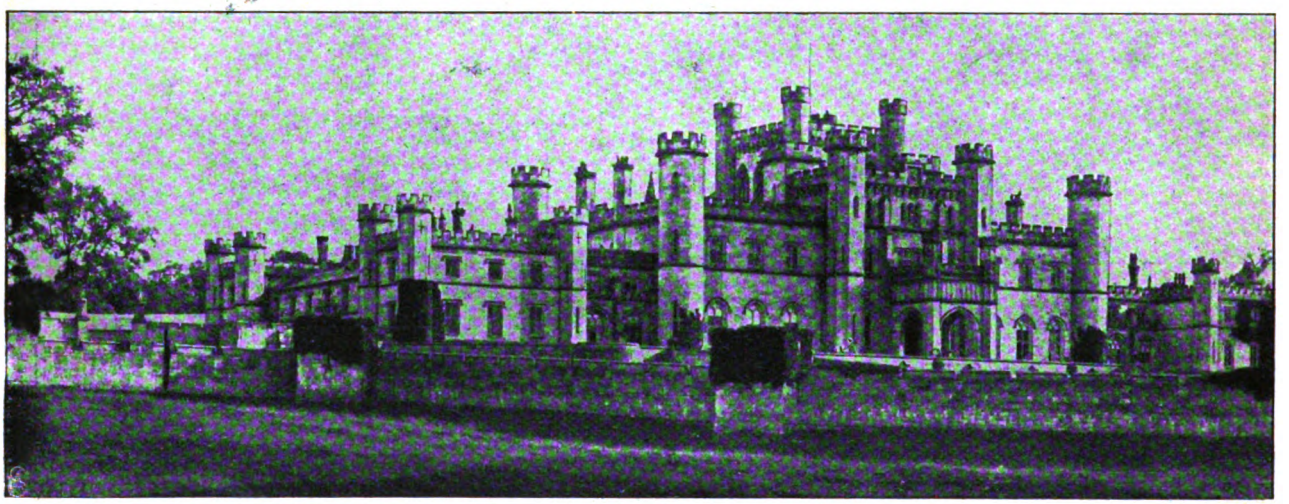
Phot. Bolak und „The Art Reproduktion Company".

Digitized by Google

Dr. Hubert Anton Fischer,
Domdechant und Titularbischof von Juliopolis,
der neue Erzbischof von Köln.

Graf Karl von Wedel,
General der Kavallerie und Generaladjutant,
der neue deutsche Botschafter in Wien.

Graf Pourtalès,
bisher deutscher Gesandter im Haag,
der neue preußische Gesandte in München



Lowther Castle, das Kaiser Wilhelm als Gast des Earls of Lonsdale besuchte.

Zur Englandreise Kaiser Wilhelms:
Gräfin Lonsdale.

Gräfin Anna von Schlitz, genannt Görtz †
geborene Prinzessin Sayn-Wittgenstein.
Phot. E. Bingel.

Zur Englandreise Kaiser Wilhelms
Earl of Lonsdale.

Digitized by Google

König Georg von Sachsen in Leipzig: Abfahrt des Königs mit dem Staatsminister von Metzsch vom Dresdner Bahnhof.

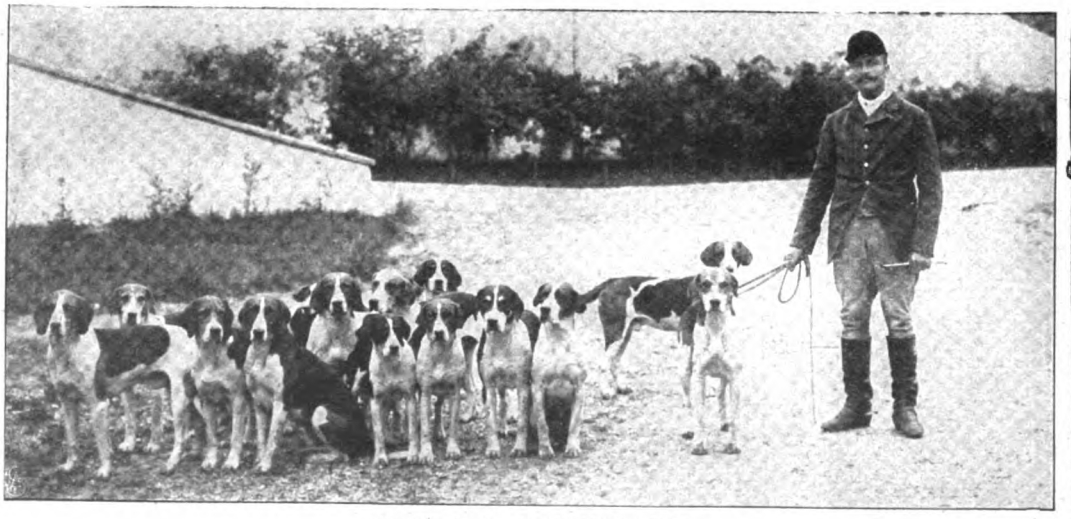
Vom ersten Besuch König Georgs von Sachsen als Rektor Magnificentissimus an der Leipziger Universität: Huldigung der Studentenschaft.

Phot. Riedel.

Digitized by Google

Von der Hubertusjagd der Münchner Equitationsanstalt: Aufbruch zur Jagd.
1. Major Zeller, Kommandeur der Equitationsanstalt. 2. General von Könitz. 3. General von Poschinger. 4. Baronin Lepel. 5. Rittmeister von Höslin.

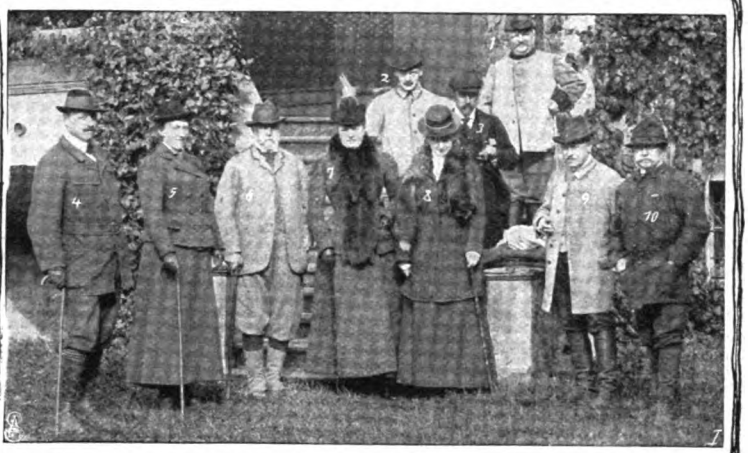
Am „Ochsenzaun" in Dietesheim.

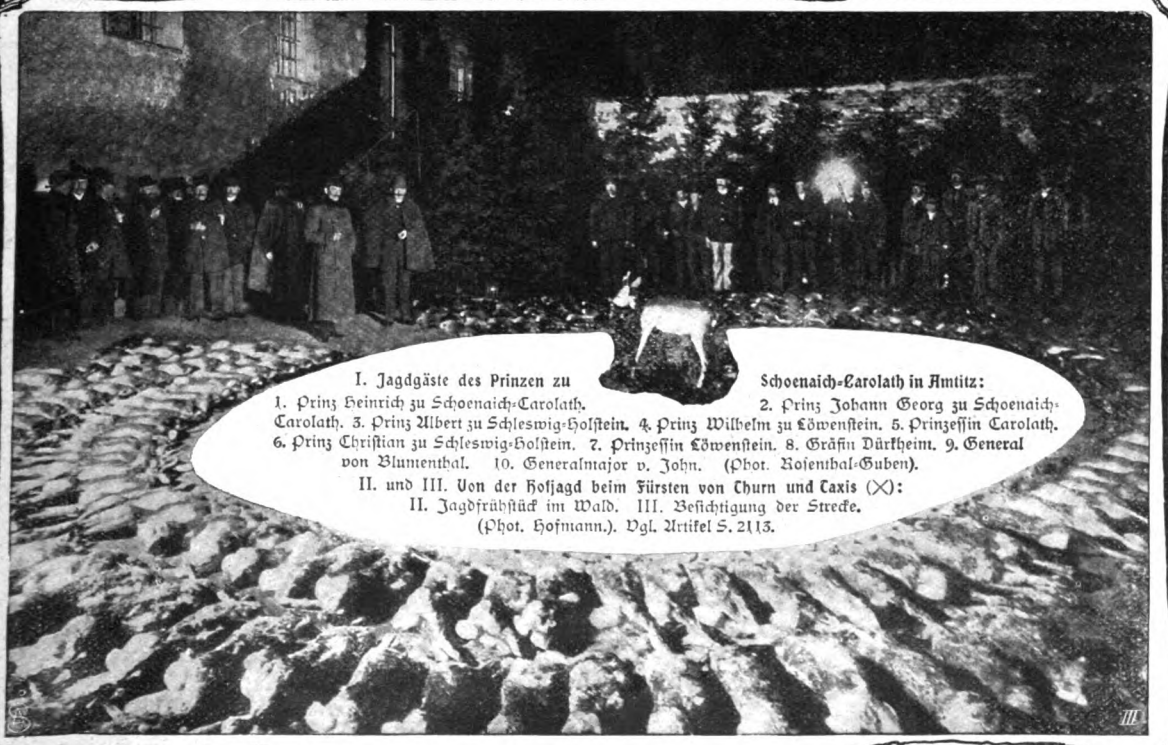


Die Meute der Equitationsanstalt.
Hubertusjagd der Münchner Equitationsanstalt.
Phot. Michael Dietrich. (Vgl. Artikel S. 2113).

Ho, Horrido, Ho, Ho!

Digitized by Google





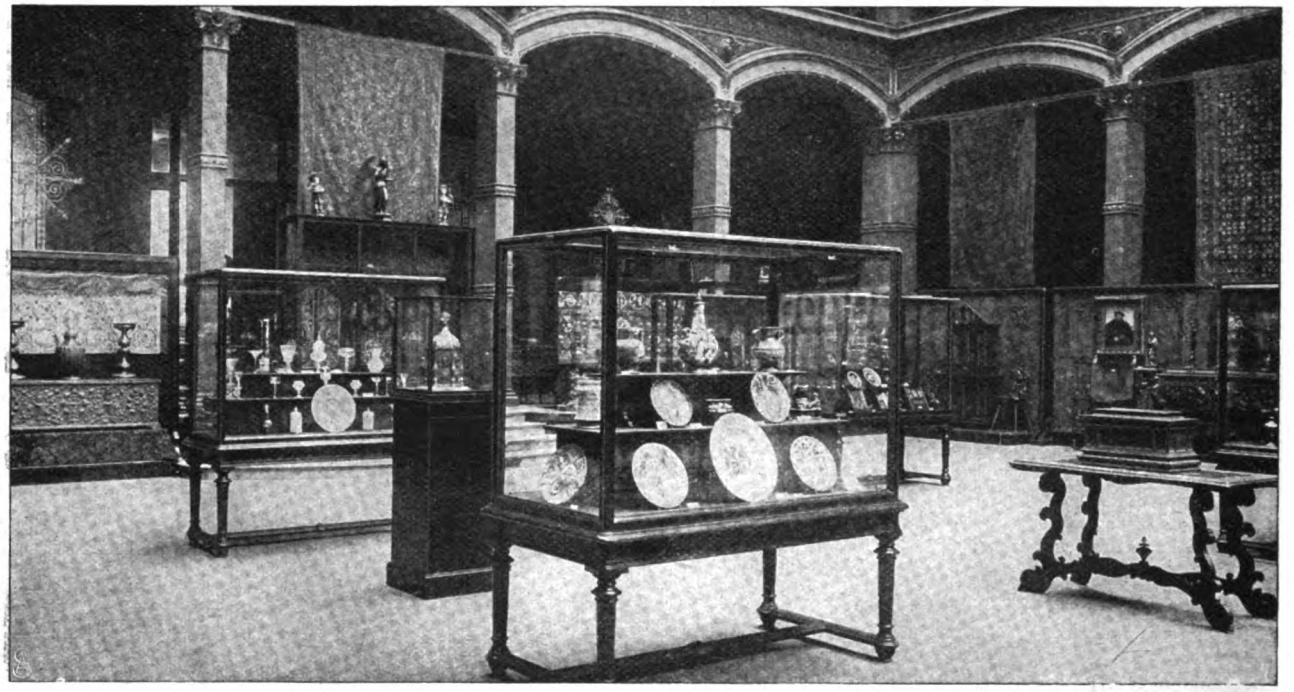
I. Jagdgäste des Prinzen zu Schoenaich-Carolath in Amtitz: 1. Prinz Heinrich zu Schoenaich-Carolath. 2. Prinz Johann Georg zu Schoenaich-Carolath. 3. Prinz Albert zu Schleswig-Holstein. 4. Prinz Wilhelm zu Löwenstein. 5. Prinzessin Carolath. 6. Prinz Christian zu Schleswig-Holstein. 7. Prinzessin Löwenstein. 8. Gräfin Dürkheim. 9. General von Blumenthal. 10. Generalmajor v. John. (Phot. Rosenthal-Guben).
II. und III. Von der Hofjagd beim Fürsten von Thurn und Taxis (X): II. Jagdfrühstück im Wald. III. Besichtigung der Strecke. (Phot. Hofmann.). Vgl. Artikel S. 2113.

JVK

Ho, Horrido, Ho, Ho!

Digitized by Google

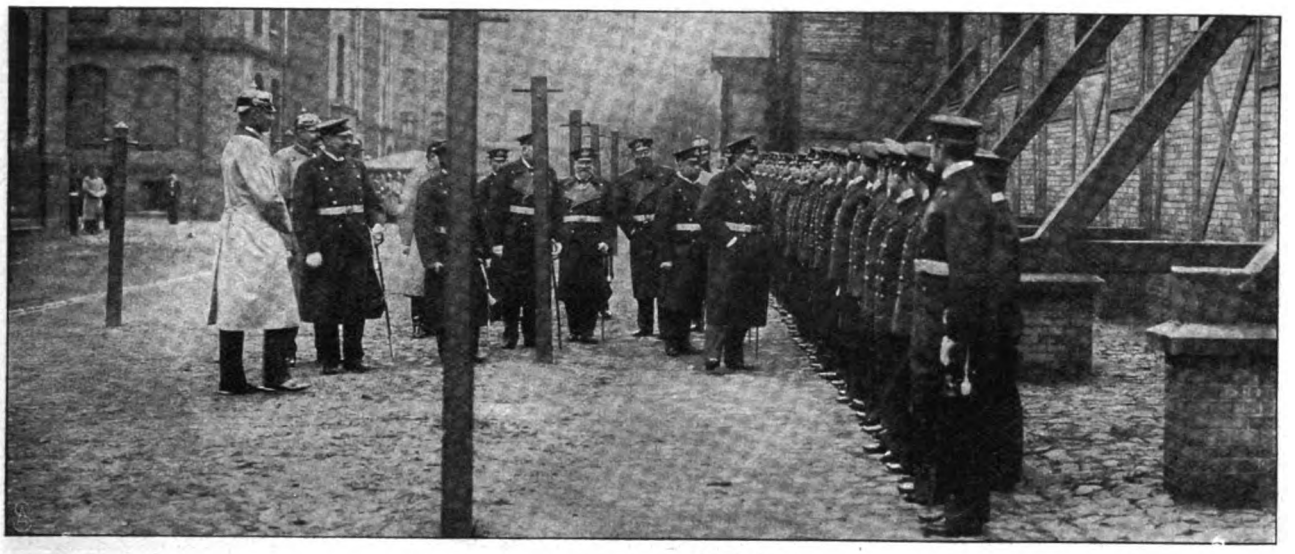
Sarkophag des Königs Karl I. von Württemberg von Professor Adolf von Donndorf,
aufgestellt am 6. November in der Gruftkapelle des Stuttgarter Alten Schlosses.



Die erste „Abend"-Ausstellung im Berliner Kunstgewerbemuseum: Blick in den Lichthof.
Siehe Artikel Seite 2109.
Spezialaufnahme für die „Woche".

Sarkophag der Königin Olga von Württemberg von Professor Adolf von Donndorf,
aufgestellt am 6. November in der Gruftkapelle des Stuttgarter Alten Schlosses.

Digitized by Google



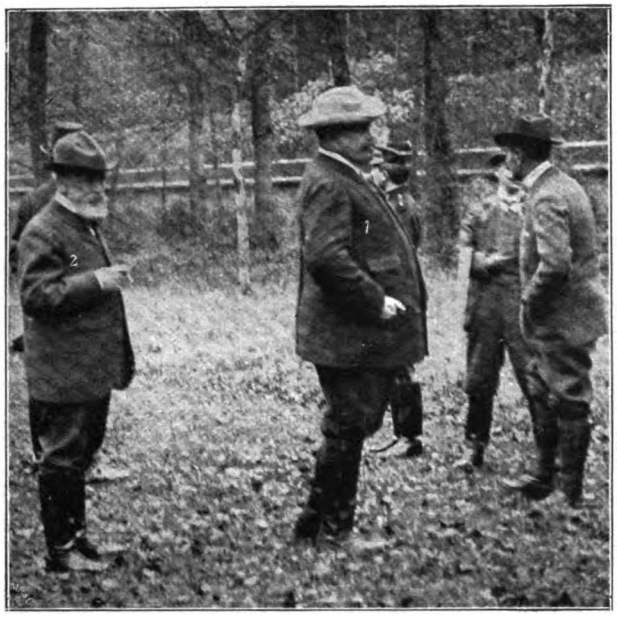
Der Kaiser.

Von der Vereidigung der Marinerekruten in Kiel: Der Kaiser im Gespräch mit den Kadetten.
Phot. A. Renard.

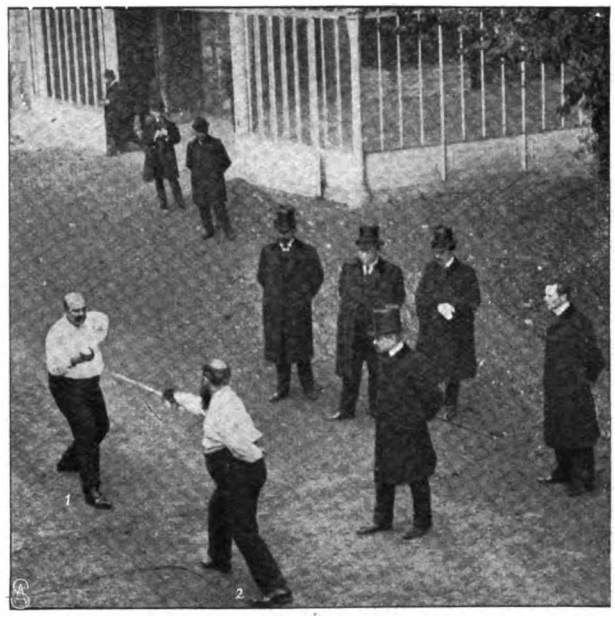
Theodora (Frl. Wachner). Kaiser Justinian (Herr Christians).

Die Erstaufführung von Wildenbruchs Tragödie „König Laurin" im Berliner Königlichen Schauspielhaus am 11. November.
Spezialaufnahme für die „Woche" von Joh. Läpke.

Digitized by Google



König Karlos von Portugal (1)
als Jagdgast des Präsidenten Loubet (2) in Compiègne.
Phot. Valla.



Das Degenduell zwischen dem Marquis de Dion (1) und dem Redakteur Gerault-Richard (2) in Paris.
Phot. Valla.

Odell (Republikaner) wurde mit großer Stimmenmehrheit zum Gouverneur des Staates Neuyork wiedergewählt.

Das Feuerwehrdenkmal für Berlin,
das am 17. November auf dem Mariannenplatz enthüllt wird.
Phot. Gallasch.

Zur Englandreise des Königs von Portugal: Marquis von Soveral, der portugiesische Gesandte in London.

Bildhauer Prof. Adolf von Donndorf.
Vergleiche Seite 2122.

Eugène Müntz, Paris, †
bedeutender Kunsthistoriker.

Digitized by Google

„Kreuz wende dich.“

Roman von

Fedor von Zobeltitz.

2. Fortsetzung.

Man hörte den Anschlag der Hausthürglocke und im Vorflur das Stampfen schwerer Stiefeln. Frau von Zehden hatte bereits die Zimmerthür geöffnet und rief hinaus: „Nur herein, lieber Herr Doktor! Sie kommen gerade zur rechten Zeit. Mein armer Mann hat sich eine schwere Bronchitis geholt.“

„Allerschönsten guten Morgen,“ sagte der eintretende Doktor. Er war ein kleiner, schmächtiger Mann mit spitzem Vogelkopf und vom Kopf bis zu den Füßen in ein sogenanntes Jägersches Normalkostüm gekleidet. Er putzte sich erst seine Brille, küßte dann der Hausfrau die Hand und verbeugte sich vor Zehden. „O — o,“ fuhr er fort, „ich sehe schon — der Herr Oberst haben sich gründlich erkältet. Der Herr Oberst sind wieder einmal unvorsichtig gewesen. Der Herr Oberst haben im Schneesturm den barmherzigen Samariter gespielt und werden nun dafür büßen müssen —“ Er rieb sich die Hände. „Was sagen die Herrschaften zu der erschrecklichen Affaire? Ein Wildererdrama, ein ganzer Kolportageroman. Ich komme soeben aus dem Dachseck —“

Das war etwas für Frau von Zehden. Puttfarken mußte Platz nehmen.

„Setzen Sie sich, Doktor. Doktor, was kann ich Ihnen anbieten?“

„Nichts, meine Allergnädigste. Ein Glas Wasser, wenn ich bitten darf. Also der Mann da draußen ist tot.“

Der Oberst fuhr auf. „Wie?!“ rief er. „Pittelko, der Förster — tot?!“

„Pittelko, der Förster — jawohl, Herr Oberst. Und tot. Ich fand ihn schon tot vor . . . Wenn Sie mir einen Tropfen Himbeersaft in das Wasser träufeln wollten, Allergnädigste, würde ich Ihnen dankbar sein . . . Sagen Sie, wertgeschätzter Herr Oberst, Sie haben doch, wie mir die Försterfrau erzählte, den Pittelko gestern nacht nach Hause geschafft. Machte der Mann da schon den Eindruck, als ob es mit ihm zu Ende gehn würde? Ich meine, sah er bereits — nach Ihrem laienhaften Empfinden — wie ein Todeskandidat aus? Man sieht doch so etwas — am Gefühl, am ganzen Sichgeben.“

Der Oberst schüttelte den Kopf. Er hatte sich dem Doktor gegenüber am Fensterplatz niedergelassen, mitten in heller Sonne, die an diesem freundlichen Wintertag das Zimmer mit leuchtendem Glanz füllte. Ehe Zehden antwortete, begann Puttfarken noch einmal: „Sie sind merkwürdig blaß, lieber Herr Oberst. Geben Sie mir doch Ihren Puls. Haben Sie Fieber?“

„Unsinn,“ entgegnete Zehden unwillig. „Weder Fieber noch sonst etwas. Einen tüchtigen Schnupfen, wie ihn sich der Gesundeste einmal holen kann. Also, Doktor, zurück auf Ihre Frage. Als wir gestern nacht Dachseck verließen, habe ich Pittelko nicht mehr gesehn. Aber seine Frau sagte, es ginge ihm leidlich. Die Schußwunde sei unbedeutend —“

„Ein Streifschuß. Richtig; nicht der Rede wert —“

„Und die Stichwunde hatte Dieterici verbunden —“

„Da haben wir's! Ein Verband zum Davonlaufen. Dieser Rechtsanwalt bildet sich Wunder was auf seine chirurgischen Kenntnisse ein und versteht nicht einmal einen regelrechten Listerschen Verband zu legen.“

„Er ist kein Mediziner, Doktor. Wir haben gethan, was möglich war und was die Situation erforderte. Ich glaube mich übrigens zu entsinnen, daß Dieterici äußerte, seiner Ansicht nach sei auch die Stichwunde nicht lebensgefährlich.“

Puttfarken lächelte verächtlich. „Seiner Ansicht nach,“ wiederholte er. „Der Mann hat ja keine Ahnung . . . Ich habe die Wunde genau untersucht. Ein starkes und außerordentlich scharfes Messer muß sie geschnitten haben. Die Spitze des Messers ist in den mittleren rechten Lungenlappen eingedrungen. Pittelko ist einfach an Verblutung gestorben . . .“

Der Oberst schaute in die Sonne hinein. Er sah wieder die Blutspuren im weißen Schnee und den Verwundeten und die grünen Augen der Försterfrau. Ein Frösteln überlief ihn.

„Es ist schrecklich, Doktor —“

Puttfarken zog die Schultern hoch.

„Du lieber Gott — was passiert alles! Der Mann ist bedauernswert — und die arme, junge Frau! Ein Bild von Weib. Wie eine Niobe: ruhig, fast eisig in ihrem Schmerz. Ein Weib von kolossaler Selbstbeherrschung . . .“

Die Oberstin trat mit dem Himbeersaft ein. Der Doktor mußte noch einmal erzählen. Frau Minona war außer sich. Würde man den Mörder finden? O — sicher: niemals! Die Polizei hat kurze Beine. Im Krampzower Kreisblatt wurde seit Jahresfrist von den Wilderern an der Grenze des Forstgebiets von Gorgutschen und dem Königlichen berichtet. Aber dabei blieb es auch. Der Forstmeister kümmerte sich den Teufel um diese entlegene Strecke. Der fuhr alle Jahre einmal durch das Dachseckrevier und schimpfte über die schlechten Wege und kneipte sich dann beim Grafen Brückner fest. Frau Minona erhob die Hände. „Welch frevelhaftes Spiel mit dem Menschenleben!“ rief sie aus. „Ich hoffe, die Regierung wird einschreiten. Der Forstmeister muß abgesetzt werden. Es ist schlimm, daß er Junggeselle ist. Nichts gegen Sie gesagt, Doktor: Sie sind eine rühmliche Ausnahme. Aber im allgemeinen: Junggesellen verknöchern im Egoismus. Sie kennen ja Dieterici —“

„Ob ich ihn kenne!“

„Der Forstmeister ist eine ähnlich geartete Natur. Trinken und spielen. Auch der Beruf stumpft ab gegen

Digitized by Google

die Leiden der Menschheit. Doktor, wie ist's mit meinem Mann? Soll er ein paar Tage das Bett hüten?" —

Puttfarken schaute mit zwinkernden Augen zu dem Obersten hinüber und rieb sich die Hände. Das war wieder einmal eine Gelegenheit zu eklatanter Rache.

„Das beste wäre es," meinte er und haschte noch einmal nach dem Puls des Patienten. „Ein leichtes Fieberchen ist ja da. Kann ich einmal in Ihren Hals schauen, wertgeschätzter Herr Oberst?"

Zehden erhob sich. Er wurde gallig; es hatte alles seine Grenzen.

„Nein, wertgeschätzter Herr Doktor," entgegnete er, „das können Sie nicht. Himmelsackerment, ich habe keine Lust, mich verpimpeln zu lassen! — Mienchen, hör auf. Laß mich niesen, wenn ich niesen will. Das ist gesund und befreit mir den Kopf. Ich niese gern."

„Karolus, nimm doch Vernunft an! Doktor, so ist er nun —"

„Meine Allergnädigste, man muß auch die Individualitäten berücksichtigen," sagte Puttfarken einlenkend. „Oft hilft die Natur sich selbst. Soll ich Ihnen nicht wenigstens ein Schnupfpulver verschreiben, Herr Oberst?"

„Nein, mein Herr Doktor. Das verstopft mir die Nase erst recht. Sagen Sie mir lieber — ja, sagen Sie, Doktor: wie lange war der Pittelko schon tot, als Sie nach dem Dachseck kamen?"

Puttfarken rückte an seiner Brille und neigte den Vogelkopf überlegend nach rechts.

„Die Starre war noch nicht eingetreten," entgegnete er; „aber sie bereitete sich sichtlich vor; das sah ich an allen Symptomen. Der Tod mochte also zwei, drei Stunden vor meiner Ankunft eingetreten sein —"

„Da hatten wir kaum das Dachseck verlassen —"

„Kann wohl sein, Herr Oberst. Der Verband war schlecht; das sagte ich schon. Aber es liegt mir fern — o bewahr mich der Himmel — Dieterici etwa die Schuld an der Verblutung des Aermsten aufbürden zu wollen. Das fällt mir nicht ein. Vielleicht hätte unter andern Bedingungen die Stichwunde in der Lunge ausheilen können — vielleicht, Herr Oberst. Aber, lieber Gott, es war doch eben im rechten Augenblick kein Arzt zur Hand!" . . . Er stand auf. „Ich muß gehen. Muß jedenfalls dem Staatsanwalt Anzeige erstatten. Was wird's nützen?! Wenn man ein ganzes Jahr hindurch die Wilderer nicht ertappen konnte, wird man sie jetzt erst recht nicht finden. Die Kerle, sind's überhaupt mehrere, haben nach dem letzten Vorfall sicher längst das Weite gesucht . . . Meine Allergnädigste, ich empfehle mich. Herr Oberst — da Sie meine Hilfe verschmähen, gestatten Sie wenigstens, daß ich Ihnen gehorsamst gute Besserung wünsche . . ."

Er stapfte auf seinen ungeheuerlich dicken Filzschuhen davon.

3.

Der Oberst saß in seinem Arbeitszimmer. Das war ein behaglicher Raum, ein großes, rundes Turmgemach, an das sich ein kleineres Kabinett schloß, mit der Vorderstube durch einen offenen Eingang verbunden, dessen Wände Bücherreihen verkleideten. Hier lag das „Museum" des Obersten; es war die Stätte, wo er die Fundstücke aufbewahrte, die er auf seinen sommerlichen Fahrten und Wanderungen erbeutete: Münzen, Lanzenspitzen, Rudimente alter Waffen und Gebrauchsgegenstände aus wendischer Vorzeit, Steinhandwerkzeug, auch Fossilien aller Art, Bauernschmuck und charakteristische Kostümstücke, Thonwaren, Zinnkrüge und slawische Holzschnitzereien — ein buntes Gemisch, in allen Winkeln des Spreewalds und auf den Dörfern der Umgegend zusammengekauft oder auch wohl gefunden. Das alles lag, sorgfältig sortiert und etikettiert, auf Regalen und in Schränken, und auf diesen stand wieder allerhand ausgestopftes Getier, meist erlegt von des Obersten Hand: eine Wildkatze, von der er behauptete, sie sei die letzte ihres Geschlechts in dieser Gegend, also eine große Rarität — ein Bussard, ein Auerhahn und ein Steinadler. Dazu Reste von alten Hölzern, ein Stück Eibe und unter dem Fenster, an die Wand gelehnt, eine runde, eichene Scheibe, mit einem Loch in der Mitte, tief geschwärzt, so daß kaum noch die Maserung erkennbar, vielleicht ehemals das Rad eines wendischen oder auch noch semnonischen Karrens, das jahrhundertelang im Sumpf gelegen hatte und hart wie Eisen geworden war.

An diesem seinem kleinen Museum hing der Oberst mit großer Liebe. Und auch an seinem Bücherschatz im Arbeitszimmer, einer hübschen Sammlung folkloristischer Litteratur, die Zehden mit großer Mühe und unter mancherlei Opfern zusammengebracht hatte. Er lebte von seiner Pension und den Zinsen eines kleinen Vermögens, das seine Frau ihm mit in die Ehe gebracht hatte; aber für seine Bücher blieb doch immer noch ein Spargroschen übrig. Brachte der Briefträger freilich gelegentlich ein neues Bücherpaket in das Haus, so schüttelte Frau Minona den Kopf und meinte klagend: „O Karolus, siehst du, ich schränke den Haushalt auf das Notdürftigste ein, und du verschleuderst dein Geld für alte Scharteken . . ." Der Oberst hieß Karl mit Vornamen, schlichtweg, aber Minona hatte das Karl romanisiert; es stand in ihrem eigenen Taufschein übrigens auch Wilhelmine, doch fand sie Minona wohlklingender, und es behagte ihr wenig, daß Zehden das zärtliche „Mienchen" vorzog.

Da saß nun der Oberst an seinem breiten Arbeitstisch und kramte in seinen Papieren umher. Er dachte ernstlich daran, seine mannigfaltigen Sammlungen alter Volksgebräuche, Sagen, Lieder und Dichtungen in Bälde herauszugeben. Das, was er im Lauf von fast zwei Jahrzehnten mit regem Forschersinn gesammelt, mochte drei stattliche Bände umfassen. Aber er hatte bisher noch nicht nach einem Verleger gesucht; er vervollständigte immer noch, fand immer noch Neues im Leben des seltsamen, aussterbenden Volks, dem er seine Liebe zugewandt, und Spuren, die ihm des Verfolgens wert erschienen.

Er nahm seine Forschungen sehr ernst. In seiner sonnenlosen Ehe gab nur sein Töchterchen ihm Wärme und Licht. Aber die Kleine war ein Kind. Den rüstigen Mann verlangte nach geistiger Anregung wie nach körperlicher Ausarbeitung. Beides gewährten ihm seine Studien. Zehden war ein vorzüglicher Wendenkenner.

Digitized by Google

Er beherrschte das Wendische vollkommen und auch die leichten dialektischen Verschiedenheiten hier und dort, beispielsweise zwischen den Leuten in Burg und denen in Budissin. Diese intime Sprachkenntnis brachte ihn von selbst zu neuen vergleichenden Forschungen mit andern slawischen Sprachresten, die zu interessanten Entdeckungen führten. Im ersten Frühjahr begann er seine Wanderungen. Oft blieb er wochenlang unterwegs, durchstreifte das Spreewaldgebiet nach allen Richtungen hin, suchte die letzten wendischen Enklaven auf, ließ sich in armseligen Hütten von altersgrauen Leuten verschollene Rundgesänge, Hochzeits- und Bitt- und Stöhnelieder vorsingen und von den Wassergeistern erzählen oder der gespenstischen Feldgöttin, die nur durch glühenden Sonnenschein wandelt. Allmählich wurde er so bekannt, daß auch die Kinder ihn freudig begrüßten, wenn er sich zeigte. Und je mehr mit fortschreitender Germanisierung das Häuflein Wenden sich auflöste, die alten Gebräuche und Sitten verschwanden, die Sagen und Märchen verdämmerten und die schöne, melodische Sprache erlosch, um so eifriger verfolgte Zehden sein Werk.

Nach dem Sturm von gestern lachte heute der Sonnenschein um so fröhlicher. Er fiel durch das Mittelfenster gerade auf den Arbeitstisch des Obersten und auf die vergilbten Blätter, die er vor sich hatte. Es waren die Reste eines alten wendischen Gesangbuchs, und er suchte vergeblich nach Anhaltspunkten, aus denen er hätte schließen können, wann dies Buch, offenbar eine typographische Seltenheit, hätte gedruckt sein können. Aber er war heute gedankenlos. Das Nachtabenteuer mit seinen Folgen wollte ihm noch immer nicht aus dem Kopf. Es würde ihn weniger erregt haben, hätte Pittelko als seinen Angreifer nicht den Namen Lobschitz genannt. Die Zehden und Lobschitz waren verwandt, allerdings sehr weitläufig, und gerade dem Gorgutschener gegenüber hatte der Oberst von dieser Verwandtschaft wenig Gebrauch gemacht. Immerhin: auch Hans Christoph von Lobschitz gehörte zum Vetternkreis, und nun ruhte auf diesem unseligen, von Jugend an irregeleiteten Mann der Verdacht eines schweren Verbrechens.

Der Blick Zehdens glitt über die gelben Blätter mit ihren verblaßten Drucktypen zum Fenster hinaus. Draußen schillerte der Schnee, und auf dem Fenstersims saß ein kläglich piepsender Spatz. Der Oberst erhob sich. Das wendische Gesangbuch blieb liegen; er hatte keine Lust mehr, über Entlegenes zu grübeln, wo ihn Näheres beschäftigte. Der Spatz am Fenster flog davon, als Zehden auf- und abzuschreiten begann. Das Gesicht des Obersten war ernst, und die Stirn lag in Falten. Pittelko war tot; es gab also keinen Zeugen mehr, der da hätte beeidigen können, daß Lobschitz der Thäter gewesen. Denn nur er, der Oberst, und Dieterici hatten aus dem Mund des Verwundeten den Namen des freiherrlichen Wilderers gehört, und sie beide würde man nicht fragen. Sie *mußten* auch stumm bleiben. War es im Grunde genommen nicht Wahnsinn, auf die Aeußerung eines im Wundfieber Liegenden einen ungeheuerlichen Verdacht aufbauen zu wollen? Konnte bei Pittelko nicht eine thörichte, lediglich auf Klatsch beruhende Eifersucht mitsprechen? . . . Gewiß, der Baron Lobschitz war ein wunderlicher Herr. Das wußte man, und das war allgemein bekannt. Man erzählte Seltsames von seinen Launen und seiner Menschenscheu; um das Schloß in Gorgutschen spann sich ein ganzer Kreis von tollen Geschichten, von denen keiner sagen konnte, was wahr daran sei und was nicht. Aber mochte Herr von Lobschitz auch wirklich eine spleenige Natur, mochte er ein ausgeprägter Narr sein: es war doch einfach undenkbar, daß dieser Mann, der ein prachtvoll gehaltenes und geschontes Jagdrevier sein eigen nannte, Gefallen daran finden sollte, auf fremdem Gehege wildern zu gehen . . .

„Unsinn," sagte der Oberst halblaut. Er war stehen geblieben, denn er hatte gehört, daß man leise und vorsichtig an die Zimmerthür pochte. „Herein!" rief er. Die neunjährige Wally steckte den braunen Lockenkopf in das Gemach.

„Papachen, kann ich mal rein?" fragte sie.

Der Oberst nahm sie, schloß wieder die Thür, hob sie auf und küßte sie trotz Schnupfen und des Verbots seiner Frau herzhaft ab.

„So," sagte er; „das Mäulchen habe ich nicht berührt. Alle freundlichen Bazillen sind bei mir geblieben. Was willst du, Schatz? Hast du nicht Unterricht?"

„Nein, Pause, Vaterle. Ich wollte dich mal was fragen. Nun ist doch bald Weihnachten, nicht wahr?"

„In vierzehn Tagen. Aber deinen Wunschzettel habe ich immer noch nicht."

„Ich habe ihn schon geschrieben. Bloß *ein* Wunsch steht nicht darauf und ist der schönste; aber ich weiß nicht, was Mama dazu sagen wird."

„Ein Indianerbuch. Nein, Kind, das geht nicht. Du schmökerst schon viel zu viel. Und Indianergeschichten sind für Jungen, aber nicht für kleine Mädel."

„Kein Indianerbuch, Vaterle; das habe ich aufgegeben. Aber ein lebendiges Reh."

„Was?!" sagte der Oberst. „Ein Reh? Mausi, wie kommst du gerade auf ein lebendiges Reh?!"

Wally hing sich an den Hals ihres Vaters.

„Ach, Papachen, so ein Reh — das ist süß! Es muß natürlich ganz jung sein und möglichst kein Böckchen, weil die leicht wild werden und stoßen. In Stanitz beim Grafen Brückner hat mir der Jäger drei junge Rehe gezeigt. Die laufen frei im Park umher und kriegen ihre Milchflasche wie ein kleines Kind. Das ist zu niedlich, Vaterle. Ach, ich möchte gar so gern ein Rehkälbchen haben!"

Der Oberst kratzte sich hinter dem Ohr.

„Hör mal, Mausi," meinte er, „das ist doch so 'ne Sache. Ich hätte ja nichts dawider. Aber ich fürchte — na, wir müssen die Mama einmal hören. Sie liebt schon die Hunde nicht. Und ein Reh hat auch seine Eigenheiten, die sich nicht immer mit einer auf regelrechtem Fuß eingerichteten Häuslichkeit vertragen. Kann es nicht ein Starkasten sein? Der ist doch auch recht niedlich, und wir setzen ihn auf die große Akazie, und dann geht schon im März das Gezwitscher los."

Wally zog die Mundwinkel tiefer.

„Vaterle, ein Star ist kein Reh und wird auch kaum die Flasche nehmen wollen. Auf die große Akazie komm ich ja auch gar nicht herauf. Vielleicht ist es

Digitized by Google

das Beste, wir überraschen die Mama mit dem Reh. Wenn es einmal da ist, wird sie es schon nicht wieder fortjagen. Wenn es einmal da ist mit dem weichen Fellchen und den hübschen Augen, gefällt es ihr am Ende gar ganz gut."

„Wollen sehen, Mausi. Ich glaube freilich, die Mama wird mit der zoologischen Ueberraschung nicht einverstanden sein. Nun geh, mein Herzchen. Draußen hält der Schlitten des Rechtsanwalts Dieterici — ich kenne ihn an den mottenzerfressenen Federstutzen der Gäule . . . siehst du, da ist der Herr Rechtsanwalt schon . . . Herein!"

Es ging die Thür, und Dieterici trat ein: im Pelz, in hohen Stiefeln und der Mütze mit den Ohrenklappen, zur Ausfahrt gerüstet.

„Morgen, Oberst," sagte er; „Tag, Wally — Patschhand geben — was Teufel, bist du groß geworden! Noch ein paar Jährchen, und ich muß gnädiges Fräulein sagen und selbstverständlich Sie und tiefe Komplimente machen. Oberst, Sie müssen mitkommen."

Zehden schob sein Töchterchen sanft aus dem Zimmer.

„Wohin?" fragte er.

„Nach dem Dachseck, Oberst."

Zehden wehrte ab. „Erstens bin ich erkältet und zweitens: was soll ich denn da? Fällt mir nicht ein. Ich will meine Ruhe haben. Vor einem Stündchen war Puttfarken hier und hat erzählt: Pittelko ist tot, und damit ist die traurige Geschichte zu Ende. Für mich wenigstens" . . .

Dieterici hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und den Pelz aufgeknöpft, der ihn in breiten Falten umschlotterte und bis auf den Boden fiel.

„Die Geschichte ist noch lange nicht zu Ende, lieber Zehden," erwiderte er, „an sich nicht und für Sie nicht und überhaupt nicht. Ich habe Puttfarken gesprochen. Der Esel redet von Verblutung. Oberst, ich bin kein Chirurg, aber mein Verband lag fest. Ich habe auch die Wunde gesehen. Sie ging nicht tief; das Messer kann die Lunge gar nicht verletzt haben. Ich habe Puttfarken schweigend zugehört; ich will mir den Mund nicht verbrennen. Aber ich möchte das Rätsel zu lösen versuchen. Sie haben auch ein gewisses Interesse daran —"

„Gar keins," rief Zehden.

„So? Mich dünkt, der Baron Lobschitz ist sozusagen ein Vetter von Ihnen — he?"

Zehden schaute mit prüfender Aufmerksamkeit in das Gesicht des Rechtsanwalts.

„Also doch?" entgegnete er. „Dieterici, Sie glauben —"

„Ich glaube vorläufig noch gar nichts. Aber ich mutmaße allerlei. Und ich möchte dem Staatsanwalt zuvorkommen. Versteht sich, ich habe keineswegs die Absicht, ihm ins Handwerk zu pfuschen und seine Pflichten zu stören. Ich denk nicht daran. Doch . . . liebster Oberst, über all das können wir reden, wenn wir draußen gewesen sind. Erst sehen. Es kann nicht auffallen, daß wir uns nach der Pittelko umthun, nachdem wir ihren Mann aus dem Wald geschleppt haben. Das ist schließlich nur Menschenpflicht. Ich bitte Sie, kommen Sie mit! Es ist unbedingt nötig" . . .

Zehden überlegte nicht mehr. Es galt nur noch, Frau Minona von der Wichtigkeit der Fahrt zu überzeugen. Das hielt schwer, und es kamen auch kleine Notlügen zur Verwendung. Aber schließlich mußte die Hausherrin sich fügen. Sie that es tiefbekümmert und nicht ohne geeignete Anspielungen; auch mußte der Oberst sich gewaltig mit wollenen Tüchern und Decken umwickeln, und selbst ein paar gestrickte Pulswärmer zog sie ihm über die Hände. Er sah aus, als ginge es nach Sibirien; zwischen Shawl und Pelzmütze schaute nur noch die Nasenspitze hervor.

So klingelte der Schlitten dann wieder den Weg zurück, den man gestern nacht gefahren war. Aber im heiteren Sonnenschein tanzten die Pferde mit ihren vermotteten Federstutzen fröhlicher über den Schnee, als im eisigen Dunkel. Das war ein köstlicher Tag.

„Das beste Mittel gegen schlechte Stimmung, auch wider den Schnupfen, Oberst," sagte Dieterici. „Wickeln Sie sich aus; die frische Luft thut Ihnen nichts. Die Bauern im Markgrafen Waldemar können warten. In diesem Schenkzimmer riecht es ewig nach kleinen Leuten und Kohlrübensuppe. Gott segne die frische Luft. Sehen Sie die leuchtende Linie da drüben? Das ist Ihr geliebter Spreewald. Wie ein silbernes Band . . ."

Wahrhaftig, so war es. Jenseits des weißen Feldes erglänzte ein breiter Silberstreifen: die eisbepackten Buchen, Elsen und Eichen des Spreewalds und dazwischen das blinkende Krystall der Kanäle. Die ganze Welt leuchtete, so weit sie das Auge umfaßte. Nur einmal zog ein Schatten über dies helle Weiß: ein Krähenschwarm, der dem Wald zuflog. Die schwarzen Vögel steuerten lautlos durch die Luft und in einem geschlossenen Viereck, gleichwie in Schlachtordnung.

Eine Strecke weit durchquerte der Weg einen Ausläufer der Gorgutschener Forst. Da lag auch eine Futterstelle. Aber der Schnee war nicht fortgefegt, und beim Heranläuten des Schlittens jagte ein Rudel Hirsche dicht an den aufbäumenden Pferden vorüber. Krischan mußte die Zügel fest anziehen, mußte auch vom Bocksitz springen, um das Wildgatter zu öffnen. Nun war man auf fiskalischem Gebiet. Auf einer Holztafel, die Eis und Reif bedeckte, stand: „Königliche Revierförsterei Dachseck," oben auf der Tafel saß ein Rabe und krächzte.

Das Dachseck lag träumend im Schnee. Nicht einmal der Hund schlug an. Nur aus dem Schornstein des Wohnhauses stieg ein fadendünner Rauch empor, zuerst senkrecht, und dann zerkräuselte er sich. An einem Fenster tauchte ein blasses Gesicht auf; vielleicht war es auch nur eine Täuschung.

Als die Herren vom Schlitten stiegen, erschien die Pittelko in der Hausthür: in dem rotwollenen Brusttuch, das sie auch in der Nacht getragen, kurzem Rock und hohen Stiefeln. In diesen hohen Stiefeln sah man sie immer; sie watete in ihnen durch Schnee und Regen, über den Hof und in den Stall, denn sie ersetzte auch den Knecht.

Ihr Gesicht war vielleicht um einen Schatten bleicher als gestern; aber das Auge hell, klar und tief und das schwarze Haar sauber gestrählt und geflochten. Der Weiberfeind Dieterici erschrak fast vor ihr; es gab schon

Digitized by Google

viel Verführerisches unter den schillernden Lockvögeln, die der Teufel in die Welt setzte.

„Guten Tag, Pittelkon," sagte der Rechtsanwalt und reichte ihr die Hand; „wir haben von Ihrem Unglück gehört und wollten uns einmal erkundigen, ob wir etwas für Sie thun können . . ."

Sie zwinkerte ein wenig mit den Augen, als ob sie weinen wollte. Doch es floß keine Zähre. Es war auch wohl nur eine nervöse Bewegung oder ein unwillkürliches Blinken vor dem Sonnenlicht. Den Eindruck einer Komödiantin machte sie nicht — oder aber, sie mußte eine sehr große sein.

„Die gnädigen Herren sind sehr gütig," entgegnete sie ruhig; „es kam alles rascher und plötzlicher, als ich erwartet hatte. Als Sie heute nacht bei mir waren, hätte ich nicht gedacht, daß es so bald zu Ende gehen würde. Aber etwas für mich thun — nein, das kann ich nicht verlangen, wüßte auch nicht, was. Ich muß mich schon in mein Unglück schicken. Wollen die Herren nicht nähertreten?" . . .

Sie ließ die beiden in das Wohnzimmer, das an diesem lichten Wintertag noch freundlicher und behaglicher erschien, als im Schweigen der Nacht.

Dieterici warf seinen Pelz ab und half auch dem Obersten aus seinen Ueberkleidern.

„Kann ich den Toten wohl einmal sehen?" fragte der Anwalt leichthin.

In dem Gesicht der jungen Frau veränderte sich kein Zug. Sie schritt ohne weiteres an die Thür zum Nebenzimmer und öffnete diese. Dieterici und Zehden traten in das kleine, blitzsaubere Schlafgemach des Försterpaars. Das einzige Fenster war durch ein weißlinnenes Rouleau verhängt, das aber noch Licht genug in das Zimmer ließ, um jeden Gegenstand deutlich erkennen zu lassen. Ein eigentümlicher Dunst schlug den Herren entgegen: es war mit Wacholder geräuchert worden.

Im Bett lag der Tote, schon gewaschen, im weißen Hemd und mit sorgfältig gekämmtem Haar; Kissen und Decken waren frisch überzogen. Auch die Stube schien frisch gescheuert zu sein, und über die Dielung war weißer Sand gestreut. Auf dem Deckbett und rechts und links zu Häupten des toten Mannes, der mit geschlossenen Augen und so friedlichem Ausdruck dalag, als schlummere er, leuchtete frischer grüner Tannenbruch. Was indessen den Obersten am meisten interessierte, war ein Stück liniiertes Papier, anscheinend aus einem Rechnungsbuch herausgeschnitten, das auf der Brust des Försters lag und auf das eine ungelenke Hand die Worte geschrieben hatte: „Dobra noz." Das war wendisch und hieß: „Lebe wohl."

Das naiv Feierliche des Eindrucks kümmerte den Rechtsanwalt wenig. Ohne ein Wort zu äußern, schritt er an das Bett, schlug die Decke zurück und untersuchte die Todeswunde.

Die Pittelko stand am Fußende. Sie hatte die Hände über die Brust gekreuzt und bewegte sich nicht. Ihre großen grünen Augen waren starr auf Dieterici gerichtet, nicht voll Schrecken oder folternder Angst, mehr mit dem Ausdruck unheimlicher Neugier.

Der Oberst war dicht an die Wand getreten. Diese ganze Tragödie begann allgemach einen psychologischen Reiz auf ihn auszuüben. Die Augen der Pittelko waren von einer schrecklichen Schöne. Er kannte diesen Typ.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftlich-medizinische Erziehungsprobleme.

Von Dr. med. Paul Reyher.

Die Bedeutung der Naturwissenschaft, zumal der Lehre vom Leben der organischen Welt für das verflossene Jahrhundert, dem jene unverkennbar ihren Stempel aufgedrückt hat, dokumentiert sich nicht allein durch die in diesem Zeitabschnitt gewonnenen ausgedehnten und bedeutungsvollen Fortschritte in der naturwissenschaftlichen Erkenntnis, wie sie uns vor allem in der Auffindung des Gesetzes von der Einheit und Unvergänglichkeit von Kraft und Stoff (Substanzgesetz), in der Begründung und Ausgestaltung der Zellenlehre und Entwicklungstheorie, sowie in der Erweiterung der chemisch-physikalischen Kenntnisse vom tierischen und pflanzlichen Lebensprozeß entgegentreten. Ihr größerer Wert resultiert vielmehr aus der Uebertragung und Nutzanwendung dieser naturwissenschaftlichen Errungenschaften auf alle möglichen Gebiete des menschlichen Denkens, Fühlens und Wollens und aus ihrer dadurch bedingten Umgestaltung, Förderung und Vervollkommnung.

Zwar tauchten schon in früheren Zeiten gelegentlich — ich erinnere nur an Baco von Verulam und J. J. Rousseau — Versuche auf, die verschiedensten Arten menschlicher Geistesthätigkeit auf die Grundlage der Natur zurückzuführen, aber diese Versuche konnten eben nur Versuche bleiben wegen der Unvollkommenheit der damaligen Naturerkenntnis. Erst die weitgediehene Entwicklung der neuzeitlichen Naturforschung hat solche Resultate erzielt, daß eine auf diese sich gründende ausgereifte naturwissenschaftliche Auffassung und Bearbeitung der mannigfaltigsten Wissenszweige als durchführbar gedacht werden kann. Insbesondere sind es die Zellenlehre und die Descendenztheorie, die für eine naturgemäße Betrachtung der Dinge, mögen sie nun staatliche oder soziale Institutionen, Fragen der Kunst oder Wissenschaft betreffen, wichtige und klare Aufschlüsse gewähren. Insofern ist eine verständnisvolle naturwissenschaftliche Begründung und Erklärung der verschiedensten Bethätigungsarten des menschlichen Geistes erst ein Kind der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, und es wird dem jetzigen Jahrhundert nach dieser Richtung hin noch eine reiche Arbeit des weiteren Ausbaus vorbehalten sein.

In erster Linie mußte die fortgeschrittene Naturerkenntnis fruchtbringend und fördernd auf die medizinische Wissenschaft wirken, die ja schließlich nichts anderes als eine auf den menschlichen Organismus angewandte

Digitized by Google

Naturwissenschaft darstellt. Und in der That datiert der Aufschwung unserer modernen Heilkunde erst von dem Zeitpunkt an, in dem man anfing, die medizinische Wissenschaft als ein Teilgebiet der Naturwissenschaft aufzufassen und dementsprechend zu bearbeiten.

Aber selbst auf Gebiete, die mit der Naturwissenschaft scheinbar wenige Berührungspunkte haben oder ihr sogar nach der Ansicht vieler fernzustehen scheinen, müssen die großartigen Ergebnisse der Naturforschung des neunzehnten Jahrhunderts notgedrungen einen neubelebenden und fördernden Einfluß ausüben. Dies gilt in hohem Maß für die Erziehungslehre.

Daß eine durchgreifende Reform unseres Erziehungswesens dringend notwendig sei, das ist eine Forderung, die schon seit längerer Zeit und nicht zuletzt an höchster Stelle als unumgänglich erkannt worden ist und in der letzten Zeit immer lauter wird. Ja, das Interesse für die Erziehungsfrage in der Schule ist heute so allgemein und lebhaft, daß man wohl in der Annahme nicht fehlgehen wird, daß das gegenwärtige Jahrhundert sich als das Jahrhundert der Erziehung gerieren wird. Das ist um so mehr begreiflich, als schließlich alle den Menschen betreffenden Lebensfragen in der Erziehungsfrage ihren Ausgangs- und Angriffspunkt finden müssen. Denn wenn eine Verbesserung des Menschengeschlechts und seiner Einrichtungen mit Erfolg durchgeführt werden soll, so muß sie von vorn, d. h. bei der Jugend, begonnen werden. Die nach dieser Richtung gemachten Reformvorschläge und ihre praktischen Ausführungen zielen im wesentlichen sämtlich auf eine stärkere Betonung der physischen Ausbildung gegenüber einer einseitigen geistigen Unterweisung einerseits und auf eine Bevorzugung der realen Unterrichtsfächer gegenüber dem altklassischen Sprachunterricht andrerseits hin. In letzterer Beziehung bricht sich namentlich die Erkenntnis, daß unsere Jugenderziehung durchaus nicht den Anforderungen entspricht, die die naturwissenschaftlichen Fortschritte des neunzehnten Jahrhunderts an unsere moderne Bildung stellen müssen, mehr und mehr Bahn.

Aber damit hat man meines Erachtens noch nicht annähernd die weittragende Bedeutung der naturwissenschaftlichen Wahrheiten des verflossenen Jahrhunderts für eine naturgemäße und richtige Auffassung der Erziehungsaufgaben gewürdigt. Wäre man sich dieser hinlänglich bewußt, so könnten heute die Meinungen über die Notwendigkeit und die Mittel der Umgestaltung unserer Erziehungs- und Unterrichtsweise nicht mehr so weit auseinandergehn. Ja, die zur Zeit durch die gesamte deutsche Pädagogik gehende Zerrissenheit und der die meisten gegenwärtigen Klagen veranlassende Mangel an Einheitlichkeit in unserm Erziehungs- und Unterrichtswesen wird nur durch den Umstand erklärlich, daß es eben bis jetzt immer noch, auch trotz der schon zur Durchführung gebrachten vereinzelten Verbesserungsbestrebungen, an einem von einheitlichen und naturgemäßen Gesichtspunkten beherrschten Erziehungssystem fehlt. Und die berechtigten Klagen werden nicht eher verstummen, als bis man sich dazu bereit erklärt hat, die Reformarbeit von Grund aus zu beginnen.

Fragen wir uns nun, was die einheitliche und natürliche Grundlage ist, auf der ein verständiger und richtig geleiteter Erziehungsplan zu begründen ist, so liegt die Beantwortung der Frage nahe genug: da das Erziehungsobjekt, der kindliche Organismus, in erster Linie ein Naturobjekt, und zwar ein höchst kompliziertes und daher schwer zu verstehendes darstellt, das als solches nach unabänderlichen, ewigen Naturgesetzen sich entwickelt, so ist es von vornherein einleuchtend, daß eine gründliche Kenntnis der Bedingungen und der Wirkungsweise dieser natürlichen Entwicklungsgesetze für die Beurteilung einer sachgemäßen Erziehungsmethode unerläßlich ist. Aber die Erziehung hat es nicht immer, zumal in unseren an den mannigfachsten Nervenerkrankungen und andern Gesundheitsstörungen so reichen Zeit, mit normalen, sondern häufig mit abnorm veranlagten und kranken Individuen zu thun. Außerdem lehren uns ärztliche Erfahrungen, daß selbst gesund geborene Kinder häufig durch eine falsche Erziehung an ihrer Gesundheit, besonders an der des Nervensystems, geschädigt werden. Demnach werden auch gewisse medizinische Kenntnisse, die den schädigenden Einfluß der den normalen Entwicklungsgang hemmenden, also pathologisch wirkenden Einwirkungen kennen lehren, von Vorteil für den Erzieher sein.

Im folgenden will ich kurz die naturwissenschaftlichen und medizinischen Erfahrungssätze anführen, die als notwendige Vorkenntnisse für das Verständnis einer gedeihlichen körperlichen und geistigen Entwicklung des kindlichen Organismus beim Erzieher vorausgesetzt werden müssen. Natürlich kann ich mich des beschränkten Raumes halber nur auf die Hauptpunkte einlassen und auch diese nur andeutungsweise berühren.

Zunächst setzt eine der natürlichen Entwicklung des kindlichen Organismus angepaßte und daher richtige Erziehungsmethode ein gewisses, ziemlich hohes Maß naturwissenschaftlicher Kenntnisse voraus, hauptsächlich anatomischer, physiologischer, physiologisch-psychologischer, zoologischer, botanischer, chemischer, physikalischer, anthropologischer, kurz allgemein biologischer Art. Aus dem Folgenden wird dies uns klar werden.

Wenn wir bedenken, daß das neugeborene Kind in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum von etwa dreiviertel Jahr sich aus dem einfachen Zustand einer einzigen Zelle heraus, die in Bau und Lebensäußerungen große Uebereinstimmung zeigt mit den in der Natur vorkommenden tierischen einzelligen Lebewesen, bis zu dem höchst verwickelt organisierten Zellenstaat entwickelt, den der kindliche Körper bei seinem Eintritt in die Welt repräsentiert, und daß er während dieses verborgenen Entwicklungsgangs verschiedene Stadien durchläuft, wie sie uns nicht nur als fertige Tierformen in der Natur entgegentreten, sondern auch von den meisten höheren Tieren durchlaufen werden, so können wir aus diesen Beobachtungen wichtige Schlüsse auf die Entwicklungsgesetze der körperlichen Formen und geistigen Funktionen des Kindes ziehen, um so mehr, wenn wir diese mit den körperlichen Verrichtungen und seelischen Aeußerungen der ganzen Tierwelt von der einfachsten Zelle bis zum höchstentwickelten Tier vergleichend betrachten. Andrerseits aber lernen wir aus diesem im mütterlichen Organismus sich abspielenden Entwicklungsprozeß, daß während dieser Zeit sowohl das physische wie das psychische Verhalten der Mutter von bestimmendem Einfluß auf die Entstehung und Entfaltung der Anlagen des Nachkommen sein muß, daß also gewissermaßen schon vor der Geburt des Kindes von einer Erziehung die Rede sein kann. Noch Näheres hierüber erfahren wir von den Vererbungsgesetzen. Es wird wohl heute von niemand mehr bezweifelt, daß für die körperliche und geistige Entwicklung des neugeborenen Individuums die durch natürliche Vererbung bedingte angeborene Anlage der wichtigste Faktor ist. Wenn auch die Vererbungs-

Digitized by Google

thatsachen bis jetzt noch nicht in festen mathematisch sicheren Formeln sich ausdrücken lassen und in einigen nebensächlichen Punkten noch zu Meinungsverschiedenheiten Anlaß geben, so steht doch die prinzipielle Wirksamkeit der Vererbung in den Hauptpunkten unbedingt fest: man kennt genau die Faktoren, die hierbei eine Rolle spielen. Wir wissen bestimmt, daß die von gesunden Vorfahren stammenden Kinder gleichfalls gesund sind, und daß die Nachkommen solcher Eltern, deren Gesamtorganismus durch eine den ganzen Körper treffende Schädlichkeit, wie es der Alkoholismus und andere Vergiftungen, eine allseitige Zerrüttung des Nervensystems, chronische Ernährungsstörungen und allgemeine konstitutionelle Erkrankungen sind, geschwächt ist, als Erbteil eine krankhaft entartete Konstitution mit auf die Welt bringen, mag diese Schädlichkeit nun bei den Eltern angeboren oder erst später erworben sein. Auch darüber besteht kein Zweifel, daß ebenso die Anlage der Geistes- und Charaktereigenschaften beim Kind von der psychischen Beschaffenheit nicht nur der Eltern, sondern einer langen Reihe vorangehender Generationen abhängig ist, und zwar in dem Sinn, daß aus der Vereinigung der väterlichen und mütterlichen Qualitäten eine Mischung entsteht, die je nach dem Ueberwiegen einer von dieser oder jener Seite ererbten Eigenschaft mehr den väterlichen oder mütterlichen Typus zeigen wird, im übrigen aber noch durch eine Reihe von Faktoren modifikationsfähig wird, auf die ich hier nicht näher eingehen kann. Die Vererbbarkeit dieser seelischen Eigenschaften und Fähigkeiten wird erst verständlich, wenn wir uns erst einmal den wirklichen materiellen Vorgang eines seelischen Prozesses klargemacht haben, was erst an späterer Stelle erfolgen soll.

Mögen wir nun über die feineren Vorgänge bei der Vererbung denken, wie wir wollen, so viel kann man wohl mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß es sich dabei um mikrochemische Prozesse handelt. Jedenfalls gehört zu einem vollen Verständnis der Vererbungsfragen ein gründliches Eindringen in die anatomischen Verhältnisse sowie in die chemisch-physikalischen Vorgänge der Lebensäußerungen der ganzen organischen Welt, des Pflanzenreichs in gleicher Weise wie des Tierreichs. Lernen wir nun einerseits aus den Vererbungsthatsachen, daß die physischen und psychischen Eigenschaften der beiden Eltern und indirekt die der ganzen Ahnenreihe bestimmend auf die ererbte Beschaffenheit des Neugeborenen wirken, so ergiebt sich andrerseits daraus für die Erziehung die Forderung, daß diese angeborene Anlage die Basis bilden muß, auf der die erziehenden Kräfte ihre Wirksamkeit zu entfalten haben. Unzweifelhaft muß der Erzieher mit diesen wissenschaftlichen Erfahrungen über die Vererbung rechnen, denn es kann nicht gleichgiltig sein, ob man es bei der Erziehung und Unterweisung mit einem ganz gesunden oder mit einem pathologisch veranlagten, mit einem geistig regen oder mit einem geistig schwachen Individuum zu thun hat, und ob die dem Erzieher auffallenden Charakterfehler des Kindes Folgen einer bereits falsch geführten Erziehung oder Ausdruck einer krankhaften Konstitution sind. Zunächst und in höherem Maß werden diese Fragen natürlich an die Eltern herantreten, aber auch später nach dem Eintritt in die Schule werden sie für die Art des Unterrichts entscheidend sein müssen. Bei jedem Kind, das in die Schule eintritt, sollten zuerst die Abstammungsverhältnisse und die Umgebung, in der es aufgewachsen ist, festgestellt werden, da ohne dessen genügende Berücksichtigung eine genaue Beurteilung des Körper- und Geisteszustandes des Zöglings nicht denkbar ist.

Zwar treten der durch Vererbung überkommenen Anlage gegenüber alle andern die Entwicklung des Kindes beeinflussenden Faktoren, wie es die Erziehung, das sogenannte Milieu, d. h. die Summe der äußeren das Kind umgebenden Verhältnisse, große historische Begebenheiten und andere sind, an Wichtigkeit zurück, aber es wäre durchaus irrig, letzteren Momenten jeden Einfluß auf die Entfaltung der körperlichen und geistigen Anlagen absprechen zu wollen und mit unthätiger Resignation dem Entwicklungsprozeß zuzusehen. Selbst bei neuropathisch Belasteten kann durch eine geeignete fachkundige Erziehung dieses Uebel auf ein Minimum beschränkt, vielleicht gar beseitigt werden, während auf der andern Seite eine geringe neuropathische Anlage durch unzweckmäßige Erziehung verstärkt, ja selbst bei einem gesund gearteten Kind durch letztere eine Erkrankung des Nervensystems anerzogen werden kann, deren Ursache man wohl in einer chemisch entarteten Beschaffenheit der Nervenzellen und Nervenfasern zu suchen hat, die ihrerseits wieder durch Ernährungsstörungen im Nervensystem verschuldet wird. In dieser Beziehung darf der Umstand nicht unberücksichtigt bleiben, daß die auf die Nachkommenschaft vererbten Eigenschaften der Eltern auch bei der Erziehung noch ihre Fortwirkung geltend machen und so die angeborenen Eigenschaften ihres Kindes unbewußt noch stärker ausprägen. So wünschenswert diese Mitwirkung der elterlichen Charaktere bei dem Erziehungsgeschäft auch sein mag, wenn diese gut geartet sind, so wenig erstrebenswert ist hingegen ihre Mitbeteiligung an der Erziehung, wenn vererbbare pathologische, zumal psychopathische Zustände bei den Eltern vorliegen, da die schon durch die Vererbung übertragene krankhafte Anlage durch den bei neuropathisch Belasteten besonders lebhaften Nachahmungstrieb noch verstärkt wird.

Auch für die geistige Ausbildung darf die Macht einer sachverständigen Erziehung nicht unterschätzt werden. Wenn die ersten Aeußerungen der Geistesthätigkeit beim jungen Kind deutlich Zeugnis dafür ablegen, daß die Seele des Kindes keine unbeschriebene Tafel ist, sondern daß darauf sich unzählige, allerdings zunächst unleserliche Spuren geistiger Arbeit vorangehender Generationen finden, so ist klar, daß uns durch eine Erziehungs- und Unterrichtsmethode, die diese Spuren beachtet und zu entziffern versucht, diese in deutlich leserliche Schriftzeichen umgewandelt werden können. Um dies recht verstehen zu können, wollen wir uns kurz den objektiv-materiellen Vorgang eines geistigen Prozesses vorstellen, wie ihn uns die Erkenntnis der physiologischen Psychologie erklärt. Den Impuls zum Ablauf eines seelischen Vorganges liefern immer äußere Reize, wie sie beispielsweise als Licht, Wärme, Schall und andere Kräfte auf unsere Sinnesorgane einwirken, mag diese Einwirkung nun der Gegenwart oder der Vergangenheit angehören. Hier zeigt sich nun die Bedeutung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft für das Verständnis der geistigen Funktionen. Wie wir wissen, wirken diese äußeren Reize sämtlich in Form von Bewegungen verschiedener Art und Geschwindigkeit auf dieses oder jenes Organ der sinnlichen Wahrnehmung. Da nun nach dem obengenannten Gesetz keine Kraft verloren gehen kann, so müssen die den Sinnenreiz ausübenden beweglichen Kräfte in irgendeiner Form in die Sinnesorgane übergehen,

Digitized by Google

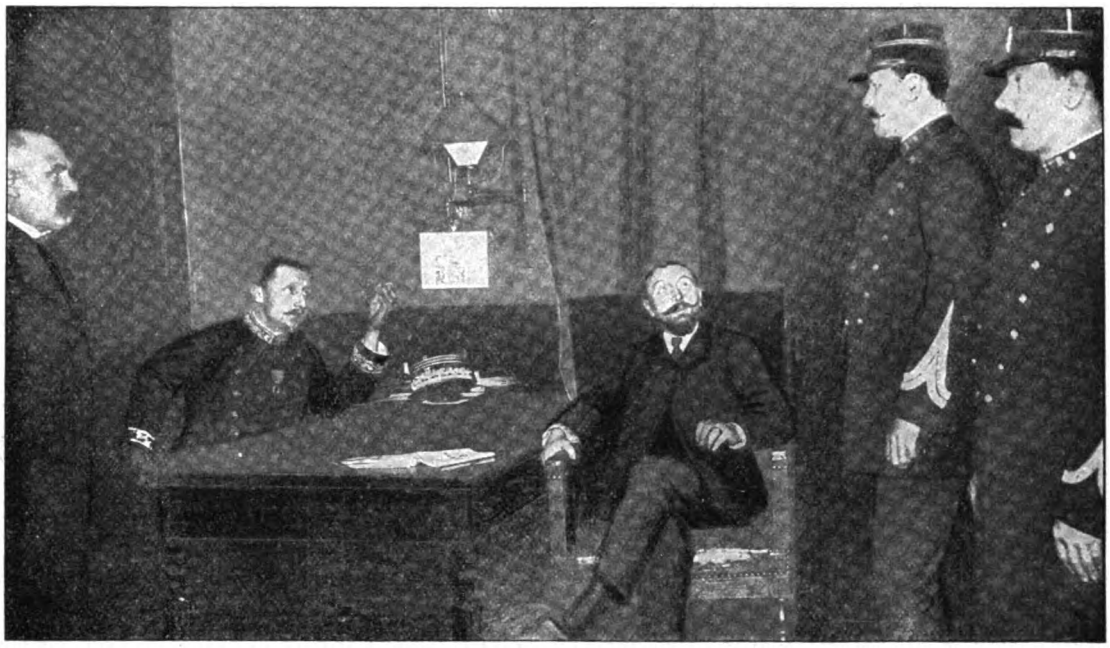
entweder als in Bewegung begriffene Kräfte (kinetische Energie) oder als ruhende Spannkräfte (potentielle Energie). Auf jeden Fall wird die durch den äußeren Reiz hervorgerufene Sinnesempfindung zum Gehirn fortgeleitet und bildet hier die Vorstellung, die ihrerseits wieder eine Bewegung, das Handeln, auslöst. Es ist anzunehmen, daß dieser seelische Prozeß in einer kontinuierlichen Reihe von Umsetzungen physikalischer Kräfte in chemische Spannkräfte und umgekehrt von diesen in jene sich abspielt. So wird es auch erklärlich, daß die Sinneseindrücke vergangener Generationen ihre Spuren in der psychischen Veranlagung eines späten Nachkommen hinterlassen. Durch häufige Wiederholung derselben Ideenassoziationen bei den Vorfahren sind in den entsprechenden Nervenbahnen chemische Verbindungen von einer gewissen Stabilität entstanden, die als solche auf den Nachkommen übertragen werden und daher den Ablauf desselben Gedankenganges bei diesem wesentlich erleichtern. So tritt die Erscheinung ein, die der Volksmund dahin erklärt, daß eine Idee „in Fleisch und Blut übergegangen" sei. So begreift sich die häufig zu beobachtende Befähigung des Sohnes für den Beruf des Vaters, so wird die Fortpflanzung althergebrachter Traditionen verständlich. Allerdings wird durch eine solche Vererbung nur erreicht, daß ein geringerer Reiz schon genügt, die Wiederholung eines gleichen seelischen Vorgangs zu ermöglichen. Damit er überhaupt eintritt, gehört als unbedingte Voraussetzung die Wirkung eines äußeren Reizes auf die Sinnesorgane. Wenn hieraus mit Deutlichkeit hervorgeht, daß ohne Sinnesthätigkeit keine Geistesthätigkeit möglich ist, so gestattet diese Erkenntnis in Gemeinschaft mit den Ergebnissen der experimentellen Hirnphysiologie, die im Verein mit der Anatomie und Gehirnpathologie immer mehr unsere Kenntnisse von der Lokalisation einzelner Geistesleistungen an bestimmte Hirnabschnitte erweitert, eine Reihe wichtiger Schlüsse für unsere Erziehungsfrage. Zunächst ergiebt sich mit Evidenz die Notwendigkeit, die in der Luft schwebende abstrakte philosophische Psychologie, deren man sich bisher als der wichtigsten Hilfswissenschaft der Pädagogik bediente, durch die auf der festen und sicheren Grundlage naturwissenschaftlich-medizinischer Erfahrung sich aufbauende objektive physiologische Psychologie zu ersetzen. Auch die heutzutage so oft gehörten Klagen über die zu geringe Berücksichtigung der Körperpflege und über die einseitige Uebertreibung des sprachlichen Unterrichts können so verstanden und beseitigt werden: wenn die geistige Anregung durch die Sinnesorgane Eingang findet, und wenn die geistige Arbeit als eine Funktion des Gehirns und somit als von der Beschaffenheit des körperlichen Substrats abhängig erkannt wird, so ist damit sowohl die Bedeutung des Anschauungsunterrichts, als auch der hohe Wert einer verständigen Pflege des Körpers, wie sie durch geeignete Ernährung, hinreichenden Schlaf, reichliche Bewegung in der frischen Luft, Turnen und Bäder erzielt wird, und einer besonderen Uebung der Sinnesorgane, wie sie die durch Herrn von Schenckendorff angestrebten Jugend- und Volksspiele bieten, für die geistige Leistungsfähigkeit erwiesen. Auch der Nachteil einer einseitigen Bevorzugung des sprachlichen Unterrichts wird durch das Verständnis der Hirnphysiologie in das richtige Licht gesetzt: die einseitige Ueberlastung des durch diesen Lehrgegenstand besonders in Anspruch genommenen Sprachzentrums leuchtet dem sachlichen Beobachter ohne weiteres ein.

Es ließe sich mit Leichtigkeit noch eine große Reihe anderer, für die Erziehung und Unterweisung wichtiger Erscheinungen anführen, die auf naturwissenschaftlich-medizinischem Weg ihre volle Erklärung und Würdigung finden: das Wesen der Temperamente, des Gedächtnisses, der Lust- und Unlustgefühle, wie überhaupt der Affekte und andere mehr. Indes verbietet dies der beschränkte Raum.

Aber nicht allein für die richtige Auffassung einer naturgemäßen Erziehungs- und Unterrichtsmethode leisten die naturwissenschaftlichen Kenntnisse große Dienste, sie haben auch als Lehrgegenstand einen hohen bildenden Wert. Nicht nur um ihrer selbst willen sollen sie gelehrt werden, sondern hauptsächlich deshalb, weil sie besonders geeignet sind, dem Schüler einen Einblick in die Kausalität der Erscheinungen zu gewähren. In dieser Beziehung kann der naturwissenschaftliche Unterricht auch vorbildlich für den Sprachunterricht werden. Auch dieser darf nicht, wie es heute fast ausnahmslos geschieht, lediglich um seiner selbst willen betrieben werden, sondern von dem hohen Standpunkt der Sprachvergleichung, durch die bei weitem mehr die Urteilskraft geschärft, der Blick erweitert und zugleich mehr Verständnis für das geistige Niveau des betreffenden Volkes gewonnen wird, als durch die bisher übliche mechanische Einprägung des Lehrstoffs. Der naturwissenschaftliche Unterricht bedarf aber außerdem noch einer bedeutenden Erweiterung: abgesehen davon, daß den bis jetzt schon eingeführten, aber bisher vernachlässigten naturwissenschaftlichen Lehrgegenständen, wie Botanik und Zoologie, Physik und Chemie, erheblich mehr Aufmerksamkeit in der Schule gewidmet werden sollte, müßte auch ihre Zahl noch um die Anatomie, Physiologie, Biologie und Hygiene vermehrt werden.

Aus allen diesen Erörterungen geht zur Genüge die hohe Bedeutung naturwissenschaftlicher und zum Teil auch medizinischer Kenntnisse für eine sachgemäße Ausübung des hohen Erziehungsberufs hervor. Demgegenüber ist auf der andern Seite bei unsern meisten Lehrern und Erziehern von Beruf ein Mangel an einer diesbezüglichen Ausbildung zu erkennen. Zwar hat man diesen schon zum Teil zugegeben und durch die vereinzelte Anstellung von Schulärzten auszugleichen sich bestrebt, denen die Beurteilung der in der Schulpraxis sich ergebenden ärztlichen Fragen und die Ausübung diesbezüglicher praktischer Maßnahmen obliegen soll. Aber, wie oben ausgeführt wurde, treten bei der Erziehungsarbeit und dem Unterricht selbst so viele Fragen an den Lehrer heran, die nur mit Hilfe naturwissenschaftlicher und medizinischer Vorbildung beantwortet werden können, daß diese grundlegenden Kenntnisse von größter Wichtigkeit für den Lehrer sind. Am einfachsten und sichersten könnte diesem Bedürfnis durch die Errichtung eines Lehrstuhls für pädagogische Medizin abgeholfen werden, von dem herab dem angehenden jungen Lehrer und Erzieher von fachkundiger Seite das Maß von naturwissenschaftlichen und medizinischen Kenntnissen vorgetragen werden könnte, das er als notwendiges Rüstzeug für seinen schweren und bedeutungsvollen Beruf braucht. Dieser Lehrstuhl würde mindestens die gleiche Berechtigung haben, die der Lehrstuhl für gerichtliche Medizin beansprucht, ja ihm kommt unbedingt eine größere zu, da auf einer gesunden und heilsamen Erziehung unserer Jugend das zukünftige Wohl und Glück des Staates beruht.

Digitized by Google



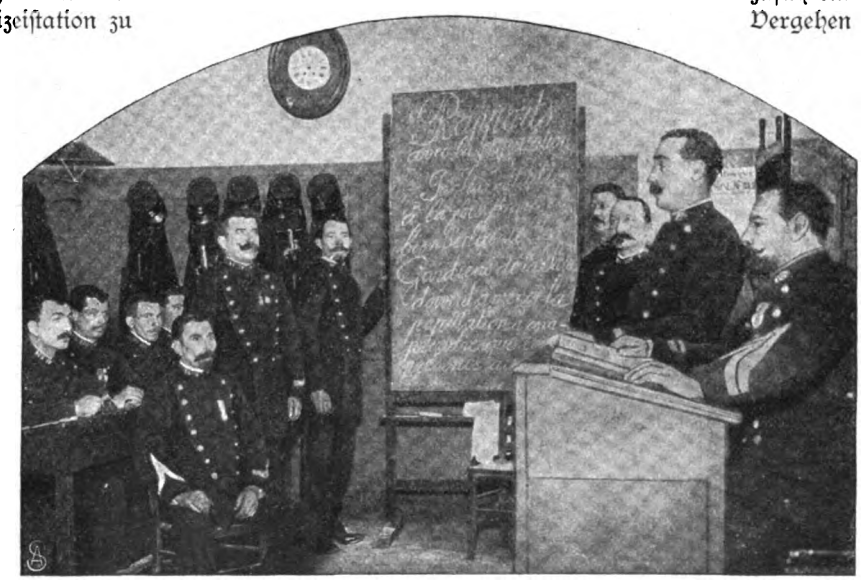
„Die Hauptsache ist also ein energisches, aber freundliches Verhalten gegen das Publikum . . .“

Die Pariser Polizei.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen von M. Branger.

La Rousse, die Rote, heißt die Polizei in der französischen Gaunersprache. Warum weiß niemand und ich auch nicht. Wenn Sie mir also einen Gefallen thun wollen, so gestatten Sie mir, dieses wichtige Geheimnis in seinem Dunkel zu lassen. Jahrelang lebte ich in der Meinung, die Pariser Polizisten seien nur dazu auf der Welt: um je zwei und zwei mit langsamen und schweren Schritten spazieren zu gehen und sich gegenseitig ihre Erfahrungen, die Neuigkeiten des Tages und die Erinnerungen ihrer Jugend zu erzählen; um die Volksmenge zu stoßen und zu schieben, wenn Zola begraben wird, oder wenn die Burengeneräle ankommen; um hilflose Betrunkene aufzugreifen, zu prügeln, ihnen die Kleider zu zerreißen und die Opfer auf die Polizeistation zu bringen; um schnell wegzulaufen, wenn irgendwo ein Lärm entsteht, dessen Urheber möglicherweise Messer oder Schießeisen in der Tasche haben und damit ihren Angreifern übel zusetzen könnten; um immer anderswo zu sein, als wo sich irgendetwas gegen die Gesetze und die öffentliche Sicherheit zuträgt.

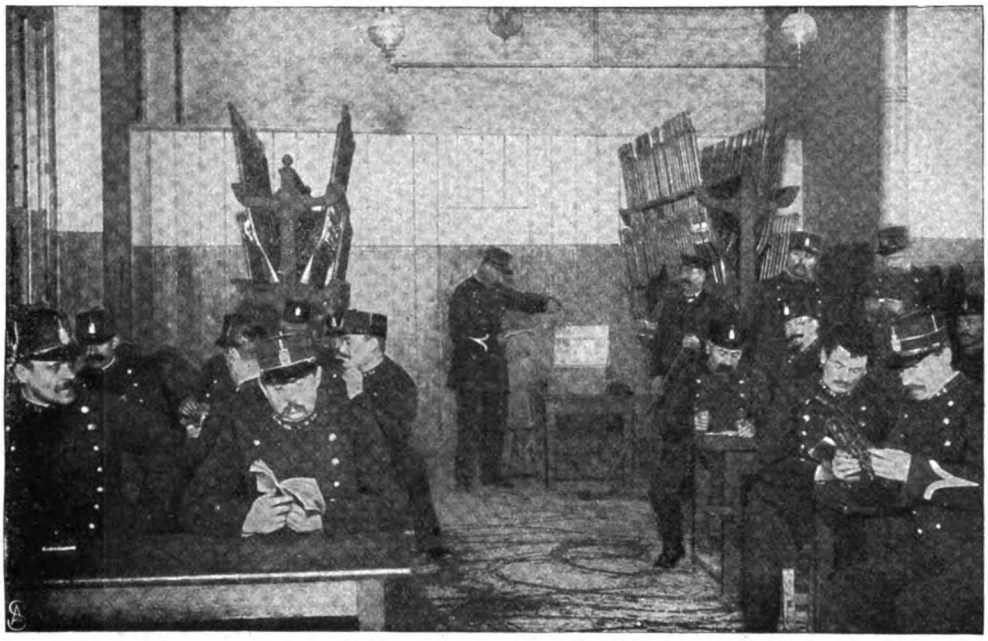
Dies nun hielt ich für die professionelle Pflicht der Pariser Polizei, aber wie schon oft in meinem Leben habe ich mich geirrt. Gestern bin ich auf der Polizeipräfektur selbst eines Bessern belehrt worden. Da habe ich mit meinen eigenen Ohren gehört, wie ein höherer Beamter den wie Jünger und Schüler versammelten Polizisten sagte: „Die Pflicht der Friedenswächter — gardien de la paix ist der offizielle Name der Pariser Schutzleute — besteht darin, das Publikum auf der Straße in Schutz zu nehmen, den in Verlegenheit befindlichen Personen Auskunft zu erteilen, die Greise, Frauen und Kinder beim Ueberschreiten der belebten Straßen zu unterstützen, den Verletzten zu Hilfe zu eilen und im allgemeinen die Anordnungen der Polizei auszuführen. Auch müssen sie Vergehen verhindern und die Uebelthäter verhaften und dann auf die Polizeistation bringen.“



In der Schule der Polizeipräfektur.

Also sprach der Lehrer der „Sergots“, die man in Paris auch „Flics“ und, wenn einem an heiler Haut und ganzen Knochen nichts gelegen ist, „Vaches“ nennt. Der Lehrer? Jawohl, der Lehrer. Denn die Friedenswächter von Paris haben in der Präfektur ihre eigene Schule, in der sie

Digitized by Google



Auf der Polizeiwache.

mit den Pflichten uno Kunstgriffen ihres Metiers bekannt gemacht werden. Die Präfektur der Polizei liegt, wie es sich gehört, im Herzen der Stadt, auf der Seineinsel, die vor zwei- oder dreitausend Jahren die ersten Häuser der späteren Lutetia getragen hat. Die wichtigsten Bauten von Paris stehen hier: die Kathedrale Unserer Lieben Frauen von Paris, die Morgue, das Spital Hôtel-Dieu, der Justizpalast, die Polizeipräfektur und das Restaurant zum Behenden Hasen, wo ich mein erstes Mittagessen in Paris eingenommen habe. Die Polizeipräfektur war bis vor fünfundzwanzig Jahren eine Kaserne der republikanischen Garde, und heute noch ist der Generalstab dieser kleinen Armee der Stadt Paris in dem Gebäude untergebracht. Das ist der Grund, daß man vor den Thoren die Uniformen der Gardisten sieht, die im übrigen mit der eigentlichen Polizei nichts zu thun haben, wenn sie auch oft mit den Sergots zusammen die neugierige Volksmenge ärgern müssen.

Bei solchen Gelegenheiten bekommt das Publikum dann auch die Befehlshaber der Schutzleute zu sehn, die sich sonst nicht zeigen und deren Titel Friedensoffizier, Officier de la paix, ist. In jedem Arrondissement steht ein Friedensoffizier an der Spitze der Friedenswächter. Das ist ein Mann, der nur bei besonderen Gelegenheiten in Uniform und mit seiner Schärpe um den Leib auftritt, und deshalb sieht er auch immer nett und sauber aus, wenn er es einmal thut. Ich habe deshalb früher immer gestaunt, wieso es komme, daß die Friedensoffiziere immer so schöne und neue Uniformen anhätten. Jetzt weiß ich, daß sie zwar schön, aber nicht neu, sondern nur ungebraucht sind. Die Friedenswächter selbst sehn nicht gar so sauber aus, obgleich sie es ausgezeichnet verstehn, sich gegen die Unbilden des Wetters an geschützten Orten zu sichern.

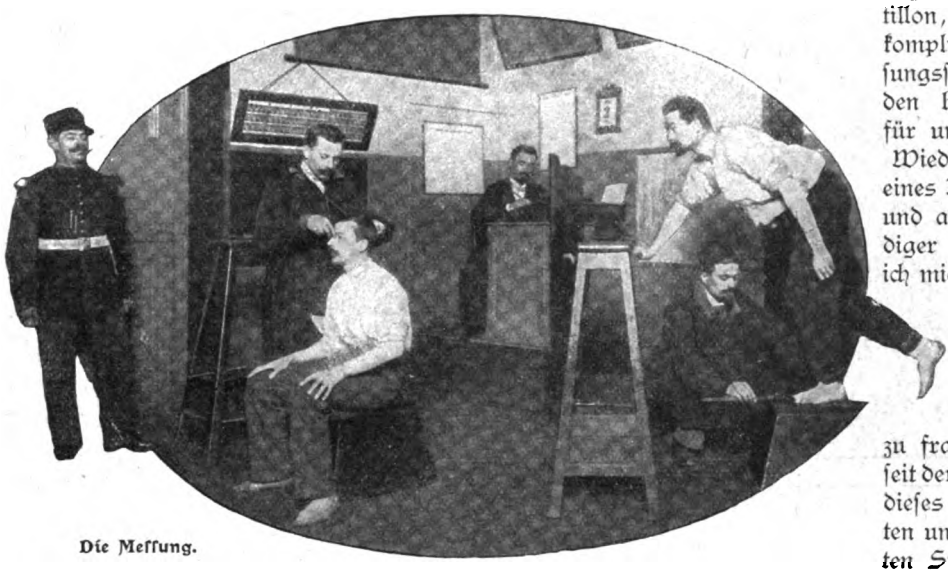
Das Interessanteste in der Polizeipräfektur sind aber weder die Sergots, noch die Friedensoffiziere, noch die städtischen Gardisten. So viel ich weiß, hat man in Frankreich zuerst den sogenannten anthropometrischen Dienst eingeführt, was, wenn ich alter Tertianer mich nicht irre, auf deutsch ungefähr Menschenmeßdienst heißt. Die Menschen, die hier gemessen werden, sind natürlich solche, die mit der verehrten Obrigkeit in Konflikt gekommen sind. Wer den Pariser Häschern in die Netze gerät, wird zunächst von vorn und von der Seite photographiert, dann beschmiert man ihm die Ballen des Daumens, Zeige-, Mittel- und Ringfingers der rechten Hand mit Tusche und nimmt einen Abdruck auf einem Blatt weißen Papiers. Diese beiden Erkennungszeichen sind schon ziemlich alt: der Fingerabdruck wird seit Jahrtausenden von den Chinesen nicht nur zur

Eine anthropometrische Sitzung.

Digitized by Google

Wiedererkennung, sondern auch als Unterschrift benutzt, denn, wie es scheint, stimmen niemals die Linien in der Haut der Handfläche bei zwei Individuen vollkommen überein, und dann ändern sich diese Linien, außer durch Unglücksfälle, Verletzungen u. s. w., niemals. Die Photographie wird schon seit ihrer Erfindung steckbrieflich benutzt.

Neu aber sind die Körpermessungen, die aus den folgenden Einzelmaßen bestehn: die gesamte Höhe bei nackten Füßen, der Brustumfang, die Länge der ausgestreckten Arme, die mit einem besonders dazu hergerichteten Zirkel festgestellte Länge und Breite des Schädels, die Länge und Breite des rechten Ohres, die Länge des linken, platt auf den Boden gestellten und das ganze Körpergewicht tragenden Fußes, die Länge des Mittelfingers und des kleinen Fingers der rechten Hand und die Länge des linken Unterarms vom Ellbogen bis zur Spitze des Mittelfingers. Herr Bertillon, der dieses komplizierte Messungssystem erfunden hat, hält es für unfehlbar zur Wiedererkennung eines Uebelthäters, und als unverständiger Laie beuge ich mich gern seiner maßgebenden Ansicht. Aber ich hätte doch fast Lust, zu fragen, ob es seit der Einführung dieses viel gerühmten und bewunderten Systems weniger Spitzbuben in Paris giebt, als vorher. Ich fürchte sehr, daß die Anthropometrie, so fürchterlich das Wort auch klingt, den Herren Spitzbuben nur außerordentlich wenig Angst macht.



Die Messung.

Karl Eugen Schmidt, Paris.

Die deutsche Zuckerrübenkultur.

Hierzu 8 Aufnahmen von H. Schoch

Die Herstellung des Zuckers aus Rüben ist eine deutsche Erfindung und die Kultur der Zuckerrüben und deren Verarbeitung zu Zucker eine Errungenschaft des verflossenen Jahrhunderts.

Der Chemiker Marggraf war es, der bereits 1747 in Berlin die bedeutsame Entdeckung machte, daß in den Runkelrüben ein dem Rohrzucker völlig gleicher Stoff enthalten sei. Aber fast ein halbes Jahrhundert blieb seine Entdeckung ohne praktische Resultate. Erst den rastlosen Versuchen und Bemühungen des geistvollen Fr. Karl Achard gelang es, die technische Verwendung der deutschen Erfindung durchzusetzen. In der auf dem eigenen Gut Cunern in Niederschlesien errichteten ersten Rohzuckerfabrik Deutschlands begann er in den bescheidensten Verhältnissen die Verarbeitung der gewonnenen Zuckerrüben auf Zucker und legte somit den Grund zu einer der bedeutendsten Industrien Deutschlands.

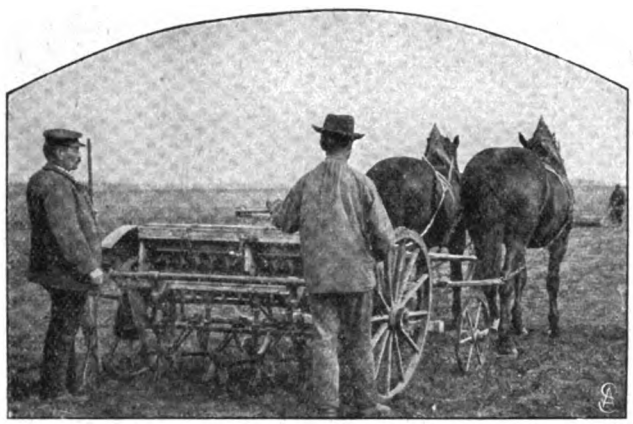
War es bis zu dieser Erfindung nur möglich gewesen, den Zucker aus Zuckerrohr zu gewinnen und ihn als ein Kolonialerzeugnis einzuführen, so änderte sich nun diese Sachlage, und es galt für die deutschen Unternehmer, die Zuckerrübe zu kultivieren und in größerem Maßstab anzubaun. Und sie haben sich dieser ihrer Aufgabe auch mit großem Eifer unterzogen. Denn durch Auswahl des geeigneten Saatguts machten sich die deutschen Saatgutzüchter, unterstützt von den landwirtschaftlichen Versuchsstationen, daran, Zuckerrüben mit möglichst hohem Zuckergehalt zu züchten, und ebenso schritt man auch in dem Verfahren, den Zucker aus der Rübe zu gewinnen, abgesehen von der Verbesserung aller maschinellen Betriebseinrichtungen, durch Einführung des Diffusionsverfahrens und der Anwendung des Strontianitverfahrens zur Melasseentzuckerung weiter fort, so daß man heutzutage eine Durchschnittsausbeute an Zucker von 13 bis 14 Prozent hat, während sie anfangs nur 5 Prozent betrug.

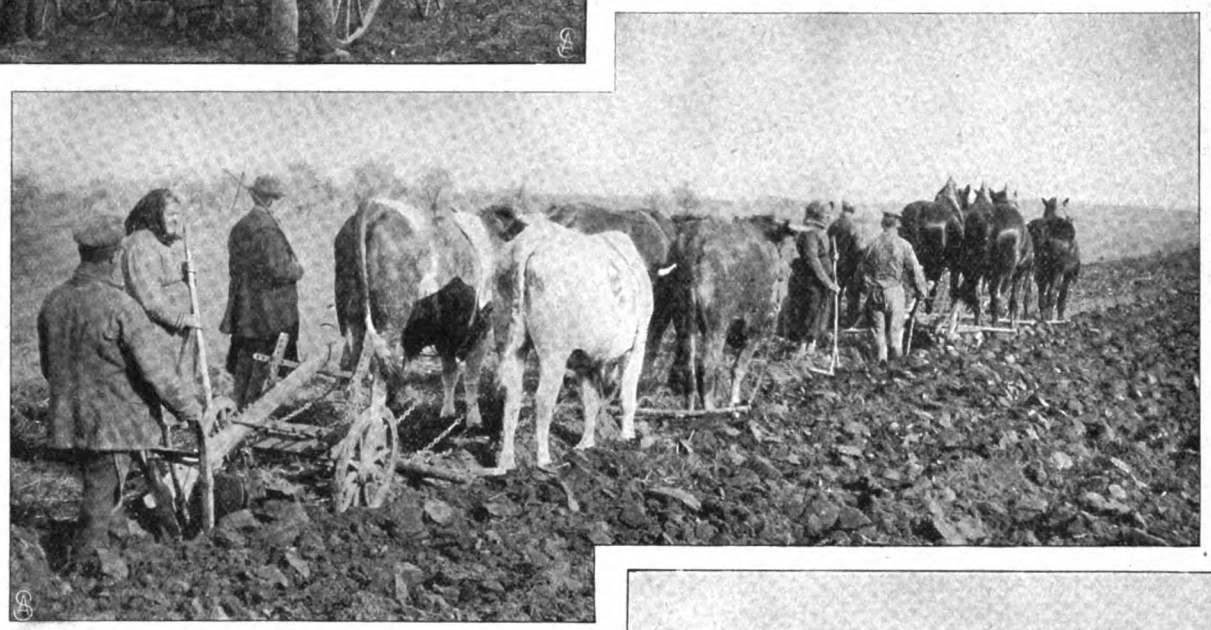
Aber so wichtig der Anbau der Zuckerrüben auch für die deutsche Landwirtschaft in technischer Beziehung ist, wird im Vergleich mit dem in Deutschland vorhandenen Ackerland von der Zuckerrübenkultur nur ein geringer Raum eingenommen, da er sich auf 447 600 Hektar oder 1,5 Prozent des gesamten Ackerlandes beschränkt. Denn an Bodenbeschaffenheit und Klima stellt die Zuckerrübe so hohe Anforderungen, wie keine andere Frucht, so daß sie nur in den besonders bevorzugten Gegenden unseres Vaterlandes gedeiht.

Als eigentliche Heimat des Zuckerrübenbaus haben wir neben den fruchtbaren Gegenden Schlesiens die tiefgründigen „Börden“ und „goldenen Auen“, wie wir sie in der Provinz Sachsen, in Braunschweig und Anhalt finden, anzusehen; erst später hat sich diese Kultur auf die schweren Böden der östlichen Provinzen und mit der Zunahme des Verbrauchs künstlicher Düngemittel, die die chemische Beschaffenheit des Ackers verbessern, auch auf die milderen humosen Ländereien dieser Landesteile ausgedehnt, so daß in größerem Umfang die Zuckerrübe neben den schon genannten Gebieten auch in Posen, vornehmlich in dem fruchtbaren Kujawien, in West-

Digitized by Google

preußen, Mecklenburg und Brandenburg angebaut wird, während Süddeutschland davon fast gänzlich frei ist. Welchen Aufschwung in diesen Gebieten die Zuckerrübenkultur genommen hat, dürfte zur Genüge daraus hervorgehen, daß im Jahr 1871 in Deutschland auf





Säen der Rübenkerne mit der Drillmaschine und Pflügen des Ackers.

110 285 Hektar Rübenland 2 250 918 Tonnen Zuckerrüben geerntet wurden, während die Anbaufläche 1900 428 142 Hektar und die Menge der verarbeiteten Rüben 12 150 042 Tonnen betrug. Dementsprechend hob sich die Zuckererzeugung im gleichen Zeitraum von 186 442 Tonnen auf 1 998 391 Tonnen, und während 1871 bei einer Zuckereinfuhr nach Deutschland von 219 755 Tonnen nur 14 275 Tonnen ausgeführt wurden, beträgt gegenwärtig die Einfuhr nur 1 200 Tonnen; dagegen wirft Deutschland über 1 Million Tonnen Zucker jährlich auf den Weltmarkt und hat einen Verbrauch von rund 750 000 Tonnen im Inland, der sich 1871 nur auf 220 000 Tonnen belief, so daß augenblicklich ein Zuckerverbrauch von rund 14 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung kommt, während er vor dreißig Jahren sich kaum auf 6 Kilogramm belief.

Die Zuckerindustrie in Deutschland ist bis auf den heutigen Tag eine rein landwirtschaftliche Industrie geblieben. Die Vorteile, die sie bringt, kommen daher auch ausschließlich der Landwirtschaft zu gute, und zwar in gleicher Weise dem Großgrundbesitz, wie dem bäuerlichen Besitz, denn beide haben sich unter Zugrundelegung des Genossenschaftsprinzips zur Verarbeitung ihrer Rohprodukte in Zucker vereinigt, so daß sie nach Maßgabe ihrer Beteiligung den Gewinn von ihrer Arbeit ernten.

Aber die Zuckerindustrie wirft gegenwärtig nicht mehr den hohen Ertrag ab, den sie in den siebziger und achtziger Jahren brachte, denn mit der Konkurrenz der andern Länder und durch Ausschluß des deutschen Fabrikats von fremden Märkten ist der Preis für den Zucker und somit auch die Rente der Industrie und der Preis der Rüben, der gewöhnlich nach Maßgabe der Rentabilität der Zuckerfabriken berechnet wird, arg gesunken. Wurde doch in Magdeburg, einem der wichtigsten Zuckermärkte der Welt, in den siebziger Jahren 100 Kilogramm Rohzucker mit 60 bis 65 Mark bezahlt, während dieser Preis in der Gegenwart auf 20 bis 25 Mark, also beinah auf ein Drittel, herabgesunken ist.

Trotz dieses gewaltigen Preisrückgangs hat aber der

Walzen des Ackers.

Zuckerrübenbau noch immer für die Landwirtschaft eine hohe Bedeutung; denn sein Wert besteht weniger in der Rente, die er abwirft, als vielmehr darin, daß mit dem Zuckerrübenbau infolge der hohen Ansprüche, die er an die Bodenbeschaffenheit und Bodenbearbeitung stellt, eine intensivere Kultur des Ackerlandes eingeführt worden ist und immer wieder gepflegt werden muß, so daß hierdurch bei weitem größere Ernten und größere Gewinne auch der andern Feldfrüchte, die im Wechsel mit der Zuckerrübe angebaut werden, erzielt werden. Wohl kaum wird dem Ackerland, wenn man vom Garten- und

Digitized by Google

Arbeiter streuen chemischen Dünger.

Gemüsebau absieht, beim Anbau einer andern Frucht eine solche Pflege zu teil, wie bei der Kultur der Zuckerrübe. In anschaulicher Weise zeigen dies auch unsere Abbildungen. So verlangt der Rübenbau zunächst ein tiefes Umpflügen des Ackerlandes, das bald mit dem Dampfpflug, bald aber auch mit dem von Pferden oder Ochsen gezogenen Pflug ausgeführt wird. Die Pflugfurche hat hierbei eine Tiefe von etwa 25 bis 50 Zentimeter zu erhalten, so daß nur vier ausgesucht starke Tiere imstande sind, die Last zu bewältigen (Abb. S. 2136). Egge und Walze haben sodann das ihrige zu thun, um den Boden völlig zur Aufnahme des Samenkorns und zu einer gedeihlichen Entwicklung vorzubeackern. Die Aussaat des Samenkorns selbst erfolgt mit Hilfe der Drillmaschine oder der Dibbelmaschine (Abb. S. 2136 oben). Ist aber das Saatgut in die Erde gebracht, so kann noch nicht die Pflege des Menschen aufhören, sondern auch jetzt erfordert das Feld Aufmerksamkeit und Arbeit. Die Ansprüche, die die Zuckerrübe an die chemischen Bestandteile des Bodens stellt, sind ungewöhnlich groß, so daß das Ackerland nicht nur vor der Aussaat reichlich mit natürlichem und künstlichem Dünger gesättigt werden muß, sondern auch, nachdem die kleinen Pflänzchen aufgegangen sind, ist eine mehrmalige sogenannte Kopfdüngung mit Chilesalpeter, einem Stickstoff enthaltenden Düngemittel,

Das „Verziehen" der Rüben.

Digitized by Google

Hacken der Rüben im Koppelakkord.

Die Rüben werden zusammengetragen.

notwendig, der ebensowohl mit Maschinen wie mit der Hand durch Arbeiter ausgestreut werden kann (Abb. S. 2137). Wird so für das Vorhandensein der erforderlichen Nährstoffe für die junge Pflanze gesorgt, so muß ihr auch der nötige Raum zu ihrer vollen Entwicklung gewährleistet werden. Daher müssen durch das Verziehen die zu viel aufgegangenen Sprößlinge entfernt werden (Abb. S. 2137), so daß an derselben Stelle nur eine kräftige Pflanze im Acker übrigbleibt, die zur vollen Entwicklung kommt. Diese Standweite der einzelnen Rüben voneinander ist für ihr späteres Gedeihen von der größten Wichtigkeit; sie beträgt im Geviert etwa 30 bis 40 Zentimeter, doch wechseln diese Weiten, so daß die Rüben selten im Quadrat, stets aber im Rechteck zu einander stehen. Hiermit ist aber das Bedürfnis der Zuckerrübe an Pflege noch keineswegs befriedigt. Vielmehr verlangt sie, daß der Boden, in dem sie wächst, während ihrer Vegetationszeit verschiedentlich durch Bearbeitung mit der Hacke gelockert wird, so daß die atmosphärische Luft in ihm leicht Zutritt hat, und das Unkraut, das den jungen Rübenpflanzen leicht Nährstoffe, Luft und Licht fortnehmen kann, vernichtet wird. Zwar hat man zu Beginn der Zuckerrübenkultur diese Arbeit in der Regel durch Menschenhand verrichten lassen, aber mit der Zunahme des Anbaus und mit dem stets größer werdenden Arbeitermangel auf dem Land mußte man auch hierzu notgedrungen Maschinen zur Anwendung bringen. Nur wenige Monate während

Herausholen der Rüben und Abhacken des Krautes.

Digitized by Google

des Sommers bleibt der Rübenacker von Menschenhand unberührt. Denn schon im September beginnt die Zuckerrübe, die Ende April und Anfang Mai gedrillt wurde, zu reifen, und fleißige Hände haben sich dann zu regen, um die Ernte hereinzubringen. Die Anwendung von Maschinen zur Rübenernte ist noch wenig üblich; wohl hat man Rübenheber, die die fest in der Erde steckenden Wurzeln lockern und herausheben, aber jede einzelne Rübe muß noch durch die Hand eines Arbeiters gehen, der das Kraut an der Wurzel abschneidet und die Rübe von der Erde reinigt (Abb. S. 2138), da die Zuckerfabriken den größten Wert auf die Lieferung reiner Rüben legen und bei ungenügender Arbeit nach dieser Richtung hin gewisse Prozente für Schmutz bei Bestimmung der gelieferten Rübenmenge in Abzug bringen.

Der große Aufwand von menschlicher Arbeit für die Zuckerrübenkultur ist eins ihrer wichtigsten charakteristischen Merkmale. Durch diese Erscheinung wurde in erster Linie die sogenannte Sachsengängerei hervorgerufen. Wohl jedem, der mit einiger Aufmerksamkeit die Vorgänge in den Straßen Berlins verfolgt, ist es schon aufgefallen, wie im Frühjahr oft unsere Bahnhöfe, von denen die Züge nach den Zuckerrübengeländen abgelassen werden, von Arbeiterscharen belagert werden, die vom fernen Osten kommen, um zur Zeit der Rübenaussaat in den Rübenwirtschaften ihre Thätigkeit zu beginnen und bis zum Schluß der Rübenernte dort zu bleiben. Mit gutem Verdienst in der Tasche kehren sie dann im November wieder in ihre Heimat zurück und leben während des Winters von dem, was sie im Sommer in heißer Arbeitszeit verdient haben. Abbildung S. 2138 zeigt so eine Schar Sachsengänger, die gerade im Begriff sind, mit ihrem Vorarbeiter an der Spitze, das Hacken der Rüben zu beginnen.

Ganz außergewöhnlich ist der Aufschwung gewesen, den die Zuckerrübenkultur in Deutschland gemacht hat, so daß wir heute das Land sind, das am meisten Zucker von allen Ländern der Erde hervorbringt. Großartig sind die Fortschritte der Fabrikation und des Rübenbaus gewesen; stark sinkende Preise und schnell wachsender Verbrauch waren die Folgen hiervon für die Volkswirtschaft.

So wie die Zuckerindustrie sich entwickelt hat, ist sie zum Segen für die heimische Landeskultur geworden, denn reichlichere Ernten, vielfältige Arbeitsgelegenheit und zunehmenden Wohlstand hat sie im Gefolge gehabt, so daß die Zuckerrübenkultur nur ein Segen für unser Vaterland sein kann. Dr. W. Schultze.

O Welt, du Wunder.

Die Welt ist schön, wenn der Flieder blüht,
Wenn die Jungbuche leuchtet und lacht,
Wenn im hohen Grase die Kleeblume glüht,
Wenn die Grasmücke singt und die Welle rauscht —
Und die Liebe heimlich erwacht.

Die Welt so strahlend im Sommerschein,
Wenn die Ernten in Golde stehn.
Wenn zwischen den Garben Säuglinge schrein,
Wenn die Sense blinkt — und im Ringeltanz
Aus Schwarzhaar Mohnblüten wehn.

Die Welt ist schön, wenn im Herbststurmstreit
Blätter und Frucht zerstiebt —
Wenn Wolken jagen so weit, so weit —
Und hoch in Lüften die Krähen ziehn
Und gestorben, was du geliebt.

O Welt, du Wunder im Flockentanz,
Der stumm die Erde einhüllt,
Und in stillen Kammern in tiefem Schlaf
Die Blumen und Herzen in himmlischer Ruh
Mit leuchtendem Glanz überfüllt.

Carl Hauptmann.

Der Vergniegungsrat.

Ich saß da neilich seelenfroh
Im „Leewen“ an der Daweldoh,*)
Da setzt ä Gerl sich newen mich
Mit Blicken wie ä Messerstich,

Mit borst'gem Bart un strupp'gem Haar,
Un bucklig wie ä Dromedar.
Nervees sackt er de Bissen 'nein,
Er trinkt nich Wasser, Bier, noch Wein,

Ißt nischt wie Fleesch un spricht gee Wort,
Un noch vor'n Käse geht er fort. —

„Beernse,“ sag' ich un fragt' den Wärt,
„Wer hatt' sich da denn herverärrt?“

„Den genn' Sie noch nich?“ spricht er, „ach,
Das war Justizrat Schwarzenbach,
Der is seit zwanzig Jahren grad'
Im Frohsinnsklub Vergniegungsrat.“

„Na,“ sagt' ich da, „um Himmels Willen,“
Un ließ mer frisch mei Deppchen fillen,
„Beernse, wenn alle so sin,
Da dank' ich fer den Frohsinn.“

Edwin Bormann.

*) Im „Löwen“ an der Table d'hôte.

Digitized by Google

1. Hut à la Westminster.

2. Toque aus Nerz.

5. Moderner Dinerhut.

Hut- und Pelzmoden.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Ist es die Furcht vor dem harten Winter, den alle Wettermacher prophezeien, oder die Laune interessierter Kreise — es sind in diesem Jahr nicht nur die kostspieligen Pelzsorten, die sich der allgemeinen Beachtung erfreuen. Es will scheinen, als sollten die kostbarsten Arten nicht ausreichen für den Massenbedarf. Den wertvollsten Fellarten, wie dem Blaufuchs, indischen Zobel, Seal und dem auf so grausame Art gewonnenen Karakül, sind Rivalen in bisher als minderwertig betrachteten Fellen erwachsen, vielleicht in erster Reihe aus wirtschaftlichen Gründen. Es bedarf nach Aussage der Sachverständigen vieler Jahre Schonzeit, um wieder größere Mengen guten Pelzwerks für den Weltlhandel zu gewinnen. Die Geldgier hat die Pelzjäger unter dem Tierbestand so wüten lassen, daß ganze Tiergattungen zu verschwinden drohen.

Deshalb greift man jetzt gern zu dem Rauchwerk, das man noch vorigen Winter von der eleganten Toilette ausschloß, so z. B. dem Pelzkleidchen des grauen sibirischen Eichhörnchens, allgemein als Feh bekannt. Fehrücken ist natürlich das Beste an dem kleinen Tierchen, die ins Weiße fallende Wamme wird aber jetzt selbst zu sehr wertvollen Abendmänteln als Futter verwendet. Daneben erfreut sich Skunks großer Beliebtheit, dessen dunkelwarmer Ton und das seidige Haar — man hat jetzt die Kunst ergründet, diesem Pelzwerk das Struppige dauernd abzugewöhnen — Blondinen wie Brünetten, namentlich großen, schlanken Gestalten, besonders vorteilhaft zu Gesicht steht. Neu ist das Bestreben, ganz dunkles Pelzwerk mit sehr hellen oder weißen Stoffen — für Empfangs- oder Gesellschaftstoiletten — zusammenzustellen und umgekehrt schwarze Sammetroben eleganten Stils, etwa für ältere Damen, mit hellem Pelzbesatz, Hermelin oder sogenannten Llanoschinchilla (eine sehr hellgraue Spielart des peruanischen Chinchilla), zu verbrämen. Das Ineinandergreifen von Spitze und Pelzwerk gehört schon etwas in das Reich des Gestrigen, dagegen liest man das unschöne und recht unkünstlerische Behängen breiterer Pelzteile mit schweren, meistens glitzernden Passementerien. Sich von solchen Ueberhitzungen der Mode freizuhalten, gehört zu den Pflichten des guten Geschmacks.

4. Promenadenhut aus mattgrauem Felbel.
Phot. Boissonnas & Taponier.

Die englische Mode, außer zu den großen Abendempfängen bei Hof zu jeder Gesellschaftstoilette den Hut zu tragen, hat in Frankreich und dann auch bei uns in Deutschland viel Anklang gefunden, und es läßt sich nicht leugnen, daß das Gesamtbild etwas Malerisches durch die vielfach phantastischen Formen, Farben und wallenden Federn erhält. Ob wir uns aber damit befreunden, auch bei Diners im engeren Kreis so zu erscheinen, bleibt vorläufig noch unentschieden. Einen solchen Dinerhut sehen wir auf Abbildung 3. Die Grundform aus weißem Filz, mit schwarzem Sammetrand und ebensolchem Bügel, mit schwarzen, kurzen Straußenfedern, Tüllrosetten und Lafrancerosen sehr geschmackvoll ausgestattet, hebt das Duftige des weißen Spitzen-

Digitized by Google

kleides in der That sehr glücklich heraus. Der viereckige, flache Ausschnitt ist, wie das Jabot, aus glattem Kreppchiffon und die Glockenärmel mit enggekräuselten Rüschen eingefaßt; ein metallschimmerndes Band bildet den spitzen Gürtel und den Bund am Handgelenk, von dem eine Spitze tief über den Handrücken herabfällt.

Runde, tief in die Stirn gesetzte Toques, als Gegensatz zu den sehr umfangreichen Krempenhüten, werden mit Pelzrändern in diesem Winter besonders viel getragen werden. Abbildung 2 veranschaulicht eine Toque aus Nerz. Den Kopf deckt ein braunes Seidenarrangement, in das sich ein Bouquet gelber Marschallnielrosen einschmiegt.

Der Hut aus mattgrauem Felbel (Abb. 4) eignet sich am besten für Promenaden zu Fuß oder zu Wagen, weniger für den Straßenverkehr. Die kühn geschwungene Form mit tressenbesetztem, hohem Kopf, den eine „Kokarde", hier eine perlenumkränzte Gemme, schmückt, steht zweifellos unter dem Eindruck der Burenbegeisterung. Pariser Modisten haben den südafrikanischen Schlapphut freilich stark zivilisiert, vor allem durch die seitliche Bandrosette und das Blättergewinde, das sich um die Seidenstoffschärpe schlingt und auch noch auf den Enden, die den Haarknoten bedecken, sichtbar wird.

Die ein wenig altfränkische und deshalb hypermoderne Fasson (Abb. 1) ist ursprünglich eine Erfindung der Herzogin von Westminster, die unbekümmert um das, was in der Regentstreet ausgetüftelt wird, ihrem persönlichen Geschmack folgt. Der Hut hat den Vorzug, vollständig außerhalb des Bannkreises irgendeines Modejournals zu stehen und gewissermaßen auf Ueberlieferung zu beruhen. Der über den Augen und im Nacken herabgedrückte, sehr breite und geschweifte Rand ist innen wie außen faltig mit Musseline de Soie überzogen, der Kopf buckelt sich wie eine Kindermütze. Nach dem Stil von 1820 umgiebt ihn ein vorn geknotetes Band, das hinten zu einer Schleife mit halblangen Enden geknüpft ist.

5. **Gesellschaftskostüm aus meerschaumweissem Velvet mit Pelzbesatz.**
Phot. Boissonnas & Taponier.

Wie wir auf Abb. 5 sehn, erfüllt der Skunks seine Bestimmung, auch im lichtstrahlenden Salon vornehm zu wirken, auf das Allerbeste. Das prächtige Kostüm aus meerschaumweißen Velveten trägt reichen Pelzbesatz. Das nach Art der englischen „Pinafores" geschnittene Ueberkleid — ein loses Latzteil auf der Taille, das sich vorn und im Rücken in schürzenartigen Bahnen fortsetzt — erhält vom Gürtel an Einfassungen von schmalen Pelzstreifen, während ein sehr viel breiterer Streifen den unteren Abschluß bildet, entsprechend dem rundgeschnittenen Besatz, der den Saum ringsherum umgiebt. Mit Ausnahme des Pinafore ist der auch um die Hüften sehr faltenreiche Rock mit braungrauer, golddurchzogener Filet antique inkrustiert und mit einer braundurchfädeten Goldborte, die wir an der Taille deutlich sehn, in Längs- und Zackenlinien verziert. Halsstück und Manschette in den leuchtenden Farben rumänischer Stickerei geben dem eleganten Anzug etwas Farbe. Mit dem Pelzbesatz harmoniert der bis zur Erde herabfallende Pelzkragen, eigentlich besser gesagt, Pelzshawl und die riesenhafte Muffe, in dieser Beutelform und Größe augenblicklich ein Toilettenrequisit der Pariserin.

Digitized by Google

das ihr so unentbehrlich zu sein scheint, wie sonst der Fächer. Sieht man doch die echte Modedame in den Theaterlogen und bei kurzen Visiten kaum noch ohne einen solchen Pelzsack. Das spanische Barett verleiht dem ganzen Anzug, der für Bazarbesuche, den Konzertsaal oder ähnliche Toilettenrennen bestimmt ist, ein eigenartiges Gepräge.

Abbildung 6 zeigt das Torerobarett mit dem vollen Reiherstutz, der an den Hauptschmuck unserer Husarenregimenter erinnert, noch einmal, losgelöst von der ganzen Garnitur; das Barett bleibt auch zu jedem Jacken- oder Pelerinenkostüm kleidsam, besonders für junge, frische Gesichter.

Die Art, das Pelzwerk zu Mänteln, Jacken und Kragen zu verarbeiten, unterscheidet sich in diesem Jahr sehr wesentlich von dem bisher Modernen. Die Zusammenwirkung zweier, in Farbe und „Textur" grundverschiedener Arten zu einem Effekt gilt als überwunden. Man mustert nicht mehr ein Nerzvetement mit Karakülbogen und Ansätzen, man zeichnet nicht mehr in eine Hermelinstola allerlei Schnörkel von Seal oder behängt Chinchillakragen mit Zobelschwänzen. Dagegen nimmt man als Futter eleganter oder praktischer Pelzhüllen immer ein abstechendes Pelzfutter, z. B. außen Skunks, innen Hermelin, außen Seal, innen Streifenfeh, außen Blaufuchs, innen Breitschwanz u. s. w. Die mehr und mehr hervortretenden langen und namentlich weiten, sackartigen Formen der Straßen- und Abendmäntel zwingen auch zu möglichster Einfachheit. Man stelle sich einen nach Herrenart — nur sehr viel faltiger — geschnittenen Troisquart mit Streifen oder irgendwelchen Ornamentfiguren am unterenRand oder auf den Rücken- und Vorderteilen vor! Das hieße, schöne Gestalten zu Karikaturen machen. Um aber das ganz Glatte und dadurch das für unsere heutigen Begriffe Eintönige dieser Pelzumhänge zu mildern, werden die einzelnen Felle sozusagen terrassenartig aneinandergesetzt, so daß scheinbar ein rund herumlaufender Streifen etwas über dem andern liegt. Es entstehn so Unterbrechungen der Fläche, die nicht übel ausschauen.

6. Torerobarett mit Reiherstutz.

Zum Schluß sei noch mit besonderer Freude bemerkt, daß die Schlangenboa selig entschlafen ist. Wenn größere Pelzshawls zu warm sind, greift man zu Spitzengarnituren, weißen, butterfarbenen oder schwarzen, die allen Köpfen, blonden und brünetten, einen ebenso kleidsamen wie geschmackvollen Abschluß geben und zu Pelzmänteln und Hüten ihren Ruf der Eleganz und Vornehmheit vortrefflich bewahrheiten. C. D.

Taternvolk.

Skizze aus dem Zigeunerleben von Eva Treu.

Ein abscheulicher Mord war begangen worden, der die ganze Gegend in Aufregung versetzte, und mein Vater hatte die Voruntersuchung zu leiten.

Die Volksstimme bezeichnete als Mörder sofort und mit größter Bestimmtheit die „Tatern" oder vielmehr das Haupt der Zigeunerfamilie, die draußen auf dem Krummstedter Viert wohnte, allein. Der „Viert" war ein wüstes, mooriges Gelände, und Altenburgs, „die Tatern", hatten dort eine ganz einsam liegende, halb verfallene Kate, in der sie, Vater, Mutter und eine ganze Reihe von halbnackten Kindern, samt dem mageren kleinen Gaul hausten.

Vermutlich hatte Herr Altenburg, der mit seinem Planwägelchen durch das Land zog und eine Art von Handel betrieb, nach Zigeunerbegriffen einmal irgendeine unehrenhafte Handlung verübt und sich deshalb von seinem Volk absondern müssen; nach gewöhnlichen bürgerlichen Anschauungen und vor dem Gesetz war er bisher unbescholten, wenn auch von allen Christenmenschen als Tater und also wahrscheinlicher Hexenmeister gemieden und gefürchtet gewesen.

Nun schienen alle Spuren auf ihn als den Mörder mit großer Deutlichkeit hinzuweisen, und mein Vater mußte ihn trotz seiner wortreichen und leidenschaftlichen Unschuldsbeteuerungen in Untersuchungshaft bringen lassen, in der er mehrere Wochen verblieb. Dann stellte sich heraus, daß er in der That so unschuldig wie nur irgendmöglich an der ganzen Sache war, da der wirkliche Mörder entdeckt wurde, und Altenburg wurde dementsprechend aus der Haft entlassen, selbstverständlich unter dem aufrichtigen Bedauern meines Vaters, einen ganz Schuldlosen so lange seiner Freiheit beraubt und ihn mit so entehrendem Verdacht belastet zu haben.

Ist auch selbst der gerechteste Richter, so lange die Allwissenheit noch nicht erfunden ist, nicht sicher davor, gelegentlich solche Irrtümer zu begehen, so konnte doch mein Vater ein starkes und peinliches Gefühl persönlicher Verantwortung nie überwinden, wo er einmal, ohne es zu wollen, das Recht verletzt hatte, anstatt es zu fördern.

Ein paar Tage später waren wir alle, unter uns auch mein Vater, friedlich in unserm Garten versammelt, als die Magd atemlos und mit hochrotem Gesicht ge-

Digitized by Google

laufen kam, um aufgeregt die große Neuigkeit zu melden, die Tatern vom Viert seien da und wünschten meinen Vater zu sprechen. Und kaum war ihr das Wort entflohn, so war auch die ganze Bande schon zur Stelle, Herr und Frau Altenburg mit vier hoffnungsreichen Töchtern.

Herr Altenburg, ein Mann in mittleren Jahren, konnte trotz abenteuerlichster Gewandung und gänzlichen Mangels an Reinlichkeit immer noch berechtigten Anspruch auf Schönheit erheben; die Frau dagegen erschien, obgleich das älteste Fräulein Tochter kaum erst halb erwachsen war, schon als häßliches, altes Weib, dem man, auch wenn es gewaschen und gekämmt gewesen wäre, einstige Schönheit nicht zugetraut haben würde, trotz der kohlschwarzen, schwermütigen Augen und nachtdunklen Haare, der fein geformten Hände und Füße und der blendenden Zähne. Auch die jungen Damen entsprachen keineswegs der Vorstellung, die wir Kinder uns, verführt durch Märchenbücher und Jugendschriften, stets von schönen Zigeunermädchen gemacht hatten, obschon sie allerlei buntfarbige Glasperlenschnüre um den Hals und grelle Bänder in den ungekämmten, straffen Haaren trugen, und wir waren deshalb recht enttäuscht, denn dies waren die ersten Tatern, die wir zu sehen bekamen, und wir hatten uns etwas ganz anderes und viel Interessanteres unter ihnen vorgestellt.

Ehe noch mein Vater nach dem Begehr seiner Gäste hatte fragen können, erhob Herr Altenburg bereits mit tragischer Gebärde seine Arme gen Himmel: „Lieber seliger und gerechter Richter!“ rief er in den dumpfen Kehllauten seines Volkes und zugleich mit jener Eindringlichkeit der Sprache und des Mienenspiels, wie sie jedem Zigeuner eigen ist, „ich bin gekommen, Ihre große Güte und Seligkeit —“ vermutlich meinte er „Gnädigkeit“ — „anzurufen! Dies ist meine Frau, dies sind meine Kinder — wir sind arme Leute, wir sind geschädigte Leute! Bevor ich gesessen habe in dem Gefängnis, haben wir still und friedlich gewohnt in unserer geringen Hütte. Ich und meine Frau, wir haben einen kleinen Handel getrieben — einen geringen Handel, einen mühsamen Handel, seliger Richter — aber wenn es auch oft gewesen ist kalt im Winter in unserer Hütte, wenn wir auch zuweilen gehungert haben, wir und unsere Kinder — wir lebten von dem armen, dem geringen Handel, seliger Richter — gerechter Richter, jetzt sind wir geschädigte Leute. Als ich gesessen habe in dem Gefängnis, hat niemand meiner Frau wollen etwas abkaufen; nein, sie haben geworfen nach ihr mit Steinen, nach ihr und unsern Kindern und nach unserer armen Hütte. — Wir sind arme Leute, wir sind geschädigte Leute. — Seliger Richter, was sollen wir thun?“

Wie auf ein Stichwort warf die ganze Familie die Arme empor, schrie und heulte, teils deutsch, teils in ihrer Sprache, laut durcheinander.

„Es thut mir leid, Altenburg,“ sagte mein Vater, und sicher sagte er es aus aufrichtigem Herzen heraus, denn er war ein sehr gütiger Mann, „es thut mir leid, Altenburg, daß Sie unschuldig gelitten haben und in Ihrem Handel beeinträchtigt worden sind, indessen der Schein war gegen Sie, so daß mich an der Sache keine Schuld trifft.“

„Seliger Richter,“ rief der Zigeuner, die Hand mit einer beredten Gebärde beteuernd auf das Herz legend, „wir sind nicht gekommen, anzuklagen. Wir sind gekommen, uns Rat und Trost zu holen. Unsere Waren hat meine Frau hingeben müssen für ganz geringes Geld, wir haben nichts mehr, und es ist uns verboten, um Almosen zu bitten. — Seliger, gerechter Richter, was sollen wir thun?“ Und wieder erscholl das fünfstimmige Familienecho hinter ihm in Jammertönen.

„Nun, Altenburg,“ sagte mein Vater, „Sie thun mir leid, und wenn ich auch nicht jedem helfen kann, der durch einen unglücklichen Irrtum einmal unschuldig leidet, so will ich doch in diesem Fall eine Ausnahme machen. Wenn Ihnen also mit etwas Geld gedient ist, um Ihren Handel wieder auf die Beine zu bringen, so will ich Ihnen aushelfen. Wie viel wäre Ihnen denn wohl dringend nötig?“

Das Geschrei verstummte augenblicklich, wie auf einen Zauberschlag. In den Augen des Zigeuners blitzte es auf, und er verneigte sich tief und ehrerbietig, die Hände über der Brust zusammengelegt.

„Wenn ich denn von Ihrer Seligkeit hundert Mark erbitten dürfte!“ murmelte er.

Ich weiß nicht, ob mein Vater diese Forderung etwas überraschend hoch fand, jedenfalls antwortete er nicht gleich.

„Nicht geschenkt!“ rief Herr Altenburg mit einer fast vornehm aussehenden Handbewegung, „nur geborgt! Ich würde das Geld dem Herrn Richter wiederbringen, sobald es möglich wäre — in vier Wochen, in vierzehn Tagen. Wir bitten nicht um Almosen.“

„Schon gut, Altenburg,“ entgegnete mein Vater, der wohl bedenken mochte, daß es für einen Zigeuner nichts Entsetzlicheres giebt, als eine Einkerkerung, wie dieser sie eben überstanden hatte, mit einem leichten Lächeln: „Hier haben Sie zwanzig Mark, hundert würden zu viel sein. Ich borge Ihnen das Geld also auf unbestimmte Zeit — bis Sie wieder ein vermögender Mann sind, dann können Sie mir's wiederbringen. Vorläufig gehen Sie jetzt nur, und wenn man wieder mit Steinen nach Ihnen wirft, so beklagen Sie sich auf dem Gericht, denn das brauchen Sie sich nicht gefallen zu lassen.“

Es ist unmöglich, den unaufhaltsamen Schwall von Dankesworten wiederzugeben, in den die ganze Familie, die wohl auf einen solchen Erfolg ihrer Wallfahrt kaum gehofft hatte und auch mit drei Mark zufrieden gewesen wäre, jetzt ausbrach. Herr Altenburg versprach mit einem großen Aufwand von Feierlichkeit, das gespendete Geld nach einem oder zwei Jahren — so weit hatte er sich den Termin in der Geschwindigkeit schon hinausgerückt — zurückzuerstatten, und dann wurde uns allen von der ganzen Familie der Reihe nach, trotz unseres heftigen Sträubens, denn wir waren an dergleichen nicht gewöhnt, und trotz des ernstlichen Verbots meines Vaters die Hand geküßt. Vergessen und völlig verschmerzt war die ausgestandene Untersuchungshaft mit allen ihren Nöten.

Digitized by Google

Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß mein Vater diese „geborgten" zwanzig Mark nie wieder zu sehen bekam und auch selbstverständlich von vornherein nicht erwartet hatte, daß es geschehen würde.

Im Gegenteil erschien schon nach vier Wochen Herr Altenburg, diesmal ohne Familie, aufs neue, um sich etwas weiteres Betriebskapital für seinen Handel auszubitten. Von meinem Vater ganz freundlich dahin bedeutet, daß es nicht angängig sei, eine neue Anleihe zu machen, bevor man die alte zurückgezahlt habe, verschwand er jedoch ohne Groll und war zartfühlend genug, nie wiederzukommen. Hiermit war meine persönliche Bekanntschaft mit Herrn Altenburg beendet; seine Familie dagegen wurde nach und nach eine Art Stammgast in unserm Haus.

Ziemlich regelmäßig alle vierzehn Tage machte Frau Altenburg entweder in Begleitung ihrer immer sehr lückenhaft gekleideten Töchter oder allein meiner Mutter ihre Aufwartung, und es wurde bald zum stehenden Gebrauch, wenn die Zigeunerin erschien, ihr etwas zu essen vorzusetzen und ihr dann und wann allerlei abgelegte Sachen zu schenken. Auch pflegte sie für diese festlichen Anlässe offenbar besonders vornehm Toilette zu machen, denn nach mehrfachen dringenden Ermahnungen waren deutliche Spuren eines nicht völlig geglückten Waschverfahrens an ihr zu sehen, und im weiteren Verlauf unserer Bekanntschaft erschien sie sogar unverkennbar gekämmt, was geradezu Sensation in unserm Haus erregte.

Auch durch gute Lebensart suchte sie sich in Gunst zu setzen. Ohne viele tiefe Knickse und wenigstens einen Handkuß ging es nie ab, und in ihren unerschöpflichen Wortschwall, der übrigens oft von einer geradezu erstaunlichen Redegewandtheit zeugte, mischte sich immer wieder ein im tiefsten Alt gesprochenes, devotes: „Liebe selige Frau Richterin!" und „liebes seliges Fräulein Richterin" — wie sie uns heranwachsende Mädchen zu nennen beliebte — jedesmal begleitet von einem tiefen, tiefen Knicks der Dankbarkeit.

Ueber die Schultern gehängt, trug Frau Altenburg ihren Korb mit kleinem Kram, den sie auf den umliegenden Dörfern feilbot: Seife, Zwirn, Eisengarn, Litzen, buntes Leinenband, Hemdenknöpfe und „Schmuck", mit dem auch die nachgerade erwachsenen Töchter reichlich behängt waren, denn der Handel ging jetzt wieder flott von statten. Auch bei uns wurde jedesmal ein Geschäft gemacht. Frau Altenburg war nämlich eine stolze Frau; sie bettelte nie, hatte aber nichts dagegen einzuwenden, wenn nach erfolgter Bezahlung meine Mutter die erhandelten Sachen stillschweigend unter die Wachstuchdecke des Korbs zurückschob. Darüber wurden weiter keine Worte verloren, und es hinderte Frau Altenburg durchaus nicht daran, meiner Mutter jedesmal durch unerschütterliches Anpreisen so viel Waren zu „verkaufen", wie sie irgend konnte.

Uebrigens waren die Altenburgs wirklich harmlose Menschen, denen man keine der sonst wohl gebräuchlichen Zigeunerbetrügereien nachweisen konnte, und von einer Dankbarkeit für jede erwiesene kleine Freundlichkeit, an der sich mancher gewaschene und völlig angekleidete Mensch ein Beispiel nehmen dürfte, wenn ich auch die Form, in der sie sich äußerte, nicht unbedingt empfehlen möchte.

Das ging nun so ein paar Jahre; dann blieben die Altenburgs plötzlich fort, und wir erfuhren durch meinen Vater, daß sie die Hütte auf dem Viert und den ganzen Distrikt, getrieben von der plötzlich neu erwachten, unbezwinglichen Wanderlust ihres Volks, verlassen hatten und fortgezogen waren. Vielleicht hatten sie sich einer jener Banden, die damals zuweilen in großen Zügen mit vielen Pferden und Wagen und zahlreichen Menschen unsere Gegend zu durchstreifen pflegten, angeschlossen. Genug, sie waren fort, und da sie nicht gerade einen unentbehrlichen Bestandteil unseres Lebens ausgemacht hatten, so vergaßen wir sie.

Freilich, so ganz entschwanden sie unserer Erinnerung doch nicht, denn als nach Verlauf von etwa drei Jahren eines schönen Tags auf unserm Hausflur ein abschreckend häßliches, altes Weib mit einem tausendfach durchrunzelten, dunklen Gesicht, aber kaum noch gebleichten groben schwarzen Haaren stand und unter tiefen Knicksen in den altbekannten, tiefen, dunklen Kehllauten und der nie versiegenden Beredtsamkeit begann: „Liebe selige Frau Richterin, da bin ich wieder —" da riefen wir sofort einstimmig aus: „Frau Altenburg! Woher kommen denn Sie auf einmal wieder?"

Ja, sie war es. Unverkennbar war es noch die gleiche unglaubliche Art, ihre Kleider um sich zu drapieren, der gleiche gutmütig demütige Ausdruck in den schwermütigen Augen, das gleiche verschmitzte Lächeln um die Lippen und auch noch die gleiche Art, sich sofort durch einen widerwillig geduldeten Handkuß in Gunst zu setzen. Einen sehr erquicklichen Anblick bot sie ja nicht eben, dennoch kann ich nicht anders sagen, als daß wir uns alle beinah freuten, sie wiederzusehen. Sie war gleichsam ein Stück unserer heiteren Vergangenheit, die uns — ach! — weit, weit zurückzuliegen schien.

Nun mußte Frau Altenburg nach einem schnell herbeigeschafften und dankbar genossenen Imbiß erzählen, wie es ihr ergangen sei, und das war es offenbar, weshalb sie gekommen war, denn ihren kleinen Handelskram hatte sie heute nicht mitgebracht. Das „Geschäft" war wohl überhaupt längst aufgegeben.

Schlecht war es ihnen ergangen, ganz schlecht! Sie waren „auf Reisen gewesen", wie sie sich ausdrückte, aber es hatte mit dem einst gewohnten Wanderleben nicht mehr so recht gehen wollen, wie früher. Man wurde eben alt. Und schließlich, nachdem zwei Töchter geheiratet hatten, war die übrige Familie von einer plötzlichen Sehnsucht nach der alten Kate auf dem Viert ergriffen worden, wo man wenigstens vor Sturm und Regen geschützt war, und man hatte sich aufgemacht und war zurückgekehrt.

Wie es schien, war das alte Bauwerk seiner Zeit samt allem armseligen „Inventar" ohne weiteres, vielleicht gar unverschlossen verlassen worden, denn, sich mit einem undefinierbaren Etwas, das vermutlich ein

Digitized by Google

Taschentuch vorstellen sollte, die Thränen abwischend, die ihr reichlich über das lederfarbene Runzelgesicht strömten, fuhr die alte Frau mit einer Gebärde tragischer Verzweiflung fort: „Aber als wir wiedergekommen sind, liebe selige Richterin, da haben die Buben, die bösen Buben, inzwischen alles fortgetragen gehabt, was in unserm Haus war, und was sie nicht forttragen konnten, das haben sie zerschlagen, daß es nicht mehr zu gebrauchen ist — böse Menschen, böse Menschen, liebe selige Frau Richterin, denen wir nie etwas zu leide gethan haben!“ Sie rang ihre hageren Hände. „Böse Menschen!“ murmelte sie noch einmal mit betrübtem Kopfschütteln in sich hinein. — „Armes, rechtloses Volk!“

Dann faßte sie sich. „Ein Bett haben wir dann geschenkt bekommen,“ sagte sie, „und einen Sack mit Stroh. Aber nun haben wir keinen Stuhl — keinen Stuhl, liebe selige Frau Richterin, auf dem wir sitzen können! Wenn wir nur einen hätten — nur einen, liebe Frau Richterin, aber wir haben gar keinen. Was sollen wir thun, hat mein Mann gesagt, wir werden zu dem guten und gerechten Richter gehen, der uns schon früher geholfen hat, und er wird uns einen Stuhl borgen.“ Sie hielt inne und sah uns erwartungsvoll und vertrauend an.

Nun traf es sich zufällig, daß wir auf unserm Boden mehrere noch gute und starke, aber wegen ihrer unmodernen Form und ihres verblichenen Ueberzugs ausrangierte Stühle stehen hatten, die bei passender Gelegenheit verkauft werden sollten. Meine Mutter erklärte daher sofort, Frau Altenburg solle einen Stuhl geschenkt erhalten, und begab sich auf den Boden, um einen für die Zigeunerin geeigneten auszusuchen. Während dies geschah, fuhr Frau Altenburg fort, meiner Schwester und mir in so jammervollen Tönen über den ausgeraubten Zustand ihrer Hütte vorzuklagen, daß meine Schwester das Zimmer verließ, um für die ärmsten Menschen ein großes Bündel abgelegter Kleider zusammenzusuchen, während ich, mit der Alten allein gelassen, mein Portemonnaie um einen Thaler erleichterte, um doch auch mein Scherflein für die neue Einrichtung beizutragen.

Kaum war dies geschehen und das Kleiderbündel eingeheimst, so kehrte meine Mutter zurück und rief Frau Altenburg auf den Boden, wo sie ihr drei Stühle zeigte und ihr gestattete, sich einen davon zum Mitnehmen auszusuchen.

Lange, lange stand Frau Altenburg vor den drei Stühlen. Ihre Thränen waren längst versiegt, und begehrlich schweiften ihre schwarzen Augen von einem Möbelstück zum andern. Bald lockte sie der weiche Lehnstuhl, bald der schön rote Polsterstuhl, bald der praktische Rohrsessel. Nie malte sich wohl die Qual der Wahl deutlicher auf einem Menschengesicht. Endlich, nachdem sie lange geschwankt hatte und sich offenbar gar nicht entschließen konnte, ging sie auf meine Mutter zu, tippte sie auf den Aermel, sah sie mit den dunklen Augen von unten herauf an und murmelte mit einer Art von überredendem Schmunzeln: „Liebe selige Frau Richterin — wenn ich sie alle drei haben dürfte!“

Natürlich war das Ende vom Lied, daß sie alle drei Stühle, die wir ja ohnehin nicht mehr benutzen wollten, wirklich erhielt, und glückstrahlend lieh sie sich irgendwo einen Handwagen, um auf ihm die so siegreich eroberten Sachen fortzuschaffen. Wieder und wieder dankte sie; immer noch einmal mußte sie knicksen und beteuernd die Hand auf das Herz legen, aber endlich war sie doch einmal fertig und zog ab, zu unserer nicht geringen Erleichterung, denn sie fing an, uns lästig zu werden. Wir hatten alle das Gefühl, daß sie mit der gemachten Beute wohl zufrieden sein könne.

Wer aber beschreibt unser Erstaunen, als nach etwa einer Stunde Frau Altenburg, bereits angethan mit einem der geschenkten Röcke, abermals mit ihrem Handwagen erschien.

„Liebe selige Richterin,“ sagte sie mit gerührter Stimme, „wenn sie meinen Mann gesehen hätten, als ich die drei Stühle brachte — und die andern guten Sachen! — Mein Mann — mein Mann, der weinte! Und mein Mann, der sagte, wenn wir jetzt noch einen Stuhl hätten, könnten wir alle sitzen! Was sollen wir thun? sagte mein Mann. Wir werden zu der guten Richterin gehen und werden sie bitten. Sie hat genug Stühle. Vielleicht borgt sie uns noch einen!“

„Aber Frau Altenburg,“ sagte meine Mutter, etwas unangenehm berührt durch so viel Beharrlichkeit, „Sie haben jetzt drei Stühle erhalten, während Sie nur um einen gebeten haben.“

„Ich weiß es, selige Richterin — aber wenn Sie meinen Mann gesehen hätten — er weinte über Ihre große Seligkeit, und er sagte, wenn wir jetzt nur noch einen Stuhl hätten — sagte mein Mann!“

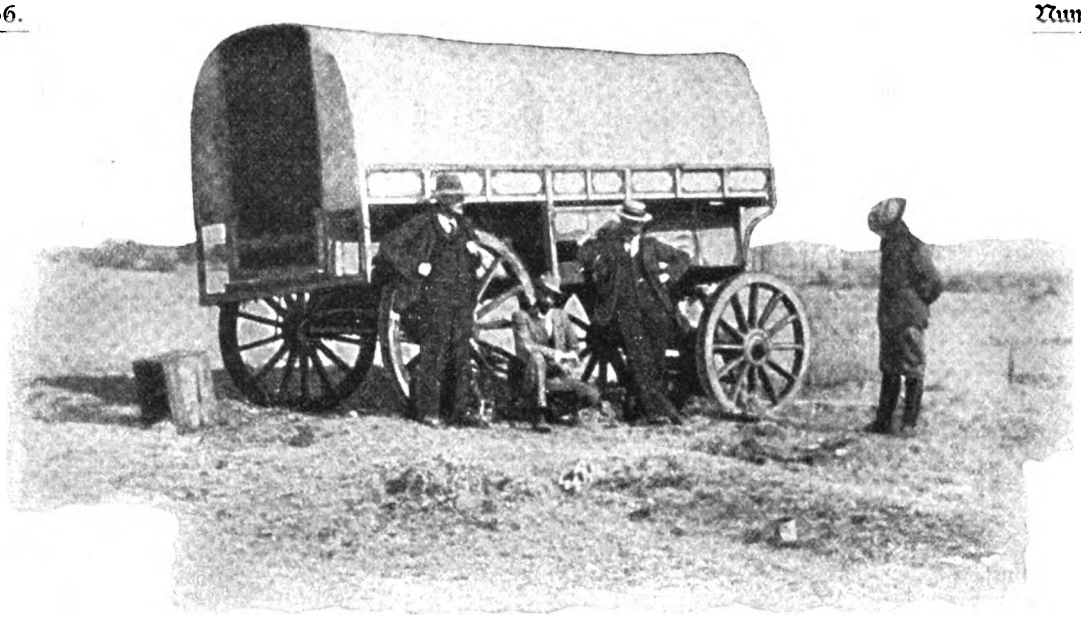
„Nun gut, Frau Altenburg, Sie mögen also auch den vierten Stuhl noch nehmen. Dann ist es aber vorläufig genug, und in der nächsten Zeit ist es dann nicht nötig, daß Sie wiederkommen. Alles muß sein Maß haben.“

Also erhielt Frau Altenburg auch noch den vierten Stuhl, lud ihn glückselig auf, knickste, küßte die Hand, kurz, durchlief die ganze Serie von Dankesbezeugungen noch einmal, und endlich, endlich rollte dann ihr Handwagen zum zweitenmal davon. Wir hatten alle drei vor der Thür gestanden, um diesem großen Ereignis beizuwohnen, und meine Mutter und Schwester kehrten nun in das Haus zurück, während ich in dem schönen Spätsommerwetter noch einen Augenblick draußen stehen blieb.

Da plötzlich kehrte Frau Altenburg um, ließ ihren Handwagen stehen, kam zu mir zurück, trat ganz dicht heran und sagte mit einem vertraulichen Augenblinzeln und in geheimnisvollem, überredendem Flüsterton: „Liebes, seliges Fräulein Richterin — wenn Sie nun vielleicht noch drei Paar Schuhe hätten für meine Töchter und für mich?“ — —

Vielleicht war es grausam, aber die Schuhe hat sie nicht bekommen!

Digitized by Google



Ein im Stich gelassener Burenwagen auf dem Schlachtfeld.

Aus dem neuen Südafrika.

Reisebilder von Hugo von Kupffer.

III. Die Spuren des Krieges.

Von dem Zukunftsbild, das mein voriger Brief malte, zurück in die Gegenwart. Das große Ereignis des Tages, das ich bereits ganz flüchtig erwähnte, ist die Aufhebung des martial law, der kriegsrechtlichen Zustände, unter deren direkten und indirekten Einflüssen selbst jene Teile des Landes oft recht schwer gelitten haben, die den blutigen Aktionen fernlagen. Daß da, wo das militärische Regiment eingeschulten, mit den Verhältnissen vertrauten Zivilbehörden die Zügel aus den Händen nimmt, Handel und Wandel hier gelähmt, dort in ganz abnorme Bahnen gelenkt werden, bedarf wohl keiner besonderen Begründung. Die Lähmung äußerte sich im ganzen Land schon arg genug in der Briefzensur, die zuweilen von Leuten geübt wurde, denen man ein sehr reifes Urteil über den Inhalt der von ihnen durchsuchten Korrespondenz eigentlich nicht zutrauen konnte. Diese Zensur ist denn auch schon, als ein Teilbegriff des martial law, vor seinem vollständigen Aufgeben gefallen. Die Art und Weise, wie sie getrieben wurde, ist drollig. Etwa 80 Zensoren in Kapstadt allein waren mit diesem Dienst beschäftigt, und zwar wurde das rohe Sortieren der Briefe von ziemlich inferioren Persönlichkeiten bewerkstelligt, die, ohne besonderes Verständnis für den Inhalt, jeden Brief den höheren Zensoren zu weiterer sachkundiger Durchsicht überantworteten, in dem die Worte „Buren", „Krieg", „England" oder ähnliche vorkamen. Dabei ist es natürlich beim besten Willen, der auf seiten der Zensoren obgewaltet haben soll, nicht ohne die fatalsten Verzögerungen in der Auslieferung abgegangen. Sogar arge pekuniäre Verluste hat es dadurch gegeben. Wechsel, Geldbeträge u. s. w. sind in einigen Fällen erst nach Wochen, nach Monaten in die Hände der Adressaten gelangt. Und das Resultat? Wie mir von einem hiesigen, im öffentlichen Leben stehenden Herrn mitgeteilt wurde, hat ihm vor kurzer Zeit ein höherer Postbeamter zugestanden, daß man durch dieses Zensursystem, das, wie man wohl England zu Ehren sagen kann, gänzlich mit dem englischen Charakter und Wesen in Widerspruch steht, nichts, aber auch wirklich nichts in Erfahrung gebracht habe.

Das Kriegsrecht in seiner langen Ausdehnung ist nach vielen Richtungen hin ein zweischneidiges Schwert gewesen, hauptsächlich aber darum, weil es kein festgefügtes, klares Recht bedeutete und daher notwendigerweise zu allerlei individuellen Auslegungen und Handlungen führte, die große Härten im Gefolge hatten. Man muß aber richtig verstehen, daß die Verhängung und die Aufhebung des Kriegsrechts, so weit die Kapkolonie in Betracht kommt, eben auch nur Sache der Kolonieregierung, nicht des „Imperial Government" in England war. In Transvaal und der Oranjeflußkolonie herrscht heute noch die militärische Macht, und zunächst ist nur in Aussicht genommen, ihr zivile Beiräte auf den verschiedenen Verwaltungsgebieten des Landes zu geben.

Wenn ich hier auf die vielbesprochenen Härten des Krieges, auf die so stark verurteilten Grausamkeiten der englischen Armee zu sprechen komme, so weiß ich, daß ich damit ein sehr heikles Thema berühre. Aber ich habe die Empfindung, daß im Interesse internationaler Beziehungen und ganz allgemein im Interesse der Gerechtigkeit wohl die Zeit gekommen ist, wo man diese Vorgänge mit ruhiger Objektivität betrachten sollte. Nicht so, wie sie im Gesichtswinkel einer gefühlvollen Anteilnahme mit dem unterliegenden Schwachen einerseits, im Licht ebenso unbegreiflicher wie gefährlicher Beschönigungsversuche andrerseits erscheinen. Ich bin nicht müde geworden, Männer der verschiedensten Anschauungen und Erfahrungen über das Für und Wider der englischen Kriegführung zu befragen. Das Resultat liegt mir klar vor Augen. Die englische Heeresleitung und — ich habe das von durchaus einwandsfreier Seite — Lord Kitchener besonders haben über die grausamen Notwendigkeiten eines der eigenartigsten Kriege der Weltgeschichte hinaus — strategische Notwendigkeiten der Selbsthilfe — nichts verfügt, nichts unterstützt, was das Brandmal der Brutalität verdiente. Selbst über die Konzentrationslager habe ich hier Ansichten von seiten burenfreundlicher Männer äußern hören, die es als durchaus glaubhaft erscheinen lassen, daß die Mängel und Uebelstände dieser Lager, die Härten und Unbilden, denen ihre unglücklichen Bewohner ausgesetzt waren, meist auf die thatsächliche Unmöglichkeit zurückzuführen waren, die plötzlich unterstandslos gewordenen Massen in einem ausgesogenen Land so zu verpflegen, wie es wünschenswert gewesen wäre. Das Unmenschlichere wäre wohl in einem Hinausstoßen dieser Hilflosen ins verwüstete Land zu finden gewesen.

Nun aber — die Soldateska! Ich habe die feste Ueberzeugung gewonnen, daß dies erbitterte und empörte Ableugnen

Digitized by Google

jeder Unmenschlichkeit, jeder Härte, die weit über das unglückselige, maschenreiche martial law hinausging, auf seiten der leitenden Kreise in England ein Fehler war der die anglophoben Empfindungen bei allen nichtenglischen Kulturvölkern der Erde immer mehr anfachen mußte. Ist das nicht in England selbst zur Genüge geschehen? Haben nicht englische Patrioten selbst sich in mindestens ebenso scharfen Worten über gewisse Greuel des Krieges geäußert, wie die deutschen, französischen, russischen Anglophoben? Ich bin erstaunt gewesen, mit welcher Offenheit man hier über diese Dinge spricht, wie ungeschminkt man die Thatsache zugiebt, daß, wenn nicht der eigentliche „Tommy Atkins", der englische Soldat des Mutterlandes, so doch die importierten Kolonialtruppen, an der Spitze die australischen, hier und da geradezu vandalisch gehaust haben, entgegen dem besten Willen ihrer Führer. A la guerre comme à la guerre, ist ein Gemeinplatz, der, wenn man ihn achselzuckend im kom-

der Friedenszeit. Nun stelle man sich aber diese Elemente unter der Truppe vor, erhitzt, erbittert, wild gemacht unter den Einflüssen eines verzweifelten, schier endlosen Guerillakrieges! . . . Nein, es bedarf wirklich keiner anglophoben Veranlagung, um das Vorhandensein dunkler Punkte in dieser Kriegführung zu finden, und hier leugnet man sie nicht. Augenzeugen solcher Geschehnisse haben mir darüber so manches erzählt, was mich immer wieder dazu veranlaßt, zu sagen: hätte man drüben im Mutterland offener und rückhaltloser die Wahrheit anerkannt, so wäre es in der ungerechten Verunglimpfung der gesamten britischen Armee, die tapfer gekämpft und reichliche Beispiele von rücksichtsvoller Menschlichkeit gegeben hat, niemals so weit gekommen. Die Phrase von dem most human war that ever was fought hat mehr geschadet als genutzt.

Ich möchte den Lesern einige Stellen aus dem mir zur Verfügung gestellten Brief eines Geistlichen geben, der nicht

Schlupfwinkel der Buren am Modderriver.

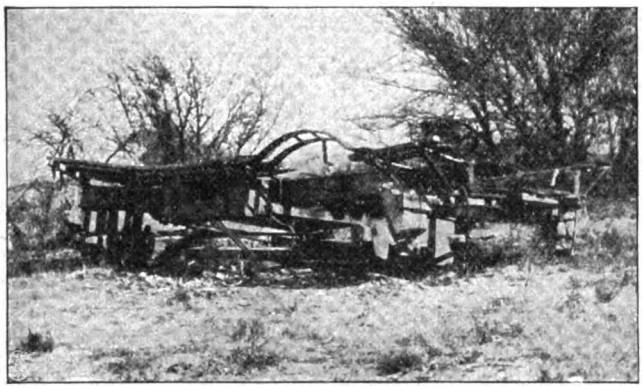
fortablen Salon ausspricht, recht harmlos klingt und vielleicht höchstens ein leises Bedauern über nasse Biwaklager oder verdorbene Feldnahrung bedeutet. In Wahrheit liegt ein furchtbarer, blutiger Sinn in diesem Wort, der sich in diesem Burenkrieg unter den kolonialen, wild zusammengewürfelten Söldnerheeren in vielfachen Einzelheiten bethätigt hat. In Kapstadt sogar haben selbst nach Friedensschluß die heimkehrenden australischen Truppen Scenen von ärgster Roheit aufgeführt. Dieser Tage hatten sich in Kapstadt Soldaten einen Wagen genommen und jagten damit durch eine für den Wagenverkehr gänzlich gesperrte Allee, mitten in der Stadt, laut johlend durch die promenierende Menschenmenge dahin. Man kann sagen: das ist ein „burschikoses" Stückchen. Aber es entbehrt doch nicht des charakterisierenden Wertes. In Durban (Natal) lehnten sich vor kurzer Zeit inländische Zeitungen gegen die Brutalität der Soldaten auf, die der Polizei eine blutige Schlacht lieferten, weil diese einen der Ihrigen wegen irgendwelcher Trunkenheitsexzesse verhaftet hatte. Das und manches andere sind Scenen aus

nur einen interessanten Ausschnitt aus der Geschichte des Krieges liefert, sondern auch insofern für das oben Gesagte charakteristisch ist, als er zwar die aus strategischen Gründen erfolgte Verwüstung des Landes als einen taktischen Fehler hinstellt, aber doch zugiebt, daß es das einzige Mittel war, um dem langsam sich fortspinnenden Kampf ein Ende zu machen. Der Widerspruch, der darin liegt, erklärt sich durch die seelische Erschütterung des schwerbetroffenen Mannes, dem vielleicht auch durch die Veröffentlichung des Briefes ein Herzenswunsch erfüllt wird. Er war in St. Helena zu den gefangenen Buren als Missionar gegangen, wollte dann mit einem Freibrief von Lord Roberts nach seiner afrikanischen Heimat zurückkehren, wurde aber in Kapstadt gefangeng ehalten und ging dann erst in sein Dorf in der Oranjeflußkolonie, wo er als Geistlicher gewirkt hatte, zurück. Dort fand er seine beiden Söhne, die er im Mai 1900 dort verlassen hatte, wieder. Nach manchen Mühsalen waren sie von einem Konzentrationslager aus ernährt worden und sahen, wie der Schreiber sich ausdrückt, „ganz wohlgenährt aus, wiewohl

Digitized by Google

ihre Kleidung sehr verwahrlost ist". Aber wie sah er sein Dorf, seine Heimstätte wieder! Er schreibt u. a. folgendes:

„Alles ist verbrannt, verwüstet, vernichtet. Geschwärzte, eingestürzte Eisendächer, verkohlte Balken und zerbrochenes Hausgerät. Auch unser Pfarrhaus ist bis auf den Grund niedergebrannt mit allen unsern Sachen; es ist auch rein gar nichts gerettet — doch, raten Sie mal, was einige Freunde später aus den Trümmern hervorgezogen haben: das Brautkleid meiner Frau, das sie vor 23 Jahren bei unserer Hochzeit getragen und immer aufbewahrt hatte, und zweitens:



Zerschossene und verbrannte Wagen.

eine silberne Kette, mit der ich vor 20 Jahren den Grundstein zu einer neuen Kirche im Oranjefreistaat (gewesen!) gelegt hatte und die man mir zum Andenken als Geschenk verehrt hatte. Sonst ist alles ein Raub der Flammen geworden, zu meinem großen Schmerz auch meine kostbare Bibliothek von über 2000 Bänden (meist deutsche Bücher). Dieser Verlust trifft mich am schwersten; denn Stühle und Tische kann man sich ja schließlich wieder anschaffen, aber solch eine Bibliothek, an der man sein ganzes Leben hindurch gesammelt hat und in der jeder einzelne Band zu einem lieben Freund geworden ist, die ist unwiederbringlich verloren. Ach, wenn es nicht zu unbescheiden wäre, würde ich Sie fragen, ob Sie nicht vielleicht Freunde in Deutschland haben, die einem armen, abgebrannten Burengeistlichen, der aus deutschem Stamm entsprossen ist und in dem noch deutscher Geist lebt und deutsches Gemüt die Seele wärmt, einige deutsche Bücher schicken würden, wenn es auch alte Bücher sind, von allerlei Art, theologische, wissenschaftliche und schöne Litteratur; ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie in dieser Hinsicht für mich ein gutes Werk thun könnten."

Der Briefschreiber erklärt ausdrücklich, daß eine Abteilung australischer „Bushmen" das Zerstörungswerk verübt hat, und schildert dann den traurigen Zustand der Kirche in der Gemeinde weiterhin:

„Die Kanzel der Kirche ist verschwunden nebst sämtlichen Bänken. Unsere schöne Orgel, die wir kurz vor dem Krieg aus Deutschland kommen ließen und die uns über 400 Lstrl. gekostet hat, ist völlig zerstört, das Uhrwerk im Turm ist zerschlagen, das Geländer an den Treppen und die Brüstung der Empore abgebrochen, die Thüren sind ausgehoben oder eingeschlagen und natürlich alle Fensterscheiben und Lampen kurz und klein geschlagen. Der Schaden an der Kirche allein beträgt mindestens 2000 Lstrl. Das Traurigste an der Sache ist, daß die Gemeinde so verarmt ist, daß es lange dauern wird, ehe man daran denken kann, die nötigen Gelder für die Reparatur des Gotteshauses aus der Gemeinde zu sammeln. Die armen Leute haben rein nichts, um zu leben; Hunderte von Familien werden noch in den Konzentrationslagern durch die Regierung unterhalten. Dabei fehlt es an Vieh und Ackergerät, um das Land umzupflügen und Korn oder Mais zu säen und so sich Brot zu verschaffen. Die Preise für Lebensmittel steigen ins Unermessene. Man sieht jetzt ein — leider etwas zu spät — daß es ein mistake gewesen ist, das Land in eine Wüste zu verwandeln und es systematisch zu verbrennen und zu vernichten; freilich war dies das einzige Mittel, um den Mut der tapferen Freiheitskämpfer zu brechen. Wir leben augenblicklich wie die Zigeuner, ohne Tisch, ohne Stuhl, ohne Bett, unter Eisendach ohne ceiling, auf nacktem Boden, der aus Kuhmist gestampft ist, mit Fenstern ohne Scheiben, wo der Wind durchpfeift und die Fledermäuse Wettfliegen veranstalten. Aber wir sind zufrieden und danken Gott, daß er uns glücklich und wohlbehalten nach Hause zurückgebracht hat." — — —

Das sind die Spuren des furchtbaren Krieges, wie sie dort, wo er am längsten und schlimmsten getobt hat, wohl erst nach Jahrzehnten, langsam, allmählich, unterm Segen neuer, frischer Arbeit verschwinden werden. Im Kapland, wo der Krieg seinen Ausgang nahm, sieht man nicht mehr viel, was an die blutigen Kämpfe erinnert. Wenn man durch

Eine Kriegserinnerung. Im Hintergrund der Paardeberg (Pferdeberg).

das braunrote Karoo nordostwärts nach Kimberley fährt, atmet die unabsehbare, mit winzigem Buschwerk bestandene Fläche, aus der sich hohe und niedrige „Kopjes", ebenso dürr und trostlos, im Licht der untergehenden Sonne gespensterhaft hervorheben, eine fast unheimliche Ruhe. Weit und breit nichts zu sehen als hier und da wenige Schafe, einzelne weidende Pferde, ein einsames Farmhaus oder ein Kaffernkral, aus dem glänzende Augen starr dem eilenden Zug nachschauen. Wenn man aber weiter nördlich kommt, näher an das Gebiet, wo der Oranjefluß hindurchströmt, dann mehren sich die Erinnerungen an den Krieg und die Spuren militärischer Aktionen. Ein tragikomisches Memento sind die wohl nach vielen Tausenden zählenden — Konservenbüchsen und Spuren ausgebrannter Lagerfeuer, die das Karoo dort aufweist. Dicht bei Deelfontein, also da, wo sich die eigentliche Operationsbasis der Engländer befand, von wo aus der Angriff auf den Oranjefreistaat und Transvaal gerichtet werden sollte, schimmert's hell und weiß über das Feld hin. Ein großes Feldlazarett, noch in vollem Gang, durch stattliche Baracken und weiße Zelte sich markierend. An der Grenze des Bahndamms, wo unser Zug hält, schäkern schlanke englische Offiziere mit einigen hübschen Krankenschwestern, deren roter Haubenschleier über dem Nacken das schlichte Schwesterngewand artig abtönt. Dann donnert der Zug bald über die lange, prächtige Oranjeflußbrücke, die die Buren verschont haben, und ehe wir noch über die wieder aufgebaute Brücke des Modderriver fahren, die erste, die den ins Kapland eindringenden Buren zum Opfer fiel, breitet sich eines der trübseligsten Erinnerungsbilder von dem Krieg vor unsern Augen aus — ein großes Konzentrationslager, wo an tausend Frauen und Kinder ihrer Männer und Väter warten, die sie heimnehmen sollen in die neuzuschaffenden Häuser und Hütten ihres alten Vaterlandes. Burenfrauen halten ihre lachenden Kinder dem dampfenden Eilzug entgegen. Unabsehbar fast ist die Zahl der kleinen, schneeweißen, von einem riesigen Drahtzaun umschlossenen Zelte, um die

Digitized by Google

sich große Baracken, Schulhaus, Kapelle, Hospital und Aehnliches gruppieren. Ein Bild des Friedens, das doch, wie kein anderes, die Vorstellung von den Schrecken des Krieges aus der Vergangenheit wieder heraufbeschwört. Und in Kimberley selbst, wo 123 lange, bange Tage der Belagerung viel Not und Sorge herrschte, wo über der Stube des Hotels, in dem ich diese Zeilen schreibe, der Erbauer der großen Verteidigungskanone, Labram, von einem Bombensplitter getötet, zusammenbrach — da sah ich heute 2600 Fuß tief unter der Erde Hunderte von nackten, schwarzen Schatzgräbern bei ihrer friedlichen Arbeit, als gäbe es nichts auf der Welt von Kampf und Sorge, außer dem Kampf gegen die Gewalten der Natur, der Sorge um die Erlangung des kostbaren Edelgesteins, das dort im „blauen Grund" in unermeßlicher Fülle gebettet liegt und seiner Ausbeutung harrt.

Was die Aerzte sagen.

Ueber ein neues Verfahren bei der Schwindsuchtsbekämpfung.

Vor zehn Jahren etwa machte man bei Herstellung der Sulfitcellulose die Beobachtung, daß in den Kochräumen beschäftigte lungenkranke Arbeiter wieder gesund wurden. Man schrieb den heilenden Einfluß den dort entstehenden Gasen zu, und es gelang, diese Gase an die Kochlauge locker chemisch zu binden, so daß sie an freier Luft sofort von der Flüssigkeit abgegeben wurden. Durch einen Zerstäubungsapparat wird diese Flüssigkeit, Lignosulfit genannt, in einem Inhalationsraum fein verteilt, so daß in kurzer Zeit das Gas in die Luft übertritt und bei der Atmung mit ihr in die Lunge gelangt. Es ergiebt sich so eine direkte Beeinflussung des Krankheitsherdes in der Weise, daß das dort stagnierende Sekret verflüssigt und ausgehustet und die Schleimhaut der Bronchien zur Ausscheidung weiterer Sekretmassen angeregt wird. Der Auswurf ist demgemäß anfangs stark vermehrt, wird aber nach Wochen oder Monaten spärlicher und dünner, und mit dem endgiltigen Nachlassen der Sekretion tritt die Heilung ein. In der Rekonvaleszens kommt mit dem Nachlassen der Krankheitssymptome (Nachtschweiß, Druck auf der Brust, Fieber u. s. w.) ein gesunder Appetit, Schlaf und Körperkraft von selbst, ohne daß erregende Medikamente oder andere Maßregeln dazu nötig wären.

Es ist wohl allgemein bekannt, daß die Schwindsucht immer in den Lungenspitzen beginnt (sog. Lungenspitzenkatarrh), die bei ruhiger Atmung schon beim normalen Menschen, ganz besonders aber beim erkrankten, viel weniger bei der Atmung beteiligt sind, als die unteren Partien der Lunge. Ferner machte man die Beobachtung, daß die vorderen Teile der Lungenspitze viel eher als die hinteren abheilten, die fast immer in vorgeschrittenerem Stadium sich befanden und daher am frühesten Zerstörungserscheinungen des Lungengewebes zeigten. Während also in den Lungenspitzen im allgemeinen die Krankheit zuerst auftritt, ist die hintere Partie, die infolge anatomischer Verhältnisse noch weniger gut ventiliert wird als die vordere, im speziellen besonders bevorzugt zur Entwicklung des ersten katarrhalischen Herdes, der dann naturgemäß auch zuerst zur Zerstörung des Lungengewebes führt. Durch eine zweckentsprechende Atmungsgymnastik wird einerseits das Lignosulfit bei der Einatmung gerade nach dem Zentrum des Erkrankungsherdes gelenkt, andrerseits die Atmungsthätigkeit der Lungenspitze wieder gehoben und vermehrt.

Dieses Verfahren bedingt also die kombinierte und gleichzeitige Anwendung zweier Faktoren, nämlich einerseits Einatmung des Lignosulfit und andrerseits methodische Atmungsgymnastik. Geeignet sind für diese Behandlungsform die Spitzenkatarrhe, weniger die fortgeschrittenen Fälle, weil bei diesen die Kur zu anstrengend wirkt; nicht geeignet dagegen sind Patienten mit schwach gebauter oder starrwandiger Brust. Bei den Lungenspitzenkatarrhen macht diese daher die symptomatische und roburierende Behandlung, wie sie die Anstaltsbehandlung verlangt, entbehrlich. Zahlreiche Kranke können sogar, ohne daß sie, abgesehen von der Inhalationszeit, ihre Berufsthätigkeit aussetzen, diese Behandlung zu Ende führen.

Bilder aus aller Welt.

Bexant,
Sekretär des Bergmannssyndikats von Anzin.

Wanderungen durch das große nordfranzösische Streikgebiet des Pas-de-Calais scheinen dem Fernstehenden bei den mannigfachen Unruhen und immer neuen Verwicklungen der Schlichtungsversuche gefährlich für Körper und Leben. Aber wer dorthin kommt und mit offenen Sinnen durch das „schwarze Land", das teils der Kohle, teils der streng klerikalen Gesinnung wegen so genannt wird, durch die einförmige Landschaft von Lens und durch die freundlicheren Gegenden von Anzin und Valenciennes schreitet, wird trotz aller Aufmerksamkeit nicht allzuviel von dem Generalstreik und seinen Folgen merken. Die Führer der großen Bewegung haben das Verdienst, ihre Gefolgschaft immer wieder zur Ruhe und zur Besonnenheit gemahnt zu haben, und sie haben mit ihren Arbeitern die Befriedigung, daß allenthalben die bedauerlichen Zusammenrottungen und Zusammenstöße mit dem Militär nur den schlechten, einen kleinsten Teil der Arbeiterschaft darstellenden Elementen zugeschrieben werden. So sieht man auf den Bahnhöfen und längs der Bahndämme starke militärische Besatzungen, man begegnet ab und zu einem Detachement berittener Jäger oder einer Schwadron Kürassiere, die das Land durchstreifen und nach der Ordnung sehen, aber sonst — abgesehen von den wenigen ernsten Ereignissen — ist Stille und Frieden ringsum, und die 70 000 streikenden Arbeiter harren in Ruhe, beinah in Phlegma der Entscheidung über die strittige Lohnfrage. Unter den mannigfachen Führern, die in dieser Bewegung besonders hervorgetreten sind, ist neben dem sozialistischen Maire von Lens, dem Deputierten und einstigen Kohlenminenarbeiter Basly, der ehemalige Sergeant und jetzige Sekretär des Bergmannssyndikats von Anzin, Bexant, den wir in nebenstehender Abbildung bringen, der

Digitized by Google

Ein grosses Bergarbeiterdorf.

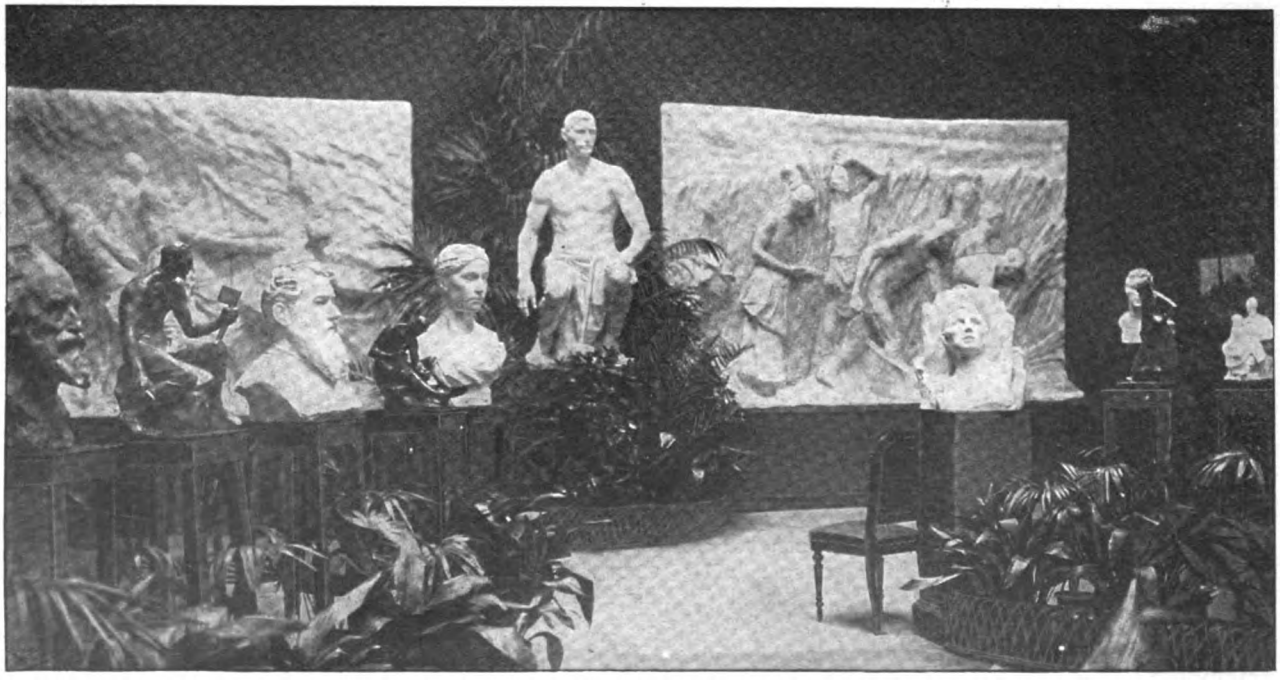
einflußreichste und bedeutendste. Er war es, der sämtliche zunächst unschlüssigen Arbeiter des großen Kohlenbeckens von Anzin bewog, mit den Arbeitern der Bergwerksortschaften des Pas-de-Calais- und Nordbezirks in den Ausstand zu treten. Er predigte und agitierte unablässig in den „Corons", den großen Bergarbeiterdörfern, in denen sich in allen Bezirken die Bergleute dicht gedrängt Haus an Haus angesiedelt haben. Die Corons, die durchweg von arbeitsamen, nüchternen und ziemlich wohlhabenden Besitzern zeugen, sind so trotz ihrer äußerlich häßlichen Form ein freundliches Zeichen vom Fleiß dieses Volkes und vom Segen der Arbeit.

Kürassierpatrouillen im französischen Streikgebiet.

Eine künstlerische Verherrlichung dieses Segens der Arbeit ist augenblicklich in der Gesamtausstellung der Werke des berühmten belgischen Bildhauers Konstantin Meunier in Brüssel zu sehen. Unter allen großen Schöpfungen, die der Künstler hier teils in Modellen, teils in fertiger Ausführung zeigt, ist das „Denkmal der Arbeit" eins der gewaltigsten. Der Minister der schönen Künste Baron Van der Bruggen hat die Ausstellung besucht und war begeistert von diesem einzelnen Werk, wie von allen Statuen und bildhauerischen Arbeiten des großen Belgiers.

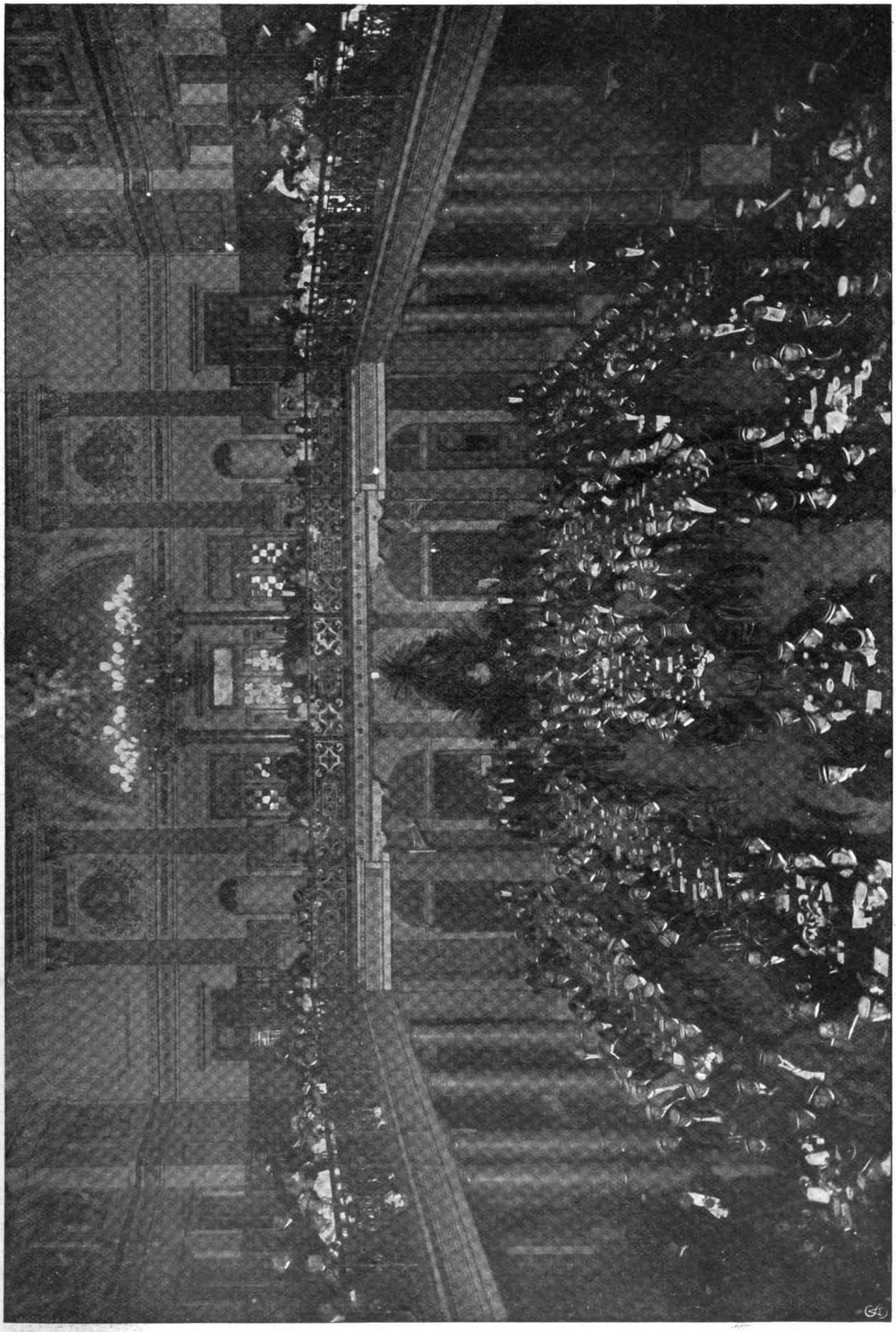
Ein Bild vom Kommers der A. H. des Kösener S. C., d. h. der alten Herrn des Hauptverbands der deutschen Korpsstudenten im großen Festsaal des Frankfurter Palmengartens weckt in seiner feucht-fröhlichen Anschaulichkeit gar manchem eine wehmütige Erinnerung an herrliche Studentenzeiten, an Gläserklingen und Schlägerklang, an begeisterte Stimmungen und ernste und jubelnde Studentenlieder. Dem diesjährigen Kommers, der alljährlich stattfindet, präsidierte A. H. Professor Dr. med. Rehn in Schneidigkeit und Frische.

Unter Genehmigung des Zaren hat die kaiserliche Nikolaieisenbahn in Rußland ein kleines Mädchen adoptiert, das an



Ausstellung der Werke von Konstantin Meunier in Brüssel.

Digitized by Google



Kommers der A. H. des Kölner S. C. im grossen Festsaal des Palmengartens zu Frankfurt a. M.

Hofphot. Lauffer.

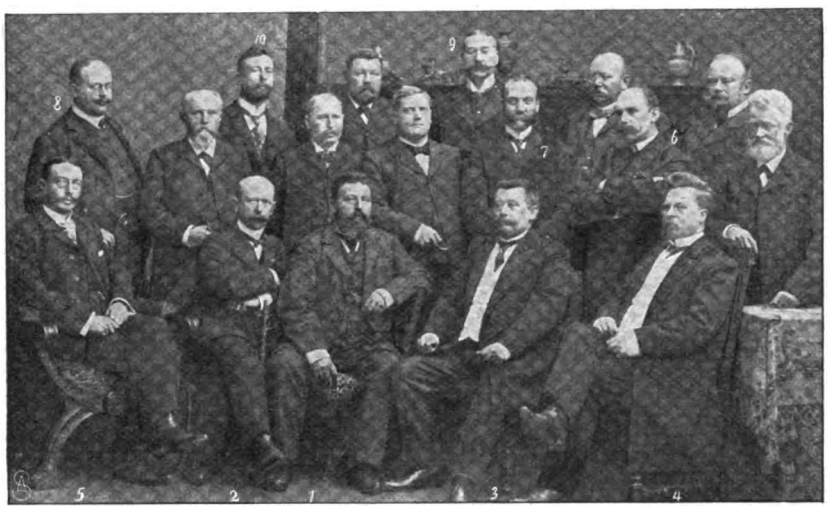
Digitized by Google

Das Adoptivkind einer russischen Eisenbahn.

einem Abend auf der Treppe zu dem Verwaltungsgebäude der Bahn in Petersburg in einem Korb gefunden wurde. Es ist auf den Namen Ljudmila Nikolajewskaja getauft worden und wird auf Kosten der Bahn erzogen werden.

Im Bunten Theater zu Berlin wurden die von Wolzogen eingeführten Puppenspiele mit viel Geschick fortgesetzt. Diese Marionettenvorführungen haben den großen Vorzug, daß man in ihre äußerliche Harmlosigkeit eine Fülle von Satyre und Persiflage hineinlegen kann, die nicht verletzend wirkt. Eine andere Frage ist es allerdings, ob es gelingen wird, diese naiven Puppenspiele, an denen sich unsere Altvorderen so sehr ergötzt haben, wieder dauernd für die moderne Bühne zu gewinnen.

Ein Puppenspiel im Berliner „Bunten Theater".
(Zander & Labisch phot.)



1. Gemeindevorsteher Moeller, Sylt. 2. Bürgermeister Friedrichs, Helgoland, Schriftführer. 3 Bürgermeister Bakker, Borkum. 4 Bürgermeister Schlüter, Norderney. 1. Vorsitzender. 5. Bürgermeister Moeger, Juist. 6. Direktor Weselmann, Nordseelinie Hamburg. 7. Direktor Frels, Norddeutscher Lloyd, Bremen. 8. Dr. Meißner, Berlin. 9. Dr. Ebeling, Berlin. 10. Dr. Quitzow, Kampen-Sylt.

Generalversammlung des Verbandes deutscher Nordseebäder in Bremen.

Die Generalversammlung des Verbandes deutscher Nordseebäder, die in den letzten Oktobertagen in Bremen stattfand, will die Bekanntschaft und Freundschaft mit den gesundheitlichen Vorteilen und den unvergleichlichen Reizen, die Natur und Menschengeist in allen Nordseebädern geschaffen, in das breitere Publikum tragen. Jeder, der des Dichterworts eingedenk ist: „Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres Wellenschlag, wann tobenden Lärms es verbraust!" wird dem Streben des Kongresses ein fröhliches: „Glück auf!" wünschen.

F. H.

Schluss des redaktionellen Teils.

Große Nasenlöcher gelten bekanntlich als ein Zeichen für Langlebigkeit. Natürlich müssen sie in einem Zustande erhalten werden, der es ermöglicht, daß sie ihrem Zweck entsprechend funktionieren. Thatsache ist, daß die meisten Menschen ihrem Körper viel zu wenig Luft zuführen, die wenigsten wissen, daß von der richtigen und reichlichen Luftzufuhr überhaupt unser Wohlbefinden abhängt. Wie sehr dies der Fall ist, läßt sich bei Kindern leicht beobachten. Kinder mit verstopften Nasen und schlecht geschulter Atmung sind träge, arbeitsunlustig und matt. Jeder Lehrer weiß das. Schaffen die Eltern nicht bald Abhilfe, so stellen sich weitere Beschwerden, wie Kopfschmerzen, Ohrensausen und schließlich ernste Erkrankungen: chronische Entzündung der Nasenschleimhaut, hartnäckiger Stockschnupfen, Rachen- und Bronchialkatarrh u. s. w., ein, deren Beseitigung oft erst nach Monaten gelingt. Bei Erwachsenen liegt die Sache ähnlich. Man klagt über allerlei Beschwerden (Kopfschmerz, Mattigkeit) und sucht die Ursache in allem möglichen, und oft stellt sich schließlich heraus, daß man die Ursache mitten im Gesicht trägt: eine schlecht funktionierende Nase mit ganz oder teilweise verstopften Nasengängen. Oft kann dann nur der Operateur Abhilfe schaffen. Verstopfte Nasen sind fast ausnahmslos die Folgen eines unbeachteten Schnupfens. Schnupfen thut nicht weh, und deshalb kümmern sich die meisten Menschen nicht um ihn. Man läßt den Schnupfen „laufen" und bildet sich womöglich noch ein, daß ein ordentlicher Schnupfen von Zeit zu Zeit ganz „gesund" sei. Das ist ein sehr großer Irrtum, was schon daraus hervorgeht, daß jeder Schnupfen mehr oder weniger mit Fieber verbunden ist. Schnupfen ist eine Krankheit wie jede andere, nur oft verhängnisvoller, weil sie in der Regel nicht beachtet wird und mit heimtückischer Langsamkeit sich erst im Laufe der Jahre bemerkbar macht. Deshalb ist ein wichtiges hygienisches Gebot: jedem Schnupfen ohne Verzug energisch entgegenzutreten. Als Mittel ist Forman anzuwenden, der Schnupfenäther, der auf der vorletzten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Hamburg den anwesenden Professoren und Aerzten demonstriert und vom Referenten als geradezu ideales Schnupfenmittel bezeichnet wurde. Forman ist ein Kondensationsprodukt aus Formaldehyd und Menthol. Seine Anwendung ist eine sehr einfache. Bei leichtem Schnupfen genügt die Formanwatte, die in kleinen wohlfeilen Dosen verkauft wird, bei starkem Schnupfen wird der Formanäther (in Pastillenform) mittels eines kleinen Riechgläschens inhaliert. Das Eigenartige seiner Wirkungsweise ist, daß das Mittel fast momentan eine Erleichterung im Kopf und in den Nasengängen verschafft. Die Wirkung ist ganz frappant! Formanwatte kostet die Dose 30 Pf., zehn Formanpastillen 50 Pf. In allen Apotheken zu haben. Man frage seinen Arzt.

Digitized by Google

DIE WOCHE.

Nummer 47. Berlin, den 22. November 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 47.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	2153
Wilhelm Hauffs Nachlaß. Von Dr. Hans Hofmann	2153
Kunstgewerbe	2156
Ein spätromanischer Baufund	2157
Umschau	2157
Litteratur	2158
Theater und Musik	2158
Unsere Bilder	2159
Die Toten der Woche	2160
Bilder vom Tage (Photographische Aufnahmen)	2161
„Kreuz wende dich." Roman von Fedor von Zobeltitz. (Fortsetzung)	2169
Die Gänse und die Schildkröte. Eine indische Fabel in deutschen Reimen. Von Marx Möller	2173
Die jüngsten Vulkane auf deutscher Erde. Von Dr. M. Wilhelm Meyer	2174
Annie Besant. (Mit Porträt)	2176
Berliner Straßentypen. (Mit 10 Abbildungen)	2178
Heraldiker und Sezessionisten des Altertums. Von H. Katsch. (Mit 15 Abbildungen)	2182
Brot auf dem Wasser. Erzählung von Rudyard Kipling	2184
Unvorsichtige Schützen. (Mit 4 Abbildungen)	2189
Auf Deutschlands Edelsitzen: Schloß Falkenberg in Oberschlesien. Von Chlodwig Graf zu Sayn-Wittgenstein. (Mit 3 Abbildungen)	2190
Der letzte Versuch. Skizze von Henning Berger	2192
Was die Richter sagen	2193
Bilder aus aller Welt	2194

Man abonniert auf die „Woche":

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers" und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisl ste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche": **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29, **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr., Ecke Karlstr. 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Johannisplatz 1; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstr. 38; **Essen a. Rh.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Mittelstr. 9 Ecke Schulstr.; **Hamburg**, Dornbusch 10; **Hannover**, Georgstr. 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohestraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfische Langagasse 55; **Leipzig**, Petersstraße 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstraße 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstraße 30; **Stettin**, Breitestraße 45; **Stuttgart**, Königstraße 11; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.

in Holland bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": **Amsterdam**, Heerengracht 457.

in Dänemark bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": **Kopenhagen**, Kjöbmagergade 8.

in Nord-Amerika bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": **Newyork**, 611/621 Broadway.

Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Die sieben Tage der Woche.

13. November.

Der Antrag Aichbichler, durch den eine neue Form der namentlichen Abstimmungen eingeführt wird, kommt nach heftigen Debatten im Deutschen Reichstag zur Annahme.

Dem braunschweigischen Landtag ist ein Gesetz zugegangen, demzufolge die Regentschaft im Herzogtum so lange dauern soll, bis ein an der Regierung nicht behinderter erbberechtigter Thronfolger zur Regierung kommt.

König Karl von Rumänien und Fürst Ferdinand von Bulgarien treffen auf bulgarischem Gebiet zusammen.

Das Ministerium Zanardelli veröffentlicht ein Programm umfassender wirtschaftlicher Reformen zur Hebung der Not in Italien.

14. November.

Im Reichsamt des Innern findet eine Vorbesprechung der Enquete über das Kartellwesen statt. Die daran teilnehmenden Sachverständigen gehören verschiedenen wirtschaftspolitischen Richtungen an.

Nach Mitteilungen des luxemburgischen Ministers Eyschen ist der Zollvertrag zwischen Luxemburg und dem Deutschen Reich bis zum Jahr 1959 verlängert worden.

Im ungarischen Abgeordnetenhaus wird ein Gesetz betreffend die Erhöhung der Zivilliste eingebracht.

Der Graf von Flandern hat zu Gunsten seines Sohnes, des Prinzen Albert, auf die Thronfolge in Belgien verzichtet.

15. November.

Die bulgarische Sobranje vertagt sich wegen des Ausbruchs einer Ministerkrisis. Das Kabinett Danew hat seine Entlassung gegeben.

Auf König Leopold von Belgien werden bei seiner Rückkehr von einer Totenmesse in der Kirche St. Gudula in Brüssel von einem Italiener Namens Rubino drei Revolverschüsse abgefeuert, durch die jedoch niemand verletzt wird. Der Thäter wird verhaftet.

Kaiser Wilhelm begiebt sich von Sandringham nach Lowther Castle zum Besuch des Earl of Lonsdale.

Das neue von Sagasta gebildete spanische Ministerium leistet dem König den Treueid.

16. November.

Der Italiener Rubino, der das Attentat auf den belgischen König versuchte, hat gestanden, Anarchist zu sein.

An Bord des Stationsschiffes der deutschen Botschaft in Konstantinopel „Loreley", das zur Ausbesserung im Piräus liegt, wird ein Einbruch verübt. Der wachhabende Unteroffizier und ein Matrose werden getötet.

17. November.

Der bisherige bulgarische Ministerpräsident Danew bildet im Auftrag des Fürsten Ferdinand ein neues Kabinett.

König Karlos von Portugal trifft zum Besuch König Eduards in Windsor ein.

Der englische Arbeiterführer, Mitglied des Unterhauses, Keir-Hardie, wird in Brüssel in Zusammenhang mit der Untersuchung wegen des Attentats trotz seines Protestes verhaftet, auf der Polizei nach Feststellung seiner Persönlichkeit alsbald wieder freigelassen.

18. November.

Der Aufenthalt Kaiser Wilhelms erfährt eine Verlängerung, da der Kaiser beschlossen hat, vor der Abreise noch dem ehemaligen liberalen Ministerpräsidenten Rosebery einen Besuch abzustatten.

Wilhelm Hauffs Nachlass.

Ein Gedenkwort zur 100. Wiederkehr des Geburtstags des Dichters (29. November 1802).

Von Dr. Hans Hofmann.

Freudig erneuert ganz Deutschland in diesen Tagen das Gedächtnis eines seiner liebenswürdigsten Dichter, Wilhelm Hauffs, jenes freundlichen und herzerquickenden Talents, das schon seit zwei Menschenaltern der deutschen Jugend leuchtet. Verhältnismäßig wenig ist bis jetzt über des Dichters Lebens- und Werdegang und über seine Persönlichkeit in weitere Kreise gedrungen; es ist Hauff begegnet, was der Künstler sich zwar wünschen muß, nämlich, daß sein Werk den Genießenden dazu bringt „to forget the man in the poet" — was aber bei einem so liebenswürdigen Charakter für uns

Digitized by Google

auf die Dauer doch einen Verlust bedeuten würde; Denn nicht nur ist Hauff ein unvergleichlicher Fabulist und Jugendschriftsteller, sondern er kann sich als Erzähler auch vor dem litterarischen Feinschmecker sehen lassen, deshalb kehren wir immer gern zu ihm zurück.

Es galt, durch Aufsuchung neuer Quellen über des Dichters Leben und Werden und durch die Sichtung des bis jetzt unveröffentlicht gebliebenen Nachlasses das bisher immer nur skizzenhaft gebliebene Lebensbild des Dichters mit reicherem und satterem Inhalt zu füllen. Was Gustav Schwab, sein erster Herausgeber, gleich nach des Dichters Tod teils im Gefühl des Reichtums, teils aus Scheu vor unzarter Berührung eines noch so frischen Andenkens liegen ließ, das ist jetzt, wo alles Persönliche in die reinigende und verklärende Sphäre säkularer Weite gerückt ist, den Verehrern unseres Dichters sicherlich als Nachlese willkommen. So habe ich mich denn bemüht, außer einer die Entwicklung des Dichters besonders berücksichtigenden Biographie*) zum erstenmal eine Sammlung von des Dichters Briefen zu stande zu bringen, so vollständig, als es die Rücksicht auf des Schreibers noch lebende Verwandte und deren Einverständnis eben zuließ. Direkte Nachkommen sind zwar nicht mehr vorhanden, da Hauffs nur acht Tage vor seinem Ende geborene Tochter Wilhelmine dem Vater schon am 2. Januar 1844 in den Tod nachfolgte, während seine Gattin Luise (geb. Hauff, eine entfernte Cousine) erst am 30. Juni 1867 starb. — Die Brautbriefe zwar, in denen sich der Dichter ungezwungen wie sonst nirgends gab und seiner kecken Laune frei die Zügel schießen ließ, scheinen unwiederbringlich verloren zu sein; doch habe ich noch 36 Briefe und Brieffragmente zusammengebracht.

Als Beilage zum biographischen Teil konnte ich ein Verzeichnis von Hauffs Predigten, sein Doktordiplom und die Bürgerrechtserteilung der Gemeinde Enzweihingen geben und eine Anzahl von kritischen Artikeln aus den Blättern jener Tage mitteilen, die uns erkennen lassen, wie aus dem Streit der Meinungen Hauffs Ruhm erwuchs. Die wertvollste Beigabe aber bilden hier die Memorabilien Hauffs, tagebuchartige Aufzeichnungen, wie man sie als Merkzettel der Freundschaft einem Nahestehenden widmete und worin Hauff eine Fülle von Einzelheiten aus seinem Schul- und Universitätsleben (1815—1824) berichtet. Sind es auch meist nur Stichworte, so entrollen sie doch ein unvergleichlich unmittelbares und auch universitätsgeschichtlich interessantes Bild von des Dichters Werden und Wachsen; bei den Waterloofesten der Tübinger Burschenschaft (die in jenen Zeiten der Verfolgung einen Karl Sand und Karl von Hase, später auf kurze Zeit auch Fritz Reuter in ihren Reihen sah) erhielt Hauff seine Feuertaufe als Dichter.

Aus dem Nachlaß waren zunächst noch eine Anzahl von Gedichten intimeren Charakters, von denen eins, aus dem Jahr 1822 stammend und „Hoffe" überschrieben, des Dichters politischen Pessimismus charakteristisch zeigt, sowie eine ganze Reihe von Stammbuchblättern mitzuteilen.

Von den letzteren hier nur zwei Proben, in denen die zwei Pole von Hauffs Wesen, der allegro und der pensieroso, sich spiegeln:

Miß B — — — I war gar bestürmt von allen Ecken,
Da riet man ihr, ihr Herz mit Polstern zu verdecken,
Das Polster wird genäht: doch wer hätt' das gedacht?
Sie hat die Schutzbastei von hinten angebracht.

Und das erhaben-entsagungsvolle:

Glaubt es, ihr Freunde,
Wonnen sind Feinde,
Leiden erheben und stählen zum Gott:
Wer sich verloren, hat alles gewonnen,
Nächte bedürfen kein Feuer der Sonnen.

Ein Gedicht auf die Mainzer Kommission (1824) ist voll bitteren Sarkasmus und voll Empörung über die Metternichsche Demagogenriecherei:

„Weil wir nach ihrer Pfeife dort
Nicht tanzen ihren Tanz,
Riecht Hochverrat und Trug und Mord
Die heilige Allianz."

Sodann glaubte der Herausgeber auch jene Nachahmung des famosen „Renommisten" von Zachariä, das humoristische Studentenepos „Die Seniade" (nach dem Helden Seni, Hauffs Vetter Friedrich Hauff, der mit Karl v. Hase auf der Feste Asperg seine Freiheitsgelüste büßte, so genannt) der Oeffentlichkeit insoweit nicht länger vorenthalten zu sollen, als er bezeichnende Proben und dazu verbindenden Text gab, der eine genaue Inhaltsangabe darstellt. Auch hier ist Hauff zuweilen schon der oft ins politische Gebiet hinüberstreifende Satiriker, als der er sich dann in den Memoiren des Satan entfalten sollte:

Wie wenn in krit'scher Zeit Finanz- und Staatsminister,
In ihrem Inneren erbärmliche Philister,
Im Aeußeren jedoch wie forsche Leute gehn,
Daß keiner es erschaut, wie die Finanzen stehn:
So schreitet dieser Held u. s. w.

Den sechs mitgeteilten Reden Hauffs — teils Ergüssen phantastischer Laune, teils ernsthaften ethischen Reflexionen im vertrauten Freundeskreis — ist die untengegebene Probe entnommen. Die ferneren Bestandteile des Nachlasses sind „Briefe eines auf der Universität Tübingen weilenden Mädchens", eine längere Studie über W. Scotts Romane, (also Vorstudie zum Lichtenstein), die Hauff als analysierenden Aesthetiker zeigt, dann eine Anzahl von Proben seiner kritischen Thätigkeit, u. a. Berichte über das Auftreten der Henriette Sontag aus Paris für die Dresdner Abendzeitung, Fragmente nicht ausgeführter Erzählungen und Märchen und Entwürfe zur „Sängerin", zum Lichtenstein, die uns einen tiefen Einblick in die Werkstatt des mit phänomenaler Sicherheit und Raschheit arbeitenden Dichters thun lassen. Den Beschluß macht Dramatisches: eine Parodie auf Scenen aus Wallensteins Lager, das Scenarium des Singspiels „Das Fischerstechen" (für Julius Benedict geplant) und eine Reihe ausgeführter Scenen eines Singspiels aus der mittelalterlichen Geschichte, die einen vielversprechenden Ausblick auf Hauffs Schaffen eröffnen, wie es sich ferner hätte gestalten können.

In der folgenden Zukunftsphantasie auf das Jahr 1902 haben wir eine Probe von Hauffs Sehergabe vor uns, die geradezu verblüffend wirkt. Nicht bloß eine politisch-soziale Utopie, wie wir sie in Bellamys Rückblicke aus dem Jahr 2000 und ähnlichen Schlaraffiaden erhielten, ist es, sondern ein mit politischem Weitblick konstruiertes Zukunftsgemälde, das uns ebensosehr die visionäre Beanlagung, wie den treffsicheren Spürsinn des Dichters bestaunen läßt. Es ist der Form nach eine Taufrede, die der zukunftsfrohe, dicht vor seiner eigenen Hochzeit (13. Februar 1827) stehende Dichter am 13. Januar 1827, also im letzten Jahr seines Lebens, gehalten hat, bei der Taufe des ersten Kindes seiner Schwester Sophie, und in der er fingiert, daß er am fünfzigjährigen Amtsjubiläum seines Neffen spricht, der mittlerweile, als Sprößling einer altberühmten Juristenfamilie, wie es die Hauffsche gleich der Goethischen war, Generaljustizdirektor geworden wäre. Hauff versetzt sich und seine Hörer also aus dem Jahr 1827 genau in unsere Zeit, und da ist es nun höchst interessant, die Wahrheit mit der Dichtung zu vergleichen. Hauff gesellt sich uns so wenigstens im Geist als ein noch mit uns Lebender und Empfindender, und darum glaubten wir unsern Lesern keine angemessenere Gabe zu dem Dichterjubiläum darbringen zu können. Wie Hauff überhaupt ein großer Verehrer Jean Pauls war, so begegnet er sich auch in dieser Rede mit ihm, denn die ganze Idee der Scherzrede erinnert an den bei J. Paul (Die wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht (1802), Werke, Hempel, Bd. 30, S. 39 ff), aber auch bei Lichtenberg sich findenden Gedanken, sich die Zukunft nach 100 Jahren phantastisch auszumalen.

*) In diesen Tagen wird erscheinen: „Wilhelm Hauff". Eine nach neuen Quellen bearbeitete Darstellung seines Werdeganges. Mit einer Sammlung seiner Briefe und einer Auswahl aus dem unveröffentlichten Nachlaß des Dichters. Von Dr. Hans Hofmann. (Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.) Wir sind in der Lage, im vorliegenden Artikel eine Uebersicht über den Inhalt des Buchs aus der Feder des Verfassers und als Probe eines der interessantesten Stücke aus dem Nachlaß des unvergessenen Dichters zu geben.

Digitized by Google

Auch die Ansetzung gerade jenes Termins (1902) mag mit der Nachahmung solcher Säkularphantasien zusammenhängen, die auch für den Anfang des 20. Jahrhunderts berechnet waren. Bezeichnend ist für Hauff der sich in der Rede findende Zug von Selbstironie, den wir hervorheben werden. Hauff prophezeit richtig und fast aufs Jahr genau eine zweite französische Revolution (die ja schon im Juli 1830 eintrat), den polnischen Aufstand (1830—31), einen asiatischen Krieg, wie er 1900 sich abspielte, unsere modernen Unterseeboote und (wenn auch unserer Zeit noch vorauseilend) die moderne Anwendung der Luftballons, die damals noch nicht so gar lange erfunden waren; ferner den Zusammenschluß der Mächte der alten Welt zu einem Bund der „Vereinigten Staaten von Europa", ein phantastisches Projekt, von dem ja gerade in den letzten Wochen wieder die Rede war. Jedenfalls wird Hauffs Ahnung von einem Zusammenstoß der alten mit der neuen Welt durch den spanisch-amerikanischen Krieg und für andere Staaten wenigstens durch wirtschaftliche Kämpfe unserer Tage überraschend bestätigt. Unter dem Usurpator Gräter verbirgt sich — Hauffs Neigung entsprechend, Personen aus seiner näheren Umgebung in seine Schriften einzuflechten — einer der Agitatoren der Burschenschaft, dem 1820 die Verhaftung drohte und der als unruhiger Kopf hier bis zum Kaiser von Nordamerika sich emporgeschwungen hat.

Wir lassen nun das Hauffsche Capriccio, nur wenig gekürzt, im Wortlaut folgen:

„Verehrte Versammlung!

Es ist ein frohes und wichtiges Ereignis, das uns heute hier versammelt. Wenn es zu den Ausnahmen des Lebens gehört, daß ein Mann von ungeschwächter Lebenskraft mit heiterem, ich möchte sogar sagen, kindlichem Sinn sein eigenes Amtsjubiläum begehen, den Tag feiern kann, in dem er vor fünfzig Jahren in die Dienste des Staates eintrat, so ist es wohl noch ein seltenerer Fall, daß einen solchen Glücklichen eine so große Schar von Söhnen und Töchtern, von rüstigen Enkeln umringt, daß Urenkel mit teilnehmendem Bewußtsein diese Feier begehen.

Durch eine günstige Fügung des Geschicks bekommt aber dieser Tag noch eine höhere Bedeutung. Der 13. Januar nämlich ist der Tag, an dem unser Jubelgreis vor fünfundsiebzig Jahren getauft wurde. 1827 bis 1902, welche Reihe von Jahren, welche Begebenheiten, die dazwischen liegen! Das Leben der Menschen ist zwar kurz; aber durch die Erzählung der nächstvorangegangenen Perioden, die der Knabe so frisch und lebendig noch erhält, wie wenn er sie selbst erlebt hätte, durch seine eigene Erfahrung im Jünglings- und Mannesalter, welche Summe von selbsterlebter Geschichte liegt durch sie im Gedächtnis eines Mannes von fünfundsiebzig aufbewahrt!

So erinnert sich zum Beispiel unser Jubelgreis noch recht wohl aus seiner Jugend der mündlichen Erzählungen seines Vaters und seiner Onkel, die von Napoleon, dem Großen, von seinen Kriegen in Deutschland und Rußland, von den sogenannten Freiheitskriegen, ja von der ersten französischen Revolution wie von Begebenheiten sprachen, die sie selbst erlebt hatten.

Doch folgen wir seinem Leben, so wird uns dies noch auffallender einleuchten.

Unser Jubelgreis ist geboren am Christtag des Jahres 1826. Sein Vater war damals Diakonus oder, wie man jetzt sagt, zweiter Prediger in Vaihingen an der Enz; seine Mutter war Sophie Hauff. Von väterlicher Seite stammt er aus einer Familie würdiger Kirchendiener, von mütterlicher Seite aus einer Familie, die sich mehr mit Jurisprudenz und Staatsangelegenheiten abgab.

Sein Urgroßvater soll einmal eine Rolle in den Ständen unter der Regierung des Herzogs Karl gespielt haben; sein Großvater, den er aber nicht mehr kannte, wurde sogar einmal wegen einer Revolution, die dem damaligen Kurfürstentum Württemberg bevorstand, als Staatsgefangener auf die Festung Asperg*) gebracht, von der man heutzutage nur noch die Ruine sieht.

Seine Onkel väterlicher Seite waren berühmte Philologen, von denen wir noch einige schätzbare Verdeutschungen römischer und griechischer Klassiker besitzen.

Einer seiner Onkel mütterlicher Seite war Arzt, der andere [hier verspottet Wilhelm Hauff sich also selbst] trieb Schriftstellerei, wie denn auch unser Jubelgreis einige Bücher dieses Onkels besitzt, die von dem bizarren Geschmack der damaligen Zeit und dem schlechten Zustand der Litteratur genugsam Kunde geben. Es war demnach eine eigentliche Gelehrtenfamilie, der der Herr Generaljustizdirektor angehörte, und kein Wunder ist es daher, daß er von früher Jugend an für den Gelehrtenstand bestimmt wurde. Er besuchte von den Jahren 1834 bis 41 lateinische Schulen und bezog in seinem vierzehnten Jahr das obere Gymnasium in Stuttgart [an dem sein Onkel Gottfried Klaiber als Professor lehrte].

In diese Periode seiner Kindheit fiel die zweite französische Revolution und der spätere russische Krieg wegen der Okkupation Polens. Auch von dem denkwürdigen griechischen Krieg erinnert er sich noch in seinem sechsten Jahr gehört zu haben, und den türkischen Gesandten, der nach der Anerkennung des asiatischen Kaisertums nach Stuttgart kam, hat er oft gesehen.

Merkwürdiger mußten aber die Zeitereignisse auf ihn nach seinem vierzehnten Jahr wirken. Man weiß, welchen Einfluß die zweite französische Revolution auf Deutschland ausübte, und kein Wunder ist es, wenn die Heldenthaten der württembergischen Armee unter der Führung ihres alten Königs Wilhelm I. ihn schon damals zu einem Enthusiasmus steigerten, der nachher von großen Folgen auf sein Leben war.

Er ließ sich Anno 45 auf der Universität Stuttgart immatrikulieren, und zwar zuerst als Philosoph. Der Wunsch seiner Mutter soll zwar gewesen sein, er möchte Theologie studieren, wie denn von jeher die Mütter ihre Söhne auf der Kanzel sehen, aber der Rat seines Vaters und seines Onkels, der Blick auf die ungeheure Anzahl Theologen, ließ ihn noch eine Zeitlang unentschieden.

Aber Anno 47 brach der denkwürdige Krieg gegen den Kaiser von Nordamerika los. Der Usurpator Gräter, sein Vater soll ein Württemberger gewesen sein, hatte sich nicht sobald des Throns bemächtigt, als er auch schon Europas Flotten und seinen Handel beunruhigte, durch Proklamationen den Fürsten des alten Weltteils Hohn sprach und drohte, Europa von Amerika abhängig zu machen. Die Kriege hatten längst schon aufgehört, nur für das ein oder andere Land von Interesse zu sein; der asiatische Krieg war die Vorbereitung auf Kriege eines Weltteils gegen den andern, und der Dresdner Kongreß entschied für Krieg gegen Amerika. Wer die unverhältnismäßige Ueberzahl der gebildeten Stände in Württemberg bedenkt, wer sich erinnert, daß sich oft um eine Stelle fünfzig Kompetenten meldeten, wird es unserm Freund nicht übelnehmen, wenn er mit einhundertundsechzig andern Jünglingen die Musen verließ und unter das sogenannte süddeutsche Freikorps trat.

*) Auf dem Hohenasperg bei Ludwigsburg saß Schubart von 1777 bis 1787, dort besuchte ihn Schiller 1781. Hier saß auch Hauffs Vater infolge einer Verdächtigung, die ihn als Umstürzler bezeichnete, unter Friedrich I. von Württemberg im Jahr 1800 neun Monate gefangen. Die obenerwähnten Erlebnisse des Großvaters Johann Wolfgang hat Hauff in „Jud Süß" verwertet, wo er ihm in der Figur des alten Lombek ein Denkmal gesetzt hat.

Digitized by Google

Seine Eltern waren anfangs sehr dagegen, aber sie gaben endlich den dringenden Bitten des Sohnes nach. Er schiffte sich mit der preußischen, russischen und süddeutschen Armee in Hamburg ein. In einer großen Ebene Englands war die Musterung dieser ungeheuren Streitkräfte, die sich mit der französischen, spanischen und englischen Armee auf 800 000 Kombattanten belief. Da er große Fertigkeit in der Mathematik besaß, so wurde er als Unterleutnant auf eine Fregatte kommandiert, die zu der Flotte gehörte, die unter dem Wasser gegen die Amerikaner agieren sollte. Er wohnte dem Treffen bei Boston bei und hatte das Glück, eine amerikanische Dampffregatte durch die wohlangebrachten Schüsse seiner Dampfkanonen unter dem Wasser in den Grund zu bohren. Er war auch unter den Freiwilligen, die sich auf drei Kähnen unter dem Wasser in den Hafen von Boston wagten und dort das Admiralschiff des Usurpators verbrannten, der sich nur mit Mühe flüchten konnte. Er bekam dort das Verdienstkreuz der Wasserratte, das ihm der englische Admiral selbst umhing.

Nach der Erstürmung von Boston ließ er sich zu der Luftgondelnkompagnie versetzen, die damals, da die Kunst, in der Luft zu fechten, noch in der Wiege lag, für die gefährlichste, aber auch ruhmvollste galt. In der Höhe von Philadelphia wurde seine Gondel, in der sich der Prinz Karl Friedrich befand, durch einen größeren feindlichen Ballon angegriffen. Obgleich die Mannschaft ihre Schuldigkeit that, wurde doch das Dampfwerk durchschossen, die Gondel ging in Stücke, und die Mannschaft mußte sich unter dem Kugelregen der Amerikaner durch ihre Fallschirme retten.

Der Prinz aber hatte wenig Uebung in diesem Dienst und geriet in Gefahr, aus der Luft herabzustürzen. Unser Freund, entschlossen, den Prinzen zu retten oder mit ihm zu sterben, wollte nicht daran denken, daß ein Fallschirm eigentlich nur einen Mann trägt, er ergriff den Fallenden, und das Glück begünstigte ihn. Sie kamen glücklich und unversehrt herab, aber — kann man es Unglück oder Glück nennen? — gerade auf ein Dach in Philadelphia. Die Residenz war noch vom Feind besetzt und ihre Gefangenschaft unvermeidlich; sie wollten sich daher übergeben und stiegen durch den Schornstein in das Haus. Als sie jedoch dem Hauseigentümer, einem alten Mann, ihr Schicksal erzählten, antwortete dieser, daß er früher ein Württemberger gewesen und nicht gesonnen sei, sie auszuliefern. Der edelmütige Mann schaffte sie heimlich ins Lager der Europäer, und unser Jubelgreis blieb von da an während des ganzen Feldzugs als Adjutant bei dem Prinzen."

Die Jubiläumsausstellung des Vereins für deutsches Kunstgewerbe in Berlin.

„Der Kunst zur Ehre, dem Gewerbe zur Lehre." Unter diesem Wahlspruch, der in goldenen Lettern an dem Portal des Ausstellungsgebäudes glänzt, eröffnet der Berliner kunstgewerbliche Verein im alten Hause der Akademie eine Uebersicht seiner Leistungen während der 25 Jahre seines Bestehens. Die Ausstellung rechtfertigt diese stolzen Worte, denn was sie bietet, ist nichts Geringeres, als ein Bild der Renaissance des deutschen Kunstgewerbes unter dem Zeichen der Sezession.

Unaufhaltsam tritt uns hier der Zug der Zeit entgegen. Kaum hat die Akademie, die Hüterin der klassischen Kunst, die altehrwürdigen Räume Unter den Linden verlassen, so hält die moderne Richtung siegreich ihren Einzug. Sie drückt dem Portal ihr phantasievolles Gepräge auf, sie gießt über das Stiegenhaus eine Libertymeerfarbe, sie läßt in den Innenräumen die originellen Blüten des sezessionistischen Ver sacrum aufsprießen.

Man mag über die Sezession denken, wie man will, ein großes Verdienst kann man der neuen Richtung nicht absprechen: sie hat mit der ganzen Fülle der jungen, frischen Kräfte, die sich um ihr Banner scharten, auf die Neubelebung und ästhetische Hebung aller Zweige der kunstgewerblichen Produktion hingewirkt. Was uns in den selbständigen Kunstwerken der neuen Schule oft noch als ungesund zurückstößt, das zieht uns in der angewandten Kunst an. Die Sucht, alles auf das Dekorative und Schemenhafte zurückzuführen, tadeln wir in den Staffeleibildern; wir loben sie im Kunstgewerbe, wo sie uns als Stilisierung erfreut. Und noch eins muß berücksichtigt werden: das Kunstgewerbe war seit jeher die Schule der soliden Kunstübung. Während der sezessionistische Künstler in seinen Staffeleiwerken oft nach schlechter impressionistischer Sitte Ungenauigkeit und Arbeitsfaulheit für Genie ausgiebt, unterliegt er in der Produktion für das Kunstgewerbe der großen, schönen Tradition des mittelalterlichen Kunsthandwerks, er arbeitet sauber und solid.

Präzision und Solidität gehören denn auch zu den Hauptmerkmalen der deutschen Kunstindustrie, wie sie uns in der Berliner Jubiläumsausstellung entgegentritt. Vergleichen wir die deutsche Kunstübung auf diesem Gebiet mit der ausländischen, insbesondere mit der englischen und französischen, so werden wir im großen und ganzen im Ausland mehr Grazie, bei uns einen ausgesprochenen Sinn für edlen Prunk und für imposante Wirkung finden.

Dies zeigt sich vor allem in den architektonischen Anlagen und der inneren Ausstattung der Wohnräume. Die deutsche Dekorationskunst, die wir in der Kunstgewerbeausstellung hauptsächlich an den Entwürfen des Architekten Professor Grenander und des Malers R. Guhr studieren können, strebt mit Glück nach großen Linien und großen Flächen. Als originelle Schöpfungen großen Stils müssen wir Professor Max Kochs Mosaikwand mit dem Pfauenmotiv, Guhrs Monumentalbrunnen mit dem Freskenzyklus der „Wilden Männer" sowie die großartige Gobelinwand nach dem Entwurf des Architekten Wisniewski hervorheben.

Die Kunsttischlerei und Tapezierkunst feiert ihre Triumphe in einer Reihe geschmackvoller Interieurs. Besonders originell ist ein dekorativer Vorraum von Kimbel und Friedrichsen, die Albrecht Dürer-Wand von Salzmann und das duftige Damenzimmer von Architekt Biberfeld. Ein wahres Schmuckkästchen ist das Zimmer mit dekorativen Nähmaschinenstickereien nach den Entwürfen des Malers Ferdinand Eygler.

Die plastischen Arbeiten, die die Ausstellung in großer Zahl schmücken, gehören nur zum geringen Teil der angewandten Kunst an. Als speziell kunstgewerbliche Objekte heben wir hervor die Füllungen von Walter Schmarje, die Fischschale von S. Wernekinck sowie die anmutigen Kompositionen von Martin Schauß. Es fehlt auch nicht an Prunk- und Schaustücken der angewandten Plastik. Wir nennen den kleinen silbernen Monumentalbrunnen nach Professor Luthmer und die effektvolle, farbig leuchtende Zimmerfontäne nach L. Jamaer, um die sich alle Besucher der Ausstellung scharen.

Die Buchausstattung, die Teppich- und Tapetenweberei ist nur schwach vertreten. Vorzüglich dagegen kann man die moderne deutsche Juwelierkunst studieren, deren kostbare Miniaturkunstwerke in phantasievollen Vitrinen modern style zur Schau liegen. Auch auf diesem Gebiet bekundet Professor Grenander seinen maßvollen, harmonischen Geschmack. Ein edlerer Formensinn charakterisiert auch die Schmuckentwürfe des Leiters der Kunstschule für Juweliere C. Schleusing, sowie die des Goldschmieds Louis Schluttig. Sehenswürdigkeiten sind die Modelle von W. L. von Cranach; sie gehören verschiedenen kunstgewerblichen Gebieten an; vorzüglich aber bethätigt sich Cranachs Erfindungsgabe in der Richtung, die der Pariser Emailpoet Lalique neubelebt hat. Diademe und Broschen, die in Gold und Edelsteinen die Formen graziöser, aber bisher unbeachteter Pflanzen nach-

Digitized by Google

ahmen; Papiermesser mit phantasievollen Griffen, Schmuckstücke aller Art, für die es heute noch keine präzise, technische Bezeichnung giebt, gestaltet Cranach mit wirklicher Originalität und auserlesenem Geschmack. Dr. Alfred Nossig.

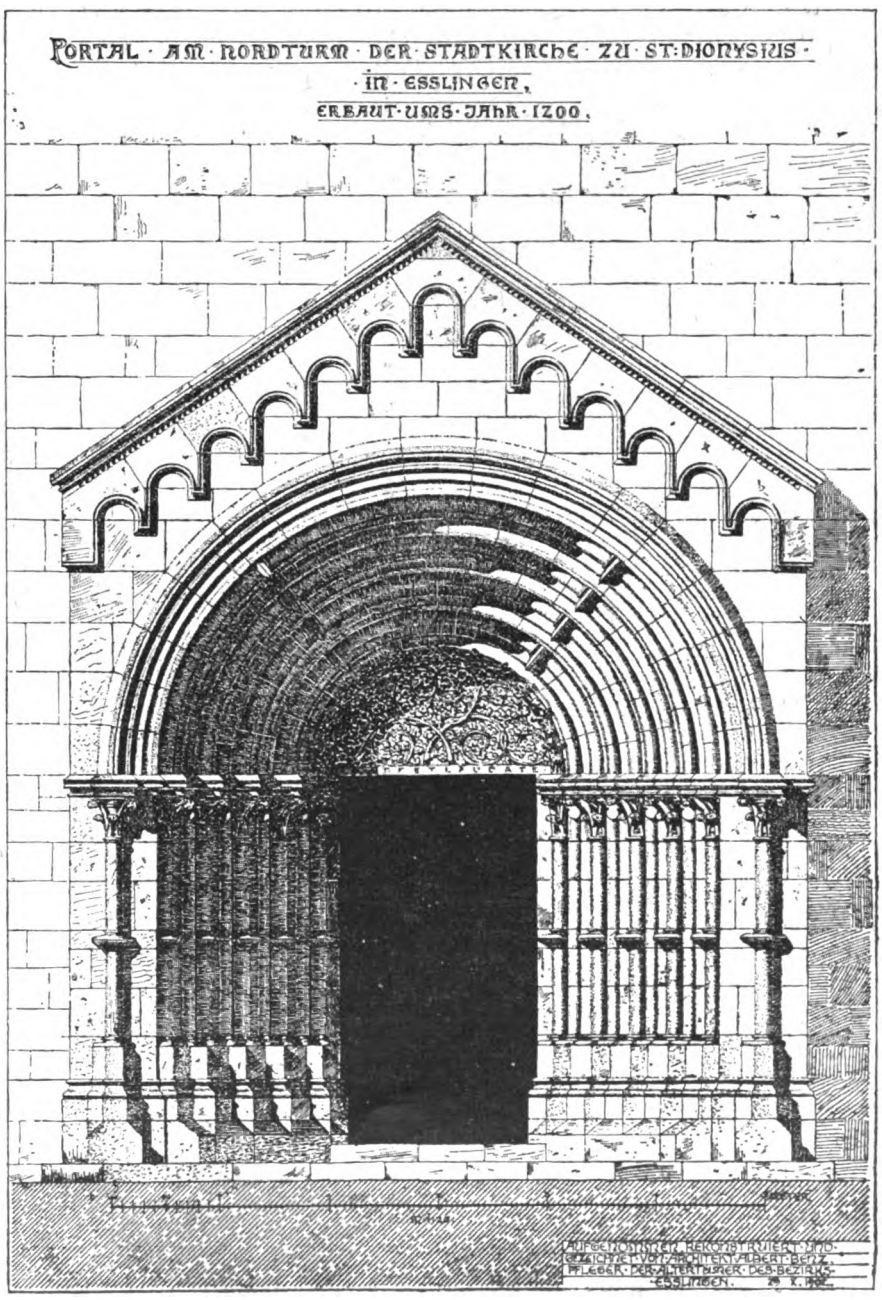
Ein spätromanischer Baufund.

(Zur nebenstehenden Zeichnung.)

In Eßlingen, der durch ihre ehrwürdigen Baudenkmäler so außerordentlich interessanten alten Reichsstadt, ist bei den Ausbesserungsarbeiten an der prächtigen Frauenkirche ein höchst wertvoller Fund gemacht worden, nämlich ein bisher verdecktes Prachtportal aus der romanischen Bauperiode.

Mehrere Anzeichen hatten es dem Sachverständigen schon längst zur Gewißheit gemacht, daß an der Stelle der kleinen gotischen Pforte, die von Norden her in die Turmhalle führte, vor Zeiten ein großes romanisches Portal sich geöffnet habe. Die erst kürzlich abgeschlossene Restaurierung der Türme hatte dem Forscher Gelegenheit gegeben, den Resten des Portals in der dicken Mauer selbst nachzuspüren. Das Resultat der Untersuchung war ein überraschendes; nicht nur in den Größenverhältnissen ging das Portal weit über die geahnten Maße hinaus, auch der reiche Kapitälschmuck und die Eigenart des Stils war mit nichts Aehnlichem aus der gleichen Zeit weder in Württemberg noch überhaupt in Süddeutschland zu vergleichen. Nur etwa den Portalen von Kloster Heilsbronn und St. Ják ist das Eßlinger Portal ähnlich, wenigstens in der Gesamtform und den Größenverhältnissen, nicht aber in der eigenartigen Schattierung des Stils. Es ist die späteste des romanischen, oder die früheste des gotischen, die wir kennen, und daraus erklärt sich der Rundbogen anstelle des Spitzbogens, wie ihn der Stil der schon ganz gotischen Kapitäle erfordern würde.

Das Prachtportal, das seinesgleichen in Württemberg nimmer hat, kann aber leider den Blicken nicht sofort wieder zugänglich gemacht werden; die beigegebene Zeichnung ist nur eine genau nach den freigelegten Resten gefertigte Rekonstruktion. Eine vollständige Freilegung der Reste verbieten die Rücksichten auf die Standfähigkeit des Turms, die gerade seiner Zeit die Vermauerung des Thors erheischt hatte. Zu einer Neuaufführung des Gebäudeteils in etwas aus dem Turm herausgerückter Stellung die Kosten von etwa 40 000 Mark zu tragen, dazu ist die ohnehin durch die Gesamtrestaurierung der Dionysiuskirche schon stark belastete evangelische Kirchengemeinde Eßlingens nicht imstande, wenn sie nicht die Unterstützung weiterer Kreise erhält. Würden sich solche zu Beiträgen willig finden, so gewönne Deutschland ein Architekturstück wieder, wie es wenige von gleicher Pracht und Größe in seinen Grenzen hegt, ein Stück, das fortan in allen Handbüchern über Kunst und Architektur seinen Platz finden müßte. A. Benz.



Umschau.

Die Obstruktion im Deutschen Reichstag hat eine Niederlage erlitten, der Antrag Aichbichler — unter diesem Namen ging die von den Mehrheitsparteien in Vorschlag gebrachte Aenderung der Geschäftsordnung — ist nach heftigen Debatten zur Annahme gekommen und hat sich gleich am ersten Tag seiner Wirksamkeit über alles Erwarten gut bewährt. Während der Namensaufruf etwa 35 Minuten durchschnittlich in Anspruch nahm, vollzog sich die jetzt eingeführte namentliche Abstimmung durch Zettel zuerst in 20, als die Schriftführer einige Uebung erlangt hatten, schon in 10 Minuten. Der Opposition ist also in ihrer Verzögerungstaktik eine sehr brauchbare Waffe entwunden worden. Es wäre somit in der That von den Mehrheitsparteien viel Zeit gewonnen worden, wenn sie sich nicht im Uebereifer zu einem Beschluß hätten hinreißen lassen, durch dessen Ausnutzung die Obstruktion gegebenfalls reichlich wieder einbringen kann, was ihr durch den Antrag Aichbichler verloren gegangen ist. Die Sozialdemokraten hatten zu diesem nicht weniger als 21 Amendements beantragt und forderten über jedes namentliche Abstimmung. Die Mehr-

Digitized by Google

heit hatte aber einen Gegenschlag vorbereitet. Nachdem der sozialdemokratische Abgeordnete Heine eine Dauerrede von 3½ Stunden gehalten hatte, wurde alsbald der Schluß der Diskussion angenommen und dann ein Antrag eingebracht, über sämtliche sozialdemokratische Amendements zur einfachen Tagesordnung überzugehen. Vergebens protestierte die äußerste Linke gegen die Zulässigkeit dieses Vorgehens. Vergebens wies auch Eugen Richter, der sonst in Geschäftsordnungsfragen entschieden für die Auffassung der Majorität eingetreten war, auf die Unzulässigkeit der Maßregel hin, die eine Wiedereröffnung der Diskussion bedeute. Die Parteien der Rechten, das Zentrum und die Nationalliberalen hörten nicht auf seine Mahnungen und faßten den Beschluß, daß die Bestimmungen der Geschäftsordnung ihrem Verlangen nicht entgegenstünden. Bereits am nächsten Tag zeigte ihnen der freisinnige Abgeordnete Brömel, welch zweischneidiges Schwert sie sich mit ihrer Auslegung geschmiedet hatten. Jetzt stellte er nach Schluß der Diskussion über einen Paragraphen des Zolltarifgesetzes den Antrag auf Tagesordnung über die hierzu eingebrachten Amendements und erhielt dadurch die Gelegenheit, eine Rede zu halten, zu der ihm vorher das Wort abgeschnitten worden war. Er machte es noch gnädig, er sprach kurz, weil er nur ein Exempel statuieren wollte, aber es steht zu fürchten, daß das neue Verzögerungsmittel noch ausgiebiger benutzt werden wird. Man sieht auch in diesem Fall, daß blinder Eifer nur schadet. Die Empörung war ja begreiflich, und gewiß bezeichnete es der Abgeordnete v. Tiedemann als eine Verhöhnung der Mehrheit, daß die Sozialdemokraten unter anderm verlangten, auf Antrag von 50 Mitgliedern solle, wie früher, der Namensaufruf vorgenommen werden. Allein die Sozialdemokraten befolgten hier nur ein von der Rechten gegebenes Beispiel. Als bei der Etatsberatung im preußischen Abgeordnetenhaus im Jahr 1901 die Freisinnigen ein Mißtrauensvotum gegen den Justizminister beantragten, verkehrten die Konservativen diesen Antrag durch Einschiebung des Wortes „nicht" in sein Gegenteil. Peccatur extra muros et intra.

Ein versuchtes und ein vollendetes Verbrechen haben die öffentliche Meinung in große Erregung versetzt. In Brüssel ist auf König Leopold von Belgien von einem Italiener ein Attentat ausgeübt worden, das glücklicherweise erfolglos blieb. Man brauchte sich also damit nicht weiter zu beschäftigen, wenn nicht der Verbrecher gestanden hätte, Anarchist zu sein, so daß die Bestrebungen zur internationalen Bekämpfung des Anarchismus wieder neue Nahrung erhalten. — Ohne politischen Hintergrund anscheinend, aber in ihrer Art unerhört ist eine Blutthat, die auf einem deutschen Kriegsschiff im Piräus vollbracht wurde. An Bord des dorthin zu Ausbesserungsarbeiten übergeführten Konstantinopler Stationsschiffes „Loreley" wurde ein Einbruch verübt und dabei der wachthabende Unteroffizier Biedritzki ermordet. Der Matrose Kohler ist verschwunden. Während man anfangs als sicher annahm, daß auch er ein Opfer der Einbrecher geworden sei, ist später der Verdacht aufgetaucht, daß er in irgendeiner Weise an dem Verbrechen beteiligt sei.

Immer neue Länder und Gebiete, die bis dahin gänzlich oder teilweise unbekannt waren, erschließt der moderne Forschungsreisende unserer Kenntnis. So ist es Dr. Kurt Boeck gelungen, in ein innerasiatisches Königreich vorzudringen, das viele wohl kaum dem Namen nach kennen. In dem umfangreichen Werk „Durch Indien ins verschlossene Land Nepal" (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn) hat der Verfasser seine Reise geschildert, die er mit Unterstützung des „Berliner Lokalanzeiger" durch Britisch-Indien nach Nepal gemacht hat, jenem großen Reich im Himalajagebirge und dem einzigen Staat in Ostindien, der bisher seine Unabhängigkeit gegen die Engländer behauptet hat. In einer Form, die Unterhaltung und Belehrung glücklich verbindet, schildert der Asienreisende die Kulturverhältnisse des modernen Indiens. Das trefflich ausgestattete Werk ist mit zahlreichen Abbildungen nach den photographischen Aufnahmen des Verfassers versehen.

Wer kennt nicht aus unserer Schulzeit den sogenannten „Großen Seydlitz"! Wohl selten hat ein deutsches Lehrbuch eine solche allgemeine Verbreitung gefunden wie diese Geographie. Von dem Großen Seydlitz liegt bereits die dreiundzwanzigste Bearbeitung vor, die von Professor Dr. E. Oehlmann unter Mitwirkung vieler Fachmänner besorgt ist (Verlag von Ferdinand Hirt, Breslau). Die Wichtigkeit, die die Erdkunde in unserer Zeit erlangt hat, rechtfertigt die unausgesetzten Anstrengungen, dem nützlichen Werk einen Platz zu behaupten. Den Anforderungen der Gegenwart entsprechend, ist den deutschen Kolonien und der Handelsgeographie ein breiter Raum zugewiesen worden. Ausführliche Register erleichtern den Gebrauch des Buches, das mit zahlreichen Karten, Abbildungen und Tafeln ausgestattet ist.

Erklärung.

Von der Propagandaabteilung unserer Annoncenexpedition ist ein Zirkularbrief über einen „Weihnachtsbüchermarkt" versandt worden, der keiner verantwortlichen Stelle vorgelegen und durch seine ungeschickte Fassung zu Mißdeutungen Anlaß gegeben hat. Wir bemerken hierzu, daß in dem fraglichen Zirkularbrief ausdrücklich nur von der Aufnahme von Bücheranzeigen der Verlagsbuchhändler im Inseratenteil die Rede war. Um irrtümlichen Auffassungen vorzubeugen, betonen wir nochmals, was an und für sich selbstverständlich ist, daß der Inseratenteil unserer Blätter für jeden Leser sichtbar von dem redaktionellen Teil geschieden ist, und daß die redaktionellen Buchbesprechungen völlig unabhängig von den Inseraten sind.

August Scherl G. m. b. H.

Jetzt sind die Tage der neuentdeckten Dramatiker gekommen. Wer das deutsche Theater seit langen Jahren verfolgt hat, wird bemerkt haben, daß alljährlich eine Periode der Entdeckungen wiederkehrt; gewöhnlich dann, wenn die schlagkräftigen Dramen ausbleiben und man auf deutschen Bühnen mancherlei zu probieren gezwungen ist. Dann ist man so dankbar für irgendwelche verheißende Ansätze. Aber hinterher pflegt die Enttäuschung nicht lange auszubleiben.

Diesmal haben die entdeckten Deutschösterreicher den Vorrang. Von dem starken Erfolg, den „Der Kreuzwegstürmer" von Werkmann (Pseudonym für Medelsky) neulich in Wien hatte, war an dieser Stelle schon gesprochen worden. Der äußere Beifall blieb dem Volksstück Medelskys auch im „Berliner Theater" treu, aber über die schöpferische Kraft in dem Schauspiel mochte man wenig Freude haben. Medelsky, ein Onkel der bekannten Hofschauspielerin in Wien, ist ein Mann im reifsten Lebensalter. Er war lange als Werkführer in einer Möbelfabrik thätig und zwar im voralpinen Oesterreich. Manches wird er da von Scheinheiligkeit innerhalb der Bauernwelt erfahren haben. Das verwebt sich ihm nun mit vielerlei Motiven, rührsamen und schreckhaften, aus dem Theater selbst. So entstand seine Bauernkomödie nach Vorbildern, bei denen er gerade den guten nicht nacheifern vermochte. Es bleibt ein Effektstück ohne rechte Seele übrig. Ein Sohn, über die Maßen tugendhaft, übernimmt die Schuld seines Vaters, der im Grimm einen Religionsfrevel begangen hat. Das Martyrium eines Unschuldigen ist auf dem Theater immer dankbar.

Digitized by Google

Ein österreichischer Offizier trat mit seiner Erstlingsarbeit „Erstarrte Seelen“ während einer Matinee im Wiener „Theater der Josefstadt“ hervor. Auch bei diesem Anfänger rühmt man die dramatische Ader. Es handelt sich um eine Künstlerseele. Sie war stumpf geworden. Ein junges Mädchen weckt die Energie in dem halberstarrten Maler. Sie feuert sein Können an. Das geht eine Weile, bis der Maler sich mit einer Dame aus bevorzugterer Gesellschaft verlobt. Die alte Geschichte, die ewig neu bleibt.

Ebenfalls ein österreichischer Offizier war es, der unter dem Namen Busson die vier Einakter „Ruhmlose Helden“ auf die Bühne brachte. Zuerst in Hamburg, dann im „Berliner Theater“, wo sie aber schon wieder abgedankt haben. Eine dünne Anweisung auf die dramatische Zukunft.

Nicht viel reicher stellte sich ein neuer Berliner, Alfred Brieger, im „Neuen Theater“ vor. Auch er, der übrigens noch ein ganz jugendlicher Mann ist, brachte eine Reihe kleiner Stücke: „Fifi“, „Die Mitgift“ und den „Oberlehrer“, die alle nach bekannten Mustern eine gemeinsame Idee verbindet. An Männertypen wird die sittliche Schwäche der Männerwelt dargestellt, und ihnen wird Frauenadel entgegengehalten. Freilich hat dieser Frauenadel selbst manchen bedenklichen Stich, aber darüber sieht der Verfasser noch leicht hinweg. Er fand aufmunternden Beifall, namentlich nach dem Oberlehrerstückchen mit seinem nicht ungeschickten Dialog und seiner Ironie. Loki.

Gerade dreißig Jahre sind verflossen, seit August Strindberg (Abb. S. 2162) sein erstes Drama „Mäster Olof“ schrieb. Allein er hat wenigstens in Deutschland auf der Bühne noch nicht festen Fuß fassen können, während man ihn als Novellisten trotz mancher Vorbehalte doch schon lange willig unter die ersten einreiht. Stärkeren Erfolg haben eigentlich nur „Fräulein Julie“ und „Rausch“ gehabt. Nun hat das Hoftheater in Schwerin, das gern eigne Wege wandelt und beispielsweise als erstes dem „Pfeifertag“ von Schillings seine Pforten öffnete, Strindbergs „Erich XIV.“ in Scene gehen lassen, von dessen Wirkung außerhalb Schwedens sich der Dichter am meisten versprochen hat. Ob seine Hoffnung berechtigt ist, muß die Zukunft lehren; die erste Aufführung des Werkes auf der deutschen Bühne in Schwerin fand eine freundliche, aber nicht begeisterte Aufnahme. Daß Strindberg das Schicksal des in Geistesumnachtung verfallenen ursprünglich guten Monarchen, der, gleich seiner Gemahlin Kani, schon oft Dichtern zum Vorwurf gedient hat, reizte, ist leicht verständlich. Viele Einzelheiten sind ihm bei der Schilderung des Charakters ausgezeichnet gelungen, aber das Ganze ist doch wieder nichts Rechtes. Das Stück ist krank wie sein Held.

Helene Odilon, die viel Verlästerte und viel Geschmähte, die ihre Gegner nur als Königin der Mode gelten lassen wollen, während die Freunde in ihr einen Stern der Schauspielkunst erblicken, ist unter die Dichter gegangen, oder wenigstens beinah unter die Dichter. Sie hat zwar noch nicht selbst ein Stück verfaßt, aber sie hat eins aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt für das Deutsche Volkstheater in Wien und für sich. Denn sie findet darin die reichste Gelegenheit, ihre prächtigen Kostüme und ihre schauspielerische Begabung zu zeigen. Das Stück ist die fünfaktige Komödie „Dubarry“ (Abb. S. 2165) von David Belasco, einem ausgezeichneten amerikanischen Regisseur, der sich neuerdings die Stücke selbst schreibt, an denen er seine Kunst erproben kann. Der Titel seiner neusten Komödie giebt schon genügenden Aufschluß über seinen Inhalt: die Geschichte der glücklich-unglücklichen Maitresse Ludwig XV. In sieben Bildern zieht das Leben der Frau vorüber, von ihrer Thätigkeit als Putzmacherin im bescheidenen Laden bis zu dem Moment, da sie unter der Guillotine ausruft: „Noch einen Augenblick, Herr Henker!“ Es ist im Grund genommen ein Ausstattungsstück, das aber vor den übrigen Erzeugnissen seiner Gattung den Vorzug einer immerhin vernünftigen Handlung voraushat. Frau Odilon, die darin bei der Erstaufführung wahre Triumphe feierte, gedenkt damit auf Reisen zu gehen.

Die Märchenwelt hat es Engelbert Humperdinck angethan. Er hat in ihr die schönste Frucht gepflückt, die im neuen deutschen Operngarten gewachsen ist, aber er hat sich daran nicht genügen lassen, sondern unablässig weiter gesucht, um ähnlich Kostbares zu finden. Vergeblich. Weder die Musik zu dem Schauspiel „Die Königskinder“ noch die Oper „Dornröschen“, die kürzlich in Frankfurt a. M. ihre erste Aufführung (Abb. S. 2166) erlebte, reichten an „Hänsel und Gretel“ heran. Vor ihm hat schon der Berliner Komponist Kuhlenkampf den gleichen Stoff komponiert, ohne dauernden Erfolg erringen zu können; es ist zu fürchten, daß dies Glück auch dem Humperdinckschen Werk nicht beschieden sein wird, obwohl es bei seiner Premiere eine sehr warme Aufnahme gefunden hat. Vor allem läßt das Textbuch von E. B. Ebeling-Fithès die erwünschte Einfachheit vermissen, auch hier spielt die leidige Philosophie oder richtiger das Philosophierenwollen seine verhängnisvolle Rolle. Besser trifft den Märchenton ohne Frage der Komponist, dessen Partitur im einzelnen sehr viel Schönes, Zartes und Feines birgt; allein das Ganze entbehrt doch der Einheitlichkeit, die uns in „Hänsel und Gretel“ so freundlich anmutet. So sehr der Orchesterklang von Wohllaut gesättigt ist, so herzlich die Tonsprache klingt, so lange sie melodisch dahinfließt, das Rezitativ nimmt einen zu breiten Raum ein. Ja, wäre dies „Dornröschen“ nicht ein Werk Humperdincks, man würde seinen Schöpfer beglückwünschen und von neuen Hoffnungen erzählen, die dadurch wachgerufen seien, just von Humperdinck aber hat man doch etwas mehr erwartet.

Unsere Bilder.

Adolf Graf von Götzen (Abb. S. 2161), der seit anderthalb Jahren an der Spitze der Verwaltung von Deutschostafrika steht, hat am 9. Oktober Dar-es-Salâm verlassen, um einen längeren und, wie man in diesem Fall mit Recht sagen kann, wohlverdienten Urlaub in der Heimat zu verleben. Kaiser Wilhelm II. hat da wieder einmal den rechten Mann auf den rechten Platz gestellt, so lautet das allgemeine Urteil. Als der damalige Hauptmann Graf Götzen zum Gouverneur unseres größten Schutzgebiets ernannt wurde, war er in Afrika allerdings kein ganz Fremder mehr, als Forschungsreisender hatte er vorher Land und Leute kennen gelernt. Wäre es im schwarzen Erdteil mit Kenntnissen allein gethan, dann hätte von vorn herein niemand gezweifelt, daß der neue Gouverneur seinen Posten vortrefflich ausfüllen würde. Aber es gehören noch andere Eigenschaften dazu, die so recht eigentlich erst im Amt bewiesen werden können. Graf Götzen hat sie bewiesen und dadurch seine schwierige Stellung sowohl den Deutschen als den Eingeborenen gegenüber gefestigt. Er wird „drüben“ gern gesehn und mit ihm seine Gemahlin, die ihn selbverständlich auch auf der Urlaubsreise begleitet.

Abschiedsbankett für den amerikanischen Botschafter (Abb. S. 2163). Der Vertreter der nordamerikanischen Union am Berliner Hof, Andrew D. White, ist bei seinem Scheiden aus dem Amt in einer ganz besonderen Weise gefeiert werden. Der vor kurzem gegründete deutsch-amerikanische Verein veranstaltete ihm zu Ehren im Kaiserhof ein Bankett, an dem hervorragende Mitglieder der verschiedensten Berufsstände teilnahmen. Staatssekretäre, Bevollmächtigte zum Bundesrat und preußische Minister, der Oberbürgermeister von Berlin, Volksvertreter, große Gelehrte und Künstler, bedeutende Persönlichkeiten aus Industrie und Handel, Vertreter der Presse waren erschienen, um dem scheidenden Diplomaten ihre Sympathien zu bekunden.

Digitized by Google

Andrew D. White, der sich stets Mühe gegeben hat, die Beziehungen nicht nur der offiziellen Kreise, sondern auch der Völker von Deutschland und Amerika freundschaftlich zu gestalten, hat es eben verstanden, Achtung und Liebe nicht nur unter den Diplomaten zu erwerben, sondern in allen gesellschaftlichen Sphären, mit denen er Verkehr suchte und fand.

Schloß Eu (Abb. S. 2162), einer der prächtigsten Herrensitze des königlichen Hauses Orléans, ist ein Raub der Flammen geworden. Bis auf die Kapelle, die verschont blieb, sind die Baulichkeiten zum größten Teil zerstört; aber anderes, was der Wut der Flammen zum Opfer gefallen ist, kann nicht ersetzt werden, eine Sammlung spanisch-maurischer Fayencen und wertvolle Bestände der Bibliothek sind vernichtet. Schloß Eu, das im sechzehnten Jahrhundert erbaut worden ist, liegt im Norden Frankreichs im Arrondissement Dieppe. Manches politische, manches dynastische Ereignis zumal ist hier vorbereitet oder zum Abschluß gebracht worden.

Hungersnot in Schweden (Abb. S. 2167). Am Bottnischen Meerbusen, in den schwedischen Provinzen Norrland und Lapland, ebenso auch in Finnland, herrscht schon längere Zeit große Not, da es an Brotgetreide und Futtermitteln für das Vieh fehlt. Ganz besonders im Gebiet der Torneamündung, im Hinterland von Haparanda, hat das Elend einen hohen Grad erreicht. Die Bauern wagen nicht, ihre Kinder zu den oft sehr weit entfernten Schulen zu senden, weil sie ihnen kein Brot mitgeben können, und in vielen Fällen haben sie ihre Milchkühe schlachten müssen, weil sie keine Mittel mehr hatten, sie zu füttern. Natürlich regt sich die Mildthätigkeit in Landstrichen, denen es besser geht, ganze Proviantzüge werden nach dem Norden geschickt; aber die Hilfe genügt nicht für die Dauer. Es sind zweifellos eingreifende Maßnahmen zur Unterstützung der von der Mißernte betroffenen Gegenden erforderlich.

Die Duchoborzen (Abb. S. 2164) oder Geisteskämpfer, eine russische religiöse Sekte, deren Anhänger im Jahr 1900 aus Transkaukasien zum größten Teil nach Amerika auswanderten, haben in letzter Zeit den Behörden von Kanada sehr viel zu schaffen gemacht. Von einer Art religiösem Wahnsinn erfaßt, der übertriebenem Vegetarismus und überschwenglichen Tierschutzbestrebungen entsprang, haben sie ihre festen Wohnsitze verlassen und sind im Land umhergezogen, um den Messias zu suchen und die ihnen jüngst offenbarte Wahrheit zu predigen. Ein Fanatiker hatte sie zu der Ueberzeugung gebracht, daß die Welt zu Grunde gehe, wenn die Menschen ihre Sündenlast, die sie den Tieren aufgebürdet hätten, nicht selbst wieder auf sich nehmen. Die Anlage zum Glauben an solche Botschaft war vorhanden; ließen sich doch die Frauen der Duchoborzen willig vor den Pflug spannen, um die Tiere zu schonen. Neuerdings aber gingen sie weiter, sie ließen überhaupt alles Vieh in die Freiheit entlaufen und lösten bald darauf ihre Haushaltungen auf. Dann machten sie sich auf den Weg, um den Heiland zu finden, vernachlässigten dabei aber ihre Kinder, die natürlich die Schule nicht mehr besuchen konnten, derart, daß viele von ihnen vor Hunger krank wurden und starben. Sie priesen die Kleinen glücklich als Märtyrer und legten sich auch selbst die härtesten Entbehrungen auf, um leiden zu müssen, wie jene. So wurden die Duchoborzen schließlich zu einer großen Gefahr für ganz Kanada. Die Behörden sahen sich daher genötigt, einzugreifen, und führten die umherschweifenden Fanatiker zwangsweise in ihre Wohnsitze zurück.

Aus der Welt der Plastik (Abb. S. 2162 u. S. 2168). Der bekannte französische Bildhauer Falguière hat ein Denkmal des großen Romanciers Balzac geschaffen, dessen feierliche Enthüllung in Paris auf den 22. November anberaumt worden ist. — Der Kaiser hat der Marineakademie in Kiel eine vom Professor von Uechtritz-Steinkirch modellierte Büste des brandenburgischen Obersten von Hille geschenkt, der unter dem Großen Kurfürsten als Geschwaderchef in der Ostsee mehrere Siege über die Schweden errang.

Zofingia (Abb. S. 2168) heißt eine an allen Schweizer Universitäten vertretene Studentenverbindung, die noch keine einheitliche Stellung zur Mensur genommen hat. Während die andern Sektionen den Zweikampf verwarfen, bekennt sich die Züricher zu ihm. Jüngst wurde in dem Verband wieder über die Frage verhandelt und abgestimmt. Das Ergebnis war, daß der Züricher „Zofingia" gestattet wurde, „schlagende Verbindung" zu bleiben. Diesen Ausgang feierten die erfreuten Studiosen durch eine Kneipe auf offener Straße.

Personalien (Porträts S. 2168). Im hohen Alter von 79 Jahren starb in London der englische Generalfeldmarschall Prinz Eduard von Sachsen-Weimar, dessen Vater bereits in England seinen ständigen Aufenthalt genommen hatte. — In Berlin schied der Geheime Hofrat Wilhelm Lauser nach längerem Leiden aus dem Leben, ein hervorragender Schriftsteller und Publizist, der sowohl auf politischem als auch feuilletonistischem Gebiet thätig war. Er hat ein Alter von 60 Jahren erreicht. — Am 15. November hat der neue Präsident von Brasilien, Dr. Rodriguez Alves, sein Amt angetreten. Er hat vor der Wahl bereits erklärt, daß er die Politik durchaus im Geist seines Vorgängers Dr. Campos Salles führen werde. — Das fünfzigjährige Doktorjubiläum feierte der Präsident des österreichischen Reichsgerichts Josef Unger. Der Jubilar gehörte früher zu den politischen Führern der Deutschliberalen. Er war Mitglied des Ministeriums Auersperg und führte noch während der Wirren unter Taafe die Verfassungspartei im Herrenhaus.

Die Toten der Woche.

Karl Freiherr von Brück, ehemaliger österreichischer Botschafter in Rom, † auf Schloß Spielfeld am 11. November im 72. Lebensjahr.

Medizinalrat Dr. Friedrich Dornblüth, bedeutender Arzt, † in Frankfurt a. M. am 15. November im Alter von 77 Jahren.

Dr. W. Follenius, Politiker und Schriftsteller, † in Kansas City (Missouri) am 28. November im Alter von 72 Jahren.

Ludwig Ritter von Fröhlich, Feldzeugmeister, † in Wien am 12. November im 80. Lebensjahr.

Oberst Hamdi Bey, früherer türkischer Militärattaché in Berlin, † auf der Reise nach Erzindijan am 14. November.

Wirkl. Geh. Rat Hermann von Klützow, Hauptritterschaftsdirektor a. D., Mitglied des Herrenhauses, † auf Didelow bei Prenzlau am 16. November.

Hauptpastor Dr. Albrecht Krause, Kantforscher, † in Hamburg am 14. November im Alter von 64 Jahren.

Geheimer Hofrat Dr. Wilhelm Lauser, hervorragender Publizist, † in Berlin am 12. November (Portr. S. 2168).

Professor Dr. Leonard Landois, Geh. Medizinalrat, † in Greifswald am 17. November.

Gräfin Gabriele zur Lippe-Biesterfeld-Weißenfeld, Ehrendame des bayrischen Theresienordens, † auf Schloß Pfaffstadt am 14. November im Alter von 59 Jahren.

Oberst Eduard von Pannewitz, Chef des Generalstabs des III. Armeekorps, † am 15. November.

Prinz Eduard von Sachsen-Weimar-Eisenach, englischer Generalfeldmarschall, † in London am 16. November im Alter von 79 Jahren (Portr. S. 2168).

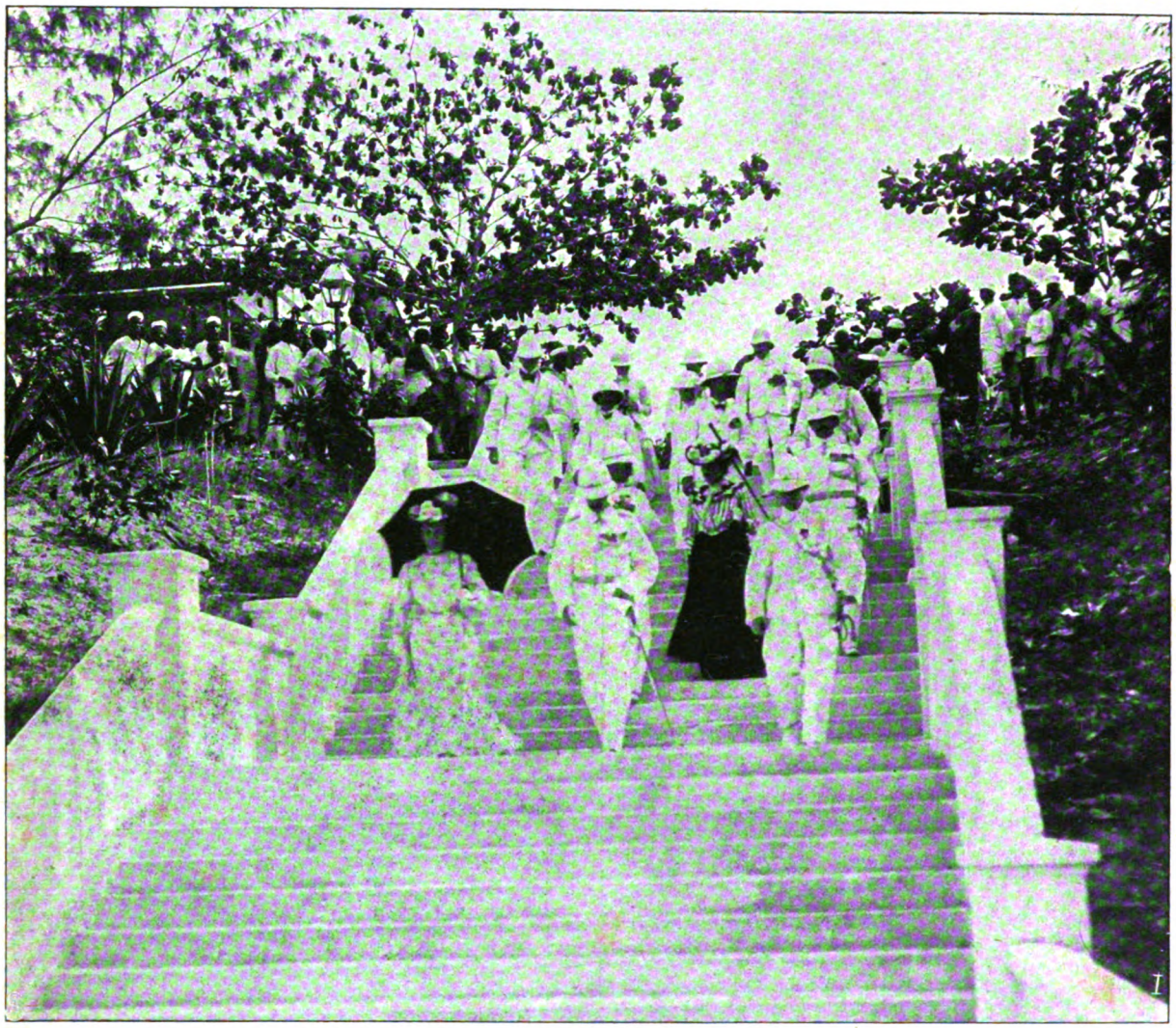
Burkhardt von Schmeling, Generalleutnant z. D., † in Wiesbaden am 14. November im 80. Lebensjahr.

Segelcke, Professor an der landwirtschaftlichen Hochschule in Kopenhagen, † in Kopenhagen am 12. November

Prinz Heinrich zu Waldeck und Pyrmont, † in Wiesbaden am 13. November im 58. Lebensjahr.

Digitized by Google

Bilder vom Tage.



Gräfin von Götzen. Graf von Götzen.

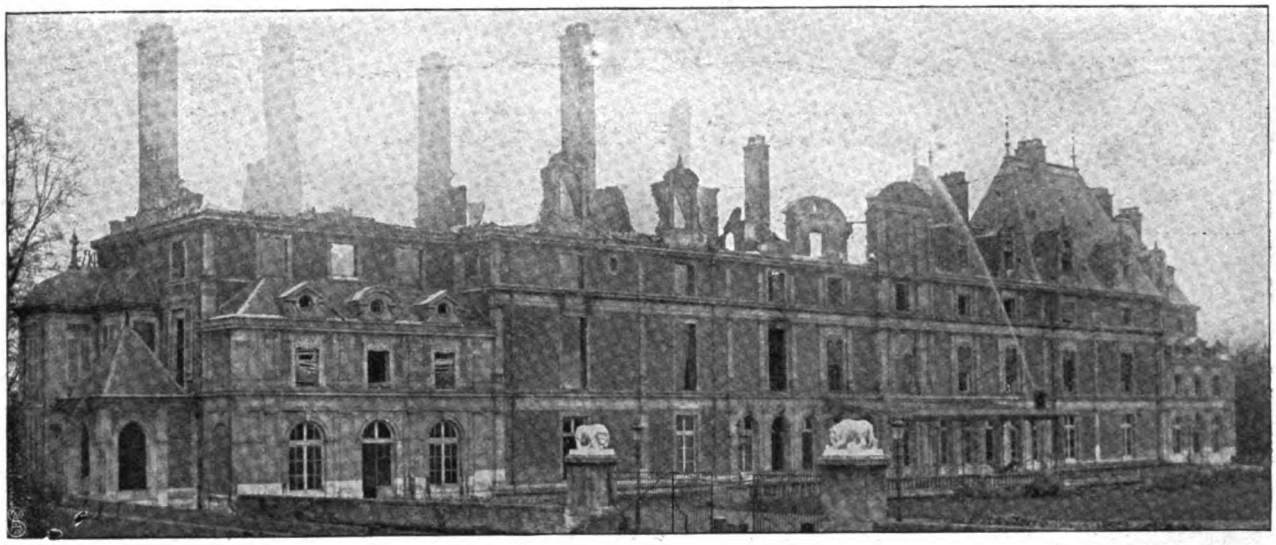
Graf von Götzen.

Adolf Graf von Götzen, der Gouverneur von Deutschostafrika,

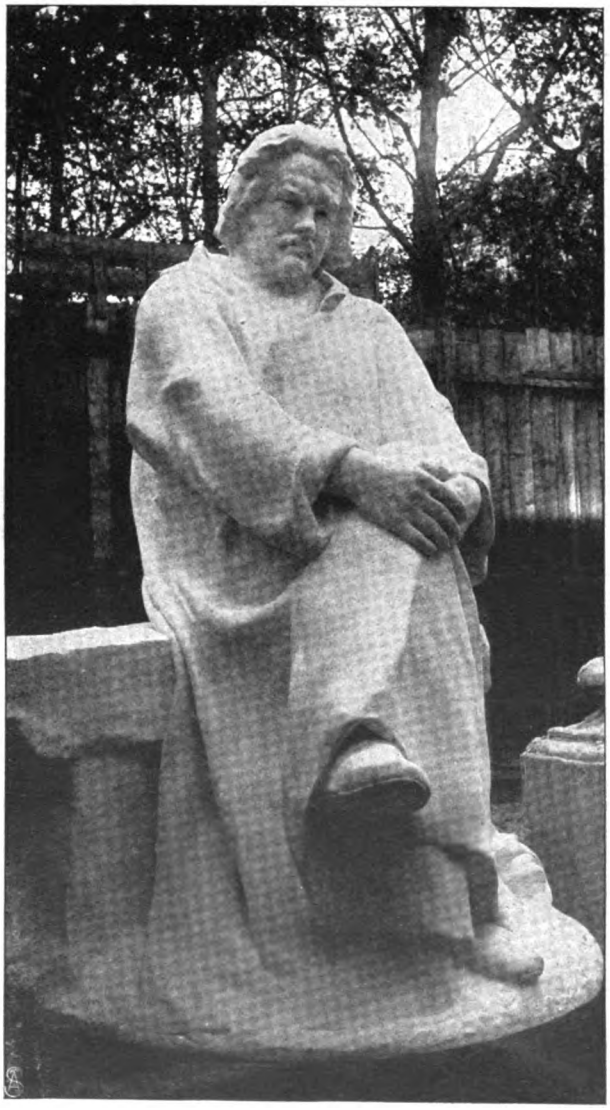
verläßt Dar-es-Salâm am 9. Oktober, um einen längeren Heimaturlaub anzutreten.

I. Graf und Gräfin von Götzen auf der Landungsbrücke. II. Parade des scheidenden Gouverneurs über die 5. Kompagnie der deutschen Schutztruppe.

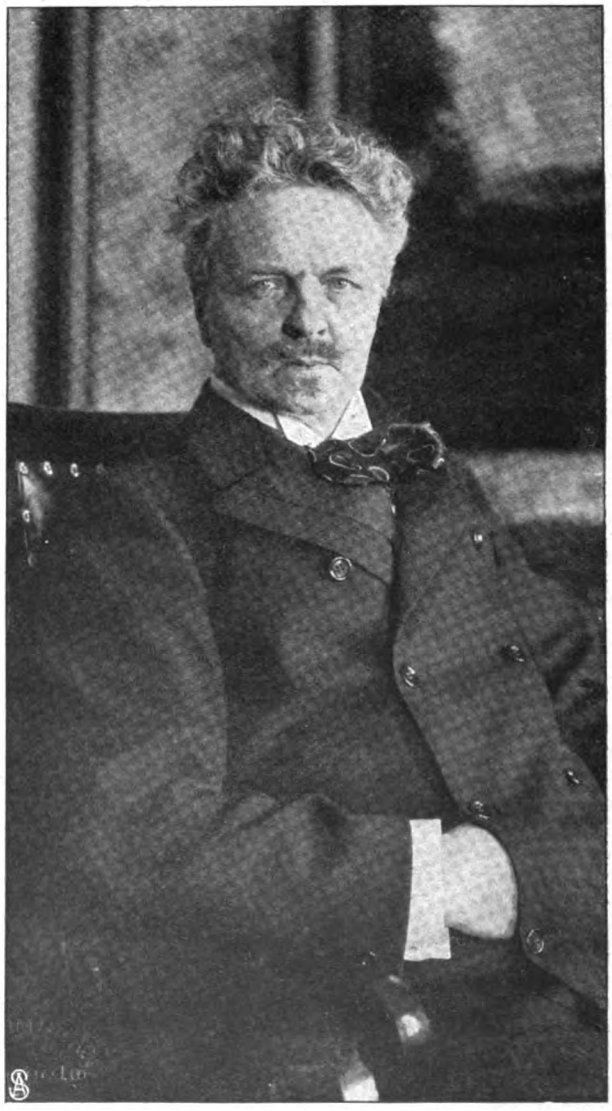
Digitized by Google



Das Schloss Eu des Herzogs von Orléans nach dem Brand.
Phot. Juven.

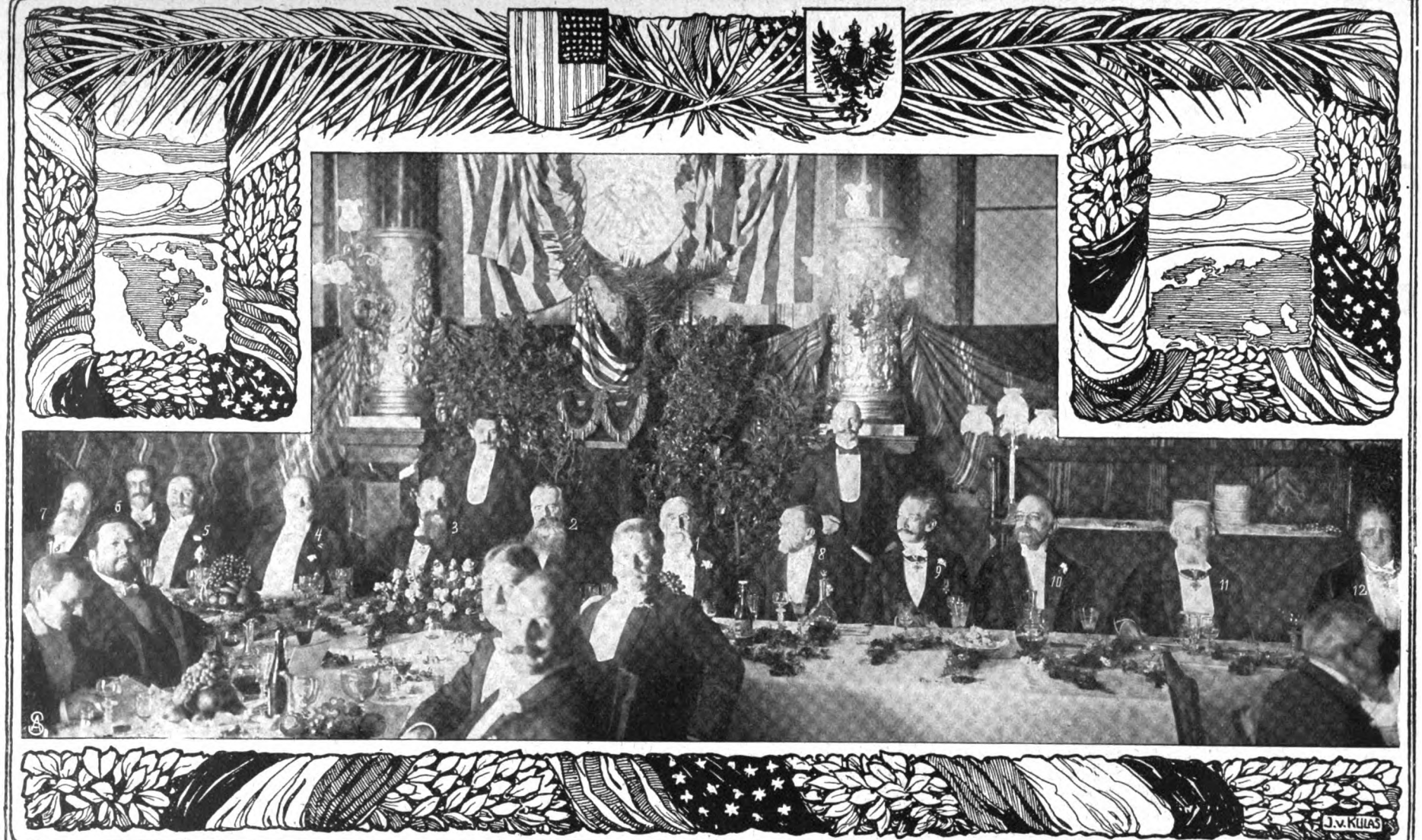


Das Balzac-Denkmal von Falguière,
das am 22. November in Paris enthüllt wird.
Photographische Aufnahme
der „Actualité", Paris.



August Strindberg,
dessen „Erich XIV." im Schweriner Hoftheater am 17. November zum erstenmal in Scene ging.
Neuste Porträtaufnahme des Hofphot. A. Blomberg, Stockholm.

Digitized by Google



1. Andrew D. White. 2. Staatsminister v. Posadowsky. 3. Prof. v. Uechtritz. 4. Staatsminister Dr. Studt. 5. Graf Lerchenfeld. 6. Geh. Rat Goldberger. 7. Prof. Waldeyer. 8. Frhr. v. Richthofen. 9. Prof. Harnack. 10. Staatsminister Moeller. 11. Geh. Rat Ende. 12. Oberbürgermeister Kirschner.

Festbankett zu Ehren des scheidenden amerikanischen Botschafters Andrew D. White im Kaiserhof zu Berlin am 11. November.

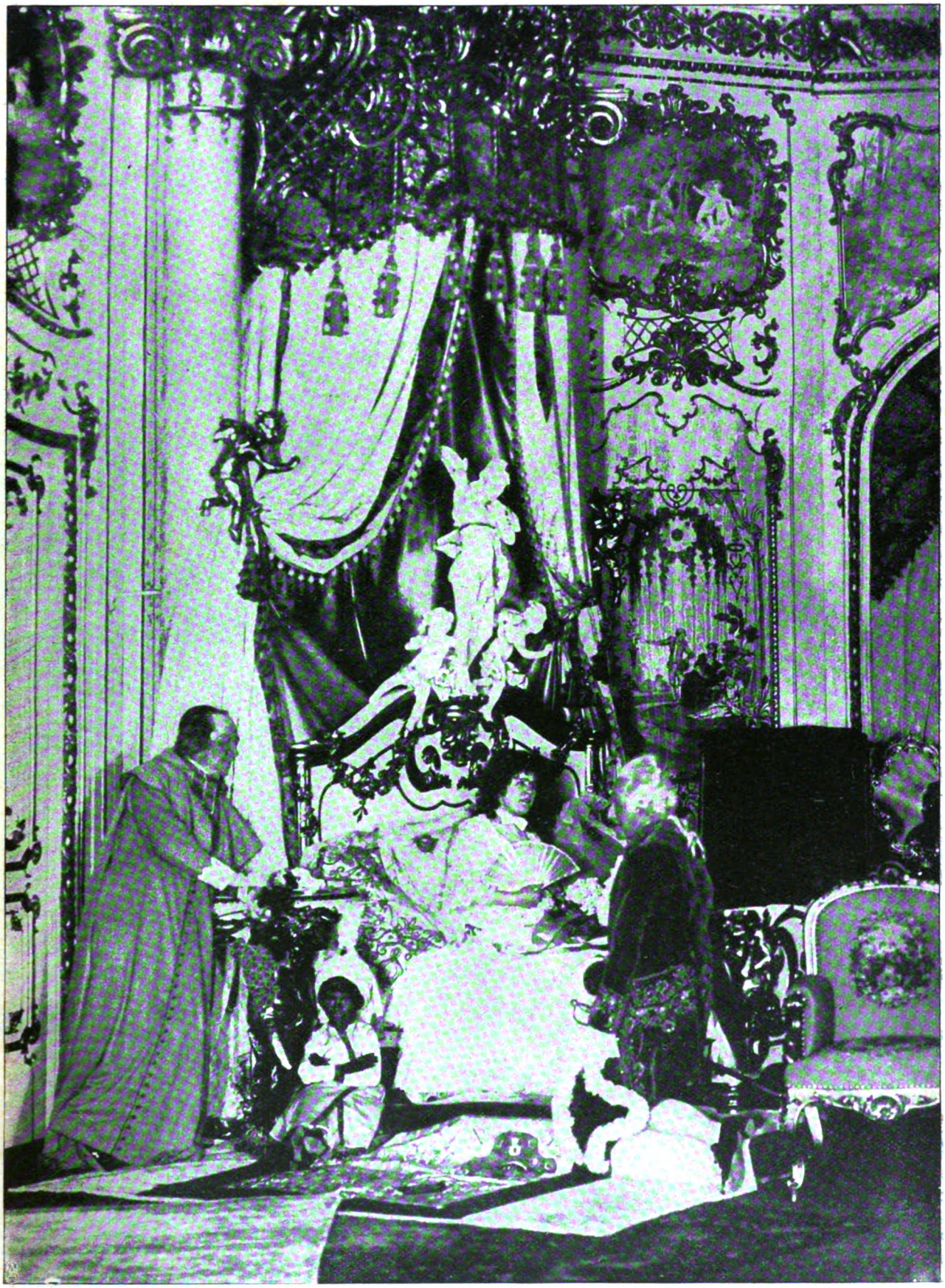
Spezialaufnahme für die „Woche" von J. Lüpke.

Digitized by Google

Die Duchoborzen in Kanada, eine fanatische Sekte, die auszog, um den Messias zu suchen:

1. Eine Duchoborzenansiedlung in Kanada. 2. Duchoborzenfrauen vor dem Pflug 3. In der Schule. 4. Ein Patriarchenehepaar. 5. Die Dorfjugend.

Digitized by Google



Helene Odilon als Gräfin Dubarry in Belascos gleichnamiger Komödie. Phot.
Erstaufführung im Deutschen Volkstheater in Wien.

Digitized by Google

Die Erstaufführung von Engelbert Humperdincks Märchenoper „Dornröschen" im Frankfurter Opernhaus am 12. November:
Die Schlußscene des II. Akts.
(Phot. Junior, Frankfurt.)

Digitized by Google

Von der Hungersnot in Schweden:
Ankunft eines Proviantzuges.
Photographische Aufnahme.

In der Mitte unten:
Uebersichtskarte des Notstandsgebiets.
Ges. von H. Amend.

Digitized by Google

Prinz Eduard von Sachsen-Weimar-Eisenach †
englischer Generalfeldmarschall.

Die Büste des Brandenburgischen
Obersten v. Hille von Prof. v. Uechtritz-Steinkirch.
Geschenk des Kaisers an die Marineakademie in Kiel.

Dr. Francesco Rodr'guez Alves
der neue Präsident
von Brasilien.

Geh. Hofrat Wilhelm Lauser †
hervorragender Publizist u. Schriftsteller.

Prof. Dr. Josef Unger, Wien,
feierte sein 50jähriges Doktorjubiläum

Eine Studentenkneipe auf der Strasse:
Die Züricher Sektion der Schweizer „Zofingia" feiert das Abstimmungsresultat, das ihr weiterhin die Stellung als „Schlagende Verbindung" gewährt.
Phot. Ph. und E. Link, Zürich.

Digitized by Google

„Kreuz wende dich.“

Roman von

Fedor von Zobeltitz.

8. Fortsetzung.

Der Oberst sah die Pittelko an. Sie rührte sich immer noch nicht. Kaum, daß die schlanke Brust sich hob und senkte. Aber die Hände waren zu Fäusten geballt, braune und nervige Hände, auf denen das Geäder hervortrat. Das Gesicht hatte einen matten Teint, wie opalfarben; und plötzlich entdeckte der Oberst etwas, was ihm gestern nicht aufgefallen war und auch nicht bei der Begrüßung vorhin: auf der rechten Wange der Pittelko, bis hinab zum Hals verlaufend, zeigte sich eine rote Linie wie ein Riß ...

Dieterici hatte seine Untersuchung beendet. Er brachte wieder die Decken in Ordnung und legte den Tannenbruch auf den alten Platz. Dann richtete er sich auf. Seine Stirn war finster und der Blick drohend, mit dem er die Gestalt der Försterfrau umfaßte.

„Frau Pittelko,“ sagte er mit starker Stimme, wenn auch ruhig, „an der Wunde von gestern ist Ihr Mann nicht gestorben. Die Wunde war minder breit und lag flacher. Aber das Messer hat neu gewütet — ein anderes, als das in der Nacht. Es grub sich in die alte Wunde und brachte den Tod ...“

Zehden hielt fast den Atem an. Er stand jetzt ganz im Bann des sich zuspitzenden dramatischen Vorgangs. Ob slawisches oder germanisches Blut in den Adern des Weibes rollte — was galt es. Ueber das Blut triumphierten Jammer und Elend und Haß und Liebe und alle Leidenschaften der Menschheit.

Die Pittelko antwortete nicht. Nun wurde ihr Gesicht fahl, und bis in die Lippen hinein schien sie zu erbleichen. Es ging auch ein leises Zittern durch ihre Gestalt; aber sie antwortete nicht. Sie blieb stumm, während ihr Blick noch immer starr auf Dieterici haftete.

Dessen Antlitz rötete sich vor Zorn. Das Schweigen der Frau ergrimmte ihn und machte ihn doch auch fassungslos. Zufällig traf sein Auge auf die Kleidungsstücke, die neben dem Bett auf einem Stuhl lagen. Er nahm den graugrünen, mit Pelz gefütterten Jägerrock in die Hand und wies auf den Schnitt in der rechten Brustseite, den das Weidmesser des Wilderers gerissen hatte, und sagte: „Ein Blick läßt's erkennen, Pittelkon. Die Wunde ist länger, als dieser Schnitt. Man hat ein doppeltes Verbrechen an Ihrem Mann begangen. Der Wilderer war der erste. Aber wer war der zweite Verbrecher?“ ...

Jetzt ging eine Veränderung mit der Försterfrau vor. In raschen Wellen strömte das Blut in ihr Gesicht zurück und färbte ihre Wangen dunkel. Das Auge verlor den Ausdruck der Starrheit; in den grünen Tiefen glühte es auf, als züngle eine rote Flamme empor. Ihre Gestalt hob sich auf den Zehen; man sah an den Händen, wie sich Muskeln und Sehnen strafften — und dann war sie mit einem großen Sprung dicht neben Dieterici und entriß ihm den Rock.

„Herr,“ sagte sie unter leisem Keuchen, die Worte abgerissen und wie auseinandergehackt hervorstoßend, „ich war's. Ich war der zweite. Aber ich wehrte mich nur. Ich weiß: Notwehr ist kein Verbrechen. Er hat mich erwürgen wollen — und da verteidigte ich mich!“ ...

Sie nahm den Rock über ihren Arm und drückte ihn fest an sich, als wolle sie dies schreckliche Zeugnis, das wider sie sprach, vor fremder Hand schützen. Dieterici schüttelte den Kopf.

„Pittelkon,“ entgegnete er, „das ist eine Lüge. Bei der Verteidigung und sicher doch auch bei schwerem Ringen wählt man die Stelle nicht sorgsam aus, die man treffen will. Wär's so gewesen, wie Sie sagen, dann hätten Sie blindlings zugestochen — ja, blindlings!“ ...

Ihr Auge trübte sich, und ihre Mundwinkel senkten sich schlaff. Die Spannkraft verließ sie. Ein Schluchzlaut kam von ihren Lippen. Aber sie beherrschte sich immer noch und brach nicht in Thränen aus.

„Ich will nicht lügen,“ sagte sie. „Es war so: als Sie in der Nacht fortgegangen waren, wollte ich meinem Mann zu trinken geben. Und da hat er mich mit beiden Händen um den Hals gepackt und riß mich dabei mit einem Fingernagel an der Backe; hier ist die Stelle. Und schrie dabei: ‚Schandweib verfluchtes‘ und noch viel Häßlicheres, ‚du hast mich betrogen — ich erwürge dich!‘ Ja, er hätte mich erwürgt. Aber ich wehrte mich. Der Verband löste sich, und seine Wunde floß. Da wurde er ohnmächtig ... Als ich ihn wie leblos vor mir liegen sah, dachte ich nach. Ich hatte ihn geheiratet, weil er mir gefiel. Aber von Anfang an war er wie toll und verrückt vor Eifersucht. Es war ein Höllenleben bei ihm. Schon einmal hat er mich umbringen wollen; er schoß nach mir, und die Kugel streifte mein Haar. Und wie er nun so dalag, fragte ich mich: warum hat man ihn mir zurückgebracht? Er hätte im Wald verkommen müssen; da wärst du ihn losgeworden ... Nun sah ich seine Wunde. Das Blut sickerte noch; aber zum Verbluten war es nicht. Warum floß das Blut nicht stärker? — Und auf einmal war es ganz klar in mir: er darf nicht wieder erwachen, sonst mordet er dich doch noch. Da nahm ich den Hirschfänger ...“

Als die Frau dies gesprochen hatte, brach sie schreiend in die Knie und fiel dann, mit gefalteten Händen, vornüber, so daß ihre Stirn auf den Boden schlug. Sie schrie seltsam klingende Worte, zornig, bittend, angstvoll und mit Stöhnen gemischt. Der Oberst verstand es. Es war ein wendisches Gebet mit Erinnerungen an die Heidenzeit, ein langer, wohl schon Jahrhunderte alter Spruch, in dem bestimmte Wendungen wiederkehrten und wie ein Refrain, in verschiedenartiger Betonung, aufgenommen wurden. Aber ob die Pittelko sich auch

Digitized by Google

verzweiflungsvoll gebärdete; wer zu beobachten verstand, mußte sich sagen, daß weder Angst noch Reue sie zu Boden geworfen hatte, sondern höchstens ein Anfall wilden Aberglaubens. Einer ihrer schweren Zöpfe hatte sich aufgelöst, und das Haar fiel regellos um ihren Kopf und schleifte die Erde; im weißlichen Dämmer, der das Zimmer erfüllte, lag es dort wie eine große schwarze Blutlache.

Dieterici schien Lust zu haben, den Anfall austoben zu lassen. Er wußte augenscheinlich nicht recht, was er von der Frau halten sollte. Aber als sie ihr Stöhngebet fortsetzte und in der Ekstase sich die Stirn wund schlug am sandbestreuten Boden, da wurde er grimmig.

„Helfen Sie mir das Weib beruhigen, Oberst," sagte er. „Das ist Verrücktheit, wenn nicht ein verdammtes Spiel . . ." Er packte die Pittelko und zog sie empor. „Lassen Sie Ihr thörichtes Geschrei, Frau! Donnerwetter, was soll das heißen! Sie machen den Toten nicht mehr lebendig — und uns führen Sie nicht an der Nase herum! Sie haben gesehen, daß wir uns nicht belügen und betrügen lassen. Also stehen Sie Rede und sagen Sie die Wahrheit!" . . .

Sie strich sich das Haar zurück. Trotz ihres Geschreis waren ihre Augen trocken geblieben. Es trat wieder ein trotziger Zug auf ihr Gesicht.

„Ich sagte die Wahrheit," erwiderte sie. „Zeigen Sie mich an, oder führen Sie mich ab. Es ist mir gleich. Ich konnte nicht anders."

„Sie wissen, wer der Wilderer war, der Ihren Mann verwundet hat?" fragte der Rechtsanwalt weiter.

Ihre blutig geritzte und zerschundene Stirn wurde finster. „Ja, er hat es mir gesagt."

„Und warum verwundet? Wer war der Angreifer? Ihr Mann oder Herr von Lobschitz?"

Als Dieterici vor ihr zum erstenmal diesen Namen aussprach, begann sie wieder zu zittern. Ihre Augenlider senkten sich, und ein scheuer Blick, gleich dem eines getretenen Hundes, flog zu dem Rechtsanwalt hinüber und blieb dann auf Zehden haften, als suche sie bei dem Hilfe in ihrer Not. Sie stockte zuerst, antwortete schließlich aber in erzwungener Ruhe: „Es war mein Mann. Er hat lange auf ihn gelauert."

„Aus Eifersucht?"

„Ja."

„Und hatte ein Recht dazu?"

Sie schien die Frage nicht sofort zu verstehn. Ihr Auge irrte umher. Auf einmal schrie sie von neuem auf, kurz und gellend, und reckte sich, und es lohte ein roter Schein über ihr Gesicht.

„Ein Recht?! Wer? Mein Mann? Sie meinen?" . . . Die Frau lachte bitter auf . . . „Blutet er noch? Ich will meine Finger in das Blut tauchen und meine Hand an die Wunde legen, daß ich schwöre: nein, er hatte kein Recht, eifersüchtig zu sein! Er war es immer, und immer grundlos. Zuerst auf einen der Forsteleven in Griesel und dann auf andere und zuletzt auf den Baron. Den hab ich nur dreimal gesehen . . ." Ihre Brust hob sich hoch, und in ihre goldgesprenkelten Katzenaugen trat ein süß lockendes Licht . . . „Einmal auf der Mahd, und einmal bin ich ihm im Wald begegnet, und einmal war er hier. Da sagte Pittelko, er stelle mir nach. Das war eine Lüge. Ich sage nichts weiter . . ."

Bisher hatte sich der Oberst mit keinem Wort an der Unterredung beteiligt. Im Grunde genommen paßte ihm dies Ausforschen Dietericis wenig. Dem Rechtsanwalt fehlte der gesetzliche Ausweis. Wohin sollte es auch führen? — Aber der Name Lobschitz war einmal genannt worden; vielleicht rettete man noch ein Stück seiner Ehre.

„Frau Pittelko," begann Zehden mit leichtem Zögern, „wir stehen hier nicht an Richter Statt. Befragen wir Sie und wollen Klarheit in das Dunkel dieser traurigen Angelegenheit bringen, so geschieht es wahrhaftig nur aus Sympathie für Sie und auch — nun ja, auch aus Interesse für den Baron Lobschitz. Ihr Mann hat uns zuerst von ihm gesprochen und fügte noch zu: ‚Aber meine Frau soll es nicht wissen.' Gerade aus dieser Aeußerung möchte ich entnehmen, daß Pittelko Herrn von Lobschitz heimlich aufgelauert und in einem Anfall rasender Eifersucht sich auf ihn gestürzt hat, daß er also der Angreifer war und Lobschitz nur der Verteidiger seines Lebens. Aber der Ueberfall spielte sich nicht auf dem Gebiet von Gorgutschen, sondern im Königlichen Waldrevier ab, und Pittelko sagte besonders, er habe den Baron beim Wildern ertappt. Kann denn das möglich sein?"

Die Pittelko hatte scharf und hellhörig zugehört und nickte nun lebhaft mit dem Kopf. Doch es war, als reue sie schon im nächsten Augenblick dies bejahende Zeichen, denn sie wurde verlegen, zupfte an ihrem Brusttuch, zuckte mit den Schultern und entgegnete: „O Herr Oberst — das weiß ich alles nicht."

„Wieder eine Unwahrheit," fiel der Rechtsanwalt rauh ein, und auch Zehden wurde unwillig.

„Hören Sie, Frau Pittelko," fuhr er fort, „ich will keine Umschweife machen. Herr von Lobschitz gehört zu meiner Verwandtschaft. Ich möchte ihm Unannehmlichkeiten ersparen, vielleicht Schlimmeres. Das kann ich nur, wenn ich klar sehe, wenn ich sozusagen die Situation beherrsche. Also geben Sie Antwort. Ist Ihnen bekannt geworden, daß der Baron, der ja doch selbst eine wundervolle Jagd besitzt, sich unbegreiflicherweise dann und wann auf das Wildern verlegt hat?"

Im Klang der Stimme Zehdens mochte etwas liegen, das vertrauend auf die Försterfrau wirkte. Ihre Verlegenheit wich. Sie öffnete die Thür zur Wohnstube und bat die Herren, dort einzutreten. Da war nach wendischer Sitte schon der Tisch gedeckt, und es stand ein Frühstück für die Freunde bereit, die kommen würden, um den Toten noch einmal zu sehen: auf dem sauberen Linnen ein ganzer Schinken und ein Teller mit geräucherten Würsten und hartgesottene Eier und daneben die Flasche mit dem Wacholderschnaps.

Wie entschuldigend wies die Pittelko auf den Tisch und bemerkte: „Man hält's mal so . . ." Dann wandte sie sich an Zehden zurück. „Herr Oberst," sagte sie, „ich glaube, daß Sie es gut meinen. So war's auch mit dem Herrn Baron. Er sprach immer freundlich mit mir und — also, kurzum, ich möchte nicht, daß ihm etwas geschieht. Wenn Sie sein Verwandter sind, so

Digitized by Google

warnen Sie ihn. Ja, ich weiß, daß er wilderte. Als Pittelko mir das sagte und meinte, er habe Verdacht auf ihn, hielt ich ihn für verrückt. Aber einmal war Pittelko bei seiner Mutter auf Urlaub. Und da hörte ich in der Nacht einen Schuß fallen — ganz in der Nähe, beim Birkenstand. Ich schlich mich hinaus und habe den Baron gesehn. Er wilderte. Ich weiß nicht warum, denn er ist sehr reich und sein eigenes Revier besser als das königliche. Nun ich das aber wußte, kam mir die Angst an, zumal bei der verrückten Eifersucht Pittelkos. Und daher: als ich den Baron zum letztenmal sah, habe ich es ihm offen gesagt; ich sagte ihm, er möge sich vorsehen, denn man sei hinter ihm her. Aber da lachte er und antwortete, das sei alles Unsinn; er habe auch noch nie eine Gefahr gefürchtet, sondern gerade die Gefahr sei ein Reiz für ihn. Das waren seine Worte."

Sie schwieg und nickte wieder, als wolle sie die Wahrheit ihrer Aussage noch mehr verstärken. Dieterici hatte die Hände auf den Rücken gelegt und schritt auf und ab. Es gab nichts weiter zu fragen, das sah er ein; es war auch klar, daß sich nicht feststellen lassen konnte, ob das Weib log oder nicht. Das Interesse des Rechtsanwalts an der ganzen Angelegenheit erlosch plötzlich. Er hatte genug. Von dem Augenblick ab, da die Pittelko ihren Frevel gestanden, ließ seine Spürlust nach. Was für psychologische Gründe der Frau das Messer in die Hand gedrückt, war schwer zu entscheiden. Einer konnte möglicherweise darüber Auskunft geben: der Gorgutschener. Aber der hatte alle Ursache, zu schweigen.

„Gehen wir," sagte Dieterici. „Wir haben hier nichts mehr zu thun. Wir sind keine Denunzianten, Pittelkon. Was Sie vorhin gestanden haben, war nur für uns. Vielleicht entspreche ich so meinen Pflichten wenig; man könnte mich hinterrücks packen, erführe man . . . Aber ich sorge mich nicht und habe mit mir abzumachen, was mich allein angeht . . . Noch einen Rat, Pittelkon. Der Arzt war hier und hat die Todesursache Ihres Mannes festgestellt. Das ist so weit in Ordnung. Aber auch der Staatsanwalt wird noch kommen, um den Thatbestand aufzunehmen und Sie zu verhören. Verstehen Sie?"

Sie verstand und haschte nach Dietericis Hand, um sie zu küssen. Er zog die Hand hastig zurück.

„Lassen Sie das. Sie haben mir nichts zu danken. Wenn der Tote im Grab, wird's gut sein, Sie verschwinden aus unserer Gegend — auf Nimmerwiedersehn. Man kommt zuweilen nach langer Zeit auf alte Geschichten zurück. Adjö."

Er war schon im Pelz und ging. Zehden wollte ihm folgen; aber die Pittelko hielt ihn zurück und fragte flüsternd: „Gnädger Herr, werden Sie — ihn warnen?"

Als der Oberst die flehende Angst in ihrem Auge sah, wurde er wieder irre an ihr. So bittet man nicht für einen, den man nicht liebt. Ein heißes Ekelempfinden stieg in ihm auf. „Ja," antwortete er kurz und schritt aus der Thür.

IV.

Dieterici saß schon im Schlitten und hatte seine erloschene Zigarre wieder angezündet. Er reichte Zehden die Hand, um ihm beim Aufsteigen behilflich zu sein.

„Hopp, Oberst! — Nun zurück, Krischan. Meine Bauern werden schön warten."

„Können noch länger warten," sagte der Oberst. „Nach Gorgutschen, Krischan, nicht nach Neu-Holland. Hinten herum, damit wir nicht erst über das Eis brauchen . . . Eine Liebe ist der andern wert, Rechtsanwalt. Ich habe Sie nach dem Dachseck begleitet — dafür werden Sie mit mir zu Lobschitz kommen."

Dieterici kaute grimmig an seiner Zigarre.

„Es könnte mich schon gelüsten, dem verdrehten Hanswurst einmal gehörig die Wahrheit zu geigen," erwiderte er. „Aber schließlich: zu welchem Zweck? Vernünftig wird er doch nicht mehr. Und dann: sehen wir denn wirklich schon klar? Kann uns die Pittelko nicht den Buckel vollgelogen haben?"

„Man bezichtigt sich nicht selbst eines Verbrechens, Rechtsanwalt."

„Das ist schon richtig. Aber was blieb ihr übrig, Zehden? Sie sah sich überführt und mußte notgedrungen gestehen. Ein interessanter Fall für die Kriminaljustiz. Mord oder Totschlag? In einem Moment ausgeführt, da die intellektuellen Kräfte noch ihren normalen Einfluß behaupteten? Affekt oder Ueberlegung? — Ach du lieber Gott, furchtbare Selbsthilfe war's, hat das Weib die Wahrheit gesprochen. Aber wer schaut in ein Menschenherz! — Wollen Sie Lobschitz befragen — direkt?"

„Das kann ich nicht, Dieterici. Nicht direkt. Kann ihn höchstens aushorchen. Es ist ein schwerer Gang für mich. Wär's nicht um seinen Namen . . ." Der Oberst schüttelte den Kopf. „Der Majoratsherr von Gorgutschen ein Wilderer! Es ist zum Verrücktwerden! Es ist einfach unfaßlich."

„Wenn es nicht krankhaft ist," ergänzte der Rechtsanwalt. „Bei irregulären Naturen soll so etwas vorkommen. Das Gesetz kennt freilich auch die Kleptomanie nicht. Manie ist so vieles im Leben. Für uns Gesunde ist die Vernunft der Korrektor falscher Vorstellungen und häßlicher Neigungen. Aber wo die Organe der Intelligenz zu unrecht funktionieren, da unterbleibt auch die Korrektur."

„Also auf deutsch gesagt: Sie halten Lobschitz nicht nur für so eine Art Sonderling, sondern in der That für geistig nicht völlig normal?"

„Ich weiß es nicht, Oberst. Wo liegt denn die genaue Grenzscheide zwischen normaler Geistesbeschaffenheit und gestörter seelischer Funktion? Es laufen tausende herum, deren angeborene moralische Triebe keineswegs regulär sind, und doch wird man sich hüten, sie als verrückt zu bezeichnen. Das Gesetz verlangt als Grundbedingung für die Strafloſigkeit sonst strafbarer Handlungen den Nachweis der moral insanity. Aber in hundert Fällen läßt sich vielleicht nur bei dreien dieser Nachweis des Intelligenzdefekts führen. Käme Lobschitz vor die Gerichte — ich glaube nicht, daß man für das Irrenhaus anstelle des Gefängnisses plädieren würde."

Der Oberst erschrak. „Um Gottes willen, Rechtsanwalt, reden Sie nicht so etwas! Wird denn das Wildern überhaupt mit Gefängnis bestraft?"

Digitized by Google

„Unter Umständen, ja. Gewerbsmäßiges Wildern immer. Vergessen Sie auch nicht, daß die Verwundung des Försters als strafverschärfend dazutreten würde."

„Es war ja doch Notwehr," stöhnte Zehden. Er schlug sich an die Stirn. „Das alles ist Unsinn. Ist Unsinn, Dieterici. Ein Mann, der viertausend Morgen Wildbann sein eigen nennt, stiehlt sich nicht in fremde Forsten, um im geheimen einen Hirsch zu schießen — oder ist eben notorisch unzurechnungsfähig. Das müßte jedes Gericht einsehen. Aber er wird nicht vor die Gerichte kommen. Ich wollte wahrhaftig, der Lobschitz —"

Er sprach nicht aus. Er sah, daß Dieterici die rechte Hand als Schutzblende gegen die Sonne über die Augen gelegt hatte und aufmerksam den Weg hinabspähte. Und jetzt bemerkte der Oberst selbst, in weiter Ferne noch, einen heransausenden Schlitten. Aber das war kein so primitives Gefährt, wie das Krischans. Die bunten Kopfstutze der Pferde blitzten über das weiße Feld, und die Schneedecken blähten sich auf. Ein melodisches Läuten, der Klingklang silberner Schellen, tönte durch die windstille klare Winterluft.

„Ist das nicht der Stanitzer?" fragte der Rechtsanwalt und hielt noch immer die Hand über die Augen.

Krischan nickte; er hatte die Troika längst erkannt, und der Oberst rief: „Natürlich ist das Graf Brückner! Wo will denn der alte Weltfahrer hin?! Da ist irgendetwas passiert, Dieterici; denn sonst pflegt Brückner am Tage zu schlafen und wird erst munter, wenn andere Leute zu Bette gehen. . . ."

Das helle Klingeln des näherkommenden Schlittens wurde jetzt deutlicher vernehmbar. Der Schnee war hart gefroren, und man hörte auch das Stampfen des Dreigespanns, das ein in russisches Kostüm gekleideter Kutscher eisenfest in den Zügeln hielt. Hinter dem Fahrer saß ein schöner Greis, in einen weiten Zobelpelz gehüllt, in dessen Aermel er die Hände gesteckt hatte, und mit einer Pelzkappe auf dem vollen, fast grünlichweißen Haar. Das war der berühmte Graf Brückner, der Selim Medschid der Reiselitteratur und der Le Nôtre der Mark, der aus sterilem Sand die Zaubergärten Armides emporwachsen ließ: eine geniale Natur voll kühnem Abenteurerdrang, ein Philosoph der Selbstsucht, der sich mit überlegenem Lächeln über das, was gemeinhin Sitte heißt, hinwegsetzte, wenn es seiner Persönlichkeit nicht entsprach, und ein vollendeter Kavalier, noch ganz aus dem ancien régime und auch seinem Aeußeren nach wie einer aus der Zeit des sterbenden Rokoko. In dem feingeschnittenen, blutreinen und faltenlosen Gesicht glänzten ein paar geistesfrische, blaue Augen; der kleine, flott aufgedrehte Schnurrbart war fast dunkel, so daß das weiße Haar einer Perücke glich. Der Graf, der als Siebziger von seiner letzten Weltreise heimgekehrt war und nun auf der Scholle zu bleiben gedachte, war kaum mittelgroß und von zierlicher Figur, nahm aber, da er in eine Ueberfülle von Decken und Pelzen gepackt war, den vollen Platz im Fond des Schlittens ein. Hinter ihm auf der Pritsche hockte mit grinsendem Gesicht ein seltsames Wesen, ein braunhäutiger, buckliger Zwerg in blauem Pelz mit roter Fuchsverbrämung und mit einem hohen Turban aus verschiedenfarbigen Stoffen auf dem zwiebelförmigen Kopf: Ahmed, eine arabische Mißgeburt, die Brückner aus einer der Biskrihoasen mitgebracht hatte.

Als die Troika sich dem Schlitten des Rechtsanwalts auf einige hundert Schritt genähert hatte, wurde der Graf aufmerksam und hielt ein handtellergroßes, mit einem Schildpattgriff versehenes rundes Vergrößerungsglas vor das Auge. Dann rief er dem Kutscher ein Wort zu, und im Moment hielt das Dreigespann: auf einen kurzen Zügelanzug hin standen die Gäule wie angegossen, schnaufend und prustend und muskelgestrafft, mit zitternden Nüstern und auf und nieder arbeitenden Köpfen — aber standen.

„Halt, Krischan!" schrie auch der Rechtsanwalt. Das ging langsamer von statten. „Hü," machte Krischan und riß an den Zügeln; die Pferde trotteten noch ein paar Schritte weiter und blieben sodann mit eingeknickten Knien stehen, etwas lebensmüde und äußerst gelangweilt. Die beiden Schlitten hielten nunmehr fast Seite an Seite.

„Morgen, Messieurs," rief der Graf und berührte zunächst nach orientalischer Sitte die Stirn, um dann mit der Hand zu winken, „das trifft sich ja ganz famos! Mein alter Oberst, denken Sie, ich war auf dem Weg zu Ihnen —"

„Zu mir, Erlaucht?" gab Zehden fragend zurück. „Das ist eine Ehre, die ich gebührend zu schätzen weiß; aber sie ängstigt mich auch. Wäre es später am Tage, würde ich mich weniger sorgen."

Der Graf lachte. „Sie spielen auf meine nokturnen Neigungen an. Gewohnheitssache, lieber Herr von Zehden. Unten in Afrika ritt ich in den kühlen Nächten und hielt am heißen Tag Rast. Aber freilich: das Deutsche Reich ist nicht der Wendekreis, wenn auch die niedliche Sandbüchse der weiland römischen Nation hier und da an die Wüste erinnert. Da wird aus weiser Berechnung eine Ungezogenheit. Aber das Bewußtsein meines Thuns rechtfertigt mich, und der Wille ist rein. Ich kann nur in der Stille der Nacht die zerstreuten Fähigkeiten sammeln, also auch das Gute in mir zusammenfassen; folglich reift die scheinbare Ungezogenheit zu einer sittlichen That und könnte im Lauf der Zeit sich sogar zu einer Tugend auswachsen."

„Bravo, Erlaucht," sagte der Rechtsanwalt. „Ich bedauere, daß ich Ihnen nicht öfters begegne und die Goldkörner Ihrer Weltweisheit sozusagen am Weg auflesen darf."

„Dem stimme ich bei," fügte der Oberst hinzu, „was mich aber nicht hindern soll, submissest zu fragen: wollten Erlaucht nur so aus dem Handgelenk zu mir kommen, als fröhlich zu begrüßender Morgenbesuch, oder handelt es sich dabei um Frage und Antwort in bestimmter Form?"

„Ja, Herr von Zehden, darum handelt es sich. Und es ist auch ganz gut, daß der Rechtsanwalt neben Ihnen sitzt, denn ich fürchte, wir werden in der Folge das Jus nicht entbehren können. Nämlich: da war schon in aller Herrgottsfrüh der Dreischuh, der Kammerdiener Ihres Vetters Lobschitz, bei mir, um mir zu melden, daß sein Herr verschwunden ist. Einfach verschwunden!"

Die beiden andern schauten sich an und erwiderten anfänglich nichts. Der Oberst hörte das Wort „ver-

Digitized by Google

Die Gänse und die Schildkröte.

Eine indische Fabel
in deutschen Reimen.

Von **Marx Möller.**

An eines hohen Berges Fuss,
Wo ein schmaler, flacher Fluss,
Befahrbar kaum für Böte,
In einen Landsee mündet,
Lebte ein graues Gänsepaar;
Das war schon seit manchem Jahr
Mit einer Sumpfschildkröte
Aufs treulichste verbündet.
Die haben oft die ganze Nacht,
Wenn die Sterne am Himmel hingen,
Zu ihrer Zeitverkürzung
Mit allerhand Reden
Von Magiern und von den Veden
Und von den geheimsten Dingen
In guter Eintracht zugebracht. —

Da hörte in grosser Bestürzung
Eine Gans, die verborgen
Im hohen Uferschilfe lag,
Drei Männer sich beraten:
„Wenn morgen früh der junge Tag
Noch nicht klar erglommen,
Wollen wir wiederkommen
Mit Netzen und mit Maschen,
Um die Gänse und das Krötenvieh
Listig zu erhaschen
Und zu kochen oder zu braten".

Als die Gans nun den Genossen
Erzählte, was sie vernommen,
Da klagten sie und verzagten sie,
Und bittre Thränen flossen,
Und sie waren ganz beklommen
Und haben sich lange besprochen
Und sich den Kopf zerbrochen
Und haben gegrübelt und gesucht
Nach einem Weg zur schnellen Flucht
Vor der Morgenröte.

Die Gänse waren am Ende
Ja immer flug- und fluchtbereit,
Aber die Sumpfschildkröte
War sehr unbehende
Und zu fangen mit Leichtigkeit
In des flachen Flusses Bett.

Endlich, nach langem Sinnen,
Rief die eine Gans: „Ich hab es!
Wir suchen ein festes, schmales Brett
Von der Länge eines Stabes,
Das halten wir an den Enden,
Die Kröte beisst sich dazwischen fest,
Und dann tragen wir sie von hinnen
Mit kräftigem Flügelschlagen!

Nun, liebe Kröte, sprich kein Wort,
Wenn wir so dich tragen,
Denn wenn du dich verleiten lässt,
Eine Silbe nur zu sagen,
So stürztest sicher du sofort
Und würdest nicht entrinnen
Den schuftigen Mörderhänden!"

Das versprach denn auch den beiden
Die Kröte mit heftigen Eiden,
Und ehe der Tag erglommen war,
Begann das graue Gänsepaar
Mit der Kröte die luftige Reise
In der beschriebenen Weise,
Und sie schwebten in höchsten Höhen
bald. — — —

Da kamen unten aus dem Wald
Die Jäger mit Netzen und Maschen,
Um die Thiere zu erhaschen.
Und als der eine die Fliegenden sah,
Hub laut er an zu klagen:
„Seht, da haben die Gänse ja
Die Kröte fortgetragen.
Wir wollten von ihr so gern uns heut
Ein Mittagessen machen!" —

Da musste die Kröte doch lachen!
Da hat sie höhnisch sich gefreut
Und den guten Rat verachtet,
Und sie rief in spöttischem Ton.
„Quark sollt ihr fressen!!"
Und da lag sie auch am Boden schon
Und wurde sauber geschlachtet
Und gekocht und aufgegessen.

HANNS ANKER

Digitized by Google

schwunden" noch im Ohr klingen, und die Waldscene von gestern Nacht stand wieder vor seinem Auge. Aber da lag der Verwundete nicht einsam im Schnee, sondern es rangen zwei miteinander, während der Sturm fauchte und die tanzenden Flocken die Kämpfer in Flimmer hüllten.

„Verschwunden?" wiederholte er halblaut.

Der Graf nickte. „Ich denke mir vorläufig noch, das hat nichts auf sich. Sie kennen den Lobschitz minder gut als ich, Herr von Zehden, obschon er Ihr Vetter ist. Daß man ihn immer für ein bissel närrisch gehalten hat, gefällt mir besonders bei ihm. Wenn unter der Schellenkappe ein ehrlicher Witz sitzt, giebt er sich auch einmal boshaft, und als bittere Pille hab ich sie gern. Na also: der Lobschitz hat seine Eigenheiten; er gehört zu den Querwandrern, nicht zu den Geradeausgehern. Vielleicht hat er auch über Nacht einen Querweg eingeschlagen, der ihn ein wenig abseits geführt, und wird noch zurückkehren. Sein wackerer Dreischuh gerät leicht aus dem Häuschen. Der leidet an Ahnungen, und ihm ahnt nur, was jenseits des Guten liegt. Er ist ganz rabiat. Zum Schluß, lieber Herr von Zehden: der Dreischuh traut sich nicht aus der Höhle und hat mich gebeten, bei Ihnen anzufragen, ob Sie nicht einmal nach Gorgutschen kommen wollen — als einziger Verwandter des Lobschitz, dessen man in der Eile habhaft werden kann."

„Ich war auf dem Weg," entgegnete der Oberst, und Graf Brückner schlug die in gestrickten Fausthandschuhen steckenden Hände zusammen.

„Was tausend! Da wissen Sie also die Aventiure — und lassen mich ruhig reden?!"

„Wußte nichts, Erlaucht. Wenigstens nicht Ihre Neuigkeit. Glaube sie aber ergänzen zu können. Wollen Sie auch wieder zurück nach dem Spreeschloß?"

„Versteht sich. Der Dreischuh schnappt mir sonst über. Soll ich Sie mitnehmen, Oberst?"

„Thun Sie das, Erlaucht," sagte der Rechtsanwalt. „Dann bin ich frei und kann nach Neu-Holland, wo mich ein dringlicher Termin erwartet. Ich darf nicht länger zögern. Bedürfen Sie meiner, so stehe ich noch immer zur Verfügung. . ."

Der Graf rief seinem Zwerg ein paar Worte in einem arabischen Dialekt zu — und im Nu glitt Ahmed von seiner Pritsche, half erst den Obersten vom Gefährt und riß dann die Pelzdecken auseinander, in die sein Herr eingewickelt war. Graf Brückner rückte ein wenig zur Seite; Ahmed packte Zehden mit seinen braunen, sehnigen Händen unter die Ellbogen — und im Augenblick saß der Oberst an Brückners Seite, warm eingehüllt und die Beine so fest umwickelt, daß er sie kaum noch bewegen konnte.

„Das versteht der Bengel," meinte der Graf lachend. „Sonst ist er nichts wert — eine grimmige Laune der Natur, ein boshafter Schlingel. Sitzen Sie bequem, Herr von Zehden? Dann allons. Meine Reverenz, Herr Rechtsanwalt."

„Addio, Dieterici," rief auch der Oberst. „Thun Sie mir die Liebe und fahren Sie bei meiner Frau vor und erzählen Sie ihr, daß Graf Brückner mich mit nach Gorgutschen geschleppt habe. Aber mit Vorsicht, wenn ich bitten darf."

„Soll also geschehen, mein Oberst. Zu Gnaden, meine Herren! Krischan, kehr um und gieb deinen Gäulen die Peitsche. Erziehung zur Langmut hat manches für sich, aber ich fürchte, die Bauern werden's nicht einsehen. . ."

Krischan wendete mit Mühe und Ausdauer, blieb im Straßengraben stecken und fluchte gemeinsam mit Dieterici, während der Schlitten des Stanitzers eine elegante Schleife über das Feld zog, dann wieder in den Weg einbog und mit Windeseile davonjagte.

(Fortsetzung folgt).

Die jüngsten Vulkane auf deutscher Erde.

Von Dr. M. Wilhelm Meyer.

Wenn wir in unsern Tagen mit beängstigender Häufigkeit von gewaltigen Vulkanausbrüchen und schrecklichen Erdbeben lesen, die jetzt allerorten unsern nervös gewordenen Planeten befallen, so mag manchen, der Zeit dazu hat, wohl einmal ein leichtes Gruseln ankommen, im allgemeinen aber werden wir die Empfindung jener behäbigen Bürger am faustischen Ostermorgen teilen, die sich darüber unterhalten, wie sich da fern im Osten die Leute die Köpfe spalten, und davon überzeugt bleiben, daß es die gute Mutter Erde bei uns gewiß immer beim alten lassen wird.

Unser norddeutscher Boden scheint in der That ganz besonders fest fundiert zu sein. Die Geologen können nachweisen, daß er bis in die jüngste Schöpfungszeit hinein, in der der Mensch zuerst auftrat, unter dem Meer ruhte, das auf ihm während wahrscheinlich aller vorangegangenen Zeitalter seine Schichten abgelagert hat. Zuletzt erst trocknete ein offenbar von dem großen Meer durch aufsteigendes Land abgeschnittenes Becken langsam aus und hinterließ die ausgedehnten Salzlager, die wir bei uns überall finden, wo wir uns tief genug in den Boden wühlen können. Nicht lange darauf schoben sich die ungeheuren Gletscher der Eiszeit, die Ostsee überbrückend, von Norden her über das junge Land und begruben es unter einer vielleicht tausend Meter dicken Eisdecke. Dann erst begann die Erdscholle, auf der wir leben, der Naturentfaltung im Licht des Tags eine dauernde Grundlage zu bieten. Aber alle diese Uebergänge vollzogen sich langsam, ohne Revolutionen; die Schichten, die sich auf den Meeresboden horizontal niedergelegt hatten, sind seit den ungezählten, aber sich ganz gewiß nach Millionen von Jahren beziffernden Zeitläufen, während der sie dort unten ruhen, auch beinah horizontal geblieben, nicht „gestört" worden, wie der Geologe sehr

Digitized by Google

charakteristisch von Ablagerungen aus Meeren der Urzeit sagt, die er heute zu wild durcheinander geschobenen Falten verknüllt oder selbst auch senkrecht aufgerichtet vorfindet.

Aus jenen Meeren der Urzeit ragten Inseln auf, die im großen Ganzen ebenso unberührt von den wilden Bewegungen der Erdoberfläche blieben, wie jener ehemalige Meeresboden, auf dem sie wurzelten. Zu diesen Inseln gehört zum Beispiel der Harz und andrerseits das böhmische Plateau. Diese Inseln bestehen aus jenem harten Granitfelsgestein, auf das man überall stößt, wo man tief genug einzudringen vermag, es ist das kernfeste Fundament, auf dem das vielstöckige Gebäude der Erdenwelt errichtet worden ist. Der Granit ist ein jungfräuliches Gestein; er entstand zu einer Zeit, als die Erde noch keine Lebewesen beherbergte; er ist aus dem glühenden Fluß hervorgegangen, der einst die ganze Oberfläche des Planeten umgab. In allen über ihm gelagerten Gesteinen dagegen findet man Ueberreste von Lebewesen, die in dem betreffenden Meer einst gewohnt haben. Immer höher organisierte Wesen findet man in den Schichten, je höher man in ihrer Reihenfolge emporsteigt. Die Natur hat tief im Meeresgrund Blatt für Blatt ihre Memoiren niedergeschrieben. Sie erzählt darin zuerst von einer Zeit, in der es nur Tiefseegeschöpfe gab, wo also wohl die Erde zum größten Teil noch vom Meer überflutet war. Seltsame, primitive Krebstiere waren das Vollkommenste, was damals noch die Natur hervorzubringen vermochte. Dann kam die üppige Steinkohlenzeit, in der riesenhafte Farnkräuter aus den eben erst geborenen, noch ganz von Sümpfen erfüllten Landmassen hervorwucherten. Die Steinkohlen, die sich in diesen Sümpfen bildeten, wie heute unser Torf, sind nach geringem Maß fünfhundert Millionen Jahre alt. Nach ihnen kam die Zeit der Rieseneidechsen. Die Natur hatte sich schon wesentlich vervollkommnet. Danach kam die Periode, in der sich die Kreide bildete, da gab es schon Vögel; dann kam die Tertiärzeit mit Säugetieren und endlich das Diluvium mit dem Menschen.

Bis gegen Ende der Tertiärzeit ragten jene granitenen Inseln aus dem Meer empor, das den größten Teil von Europa noch bedeckte; denn auf ihren gegenwärtigen Plateaus finden wir keine Ablagerungen aus den älteren Zeiten, wie man sie an ihrem Fuß, den ehemaligen Uferlinien dieser Urinseln, antrifft. Nur in der nordwestlichen Ecke der böhmischen Insel, da wo der Karlsbader Sprudel heiß aus dem unbekannten Erdinnern hervorbricht und die andern berühmten Heilquellen von Marienbad, Franzensbad, und wie sie alle noch heißen, zu Tage treten, in dem sogenannten Egerland, liegt unmittelbar auf jenem granitenen Urgestein eine Meeresablagerung aus der jüngeren Tertiärzeit. Dies beweist, daß kurz vorher dieser Teil, der Aeonen hindurch über dem Spiegel aller Urmeere emporgeragt hatte, mit einem Mal unter jenen getaucht war. Das geschah zu der Zeit, als über die ganze Erde hin gewaltige Veränderungen ihrer Oberflächengestaltung vor sich gingen. Damals begannen sich die Alpen aufzutürmen und drüben, auf der andern Seite des Planeten, die ihn fast halb umspannende Kette der Anden. Dazwischen aber, wo sich heute der Atlantische Ozean dehnt, versanken zwei Kontinente, die vorher Nordamerika mit der Skandinavischen Halbinsel und andrerseits Südamerika mit Afrika verbanden. Damals entstand also erst der Atlantische Ozean, während es bis dahin nur eine Art von erweitertem Mittelmeer gegeben hatte, das, im Norden und Süden von jenen versunkenen Kontinenten begrenzt, vom Kaukasus bis über die Straße von Panama hinausreichte, denn die beiden Amerika waren damals noch nicht miteinander verbunden. Diese Senkungszone wurde südlich etwa von den Antillen begrenzt. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Senkung in der Tiefe des Ozeans selbst heute noch immer fortschreitet, und daß also die Katastrophe von Martinique und die sich noch immer dort abspielenden vulkanischen Erscheinungen nur relativ geringfügige Fortschritte in diesem mächtigen Umgestaltungsprozeß sind, der damals nach einer langen Zeit verhältnismäßig großer Ruhe dem Relief der Erdoberfläche im wesentlichen seine heutige Form gab.

Ungeheure Kräfte, deren Ursprung wir nicht kennen, falteten an der einen Stelle die Haut unseres Weltkörpers und spannten sie an der andern so mächtig, daß sie vielfach zerreißen mußte. Das geschah auch dort am Südrand der norddeutschen Scholle, die trotz aller Spannungen und Zerrungen fest stehen blieb, wie seit Urzeiten, und nicht weichen und wanken wollte. Da wo heute das Erzgebirge nach Böhmen hin schroff abfällt, entstand der furchtbare Riß. Zwischen dem heutigen Erzgebirge und dem Karlsbader Gebirge versank der Boden kilometertief, und Felsentrümmer, von den Flanken der klaffenden Spalte sich losreißend, donnerten in die Tiefe, aus der das heiße Blut des Erdkörpers hervorquoll, befreit von dem Druck und der gewaltigen Spannung, die die Katastrophe hervorgerufen hatte. Zwischen den niedergestürzten Felstrümmern brodelte das glühendflüssige Erdinnere empor: Vulkane setzten sich in Reihen auf die Spalte, wie die Geschwüre in aufgerissener Haut, und suchten mit ihren Lavamassen die Wunde wieder zu vernarben.

So entstanden auch die jüngsten Vulkane auf deutsch-böhmischer Erde im Egerland. Man nennt sie den Eisenbühl und den Kammerbühl. Der erstere liegt etwa 11 Kilometer gegen Süden von Eger, der andere nur eine halbe Stunde von Franzensbad entfernt. Diesen Kammerbühl habe ich bei Gelegenheit der diesjährigen Naturforscherversammlung in Karlsbad besucht. Es ist ein kleines, flachböschiges Hügelchen von nur 30 Meter Höhe, das freilich unvermittelt aus dem ebenen Land aufsteigt und dadurch dem fachmännischen Blick sofort seine selbständige Natur verrät. Unter der dünnen Schicht von gewöhnlichem Erdreich, in dem frische Vegetation wieder Wurzel schlagen konnte, besteht dieser Hügel nur aus schwarzen Schlacken, als ob hier ein Hüttenwerk gewesen wäre. Aber diese Schlacken lagern auf Schichten, die gar keinen Zweifel darüber lassen, daß sie zur Jungtertiärzeit aus dem Wasser abgelagert wurden; es sind Thone mit Einschlüssen von Lebewesen aus jener Periode. Der Kammerbühl muß also jünger sein, als diese Schichten. Die obersten Lagen dieses Thons sind da, wo die heißen Schlacken und Laven sie berührten, bis zu einer gewissen Tiefe zu echtem rotem Ziegelstein gebrannt worden. Etwas unterhalb der höchsten Stelle des Hügels ist unverkennbar ein Lavastrom aus ihm hervorgequollen; schwarze Klippen, finster aus dem Grün der jungen Anpflanzung niederschauend, sind seine Reste. Aber nicht überall trifft man unter dem Berg wieder auf friedlich entstandenes Erdreich. Auf Anregung von Goethe, der den Vulkan wiederholt besuchte und auch eine Abhandlung über ihn geschrieben hat, ließ Graf Sternberg einen Schacht und Stollennetze in das Innere treiben, und man konnte den von alter Lava ausgefüllten Schlund deutlich verfolgen, der in die

Digitized by Google

heißen Eingeweide der Erde führt. Eine Gedenktafel mit der Aufschrift „Den Naturfreunden gewidmet" erinnert an jene Untersuchungen.

Ein paar hundert Schritt entfernt von diesem Hügel, in einer Richtung, die zum Lavaerguß entgegengesetzt ist, und nur hier, hat sich die Asche, die körnige „Lapilli", in horizontalen Schichten abgelagert, in denen auch vulkanische Bomben, eigentümlich gedrehte Schlackensteine, eingebettet sind. In weitem Bogen hatte also der Feuerberg die Asche durch die Luft geschleudert, und zwar nur hierher in dieser einen Richtung. Alles spricht dafür, daß dieser Miniaturvulkan nur einen einzigen Ausbruch gehabt hat, während dem sich nicht einmal der Wind drehte. Vielleicht ist dieser Berg in wenigen Stunden entstanden, wie der berühmte Montenuovo bei Neapel, der sich vor den Augen der bestürzten Menschen am 28. September 1538 aus einer bis dahin völlig friedlichen Ebene mit fürchterlichem Feuerausbruch erhob und einen Aschenkegel von 139 Metern aufwarf. Nur noch wenige Monate lang dampfte der so plötzlich entstandene Feuerberg und hat sich seitdem nicht wieder gerührt.

Der Kammerbühl und der Eisenbühl bezeichnen vielleicht die letzten Regungen der eigentlichen eruptiv vulkanischen Thätigkeit im Erzgebirgsgebiet, deren Zeugen wohl noch der Eiszeitmensch gewesen sein kann, ja, beim Eisenbühl kann man sogar Wahrscheinlichkeiten dafür vorbringen, daß er noch in historischer Zeit Ausbrüche gehabt hat, also geologisch genommen zu den eben erst erloschenen Vulkanen zu zählen ist. Wir begreifen es deshalb, daß noch immer unter dem Boden des Egerlandes die Verbindungen mit den Tiefen des Erdkörpers bestehen. Fast überall, wo man hier ein genügend tiefes Loch gräbt, strömt uns Kohlensäure entgegen; an einer Stelle schoß sogar einmal ein dicker Strahl dieses Gases mit einer Kraft von etwa zehn Atmosphären Druck empor, so daß Steine davon weit emporgeschleudert wurden. Dann brach schlammig brodelnde Masse hoch aus dem Bohrloch hervor, das sich zu einem regelrechten Schlammvulkan entwickelt hatte und die Umstehenden mit seinem übelriechenden Auswurf besudelte. Der Bergbau ist deshalb hier mit besonders großen Gefahren verknüpft. Es ist häufig genug vorgekommen, daß Menschen, die in ein neu geschlagenes Loch hinabstiegen, sofort bewußtlos niederstürzten, durch Kohlensäure vergiftet. In Franzensbad giebt es eine solche Kohlensäuregasquelle, die aber nicht dazu verwendet wird, um, wie in der berühmten Hundsgrotte am Vesuv, an unglücklichen Opfertieren die nur den Lungen verderblichen Wirkungen der sonst so heilsamen Kohlensäure zu demonstrieren, sondern sie zu Heilzwecken zu benutzen. In diesem Kohlensäuregasbad ist die Einrichtung getroffen, daß jenes Gas niemals bis zur Höhe der Atmungsorgane gelangen kann. Auf den übrigen Körper wirkt es blutanregend, wie die eigentlichen Kohlensäurebäder, bei denen man wie in Schaumwein badet. Als interessanteste und wertvollste Nachwirkung jener vulkanischen Thätigkeit entströmen aber dem Boden die heißen Quellen Karlsbads, insbesondere der wunderbare Sprudel, jener „Wasservulkan", wie man ihn genannt hat. In der That folgen überall den eigentlichen vulkanischen Eruptionen jene Geisererscheinungen, die Eruptionen kochenden und heißen Wassers, und schließlich die friedlicher fließenden normalen Thermen.

So haben wir denn gesehen, wie hart an die Scholle, auf der wir so sicher zu wohnen glauben, ein ehemals sehr mächtiges vulkanisches Gebiet grenzt, das noch immer aktiv ist, wenn es auch heute nur noch Wasser und Kohlensäure eruptiv ausstößt. Ob aber die Thätigkeit unter diesem merkwürdigen Gebiet ein für allemal auf diese ausklingenden Erscheinungen begrenzt ist, oder sich doch noch einmal zu erhöhter Thätigkeit aufraffen könnte, das vermag heute niemand zu sagen. Ausgeschlossen ist so etwas nicht. Ein geheimnisvoller Zusammenhang existiert zwischen allen Teilen des großen Senkungsgebiets und verbindet uns „geotektonisch" (erdbildnerisch) selbst mit den Antillen. So trübten sich die Quellen von Teplitz bekanntlich bei dem ersten großen Ausbruch des Mont Pelé, wie sie bei dem Erdbeben von Lissabon plötzlich versiegten.

Die Erde will sich neu gestalten. Da muß hinweggeschafft werden, was schon zu lange stand, damit es neuer, frischer Erde Platz machen kann. Hoffen wir, daß die uralten Grundpfeiler unserer norddeutschen Ebene, wie bisher, unberührt bleiben von dieser fieberhaften Unruhe des Erdkörpers in unsern Tagen.

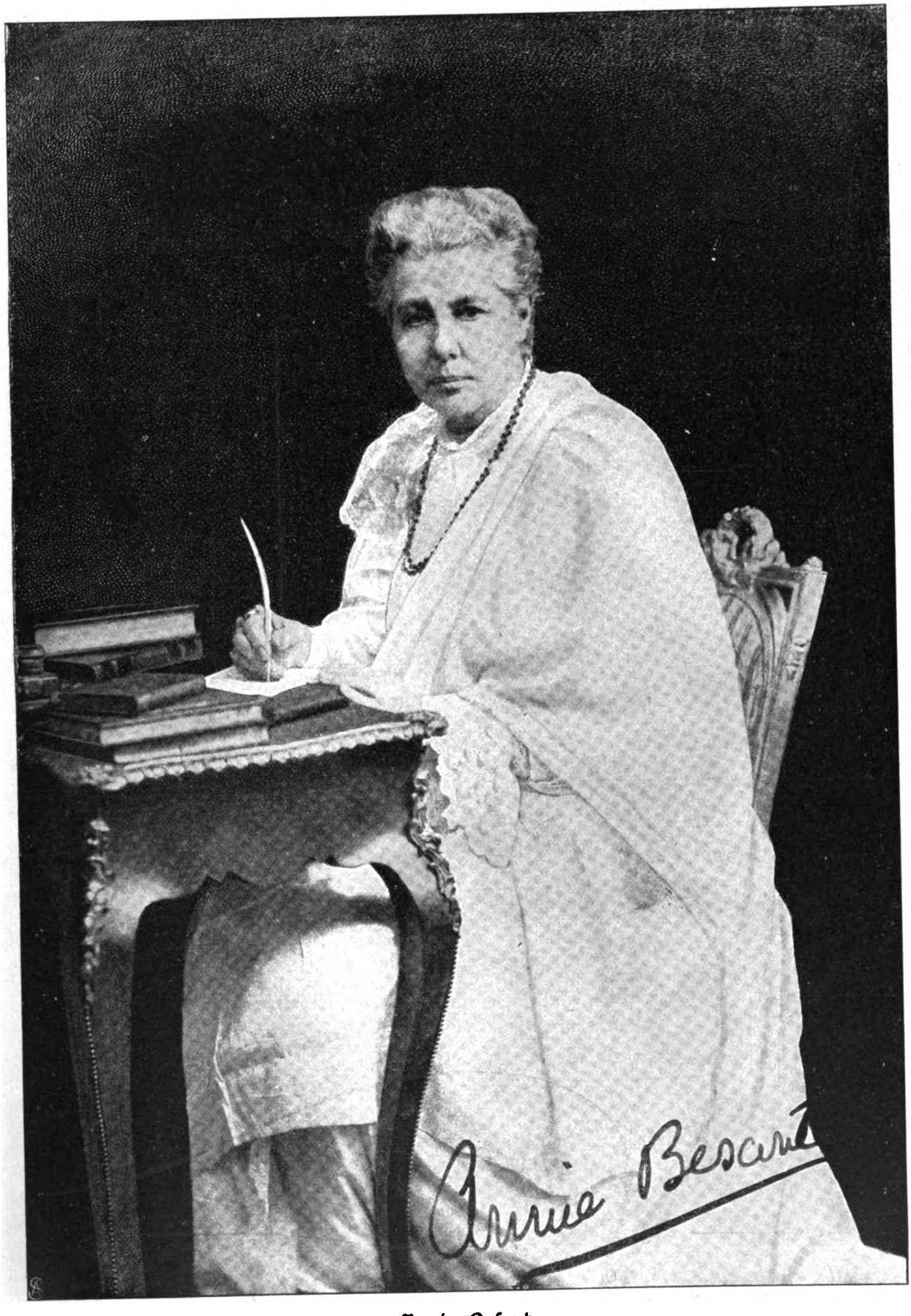
Annie Besant.

Porträt nebenstehend.

Annie Besant ist am 1. Oktober 1847 in London geboren. In ihren Adern läuft zu dreivierteln irisches Blut, und daher mag ihr etwas träumerisches Wesen stammen, der Hang zum Grübeln und zu einer gewissen Schwärmerei. Wie in so vielen irischen Familien spielt in ihrer eigenen das spontane Hellsehen, das sogenannte zweite Gesicht, eine Rolle. Von der Mutter erzählt sie in ihrer Autobiographie zwei merkwürdige Fälle. Auch über sie selbst zirkulieren seltsame Geschichten, doch spricht sie nie davon und antwortet auch nicht auf derartige Fragen.

Ihre Jugend verlief ruhig und glatt; die Erziehung war die jeder Engländerin aus gutem Haus, streng nach konventionellen Regeln, vollkommen orthodox in religiöser Beziehung. Annie zeigte sich hierfür besonders empfänglich und trug sich eine Zeitlang mit dem Gedanken, barmherzige Schwester zu werden. Doch ihre Verlobung und Heirat mit dem Rev. Frank Besant trat dazwischen. Bis dahin hatte nichts darauf hingewiesen, daß sie aus besonderem Holz geschnitzt wäre, aber nun kam plötzlich ein neuer Charakterzug an ihr zum Vorschein: ein unbändiger Stolz. Sie war in diese Ehe wider ihren Willen hineingetrieben worden, ohne Liebe, ohne ihren Mann nur ordentlich zu kennen, ohne zu wissen, was die Ehe überhaupt bedeute. Rebellierte sie schon gegen ihre natürlichen Pflichten, so wurde die Sache noch verschlimmert, da ihr Mann sie nicht verstand. Er gab harte Worte, wo er hätte mild anfassen müssen. So entstand sofort ein tiefer Riß zwischen den Gatten, der unheilbar wurde, als sich bei Annie religiöse Zweifel einstellten. Diese warfen die junge Frau in einen furchtbaren Gewissenskampf, führten sie sogar an den Rand des Selbstmords. Zu stolz, einen

Digitized by Google



Annie Besant,
die bekannte englische Theosophin.

Digitized by Google

Kompromiß mit sich zu schließen, weigerte sie sich offen, am Abendmahl teilzunehmen, und führte so den Bruch herbei. Ihr kleiner Sohn wurde dem Vater zugesprochen, während sie mit ihrer Tochter nach London zog.

Von jetzt ab begann ihr Kampf gegen die ganze englische Gesellschaft, in der das Wort „Atheistin" noch ganz anders wirkt, wie bei uns. Und Annie bekannte sich als solche. Aber sie war nun ein fertiger Charakter und nahm den Kampf auf. Alles war ihr lieber, als mit einer Lüge durchs Leben zu gehn. Unter unsäglichen Schwierigkeiten gelang es ihr, sich mühsam durchzuschlagen. Verdächtigungen und Verleumdungen der schlimmsten Art fehlten ihr nicht — man nahm ihr sogar ihr Töchterchen unter dem Vorwand, daß sie nicht geeignet sei, dessen Erziehung zu leiten. Endlich traf sie mit Charles Bradlaugh zusammen, dem bekannten Freidenker und Sozialreformer. Dieser erkannte ihre Bedeutung und brachte sie in das richtige Fahrwasser. Sie entwickelte nach und nach eine enorme Thätigkeit als Schriftstellerin, Journalistin und Rednerin, namentlich von der Zeit ab, da sie ganz ins sozialistische Lager übergegangen war. Nebenher gewann sie das Diplom als Lehrerin in sechs wissenschaftlichen Fächern, obwohl man ihr große Schwierigkeiten bereitete, unter anderm den Zutritt zum botanischen Institut verbot, um die dort arbeitenden jungen Mädchen vor der Berührung mit einer Atheistin zu schützen. Durch das Studium der Evolutionisten wurde sie aber nach und nach darauf geführt, es müßte doch irgendetwas da sein, das die scheinbar so klare materialistische Theorie trüben könnte. Sie befaßte sich nun mit psychologischen Studien im weitesten Sinn: Hypnotismus, Traum, Halluzination, Illusion, Irrsinn. Bald „überzeugte" sie sich von der „Wirklichkeit" des Gedankenlesens, des Hellsehens und Hellhörens, endlich auch der spiritistischen Phänomene, obwohl sie die Erklärung der Spiritisten für letztere als unglaublich zurückwies. Ihr Tasten und Suchen wurde immer dringender, da sie alle diese Dinge nicht als übernatürlich auffaßte, sondern nur noch unbekannte Naturgesetze dahinter vermutete.

Als sie dann die „Geheimlehre" von H. P. Blavatsky für eine Zeitung zu besprechen bekam, wurde ihr dieses Buch zur Offenbarung. Sie suchte die merkwürdige Verfasserin auf, und schon nach der dritten Unterredung brach sie zum zweitenmal mit ihrer ganzen Vergangenheit, mit ihren liebsten Freunden und trat der theosophischen Gesellschaft bei, der sie nun seit dreizehn Jahren alle ihre Kräfte widmet.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Lehren der Theosophie einzugehen, und man mag darüber denken, wie man will — wenn man nur einmal mit Frau Besant zusammengetroffen ist, so weiß man, daß sie aus voller, ernster Ueberzeugung spricht, frei von allem Komödiantentum, von der Sucht, aufzufallen, von Hysterie. Ihr ganzes Leben war ein Suchen nach Wahrheit und Eintreten für sie; das hat dem Wesen dieser Frau den Stempel aufgedrückt. Aus ihrem klaren Blick spricht eine tiefe, innere Ruhe, fast etwas Unpersönliches, als stünde sie über all den Erscheinungen des täglichen Lebens. Nie fällt ein böses Wort gegen ihre einstigen Verleumder, nie liegt ein bitterer Ton in ihrer Stimme, wenn sie vom Vergangenen spricht. Immer bewahrt sie eine ruhige Würde, gepaart mit fast rührender Bescheidenheit. Ist schon in ihrem früheren Wirken kein egoistisches Motiv, kein persönlicher Ehrgeiz zu finden, so muß das jetzt jeder, der sie kennt, vollends ganz ausschließen. Sie opfert sich vollständig für ihre Sache, und die nun fünfundfünfzigjährige Frau entwickelt dabei eine Leistungsfähigkeit, die geradezu staunenswert ist. Sie beantwortet eigenhändig jeden Brief, weist nie jemand zurück, der sie gerne sprechen will, schreibt Buch um Buch und hält durchschnittlich jede Woche wohl vier bis fünf Vorträge.

Der Schwerpunkt ihrer Thätigkeit liegt heute in Indien, wo sie daran arbeitet, den Hindus das Vertrauen zu den Lehren der uralten Weisheit zurückzugeben, ein Vertrauen, das durch das Eindringen der westlichen Kultur mit ihrer naturalistischen Richtung gefährdet erscheint. In all dem leitet sie eine edle Menschenliebe, die sie heute selbst viel höher stellt, als die andere, die sie einst dem Sozialismus in die Arme trieb.

Wie gesagt: man mag über ihre philosophische Ueberzeugung denken, wie man will, für Annie Besant als Persönlichkeit kann man nur Sympathie und tiefe Achtung empfinden. So kommt es denn, daß sie heute in der ganzen Welt verehrt wird, daß sie wohl Gegner, aber keine Feinde hat.

Berliner Strassentypen.

Hierzu 10 Spezialaufnahmen für die „Woche".

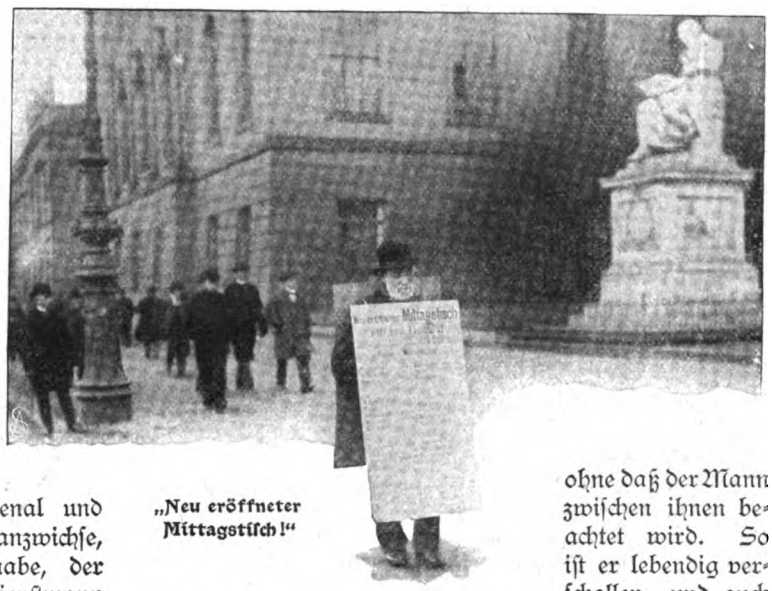
Dienstmann Nr. 11.

Natürlich ist es ein Ehemann, der Herr mit Strohhut und Ueberzieher, der soeben nach dem Nickel in der Billettasche angelt. Vielleicht hat er den Trauring eingesteckt, um den Eindruck eines flotten Junggesellen zu machen. Aber es gelingt ihm nicht; die Falten in Ueberzieher und Jackett in Verbindung mit dem Umlegekragen reden eine zu deutliche Sprache. Der Gute hat die Nacht über Berlin studiert und läßt sich jetzt die Stiefel in Ordnung bringen, um auf seinem scheuen Heimweg den Nachtschwärmer nicht gar zu deutlich zu verraten. Und der kleine Stiefelputzer, der inmitten seiner „Einrichtung" vor ihm sitzt? Etwas Besonderes, Unaufgeklärtes ist an ihm. Niemand weiß, wie alt der Bursche ist, er gehört gewissermaßen zu den Unsterblichen, gerade wie der Leiermann im Tiergarten, der bereits in dem „Berlin vor 100 Jahren" erwähnt ist. Seit Menschengedenken hat er

Der Stiefelputzer.

Digitized by Google

seinen Platz an der kleinen Kirchhofsmauer am Potsdamerplatz inne, jedenfalls erheblich länger, als der Pavillon, der in seiner unmittelbaren Nachbarschaft erstanden ist. Er weiß von Papa Wrangel zu erzählen und von 1848 und von der Abfahrt des Königs 1870 zum Feldzug. Wenn er wollte, würde er vielleicht noch mit ganz andern Bekanntschaften aufwarten können, mit der Peter Schlemihls zum Beispiel oder der Ahasvers ... Vielleicht ist er gar der „Ewige" selbst in neuer Verkleidung, von der Wilhelm Hauff noch nichts wußte. Mit der Hüterin des Pavillons, seiner Nachbarin, verbindet ihn innige Freundschaft mit erbitterter Feindschaft im ewigen, unaufhörlichen Wechsel.



„Neu eröffneter Mittagstisch!"

Fast ebenso angejahrt wie der Mann mit dem Bürstenarsenal und der Kruke voll Perleberger Glanzwichse, und zwar auch ein alter Knabe, der das Leben kennt, ist der Dienstmann Nr. 11, der am Portal des Roten Hauses sich der mittaglichen Herbstsonne erfreut. Er wartet auf Kommissionen und ist durch sie mit aller Welt vertraut. Naht sich niemand, ihm einen Brief ans Liebchen zur diskreten Beförderung anzuvertrauen, oder einen Chronometer, dem eine Ferienpause in der Schublade eines Pfandleihers zugedacht ist? Uebrigens kneift er die Augen nur des Lichts wegen so komisch zusammen; seine Kunden kritisch und mokant anzusehen, ist er zu bescheiden. Er nimmt nicht teil an den Händeln dieser Welt; die Neutralität des Alters und des Berufs vereinigen sich, ihn vor allen Extravaganzen zu bewahren.

Droschkenhalteplatz: Taxameter erster Klasse.

Ein stiller Straßenphilosoph, von dessen Persönlichkeit niemand Notiz nimmt und der darum ganz ungestört seiner trübseligen Weltanschauung nachhängen kann, ist der Sandwichmann. Auch er ist einst jung gewesen und hat auf seinen Stern getraut. Zu was Rechtem ist er dabei nie gekommen, und als dann die große Welle ihn aus den Bahnen, in denen er sich kümmerlich vorwärtstastete, herauswarf, hat er nirgend mehr Boden gefaßt. Seit einiger Zeit trägt er, einige spärliche Groschen für seinen Unterhalt zu erwerben, Plakate spazieren. Wenn jemand durch Zufall auf ihn hinblickt, ziehen die bunten Dinge mit ihrer herausfordernden Schrift das Auge auf sich, ohne daß der Mann zwischen ihnen beachtet wird. So ist er lebendig verschollen, und auch das hat sein Gutes: wenigstens kann er seine Lage vor Bekannten aus besseren Tagen verbergen. „Neu eröffneter Mittagstisch" ist heute die Devise. Vor der Universität, zu den Füßen Wilhelm von Humboldts, ist das ein gewichtiges und gern gelesenes Wort. Es kann gar nicht genug neu eröffnete Mittagstische geben; daß sie billig sind, ist selbstverständlich, und den Herren Studiosen mit kleinem Wechsel ist jede Gelegenheit, es einmal wo anders zu probieren, sehr willkommen.

Oestlich der Universität, jenseits des Zeughauses und der Schloßbrücke, im Lustgarten gegenüber dem Schloß sitzt die Würstelfrau. Auch für sie sind die schönen Tage der Jugend und des Hoffens lange, lange vorüber, auch sie gehört zu den Resignierenden; dennoch ist es noch heute ihr Stolz, wenn sie sich des Sonntags „schneidig" machen und „losziehen" kann. Uebrigens bereitet ihr Kochkessel gegen das Ende des Monats hin dem „neu eröffneten

„Warme Würstel!"

Digitized by Google

Berlin bei schlechtem Wetter: Strassenreinigung.

Fischtransport: „Auf dem Asphalt liegt ein Aal . . ."

Mittagstisch" mitunter scharfe Konkurrenz. Es würde nicht uninteressant sein, wenn die ewig frösteInde Dame eine Uebersicht über die geben wollte, die, ohne viel Aufhebens davon zu machen, gelegentlich bei ihr diniert haben: mancher Name, der heute Klang hat, würde auf der Liste sein. Derlei ist indessen von ihr nicht zu befürchten; die Vertilger ihrer Würstchen pflegen nämlich ihre Visitenkarte nicht dazulassen.

Ich weiß nicht, ob je irgendein Virchow die Struktur eines Berliner Droschkenkutschergehirns zum Gegenstand eines Spezialstudiums gemacht hat. Ich nehme an, daß es in diesem Gehirn ähnlich aussieht, wie etwa in einer Apotheke, in der alles fein säuberlich voneinander getrennt und so untergebracht ist, daß man das Ganze auf einen Blick übersehen kann. Ein Droschkenkutscher, der in der Weltstadt und den „umliegenden Ortschaften" nicht Bescheid wüßte, dem die Straßen von Berlin nebst Vororten durcheinander gerieten: der Gedanke ist nicht auszudenken! Jedenfalls bedürfen geistig stark in Anspruch genommene Leute mehr als andere der Ruhe und Erholung, so daß die Vorliebe der Berliner Weißlackierten für die Thätigkeit, der sich einer der Ihren auf unserm Bild mit Inbrunst hingiebt, kein Wunder ist. Im Hintergrund des Droschkenhalteplatzes in der Prinz Albrechtstraße sieht man, wie nebenbei bemerkt sei, eine Reliquie: die letzten Reste der alten Berliner Stadtmauer.

„Auf dem Asphalt liegt ein Aal, liegt ein Aal, liegt ein Aal —" nämlich, wenn einer dem Mann entkommen sollte, der mit starker Hand seine Last, auf daß sie abgewogen werde, soeben ins Netz entleert. Im allgemeinen essen die Berliner den Aal lieber, als daß sie ihn nach den Worten des Gassenhauers in ihren Straßen lustwandeln lassen. Lastwagen voll Tonnen lebender Fische, wie deren eine als letzte ihrer Art auf unserm Bild soeben in sachgemäße Behandlung genommen wird, treffen bei der Zentralmarkthalle täglich in stattlicher Anzahl ein. Namentlich jetzt, „bei die teure Fleischpreise", sind neben Geflügel Fische für den Mittagstisch noch mehr begehrt, als sonst.

Die Straßenkehrer! Junge Burschen, die mit ihrer „Waffe" neben oder hintereinander gehen und in fast koketter Tracht den breiten Fahrdamm reinigen. Der englische Publizist Stead findet, daß unter den großen Städten des Kontinents Berlin vor allen andern amerikanisches Wesen angenommen habe. Mag sein; leider sind wir aber noch immer nicht so weit, daß der Ehrgeiz auch in den Köpfen junger Burschen nach Art derer mit dem Schwemmleder erwacht. Es sind ordentliche Leute, die sich freuen, ihren Eltern und Geschwistern durch den Ertrag ihrer Tagesarbeit den Kampf ums Dasein erleichtern zu können. Auch sie machen sich Zukunftspläne, ihr Streben geht aber meist nicht über den Wunsch nach einer gut dotierten Hausknechtstelle hinaus. Ganz ehrgeizige wollen nach ihrem Eintritt beim Militär kapitulieren. Sich fortzubilden, bestreben sich verhältnismäßig nur sehr wenige.

Auf der Promenadenbank: Ein Gelegenheitsarbeiter.

Wer um sich zu blicken versteht, wird es nicht fertig bringen, sich leichten Herzens über die Bestrebungen zur Besserung der Lage des Arbeiters hinwegzusetzen. Freilich der

Digitized by Google

„Gelegenheitsarbeiter", für den eine geregelte Beschäftigung nicht existiert, der grundsätzlich nichts thut, als was erforderlich ist, um auf der Promenadenbank nicht gerade zu verhungern: er verdient kaum Teilnahme, es sei denn vielleicht vom erzieherischen Standpunkt aus. Die Sonne und die Flasche sind seine Freunde; wenn das große Licht auf ihn herabblickt, wenn die Flasche noch einen Schluck birgt, ist er zufrieden; frech und patzig blickt er in die Welt hinein, und es ist dem, der in solchem Umgang nicht geschult ist, nicht zu raten, mit ihm irgendwie anzubinden. Das Messer in seiner Tasche sitzt manchmal lose.

Am Hafenplatz: Ladearbeiter.

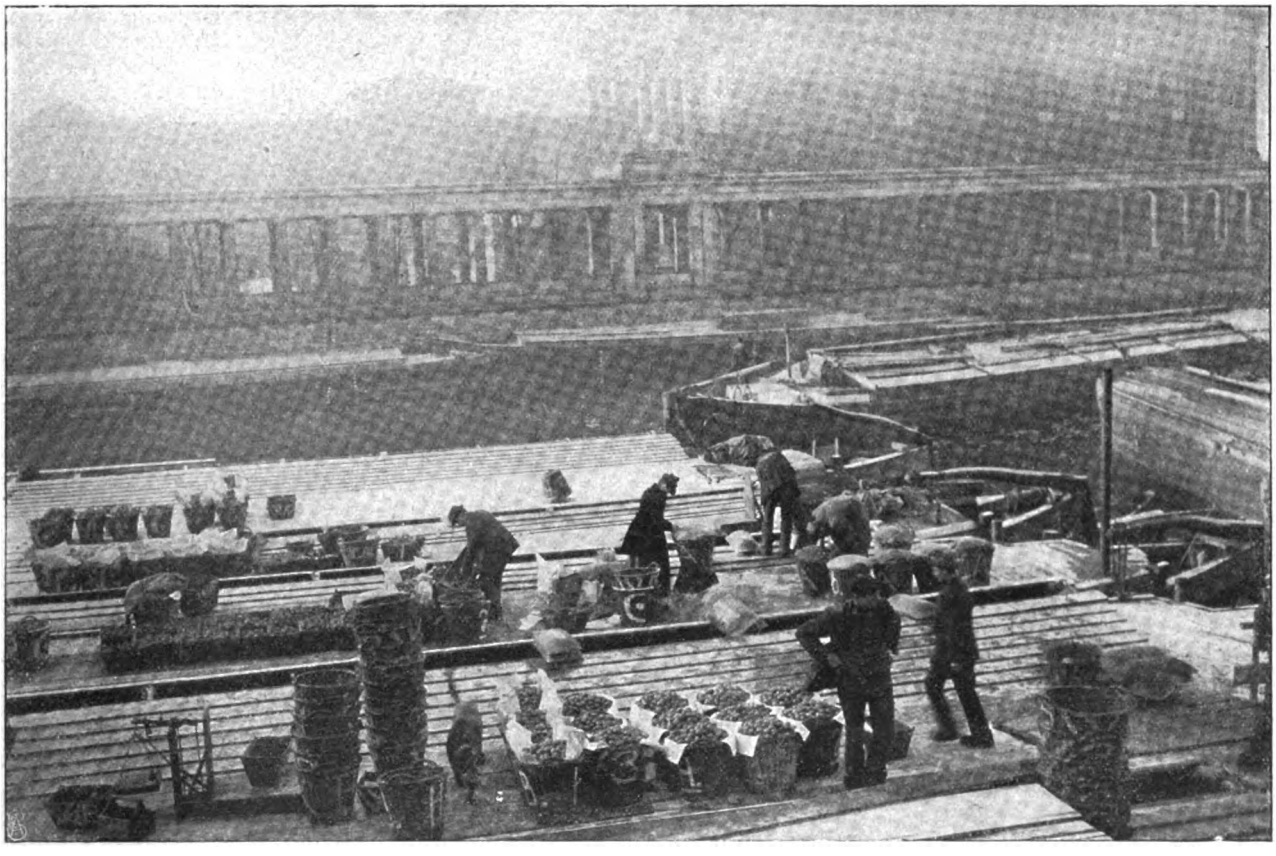
Nun aber das Gegenstück! Scenerie: der Hafenplatz. Tag für Tag, sein ganzes Leben lang, bis die Schwindsucht ihn schließlich dahinrafft, schiebt der Ladearbeiter auf schwankem Brett schier übermenschliche Backsteinlasten vom Spreekahn hinauf zur Böschung. Das Tagespensum, das er zu leisten hat, wenn er seine Kinder ernähren will, kann er nur unter Mithilfe seiner Frau bewältigen. Sie vereinigt ihre Kräfte mit den seinen; die Uebung hat beide gelehrt, wie sie es machen müssen, daß der gute Wille zur thatsächlichen Förderung wird. Was aber treiben die Kinder derweile daheim? Die Kinder, die in allen Altersklassen vorhanden sind und aufwachsen, wie die Lilien auf dem Felde?

Es ist durchaus keine falsche Sentimentalität, wenn man annimmt, daß der Gedanke an sie das Leben der Eltern manchmal verbittern muß.

Ein versöhnendes Bild zum Schluß. Es ist gegenüber der Museumsinsel, dort, wo in der Nachbarschaft des Zirkus Busch und der Börse die allbekannten Werderschen den reichen Segen ihrer herrlichen Obstgärten in mächtigen Schiffsladungen zu Markte bringen.

Schon ein einzelner Korb schöner, rotbackiger Aepfel, in dem sich in strotzender Fülle Rundung an Rundung reiht, hat unbedingt etwas Beruhigendes in sich. Noch beruhigender wirken naturgemäß die Batterien solcher Körbe, die von den Zillen der märkischen Obstbauern an der Burgstraße freundlich zum Ufer hinaufgrüßen. Kerngesunde, selbstbewußte, sonnengebräunte Kraft wandelt in Gestalt der Verkäufer zwischen der „Ware" her und hin. Sie bringen ein Stück Landluft mit, und der Berliner atmet den fremden Odem voll Entzücken ein. Daß sein Sinn so intensiv sehnsuchtsvoll nach diesem Duft steht, ist ja eine der bezeichnendsten Eigentümlichkeiten des Spreeatheners im Vergleich mit andern Großstädtern.

A. Z.



Die grossen Obstkähne der „Werderschen" gegenüber der Museumsinsel.

Digitized by Google

Heraldiker und Sezessionisten

des Altertums.

Hierzu 15 photographische Aufnahmen.

Abb. 1.

Abb. 2.

Zierliche Zeichen zu feinen Gebilden zusammengestellt, in Thontäfelchen gedrückt und durch die Glut des Ziegelofens für eine vieltausendjährige Existenz zubereitet, werden jetzt aus dem Schutt, der über den uralten Wohnstätten der Assyrer und Babylonier lagert, von fleißigen Forschern ans Tageslicht gebracht, und staunend vernehmen wir, was diese seltsamen Zeichen verkünden. Pachtverträge, kaufmännische Korrespondenzen, diplomatische Dokumente waren schon seit längerer Zeit bekannt, und das alles gewährte einen Einblick in das Leben eines hochausgebildeten Staatswesens. Jetzt aber, durch die neusten Ausgrabungen, rückt der Assyrer als Dichter und Prophet in unsern Gesichtskreis; denn es scheinen, wie wir in der Broschüre „Babel und Bibel" lesen können, viele Dinge, die uns die jüdischen Schriftsteller im Alten Testament berichten, auf eine viel ältere Quelle, auf die Assyrer zurückzudeuten. Wenn so an mancher ehrwürdigen Autorität durch die neusten Funde von assyrischen Thontäfelchen gerüttelt wird, dann hoffen wir, denen keinen allzugroßen Schmerz zu bereiten, die auf irgendein Adels-, Städte- oder Vereinswappen eingeschworen sind und die erfahren sollen, daß die Symbole, denen sie folgen und für die sie streiten, ihren Ursprung samt und sonders wohl auch jenem talentvollen Volk zwischen Euphrat und Tigris verdanken. Ist die eigentümlichste Einrichtung der Juden, die von allen Völkern acceptierte Heilighaltung des siebenten Tages, eine assyrische Erfindung, dann mag die Stadt Greifswald auch nicht böse sein, daß ihr Wappentier, der Greif, aus dem sündigen Babel stammt. Natürlich hatten es die Assyrer viel leichter als wir, etwas zu erfinden: sie kamen in der Weltgeschichte zuerst dran, und da haben sie in habgierigster Weise fast alle Motive phantastischer Neubildungen für sich ausgenutzt und uns sogar die Auswahl der heraldisch verwertbaren natürlichen Geschöpfe und erfundenen Kombinationen von Lebewesen vorweggenommen.

Abb. 3.

Abb. 4.

Abb. 7.

Eine der hervorragendsten Schöpfungen der assyrischen Phantasie ist der Greif (Abb. 1), der einen Löwenleib mit Löwenbeinen, einen Adlerkopf mit merkwürdigen abstehenden Ohren und Flügel hat. Die gesträubten Federn, der mächtige Schnabel und der eigenartige furchtlose Blick der Raubvögel sollten wohl aus dem Löwen ein noch gefährlicheres Tier von besonders schätzenswerten Eigenschaften bilden, aber obwohl es sein Mißliches haben mag, mit so einem Getier anzubinden, so scheint es doch, daß ihm die Eigenschaften fehlten, die eine hervorragende Laufbahn in der Kunst ermöglichten. Den Löwen an drohendem Aussehen zu überbieten, kann auch dem heftig gekrümmten Adlerschnabel nicht gelingen, abgesehen davon, daß der Greif auf das taktisch so wichtige, den Feind schon vor dem Angriff erschütternde Gebrüll verzichten muß — Goethe läßt die Greife „schnarren". Der Greif zieht sich auch nach kurzem Auftreten bei den Assyrern ins Altenteil des Ornamentalen und Heraldischen zurück; wir finden ihn auf dem Helm der Athene, auf Pfeilern, als Akroterie und schließlich als Wappen pommerscher Städte. Wie kommt der assyrische Greif in das Wappen abendländischer Großen? Ich denke an die Kreuzzüge. Mit den Rittern zogen Handwerker, die für Reparaturarbeiten an Wehr und Waffen zur Hand sein mußten. Und nicht bloß kämpfend und stürmend durchzogen sie das heilige Land. Die von dem tapferen Balduin von Flandern begründete Grafschaft Edessa umfaßte den größten Teil des alten Assyrien, und zwei Menschenalter blieben die christlichen Heerhaufen in diesem Land. Welche Unzahl von Resten der ehemaligen assyrischen Kultur mögen damals, vor bald tausend Jahren, noch offen zu Tage gelegen haben, und wie erklärlich, daß die nie gesehenen abenteuerlichen Formen auf Kunstschlosser und Schmiede, auf Zeichner und Baumeister, die in den christlichen Heeren mitgezogen waren, ihren Eindruck machten. Da mag manch einer sich so ein seltenes Gebilde

Abb. 5.

Abb. 6.

Abb. 8.

Digitized by Google

zum Andenken an seinen Aufenthalt mitgenommen oder nachgebildet haben. Allen Darstellungen des Greifs aber sind die charakteristischen Eigenschaften gemeinsam, namentlich das eigentümliche, weder vom Löwen, noch vom Menschen herrührende abstehende, große Ohr, die starken Beine und der im Typus zwischen Löwenkopf und Adlerkopf schwankende Schädel. Diese konsequent festgehaltene Uebereinstimmung der äußeren

Abb. 9.

Erscheinung des Greifs in allen Ländern und in allen Darstellungen weist gebieterisch auf ein gesehenes und nachgebildetes Vorbild hin.

Die Zukunft der Dichter mag sich für ihr Symbol, den Pegasus, bei den Assyrern bedanken; Abbildung 3 zeigt uns das geflügelte Dichterroß, wie es auf einem Siegelstein, den das hiesige Museum beherbergt, sauber eingeschnitten erscheint; das gut genährte Fabeltier soll wohl auch andeuten, daß die Dichter damals fette Einkünfte hatten — ja früher!

Abb. 10.

Wir haben ferner ein Geschöpf (Abb. 2), das unmöglichste von allen, das einen Menschenkopf, Vogelflügel, Löwenbeine an einem Vogelleib und einen Skorpionenschwanz aufweisen kann. Eine Verbindung von Wirbeltier und Kerftier, wie es wohl nie wieder versucht ist, aber vielleicht wiederzufinden ist in der vom Schönheitssinn der Griechen daraus entwickelten Harpyie, die als Anomalie ja auch den Leib eierlegender Vögel mit einer Organisation verbindet, die gestattet, menschlichen Säuglingen die erste Nahrung angedeihen zu lassen, vielleicht wegen dieser Absonderlichkeit auch als Wappentierchen gewählt und bis auf unsere Zeit gekommen, nämlich als Stadtwappen von Nürnberg. Es sei ferner erwähnt eine Sphinx (Abb. 8), die zu größerem Schrecken einen Löwenkopf und einen Menschenkopf gleichzeitig trägt; statt des grausigen Eindrucks, der wohl beabsichtigt war, sieht das Ganze aus etwa wie ein Automat, der aus einer Mundöffnung eine Gabe spenden könnte, wenn in die andere ein Geldstück eingeführt würde.

Als Stammhalter des Geschlechts der Sirenen sehen wir dann ein Geschöpf (Abb. 4), Löwe mit Flügeln, Vogelbeinen und Vogelschwanz, denn hier brauchte der Löwenschädel nur durch einen Menschenschädel ersetzt zu werden; das Schwänzelchen der Sirene kehrt allerdings erst in unserer Zeit auf dem bekannten köstlichen Bild Böcklins wieder.

Abb. 11.

Auch die charakteristische Haltung der Tiere, die als Wappenhalter dienen, nämlich das Umwenden des Kopfes nach außen, verdanken wir den Assyrern (Abb. 5). Wer mit dieser Darstellung das Wappen des Großherzogtums Baden, das den Greifen, oder des Königreichs Bayern, das den Löwen enthält, vergleichen will, wird sicherlich die auffällige Uebereinstimmung bemerken. Aehnlich denke ich mir das Wappen Agamemnons in Mykene, das sich dieser König wohl auch aus Kleinasien mitgebracht hat.

Abb. 12.

Selbst der Löwenmensch der Assyrer wird so dargestellt, und Abbildung 7 sieht einem Staatswappen unserer Zeit so täuschend ähnlich, daß eigentlich nur das Spruchband fehlt mit der Devise: Hony soit qui mal y pense. Hier der Urvater (Abb. 6) des heraldischen Adlers. Wie genial der assyrische Steinschneider war, der zuerst den Adler in dieser Stellung abbildete, in der der Vogel freiwillig nie erscheint, nämlich mit ausgebreiteten Flügeln und Beinen und herabhängendem Schwanz, das kann man aus der Thatsache ermessen, daß noch nach Jahrtausenden für die höchsten Auszeichnungen, die Menschen erhalten können, keine bessere Form gefunden werden konnte. Ja sogar der gute österreichische Doppeladler (Abb. 10), der sich gewiß nicht träumen läßt, daß ihn zuerst ein Assyrer als Wappen benutzt hat, befindet sich auf einem Siegel aus dem fernen Land.

Abb. 13.

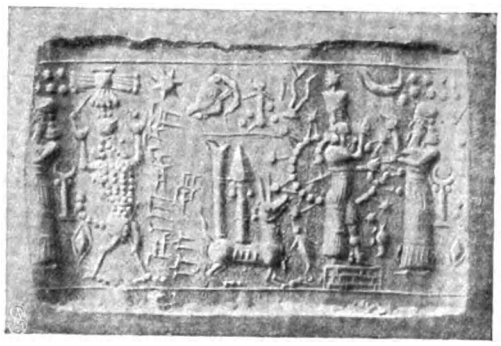


Abb. 14.

Abb. 15.

Hier (Abb. 11) die bourbonische Lilie!

Aber auch noch für unsere Zeiten scheinen die alten Künstler mit ihren Arbeiten vorgesorgt zu haben. Wer wird sich angesichts dieser Abbildung 11 dem Eindruck entziehen können, daß die Assyrer nicht auch einmal eine sezessionistisch-

Digitized by Google

symbolische Periode hatten? Wirken die über einer Art Notensystem schwebenden Adler und die darunter wie abgerichtet gleichmäßig schwimmenden Schwäne (Abb. 9) nicht wie eine moderne Illustration zu einem Musikstück oder wie ein Stück englischer Tapete? Ebenso (Abb. 13) die Reiher mit darüber schwebenden Fischen? Wir würden uns gar nicht wundern, dieser Zeichnung als „Zierleiste" in einem Buch von heute zu begegnen, und doch ist das Original vielleicht 4000 Jahre alt. Auch der Heiligenschein (Abb. 15) ist von den Assyrern erfunden, wie man hier sieht. Ein wahres Eldorado von symbolistischen Formen, wie das beifolgende Wappen (Abb. 14), würde manchem ex libris-Zeichner eine wahre Fundgrube für Motive sein können. Um mit einem freundlichen Eindruck zu schließen, hier noch ein assyrisches Glückschweinchen! (Abb. 12.)

Wie kleinlich muß es uns erscheinen, wenn sich heutzutage ein paar Künstler streiten, wer den einen oder andern „Schnörkel" zuerst erfunden hat, wenn wir an die Künstler Assyriens denken, die alle nur möglichen Formen, deren sich Kunst, Kunsthandwerk und Heraldik bedienen, für alle Zeiten festlegten und von denen uns auch nicht ein einziger dem Namen nach bekannt ist. Unsterblichen Ruhm aber bereiteten sie ihrem Volk.

H. Katsch.

Erzählung von

Rudyard Kipling.

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Englischen von Erich Peterson.

Wenn ihr euch aus meinen Erzählungen noch meines Taugenichts von Freund, Brüggleſmith, entsinnt, werdet ihr auch noch seinen Freund Mc Phee im Gedächtnis haben, den ersten Ingenieur der „Breslau". Die folgende Geschichte betrifft Mc Phee. Er war niemals ein übereifriger Ingenieur, wenigstens behauptete er das mit besonderem Stolz vor den Liverpoolleuten, aber er besaß in zweiunddreißig Jahren erworbene Erfahrungen über Maschinenwesen und die Launen von Schiffen. Die eine Seite seines Gesichts war durch das Platzen eines Manometers verheert worden, und seine Nase wuchs kolossal aus dem Wrack hervor, wie ein Auflauf bei einer öffentlichen Zusammenrottung. Er besaß alle möglichen besonderen Befähigungsnachweise, und in seiner Kabine unten in seiner Kommode, wo er die Photographie seiner Frau bewahrte, lagen zwei oder drei Medaillen der „Royal Humane Society" für Lebensrettung auf dem Meer. Berufsmäßig — es war etwas anderes, wenn verrückte Zwischendeckspassagiere über Bord sprangen — berufsmäßig ist Mc Phee nicht für Lebensrettungen auf dem Meer, und er hat mir oft erzählt, eine ganz besondere Hölle erwarte jene Heizer und Kohlenschlepper, die ein Gehalt wie starke Männer beanspruchten und am zweiten Tag auf See krank würden. Er ist dafür, vierten und fünften Ingenieuren Stiefel an den Kopf zu werfen, wenn sie ihn in der Nacht mit der Meldung wecken, ein Lager sei rotglühend, einzig und allein, weil der Schein einer Lampe von dem wirbelnden Metall reflektiert wird. Im Salon steht sein Tisch neben dem des Kapitäns, und solange seine Maschinen arbeiten, trinkt er nur Wasser. Er war freundlich zu mir, als wir uns kennen lernten, denn ich fragte nichts. Späterhin befreundete er sich auch mit meinen Schriften, in Gestalt einer Broschüre von vierundzwanzig Seiten, die ich für Holdock, Steiner & Chase schrieb, die Eigentümer der Schiffslinie, als sie irgendeine patentierte Ventilationsvorrichtung kauften und in den Kabinen der „Breslau", „Spandau" und „Koltzau" anbrachten.

Ich war eben nach England zurückgekommen, als Mrs. Mc Phee mich zum Diner um drei Uhr nachmittags einlud. Das Briefpapier der Einladung war fast bräutlich in seiner duftenden Zartheit. Als ich vor das Haus kam, sah ich, daß neue Gardinen an den Fenstern waren, die das Paar fünfundvierzig Schilling gekostet haben mochten; und als Mrs. Mc Phee mich in den kleinen, marmoriert tapezierten Korridor hineinzog, sah sie mich scharf an und rief: „Haben Sie schon gehört? Was halten Sie von dem Garderobenständer?"

Na, das Ding war aus Eichenholz und mindestens dreißig Schilling wert. Mc Phee kam sachten Schrittes die Treppe herunter — wenn er auf See ist, geht er trotz all seines Gewichts so leicht wie eine Katze — und schüttelte mir die Hand in einer neuen und erhabenen Manier. Mir kam auf einmal der Gedanke, daß ihm eine Erbschaft zugefallen sein müßte, aber ich hielt den Mund, obgleich Mrs. Mc Phee mich alle dreißig Sekunden bat, tüchtig zu essen und kein Wort zu sagen. Es war eine ziemlich verrückte Mahlzeit, denn Mc Phee und seine Frau hatten sich wie kleine Kinder an der

Digitized by Google

Hand gefaßt und nickten und winkten und zischelten und murmelten und aßen kaum einen Mund voll.

Ein Dienstmädchen kam herein und wartete auf, trotzdem Mrs. Mc Phee mir ein übers andere Mal gesagt hatte, sie wolle sich dafür bedanken, daß jemand anderes ihre Hausarbeit mache, solange sie gesund sei. Dies aber war sogar ein Dienstmädchen mit einem Häubchen, und ich sah Mrs. Mc Phee unter ihrem kreppfarbenen Kleid vor Stolz schwellen und schwellen. Janet Mc Phee ist nicht von schmalem Freibord, und Krepp ist keine matte Farbe, und bei all diesem unerklärten Glanz und dieser Pracht in der Luft kam ich mir vor, wie jemand, der einem Feuerwerk zusieht, ohne die Ursache des Festes zu kennen. Als das Mädchen abgeräumt hatte, brachte sie eine Ananas, die zu jener Jahreszeit eine halbe Guinee kosten mußte, eine Glasplatte mit eingemachtem Ingwer und eine kleine Kruke mit geheiligtem, köstlichem Allerhand, das das Zimmer mit Duft durchzog. Mc Phee bezieht es von einem Holländer auf Java, und ich glaube, er behandelt es mit Likören. Die Krone des Festes aber war etwas Madeira von jener Sorte, die man nur erhalten kann, wenn man den Wein und den Händler kennt. Ein kleines, in Maisstroh gewickeltes Bündel Madeirazigarren kam mit dem Wein, und der Rest war mattblaues Schweigen, indes Janet in all ihrem Glanz uns beide anlächelte und Mc Phees Hand tätschelte.

„Wir wollen trinken," sagte Mc Phee bedächtig und rieb sich das Kinn, „auf die ewige Verdammnis von Holdock, Steiner & Chase!"

Natürlich antwortete ich mit „Amen", wenn ich auch sieben Pfund zehn Schilling an der Firma verdient hatte. Mc Phees Feinde waren auch die meinigen, und ich trank seinen Madeira.

„Haben Sie nichts gehört?" fragte Janet. „Nicht ein Wort, nicht ein Flüstern?"

„Nicht ein Wort, nicht ein Flüstern. Auf mein Wort, wirklich nicht."

„Erzähl es ihm, Mac," sagte sie, und das ist ein weiterer Beweis von Janets Güte und weiblicher Liebe. Jede andere Frau hätte sofort geschwatzt.

„Wir sind reich," sagte Mc Phee. Ich schüttelte ihnen tüchtig die Hände.

„Wir sind verflucht reich," fügte er hinzu. Ich schüttelte ihnen ein zweites Mal tüchtig die Hände.

„Ich werde nicht mehr zur See gehn — höchstens, das kann man ja noch nicht wissen, auf einer Privatjacht, mit einem kleinen, geschickten Aushelfer."

„Dazu reicht es nicht," meinte Janet. „Wir sind ganz hübsch reich — wohlhabend, aber nicht mehr. Ein neues Kleid für die Kirche und ein anderes fürs Theater. Sehr fein sollen sie gemacht werden."

„Wieviel ist es?" fragte ich.

„Fünfundzwanzigtausend Pfund." Ich holte tief Atem. „Und früher hab ich zwanzig oder fünfundzwanzig Pfund den Monat gehabt!" Die letzten Worte kamen mit einem Brüllen heraus, als ob die ganze weite Welt sich verschworen hätte, ihn niederzuschlagen.

„Die ganze Zeit warte ich jetzt schon," sagte ich. „Seit vorigem September weiß ich nichts mehr. Ist es euch hinterlassen worden?"

Sie lachten beide laut auf. „Es wurde hinterlassen," sagte Mc. Phee, fast erstickend. „O ja, es wurde hinterlassen. Natürlich wurde es hinterlassen!" Er schlug sich auf die Schenkel und brüllte los, bis der Wein in der Karaffe erzitterte. Dann dachte er eine halbe Zigarre lang nach, während Janet mein Auge fesselte und rund in der Stube von einem neuen Gegenstand zum andern herumführte — dem neuen Teppich mit Rankenmuster, der neuen Bauernuhr mit Glockenspiel zwischen den Auslegerbooten von Kolombo, dem neuen eingelegten Büffett mit einer Blumenschale aus purpurrotem geschliffenem Glas, dem Kamingitter von Bronze und Kupfer und schließlich dem neuen Piano in Schwarz und Gold.

„Voriges Jahr im Oktober hat mich der Aufsichtsrat entlassen," begann Mc. Phee. „Voriges Jahr im Oktober kam die ‚Breslau' zur Winterreparatur herein. Sie war acht Monate unterwegs gewesen — zweihundertundvierzig Tage — und ich saß drei Tage daran, meine Abrechnung aufzustellen, als sie ins Trockendock kam. Alles in allem, geben Sie acht, war es unter dreihundert Pfund — ganz genau gesagt, zweihundertundachtzig Pfund vier Schilling. Kein anderer hätte die ‚Breslau' acht Monate lang zu solchem Preis unterhalten. Niemals wieder — niemals wieder! Meinetwegen mögen sie ihre Boote hinschicken, wo der Pfeffer wächst!

„Hay war unser Kapitän — Sie werden ihn kennen gelernt haben. Sie schoben ihn auf die ‚Torgau' ab, und ich sollte auf der ‚Breslau' unter dem jungen Banniſter bleiben. Sie müssen nämlich wissen, daß eine neue Wahl für den Aufsichtsrat gewesen war. Ich hörte, die Aktien wären hierhin und dorthin verkauft worden, und die meisten aus dem Aufsichtsrat waren mir unbekannt. Der alte Aufsichtsrat hätte es niemals gethan. Die trauten mir. Aber der neue Aufsichtsrat war ganz und gar für Reorganisation. Der junge Steiner — Steiners Sohn — der verflixte Kerl, war an der Spitze, und sie hielten es für Zeitverschwendung, mich irgendwie zu benachrichtigen. Das erste, was ich zu sehen bekam, war der Winterfahrplan der Linie, und für die ‚Breslau' waren sechzehn Tage von Hafen zu Hafen angegeben. Sechzehn Tage, Mann! Sie ist ein gutes Schiff, aber achtzehn ist ihre Sommerzeit, merken Sie auf. Sechzehn war reiner, furchtbarer, höchster Blödsinn, und das sagte ich auch dem jungen Banniſter.

„‚Wir müssen es eben machen,' meinte er. ‚Sie hätten keine Rechnung von dreihundert Pfund einschicken sollen.'

„‚Meinen sie etwa, daß ihre Schiffe von der Luft fahren sollen?' fragte ich. ‚Der Aufsichtsrat ist dämlich.'

„‚Dann sagen Sie es ihnen,' meinte er. ‚Ich bin ein verheirateter Mann, und mein Viertes ist unterwegs, hat sie gesagt.'"

„Ein Junge — mit rotem Haar," fiel Janet ein. Ihr eigenes Haar hat das glänzende Rotgold, das man mit einem zarten Teint zusammen findet.

„Auf mein Wort, ich war wütend! Außerdem hatte ich die alte ‚Breslau' gern und erwartete nach zwanzig Jahren Dienst ein bißchen Beachtung vom Aufsichtsrat. Am Mittwoch war Aufsichtsratversammlung, und ich saß den Abend vorher im Maschinenraum und kalkulierte mir allerlei zusammen, was ich für meinen Fall anführen könnte. Na, ich setzte es ihnen allen ordentlich und genau auseinander. ‚Meine Herren,' sagte ich, ‚ich habe die ‚Breslau' acht Saisons gefahren, und ich glaube, man kann an meiner Arbeit nichts aussetzen. Wenn Sie aber hierauf' — ich hielt ihnen die Ankündigung vor die Nase — ‚hierauf bestehen, wovon ich nie etwas

Digitized by Google

gehört habe, bis ich es beim Frühstück las, dann versichere ich Ihnen auf meine Berufsehre, daß sie das niemals leisten kann. Ich will sagen, sie kann es wohl eine Zeitlang, aber mit einem Risiko, das kein vernünftiger Mensch wagen würde.'

„‚Zum Teufel, glauben Sie denn, wir lassen Ihre Abrechnung passieren?' sagte der alte Holdock. ‚Mann, wir geben ja Geld wie Heu aus.'

„‚Ich will es dem Aufsichtsrat überlassen,' antwortete ich, ‚ob zweihundertundsiebenundachtzig Pfund für acht Monate etwas außer Recht und Vernunft ist.'

„‚Wir müssen dem Publikum halten, was wir versprochen haben,' sagte der junge Steiner.

„‚Halten Sie es erst mal der ‚Breslau',' sagte ich. ‚Sie hat Ihnen gut gedient und vor Ihnen Ihrem Vater. Sie muß den Boden neu versteift bekommen und neue Stoßplatten, und die Vorderkessel müssen ausgewechselt werden, und alle drei Zylinder auch, und alle Führungen müssen neu belegt werden, um nur den Anfang zu machen. Das ist ein Spaß von drei Monaten.'

„‚Weil ein Beamter Furcht hat?' meinte der junge Steiner. ‚Vielleicht würde ein Piano in des ersten Ingenieurs Kabine zweckdienlicher sein.'

„Ich drückte meine Mütze in den Händen zusammen und dankte Gott, daß wir keine Kinder hatten und eine Kleinigkeit beiseite gelegt.

„‚Passen Sie auf, meine Herren,' sagte ich. ‚Wenn die ‚Breslau' ein Sechzehntageboot werden soll, müssen Sie sich einen andern Ingenieur suchen.'

„‚Banniſter macht keine Einwendungen,' sagte Holdock.

„‚Ich spreche für mich selbst,' antwortete ich. ‚Banniſter hat Kinder.' Und dann konnte ich mich nicht mehr halten. ‚Sie mögen mit ihr in die Hölle fahren und wieder heraus, wenn Sie die Lotsengebühren bezahlen,' sagte ich, ‚aber Sie werden ohne mich fahren.'

„‚Das ist eine Unverschämtheit!' rief der junge Steiner.

„‚Wie es Ihnen beliebt,' sagte ich und wandte mich zum Gehen.

„‚Sie können sich als entlassen betrachten. Wir müssen die Disziplin unter unsern Beamten aufrechterhalten,' murmelte der alte Holdock und sah sich rings um, ob der Aufsichtsrat derselben Meinung war. Sie verstanden nichts davon — Gott vergebe es ihnen — und sie warfen mich aus der Linie heraus nach zwanzig Jahren — nach zwanzig Jahren.

„Ich ging raus und setzte mich draußen an der Portierloge hin, um meinen Witz wieder zu sammeln. Ich glaube, ich fluchte auf den Aufsichtsrat. Da kam der alte Mc Rimmon — in Firma Mc Naughton und Mc Rimmon — aus seinem Kontor heraus, das auf demselben Flur liegt, und sah mich an, indem er mit dem Zeigefinger ein Augenlid aufhob. Sie wissen, man nennt ihn den blinden Teufel, aber er ist alles andere, als blind, und wie er gegen mich gehandelt hat, auch kein Teufel . . .

„‚Was ist los, Miſter Mc. Phee,' fragte er.

„Nach 'nem Gebet war mir gerade nicht zu Mute. ‚Ein erster Ingenieur entlassen nach zwanzig Jahren Dienst, weil er die ‚Breslau' nicht nach dem neuen Fahrplan riskieren will, verdammt noch mal, Mc Rimmon,' antwortete ich.

„Der alte Mann biß sich auf die Lippen und pfiff nachdenklich durch die Zähne.

„‚Ah,' sagte er, ‚der neue Fahrplan. Ich verstehe!' Er schwankte in das Aufsichtsratzimmer, das ich gerade verlassen hatte, und sein Hund Dandie, der den blinden Mann führt, blieb bei mir. Das war göttliche Vorsehung. In einer Minute war er wieder zurück und sah mit stiller Bewunderung, daß der Hund Freundschaft mit mir geschlossen hatte. ‚Sie haben Ihr Brot aufs Wasser geworfen, Mc Phee, verdammt noch mal,' sagte er. ‚Was veranlaßte Sie, auf den Aufsichtsrat zu fluchen, Mc Phee? Es ist kostspielig.'

„‚Ich hatte vielleicht unrecht, Mc Rimmon, aber wenn einem Mann die Thür gewiesen wird, weil er seine klare Pflicht gethan hat, dann benimmt er sich nicht immer höflich.'

„‚Das höre ich,' meinte Mc Rimmon. ‚Haben Sie vielleicht Neigung zu einem Frachtschiff ohne bestimmte Route? Bloß fünfzehn Pfund den Monat, aber man sagt, der blinde Teufel verpflegt einen besser, als die andern. Es ist meine ‚Kite'. — — Und nun,' fuhr er fort, ‚wie kamen Sie dazu, Ihre Stellung bei Holdock wegzuwerfen?'

„‚Der neue Fahrplan,' antwortete ich. ‚Die ‚Breslau' wird es nicht aushalten.'

„‚Püh, hüh,' machte er. ‚Sie hätten sie ein bißchen antreiben sollen, gerade um zu zeigen, Sie führen tüchtig, und dann hätten Sie sie doch zwei Tage später hereinbringen sollen. Was ist leichter, als zu sagen, Sie seien wegen Maschinendefekt langsam gefahren, he? Alle meine Leute machen es so — und ich glaube ihnen.'

„Wir redeten noch etwas hin und her, und in der nächsten Woche ging ich an Bord der ‚Kite'. Ein Frachtschiff von der Black Birdlinie, zweitausendfünfhundert Tonnen, gewöhnliche Compoundmaschine. Je tiefer sie lag, desto besser ging sie. Ich habe so etwa elf Knoten aus ihr rausgekriegt, aber 8,5 war ihre normale anständige Leistung. Gute Verpflegung auf der Hintour und bessere zurück, alle Abrechnungen ohne Randbemerkungen passiert, die beste Kohle, neue Speisepumpen und gute Mannschaft. Es gab nichts, was der alte Mann nicht thät, Anstreichen ausgenommen. Damit hatte es seine Schwierigkeit bei ihm. Er hätte sich eher den letzten Zahn ziehen, als anstreichen lassen. Aber um seine Maschinen konnte man herumgehen, ohne sein Leben zu riskieren, und, trotz all seiner Blindheit, habe ich gesehen, wie er fünf Zwischenwellen, die etwas brüchig waren, bloß auf ein Kopfschütteln von mir zurückwies. Und seine Viehlasten waren für nordatlantisches Winterwetter garantiert. Sie wissen, was das heißt.

„O, ich vergaß zu sagen, daß sie da lag und sich bis zum Vorderdeck laden ließ und dann in eine Zwanzigknotenbrise drauf losschnarchte, drei und einen halben Knoten die Stunde, und die Maschinen liefen so sanft und traulich, wie ein Kind im Schlaf atmet. Bell war Kapitän, und wenn auch sonst zwischen Mannschaft und Reeder keine Liebe herrscht, wir waren dem alten blinden Teufel und seinem Hund zugethan, und ich glaube, er hatte uns gern. Er war die Windseite von zwei Millionen Pfund wert, und mit seiner Blutsverwandtschaft stand er nicht gut. Geld ist 'ne schlimme Sache — allzuviel Geld — für einen alleinstehenden Mann.

„Ich hatte sie zweimal herausgebracht, hin und zurück, als die Nachricht vom Zusammenbruch der ‚Breslau' kam, gerade so, wie ich es prophezeit hatte. Calder war ihr Ingenieur — er kann nicht mal einen

Digitized by Google

Schlepper den Solent runterbringen — und er hob die Maschinen richtig von den Stoßplatten, und sie fielen massig runter, wie ich hörte. So lief sie voll von der Stopfbüchse an bis zum Achterschott und lag da und guckte in die Sterne, mit neunundsiebzig winselnden Passagieren im Salon, bis die ‚Carnavalzaman' sie ins Schlepptau nahm, was fünftausendsiebenhundertundvierzig Pfund kostete, nach dem Admiralsgericht. Sie war hilflos, verstehen Sie, und hätte in keinem Fall irgendein Wetter aushalten können. Fünftausendsiebenhundertundvierzig Pfund mit den Kosten und abgesehen von neuen Maschinen. Sie hätten besser gethan, mich zu behalten — neben dem alten Fahrplan.

„Im Januar gingen wir ins Trockendock, und im nächsten Dock lag die ‚Grottkau', ihr großer Frachtdampfer, der früher bis 84 die ‚Dolabella' von der Piegon und Walshlinie war — ein auf dem Clyde vom Stapel gelaufenes Eisenschiff mit flachem Boden, ein taubenbrüstiges, bullennäsiges Biest von Fünftausendtonnenfrachtschiff, das weder dem Steuer gehorchte, noch ging oder stoppte, wenn man es haben wollte. Manchmal gab sie auf ihr Ruder acht, manchmal ging sie drauf los, manchmal blieb sie stehen, um sich zu kratzen, und manchmal ballerte sie gegen ein Trockendock. Aber Holdock und Steiner hatten sie billig gekauft und strichen sie über und über an, wie die Dame von Babylon, und wir nannten sie kurzweg die ‚Babylonische'. Ich besuchte den jungen Banniſter — er mußte übernehmen, was der Aufsichtsrat ihm auftrug — und er und Calder waren zusammen von der ‚Breslau' auf diese Mißgeburt abgeschoben worden. Ich sprach mit ihm und kam dabei mit ins Dock und unter die ‚Grottkau'. Ihre Platten waren dick voll Schrammen, daß die Leute, die sie anstrichen, darüber lachten. Aber das dicke Ende kam noch nach. Sie hatte einen großen schwerfälligen Zwölffußpropeller, und gerade am Ende der Welle, hinter der Stopfbüchse, war ein großer Sprung, daß man ein Federmesser hätte reinstecken können. Mann, es war ein schrecklicher Sprung!

„‚Wann werdet ihr 'ne neue Welle einsetzen?' fragte ich Banniſter.

„Er verstand, was ich meinte. ‚O, das ist bloß ein oberflächlicher Sprung,' meinte er, ohne mich anzusehen. ‚Man wird's heute abend verkitten. Ich bin ein verheirateter Mann, und Sie — sollten doch den Aufsichtsrat kennen.'

„Darauf sagte ich, was mir in jener Stunde gegeben war. Sie wissen, wie es in einem Trockendock wiederhallt. Ich sah den jungen Steiner oben stehen und mir zuhören, und dann, Mann, nahm er allerlei provozierende Worte in den Mund, von Hausfriedensbruch. Ich wäre ein Spion und ein fortgejagter Beamter und verdürbe den jungen Banniſter, und er würde mich wegen Landfriedensbruch anzeigen. Er machte, daß er weg kam, als ich die Leiter raufrannte — ich hätte ihn ins Dock runtergeschmissen, wenn ich ihn gekriegt hätte — und dann stieß ich auf Mc Rimmon mit Dandie, der an seiner Kette zog und den alten Mann zwischen den Eisenbahnschienen herumführte.

„‚Mc Phee,' sagte er, ‚Sie kriegen Ihr Gehalt nicht, um mit Holdock, Steiner, Chase und Comp., G. m. b. H., Krieg anzufangen, wenn Sie sie treffen. Was giebt es denn zwischen Ihnen?'

„‚Nichts anderes, als daß eine Schraubenwelle mürbe wie ein Kohlenstrunk ist. Um alles in der Welt, gehn Sie doch bloß und sehn Sie's sich an, Mc Rimmon. 's ist die reine Komödie.'

„‚Wo sitzt der Fehler, und wie sieht er aus?'

„‚Ein Sprung von sieben Zoll, gerade hinter der Stopfbüchse. Keine Macht der Erde wird es verhindern können, daß es zum Brechen kommt.'

„‚Wann?'

„‚Das liegt jenseits meines Wissens,' antwortete ich.

„‚So ist es, so ist es,' meinte Mc Rimmon. ‚Uns allen ist unsere Zeit gesetzt. Sie sind sicher, daß es ein Sprung war?'

„‚Mann, es ist ein Durchbruch,' sagte ich, denn es gab keine Worte, um die Größe zu beschreiben. ‚Und der junge Banniſter sagt, es ist nur ein oberflächlicher Sprung!'

„‚Na, ich denke, unser Geschäft ist es, auf unser Geschäft zu achten. Wenn Sie dort ein paar Freunde an Bord haben, Mc Phee, warum laden Sie sie nicht zu einem kleinen Diner bei Radley ein?'

„‚Ich dachte an einen Thee in der Kajüte,' entgegnete ich. ‚Ingenieure von Frachtschiffen können Hotelpreise nicht erschwingen.'

„‚Na, na, na,' meinte der alte Mann und zwinkerte. ‚Die Kajüte geht nicht. Sie werden über meine ‚Kite' lachen, denn sie ist nicht mit Farbe bepflastert, wie die ‚Babylonische'. Laden Sie sie zu Radley ein, Mc Phee, und schicken Sie mir die Rechnung. Nein, nein, keinen Dank, Mann. Ich kann Danksagungen nicht leiden.'

„Bell und ich luden den jungen Banniſter und Calder zum Diner bei Radley ein. Lachen und Singen ist dort nicht erlaubt, aber wir nahmen ein besonderes Zimmer — wie Jachtbesitzer von Cowes."

Mc Phee grinste über das ganze Gesicht und lehnte sich zurück, um nachzudenken.

„Und dann?" fragte ich.

„Die Rechnung wurde zu Mc Rimmon geschickt, und er sagte weiter kein Wort zu mir, bis zum Ende der Woche, als ich wegen neuen Anstrichs zu ihm kam, denn wir hatten gehört, die ‚Kite' wäre nach Liverpool zu gechartert.

„‚Bleiben Sie, wo Sie hingestellt sind!' sagte der blinde Teufel. Die ‚Kite' geht nicht in See, eh ich nicht die Ordre gebe, und — wie käme ich dazu, Anstrich an sie zu verschwenden, wo der ‚Lämmergeier' für wer weiß wie lange im Dock liegt.'

„Das war unser großer Frachtdampfer — Mc Intyre war Ingenieur — und ich wußte, das Schiff war erst vor drei Monaten von der Reparatur gekommen. Am selben Morgen traf ich Mc Rimmons ersten Buchhalter — Sie werden ihn nicht kennen — und er biß sich beinah die Nägel ab vor Wut.

„‚Der alte Mann wird verrückt,' sagte er. ‚Er hält den ‚Lämmergeier' zurück.'

„‚Vielleicht hat er Gründe dazu,' meinte ich.

„‚Gründe! Er ist verrückt!'

„‚Er ist nicht eher verrückt, als bis er anfängt, anzustreichen,' sagte ich.

„‚Das thut er ja gerade — und Frachten nach Südamerika liegen da, höher, als wir sie je wieder im Leben zu sehen kriegen werden. Er läßt sie jetzt anstreichen — anstreichen — anstreichen!' sagte der kleine Buchhalter und tanzte wie eine Henne auf einer heißen Platte. ‚Fünftausend Tonnen Fracht, die wir hätten kriegen können, verschimmeln im Trockendock, Mann, und er teilt die Farbe in Viertelpfundbüchsen aus, denn

Digitized by Google

es schneidet ihm doch ins Herz, so verrückt er auch ist. Und die ‚Grottkau' — die ‚Grottkau', die zu allerletzt in Betracht käme — schluckt jedes Pfund, das unsers sein sollte in Liverpool!'

„Ich war ganz starr über diese Dummheit — und überlegte, wie das Diner bei Radley jetzt zu dieser Geschichte paßte.

„‚Sie mögen wohl staunen, Mc Phee,' sagte der Buchhalter. ‚Da sind Maschinen und Wagenmaterial und eiserne Brücken — wissen Sie, was die Fracht jetzt kostet? — und Pianos und Putzwaren und Luxussachen für Brasilien — alles mögliche wird in die ‚Grottkau' hineingestopft, die ‚Grottkau' von dem verdammten Steiner — — und der ‚Lämmergeier' wird angestrichen!'

„Gott, ich dachte, der Schlag würde ihn vor Aufregung treffen. Ich konnte bloß sagen: ‚Man muß der Ordre gehorchen, und wenn man die Reeder zu Grunde richtet,' aber auf der ‚Kite' glaubte man, Mc Rimmon wäre verrückt; und Mc Intyre vom ‚Lämmergeier' war dafür, ihn auf Grund irgendeines Paragraphen einzusperren, den er in einem Buch mit Seegesetzen gefunden hatte. Und mit jeder Woche wuchsen und wuchsen die Frachten für Südamerika. Es war Sünde!

„Dann bekam Bell die Ordre, die ‚Kite' mit Wasserballast nach Liverpool zu bringen, und Mc Rimmon kam, uns Adieu zu sagen, und jammerte und weinte über die Unmengen Farbe, die er an den ‚Lämmergeier' verschwendet hatte.

„‚Ich zähle darauf, daß Sie's mir wieder einbringen werden,' sagte er. ‚Ich zähle darauf, daß Sie es mir ersetzen! Mein Gott, warum sind Sie denn noch nicht weg? Wozu trödeln Sie hier noch im Dock herum?'

„‚Was denn, Mc Rimmon?' meinte Bell. ‚Wir kommen ja doch einen Posttag zu spät nach Liverpool. Die ‚Grottkau' hat all die Frachten gekriegt, die uns und dem ‚Lämmergeier' hätten gehören müssen.' — Mc Rimmon lachte und prustete — das vollkommene Bild von Altersblödsinn. Sie wissen, seine Augenbrauen gehen rauf und runter, wie bei einem Gorilla.

„‚Sie haben versiegelte Befehle,' sagte er und schüttelte und kratzte sich. ‚Hier sind sie — privatim zu öffnen.'

„Als der alte Mann an Land gegangen war, schnüffelte Bell an den Couverts herum und meinte: ‚Wir sollen an der Südküste rumkriechen und auf unsere Befehle aufpassen — bei diesem Wetter. Jetzt ist gar kein Zweifel mehr an seiner Verrücktheit.'

„Na, wir trieben die alte ‚Kite' vorwärts — verflucht schlechtes Wetter hatten wir — immer längs der Küste und warteten auf telegraphische Befehle, die der Fluch der Kapitäne sind. Dann gingen wir nach Holyhead rüber, und Bell machte das letzte Couvert mit den letzten Instruktionen auf. Ich war bei ihm in der Kajüte, und er warf es mir zu und rief: ‚Hast du je so was erlebt, Mac?'

„Ich will nicht erzählen, was Mc Rimmon geschrieben hatte, aber er war weit davon entfernt, verrückt zu sein. Es blies ordentlich von Südwesten, als wir den Mersey in Sicht bekamen, ein bitterlich kalter Morgen mit graugrüner See und graugrünem Himmel — und da lagen wir vor Anker, und die Leute fluchten. Man kann an Bord nichts geheimhalten. Sie meinten alle, Mc Rimmon wäre reif fürs Irrenhaus.

„Dann sahen wir die ‚Grottkau' mit der Flut herausrollen, tief und doppelt tief, mit ihrem neu angestrichenen Schornstein und ihren neu angestrichenen Booten u. s. w. Calder hatte mir bei Radley erzählt, was seinen Maschinen fehlte, aber mein eigenes Ohr hätte mir das zwei Meilen weit gesagt, so, wie sie stampften. Wir machten, daß wir rumkamen, und tauchten und platschten in ihrem Kielwasser. Um sechs blies es kräftig, aber klar, und vor der Hundewache war es ein ordentlicher Südwest.

„‚Sie will nach Irland rüber, die Zicke,' meinte Bell. Ich stand mit ihm auf der Brücke und sah nach dem Backbordlicht der ‚Grottkau'. Man kann Grün nicht so weit sehen, wie Rot, sonst hätten wir leewärts gehalten. Wir hatten uns nicht um Passagiere zu bekümmern und spazierten beinah in ein Paketboot hinein, das nach Hause, nach Liverpool raste. Um genau zu erzählen, Bell konnte die ‚Kite' gerade noch so vor seinem Bugspriet beiseite drehen, und es gab ein bißchen Geschimpfe zwischen den beiden Brücken. Ein Passagier hätte ja die Geschichte in die Zeitungen gebracht, sobald er nur ans Zollamt kam. Wir blieben diese Nacht und die beiden nächsten Tage hinter der ‚Grottkau' her, und wir platschten den langweiligen Weg auf Fastnett zu dahin."

„Aber man steuert doch nicht auf Fastnett los, wenn man nach einem südamerikanischen Hafen will, nicht wahr?" fragte ich.

„Wir nicht. Wir ziehen es vor, so direkt als irgendmöglich zu fahren. Aber wir folgten der ‚Grottkau', und sie wäre unter keiner Bedingung gegen diesen Sturm gefahren. Ich wußte, wie schlecht ich sie gemacht hatte, und konnte den jungen Bannister nicht tadeln. Es kam ein nordatlantischer Wintersturm herauf, mit Schnee und Hagel und einem verdammten Wind. Es war gerade so, als wenn der Teufel über die Tiefe spazierte und die Wellen oben aufrührte, ehe er sich ein Herz faßte. Solange war sie noch dagegen aufgekommen, aber im Augenblick, als sie in Sicht der Skelligs war, rannte sie davor weg auf Dunmore Head zu. Mein Gott, wie sie rollte! Eins nach dem andern grapschte die See unsere drei Boote weg, und die Davits waren krumm wie Schafbockhörner.

„‚Schlimme Sache,' meinte Bell beim letzten Boot. ‚Ohne Boot kann man keine Trosse rüberbringen.'

„Ich bin nicht solch einer, der sich über Dinge außerhalb des Maschinenraums ärgert, und so machte ich denn, daß ich runterkam, um zu sehn, wie es der ‚Kite' ging. Mann, sie ist das bestausgerüstete Boot ihrer Klasse, das je auf dem Clyde vom Stapel lief! Kinloch, mein Unteringenieur, kannte sie ebenso gut wie ich. Ich fand ihn, wie er seine Socken auf dem Hauptdampfrohr trocknete und seinen Bart mit dem Kamm kämmte, den Janet mir voriges Jahr schenkte, ganz gemütlich, als ob wir im Hafen wären. Ich probierte die Speisepumpe, guckte in den Feuerungsraum, sah alle Lager nach, spuckte auf den Rost um gut Glück, gab meinen Segen und nahm mir Kinlochs Socken, ehe ich wieder auf die Brücke ging.

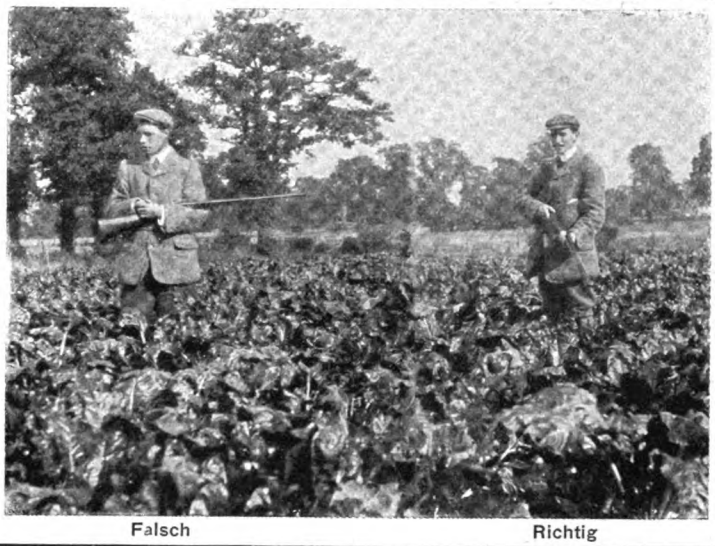
„Dann übergab mir Bell das Steuer und ging nach unten, um sich selbst zu wärmen. Als er wieder raufkam, waren meine Handschuhe an die Speichen gefroren, und das Eis klickerte über meine Augenlider."

Schluß folgt.

Digitized by Google

Unvorsichtige Schützen.

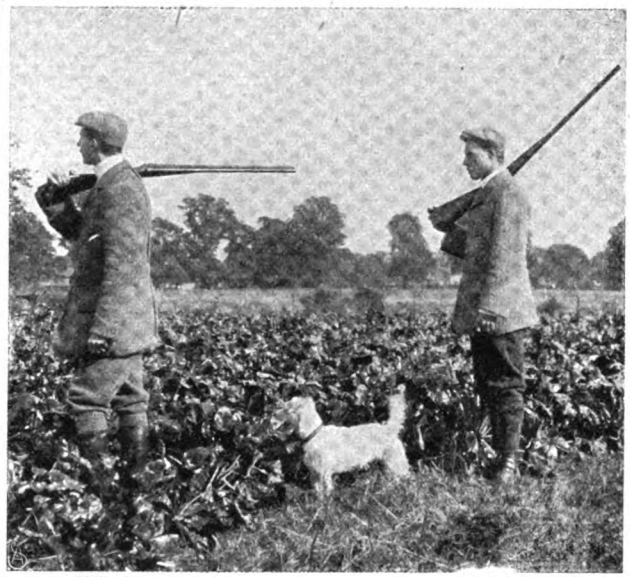
Der oberste Grundsatz in der Waffenhandhabung ist: die Laufmündungen auch des entladenen Gewehrs nie und nirgends auf einen andern Menschen oder sich selbst zu richten. Sieht man unsere Bilder an, so sträuben sich dem erfahrenen Jäger thatsächlich die Haare. Auf der Hühnersuche gehen die Schützen in Linie vor. Ein ganz besonders gut veranlagter Nimrod trägt sein Gewehr lässig im Arm, die Mündungen sind direkt auf seinen Nebenmann gerichtet: er soll



Falsch Richtig

Der eine Schütze geht sorglos auf den andern zu, er trägt das geladene und gespannte Gewehr unachtsam in der Hand, die Mündungen sind genau auf den Unterleib des Weidgenossen gerichtet, der selbst, Hände und Brust auf den Lauf seines Gewehrs gestützt, den Freund erwartet. Wer in der deutschen Infanterie gedient hat, der weiß ganz genau, daß der, der sich auf die Mündung seines Gewehrs stützt, von seinem gestrengen Herrn Hauptmann unter Umständen seine „drei Tage" zu erwarten hat. Und das von Rechts wegen.

Richtig



Falsch Richtig

nur einmal stolpern oder ausgleiten, der Finger soll den Abzug berühren — und sein Begleiter sinkt schwerverletzt, vielleicht tot nieder. Ein anderer trägt das Gewehr über der Schulter, beide Läufe sind wieder direkt auf den Kopf des Nebenschützen gerichtet. Es kann der gleiche kleine Unfall passieren — und wieder ist das Unglück da. Auch beim Wechseln des Gewehrs ist Vorsicht geboten. Unser Bild zeigt, wie man die Büchsen am besten hält. — Nun hat man das Rübenfeld abgesucht, ein Augenblick der Ruhe tritt ein.

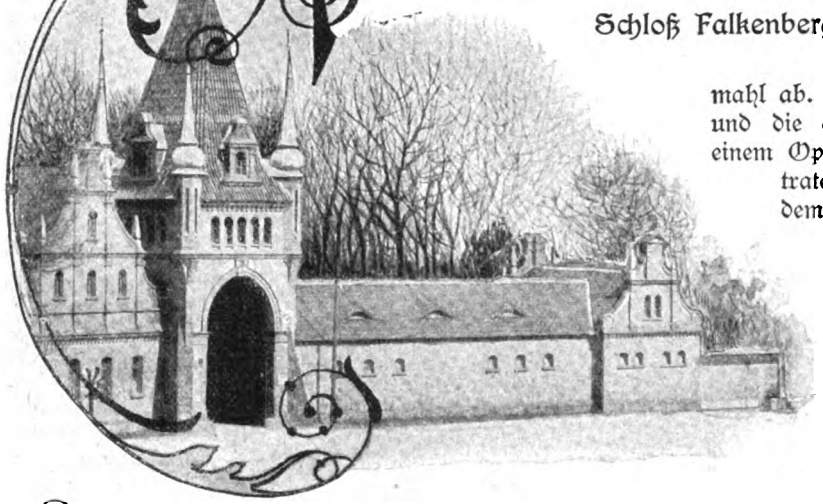
Falsch Falsch

Auch der Gebrauch des Stechschlosses, jener Vorrichtung am Schloß von Jagdbüchsen, die durch leichten Fingerdruck gegen den Abzug das Abfeuern ermöglicht, gebietet Vorsicht, weil ein gestochener Büchsenlauf bei der leisesten Berührung losgeht. Der Jäger soll erst stechen, wenn er bereits im Anschlag liegt; kommt er nicht zum Schuß, so darf er niemals vergessen, das Gewehr sofort zu öffnen und das Stechschloß abzudrücken.

Digitized by Google

Auf Deutschlands Edelsitzen.

Schloß Falkenberg in Oberschlesien.



In den unsicheren Zeiten des düsteren Mittelalters, als die Edlen des Landes zum Schutz gegen feindliche Angriffe Burgen und Schlösser erbauten, die sich aus ursprünglich sehr primitiven Anfängen hölzerner Blockhäuser mit dem Fortschreiten der Zeit in feste Bollwerke aus Erde und Stein entwickelten, entstand auch Schloß Falkenberg in Oberschlesien. „Nemodline", d. h. „ich bete nicht", lautete der ehemalige slawische Name. In schwerem, massigem Aufbau strebt das Schloß empor, als Zeuge der Zeiten urwüchsiger Kraft und mittelalterlichen Trutzes. Wie ein Märchen vergangener Tage, wie ein Traum aus „tausend und einer Nacht" mutet den Beschauer der alte Herzogsitz an. Wo sind sie, die einst in blinkenden Rüstungen mit wallendem Helmbusch ein- und auszogen? — Seine ersten Besitzer waren die Herzöge von Oppeln, ein rauhes, kriegerisches Geschlecht. Mit Bolko von Falkenberg traten sie aus dem Dunkel der Tradition in die Geschichte ein. Im Jahr 1314 war es, als dieser Bolko, der dem König Johann von Böhmen den Vasalleneid geleistet hatte, die damals schon bestehende Stadt Falkenberg zu seiner Residenz erhob und daselbst ein Schloß erbaute. Ueber 200 Jahre herrschten die Herzöge von Oppeln über Falkenberg. So mancher Sturm brauste in dieser Zeit über Stadt und Schloß dahin. Die Hussiten nahmen im Jahr 1428 Falkenberg ein und sengten und plünderten dort. — Aus den Tagen der Herzöge stammt auch die alte Sage, die man sich noch heute in Falkenberg erzählt: im weiten Rittersaal des Schlosses hielt der Herzog mit seinen Mannen ein üppiges Gastmahl ab. Das edle Blut der Reben floß in Strömen, und die erhitzten Gemüter der Zecher suchten nach einem Opfer, um ihren Uebermut zu kühlen. Da betraten sieben arme Mönche, die als Pilger nach dem heiligen Land strebten, den Saal und baten demütig um Imbiß und Nachtquartier. Der Herzog und seine wilden Zechgenossen ergriffen aber die frommen Gottesdiener und warfen sie durchs Fenster in den Wallgraben hinab, wo die Unglücklichen ihren Tod fanden. Seither blieben die Blutspuren am äußeren Gemäuer als untilgbares Merkmal dieser Freveltat haften. So erzählt die Sage.

Schloss Falkenberg in Oberschlesien.

Im sechzehnten Jahrhundert kam Falkenberg an den Markgrafen Georg von Brandenburg, nach diesem durch verschiedene Hände als Pfandobjekt, bis im Jahr 1581 Kaspar von Pückler die Herrschaft käuflich erwarb. Auf die Pücklers, die das unter ihnen niedergebrannte Schloß neu aufbauen ließen, folgte Weighard v. Promnitz und nach ihm das Geschlecht derer v. Zierotin. Nach dem Aussterben des letzteren traten um 1779 die Grafen Praschma die Erbschaft von Falkenberg an und haben Schloß und Herrschaft noch heute in Händen.

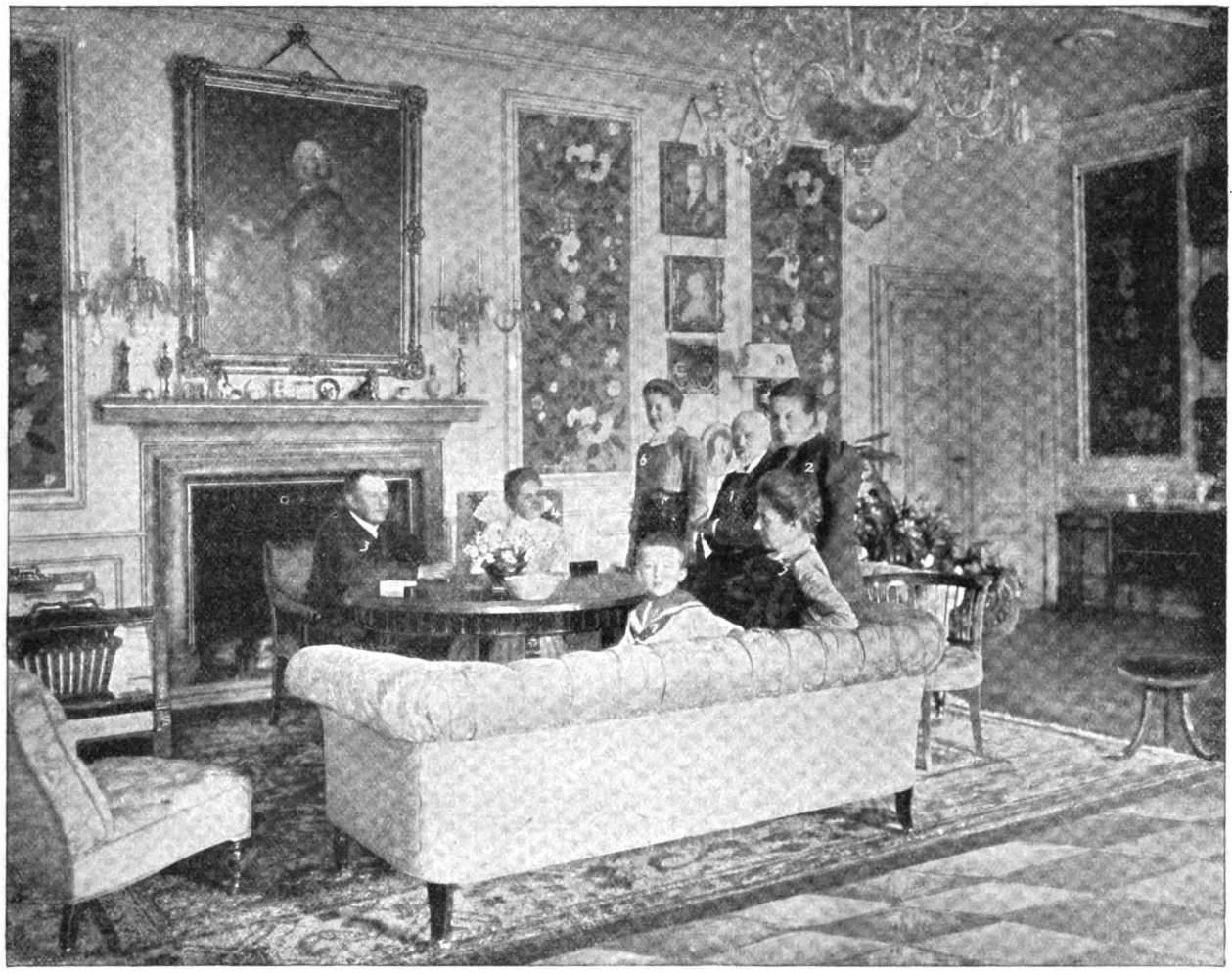
Der jetzige Besitzer Friedrich Graf Praschma, der sich die Pflege und Erweiterung seines schönen Herrensitzes sehr angelegen sein ließ, unternahm mehrfach größere Umbauten an Schloß und Nebengebäuden und verschönerte auch den Park nach englischem Muster. Leider erlitt der reiche Baumbestand des alten Parks im Jahr 1869 eine starke Einbuße. Aus den Reichenbacher Bergen kommend, brauste eine Windhose verheerend durch ganz Oberschlesien und entwurzelte 2000 der schönsten Bäume des Wildparks im Verlauf weniger Minuten. Schloß Falkenberg, wie es sich noch heute dem Blick des Fremden darbietet, ist ein großer, stattlicher abgeputzter Ziegelbau, der im Quadrat ausgeführt ist. Der das Schloß umgebende Wallgraben ist zum Teil noch erhalten.

An einem schönen Sommermorgen brachte mich der Wagen des Grafen Schaffgotsch nach Falkenberg. Mein Einzug in den Ort gestaltete sich zu einem kleinen Triumph, der allerdings nicht mir galt, sondern einer Zirkusgesellschaft, die unmittelbar hinter meinem Wagen einher-

Digitized by Google

zog und von der hoffnungsvollen Falkenberger Jugend jubelnd begrüßt und begleitet wurde. Leider konnte ich dem großartigen Aufzug, der aus drei Pferden und einem Esel bestand, nicht weiter meine Aufmerksamkeit widmen, denn soeben bog mein Wagen in den altertümlichen Schloßhof ein, und ich empfand das Gefühl, als ob hinter mir unser zwanzigstes Jahrhundert versänke und vor mir das Mittelalter wiedererstände. Altersgraues Gemäuer umfing mich, dunkle Säulengänge öffneten sich vor meinen Augen, und ich hätte mich nicht gewundert, wenn Ritter und Edelknappen gemessenen Schrittes mir entgegengetreten wären. Doch bald wurde meine schwärmerische Phantasie durch das Erscheinen eines sehr neuzeitlichen Lakeien einigermaßen ernüchtert, der mir meldete, daß der Graf, der zur Zeit leidend wäre, seinen Oberförster mit meiner Führung durch Schloß und Park beauftragt hätte. Der Oberförster, ein liebenswürdiger, noch jugendlicher Mann, erwies sich als sehr geschickter Cicerone und zeigte mir die ganze innere Einrichtung des Schlosses, die zumeist den Charakter eines Jagdschlosses in sich trägt. Die langen Korridore schmücken Jagdtrophäen und weidmännische Bilder aller Art. So manches originelle Bild, so manches seltene Stück einer Jagdbeute bekam ich hier zu sehen. Aber besonders schön ist die durch zwei Stockwerke hindurchgehende Schloßkapelle, ein oblonger Raum, dessen halbrunde Wandsäulen dorisches Gepräge aufweisen. Auch der im altdeutschen Stil gehaltene große Speisesaal befriedigt ein kunstverständiges Auge. Dunkles Getäfel, geschnitzte Eichenmöbel geben dem Saal den Anstrich eines altvornehmen Raumes. Für Liebhaber der Heraldik bietet der Speisesaal eine ganz aparte Ueberraschung. Auf den 64 hochlehnigen Lederstühlen zeigen sich die verschiedenen Wappen der 64 Ahnen des gräflich Praschmaschen Hauses geschmackvoll inkrustiert. Nachmittags wurde ich vom Grafen selbst begrüßt, der sich trotz seines Unwohlseins erhoben hatte, um mich auf seinem Schloß willkommen zu heißen. Ich hatte bei dieser Gelegenheit auch das Vergnügen, Zeuge einer sehr hübschen Scene zu sein: eins der Familienmitglieder feierte gerade Geburtstag und war aus diesem Grund Gegenstand einer niedlichen Ovation kleiner Menschenkinder. Unter der Führung frommer Schwestern erschien eine Schar kleiner Jungen aus dem Ort, die soldatisch aufgeputzt, Gedichte hersagten und hierauf militärische Exerzitien vor dem Grafen und seiner Familie ausführten. Ein kleiner Dreikäsehoch fungierte dabei als Kommandeur der Truppe und schien sich seiner hohen Würde und verantwortungsreichen Stellung voll bewußt zu sein.

Chlodwig Graf zu Sayn-Wittgenstein.



1. Friedrich Graf Praschma. 2. Elisabeth Gräfin Praschma. 3. Graf Hans. 4. Komteß Marie-Lies. 5. Komteß Marianne. 6. Komteß Josefa. 7. Graf Benes.

Graf Praschma mit Familie im Salon des Schlosses Falkenberg.

Digitized by Google

Der letzte Versuch.

Skizze von Henning Berger.

Er fror, obgleich es nicht gerade kalt war, aber der feine Dezemberregen durchnäßte den dünnen Ueberrock, und die Schuhe waren abgetreten und zerrissen. Mit hochgezogenen Schultern, so daß der Kopf in dem aufgeschlagenen Rockkragen verschwand, die Hände tief eingebohrt in die Taschen zum Schutz der roten Handgelenke, so ging er auf und ab vor einem größeren Verkaufsmagazin der oberen State Street.

Die auffallend breite Straße — ein langgestreckter Markt — sah noch größer im Regenwetter aus. Es war, als säßen die Gaslaternen mit ihrem mondscheinartigen Dunstkreis, deren weißes, loderndes Flammenlicht von tausend und abertausend Regentropfen durchbrochen wurde, hoch oben in der Luft, während die Pfähle ohne Uebergang im Dunkel verschwanden. Wie wunderbare, vorsintflutliche Tiere bewegten sich die Lastwagen, oft zehn in einer Reihe, und in den wechselnden Licht- und Schattenreflexen nahmen sie riesengroße Dimensionen an. Hohe, leicht zu lenkende Cabs suchten die heftig trompetenden Automobildroschken zu überholen, während im Vordergrund die ewig klingelnden elektrischen Straßenbahnwagen unaufhörlich vorbeiglitten unter ihren Kontaktstangen.

Droben auf dem Stadtbahnviadukt keuchten die Lokomotiven, und ihre flackernden roten und weißen Laternen blitzten auf und verschwanden in wirbelnden Dampfwolken, während auf dem Trottoir sich zwei schwarze Menschenströme bewegten, beleuchtet von der Lichtfülle, die durch die nassen Scheiben der Schaufenster in die Regennacht flutete.

Zwei Stunden hatte er nun in dieser Umgebung zugebracht, und Hunger, Kälte und Verzweiflung preßten ihm abwechselnd Thränen und Hohnlachen aus. Er dachte die bittersten Gedanken, die er jemals gedacht, und er faßte die besten Vorsätze, die je einer gefaßt, und war doch während der ganzen Zeit in seinem Innersten überzeugt, daß, wenn es darauf ankäme, er nichts vermochte von all dem, was er wollte — weder Gutes noch Böses.

Der Menschenstrom wurde nach und nach kleiner. Die Helligkeit nahm ab, je nachdem die Magazine geschlossen und die großen Lampen der Läden ausgelöscht wurden. Dunkelheit und Regen fielen dichter herab, aber je leerer der Platz vor der Granitfassade des großen, vielstöckigen Hauses wurde, desto leichter konnte ihn einer der acht Polizisten bemerken, die bei der nächsten Straßenkreuzung noch immer auf ihren Posten standen. Dem durfte er sich nicht aussetzen, denn es galt für ihn einen letzten Versuch, von dem sein Leben abhing. Er stellte sich in den tiefsten Schatten einer Pfeilerreihe.

Ja — einen letzten, entwürdigenden Versuch!

Hinter den grünen Gardinen droben im andern Stock, in der hellerleuchteten Reihe von Geschäftszimmern bewegte sich zwischen seinen vielen Gehilfen der Chef einer großen Firma. Eine Luxusfirma konnte man sie nennen, denn man handelte dort bloß mit den feinsten Pariser Waren und Ueberflußartikeln. Und dieser Chef war einst ein armer, schwedischer Kontorist gewesen, wie dieser Lumpenkerl da unten in dem Straßenregen. Ja, was mehr noch, sie waren Kameraden und Freunde gewesen, sowohl in Schweden wie in Deutschland. Sie hatten zusammen gearbeitet, Zimmer und Bett geteilt, oft auch Geld und ein Stück Brot. Und dann trennten sie sich eines Tags.

Und was trennte sie? Eine Nichtigkeit — der da oben verheiratete sich. Ein kleines Mädchen mit vollem blondem Haar und übergroßen blauen Augen trennte sie — trennte sie vollständig und gründlich — wählte mit sicherem Scharfblick zwischen ihnen beiden, nahm den einen, den würdigen, und ließ den andern fortgleiten, wie ein treibendes Boot. Und richtig, es ging ihm so, wie es mit Booten zu gehn pflegt, die von ihren Verankerungen heftig losgerissen werden, er hatte viele Widerwärtigkeiten und Stöße zu ertragen, rannte auf, wurde beschädigt, wurde leck und untauglich. Stolz war er auch gewesen — in vierzehn langen Jahren hatte er seinen Schwur gehalten, den früheren Freund nicht wiedergesehn.

Aber dieses letzte Jahr hatte ihn vollständig des kleinen Restes seines früheren Ichs beraubt. Er war in die Stadt verschlagen worden, die ihn und sie barg; ganz fremd, vom Sturm gepeischt, zurückschreckend vor dem Dunkel der Herbstnacht, vor dem harten Bett der Straße, bedroht von des Winters Kälte, stand er nun im Begriff, das bißchen Hochmut fortzuwerfen, das bis dahin der einzige, bitter würzige Genuß seines so schweren Lebens gewesen war.

Er wollte zu ihm gehen und bitten — nein! Fordern wollte er — nein, nein, nein, mit ihm sprechen wollte er, und sprechen sollte auch er. Um sieben Uhr pflegte das Kontor geschlossen zu werden, aber um die Weihnachtszeit stand es bis neun Uhr auf. Die Uhr war schon ein Viertel darüber. — Werden sie denn nicht endlich gehen? Ein elegantes Automobil rollte langsam heran und hielt vor dem Eingang.

Ja, nun erlosch ein Teil der Lampen, nun gingen einige Gehilfen — nun mehrere — er mußte eilen. Schnellen Schrittes ging er über die breite Straße, durch das hohe Portal, die Treppe hinauf — den Aufzug wagte er nicht zu benutzen — und nun, nun steht er vor der Thür. Ein letzter, innerer, sekundenlanger Kampf — ein tiefes Atemholen, und so tritt er hinein. Der Chef steht vor einem Pult und spricht mit einem älteren Herrn, der sich soeben den Ueberrock anziehen will. Beide sehen erstaunt auf den Eintretenden. Dieser nennt bloß ein Wort, einen Namen: Karl.

Der so Angeredete zeigt kein Erstaunen. Er sieht einige Augenblicke auf die dürftige, nasse, fröstelnde Gestalt, die an der Thür steht, dann sagt er: „Mr. Lennings haben gefälligst die Güte und warten noch einen Augenblick.“ Darauf winkt er seinem Besuch von der Straße, ihm ins nächste Zimmer zu folgen.

Das Zimmer ist bequem ausgestattet und hell erleuchtet. Nachdem der Chef sich niedergelassen, sagt er zu seinem alten Freund in dem von Wohlwollen und Drohung gemischten Ton, den man unbehaglichen Personen gegenüber annimmt, die man nicht gleich abfertigen kann: „Nun, wie geht es, setz dich, setz dich! Sag, um was

Digitized by Google

handelt es sich? Ich habe es sehr eilig, wirklich eilig, laß uns zur Sache kommen, es ist schon spät, sehr spät. Nun?"

Der andere, der unterdessen des Freundes kahlen Kopf, die Müdigkeitsfalten im Gesicht, die sehr gepflegte Kleidung betrachtete, fand sich merkwürdig schnell in die Situation und bat darum mit Zurückhaltung: „Darf ich bloß zwei Minuten sprechen!"

Und begann gleich darauf mit Hast: „Es geht mir so elend. Thu etwas für mich — Du kannst es gewiß! Während fünfzehn Jahre habe ich alles mögliche versucht — aber kaum etwas vorwärtsgekommen, ging es stets abwärts mit mir. Ich spiele und trinke — das ist wahr — aber nun träume ich nicht mehr von Reüssieren, verstehst du, nun verlange ich bloß nach Brot, nach Wärme, nach Whisky. Gieb mir eine Anstellung bei dir — es sei, was es sei. Dir ist ja alles geglückt — Geschäfte und Ehe — alles — Du weißt ja selbst am besten, was in mir zerbrach, als du dich verheiratetest, und niemals hätte ich dich aufgesucht, wenn ich nicht jetzt, wo ich den Untergang so klar vor mir sehe, einen letzten Versuch machen wollte — du verstehst — den letzten, den letzten . . ."

Hier wurde plötzlich die Stimme unsicher, der Blick verschleiert, und dies benutzte der Chef, um ihn zu unterbrechen: „Ja, ich glaube schon, daß du, wie du selbst sagst, deinen jetzigen Zustand verschuldet hast, deinen beklagenswerten Zustand. Man muß Charakter haben — unbestreitbar — Charakter. Fange nun ein neues Leben an — späterhin — Jetzt habe ich keine Anstellung für dich — nein — nicht jetzt — Doch hier hast du —"

Er griff in die rechte Westentasche, zog einen Silberdollar hervor — gewöhnlichen Bettlern gab er sonst bloß ein Centstück — reichte ihn dem Freund: „Hier, hier!"

Der nahm das Geldstück an. Warf es weder dem Geber an die Stirn, noch würgte er ihn, nachdem er ihm seine Meinung mit Hohn und Verachtung gesagt. Im Gegenteil, gierig dankbar stopfte er die Gabe in die Tasche und folgte ihm hinaus.

Die drei gingen die Treppe hinunter, und die Lichter erloschen.

Mr. Lennings machte sich keine Gedanken, er bot seinem Chef „Gute Nacht" und ging. Der Mann von der Straße dachte nicht daran, daß er fünfzehn Jahre Stolz für ein einziges Silberstück verkauft hatte. Zwanzig große Tassen dampfenden Kaffees und drei warme, frische Weißbrötchen mit Butter zu jeder Tasse. Oder zehn Nachtlager in einem warmen, warmen Zimmer der Herberge. Oder Whisky, viel Whisky. So viel Whisky, daß man schließlich aus dem Wirtshaus springt, wahnsinnig nach dem Fluß rennt, um mit einem wilden Aufschrei hineinzustürzen. — Der Chef dachte, daß es spät wäre, daß seine Frau mit dem Mittagessen wartete. Darum befahl er dem Heizer, wie der Satan mit dem Automobil zuzufahren.

Was die Richter sagen.

Dolus eventualis.

Das ganze Strafrecht durchzieht der Unterschied zwischen vorsätzlichen und fahrlässigen Handlungen. Bei der vorsätzlichen That ist der strafbare Erfolg beabsichtigt, der Wille des Thäters — Dolus — gerade auf die Erzeugung dieses Erfolges gerichtet; bei der fahrlässigen Handlung beabsichtigt der Thäter diesen Erfolg nicht, erzeugt ihn aber unabsichtlich durch Handlungen, bei denen er die gehörige Aufmerksamkeit außer acht läßt. Nun giebt es manche Handlungen, bei denen es recht zweifelhaft sein kann, ob Vorsatz oder bloße Fahrlässigkeit vorliegt, und es fraglich erscheint, ob man sagen soll, der Thäter habe den Erfolg gewollt oder nicht.

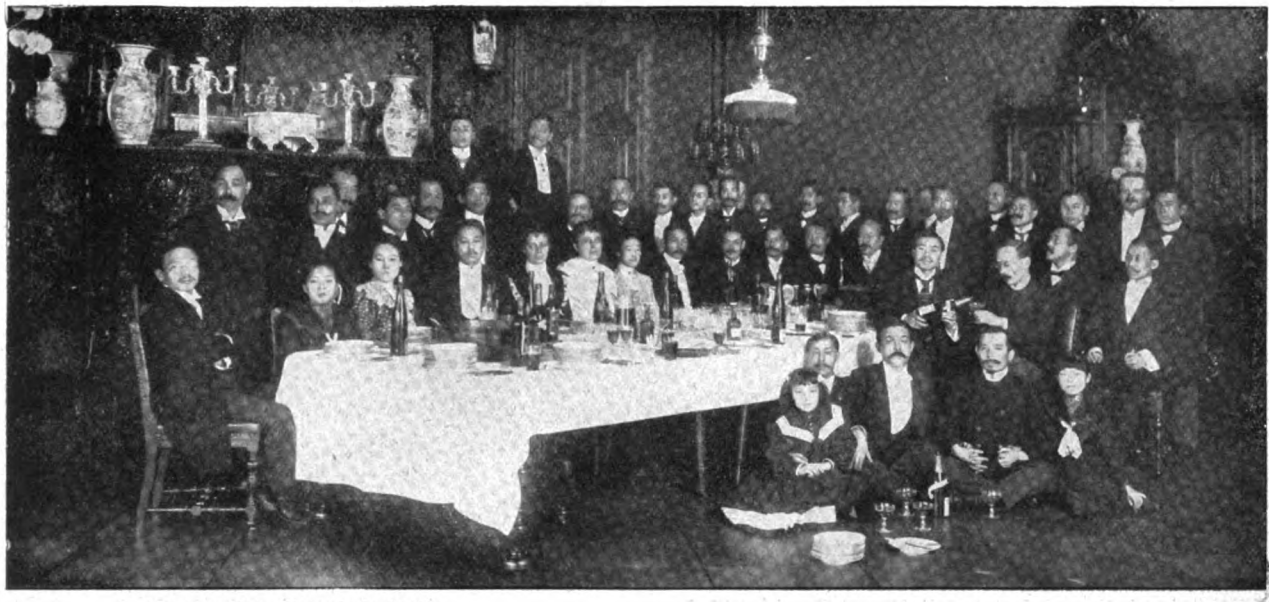
Das Strafgesetzbuch läßt sich nicht darüber aus, unter welchen Umständen Vorsatz, unter welchen Fahrlässigkeit anzunehmen ist. Die unentbehrlichen Regeln entnimmt der Richter der Wissenschaft, der Logik.

Die Rechtswissenschaft sagt: eine vorsätzliche Handlung liegt auch dann vor, wenn der Thäter nur mit dem dolus eventualis — auf halbdeutsch: dem eventuellen Vorsatz — handelt, d. h. wenn zwar der Thäter in erster Linie den Eintritt des strafbaren Erfolges nicht will, wenn er jedoch bei seinem Handeln voraussieht, daß jener Erfolg eintreten könne, und sich sagt, daß es ihm gleichgiltig sei, ob jener Erfolg entsteht. Dann hat er eben diesen Erfolg eventuell gewollt. Ein Beispiel: ein ungewandter Schütze zielt auf größere Entfernung nach einem Baumstamm, neben dem ein Mensch steht. Er sieht diesen und sagt sich im Bewußtsein seiner Unsicherheit: zwar willst du den Baum treffen; trifft du aber den Menschen und tötest ihn, so ist es dir auch recht. Dieser Schütze, sagt der Jurist, hat mit eventuellem Vorsatz gehandelt: tötet er durch seinen Schuß den Menschen, so hat er ihn auch töten wollen und ist deshalb des Mordes schuldig. Ein anderes: jemand hat seine Uhr in einem Zimmer anf einem Tisch neben andern Uhren liegen lassen; er geht im Dunkeln in das Zimmer und greift auf den Tisch mit dem Gedanken: bekommst du deine Uhr in die Hand, so ist es gut; bekommst du aber eine der fremden Uhren, so schadet es auch nicht, und du behältst auch die. Nimmt er so eine fremde Uhr an sich, so ist er ein Dieb: dolus eventualis; fahrlässigen Diebstahl giebt es nicht.

Auch bei der Beleidigung kann selbstverständlich der dolus eventualis vorliegen: in Heidelberg geht am Abend ein etwas angeheiterter Student — es giebt dort solche — über die Hauptstraße; er sieht seinen Verbindungsbruder herankommen, winkt ihm zu und ruft: „Heda, altes Haus!" Geht nun in diesem Augenblick in der Nähe des Herankommenden ein Fremder, auf den nach der äußeren Sachlage Wink und Ruf ebenfalls bezogen werden können, so ist dieser nicht beleidigt, wenn der erste Student ihn nicht gesehen, oder wenn ihm das Bewußtsein gefehlt hat, daß auf jenen seine Handlung bezogen werden könne. Der Student hat dann vielleicht fahrlässig den andern gekränkt, eine — strafbare — Beleidigung setzt aber den Vorsatz voraus. Hatte jedoch der Student die Sachlage begriffen und sagte er sich: „Wenn die Umstehenden meine Handlung auf den Fremden beziehen, so ist es mir auch recht," dann handelte er mit dem dolus eventualis und machte sich einer — allerdings geringfügigen — Beleidigung schuldig.

Vielleicht wird hieraus entnommen, daß der dolus eventualis ein echter Dolus ist, der nicht anders behandelt werden kann, als der direkt auf den strafbaren Erfolg gerichtete Vorsatz. Wenn — was mir nicht bekannt ist — vereinzelt Gerichtshöfe das Vorliegen des dolus eventualis in Fällen angenommen haben, in denen thatsächlich der Wille des Angeklagten bei seiner Handlung nicht danach beschaffen war, so würde dies nur beweisen, daß in jenen Fällen die Richter sich geirrt hätten. Der dolus eventualis ist aber ein notwendiger juristischer Begriff, notwendig, um scharf den Vorsatz abzugrenzen von der Fahrlässigkeit. Es wird auch Chirurgen geben, die mit ihrem Messer falsche Operationen ausgeführt haben — will man darum dem Mediziner das Messer entziehen?

Digitized by Google



Die japanische Kolonie in Berlin
feiert den Geburtstag des Kaisers von Japan.
Phot. Th. Diepenbach.

Bilder aus aller Welt.

Von den asiatischen Völkern steht uns Japan in Kultur und Sitte am nächsten. Sicherlich ist das vorwärtsstrebende Inselreich ganz Europa und in erster Linie Deutschland ein gefährlicher wirtschaftlicher Nebenbuhler, aber wir freuen uns des ebenbürtigen Gegners und achten seinen rastlosen Fortschritt. Jeder Japaner, der in der Fremde lebt, lernt mit großer Energie und mit bedeutendem Erfolg. Zu gute kommt ihm dabei seine anschmiegsame Natur, die sich schnell akklimatisiert. Aber trotz dieser internationalen Eigenart vergißt der Japaner nie seine nationale Natur, er hält überall mit den Stammesverwandten fest zusammen und feiert gemeinsam in der Fremde die nationalen Feste. So fand am 3. November in den Räumen der Japanischen Gesandtschaft in Berlin ein Festessen statt zur Feier des 51. Geburtstages des japanischen Kaisers Mutsuhito, der seit 34 Jahren sein Land

Eine Auto-Schnitzeljagd:
Die Sieger Graf und Gräfin Boos-Waldeck.
Hofphot. A. Huber.

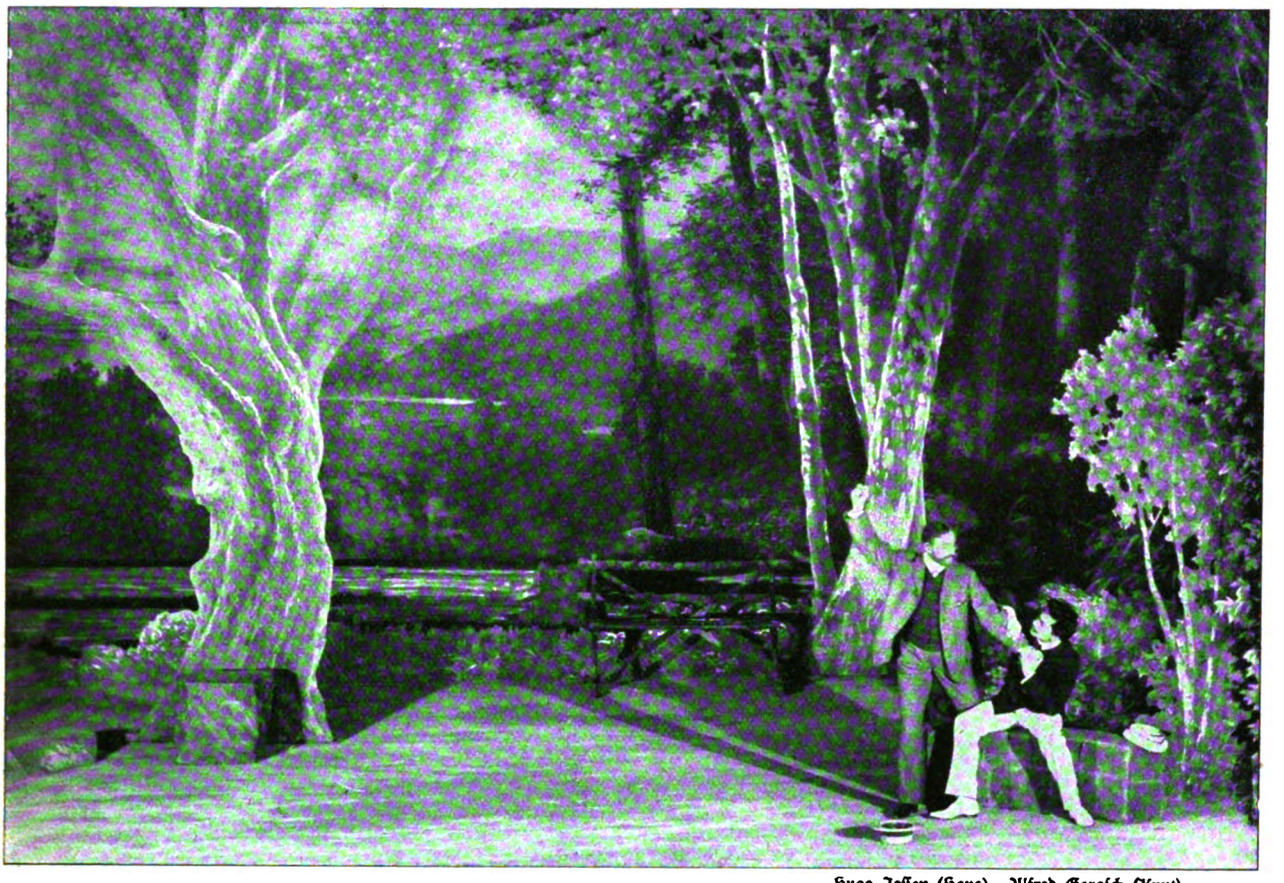
Frl. Hedwig Vorwerk. Frl. Emmy Heuser. Frhr. von Bissing. Hr. Borgmann. Frl. Marg. von Frankenberg.
Von der Wohlthätigkeitsvorstellung zum Besten eines Kinderheims in Wiesbaden:
Gruppe aus dem Lustspiel „Der Küchenjunge". (Hofphot. J. Jacob.)

mit unleugbarem Geschick und offenbarem Erfolg regiert.

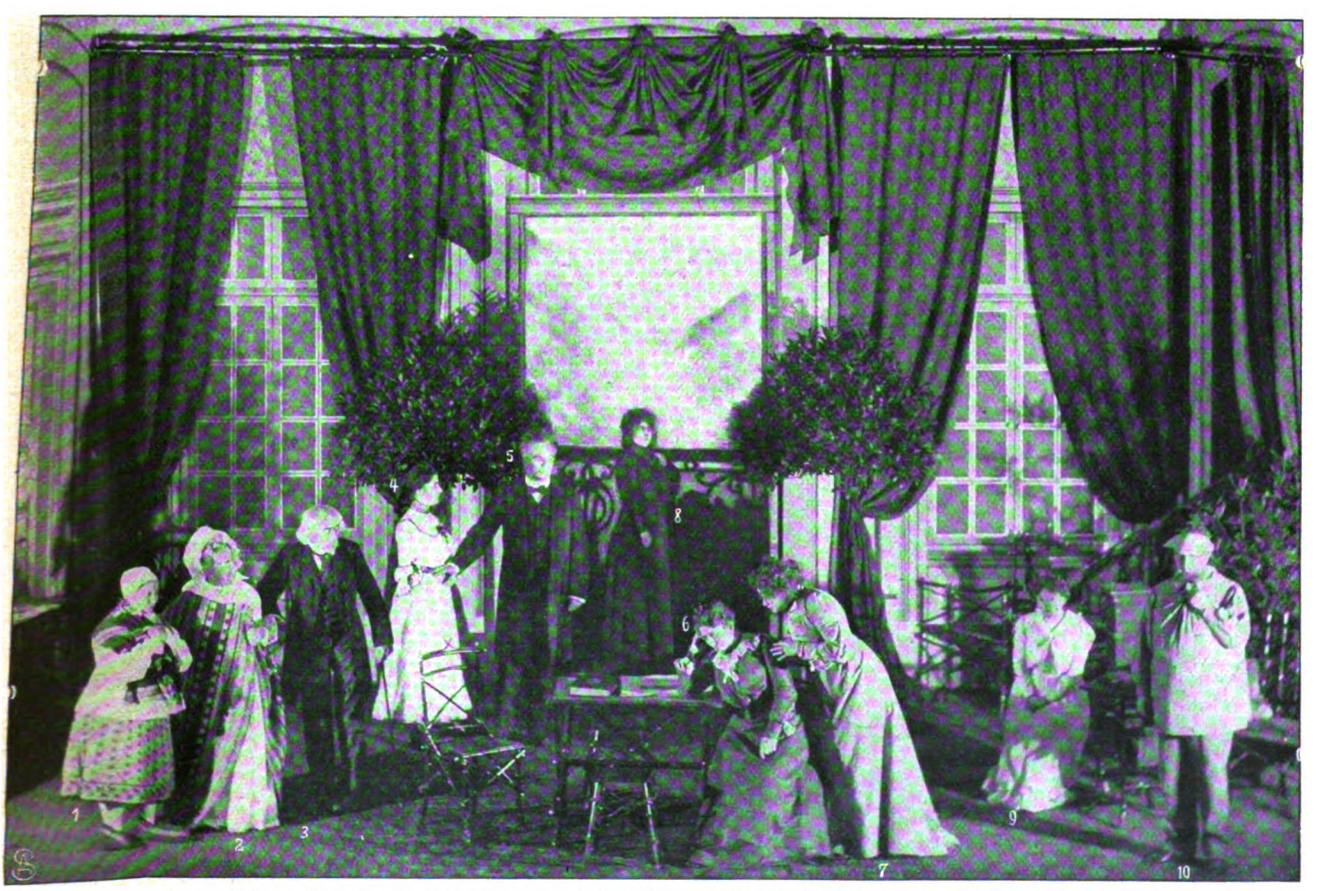
Eine Auto-Schnitzeljagd bedeutet einen neuen und großen Fortschritt in der Verwendung des pustenden und duftenden Kraftwagens. Bei der ersten derartigen Schnitzeljagd in Oesterreich wurden Graf und Gräfin Boos-Waldeck die Sieger.

In Wiesbaden fand zum Besten eines neuen Kinderheims im Königlichen Theater eine Matinee statt, die unter der Leitung des früheren Koburger Hoftheaterintendanten Herrn von Frankenberg stand. An den Prolog von Carmen Sylva schlossen sich die Aufführungen der Oper „Die Nürnberger Puppe" von Adam, des fröhlichen Schwanks „Der Küchenjunge" von Ephraim und des hübschen Balletidylls von B. von Uechtritz „Frühlingszauber", zu dem der junge Prinz Joachim Albrecht

Digitized by Google



Scene aus dem 3. Akt. Hugo Jessen (Hans). Alfred Gerasch (Knut).



Scene aus dem 2. Akt: 1. Philippine Brand (Lena). 2. Rosa Steinau (Kaja). 3. W. Schmidt-Haßler (Anton). 4. Martha Künniger (Cäcilie). 5. Egmont Richter (Dr. Rann). 6. Alexandrine Rossi (Margarete). 7. Emmy Rewolt (Maria). 8. Amalie Schurich (Josefine). 9. Martha Schneider (Mathilde). 10. Karl Krause (Dr. Ura). (Hofphot. H. Brandseph).

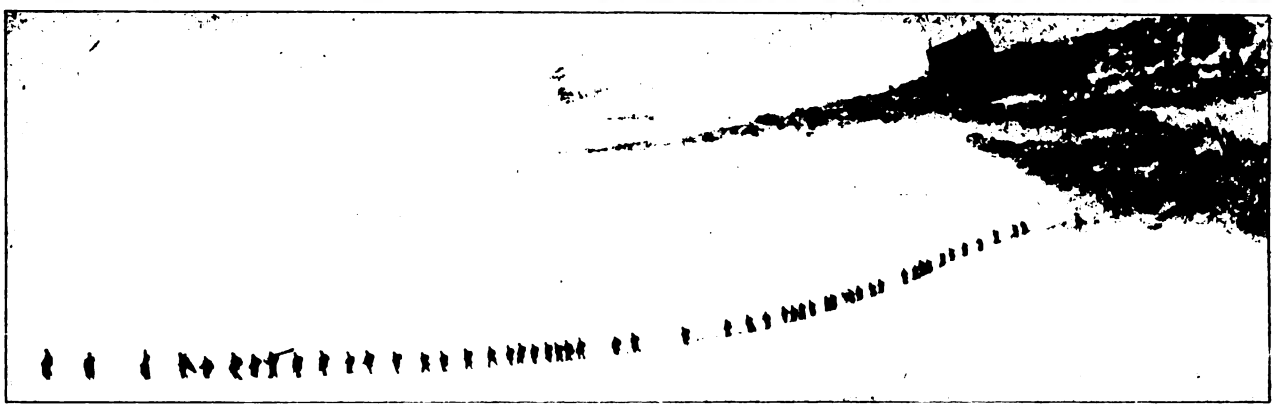
Die erste Aufführung von B. Björnsons neuem Drama „Auf Storhove“ im Stuttgarter Hoftheater.

Digitized by Google

eine stimmungsvolle Musik komponiert hat. — In Stuttgart wurde jüngst das neuste Werk Björnstjerne Björnsons, das dreiaktige Drama „Auf Storhove" erfolgreich aufgeführt. Es ist ein Familiendrama, das sich auf dem alten Familiensitz „Storhove" vor uns entwickelt und Wert und Segen der schaffenden Arbeit verherrlicht.

Ein Militärmarsch über die Alpen gehört durchaus nicht zu den unmöglichen Eventualitäten eines zukünftigen europäischen Krieges. Das 14. österr. Inf.-Rgt. stieg von Mayrhofen über den Schwarzensteingletscher zum Ahrnthal hinüber. Der Marsch dauerte bis St. Johann ungefähr zehn Stunden.

F. Hallberg.

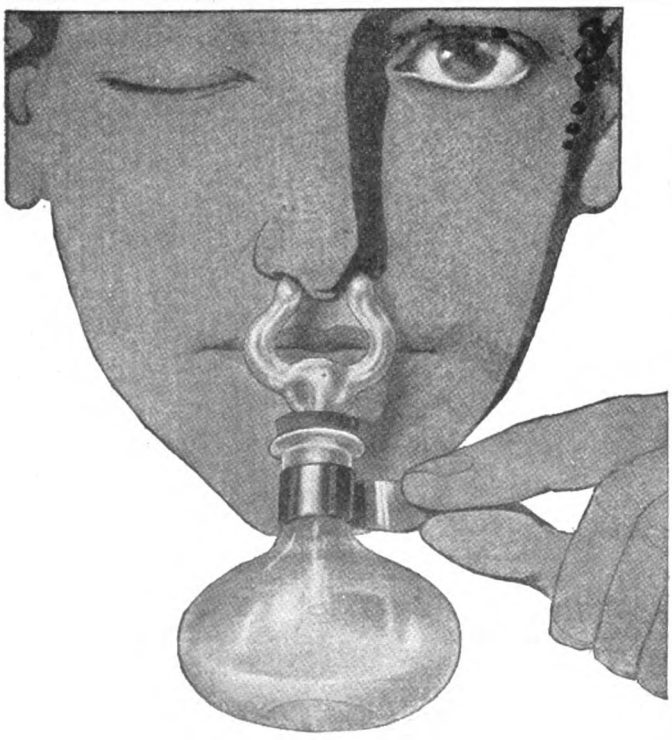


1. Abstieg vom Gletscher zur Leipzigerhütte. 2. Abstieg von der Leipzigerhütte.

Ein Militärmarsch über die Alpen: Der Uebergang des 14. österr. Inf.-Reg. über den Schwarzensteingletscher in den Zillerthaler Alpen.

Phot. Krauß, Stuttgart.

Schluss des redaktionellen Teils.



Ueber Schnupfen. Die vielfach verbreitete Meinung, daß ein Schnupfen „gesund" sei, und daß ein tüchtiger Schnupfen den Ausbruch anderer Krankheiten verhüten könne, ist irrig. Das geht schon daraus hervor, daß jeder Schnupfen mehr oder weniger mit Fieber verbunden ist. In zahlreichen Fällen ist der Schnupfen aber gar nicht einmal ungefährlich. Namentlich bei Kindern und bei Personen mit zarter Konstitution kann ein Schnupfen unter Umständen lebensgefährdende Komplikationen zur Folge haben, namentlich schwere Lungen- und Bronchialkatarrhe. Deshalb ist es ein wichtiges hygienisches Gebot, jedem Schnupfen ohne Verzug energisch entgegenzutreten. Als Mittel ist Forman anzuwenden, der neue Schnupfenäther, der auf der vorletzten Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Hamburg den anwesenden Professoren und Aerzten demonstriert und vom Referenten als geradezu ideales Schnupfenmittel bezeichnet wurde. Forman ist ein Kondensationsprodukt aus Formaldehyd und Menthol. Seine Anwendung ist eine sehr einfache. Bei leichtem Schnupfen genügt die Formanwatte, die in kleinen wohlfeilen Dosen verkauft wird, bei starkem Schnupfen wird der Formanäther (in Pastillenform) mittels eines kleinen Riechgläschens inhaliert. Das Eigenartige seiner Wirkungsweise ist, daß das Mittel fast momentan eine Erleichterung im Kopf und in den Nasengängen verschafft. Die Wirkung ist ganz frappant! Formanwatte kostet die Dose 30 Pf., zehn Formanpastillen 50 Pf. In allen Apotheken zu haben. Man frage seinen Arzt.

Digitized by Google

DIE WOCHE.

Nummer 48. Berlin, den 29. November 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 48.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	2197
Die Entwicklung unserer Straßenbahnen. Eine Verkehrsstudie von H. Katzer	2197
Excellenz Krupp †	2200
Lied aus der Märchenoper „Dornröschen" von Engelbert Humperdinck	2201
Die jüngsten deutschen Ausgrabungen in Aegypten. Von Professor Georg Steindorff	2202
Unsere Bilder	2202
Das Buch der Woche	2203
Die Toten der Woche	2204
Die Börsenwoche	2204
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	2205
„Kreuz wende dich." Roman von Fedor von Zobeltitz. (Fortsetzung)	2213
Studenten als Bauernknechte. Plauderei von Peter Rosegger	2218
Rekrutenleben. Von Karl August v. d. Pinnau. (Mit 7 Abbildungen)	2221
Wie heizen wir unsere Zimmer? Eine zeitgemäße Betrachtung von Dr. H. Haefcke	2224
Deutsche Oberbürgermeister. (5 Illustrationen)	2226
Brot auf dem Wasser. Erzählung von Rudyard Kipling. (Schluß)	2231
Auf dem See. Gedicht von Wilhelm Südel	2233
Ein neuer Cranach. Von Wilhelm Bode. (Mit 11 Abbildungen)	2235
Bilder aus aller Welt	2238

Man abonniert auf die „Woche":

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers" und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche": **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr., Ecke Karlstr. 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Johannisplatz 1; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstr. 38; **Essen a. Rh.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Mittelstr. 9, Ecke Schulstr.; **Hamburg**, Dornbusch 10; **Hannover**, Georgstr. 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohestraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfische Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstraße 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstraße 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstraße 30; **Stettin**, Breitestraße 45; **Stuttgart**, Königstraße 11; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.

in Holland bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": **Amsterdam**, Heerengracht 457,

in Dänemark bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": **Kopenhagen**, Kjöbmagergade 8,

in Nord-Amerika bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": **Newyork**, 611/621 Broadway.

Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Die sieben Tage der Woche.

19. November.

Der vermißte Matrose Kohler von der „Loreley" wurde in Phaleron verhaftet und gestand, den Unteroffizier Biedritzki ermordet zu haben.

Das serbische Ministerium Welimirowitsch hat seine Entlassung gegeben; die Neubildung des Kabinetts hat Zinzar Markowitsch übernommen.

Dem italienischen Königspaar wird eine zweite Tochter geboren, die den Namen Mafalda erhält.

20. November.

Kaiser Wilhelm stattet dem früheren englischen Ministerpräsidenten Lord Rosebery in Dalmeny einen Besuch ab. Nachmittags tritt er die Rückreise nach Deutschland an.

In dem ehemaligen Oranjefreistaat und Transvaal wird das Kriegsrecht aufgehoben.

21. November.

Im Reichstag teilt der Staatssekretär des Reichsschatzamts Freiherr von Thielmann mit, daß der Etat für 1903, der erst nach Weihnachten vorgelegt werden soll, mit einem Defizit von 150 Millionen Mark abschließt.

Eine von mehr als 5000 Gastwirten aus allen Teilen Deutschlands besuchte Versammlung in Berlin nimmt eine Protestresolution gegen die auf Einschränkung des Schankgewerbes gerichteten Bestrebungen der Synoden und Mäßigkeitsvereine an.

22. November.

Der Kaiser kehrt von seiner Englandreise nach Potsdam zurück.

In Villa Hügel bei Essen erliegt Friedrich Alfred Krupp einem Schlaganfall.

Der Vorsitzende des Bundes der Landwirte, Freiherr von Wangenheim, hat die Absicht aufgegeben, von seiner Stellung zurückzutreten.

Der Berliner Polizeipräsident von Windheim ist zum Regierungspräsidenten in Frankfurt a. O. ernannt worden.

Der Sohn des amerikanischen Gesandten Hunter in Guatemala hat einen Mann Namens Fitzgerald erschossen und sich dann in die Gesandtschaft geflüchtet. Zwischen den beiden Staaten herrschen Meinungsverschiedenheiten über die Zulässigkeit seiner Verhaftung.

Die venezolanische Regierung hat scharfen Protest gegen die Entsendung eines englischen Kriegsschiffs auf den Orinoko erhoben.

23. November.

Die Räumung Schanghais hat mit der Zurückziehung der japanischen Truppen begonnen.

24. November.

Der Kaiser reist zur Hofjagd nach Bückeburg.

In Havanna wird zur Unterstützung der streikenden Zigarrenarbeiter der Generalausstand proklamiert. Es kommt zu heftigen Straßenunruhen, bei denen vier Personen, darunter ein Hauptmann, getötet und viele verwundet werden.

25. November.

Der englische Kolonialminister Chamberlain tritt von Portsmouth und an Bord der „Good Hope" die Reise nach Südafrika an.

Die argentinische Regierung verhängte über die Provinzen Buenos Aires und Santa Fé den Belagerungszustand.

Das englische Unterhaus genehmigte die Brüsseler Zuckerkonvention.

26. November.

In Essen findet die Beerdigung Krupps statt, an der auch der Kaiser persönlich teilnimmt.

Die Entwicklung unserer Strassenbahnen.

Eine Verkehrsstudie von H. Katzer.

Wenn man auf das Verkehrswesen vergangener Zeiten zurückblickt, so findet man, z. B. bei den alten Römern, Vorrichtungen, dem dahinrollenden Wagen einen möglichst ebenen Weg zu schaffen, die sogenannten „Steingeleise", eine gleisartige Einrichtung, auf der die Lastwagen leicht und ruhig sich bewegen können.

Noch näher dem heutigen Schienenstrang stehen die schon vor drei Jahrhunderten in deutschen Bergwerken gebräuchlichen Holzgeleise, die später durch eisernes Material ersetzt wurden. Da die Fahrzeuge auf ihnen durch Pferdekraft be-

Digitized by Google

wegt wurden, so finden wir in diesen Anlagen die echten Vorfahren der späteren Pferdebahn, also auch der heutigen Straßenbahn.

Im Jahr 1824 erteilten die österreichischen Behörden die Erlaubnis zum Bau einer „Holz- und Pferdebahn", um zwischen Mauthausen und Budweis die Moldau mit der Donau zu verbinden. Noch in dem gleichen Jahr wurde diese „Mutter der modernen Straßenbahn" dem öffentlichen Verkehr übergeben. Ihre Schienen bestanden aus dünnen, langen Balken, die auf der Oberseite längs mit starkem Bandeisen beschlagen waren und mit den Unterseiten auf Querschwellen ruhten. Die Wagen glichen fast denen der „Ueberlandposten", nur daß statt der großen kleinere Räder dienten, die mit Spurkränzen versehen waren. Die Betriebskraft lieferte ein in Gabeldeichsel gehendes Pferd. Diese Bahn war übrigens die erste Schienenstrecke des europäischen Kontinents, die dem öffentlichen, besonders dem Personenverkehr diente, und ist es wohl auch in ihrer Art geblieben.

Wie fast immer, waren es wieder die Amerikaner, die den Wert solcher Bahnen für den Straßenverkehr erkannten, und so finden wir 1832 die erste Pferdebahn im heutigen Sinn in Neuyork eröffnet. In Europa sehen wir die Pferdebahn viel später ihren Einzug halten, erst im Jahr 1860 wurde in Birkenhead (England) die erste Pferdebahnlinie dem Verkehr übergeben. In Deutschland baute man wiederum fünf Jahre später die erste Pferdebahn, die in einer Länge von acht Kilometern Berlin und Charlottenburg verband und sich gut rentierte.

In Berlin selbst wurde zwar bereits im Jahr 1871 die „Große Berliner Pferdeeisenbahn-Aktiengesellschaft" (jetzt: „Große Berliner Straßenbahn") gegründet, aber es bedurfte doch erst der Erfolge einer auf der Wiener Weltausstellung 1873 eröffneten Pferdebahn, um den zuständigen Behörden die nötige Ueberzeugung von dem Wert derartiger Verkehrsmittel zu geben. Darauf wurde noch im Sommer 1873 die erste Berliner Pferdebahn konzessioniert und eröffnet, und zwar mit der Strecke „Rosenthaler Thor—Gesundbrunnen".

Nun schien auch für das übrige Deutschland plötzlich das Bedürfnis, Straßenbahnen zu bauen, erwacht zu sein. So sehen wir 1872 in Leipzig sowie in Hannover und 1874 in Dresden, allerdings mit Hilfe englischer Gesellschaften, Pferdebahnen entstehen, die man nach amerikanischem Vorbild zunächst probeweise mit Maultieren betrieb, doch wurden sie bald durch Pferde ersetzt, da der störrische Charakter der Maultiere zu oft Verkehrsstörungen hervorrief. Ja selbst kleine Städte, wie Döbeln, Riesa u. s. w., leisteten sich den Luxus einer Straßenbahn.

Was das Schienenmaterial der ersten Pferdebahnen anbelangt, so verwendete man anfangs gewöhnlich das sogenannte Holzlängsschwellensystem, d. h., man befestigte, ähnlich wie bei jener „Mutter der Straßenbahn" von 1824, verkehrt u-förmige Eisenschienen mittels kleiner Winkeleisen auf dünnen Holzbalken. Derartige Schienen erhielten sich auf einzelnen Teilstrecken in manchen Städten bis zum Jahr 1893, z. B. in Dresden auf der Marschallstraße, doch wichen sie hier, wie überall, spätestens mit der Einführung motorischer Betriebsarten. Neben diesem Holzlängsschwellensystem begann man frühzeitig mit Versuchen, völlig eisernes Material zu verwenden, da man die Unzulänglichkeit und geringe Dauerhaftigkeit der hölzernen Längsschwelle bald erkennen mußte.

An sich wäre die Lösung durch Verwendung der Eisenbahnschiene leicht gewesen, wenn nicht die Schwierigkeit der Herstellung eines für den Spurkranz des Rades freizuhaltenden Raums gewesen wäre. Für das Stadtinnere versuchte man sein Heil anfangs mit dem Aneinanderschrauben zweier sogenannter Vignolschienen, einer kleineren Abart der großen Eisenbahnschienen, womit man auch ganz gute Erfolge erzielte. Die beste Lösung brachte jedoch die Erfindung der noch heute überall, allerdings in mancher Abwandlung gebräuchlichen breitfüßigen Rillenschiene.

Der allerkostspieligste Teil des Pferdebahnbetriebs waren die Pferde, nicht eigentlich an sich, d. h. der Anschaffungskosten wegen, sondern weil sie ununterbrochen, gleichviel, ob während des meist zwei- bis dreistündigen Dienstes, oder während der Ruhepausen, bedeutende Kosten verursachten. Diese Kostspieligkeit der Verwendung tierischer Kraft im Straßenbahnbetrieb ließ schon früh den Wunsch auftauchen, die Tierkraft durch Maschinenkraft zu ersetzen.

Die ersten Versuche stellte man mit dem Dampf an und erzielte auch derartige Erfolge, daß man schon anfing, die Lösung der Frage in dieser Richtung zu erhoffen. Aber bald erkannte man doch die Unmöglichkeit der Einführung dieser Betriebsart in den inneren Stadtteilen. Nicht nur, daß die Anwohner der befahrenen Straßenzüge durch den Dampf, Ruß und Lärm arg belästigt wurden, sondern auch die Straßen, sowie die Fahrgäste wurden mehr benachteiligt, als ihnen das Verkehrsmittel nutzte.

So richtete man denn sein Augenmerk auf die Elektrizität, und die Hoffnung stieg wieder um ein Bedeutendes. Waren auch Versuche, die man schon 1851 und 1855 anstellte, an technischen Hindernissen gescheitert, ebenso ein Versuch 1878 von Green in Nordamerika, so versprachen doch die Erfindungen Werner v. Siemens großen Erfolg, da sie zuerst eine praktische Probe überraschend bestanden.

Nachdem der genannte große Elektriker 1879 auf der Berliner Industrie- und Gewerbeausstellung nach seinen Ideen eine Probebahn von 300 Metern Länge mit großartigem Erfolg vorgeführt hatte, wurde vom Anhalter Bahnhof in Großlichterfelde bei Berlin nach der dortigen Kadettenanstalt 1880 eine elektrische Bahn erbaut, die am 12. Mai 1881 als die erste elektrische Bahn der Welt eröffnet wurde. Doch wiederum schlugen die Hoffnungen fehl; die Bahn und ihr Stromzuleitungssystem (durch die Schienen) eigneten sich wohl für das verkehrsarme Lichterfelder Gebiet, aber niemals für den Verkehr einer Großstadt.

Bessere Erfolge hatten schon die 1883, beziehungsweise 1884 eröffneten elektrischen Bahnen von Mödling nach Vorderbrühl, oder von Frankfurt a. M. nach Sachsenhausen, bei denen das erste Mal eine Art Oberleitungssystem zur Ausführung gelangte; aber auch hier war die Technik noch nicht derartig, daß eine allgemeinere Einführung ermöglicht wurde. Und so schlief die gute Sache, wenigstens für die Außenwelt, in Deutschland auf fast zehn Jahre ein.

In dieser Zeit griffen die Nordamerikaner mit der ihnen eigenen Energie den Gedanken, Straßenbahnen elektrisch zu betreiben, auf. Es gelang Sprague, in der Rollenkontaktstange ein Mittel zu finden, das die Frage des elektrischen Straßenbahnbetriebs mit einem Schlag der praktischen Verwertbarkeit entgegenführte. Im Jahr 1887 gelangte die erste Bahn mit Rollenkontakt durch die Thomson-Houston-Company zur Ausführung, und mit überraschender Schnelligkeit begann nun das elektrische Straßenbahnwesen mit Oberleitung emporzublühen. In Deutschland wurde 1890 als erste mit Oberleitungssystem Thomson-Houston versehene Bahn die Bremer Straßenbahn eröffnet; im Jahr 1894 rechnete man für Deutschland allein 350 Kilometer elektrische Bahn mit 550 Motor- und 420 Anhängewagen.

Ungefähr gleichzeitig mit Spragues Kontaktstange konstruierte Siemens seinen Kontaktbügel, der manche Vorteile vor dem „Rollenkontakt" besitzt. Namentlich in seiner heutigen Gestalt arbeitet er sicherer, geräuschloser, und vor allem strengt er die Leitung nicht so an wie der Rollenkontakt, der, fortwährend der Entgleisung ausgesetzt, die Leitung stets in Gefahr der Zerstörung bringt.

Während so die Elektrizität sich eine Straßenbahn nach der andern eroberte, versuchte man von anderer Seite weitere Kräfte für den Straßenbahnbetrieb dienstbar zu machen, oder dem elektrischen Strom als Konkurrenten gegenüberzustellen. Abgesehen von einigen mehr oder weniger im Stadium des Versuchs gebliebenen Probebetrieben, sind es namentlich zwei Kräfte, die relativ geeignet sind, sehr wohl bei Neuanlagen dem elektrischen Betrieb die Wage zu halten: das Gas und der Dampf — der Dampf allerdings in indirekter Anwendung als Beweger eines „endlosen" Drahtseils oder Kabels, das von einer Station, der „Zentrale", aus unter dem einen Geleise hin-, dem andern herbewegt wird. An dieses fort-

Digitized by Google

während kreisende Seil können die Wagen mittels einer einfachen Vorrichtung angeklammert werden, worauf sie mitgeschleppt werden; will der Wagenführer halten, so setzt er diese Klammer außer Thätigkeit, worauf der Wagen mittels der bekannten Handbremse zum Stehen gebracht wird. Derartige Seil- oder Kabelbahnen wurden zuerst in San Francisco, später in Melbourne und Paris gebaut, neuerdings verwandelte man Pferdebahnen in London verschiedentlich in Kabelbahnen. Besonders auf starken Steigungen erweisen sie sich jeder andern Betriebsart, auch der Elektrizität, völlig überlegen.

Die „Gasbahn" verdankt dem Bestreben der Verkehrstechniker ihre Erfindung, Straßenbahnwagen mit Betriebskraft zu versehen, ohne über noch unter der Strecke irgendwelche Bauten vornehmen zu müssen. Bereits 1892 erbaute der Ingenieur Luhrig für die Deutsche Straßenbahngesellschaft in Dresden einen Gasmotorwagen, aber ehe der Erfinder noch verschiedene Mängel seines sonst sehr betriebsfähigen Wagens beseitigen konnte, riß ihn der Tod hinweg. Seine Versuche wurden von der „Gas Traction Company, Ld.", die Luhrigs Patente erwarb, mit so gutem Erfolg fortgesetzt, daß diese Verkehrsgesellschaft im Jahr 1894 in Dresden einen regelrechten Gasmotorwagenverkehr einrichtete, der bis zum 31. März 1896 bestand.

Auch in England, sowie in Dessau hat sich der Gasbahnbetrieb gut bewährt. Eine Bedingung für den erfolgreichen Betrieb von Straßenbahnen mittels Gas darf allerdings nicht verschwiegen werden: die Strecke darf nicht zu viel Steigung aufweisen, auch darf der Wagen mit Fahrgästen nicht übermäßig belastet werden, wie es in großen Städten zu gewissen Tages- und Jahreszeiten in unvorhersehbarem Maß zuweilen zu geschehen pflegt, weil der Gasmotorwagen, wie alle automobil betriebenen Fahrzeuge, keine unbegrenzte Beanspruchung seiner Kraftreserve verträgt.

Alle diese Versuche, der elektrischen Straßenbahn einen empfindlichen Gegner zu schaffen, hatten nur den Erfolg, daß die Elektrotechniker geradezu fieberhaft an der Verbesserung des elektrischen Betriebs arbeiteten, und es gelang ihnen, diesen Betrieb auf eine so hohe Stufe der Vollendung zu bringen, daß er heutzutage keine Konkurrenz zu fürchten braucht. So gelangte man durch die Erzielung praktisch für den Straßenbahnbetrieb verwendbarer elektrischer Akkumulatoren einen großen Schritt vorwärts auf dem Weg, den Wagen unabhängig von der durchfahrenen Strecke, wenigstens auf einem Teil, zu machen.

Die Versuche, Akkumulatoren für den Fahrverkehr zu verwenden, reichen ziemlich weit zurück. Schon im Jahr 1891 setzte die Dresdner Straßenbahn einen Decksitzwagen mittels Akkumulatoren in Betrieb, doch scheiterten ihre Bemühungen einesteils wohl an der Kleinheit und Schwäche der Anlage, andernteils aber wohl auch infolge des damaligen Streckenzustandes, der sich, da zum Teil noch Holzlängsschwellenschienen lagen, dem Experiment nichts weniger als günstig erwies. Trotzdem setzte man in andern Städten unverdrossen die Versuche fort, die endlich derartigen Erfolg hatten, daß man in Hannover am 10. September 1895 die Akkumulatoren für den inneren Stadtbetrieb einführte. Die Außenstrecken wurden mittels der schon seit dem 20. Mai 1893 eingeführten Oberleitung befahren, die Durchkreuzung der inneren Stadt geschah aber mittels Akkumulatoren, ein System, das als sogenannter „gemischter Betrieb" auch an vielen Orten, wie Dresden, München, Berlin, Wien u. s. w., mit bestem Erfolg in Anwendung kam und, mit alleiniger Ausnahme Berlins, noch heute in schönster Blüte steht.

Der sogenannte „reine" Akkumulatorenbetrieb hingegen ist auch heute noch eine verhältnismäßige Seltenheit, wenn auch z. B. die Hagener Straßenbahn schon seit 1896 ihre Linien mit Akkumulatoren betreibt. Ebenso finden wir in Paris, Amerika u. s. w. Bahnen mit „reinem" Akkumulatorenbetrieb, aber überall ziemlich selten.

Ein weiterer Zweig des elektrischen Betriebs, der durch die Scheu vor der Oberleitung hervorgerufen wurde, ist der sogenannte Unterleitungsbetrieb, dessen Prinzip in folgendem besteht: unterhalb des Pflasters, unter der einen oder beiden Schienen werden verschieden gegrabene Kanäle hergestellt, in denen die elektrische Leitung gelegt wird. An letzterer gleitet eine geeignete Kontaktvorrichtung, die außerdem bei dem auch hier vorkommenden Mischbetrieb auswechselbar ist. Allen Unterleitungssystemen gemeinsam ist ihre außerordentliche Kostspieligkeit und ihre ganz besonders auf kürzeren Strecken auftretende Unzuverlässigkeit bei ungünstigem Wetter.

Daß bei großen Anlagen, wie in Budapest und in Brüssel, die Betriebssicherheit größer, die Erfolge also besser sind als anderswo auf kleineren Strecken, kann hier nicht als maßgebend erachtet werden; auf jeden Fall liegt die Hoffnung der Straßenbahntechniker auf oberleitungslosen, elektrischen Betrieb nicht in dem Unterleitungssystem, sondern im Akkumulatorenbetrieb begründet und mit Recht! Es muß als Ideal angestrebt werden, unsere Straßenbahnen so unabhängig wie möglich von der Strecke zu machen, und das ist in elektrischer Beziehung allein vom Akkumulatorenbetrieb, nicht aber von der kostspieligen, schwierige Unterpflasterbauten verlangenden Unterleitung zu erwarten.

Es erübrigt nun noch, einen kurzen Blick auf die weitere technische Entwicklung der Straßenbahnstrecken, sowie des rollenden Materials zu werfen.

Während man im Anfang die Spurweite der Gleise denen der Dampfeisenbahn gleich herstellte, die sogenannte Normalspur (1,435 Meter) verwendete, tauchte doch bald das Bedürfnis auf, namentlich für die engeren Straßen kleinerer Städte, eine kleinere „Spur" zu finden. Als die beste erwies sich die jetzt überall bei kleineren Straßenbahnen angewandte Einmeterspurweite, die in Deutschland wenigstens in weitaus mehr Betrieben zur Anwendung gelangt ist, als die Normalspur. Um ruhigeren Gang der Wagen zu erzielen, hat man besondere, verschieden beschaffene Laschen (Schienenverbindungsstücke) erfunden, die sich sehr gut bewähren; trotzdem bleibt ein Haupterfordernis ein guter, fester Unterbau, der überflüssiges Niederbiegen der Schienen von selbst verhindert. Die heutigen Straßenbahnwagenkasten weichen im Prinzip von den früheren eigentlich nur durch Größe, festere Bauart und elegantere Ausstattung und natürlich durch die Konstruktion der Untergestelle ab. Anstelle der alten, am Wagendach hängenden Klingel wendete man schon zeitig die Riedelsche Patentglocke, die gleichzeitig Bremsgriff und Warnungsinstrument darstellt, an. Neuerdings kam die weniger empfehlenswerte Fußglocke auf. Auch verbesserte man die Handbremsen durch eingeschaltete Federapparate, wodurch dem Wagenführer das Bremsen bedeutend erleichtert wird.

In welch großartiger Weise übrigens der elektrische Betrieb fördernd sowohl auf die Entwicklung des Straßenbahnwesens an sich, sowie auch auf die Entfaltung der damit verbundenen Industrien eingewirkt hat, beziehungsweise einwirken muß, geht wohl am besten aus einigen kurzen Zahlenbeispielen hervor.

Berlin besaß	1892	etwa	1600,	1902	etwa	3300	Wagen
Dresden	„	„	200,	„	„	700	„
Leipzig	„	„	170,	„	„	600	„
Chemnitz	„	„	34,	„	„	200	„

Hierbei muß allerdings bemerkt werden, daß in Bezug auf den elektrischen Betrieb Motor- und Anhängewagen, in Städten mit mehreren Straßenbahngesellschaften sämtliche Wagen zusammengezählt wurden; hingegen beziehn sich die Chemnitzer Angaben auf das Wachstum der einen dortigen Gesellschaft.

Nachdem wir nun die ganze Entwicklung unserer Straßenbahnen überblickt haben, wollen wir noch einige kurze Blicke auf die Bestrebungen richten, die indirekt den Straßenbahnen verwandte Verkehrsmittel betreffend, auch hier die Entfernung der tierischen Zugkraft zum Ziel haben.

Hierher gehört in erster Linie der elektrische Omnibus, der als gleislose Straßenbahn durch den Dresdner Elektroingenieur Schiemann für verkehrsärmere Gegenden erstmalig, wenigstens für Deutschland und den Oberleitungsbetrieb, mit der Bielathalmotorbahn in Königstein (Elbe) in die Schar moderner Verkehrsmittel eingereiht wurde.

Digitized by Google

Die Oberleitung ist jener der „echten" Straßenbahn ähnlich, nur muß hier ein Doppeldraht zur Anwendung gelangen, da von einem genügenden „Erdschluß", wie ihn Schienen bilden, nicht die Rede sein kann, mithin ein Draht die Zu-, ein anderer die Rückleitung des Stroms zur Kraftstation zu besorgen hat. Die Motorwagen gleichen größeren Omnibussen, denen nur die Decksitze fehlen, da auf dem Wagendach die beiden Stromleiter angebracht sind. Auf dem Kutscherbock befindet sich der Schaltapparat, der von dem der „Elektrischen" prinzipiell wenigstens kaum abweicht. Eine ähnliche Bahn wurde 1902 vom Dresdner Arsenal nach dem Vorort Klotzsche erbaut, doch harrt sie zur Zeit noch der Eröffnung.

Weitere Versuche, Omnibusse mittels Akkumulatoren elektrisch zu betreiben, werden neuerdings von verschiedenen deutschen Omnibusgesellschaften mit gutem Erfolg angestellt. Auch mittels Gas-, Benzin- und Petroleummotoren (System Automobil) hat man hier und da zufriedenstellende Versuche gemacht, ohne allerdings bis jetzt zu abschließenden Erfolgen gelangt zu sein.

So sehn wir im Anfang des neuen Jahrhunderts immer schärfer den Kampf sich erheben, dessen Ausgang die völlige Beseitigung der tierischen Kraft aus dem Verkehr bedeutet, fängt doch sogar unsere alte, weltberühmte Droschke schon an, „automobile" Gedanken zu nähren.

Excellenz Krupp †

(Hierzu die Bilder auf Seite 2205 u. 2206.)

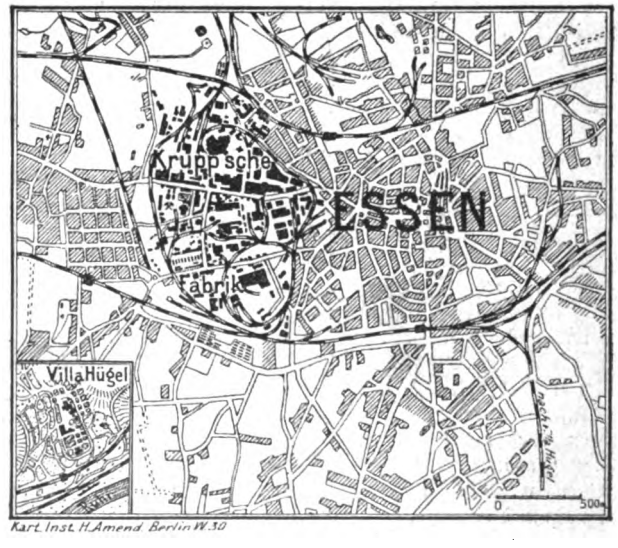
Am Nachmittag vor Totensonntag ist Friedrich Alfred Krupp auf seinem Schloß, der Villa Hügel bei Essen, einem Gehirnschlag erlegen. Sein Name war ein Faktor, mit dem in aller Herren Ländern gerechnet wurde. Er war der Gebieter eines Industriestaats, wie Deutschland einen ähnlichen noch nicht gesehen hat. Als Wirklicher Geheimer Rat der Krone Preußen führte er das Prädikat Excellenz. Die Nobilitierung hat er nach dem Beispiel seines Vaters wiederholt zurückgewiesen. Seine wenig robuste Natur war Aufregungen, die in den letzten Wochen in ungewöhnlicher Form an ihn herangetreten sind, nicht gewachsen, was zu seinem plötzlichen Tod geführt hat. Als er am Mittwoch in Essen zu Grabe getragen wurde, ist der Deutsche Kaiser seinem Sarg gefolgt.

Friedrich Alfred Krupp hatte keine Jugendfreude. Er war ein schwächliches, krankes, zartes Kind. Wie zum Hohn hatte ihn das Geschick in eine phantastische Fülle irdischen Glücks hineingesetzt. Es hatte ihn nicht geformt wie seinen Vater, der elastisch war, zäh, hart und schneidig wie eine Klinge aus dem besten Stahl, den er schmiedete; es hatte ihm nicht die starken Schultern gegeben, dies Glück zu tragen. Als Friedrich Alfred herangewachsen war, als er sein Erbe angetreten hatte, wurde er den Gedanken nicht los, daß seine Persönlichkeit absteche gegenüber dem, was sein Namen bedeute. Er peinigte sich, indem er sich selbst immer und immer wieder die Ueberzeugung vorhielt, er diene dem Interesse seines Werks, wenn er dessen Repräsentation wie Leitung andern überlasse. Nur wo sein Direktorium darauf bestand, trat er mit seiner Person hervor. Es war das namentlich, wenn Fürstlichkeiten ihn zu sehen wünschten. „Hohe Ehre für mich!" lächelte er mit besonderem Gesichtsausdruck, wenn solche Forderung an ihn gelangte. Man hielt die Bemerkung für einen Ausdruck kräftigen Selbstgefühls. Vielleicht war sie auch aus dem Gegenteil zu erklären.

Der Gang des technischen wie des kaufmännischen Betriebes seiner Werke interessierte ihn lediglich von bestimmten Gesichtspunkten aus. Im allgemeinen regierte er nur, so weit er sich aus Pietät gegenüber den Grundsätzen seines Vaters hierzu für verpflichtet hielt. Wirklich ständigen Einfluß übte er allein zur Durchführung seiner Forderung aus, daß über die Fabrikation von Kriegsmaterial die von Material für Verkehr und Handel nicht zurücktreten dürfe. Als er den Ankauf der Kieler Germaniawerft sanktionierte, war der entscheidende Gedanke für ihn der, daß man dort in Zukunft neben Kriegsschiffen ja auch Kauffahrteischiffe bauen könne. Daß man ihn den Kanonenkönig nannte, war ihm ein Gegenstand ständigen Aergers.

Repräsentation, Technik und das Kommerzielle überließ er also, so weit wie irgend möglich, seinem Direktorium. Ein Gebiet indessen behielt er seiner ganz speziellen Aufsicht vor, nämlich das Wohlfahrtswesen. Hier zu organisieren, hier thätig zu sein, war etwas, was ihm lag; und da er durchaus kein unbedeutender Kopf war, da ihm ferner unbegrenzte Mittel zur Verfügung standen, hat er auf diesem Gebiet sehr Erhebliches zuwege gebracht. Der Verwirklichung seiner Ideen hoffte er auch zu dienen, indem er ein Reichstagsmandat annahm. Was Krupp als Philanthrop gewesen, ist in Wort und Bild an dieser Stelle wiederholt dargethan worden. Auch heute geben wir (S. 2206) die Ansicht einer der von ihm geschaffenen Arbeiterkolonien. Ein zweites Bild führt uns an die Ausgabestelle der — übrigens durchaus liberal verwalteten — Bibliothek für Angestellte und Arbeiter der Essener Gußstahlfabrik. Man sagt immer, daß nur Leute, die selbst nichts besitzen, freigebig seien. Krupps Handeln war unter den nicht seltenen Beispielen für die Unrichtigkeit dieser Ansicht besonders beweiskräftig.

Es war aber das Mißgeschick Krupps, vor dem ihn seine Millionen nicht bewahrt haben, daß es ihm versagt blieb, seelisch zur Ruhe zu kommen. Er widmete sich seiner Thätigkeit als praktischer Sozialpolitiker mit wahrem Feuereifer und trug sich bis zu seinem Tod mit Ideen, über deren Verwirklichung er sann und grübelte. Er wollte auf diesem Feld Persönliches leisten und glaubte es auch zu thun; er hielt dafür, daß er einen Anspruch habe auf Anerkennung, daß namentlich an der Reinheit und Lauterkeit seiner Absichten ein Zweifel nicht bestehen dürfe. Da kam das Wort von den Scharfmachern auf, das sich bald in die Formel „die Krupp, Stumm und Genossen" umsetzte. Krupp war außer sich und auf das Tiefste verletzt; er war empört, wenn er auf irgendeine Zusammenstellung seiner Person mit Stumm stieß, dessen System er verwarf, was übrigens seinen im allgemeinen leidlichen persönlichen Beziehungen zu dem „König von Saarabien" keinen Eintrag that. In der That waren dieser und er grundverschiedene Persönlichkeiten. Der Hallberger würde nie und nimmer seinen Zorn hinabgeschluckt



haben, wenn er fortgesetzt mit publizistischen Leistungen identifiziert worden wäre, die sich mit seiner persönlichen Ansicht durchaus nicht deckten, oft sogar ihr direkt widersprachen. Krupp that es um persönlicher Rücksichten willen, hat aber schwer darunter gelitten. Er war keine Autokratennatur; das frohe Selbstvertrauen des Herrn von Neunkirchen war nicht seine Art. So waren seine letzten Jahre für ihn Jahre ständiger Depression des Gemüts.

Digitized by Google

All diesen Widerwärtigkeiten gegenüber war sein Aufenthalt auf Capri für ihn die Oase, die ihm immer wieder Lebensmut und Erholung spendete. Jahr für Jahr wiederholte sich die Reise nach dem Süden. Der kranke Leib seiner Jugend war ihm geblieben; nur wenn er von Capri nach Villa Hügel zurückgekehrt war, fühlte er sich auch körperlich für eine Weile wieder leistungsfähig. Er liebte Capri; und nun, gerade in Verbindung mit Capri hat ihn der empfindlichste Schlag getroffen, dem seine sensible Natur ausgesetzt war. Er hat ihn nicht überstanden.

Eine kleine Anekdote noch. Einer der Großen der Berliner Industrie unterhielt sich einst mit Krupp. Man sprach von den Wurzeln der beiderseitigen Kraft. „Wir sind groß geworden," so erzählte die Essener Excellenz, „weil wir alle Leute, die uns etwas zu können schienen, an uns gezogen haben, auch wenn wir im Augenblick nicht wußten, wie wir sie verwenden sollten. Wer etwas war, hat dann den Platz, für den er geeignet war, schon selbst gefunden. Dies System hat uns sehr wesentlich mit emporgebracht."

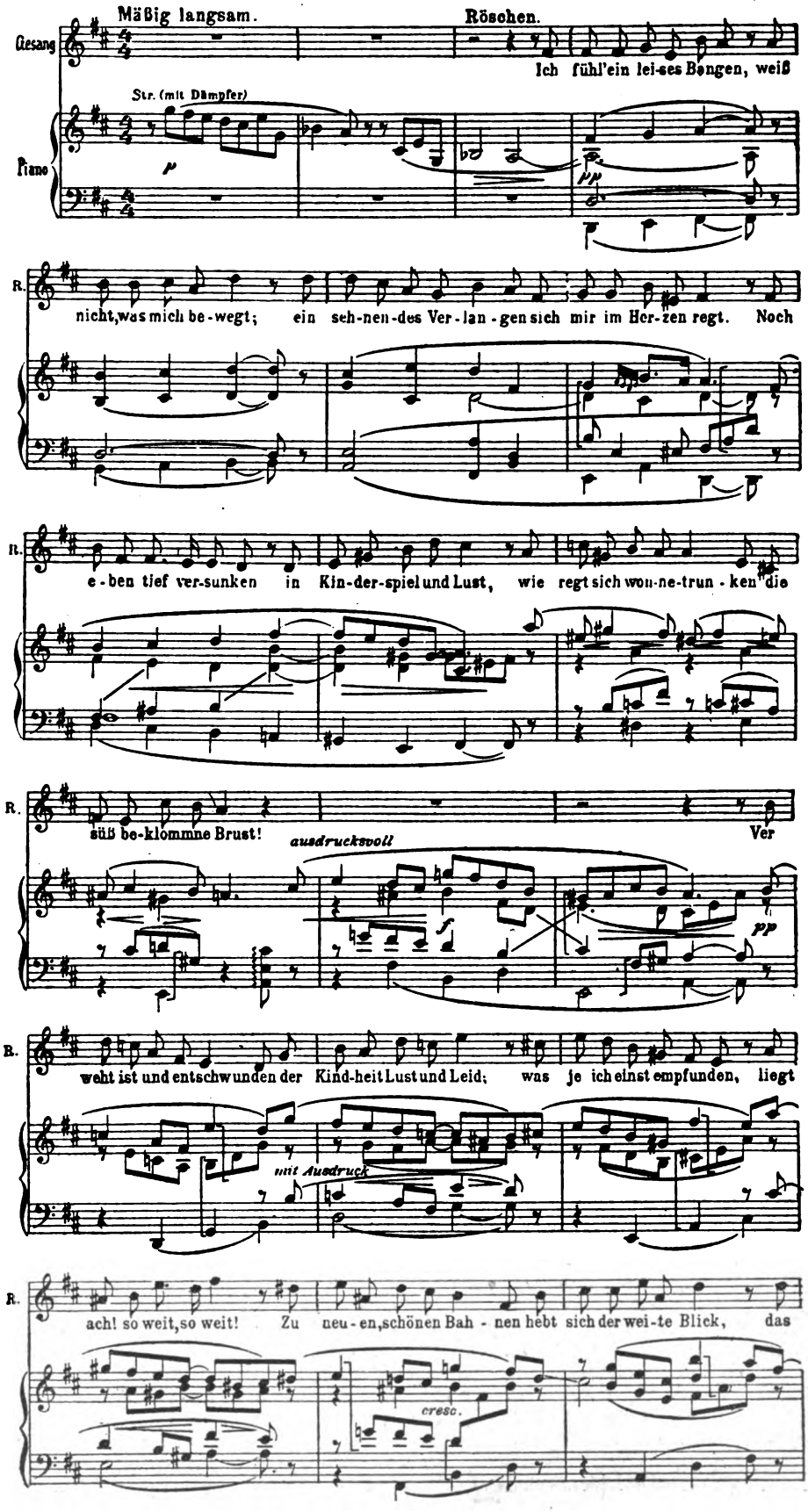
Eine andere, dem großen Publikum bisher nur wenig bekannte Kleinigkeit. Die Essener Konsumanstalt für die Arbeiter und Angestellten der Gußstahlfabrik ist ein riesiges Geschäftshaus für sich; überall, wo Kruppsche Arbeiter in halbwegs genügender Anzahl bei einander wohnen, in allen Stadtteilen, in allen Kolonien errichtet sie Filialen; Konfektion, Schlächterei, Bäckerei, Kohlenhandel, Waschanstalt, Kaffeeschänken und dergleichen mehr sind mit ihr verbunden. All dies ist nicht neu. Wenig bekannt aber ist, daß das Haus Krupp, wenn es heute derartige schöne und nützliche Dinge in großem Umfang in den Handel bringt, im Grunde nur den Traditionen der Familie Folge giebt. Friedrich Krupp, der Vater Alfreds, und der Großvater des jetzt verstorbenen Geheimen Rats war, als er auf die Idee kam, die Fabrikation von Stahl in der Essener Gegend einzuführen, Kaufmann. Er hatte ein offenes Geschäft, in dem neben Lebensmitteln alle Dinge der Welt zu haben waren. Aus dem Viktualienhandel sind Mittel geflossen, die es Friedrich Krupp ermöglicht haben, den Grundstein zu dem Riesenwerk, das inzwischen erstanden ist, zu legen.

A. Zimmermann.

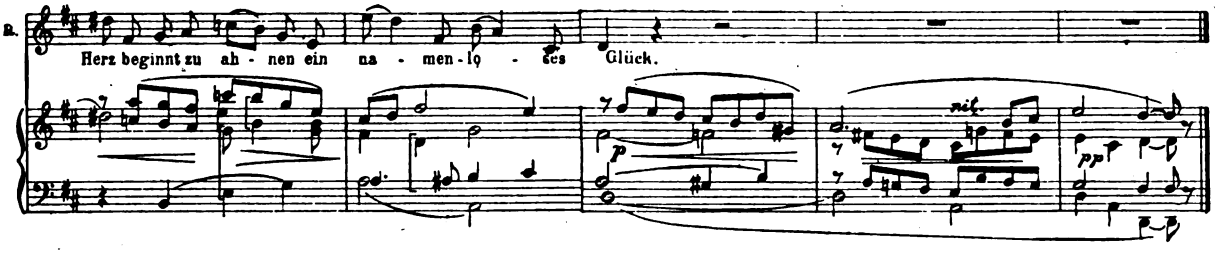
LIED

aus der Märchenoper „Dornröschen"

von *Engelbert Humperdinck.*



Digitized by Google



Die jüngsten deutschen Ausgrabungen in Aegypten.

(Zu den Bildern auf Seite 2208.)

Nachdem in der politisch thatenlosen Zeit zu Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine von Friedrich Wilhelm IV. nach Aegypten entsandte Expedition dem preußischen Namen hohe Ehre erworben hatte, war es der deutschen Wissenschaft nicht wieder vergönnt worden, sich selbst auf ägyptischem Boden an der Erforschung der alten Ruinenstätten zu beteiligen; sie hatte sich darauf beschränken müssen, die von den Vertretern anderer Nationen zu Tage geförderten Schätze daheim in der Studierstube zu verarbeiten. Erst vor kurzem ist Deutschland wieder mit Hacke und Spaten in Aegypten erschienen. In den Jahren 1899—1901 ist durch das Berliner Museum ein Sonnenheiligtum aus der Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. freigelegt worden, und im letzten Winter hat die unter dem Protektorat des Deutschen Kaisers stehende Orientgesellschaft, die bis dahin alle ihre Kräfte mit großem Erfolg der Erforschung des alten Babylon gewidmet hatte, ihre Thätigkeit auch auf das Nilthal ausgedehnt.

Schon die erwähnte preußische Expedition hatte die Pyramiden bei Kairo und die weiten, umliegenden Gräberfelder eingehend untersucht. Man wußte, daß unter den gewaltigen Steinmassen der Pyramiden sich nur eine Kammer für den Sarg des Pharao befand, daß aber zu jeder Pyramide noch ein kleines Heiligtum gehörte, das dem Kultus des verstorbenen Herrschers geweiht war. Von diesen Totentempeln war aber keiner erforscht worden, so wichtig auch die Kenntnis einer solchen Anlage für die Wissenschaft sein mochte. Erst jetzt ist diese Untersuchung durch die deutsche Orientgesellschaft unter der fachmännischen Leitung des Regierungsbaumeisters Dr. Borchardt begonnen worden. Zwei Stunden südlich von den Gisepyramiden liegt die Nekropole von Abusîr und in ihr, neben andern Pyramiden, auch die des historisch nur wenig bekannten Pharao Ne-woser-rē (um 2500 v. Chr.) und die versandeten Trümmer seines Totentempels. Hier wurde die Grabung begonnen, und im Verlauf von vier Monaten ist ein großer Teil des freilich arg zerstörten Heiligtums freigelegt worden. Klar liegt sein Grundriß jetzt vor unsern Augen. Wir haben die von den alten Architekten hier verwendeten Kunstformen kennen gelernt; es sind zu unserer großen Ueberraschung dieselben, die uns schon aus den Tempeln der späteren Zeit vertraut waren: die Papyrusbündel nachahmenden Säulen, die den Haupthof zierten, die Darstellungen des Königs, der Götter, der Opfer auf den künstlerisch ausgeführten Wandreliefs. Ein Heiligtum des dritten Jahrtausends v. Chr. sah in der Hauptsache schon ähnlich aus wie ein ägyptischer Tempel aus der Zeit Alexanders des Großen oder des Augustus; das ist eine der wichtigsten Lehren, die die Abusîrgrabung uns giebt. — In der Umgebung des Tempels wurden noch wichtige Gräber aus allen Zeiten der ägyptischen Geschichte aufgedeckt, die sehr wertvolle Funde geliefert haben. So legte man ein altes Ziegelgrab frei und in ihm eine Gruppe aus Granit, den Besitzer des Grabes und seine Frau darstellend (s. Abb. S. 2208), ferner ein Familiengrab von Priestern aus der Zeit um 2100 v. Chr., ein anderes Priestergrab derselben Zeit mit seiner noch völlig erhaltenen Ausrüstung, den Särgen, den kleinen Papyrusbooten, die den Verstorbenen über die himmlischen Gewässer führen, der Küche und dem Speicher, die für seine Nahrung sorgen sollten u. a. m. Neben einer Leiche aus griechischer Zeit wurde ein auf Papyrus geschriebenes Buch entdeckt, das eine poetische Verherrlichung der Perserkriege aus der Feder eines im Altertum hochberühmten Dichters Timotheos enthält. Die Mehrzahl dieser Funde ist nach Deutschland gelangt; sie waren im Berliner Museum ausgestellt und sollen nunmehr an verschiedene deutsche Sammlungen verteilt werden. Die Ausgrabung des Totentempels des Pharao Ne-woser-rē wird in diesem Winter fortgesetzt; möge sie ebenso reiche Funde bringen wie die erste Kampagne, auf die die deutsche Orientgesellschaft mit gerechtem Stolze zurückblicken darf.

Prof. Georg Steindorff.

Unsere Bilder.

Zu einer Bismarcksäule auf dem Gähkopf bei Stuttgart (Abb. S. 2207) ist am 15. November der Grundstein gelegt worden. Es war ein Ehrentag für die akademische Jugend Stuttgarts, die Jahre hindurch an der Verwirklichung des Plans gearbeitet hat, dem Gründer des Deutschen Reichs auch in der Gemarkung der württembergischen Hauptstadt ein Denkmal zu errichten. An der Feier nahmen die Behörden, voran die Minister, teil, und Professor Weitbrecht, der Rektor der Technischen Hochschule, hielt die von Vaterlandsliebe getragene geistvolle Festrede. Nachdem Hofwerkmeister Nagel, dem der Auftrag geworden ist, die Säule zu erbauen, zwei Kapseln mit Münzen und Urkunden in die Höhlung des Grundsteins gelegt hatte, wurde dieser überdeckt. Die Ehrengäste und die Chargierten der akademischen Korporationen thaten je drei Hammerschläge, dann schloß die Feier mit der Absingung des Liedes „Deutschland, Deutschland, über alles".

Eine elektrische Sicherung der Eisenbahnzüge (Abb. S. 2207) gegen Zusammenstöße und Entgleisungen haben der Kaufmann H. Pfirmann und der Elektrotechniker Dr. Max Wendorf in Frankfurt a. M. erfunden. Eine in der Mitte des Geleises laufende isolierte Metallschiene ist durch einen Schleifkontakt mit der Lokomotive verbunden. Nähert sich diese nun einer andern Lokomotive oder einer falsch gestellten Weiche u. s. w., so stellt der elektrische Strom die Verbindung zwischen der ersten Lokomotive und, nennen wir es kurz, dem Fremdkörper her, der sich auf ihrem Weg findet. Alsbald giebt der Apparat selbstthätig elektrische und optische Zeichen und kündigt so die nahende Gefahr an. Bei einer Probe, die kürzlich auf einer Strecke des Eisenbahndirektionsbezirks Frankfurt a. M. zwischen Sachsenhausen und Goldberg angestellt wurde, um ähnliche Katastrophen wie die von Offenbach und Altenbeken zu vermeiden, hat der Apparat sich ausgezeichnet bewährt.

Die Bukarester deutsche Liedertafel (Abb. S. 2212) feierte vom 7. bis 10. November das Jubiläum ihres fünfzigjährigen Bestehens. Der zur Pflege deutschen Gesangs gegründete Verein hat weit über seine ursprüngliche Absicht hinaus Bedeutung bekommen, er ist ein Sammelpunkt der Deutschen und eine Stütze des Deutschtums in der rumäni-

Digitized by Google

schen Hauptstadt geworden. Es vereinigen sich in der Liedertafel die Vertreter der verschiedensten Berufsstände und gesellschaftlichen Kreise. Bezeichnend für die Stellung, die sich der Verein errungen hat, ist die Thatsache, daß unter ihren ordentlichen Mitgliedern seiner Zeit auch Bernhard von Bülow, der damalige deutsche Gesandte, geführt wurde. Ihn, der inzwischen zum Grafen und zum Reichskanzler aufgestiegen ist, hat die Liedertafel aus Anlaß ihres Jubiläums, das einen großartigen Verlauf nahm, zum Ehrenmitglied ernannt.

Die noch unvollendete Eastriverbrücke (Abb. S. 2212) zwischen Neuyork und Brooklyn, ein Bauwerk, das sich nach seiner ganzen Anlage der alten Eastriverbrücke würdig anreiht, hat durch eine Feuersbrunst schweren Schaden gelitten. Der Brand, der in der Spitze des auf der Neuyorker Seite gelegenen 355 Fuß hohen Turms auskam, hat die zwei Fußgängerwege, die an den Hauptkabeln hingen, zerstört. Während die Brücke brannte, mußte der Verkehr auf dem Eastriver eingestellt werden, da ein Regen von brennendem Holz und glühendem Eisen herabfiel, der Menschen und Schiffe arg gefährdete.

Aus dem Theater-, Konzert- und Kunstleben. Zu den angenehmsten Erscheinungen, die alljährlich in den Konzertsälen Deutschlands anzutreffen sind, gehört die französische Pianistin Klotilde Kleeberg (Abb. S. 2209), die, seiner Zeit von Bülow in unser Musikleben eingeführt, sich schnell einen hervorragenden Platz in der Gunst des Publikums erobert hat und noch heute behauptet. Klotilde Kleeberg, die am 27. Juni 1866 in Paris geboren wurde, trat bereits 1878 mit großem Erfolg in einem Pasdeloupskonzert auf. Ernste Studien auf dem Pariser Konservatorium ließen aus dem Wunderkind eine echte Künstlerin werden, die in ihrem Spiel weibliche Anmut und französische Eleganz verbindet. — Seinen siebzigsten Geburtstag und zugleich sein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum feierte August Junkermann (Abb. S. 2210), der bekannte Komiker und Charakterspieler, der ausgezeichnete Darsteller Reuterscher Figuren, insbesondere des „Onkel Bräsig". — Im Alter von 74 Jahren verschied in Berlin der Schauspieler Theodor Liedtke (Porträt S. 2210), der von 1850 an fast volle vier Jahrzehnte dem Königlichen Schauspielhaus als Mitglied angehört hat. In Königsberg i. Pr. geboren, versuchte er sich zuerst auf der Bühne seiner Vaterstadt als Chorsänger und Episodenspieler und wirkte dann als jugendlicher Held und Liebhaber an den Stadttheatern in Altona, Rostock, Stettin und an den Hoftheatern in Weimar und Dresden, bis er im Jahr 1850 für das Königliche Schauspielhaus in Berlin verpflichtet wurde. — Ueber die Premièren von Humperdincks „Dornröschen" in Frankfurt a. M. und Strindbergs „Erich XIV." in Schwerin haben wir bereits in unserer vorigen Nummer berichtet. Zur Ergänzung veröffentlichen wir heute eine Probe, Lied Röschens, aus der Humperdinckschen Märchenoper (S. 2201) und eine Scene aus dem Strindbergschen Schauspiel (S. 2211), in der die Hauptdarsteller vereinigt sind. — Bei dem hohen Interesse, das der spätromanische Baufund in Eßlingen erregt, dessen Abbildung wir in der letzten Nummer (S. 2157) brachten, tragen wir noch die Maße des Portals nach. Die innere Thüröffnung ist 2,06 Meter breit und 3,18 Meter hoch; nach außen hin erweitern sich die Wände bis zu 5,60 Meter Durchmesser. Gleichzeitig sei bemerkt, daß als Fundstätte im ersten Absatz unseres Begleittextes irrtümlich die Frauenkirche genannt ist. Wie schon aus den weiteren Ausführungen und der Abbildung hervorgeht, wurde das Portal am Nordturm der Stadtkirche zu St. Dionys entdeckt, deren Bau etwa in das Jahr 1200 zurückreicht.

Personalien (Porträts S. 2210). Das serbische Ministerium Welimirowitsch ist zurückgetreten, nachdem es nur wenige Wochen die Geschäfte des Landes geführt hat. Jetzt hat der im Alter von 53 Jahren stehende General Zinzar Markowitsch, der das besondere Vertrauen Königs Alexander genießt, ein neues Kabinett gebildet. — Den siebzigsten Geburtstag feierte am 18. November der Oberbaurat Heinrich Gerber in München, der sich als Eisenbahnbrückentechniker einen großen Namen gemacht hat. — Der preußische Gesandte am Stuttgarter Hof, von Derenthall, tritt im Februar nächsten Jahres nach langjähriger Thätigkeit in den Ruhestand. Zu seinem Nachfolger hat der Kaiser den bisherigen deutschen Gesandten in Athen, Grafen von Plessen-Cronstern ausersehn. — Zum Chefarzt und Leiter des neuen städtischen Krankenhauses in Schöneberg ist Professor Dr. Albert Landerer erwählt worden, der bis 1894 dem Lehrkörper der Leipziger Universität angehörte und dann als Oberarzt am Karl-Olgakrankenhaus und Leibarzt der Königin von Württemberg nach Stuttgart ging.

Vom Sklaven empor!

Der amerikanische Negerprofessor Booker T. Washington ist auch uns kein Fremder. Unsere Zeitungen wußten viel von ihm zu erzählen, als unlängst der Präsident Roosevelt ihn bei sich im Weißen Schloß empfing. In gewissen Kreisen der amerikanischen Bevölkerung, die die alten Rassen- und Farbenvorurteile „Hie Weiß — hie Schwarz!" noch nicht überwunden haben, ward dem Präsidenten sein Niggerumgang sehr übel vermerkt. Aber in der großen Mehrheit der Menschengemeinde war doch wohl ein Gefühl der Befriedigung lebendig; denn es ist uns allen angeboren, den Menschen zu achten und zu ehren, der aus Dunkel und Erniedrigung seinen Weg zur Höhe gefunden hat.

Es ist ein stolzes und großes Leben, an dem wir uns aufrichten können: das Leben des Negers Booker T. Washington. Er selbst hat es uns berichtet in einer klaren, schlichtsachlichen Selbstbiographie „Vom Sklaven empor!" (deutsche Uebertragung von Estelle du Bois-Reymond, Verlag von Dietrich Reimer, Berlin). Mit einem feinen Lächeln hebt er an zu erzählen: „Ich bin als Sklave auf einer Pflanzung in Franklin Country in Virginien geboren. Ort und Datum meiner Geburt weiß ich nicht genau anzugeben; doch muß ich wohl irgendwo und irgendwann zur Welt gekommen sein." Sein Dasein begann unter den traurigsten Verhältnissen; er muß das trostlose Bekenntnis ablegen, daß er überhaupt zu keiner Zeit seines Lebens gespielt habe. Soweit seine Erinnerung zurückreicht, ist jeder seiner Tage Arbeit und nichts als Arbeit gewesen. Doch fällt in seine dunkle Jugend als ein erster Morgenstrahl die Hoffnung auf Freiheit — der Kampf zwischen den Nord- und Südstaaten um die Negeremanzipation hat begonnen und endet schließlich mit der Befreiung der schwarzen Rasse.

Booker T. Washington war noch ein Knabe, als ihm und seinen schwarzen Brüdern eines Tags die Freiheit verkündet wurde. Alle hatten diesen großen Tag ersehnt; aber nun wußten sie doch nichts mit der Freiheit anzufangen und vergeudeten sie wie einen plötzlich gewonnenen Reichtum. Sie waren frei — d. h., sie waren ihre eigenen Sklaven, Knechte ihrer Leidenschaften und Begierden. Aber in dem Knaben ward an jenem Tag der Entschluß geboren, aus sich einen tüchtigen Menschen zu machen. Seine Sehnsucht nach Freiheit war zugleich seine Sehnsucht nach Licht, nach Bildung und Wissen. Unter den größten Entbehrungen schlug er sich nach Hampton durch, wo General Armstrong eine Erziehungsanstalt für Farbige begründet hatte. Er ward aufgenommen — seine Aufnahmeprüfung bestand in dem Ausfegen der Aula — und sein leidenschaftlicher Wissensdrang, seine thätige, arbeitsfreudige Natur ließen ihm schnell alles ergreifen, was die vorzüglich geleitete Schule seiner hungrigen Seele bot. „Wie ich mir Bildung erkämpfte," ist eins der schönsten und ergreifendsten Kapitel in diesem wunderbaren Leben, das aus dem Dunkel zum Licht drängte.

Digitized by Google

Als ein reifer Mann kehrte Booker T. Washington in seine engere Heimat zurück, um seinen schwarzen Brüdern ein Lehrer und Erzieher zu werden. Er hatte seine Seele in ernstem Kampf groß und reich gemacht, und nun öffnete er ihre Thore allen Hungrigen und Durstigen. Für ihn war das Wissen nie Selbstzweck gewesen, sondern immer ein Mittel, sich und seine Brüder ein wenig besser und glücklicher zu machen. Er gründete in Tuskegee eine Schule für Farbige und erhob sie aus den allerbescheidensten Anfängen binnen zwei Jahrzehnten zu einer großen vorbildlichen Erziehungsanstalt, von der Licht und Segen über das ganze Land ausströmen. Sein Ziel ist, den Schwarzen nicht nur Wissen zu geben, sondern sie zugleich auch die Würde der körperlichen Arbeit zu lehren, auf daß sie freudig ihren Platz in der Welt- und Menschenordnung ausfüllen.

„Auf die Dauer will die Welt das Beste haben, was sie bekommen kann," sagt Booker T. Washington, „und kein Unterschied der Rasse, der Religion oder Vorgeschichte wird sie lange davon abhalten, sich zu verschaffen, was sie haben will. Das ist ein großes Naturgesetz, dem sich niemand entziehen kann."

Paul Remer.

Die Toten der Woche.

Julius von Berger, Historienmaler, Professor an der Wiener Kunstakademie, † in Wien am 17. November.

Guido Boggiani, italienischer Maler und Forscher, † in der Wildnis von Paragnay.

Dr. Karl Burger, bekannter Laryngologe, † in Bonn am 14. November im Alter von 58 Jahren.

General Colomb, Führer des XVII. französischen Armeekorps im Krieg 70/71, † in Cahors am 19. November.

Eduard Hiller, bedeutender schwäbischer Dialektdichter, † in Buoch (Remsthal) am 18. Novbr. im Alter von 84 Jahren.

Geheimrat Friedrich Alfred Krupp, † auf Villa Hügel bei Essen am 22. November im 49. Lebensjahr (Portr. S. 2205).

Theodor-Liedtke, hervorragender Schauspieler, † in Berlin am 20. November im Alter von 74 Jahren (Portr. S. 2210).

Moritz Wilhelm von Löwenfels, bekannter Achtundvierziger, † in San Francisco am 7. Nov. im Alter von 83 Jahren.

Kardinal Aloisi Masella, † in Rom am 22. November.

Freiherr von Oefele, Vorstand des allgemeinen Reichsarchivs Bayerns, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, † in München am 24. November.

Alfred Schillinger, Landeskonsulent für Fischerei in Bayern, † in München am 16. Nov. im Alter von 56 Jahren.

Regierungsrat Gustav Adolph Schimmer, bedeutender Statistiker und Demograph, † in Wien am 18. November im 75. Lebensjahr.

Gräfin Maria Schlieffen, Aebtissin des Klosters Drubeck, Hofdame der Prinzessin Friedrich Karl von Preußen, † in Drubeck am 20. November im Alter von 68 Jahren.

Josef Schreiber, bekannter Großindustrieller, † in Groß-Ullersdorf am 19. November im 69. Lebensjahr.

Ministerialrat Otto Ritter von Schubart, † in München am 20. November im Alter von 61 Jahren.

Geheimer Justizrat Dr. Seuffert, bekannter Staatsrechtslehrer, † in Bonn am 24. November.

Hof- und Medizinalrat Dr. Alfred Sotier, bekannter Badearzt, † in Kissingen am 20. November.

Karl Weber, Bildhauer, Professor an der Frankfurter Kunstgewerbeschule, † in Frankfurt a. M. am 18. November im Alter von 42 Jahren.

Die Börsenwoche

Ein König der Arbeit, der hochragendste unter den Industriellen Deutschlands, Friedrich Alfred Krupp, wurde das Opfer eines jähen, in gewissem Sinn tragischen Todes. Er war der Enkel des Begründers der weltberühmten Werke, jenes Mannes, der seinem Sohn vier Arbeiter und eine kleine Werkstatt hinterlassen hatte. Nach kaum zwei Menschenaltern ist diese winzige Arbeitsstätte zu einem gigantischen industriellen Werk angewachsen, das das Riesenheer von 46 000 Arbeitern beschäftigt und mehr als 100 000 Menschen nährt. Fürwahr, es ist eine Leistung menschlicher Energie und zielbewußten Fleißes, wie sie gleich gediegen nicht einmal in dem „Wunderland der großen Dimensionen" ihresgleichen finden dürfte. Das vitale Interesse, das Deutschlands Wirtschaftsleben an jener Essener Empore besitzt, wird durch das Hinscheiden ihres obersten Lenkers nicht berührt werden; denn der Stab erfahrener Direktoren wird die Werke nach den bewährten Grundsätzen, die Kruppsche Familientraditionen sind, weiterführen. Hierfür bietet auch der Umstand eine Gewähr, daß das gewaltige Unternehmen weder verstaatlicht noch in Aktienform umgewandelt werden soll. Friedrich Alfred Krupp hat das unbestreitbare Verdienst, das ihm von seinem bedeutenden Vater überkommene Unternehmen rastlos weitergeführt und gewaltig ausgestaltet zu haben. Was aber sein Gedächtnis als nationaler Ehren- und Dankessold am schönsten schmücken wird, ist die Anerkennung seiner segensreichen sozialen Wirksamkeit. Er hat durch seine vorbildliche und unerreichte Arbeiterfürsorge in unserer Zeit der schroffsten materiellen Gegensätze ein großes Bollwerk im rheinischen Industriebezirk geschaffen, an dem die verbitternden und zerreibenden Bestrebungen der Agitation machtlos abprallten.

Das Börsengetriebe, wenn gegenwärtig von einem solchen überhaupt gesprochen werden kann, förderte auch in der jüngsten Zeit keine erfreuliche Erscheinung zu Tage. Der Markt liegt wie im Halbschlummer, und die Kundenkreise scheinen die Existenz einer Börse nahezu vergessen zu haben. Die Preisänderungen sind geringfügig bei zahlreichen und unausgesetzten Tagesschwankungen. Der Neuyorker Markt trägt durch seine unsteten Bewegungen noch immer hauptsächlich zu der diesseitigen mißtrauischen Zurückhaltung bei, die sich nicht allein in Berlin, sondern auch in London und Paris eingenistet hat. In unserm industriellen Leben zeigt sich zwar insofern eine Besserung, als im Textilgewerbe der Aufschwung fortdauert. Auch in der Kohlenindustrie haben sich die an dieser Stelle mehrfach gekennzeichneten günstigeren Einwirkungen erhalten. Allein die in diesen Tagen veröffentlichten Oktoberausweise der großen Kohlenzechen haben mit vereinzelten Ausnahmen dennoch nicht den durch den französischen Kohlenarbeiterstreik angeregten Erwartungen entsprochen. Es stellt sich jetzt heraus, daß weder der französische Streik und noch weniger der hinter uns liegende amerikanische Grubenarbeiterstreik unserer Kohlenindustrie die erwartete große Belebung zugeführt haben. Dies wird durch die Thatsache illustriert, daß die gesamte deutsche Mehrausfuhr von Kohlen in den ersten zehn Monaten dieses Jahres nur 543 000 Tonnen betragen hat. In der Eisenindustrie hält die Ungewißheit und damit auch die schwache Marktlage an. Die Erneuerung und festere Zusammenschließung der zahlreichen Verbände dieses Gewerbes vollzieht sich keineswegs so leicht, wie man dies mancherseits gedacht hat. Immer wieder tauchen neue selbstsüchtige Bestrebungen auf, die die Erreichung des gemeinsamen großen Zieles erschweren. Neuerdings werden in Amerika Stimmen laut, die die nahe Invasion dortiger Eisen- und Stahlfabrikate nach Europa ankündigen. Dies sind keine erfreulichen Zukunftsaussichten!

Verus.

Digitized by Google

Bilder vom Tage.

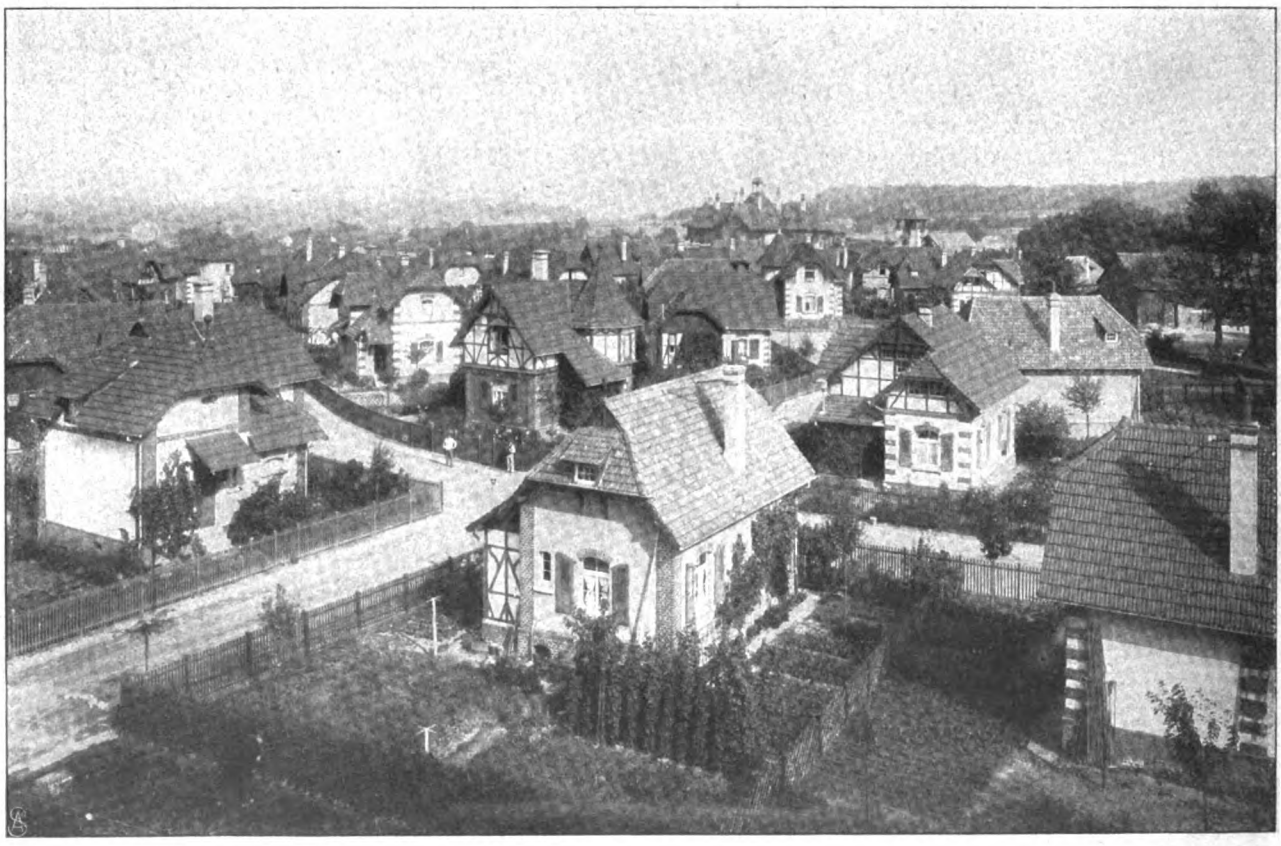
Photographische Aufnahmen.

Geheimrat Friedrich Alfred Krupp †

Hofphot. Reichard & Lindner, Berlin.

Digitized by Google

Bilder aus den Kruppschen Arbeiterkolonien bei Essen: Der Ausgaberaum der Bücherhalle.



Bilder aus den Kruppschen Arbeiterkolonien bei Essen: Panorama von Alfredshof.

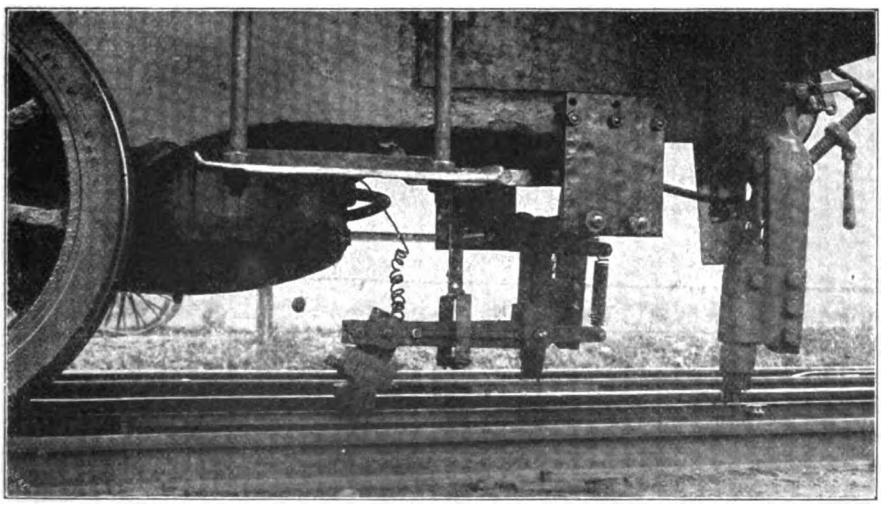
(Vergleiche den Artikel auf Seite 2200.)

Digitized by Google

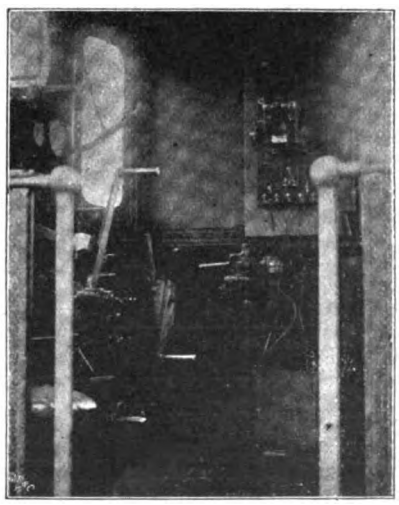
1. Ministerpräsident Dr. v. Breitling. 2. Kriegsminister v. Schnürlen. 3. Student Schäfer, Vorsitzender der Studentenschaft. 4. Nagel, der Erbauer des Turms.

Die Grundsteinlegung zur Bismarcksäule auf dem Gähkopf bei Stuttgart am 15. November:

Ministerpräsident Dr. von Breitling thut die ersten drei Hammerschläge (Hofphot. J. Stoeß.)



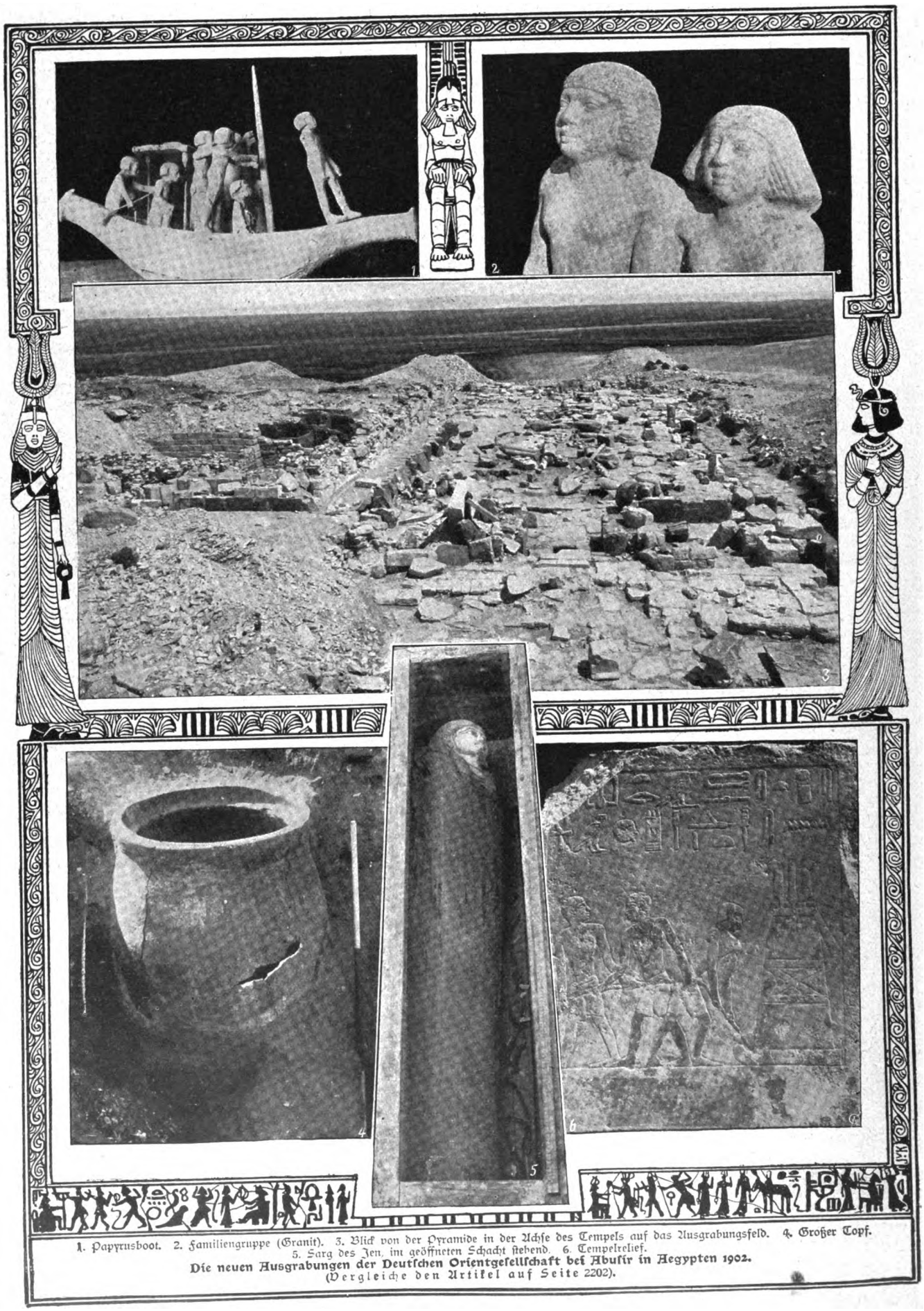
Der Schleifkontakt, der die Lokomotive mit einer isolierten, zwischen den Geleisen laufenden Metallschiene verbindet.



Die Apparate für akustische und optische Warnungssignale auf der Lokomotive.

Eine neue Erfindung zur Verhütung von Eisenbahnzusammenstössen: Der mechanische Zugsicherungsapparat von Pfirmann und Wendorf.

Digitized by Google



1. Papyrusboot. 2. Familiengruppe (Granit). 3. Blick von der Pyramide in der Achse des Tempels auf das Ausgrabungsfeld. 4. Großer Topf.
5. Sarg des Jen, im geöffneten Schacht stehend. 6. Tempelrelief.

Die neuen Ausgrabungen der Deutschen Orientgesellschaft bei Abusir in Aegypten 1902.

(Vergleiche den Artikel auf Seite 2202).

Digitized by Google

Aus dem Konzertleben: Die berühmte Pianistin Klotilde Kleeberg.

Spezialaufnahme für die „Woche".

Digitized by Google

August Junkermann,
feiert seinen 70. Geburtstag.

August Junkermann,
in seiner Glanzrolle als „Onkel Bräsig".

General Zinzar Markowitsch,
der neue serbische Ministerpräsident.

Theodor Liedtke †
hervorragender Schauspieler,
(Berlin).

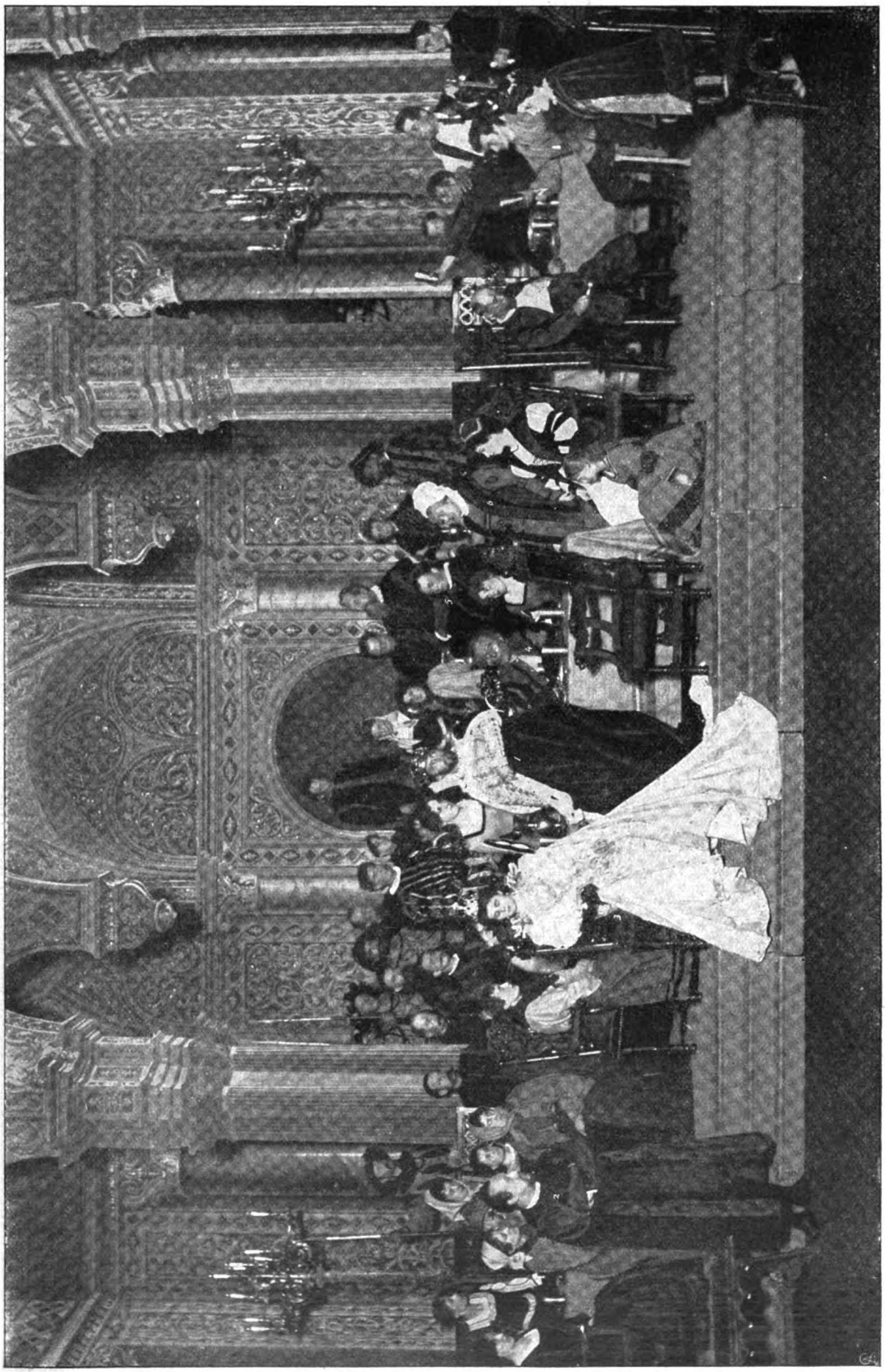
Oberbaurat Heinrich Gerber,
berühmter Eisenbahnbrückentechniker,
feierte seinen 70. Geburtstag.

Freiherr von Derenthall,
preußischer Gesandter in Stuttgart,
tritt von seinem Posten zurück.

Professor Dr. med. Albert Landerer.
der Chefarzt und Leiter des neuen städtischen Krankenhauses
in Schöneberg

Graf von Plessen-Cronstern,
deutscher Gesandter in Athen,
voraussichtlicher Nachfolger Derenthalls.

Digitized by Google



1. Erich XIV. (H. Wolf). 2. Göran Perſſon (H. Ries). 3. Karin Mansdotter (Frl. Hellmund). 4. Mans Kniehk, Karin Mansdotters Vater (H. Cabano). 5. Nils Oxenſtierna (H. Pahren). 6. Göran Perſſons Mutter (Frau Arendt).

Die Erſtaufführung von Auguſt Strindbergs Schauſpiel „Erich XIV." im Schweriner Hoftheater am 17. November.

Hofphot. Kruickkell, Schwerin.

Digitized by Google

Die im Bau begriffene Hängebrücke über den Eastriver zwischen Neuyork und Brooklyn,
deren Holzteile durch den Brand vom 11. November zerstört wurden.

1. J. Aschenbrenner. 2. J. Katz. 3. R. Frank. 4. Otto Oelberg. 5 Dr. C. Schuster. 6. S. Teutschländer. 7. H. Gebhardt. 8. R. Prozak. 9. H. Hupe. 10. Fritz Elsner. 11. W. Weiß. 12. Jos. Schäckerle. 13. E. Pazak. 14 G. Albrecht. 15. Alfred Rietz. 16. F. Resch. 17. E. Milde. 18. F. J. Brichnek. 19. H. Siebeneicher. 20. C. Teutsch. 21. E. Jackisch. 22 L. Altmann. 23. Gustav Buch. 24. J. Altmann. 25. Oskar Oelberg. 26. A. Raab. 27. E. Müller. 28. A. Silvestri. 29. P. Thüringer. 30. A. Vogel. 31. J. Neumann. 32. W. Knechtel. 33. J. A. Ruprecht, Obmann. 34. Rud. Quich, Obmann. 35. J. Brancorcann. 36. Jul. Britz. 37. J. Schmidt. 38 Gust. Rietz jun. 39. H. Trembisky. 40. Dr. E. Zärner. 41. R. Bargiel. 42. R. Biscaborn. 43. Fr. Witting. 44. Fr. Hartmann, Obmann. 45. A. Dimitrin. Obmann. 46. Karl Weinlich, Präsident. 47. Gust. Rietz sen., Ehrenpräsident. 48. Emil Appel, Obmann. 49. Dr. Hans Kraus, Obmann. 50. Karl Storck, Obmann. 51. H. W. Pastor, Obmann. 52. H. Kübler.

Das Deutschtum im Ausland: Der grosse Jubiläumsausschuss der „Bukarester deutschen Liedertafel",
die am 11. November die Feier des 50jährigen Bestehens beging.

Digitized by Google

„Kreuz wende dich.“

Roman von

Fedor von Zobeltitz.

4. Fortsetzung.

„Lieber Oberst,“ sagte Graf Brückner, „wir können ungestört plaudern. Der Esel vorn versteht nur russisch und an französisch, was zum Hausgebrauch nötig, und das Zerrbild hinten lediglich arabisch. So sitzen wir zwischen fremden Zungen, auch zwischen Morgen- und Abendland und Islam und griechischem Kreuz. Wieder etwas Ausgefallenes, aber ist es nicht pläsierlicher, als der ewige Alltag? Im Grunde genommen gehören ja auch Sie nicht zu der großen Herde auf der fetten Weide des Behagens von heute zu morgen; sonst lebten Sie nicht in Neu-Holland, wo Sie's nicht nötig haben. Der Forstmeister in Grieſel sagt, wir: Sie und der Lobschitz und ich, wir bildeten das schiefe Dreieck im Kreis; im übrigen aber sei Krampzow ein rechter Winkel. Der Forstmeister macht manchmal so weit hergeholte Witze. Apropos Lobschitz; also, was wissen Sie, Oberst?“

Zehden hatte überlegt. Es war richtig, daß Brückner alles erführe: so wie es gewesen war. Nur eins verschwieg er als nicht direkt zur Sache gehörig: das furchtbare Geständnis der Pittelko, daß sie dem Tod nachgeholfen habe.

Der Graf war in Sinnen versunken. Sein feines und schönes Greisengesicht, die Inkarnation blühenden biblischen Alters, hatte den Ausdruck attischer Heiterkeit verloren. Wenigstens vorübergehend. Es währte nicht lange, so flog wieder ein Lächeln über seine Züge.

„Liebster Oberst,“ sagte er, „es ist mit den Fehlern der Menschen wie mit der Häßlichkeit: man sieht sie nur immer bei andern. Hat Lobschitz gefehlt — wir wollen ihn nicht verdammen. Zumal nicht, war Liebe und Leidenschaft dabei im Spiel. Die reißt allerwege die Vernunft zu Boden. Leidenschaft ist ein Kraftmesser; die Wohltemperierten unter uns sind Schwächlinge oder zache Naturen. Aber was wissen wir denn? Die aus dem Dachseck kann lügen, und Lobschitz wird uns nicht sein Herz auf dem Präsentierteller servieren. Bleibt noch die Frage wegen des Wilderns. Da stockt mein Begriffsvermögen. Im übrigen: es fehlt der juridische Beweis für die Schuld Lobschitzens; denn Sie sagen, der Förster sei tot.“

„Es fehlt noch mehr, und es bleibt noch viel,“ antwortete Zehden. „Erlaucht glauben, daß Lobschitz zurückkehren werde. Ich leide nicht an Ahnungen, wie Dreischuh; aber ich habe doch das Empfinden, daß Hans Christoph nicht wieder heimkehren wird. Nun ja, über das Empfinden läßt sich nicht rechten. Ich kann mich auch täuschen und wünsche es. Aber . . . jedenfalls, lieber Graf, müssen wir den Wald absuchen lassen. Hat Dreischuh bestimmt ausgesagt, daß Lobschitz gestern abend mit dem Gewehr fortgegangen ist?“

„Bestimmt. Er habe bis zur Podlanka die Schlittschuhe benutzt und sie dort in der Waldhütte gelassen. Da hat man sie auch heute früh gefunden. Aber weshalb die Forst absuchen? Glauben Sie an ein Unglück oder gar —“

Der Graf schaute, den Satz nicht beendend, seinen Nachbar ernst von der Seite an. Zehden zog die Schultern hoch.

„Ein Unglück ist denkbar. Auch Lobschitz kann verwundet worden sein. Und der Sturm war furchtbar . . .“

Brückner antwortete nicht. Er hüllte sich fröstelnd tiefer in seinen Pelz. Den Gedanken an den Tod fürchtete er nicht. Er war für ihn ein stilles Wunder, und an den Eingang zu dem Tumulus im Park von Stanitz, der einst sein Sterbliches aufnehmen sollte, hatte er eine Sphinx aus schlesischem Marmor setzen lassen, über deren Rätselgesicht das Dunkel einer Zypresse fiel. Aber er sprach ungern vom Tod, der dem raschen und fröhlichen Schmetterlingsflug dieses Lebens das Endziel ist.

So war es still für einige Minuten. Hinten auf der Pritsche kauerte der Biskrihzwerg und grinste das häßliche Lachen, das ihm die Natur als abscheuliche Wiegengabe geschenkt hatte, und dachte in der schneidenden Eisluft vielleicht an seine sonnendurchglühte Heimat, an den gelben Sand und die grünen Oasen. Vorn saß der Kutscher, die Peitsche verschmähend, nach kleinrussischer Art die Zügel in beiden Händen bei ausgestreckten Armen und gestrafften Leinen. Es war ein glattes Dahinsausen über den festliegenden Schnee. Das Dreigespann überdachte die breite Schneedecke mit ihrem Purpursaum wie ein geschwelltes Segel. Darüber hinaus schimmerten die schwarz-weiß-roten Federstutze der Gäule, hin- und herfliegend bei jeder Kopfbewegung, und eine Dampfwolke ging mit.

Dicht vor dem endlosen Eismeer des Spreewalds, aus dem weiße Buschpartien und reifumsponnene Baumgruppen und braune, inselartige Wiesenflächen auftauchten, bog der Schlitten vom Weg ab. Er glitt eine Strecke lang durch junge Tannenschonung, dem sich alter Bestand anschloß, riesige Koniferen mit breitem Geäst, die Weihnachtsbäume der freien Natur. Dann tauchte ein Eisengitter auf und dahinter die winterkahlen Kronen starker Erlen, Eichen und Eschen, schlank aufragender Birken und spitz zum Himmel stehender Ulmen: der Park von Gorgutschen.

Graf Brückner erhob den gesenkten Kopf.

„Wir sind gleich da,“ sagte er. „Ein hübscher Besitz und nicht viel Schulden. Ach, du lieber Gott, Schulden!“ Es blitzte sarkastisch um seinen Mund, als fiele ihm seine Jugend ein und die Millionen, die zwischen seinen Fingern zerronnen. „Und Majorat, nicht wahr, Oberst?“

Da wußte Zehden Bescheid. „Fideikommiß seit 1609,“ erwiderte er. „Aber die Lobschitze sitzen hier schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert. Das Wappen ist deutsch;

Digitized by Google

nichtsdestoweniger, sie sind slawischer Extraktion. Das sind die meisten auf itz und aff und ow, wenn sie sich auch dagegen wehren. Waren vielleicht einmal wendische Dynasten und klug genug, in Bälde ihren Frieden mit dem deutschen Regiment zu machen. Die von jenseits der Elbe kamen, die germanischen Edelinge, und sich hier festsetzten, die kann man zählen."

„Schade, daß Ihre Abstammung nicht auf irgendeinen Wendenhäuptling hinleitet, Oberst," erwiderte Brückner. „Bei Ihrem Interesse für alles, was wendisch heißt, wär's eigentlich herrlich. Läßt sich's nicht machen? Giebt's keinen Zehden in einem vergangenen Jahrhundert, der sich hinten herum mit itz oder aff schrieb und noch im geheimen zum Czernebog betete? — Ich habe für den slawischen Uradel eigentlich mehr übrig als für den deutschen. Der ist mir zu zahm, zu frumb und minneritterlich. Aber bei denen auf itz und aff, da denkt man doch gleich an wildes Schwerterschlagen und Weiberraub und tolles Reiten durch Sumpf und Moor: an Urwald und Urkraft. Ein Stückchen solcher Urkraft, das steckt auch noch in dem Gorgutschener. Und mehr als in ihm steckte es in seinem seligen Vater. Ich kannte ihn gut. Er trug immer langes Haar und manchmal über die Ohren zwei geflochtene Zöpfe, wie die Polen unter den Jagellonen, und einen krummen Dolch im Gürtel. Er hatte die Hofcharge eines Oberfischmeisters; und als er einmal an Friedrich Wilhelm IV. schrieb, unterzeichnete er sich Oberquappenmeister und begründete dies damit, daß die Quappen die einzigen Fische im Spreewald seien, die ihn als Meister anerkennen wollten. Er war ein verrücktes Huhn."

„Und Hans Christoph ist sein Sohn," bemerkte der Oberst mit Betonung.

„Ist also erblich belastet. Ach, Oberst, das sind wir alle. Unsere Sünden kommen von weit her. Unser ganzes Dasein ist ein Nachschleppen der Vergangenheit; die fällt der That der Gegenwart oft genug in den Arm. Mag sein, daß auch Lobschitz an dem Erbe der Väter zu tragen hatte. Aber was einen andern Menschen aus ihm gemacht hat, das war ein Paar verdammt hübscher Augen! Seit die sich von ihm wandten, begann sein Sonderwesen. Sagen Sie, Oberst, träf wirklich das Schreckliche ein und man fände den Lobschitz starr draußen im Waldschnee — wem fiele Gorgutschen zu?"

„Kruz Lobschitz, Erlaucht: dem einzigen der zweiten Linie des Hauses."

„J — also Kruz?! Kruz sagten Sie doch? Crux wäre auch närrisch als Name, aber doch verständlicher."

„Ist auch nur eine Verstümmelung von Crux, lieber Graf. Die Mutter dieses Kruz war eine geborene Borne und gab ihrem Sohn den Heldennamen ihres Geschlechts: Kreuzwendedich. Aber das war zu lang für den Hausgebrauch."

„Seh ich ohne weiteres ein. Es ruht ein Fluch auf diesen langen Namen. Ich heiße Vivigens und Nikodemus; das eine ist schnurrig und unschön, das andere zu lang. Mein Vater hieß mich deshalb Nick und die romantische Mutter in seldschukkischem Anklang Dschem; aber meine Frau sagt seit vierzig Jahren Schnucki, was man bei einiger Phantasie auch für sarazenisch halten kann. Also Kruz in Verstümmelung von Crux als Latinisierung von Kreuz mit Abstoßung des historisch-traditionellen Wendedich. Und was ist dieser Freiherr Kruz, und wo lebt er?"

Darüber war der Oberst nicht ganz genau informiert. Kruz Lobschitz mußte noch jung sein, vielleicht Leutnant oder Student; übrigens war die Linie, der er angehörte, verarmt und mochte aus weiter Ferne wohl ängstlich darüber wachen, ob der Gorgutschener sich noch einmal verheiraten würde.

Der Schlitten bog jetzt um die Ecke des Parkgitters und lenkte durch die offene Eingangspforte in eine breite Kastanienallee ein. Man sah nun die Rückfront des Schlosses vor sich liegen, einen großen grauen Kasten mit einem Vorbau aus kühner Eisenkonstruktion und hellem Glas, hinter dem Frühlingsgrün schimmerte: dem Wintergarten. Das war die Südseite. Die Vorderfront, architektonisch etwas reicher behandelt, lag gen Norden und war auf dem Landweg nicht zu erreichen, wenigstens jetzt nicht mehr. Baron Lobschitz hatte hier eine Art Wallgraben anlegen und ihn mit dem Podlankakanal auf der einen und dem Dolffließ auf der andern Seite verbinden lassen. Dadurch war der ziemlich breite Graben stets hoch mit Wasser gefüllt; zur Winterzeit wurde sogar das Eis aufgeschlagen, um die Passage an dieser Stelle zu verhindern. In früheren Tagen, als es im Schloß zu Gorgutschen noch lustiger zuging, war bei Gesellschaften hier die Einfahrt. Da lag eine schwere Zugbrücke über dem Graben. Aber seit langer Zeit wurde sie nicht mehr benutzt. Sie hing in gewaltigen Ketten als wuchtige, aus eichenen Bohlen und Eisenbeschlag gebildete Thür vor den beiden niedrigen Warttürmen des Parkeingangs. Die ganze Nordrundung des Parks wurde von kreneliertem Mauerwerk eingefaßt. Auch das war eine Idee des Barons gewesen. Das Schloß sollte eine Art Burgfried mit Wehrgängen erhalten. Aber eines Tags war ihm die Sache langweilig geworden, und so blieb die Südseite des Parks wie sie war: durch Eisengitter begrenzt, und nur im Norden drohten die Schießscharten . . .

Der Schlitten Brückners hielt vor einem hübschen Portal an der abgeschrägten Ostecke des Schlosses, an der eine mächtige, jetzt mit Stroh umhüllte Kletterrose sich vielverzweigt emporrankte.

Ein paar Diener sprangen herbei, und hinter ihnen erschien ein alter Herr mit bartlosem Gesicht, schwarz gekleidet, aber die doppelt gefaltete, mit großer Sorgfalt gelegte und geknüpfte Halsbinde weiß. Er reichte zunächst dem Grafen beim Aussteigen die Hand.

„Noch keine Nachricht, Dreischuh?" fragte dieser.

„Noch keine, Erlaucht," erwiderte der Alte bekümmert und verneigte sich sodann vor Zehden: „Herr Oberst . . . Gerechter Gott, Herr Oberst — so ein Unglück . . ."

„Nur immer Ruhe, Dreischuh," entgegnete Zehden, sich mit Hilfe Ahmeds aus seinen Decken wickelnd. „Erst abwarten. Wir haben keinen Grund, gleich an das Schlimmste zu denken . . ."

Dreischuh schlug die Augen gen Himmel und faltete die Hände über der Brust. Er glich eigentlich mehr einem Küster als einem gewandten Kammerdiener. Mit

Digitized by Google

lautlosen Schritten geleitete er die Herren über eine schmale, vielfach gewundene Steintreppe in das erste Stockwerk und durch einen gewölbten Vorraum, dessen schlicht weißgekalkte Wände Hunderte von Geweihen schmückten, in das Wohnzimmer, das Baron von Lobschitz zu benutzen pflegte.

Nichts in diesem Zimmer deutete darauf hin, daß der Bewohner zu gelegentlichen Exzentrizitäten neigte. Es war ein großes Gemach mit tiefen Fensternischen, deren Wandungen mit zahlreichen, schmalleistig umrahmten alten Kupfern, meist nach französischen Graveuren des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, bekleidet waren. Auch an der braunen, stark nachgedunkelten Ledertapete hingen einige Bilder, fast nur Familienporträts: ein Mann in Harnisch und Sturmhaube und mit dem Balkenkreuz der deutschen Ritter auf dem weißen, über die Schulter fallenden Mantel — ein anderer mit keckem Abenteurergesicht in polnischem Schnürrock und Konfederatka — ein paar Damen mit gepudertem Haar und naiver Dekolletierung, und endlich die Eltern des Freiherrn Hans Christoph in Lebensgröße mit dem Signum: „Delaroche, Paris 1842." Es gab kaum eine zweite so frappierende Aehnlichkeit zwischen Vater und Sohn, wie bei den letzten Lobschitzen auf Gorgutschen. Graf Brückner konnte das am besten beurteilen. In dem Sohn war wahrhaftig der Vater wieder lebendig geworden. Sie glichen sich in jedem Zug des Gesichts, den Augen, der freien Stirn und der leicht gebogenen Nase mit den feinen nervösen Flügeln, dem sinnlichen Schwung der Lippen und dem starken Kinn. Als Delaroche den verstorbenen Lobschitz gemalt hatte, war dieser noch ein junger Mann gewesen: trug ein zierliches Schnurrbärtchen auf der Oberlippe, einen Solitär im Spitzengekräusel des Vorhemds und einen sich eng um die schlanke Taille schmiegenden blauen Frack über der weit ausgeschnittenen weißen Atlasweste. Dieses gleiche Kostüm hatte Hans Christoph früher einmal bei Gelegenheit einer fröhlichen Gesellschaft angelegt, und da war es wirklich, als sei der alte Herr aus seinem vergoldeten Barockrahmen gestiegen, als sei das Bild zu blühendem Leben erwacht.

Die Einrichtung des Zimmers war behaglich, ohne luxuriös zu sein. Schwere Eichenholzmöbel mit Lederpolsterung bildeten ein paar Etablissements in dem großen Raum; vor den Kamin mit seinem deckenhohen Mantel aus grüngeädertem Marmor waren zwei noch bequemere Sessel geschoben, und zwischen ihnen stand ein Tischchen mit der Perlmutteinlage eines Schachbretts und Elfenbeinfiguren. Lobschitz war ein leidenschaftlicher Schachspieler; seit Jahren war aber nur sein Kammerdiener sein Partner im Spiel. Im übrigen enthielt das Zimmer wenig, was charakteristisch für den Bewohner gewesen wäre. Nicht einmal ein Bücherschrank war vorhanden; auf einer Etagere stand nur eine vielbändige alte Voltaireausgabe in schönen Lederbänden mit dem Lobschitzschen Wappen in Goldpressung, und auf einem Seitentischchen lag ein Foliant in Schweinsleder: ein genealogisches Werk aus dem achtzehnten Jahrhundert. Der Fußboden war getäfelt und mit einem großen Perser bedeckt. Das ganze Gemach war überaus wohnlich und behaglich durchwärmt; auch im Kamin loderte ein Feuer.

Graf Brückner hatte sich sofort in einen der Sessel vor dem Kamin geworfen und legte die mädchenhaft kleinen Füße auf den schmiedeeisernen Stützstab, den zwei bronzierte Drachenköpfe in den fletschenden Mäulern trugen.

„Setzen Sie sich auch ein bissel in die Nähe des wärmenden Ofens," sagte er. „Wir wollen langsam auftauen, ehe wir die Ratssitzung eröffnen."

Dreischuh war nähergetreten und neigte den langen Oberkörper zu dem Grafen herab.

„Befehlen Erlaucht vielleicht ein Glas Sherry," fragte er, „Glühwein oder Chaudeau?"

„Nee, Dreischuh, um alle Welt nicht. Hol dir einmal einen Stuhl, alter Mann, und hocke dich zu uns. Wir wollen dich aushorchen. Einen Stuhl, sagte ich. Dreischuh, du darfst dich setzen; wir nehmen's nicht übel und bitten sogar darum."

Aber Dreischuh zögerte noch. Seinem Herrn war er ein Freund; das war etwas anderes. Mit dem spielte er Schach und plauderte er. Aber hier sprach doch die Etikette mit. Besonders vor dem Grafen Brückner, der ihn nie anders als du nannte (der einzige auch, von dem er sich eine solche Herablassung ohne weiteres gefallen ließ), hatte er großen Respekt.

Dennoch entschloß er sich, einen Stuhl zu holen, und nahm auf dessen äußerstem Rand Platz, die Knie hochgezogen und die Hände noch immer gefaltet, als ob er stille Gebete spreche, auf dem grauen Gesicht den Eindruck einer gewissen Zeitlosigkeit; das Alter des guten Dreischuh ließ sich seinem Aeußern nach gar nicht schätzen.

„Dichter heran, Seher Teresias," befahl Graf Brückner. „Sind dir im Lauf der letzten Stunde neue Ahnungen gekommen oder hat dein Doppelgesicht das Mysterium des Hauses gelichtet?"

„Euer Erlaucht belieben huldvollst zu scherzen," antwortete Dreischuh mit sanfter Stimme; „und ich verfehle nicht, ohne weiteres zuzugestehen, daß die unheilvolle — o ja wohl, unheilvolle Begabung, an der ich leide, zu einem fröhlichen Lächeln geradezu herausfordert. Nichtsdestoweniger kann ich Eure Durchlaucht auf das Bestimmteste versichern, daß mich meine Ahnungen noch niemals — nein, noch niemals betrogen haben. Vielleicht entsinnen Euer Durchlaucht sich noch jenes Herbstabends vor acht Jahren, als ich —"

„Still, Dreischuh," fiel der Graf ein und wehrte mit der Hand ab, „das gehört der Vergangenheit an, und die wollen wir ruhen lassen oder doch nur in weihevollen Stunden uns ihrer erinnern; sie ist mehr ein Mausoleum mit Epitaphen, als ein Tempel der Freude. Nichts von damals, Dreischuh: bleiben wir bei der Gegenwart, und lassen wir auch alles, was nur Ahnung heißt, beiseite. In der Sonne wird allein das Greifbare Ereignis. Hast du noch einmal nach der Waldhütte geschickt und die Spuren verfolgen lassen?"

„Euer Durchlaucht zu Gnaden, es ist so, wie ich mir dachte. Dicht vor dem Eingang der Hütte fanden sich noch Stapfen im Schnee. Alles übrige ist überweht; der frische Schnee liegt fußhoch. Aber daß der Herr

Digitized by Google

Baron durch Schneise fünf nach der Eichentrift gegangen sind und dann weiter — daran möchte ich nicht zweifeln. Es ist der einzige einigermaßen gangbare Weg im Hochwinter."

„Und dann weiter, sagtest du, Dreischuh. Das wäre in das Königliche hinein?"

Dreischuh nickte stumm.

„Geschah das öfter?" forschte der Graf weiter.

Wiederum nickte der Kammerdiener. Da erhob sich Brückner, nahm eine Zigarette aus der auf dem Tisch stehenden Kassette, ließ sich Feuer geben und fragte dabei: „Kurzum, Dreischuh, es ist dir bekannt, daß Baron Lobschitz zuweilen — wilderte?"

Dreischuh blies das Zündholz aus und warf es in das Kaminfeuer.

„Euer Erlaucht sind kein Staatsanwalt und der Herr Oberst kein Richter. Die gnädigen Herren sind Freunde meines Herrn. Was ich sage, ist ein Geständnis. Aber kein Eid der Welt und keine irdische Macht könnten mich zwingen, es noch einmal zu wiederholen. Ja, Erlaucht, der Herr Baron wilderten. Er hat es mir nie verhehlt: ich wußte ja alles. Damals, vor acht Jahren, fing es an. Da begannen seine nächtlichen Wanderungen. Zuerst durch den Park, dann durch die Dickte und die Eichentrift und dann weiter. Und je mehr es bekannt wurde, daß eine Bande von Wilderern an der Grenze des Königlichen ihr Unwesen treibe, um so eifriger wurde er. Herrgott, was hab ich geredet und gewarnt und geweint — ja, auch geweint um meinen gnädigen Herrn! Denn die verfluchte Passion kam aus der Tiefe — und ich behaupte, die Hiebwunde über die Schläfe — Euer Erlaucht wissen — die war schuld daran. Ueberhaupt . . ."

Dreischuh schüttelte den Kopf und blickte zum Himmel auf. Den Nachsatz, der folgen sollte, den dachte er nur: von „damals" ab, da datierte das ganze Unheil.

Graf Brückner ließ zwischen den gespitzten Lippen den Rauch seiner Papyros in die Luft ringeln.

„Zehden," sagte er, „es mag etwas Wahres an dem Geschwätz sein. Lobschitz litt an einer Kopfwunde, die nicht ausheilen wollte —"

„Und an die man die albernsten Geschichten knüpfte," warf der Oberst ein.

„Ja—a," fuhr Brückner gedehnt fort, „so ist es. Die albernsten Geschichten und den thörichtesten Klatsch und einen ganzen Roman; aber die Wirklichkeit fabulierte noch romantischer und hat um den armen Narren ein Gewebe phantastischer Fäden gesponnen, das nur gewaltsam zerrissen werden konnte . . . Dreischuh, nicht wahr, seit ‚damals' haßte dein Herr die Weiber? Litt selbst keine weiblichen Dienstboten mehr im Haus?"

„Bis auf die alte Baritschen keine, Erlaucht. Es wurde allen gekündigt, und in der Zukunft wurden nur Diener engagiert."

Der Graf kniff das linke Auge ein wenig zu und schielte zu Zehden hinüber.

„Noch eins, Dreischuh," fuhr er fort. „Man hat von einer Tändelei gemunkelt, zwischen deinem Baron und einer Försterstrau. Das würde deinen Angaben nicht entsprechen. Ist auch wohl nur Rederei, nichts weiter?"

„Nichts weiter, Erlaucht. Zu Gnaden, Erlaucht, auch ich habe davon gehört, wie man so einmal ein Klatschwort vernimmt. Da hab ich hell aufgelacht. Es ist Unsinn und Lüge und wohl auch Gemeinheit . . ."

Nun klopfte es leise an die Thür. Alle drei zuckten zusammen, denn unwillkürlich kam ihnen der Gedanke, es könne Nachricht von dem Verschwundenen da sein. Aber es war nur der Boy, der die Posttasche brachte.

Dreischuh nahm sie ihm ab: eine verschlossene schwarzlederne Tasche mit dem Aufdruck „Dominium Gorgutschen", die täglich zweimal mit den eingelaufenen Postsachen in Krampzow abgeholt wurde.

Der Kammerdiener legte sie auf den Tisch und blieb daneben stehen. In sein graues Gesicht trat eine leise Röte, und das ausdruckslose Auge belebte sich.

„Soll ich sie öffnen, Erlaucht?" fragte er. „Vielleicht, daß . . ."

Graf Brückner lachte.

„Eine neue Ahnung, Dreischuh! Liest du durch Pappe und Leder? Immerhin — hast du den Schlüssel, so schließe auf."

„Bin auch dafür," sagte der Oberst. „Es dünkt mich allerdings unwahrscheinlich, daß uns die Post helfen wird —"

„Zehden, was soll sie uns bringen?! Es ist verdreht. Aber wir wollen nachgeben. Also aufgemacht, Dreischuh!"

Der hatte schon sein Schlüsselbund aus der Tasche gezogen und öffnete die Mappe und nahm ihren Inhalt heraus. Da waren die Zeitungen und ein paar Kreuzbandsendungen und ein Telegramm.

„Also nichts," sagte der Graf.

Dreischuh deutete auf das Telegramm. „So etwas fliegt nicht oft in das Schloß, Erlaucht."

Der Oberst hielt es in der Hand. „Aus Breslau, Erlaucht."

„Und käme es aus Philadelphia, liebster Oberst: es ist an Lobschitz adressiert und hat uns über ihn ganz gewiß nichts zu sagen!"

„Dennoch, Euer Durchlaucht in Unterthänigkeit" — und Dreischuh senkte den Kopf — „ich möchte mir ganz gehorsamst zu proponieren erlauben, daß Euer Erlaucht das Telegramm öffnen möchten."

„Machen Sie es auf, Oberst!"

Die drei standen am Tisch. Es war sehr still. Nur das Knacken der Holzscheite und das Brodeln und Puffen des Feuers im Kamin war hörbar; dann das leise Knittern des Papiers, das Zehden öffnete. Er las vor: „‚Baron Lobschitz, Gorgutschen bei Krampzow. Nachprüfung ergab ein Minus von tausend Mark zu Ihren Ungunsten. Versehen dadurch erklärt, daß ein Tausendmarkschein unter dem Zahltisch gefunden und jedenfalls bei der Einkassierung von Ihnen verloren wurde. Erbitten Nachricht, ob Nachsendung oder Rücknotierung auf Ihr Konto erfolgen soll. Kraft & Ebmeyer.'" . . .

Der Oberst ließ das Blatt sinken; Brückner riß es ihm erregt aus der Hand.

„Wann aufgegeben?" fragte er hastig und suchte in der Westentasche nach seinem Binocle. Doch Dreischuh kam ihm zuvor. Er las über die Schulter des

Digitized by Google

Grafen hinüber die Zahlen: „Breslau 9,28; aufgenommen Krampzow 11,2 Vormittag . . .“

Auch Zehden war in Aufregung geraten. Er zupfte an seinem buschigen Schnurrbart und zog die Unterlippe zwischen die Zähne.

„Neun achtundzwanzig,“ wiederholte er. „Wie ist das möglich? Der Frühzug, der Kurier, berührt Krampzow um drei Uhr nachts. So ungefähr.“

„Rechnen wir,“ sagte Graf Brückner. „Dreischuh, jetzt bitt ich doch um ein Glas Sherry — und um ein Brötchen — ohne Umstände . . . Rechnen wir. Wann hat der Baron gestern abend das Schloß verlassen, Dreischuh?“

Der Kammerdiener hatte geklingelt und bei dem eintretenden Boy das Frühstück bestellt. Jetzt wandte er sich wieder dem Grafen zu; es lag ein gewisser Triumph in seinem Blick.

„Es mag so zwischen zehn und elf gewesen sein, Erlaucht,“ erwiderte er.

„Wir müssen das Renkontre mit dem Förster als Ausgangspunkt der Berechnung nehmen, lieber Graf,“ schaltete Zehden ein. „Das war kurz nach Mitternacht. Aus der Gegend des Walchsees bis Krampzow sind als Fußmarsch gute zwei Stunden. Nun aber denken Sie an das entsetzliche Wetter in der Nacht. Es muß auch in Anschlag gebracht werden, daß Lobschitz möglicherweise verwundet gewesen sein kann, wenn auch nur leicht, da er thatsächlich heute früh in Breslau gewesen ist.“

„Ich denke, wir halten uns einfach an dieses Faktum,“ bemerkte Brückner. „Im übrigen dürfen Sie auch nicht vergessen, daß Lobschitz ein exquisiter Schlittschuhläufer ist und immer die Eisen bei sich führte —“

„Die er in diesem Fall aber in der Waldhütte an der Podlanka liegen gelassen hat.“

„Unterthänigst Vergebung, wenn ich mich einzumischen wage,“ sagte Dreischuh. „Der Herr Graf hatte an mehreren Stellen in der Forst Schlittschuhe liegen, um sie jederzeit benutzen zu können. Denn er liebte große Umwege und die Rückkehr durch den Spreewald, gewöhnlich über das Dolffließ. So hatte er in den Hütten an der Dickte und an der Albrechtseiche und auf dem Anstand in der Eichentrift je ein paar Eisen zu seiner Verfügung. Das weiß ich bestimmt. Auf Schlittschuhen aber würde Krampzow von der Grenze der Gorgutschener Forst selbst bei Sturm in knapp einer Stunde zu erreichen sein . . .“

Der Boy trat mit einem zweiten Diener ein; beide rollten einen kleinen fahrbaren, fertig gedeckten Tisch in das Zimmer. Man sah, daß der Haushalt trotz des etwas regellosen Junggesellenlebens des Schloßherrn auf gutem Fuß gehalten war. Das war das Verdienst Dreischuhs. Er überschaute mit raschem, prüfendem Blick den Frühstückstisch. Es war alles in Ordnung: das Tablett mit den Sandwichs zierlich geordnet, Sherry und Portwein in Karaffen gegossen, das ganze Service strahlend vor Sauberkeit.

Der Graf steckte einen Sandwich in den Mund und nippte an seinem Glas. „Eh bien“, meinte er; „wir wollen uns nicht die Köpfe zerbrechen. Der Stationsvorsteher in Krampzow wird uns am besten Auskunft geben können. Kraft & Ebmeyer sind die Bankiers deines Herrn, Dreischuh — nicht wahr?“

„Zu befehlen ja, Erlaucht.“

„Telegraphieren wir also auch an diese Herren. Ich nehme an, daß Lobschitz mit dem Kurierzug nach Breslau gefahren ist. Dort muß er unmittelbar nach acht Uhr früh eingetroffen und sofort zu seinen Bankiers gegangen sein, wo er eine anscheinend größere Summe erhoben hat.“

„Zu welchem Zweck?“ fragte Zehden.

„Das wird die Zeit ergeben, lieber Oberst. Dreischuh, einen verläßlichen Boten, wenn ich bitten darf. Er soll nach Krampzow, ein Telegramm aufgeben und sich gleichzeitig mit Vorsicht erkundigen, ob Baron Lobschitz den Dreiuhrzug benutzt hat und ob irgendetwas Auffälliges an ihm zu bemerken gewesen ist, als er in Krampzow eintraf. Haben Sie einen Menschen zur Hand, der weder ein Hammel noch superklug ist und eine gegebene Ordre zu respektieren weiß?“

„Wenn Eure Erlaucht in Gnaden verstatten,“ erwiderte Dreischuh, „lasse ich mir den kleinen Jagdschlitten anspannen und fahre persönlich nach Krampzow. Der beste Verlaß ist auf sich selbst.“

„Richtig, Dreischuh. Dann allez. Oberst, Sie müssen noch aushalten. Den Frühstückstisch stehenlassen, Dreischuh, und die Zigaretten — auch eine Zigarre! Oberst, setzen wir uns noch einmal vor das Feuer; ich möchte Ihnen eine Geschichte erzählen, die Sie interessieren wird . . .“

Der Kammerdiener rollte den Frühstückstisch etwas näher an den Kamin heran, setzte die Kassette mit den Papyros und ein Kistchen Partagas auf die Tafel, stellte Aschbecher, Zigarrenabschneider und Feuerzeug daneben und zog sich sodann an die Thüre zurück.

„Haben Euer Erlaucht noch einen Befehl?“ fragte er.

„Nein, Dreischuh. Halt — ja — das Telegramm! O Dreischuh, im Feuer der Geschehnisse verlieren wir allzusammen den Kopf!“

Der Kammerdiener reichte ihm bereits einen Papierblock und Bleistift und machte ein unglückliches Gesicht. Wahrhaftig: in diesem unerhörten Wirrwar wurde auch er gedankenlos — er, Dreischuh, die nie versagende Normaluhr von Gorgutschen!

Der Graf reichte dem Alten das Blatt, und Dreischuh trat ab. Aber an der Thür verneigte er sich noch einmal, ehe er das Zimmer verließ.

V.

Im Kamin lagen ein paar große Kloben Buchenholz. Die Flammen leckten an ihnen, schlugen an einer Seite in gelben Zungen empor und huschten wie Irrlichter auf der andern hin und her, in bläulichem Schein aufzuckend und rasch wieder verlöschend, ein hundertmal sich wiederholendes Spiel.

Die beiden Herren schauten dem Spiel zu. Ihre Gedanken trafen sich dabei, ohne daß sie es wußten. Sie dachten an ein verlorenes Menschenleben, das reich begonnen hatte und kläglich zerschellen mußte. Nicht ohne eigene Schuld; aber größer als die Schuld war das unaufhaltsame Verhängnis.

Digitized by Google

„Nicht so nachdenklich, Oberst," sagte Graf Brückner. „Wir ändern es nicht. Moderne Schicksalstragödie. Die Sphinx trägt Corsage und Stöckelschuhe, aber ist doch noch immer die alte. O über die Liebe! Schmückt das Weib mit Engelsfittichen und macht den Mann zum Narren. Wir sind immer die Unterliegenden, Zehden. Wir sind das schwächere Geschlecht; unser Herrenbewußtsein schmilzt wie Wachs in der Sonne vor einem warmen Blick aus Frauenauge, und Zarathustra ist ein Schwätzer, kein Wahrheitsmund . . ."

Er nahm die Feuerzange und rührte das flammende Holz auf. Ein Funkenregen lohte in den Kaminmantel, und das Feuer schlug hell empor. „Das ist das dumme Herz, Oberst. Funken unter der Asche, dann stäubende Glut, dann selbstverzehrende Flammen. Wir sagen, der Lobschitz war närrisch. Sind wir es nicht, so war uns doch nur das Schicksal hold. Geh ihm aus dem Weg, ruft Goethe. Das ist ein Wort des Olympiers, der der einzige Herrenmensch war zu unsern Zeiten, der das Schicksal zwang und die Frauen. Aber wir Kleinen! Wir sind doch nur wie die Orientalen, die auf ihrem Gebetteppich knien und sich dem Kismet beugen . . ."

Zehden nickte schweigend. Er sah sein Mienchen vor sich und seufzte ganz leise: das war sein Kismet.

Der Graf stieß noch einmal in die Flammen hinein und legte die Feuerzange fort. „Was nun?" fragte er. „Wird Lobschitz heimkehren, und was trieb ihn fort? Das Gewissen, wenn wir eine bequeme Antwort haben wollen. Das ist es aber auch nicht, und noch weniger die Furcht vor Strafe."

„Seine Ruhelosigkeit," sagte der Oberst.

„Mag sein. Er gehörte immer zu denen, die keine Ruhe finden können, und wär ich ein Pastor, so würde ich hinzufügen: eben deshalb; das Gewissen ließ sie ihm nicht. Aber ich bin ein erbarmungswürdiges Weltkind mit heidnischen Neigungen auf pantheistischer Basis, und so meine ich: es war seine unglückselige Natur, die ihn rastlos machte. Vielleicht Erbschaft des Bluts, verstärkt durch die Folgen von ‚damals'."

„Von damals," wiederholte Zehden. „Erlaucht, das Wort ist letzthin häufig gefallen. Auch ich habe vielfach von diesem ‚damals' gehört — verworrenes Zeug, Dichtung und Wahrheit, aber wohl mehr Phantasie als wirklich Geschehenes. Was ist daran? Kann man es wissen?"

Brückner drehte eine Zigarette zwischen den schlanken Fingern hin und her und wiegte den Kopf auf den Schultern. „N—ja! Ich hatte vor, Ihnen die Geschichte jener Thorheit zu erzählen, aber überlegte wieder. So wie es geschehen, wie ein armes, verliebtes Herz Schiffbruch erlitt, das weiß nur ich außer den Mitbeteiligten. Und ich bin stumm geblieben bis heute. Ich möchte auch nicht —" Brückner schwieg unschlüssig.

(Fortsetzung folgt.)

Studenten als Bauernknechte.

Plauderei von Peter Rosegger.

Vor Jahren, als mein Roman „Erdsegen" ins Land ging, war an manchen Orten kein schlechtes Geschrei. — „Diesen Hans Trautentorffer, den giebt's nicht. Kein gebildeter Stadtmensch, der's nicht nötig hat, geht aufs Land, um bei einem armen Berghäusler Bauernknecht zu werden. Das ist eine Phantasiefigur, die sich durch keinen Kunstkniff genügend motivieren läßt." In diesem Sinn hat mancher Rezensent die Wahrheit des Buchs verworfen. Denn dieser Trautendorffer im „Erdsegen" hatte den Fehler, daß er litterarisch zu sorgfältig motiviert war. Wer die Wahrheit zu heftig beteuert, der kommt in den Verdacht des Aufschneidens. Den Journalisten, der von seiner Zeitung weggeht, um sich im Gebirge auf ein Jahrlang als notiger Bauernknecht zu verdingen, gar nicht weiter zu begründen, sondern ihn ohne weiteres als nackte Thatsache hinzustellen, wäre besser gewesen.

So hat's der Student gemacht, von dem ich jetzt erzählen will. Der hat keinen solchen Bauernknecht geschrieben, sondern kurz und bündig selbst gelebt. Er war als Sohn eines Kaufmanns aus dem Deutschen Reich hereingekommen, um an der Wiener Universität Philosophie zu studieren. Als nun die ersten Semester vorüber waren, die Ferien kamen, sagte er zu einem seiner Kollegen, der ein Steirer war: „Wüßten Sie mir vielleicht in Obersteiermark einen Bauernhof, wo man über den Sommer einen Knecht brauchen könnte?"

„Knechte könnten sie freilich überall brauchen, unsere Bauern," sagte der Steirer, „die Dienstboten laufen ja alle davon."

„Gut, ich bin zu haben," sagte der andere.

Hierauf der Steirer: „Ein junger Gelehrter mit seinen feinen Händen und mit seinem zarten Stadtmagen dürfte sich nicht vorwiegend zum Kornackern und zum Düngerheben eignen."

„Das müßte man erst einmal sehen," antwortete jener. „Ich habe in meinem Leben schon mancherlei versucht, manches darunter war mir zuwider. Am zuwidersten aber sind mir die üblichen Studentenferien mit ihren Landbummeleien, Biergelagen, zumeist gemeinen und geistlosen Burschenabenteuern. Ich will einmal was anderes versuchen. Man muß alles kennen lernen, und zwar nicht theoretisch, sondern praktisch. Ein bißchen Abhärtung schadet auch nicht. Es ist mein Ernst, ich will in einem Bauernhaus als gewöhnlicher Dienstbote arbeiten, wenn mich so jemand aufnimmt. Lohn beanspruche ich nicht, diene für Bett und Kost. Ich will genau so gehalten werden, wie jeder andere Knecht, nur verlange ich für meine Arbeit anfangs eine kleine Rücksicht, bis die Uebung da ist, dann hoffe ich meine Sache anständig zu leisten."

Der Steirer besah sich den strammen, ernst angelegten Burschen einmal recht gründlich, und als er von dem völligen Ernst des Bauernknechtkandidaten überzeugt war, suchte er in seiner Heimatgegend für ihn eine Stelle. In einem engen Seitenthal des Murthals, hoch oben nahe den Almen, drei Stunden fern von der Straße und Eisenbahn ergab sich in einem alten mittelgroßen Bauerngehöft ein Platz. Der Bauer, ein siebzigjähriger Mann, war zuerst nicht ohne Mißtrauen gegen den „Herrenknecht" und meinte, da sei wohl ein tolles Studentenstückel dahinter oder sonst was. Wenn der junge Herr aber die paar Monate schon gern kostenlos auf der Bauernschaft verleben wolle, so könne er ihm vielleicht die kleinen Buben, er habe deren noch ein paar, ein wenig im Lesen und Schreiben unterrichten.

Digitized by Google

„Ein Schulmeister! Nein, so haben wir nicht gewettet," sagte der Student, „ich vergebe mich nur als Knecht, und wer mich als solchen nicht brauchen kann, der soll's gerade sagen."

„Nu, halt ja," meinte der Bauer, „unser Herrgott hat allerhand Kostgeher. Probieren wir's halt einmal mit einem Stadtherrn, das Grasmähen und das Mistführen."

Der Student war aufgenommen. Er zog aus seinem Rucksack graues Zwilchgewand hervor, zog es an und langte nach Arbeit aus. Das Gesinde bestand aus einigen alten Dirnen und ruppigen, wortkargen Knechten, gutmütige Leute, aber nicht die unterhaltlichsten und saubersten. Mit dieser Gesellschaft aß er nun am großen Tisch aus einer Schüssel, und in der Knechtkammer wurde ihm ein Strohbett angewiesen, das zu kurz war und eine feuchte müffelnde Decke hatte. Am nächsten Morgen um drei Uhr ging der Großknecht durch das Haus und polterte mit einem Knittel, den er an die Wände stieß, die Leute vom Schlaf auf. Mürrisch zog man sich an und wusch sich am Brunnen das Gesicht, dann nahm jeder seine Sense und trottete auf die Alm. Auch unser Student bekam eine, und so ging's empor zu den Matten zwischen Felsen. Die Mühsal des jungen Bauernknechts soll weiter nicht beschrieben werden. Nach drei Stunden harten Mühens kam das Frühstück, reichlich, aber nicht nach städtischem Geschmack. Die übrigen Mahlzeiten ähnlich. Der Student hatte gefürchtet, es würde ihm bei Tisch die geistige Anregung fehlen. Die fehlte ihm nicht, denn er war zu müde, um „geistig" aufgelegt zu sein, und so aß er gleich den andern schwerfällig und wortkarg Milchsuppe und Sterz in sich hinein. Doch während in der folgenden Nacht die andern schliefen wie volle Kartoffelsäcke, hatte unser armer Städter mit Plagen zu kämpfen, an die er nicht gedacht. Die ganze Sache war schwerer, als er sich's eingebildet. Selbst der Reiz des Neuen hatte keine rechte Wirkung, so ganz saugte die harte Arbeit und die derbe Kost das Seelenleben auf.

Das ist doch kein Spaß. Der Freund, der ihn in diesen Tagen einmal besuchte und ihn erschöpft und abgespannt fand, riet ihm, den Bauernstand wieder aufzugeben. Aber der Student antwortete: „Wofür halten Sie mich? Daß die Arbeit keine Unterhaltung ist, wußte ich im voraus, daß aller Anfang schwer ist, diesen Spruch habe ich schon als ABC-Schütze lernen müssen. Ich halte aus."

Es giebt Leute, ja selbst unter jungem Volk, und sie mehren sich in unsern merkwürdigen Tagen, die mit sich eine strenge Selbstzucht vornehmen, denen es eine Freude macht, aus dem stückweisen Material ihrer Eigenschaften einen geschlossenen, starken Charakter aufzubauen, vor allem ihren Willen zu stärken und einmal Vorgenommenes unter allen Umständen durchzuführen. So einer war dieser Student. Er blieb im Bauernhof so lange, als er sich's beschlossen hatte, mit dem Vorbehalt, dann vielleicht noch länger zu bleiben. Mit der Arbeit, so schwer sie oft war, wurde er vertraut, er mähte und heuete und ackerte bald wie jeder andere. Ausnahmen, die ihm der Bauer gewähren wollte, nahm er nicht an, lebte wie ein Knecht unter Knechten und machte die ganze Wirtschaftsführung zu seiner persönlichen Angelegenheit, als sei er seit jeher auf diesem Hof daheim. Er sagte nur mehr: unser Haus, unsere Brache, unser Schimmel! Und an Sonntagen, wenn schönes Wetter war, die Mitknechte aber im Wirtshaus saßen, kümmerte er sich um „unser Heu". Er entfernte sich nicht gern vom Gehöft oder trachtete stets rechtzeitig dahin zurück und war jede Stunde bereit, mit dem Werkzeug zuzugreifen. Nach wenigen Wochen waren seine Hände so hart geworden, wie sein Wille; die Sonne hatte das Gesicht braun gemacht, so daß das Weiße seiner Zähne um so heller blinkte, wenn er lachte. Denn nun lachte er schon häufig, er hatte die Sache untergekriegt, war ihr Herr geworden und gelassen Herr geworden über sich selbst. Also zur inneren Freiheit gelangt, schärfte sein Auge sich für die Eigenarten seiner Hausgenossen, die teils schätzenswert, teils widerlich und teils komisch waren. Er begann die Lebensart, die Sitten zu verstehen, weshalb sie gerade so waren und nicht anders; manches, was ihm anfangs unsinnig vorgekommen, sah er nun begründet und notwendig; hingegen glaubte er in der Bearbeitung des Bodens, in der Viehzucht, in der Zubereitung der Nahrungsmittel große Thorheiten zu finden, und er machte den Bauer darauf aufmerksam. Dieser gab die Einwände ruhig zu, meinte, es würde „eh wahr" sein, trieb es aber in der gewohnten Art weiter.

Vom Bauer Nachsicht wollte er nicht. Er wollte angespannt sein, wie jeder Knecht. Zum Aeger war es dem Studenten oft, daß der Hausvater selbst nicht ordentlich zugriff in der Wirtschaft und ihn, den Studenten, sogar vom Feld weg ins nachbarliche Forsthaus mithieß, um dort mit ihm politisieren zu können. Viel fehlte nicht, daß ihn der Student manchmal angetrieben hätte zur Arbeit, als ob er der Herr und jener der faule Knecht wäre. Hatte er sich schon an diese Stelle gesetzt, so wollte er auch etwas vor sich bringen. Der alte Schlendrian war ihm so zuwider, daß er eines Tags sagte: „Nun geht mir ein Licht auf, weshalb es mit euch Bauern abwärts rollt, ihr seid faul, und eure Wirtschaft freut euch nicht. Im Wirtshaus sitzen und über schlechte Zeiten schimpfen, dabei geht jeder Stand zu Grunde." „Ist eh wohl wahr," meinte der alte Bauer, das war alles. Des Studenten Arbeitsleistungen wurden immer tüchtiger, so daß der Bauer schon anhub, sich hinter den Ohren zu krauen, ob er dem braven Knecht nicht doch auch etwas zu Lohn geben solle. Es wäre ihm lieber gewesen, der fremde Knecht hätte weniger gearbeitet, damit er, der Bauer, vor einer Lohnforderung sicher gewesen wäre. Beschloß aber bei sich, die Sache so lange gut sein zu lassen, bis der Mann selbst etwas sagen würde. Das Gesinde stand dem „herrischen Knecht" gegenüber ungleich. Anfangs hatte es ihn mit Bewunderung oder halb verdecktem Hohn beobachtet, allmählich begann es den fremden, schweigsamen jungen Mann zu achten und sich manchmal ein wenig vor ihm zu schämen. Denn seine Arbeiten machte er immer mit fast ängstlichem Fleiß, dazu war ihm alles recht, er raisonnierte weder über Kost noch Bett, noch sonst etwas, so daß nun auch das Gesinde beinah die gleiche Art nachzumachen begann. Obschon mancher in ihm allerdings mehr Grund hatte, auf sein Recht zu pochen, als der Student aus wohlhabendem Haus, der sich freiwillig in diese Lage versetzt hatte und jeden Augenblick davongehen konnte, wenn's ihm nicht recht war. Aber nun war es merkwürdig. So großdenkend er in die Bauernschaft gesprungen war, so überlegen ruhig er anfangs die Widerwärtigkeiten ertragen hatte, allmählich kam — wie von der Umgebung angesteckt — ein kleinlicher Geist in ihn, so eine Art Knechtestolz, wie bei einem ganz gemeinen Bauernblut. Er glaubte, unter dem Gesinde einen gewissen Rang einzunehmen, und war ungehalten, wenn ihm kleinere Arbeiten zugewiesen wurden, selbst wenn solche leichter und angenehmer zu machen waren, als andere. Gegen die Düngerarbeit im Stall lehnte er sich nie auf, doch wenn er z. B. auf der Weide Vieh hüten oder Botengänge machen sollte, Dinge, die auch Kinder verrichten konnten, da fühlte er allen Ernstes seine Ehre verletzt.

Das Schlimmste an dieser Bauernschaft waren aber lange nicht die Berufsdinge, als die schwere Arbeit, die einfache Lebensweise, die wenige freie Zeit und die Geistlosigkeit. Das Schlimmste waren jene üblen Gewohnheiten, mit denen sich der Mensch überhaupt sein Leben so oft verpfuscht und entwürdigt, vor allem die Unsauberkeit. Ging unser junger Knecht einmal durch die Küche, dann hatte er für den Tag gespeist. Und was etwa noch Genießbares in der Schüssel auf den Tisch kam, das verdarb der Anblick des ungereinigten Tischgedecks und der krustigen Hände und schmierigen Kleidung des Gesindes. Die ganze geistige Anregung der Hausgenossen am Abend bestand in einem gemeinsamen halbstündigen Gebet, das so undeutlich und schläfrig herabgeplappert wurde, daß der Student davon auch nicht ein Wort verstand, und nach diesem am Sonnabendabend bei den Knechten in einem Kartenspiel, bei dem manche witzige Bemerkung fiel, im ganzen aber viel geflucht wurde. Unser Bursche beteiligte sich an diesen Anregungen nicht, sondern saß allein draußen unter einem Kirschbaum, bestrebt, sich in Naturbeschaulichkeit

Digitized by Google

zu versenken. Aber dazu war es viel zu früh. Beschaulichkeit, das ist nichts für junge Leute.

Ein paarmal an Sonntagen kamen Bauernburschen vom Thal herauf zusammen, auch kecke Dirndlein darunter, und es wurden Lieder gesungen. Da that unser Student mit. Und beim Singen kamen Eigenschaften an ihm zum Vorschein, denen die Dirndlein nicht Widerstand zu leisten vermochten. Da war auf seinem Gesicht ein anmutiges Schmunzeln, da gab es in den Wangen zwei Grübchen, da zuckten die zarten Schnurrbartspitzen auf und nieder, da glühten seine dunklen Augen so heftig aus, daß die Weiberherzen schmolzen. Lieblich machten sie sich mit ihm zu schaffen, und wären ihre Pfaiden auch so frisch gewaschen gewesen, wie ihre Wangen, so hätte sich unser Studiosus wahrscheinlich nicht lumpen lassen.

Die bäuerlichen Charaktereigenschaften, als Einfalt, Schlauheit, Mißtrauen, Spottlust u. s. w., waren ihm nicht gerade zuwider, wohl aber — die „Bültung". Da kam manchmal ein Nachbar ins Haus, nicht von weither, aber — „gebültet". Er war aus Kärnten eingewandert, wo er in einem Eisenwerk Kohlenstürzer gewesen und mit dem Werksverweser die Kohlenfuhren zu verrechnen gehabt hatte. Seitdem zählte er sich zu den „Herren". Er ließ sich auch nicht Bauer nennen, obschon sein Grundbesitz kaum fünfzig Joch betrug, sondern Realitätenbesitzer. Er besaß eine Bibliothek von allerlei gelehrten Werken und hielt sich eine politische Zeitung, mit der seine „Ueberzeugungen" standen und fielen. In seinen Reden die Mundart verschmähend, sprach er ein sozialdemokratisches „Hochdeutsch", reich an landläufigen Schlagworten und Fremdwörtern, letztere vielfach unrichtig angewendet. Wollte der Student mit diesem Mann sich einmal tiefer in eine geistige Sache einlassen, so zeigte es sich, daß dem „gebülteten" Realitätenbesitzer dafür jedes Verständnis und Interesse fehlte, und daß alles nur auf die Eitelkeit eines Bildungsphilisters hinauslief. Aus solcher Oede flüchtete unser Städter sich allemal wieder zu den naiven Arbeitsleuten, deren derbe Flüche ihm immerhin noch lieber waren, als die blassen Phrasen des belesenen Bauers.

Mit seinem Dienstgeber wußte der junge Knecht eben auch nicht viel anzufangen, dieses Mannes Gesichtskreis war gerade so weit als sein achtzig Joch großer Besitz. Alles, was außerhalb seines Eigentums vorging, war ihm nicht der Rede wert. Er sah nun, wie tüchtig der Fremde sich als Knecht entwickelt hatte, er dachte, es wäre doch gerecht, ihm einigen Lohn zu geben, wöchentlich wenigstens einen Gulden, aber er konnte sich nicht dazu entschließen. Sein Weib — es war viel jünger als der Bauer — hatte einen größeren Interessenkreis; sie hätte für ihr Leben gern erfahren, was es mit diesem zugereisten jungen Menschen denn eigentlich sei. Sie kochte dem Studenten manchmal, wenn er unter Tags ins Haus kam, einige Eier und fragte, während er sie mit Behagen verzehrte, so nebenhin, ob es bei ihm daheim auch so steile Berge gebe, und ob ihm seine Mutter auch manchmal Eier gekocht hätte? Seine Antworten waren sehr freundlich, doch wurde sie nicht recht daraus klug. Seine Mutter mußte an einem Ort leben, wo es gar keine Hühner giebt, wo die Eier weither zugetragen werden müssen. Ja es schien, daß seine Mutter nicht einmal kochen könne. Da glaube sie es freilich, daß er auf die Bauernschaft gegangen sei.

Er hatte schon wiederholt im steirischen Bauernkalender, der an der Stubenwand hing zwischen den Fenstern, nachgesehen, ob denn die Zeit nicht schon bald um sei; nun aber die jugendliche Bäuerin sich ihm so freundlich zeigte, wurde in ihm eine städtische Phantasie wach. Etliche Tage lang beschäftigte er sich damit insgeheim, aber ganz plötzlich und unvermittelt hörte er in sich einen Ruf: gehört das auch dazu? Schuft! —

Als am nächsten Sonnabend der Feierabend kam, trat er hin an den Heuhaufen, in dem der Bauer saß, und sagte kurz und fest: „Bauer, meine Zeit ist aus, ich muß fort, muß jetzt wieder auf die Universität."

Der Bauer stutzte ein wenig, dann antwortete er: „So sauber, jetzt geht er mir fort. Rechtschaffen gearbeitet und jetzt wieder fleißig lernen in der Schul! Das ist brav."

„Ich will die Prüfung bestehen," sagte der Student.

Da der Bauer den Doppelsinn dieses Wortes nicht verstand, so hatte er Zeit, gelassen zu überlegen, wie er diesen Menschen weiter eigentlich nicht mehr notwendig brauche. Die Ernte unter Dach. Ist eh noch ein kamoder Knecht das. Andere gehen davon, wenn die schwere Arbeit kommt, der, wenn sie vorbei ist. Ob er was sagen wird von einem Lohn? Sagt er was, so geb ich ihm fünf Gulden. Sagt er nichts, so ist's mir auch recht. — Der Student hatte sein blaues Arbeiterkleid ins Felleisen gethan und sein dunkles Stadtgewand angezogen mitsamt der flotten roten Halswäsche. Er reichte dem Bauer die Hand und sagte nichts. Er reichte jedem der Hausgenossen die Hand. Eine alte Kuhmagd torkelte gegen ihren Stall hin und drückte die Schürze in ihr Gesicht. Allemal, so oft wer fortging, weinte sie ein bißchen — das hielt sie für einen guten alten Brauch.

Also zog dieser merkwürdige Mensch wieder seiner Hochschule zu. Wo und wann wird er mehr gelernt haben, als auf seinen Ferien?

Das nun aber ist der eine Fall, wie ein Universitätsstudent Bauernknecht geworden. Einen zweiten Fall habe ich im vorigen Sommer sozusagen vor meiner Hausthür erlebt. Das war ein Student aus der Grazer Universität, der drei volle Monate lang in der Massing bei Krieglach beim Bauer Hainzel als Knecht gearbeitet hat. Er war der Sohn eines höheren Beamten im Elsaß, war trotz seiner verhältnismäßigen Jugend ziemlich weit in der Welt herumgekommen, um das Leben nach vielen Richtungen hin kennen zu lernen. Sein Lieblingsstudium war Naturgeschichte und Sozialwissenschaft. Er verkehrte nicht viel in städtischer Gesellschaft und mit Kollegen, sein einziger steter Begleiter war ein zottiger Hund, den er nun auch in den Bauernhof mitgebracht hatte. Er kam Sonntags manchmal in mein Haus und erzählte von den Freuden und Leiden seines vorübergehenden Berufs, den er allerdings aus ganz besonderen Ursachen erwählt. Er hatte einen intelligenten, geistig strebsamen Hausvater, der ihn freundlich behandelte, ihn stets angemessen zu beschäftigen wußte, ohne ihn zu überbürden, und der Verständnis für die Art des jungen Mannes besaß, trotzdem sie eine etwas problematische ist. Im ganzen gefällt es diesem Städter gerade nicht übel in der stillen Landnatur bei guter Luft und gutmütigen Leuten. Will einer schon Knecht nicht bleiben, so ist doch etwa ein Bauerngütchen zu schaffen, das seinen fleißigen Mann ernährt. Mancher Städter, der auf Sommerfrische in der Gegend weilt und diesen Burschen beobachtet, hätte auch nicht übel Lust, sich ins Bauerngehöfte zu schlagen, er findet, daß der Spaten und die Sichel sich nicht schlecht handhaben lassen. Mancher Studio findet, daß es für einen Adamssohn beinah honoriger wäre, den Pflug zu führen und was zu können, als immer nur mit Büchern umzuthun und sich mit dem Alleswissenwollen zu begnügen. Und so betreiben unsere Bauern demnächst ihre Stall- und Feldwirtschaft vielleicht mit Philosophen und Juristen, falls die Herren es nicht vorziehen, sich selbst Bauerngüter zu kaufen, sie persönlich zu bearbeiten, geistige Kultur mit der erdlichen zu vereinigen und so als freie Männer das natürliche Verhältnis mit der Natur wiederherzustellen. Die Anzeichen zu solch ernstlicher Umkehr mehren sich, und die Jugend ist es, die auch hier den herzhaften Anfang macht. — Es ist ja nicht darum, als ob auf solche Weise der Bauernstand gerettet werden soll; der alte Bauernstand ist wirtschaftlich der Rettung vielleicht nicht mehr wert. Es ist vielmehr darum, daß der gebildete Mensch wieder zur Scholle komme. Vor allem wichtig und erfreulich aber ist es, daß in modernen jungen Leuten sich Wille und Kraft zeigt, es mit der herben ursprünglichen Menschenarbeit wieder aufzunehmen. — Oder wäre das zu hochgemut gedacht?

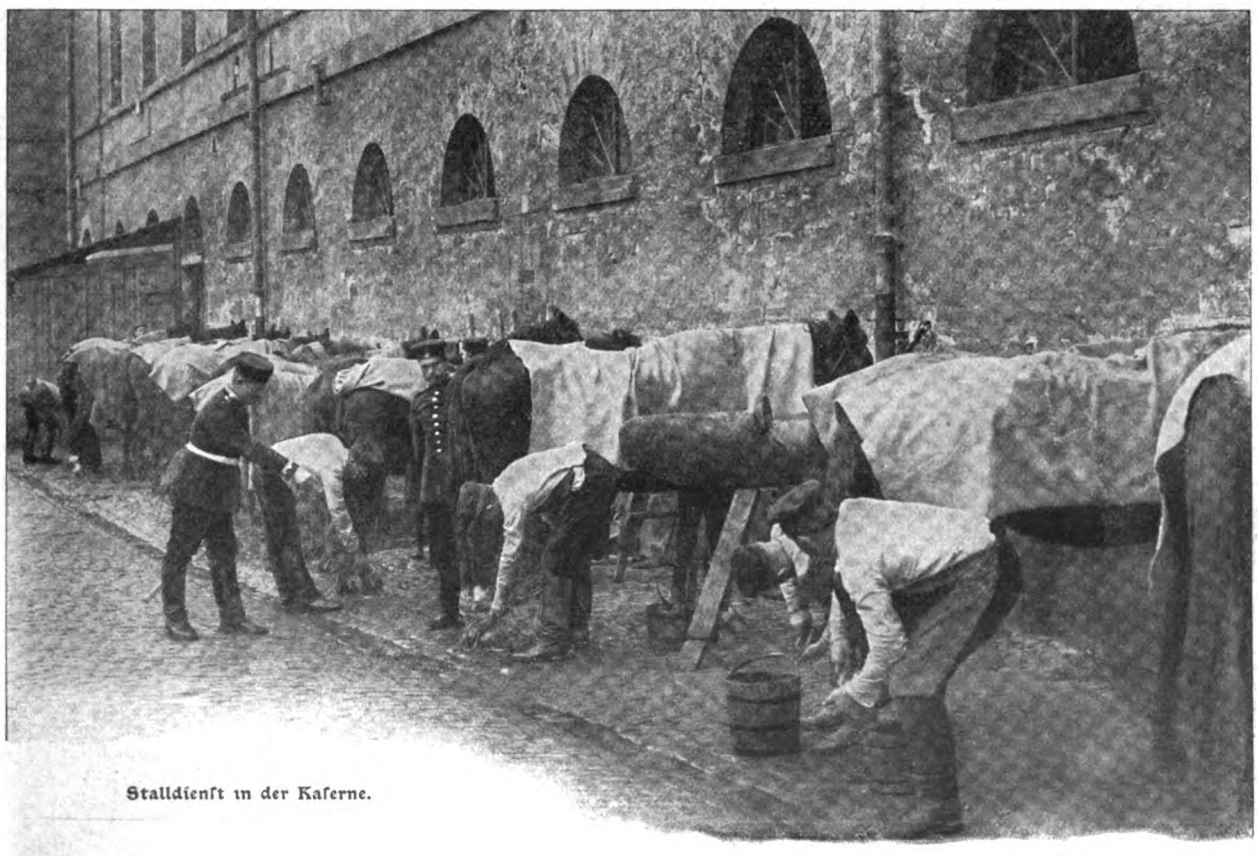
Digitized by Google

Freiübungen.

Rekrutenleben.

Hierzu 7 photographische Momentaufnahmen von Hofphot. O. Tellgmann, Eschwege.

„Dem Soldaten ist im Frieden gerade keine Ruh beschieden, denn er muß zu Friedenszeiten sich zum Kriege vorbereiten! So vom ersten bis zum letzten Tag im Jahr —“ so singt der Verfasser der in der ganzen Armee bekannten und beliebten Militärischen Vierjahreszeiten. Das Manöver ist kaum beendet, da erscheinen schon wieder die Rekruten, das militärische Jahr beginnt von neuem. Die größte Arbeit und Unruhe stehen ohne Frage dem vielgeplagten Kompagniechef bevor, diesem „Wesen ohne Poesie“. Unterstützt von seiner besseren Hälfte, dem Feldwebel, hat er alles für die demnächst eintreffenden Kinder vorbereitet. Die Rekrutenstuben sind mit Hilfe von viel Wasser, Sand und Seife von den alten Mannschaften gereinigt, die sechsten Röcke haben die Schneider geradezu wieder in Paradesachen verwandelt. Kennen Sie, lieber Leser, eine sechste Hose? Wenn Sie nicht



Stalldienst in der Kaserne.

Digitized by Google

gedient haben, kaum. Aber Sie wissen wahrscheinlich, was Mosaik ist . . . Beide haben außerdem noch das gemeinsam, daß sie ununterbrochen geflickt werden müssen, nur, daß die Hosen schließlich doch noch besser halten. Einem on dit zufolge soll es sogar Exemplare geben, die außer den unverwüstlichen Knöpfen gar nichts Ursprüngliches mehr besitzen.

In langen Kolonnen kommen die Rekruten anmarschiert, begleitet von Angehörigen und Freunden; hier trägt einer das Köfferchen des angehenden Vaterlandsverteidigers, dort reicht ein anderer seinem Landsmann verstohlen zum Abschiedstrunk die geliebte Flasche — die wenig zahlreiche Begleitmannschaft drückt ein Auge zu, sie kann auch gar nicht auf alles achten, sonst müßte sie wie ein Schäferhund die Herde umkreisen — da ist auch die Kaserne schon erreicht.

Zielen auf dem Kasernenhof.

Bald herrscht auf dem Kasernenhof ein buntes Gewimmel. Wenn auch die moderne Männertracht an sich nichts Malerisches bietet, so zeigen sich doch Bilder, die des Stiftes eines Künstlers würdig wären: hier der stämmige Sohn des Gebirges in seiner schmucken Tracht, dort der feingekleidete Städter mit aufgewirbeltem Schnurrbärtchen, hier ein frischer Bauersmann in blauer Bluse, dort ein etwas mürrisch aussehender Handwerker in seinem Sonntagsstaat. Viele tragen schon die Militärmütze als Zeichen ihrer künftigen Würde. Schnell geht es auf die Stuben, wo die Messung der Körperlänge vorgenommen wird. Auf dem Kasernenhof teilt unterdes schon der Regimentsadjutant unter Assistenz der Feldwebel die Leute den Kompagnien zu. Dann werden die Handwerker verteilt. Der größte Kampf entspinnt sich um die Schneider, denn selten geht die Zahl der verfügbaren Helden der Nadel in der Zahl der Kompagnien auf. Schon am ersten Nachmittag beginnt man mit der Einkleidung, die zunächst nur in großen Zügen vorgenommen wird, die Detailarbeit folgt später. Aber selbst die bequemsten Sachen drücken und zwicken die unglücklichen Träger. Früher hatte man ja nie einen Halskragen getragen, die Bluse war so weit, und jetzt diese entsetzliche Binde und der Rock mit seinen acht Knöpfen! Und dann noch der Leibriemen und der Helm! „In ein paar Tagen paßt euch alles," tröstet der Kammerunteroffizier; „der muß es ja wissen," denken sie, „denn er ist ja schon sieben Jahre ‚dabei.'"

Allmählich neigt sich der erste Tag seinem Ende zu. Die Leute sind gebadet, und dann geht es ins Bett. Müde und matt sinken sie auf ihr Lager, die meisten hören kaum noch die Töne des Zapfenstreichs, der melancholisch in die Stille der Nacht hinausgeblasen wird. So ertönt denn in jeder Stube bald ein melodisches Schnarchen, nur ab und zu unterbrochen von dem Auffahren eines unruhigen Träumers.

Am nächsten Tag beginnt sofort des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr. Es ist unglaublich, von welcher Mannigfaltigkeit der königlich preußische, bayrische sächsische oder württembergische Dienst ist. Zuerst werden die Leute bewegt, damit das Blut etwas in Wallung kommt und die Gelenke sich lockern. Diese Uebungen, die meist nicht reglementarisch sind und die

Turnen am Querbaum.

Digitized by Google

Reitübungen.

daher der Phantasie des Ausbildungspersonals weiten Spielraum lassen, gewähren einen höchst komischen Anblick. Alles bimmelt und baumelt mit Armen und Beinen, die gewagtesten Spreiz- und Drehbewegungen werden gemacht, die einem Jongleur zur Ehre gereichen würden, wenn man sich nicht der Kameraden als Stütze bediente. Aber bald kommt Ordnung in das Chaos: die Leute werden von den Unteroffizieren einzeln vorgenommen, besonders im langsamen Schritt, der Vorübung zum Parademarsch. Wie mancher Tropfen Schweiß muß da vergossen werden, wie mancher Stoßseufzer, aber auch wie manches Donnerwetter steigt da zum Himmel empor. Es ist auch wirklich keine Kleinigkeit, all die krummen Beine so gerade zu biegen, daß ihre Besitzer wie im Sylphidenschritt über den Erdboden hinschweben. Aber einige lernen es nie, und wenn die andern schon längst in geschlossenen Trupps nach den Klängen der Musik den ersten „Rekrutenball" absolvieren, geben sie noch immer in einer entlegenen Ecke des Kasernenhofs ihre Solovorstellungen.

Schon am ersten Tag werden den Rekruten die Einrichtungen des Gewehrs bekannt gegeben. Mögen auch die theoretischen Begriffe der Seelenachse und Visierlinie, des Kornklemmens und Visierdrehens zunächst noch einen wirbelnden Tanz in dem Rekrutenhirn vollführen, die Praxis des Zielens ist bald erfaßt. Man beginnt mit den Zielübungen an dem auf einem Sandsack festgelegten Gewehr; diese Uebung ist zugleich eine Kontrolle der Sehschärfe der Leute. Nach ihren Angaben wird eine Zielscheibe so lange auf einer weißen Fläche hin- und herbewegt, bis ihr Mittelpunkt in der Verlängerung der Visierlinie sich befindet. Glaubt der Rekrut dies erreicht zu haben, so wird der Punkt markiert. Unser

Exerzieren am unbespannten Geschütz.

Zielübungen der Artillerie.

Digitized by Google

Bild Seite 2222 zeigt eine solche Uebung. Bei mehrfacher Wiederholung, bei der das Gewehr natürlich nicht bewegt werden darf, sollen diese Punkte möglichst zusammenfallen; trifft dies nicht ein, so macht der Rekrut Zielfehler, oder aber er sieht schlecht. Leider mehrt sich die Zahl der mit herabgesetzter Sehschärfe eingestellten Mannschaften von Jahr zu Jahr. Der Vorschlag des Hauptmanns von Ziegler, über den vor kurzem in dieser Zeitschrift (Heft 35, S. 1547) berichtet wurde, die Augen der Schüler durch Sehübungen zu kräftigen, verdient daher volle Beachtung im Interesse der Armee.

Jetzt läßt der Rekrutenoffizier zum Turnen antreten. „Natürlich wieder am Querbaum," denkt jeder, an diesem bestgehaßten aller Turngeräte. Es ist aber auch keine Kleinigkeit, sich an dem dicken Balken festzuhalten, geschweige denn, sich an ihm in die Höhe zu ziehn. Aber auch hier macht Uebung den Meister, wie denn überhaupt das Turnen bald zu den beliebtesten Dienstgegenständen der Rekruten gehört. Leider kann bei der zweijährigen Dienstzeit diesem wichtigen Dienstzweig, der den Körper geschmeidig macht und elastisch erhält, nicht soviel Zeit gewidmet werden, wie wohl wünschenswert wäre. Auch das Bajonettieren tritt immer mehr in den Hintergrund, während durch die wenig beliebten vorbereitenden Gewehrübungen — „Pumpen" nennt sie der Soldat — mehr Zeit verwandt wird, um vor allen Dingen die Armmuskeln zu kräftigen, damit die Leute in der Lage sind, das nicht leichte Gewehr beim Schießen fest einzuziehn. Das ist dann ein ganz besonderer Tag, wenn dem Rekruten zum erstenmal das Gewehr zum Schießen in die Hand gegeben wird. Fröhlichen Mutes geht es hinaus auf den Scheibenstand, und mit dem ersten scharfen Schuß erhält das Leben des Infanteristen eigentlich erst seine militärische Weihe.

Die Ausbildung der berittenen Waffen ist noch mannigfaltiger, als die der Fußtruppen. Hier tritt der vierbeinige Kamerad, das Pferd, hinzu. Wenn auch mancher Rekrut mit stolz geblähter Brust schon vor seinem Eintritt hoch zu Roß sich seinen Mitmenschen gezeigt hat, so wird ihm doch bald klar gemacht, daß er vom militärischen Schulreiten keine Ahnung hat. Sie können sich aber wenigstens auf dem Pferd halten, während die Neulinge häufig den starken Drang in sich fühlen, sich als Parterregymnastiker auszubilden. So giebt es denn, besonders im Anfang, häufig sehr komische Intermezzi; „die Pferde haben," wie es in den „Jahreszeiten" heißt, „nur bewegt mit Maß, mit Rekruten manchen Spaß." Neben dem Reiten füllt dann noch Stalldienst, Fußexerzieren, Gymnastik, Fechten, Instruktion in angenehmen Wechsel die Zeit aus. Für die Artillerie tritt noch das Exerzieren am Geschütz hinzu, wie unser Bild Seite 2223 zeigt.

Es ist klar, daß die erste Ausbildungszeit zu den wichtigsten Dienstperioden gehört — nebenbei bemerkt, giebt es im ganzen militärischen Jahr nicht eine einzigste Periode, die diese Bezeichnung nicht hätte — und daß es der Anspannung aller Faktoren, sowohl des Ausbildungspersonals wie der Rekruten selbst bedarf, um den hohen Anforderungen zu genügen. Andrerseits ist aber dieses scharfe Training der Rekrutenzeit außerordentlich wohlthätig für die Entwicklung des Körpers: aus den schwächlichen Stubenhockern werden frische, muntere Kerls, die Wangen röten sich, und die Glieder werden straff.

Carl August v. d. Pinnau.

Wie heizen wir unsere Zimmer?

Eine zeitgemäße Betrachtung von Dr. H. Haefcke.

Die schönen Herbsttage, die den Anschein hatten, als wollten sie die Sünden des Sommers wieder gut machen, sind vorüber, der Winter hat seine Visitenkarte abgegeben, und wenn die Prognosen der Wettermacher nur einigermaßen das Richtige treffen, so wird er uns reichlich Schnee und anhaltende Kälte bringen.

Als die ersten Nachrichten von dem bevorstehenden „arktischen" Winter durch die Zeitungen gingen, hat wohl mancher Familienvater seinen üblichen Kohlenvorrat um ein gutes Quantum erhöht und trotzdem das stattliche Häuflein mit einer gewissen Sorge betrachtet. Hat er sich doch schon so oft von der Vergänglichkeit dieser Schätze überzeugen können! Dazu zeigen die Kohlenpreise eine nichts weniger als fallende Tendenz, und das Bedürfnis des Einzelnen nach Wärme heischt ebenso energisch Befriedigung wie das Nahrungsbedürfnis. Was Wunder, wenn einem in solchen Momenten die Frage aufstößt: „Kommt uns denn das, was da im Ofen verbrennt, auch alles zu gute?" d. h. mit andern Worten: nutzen wir in unsern Zimmeröfen die Heizmaterialien auch ordentlich aus? — Bedauerlicherweise muß die Antwort auf diese Frage kurzweg mit „nein" gegeben werden. In der Industrie, wo ja die Kosten für die aufzuwendenden Brennstoffe von allergrößter Bedeutung und oft entscheidend sind für die Lebensfähigkeit eines Unternehmens, hat man im Lauf der Jahre Mittel und Wege gefunden, den Nutzungswert der Kohlen zu steigern. In der häuslichen Feuerung dagegen sind die Fortschritte nach dieser Richtung — abgesehen von den verschiedenen Systemen der Zentralheizung — recht gering, und doch wäre es nicht gar so schwer, die in der Industrie gemachten Erfahrungen auch auf die Zimmeröfen anzuwenden. Einen großen Fehler würde man begehen, wollte man für diese Unterlassung, oder besser gesagt diesen Stillstand in der Entwicklung der Heizungstechnik unsere Ofenbauer allein verantwortlich machen. Es darf nicht vergessen werden, daß es sich hier darum handelt, Wandel zu schaffen in dem Gebrauch eines Gegenstandes unseres täglichen Bedürfnisses, und daß wir da auf den nicht zu unterschätzenden Widerstand von Sitte und Gewohnheit stoßen.

Wenn wir in unsern Oefen nur unsere Kohle hübsch zu Asche verbrennen, so sind wir zufrieden. Allenfalls bedauern wir den Verlust der Wärme, die durch den Kamin entweicht, und würden auch gern noch den Ruß, den wir als unverbrannte Kohle erkennen, ausnutzen. Daß aber diese Verluste nur einen geringen Teil dessen ausmachen, was wir überhaupt von der Heizkraft

Digitized by Google

unserer Kohlen einbüßen, das ist den meisten unbekannt. Bei der Verbrennung der uns von der Natur gelieferten Brennstoffe sollen theoretisch außer der die mineralischen Bestandteile enthaltenden Asche nur Kohlensäure und Wasserdampf als Endprodukte entstehen. Daß dieses Ziel aber in unsern gewöhnlichen Oefen bei weitem nicht erreicht wird, beweist schon der in mehr oder minder großer Menge sich abscheidende Ruß. Die schweren Kohlenwasserstoffe, die sich aus den Kohlen entwickeln, werden in der Hitze des Verbrennungsraums zersetzt in leichte Kohlenwasserstoffe und Ruß oder fein verteilte Kohle. Bei genügender Sauerstoffzufuhr werden beide verbrannt und ausgenutzt, bei ungenügender Sauerstoffzufuhr dagegen bleiben beide unverbrannt. Der Ruß schlägt sich nieder, und die so wertvollen leichten Kohlenwasserstoffe gehen ungenutzt durch den Schornstein. Bei dieser unvollkommenen Verbrennung entsteht noch eine weitere Kohlenstoffverbindung, das wegen seiner Giftigkeit mit Recht so gefürchtete Kohlenoxydgas, das zum weitaus größten Teil gleichfalls ungenutzt durch den Schornstein abzieht. Die auf diese Weise sich ergebenden Verluste können ganz bedeutende sein und unter Umständen mehr als die Hälfte des gesamten Heizwertes des aufgewendeten Brennmaterials ausmachen. Um dem Laien diesen Vorgang klar zu machen, ist es nur nötig, auf die Leuchtgasfabrikation hinzuweisen, bei der bekanntlich durch Erhitzung der Steinkohlen in eisernen Retorten jene flüchtigen Kohlenstoffverbindungen zur Gewinnung der brennbaren Gase ausgetrieben werden.

An dem Mangel der unvollkommenen Verbrennung kranken in mehr oder weniger hohem Grad alle unsere Zimmeröfen. Nur die sogenannten amerikanischen Füllöfen und einige ihnen ähnliche deutsche Dauerbrandöfen machen hierin eine rühmliche Ausnahme. Einer allgemeinen Einführung dieser Oefen steht aber hindernd entgegen, daß ihre Konstruktion die Verwendung von gewöhnlicher Stein- und Braunkohle ausschließt und die Heizung mit Anthrazit, der teuersten Steinkohlenart, verlangt.

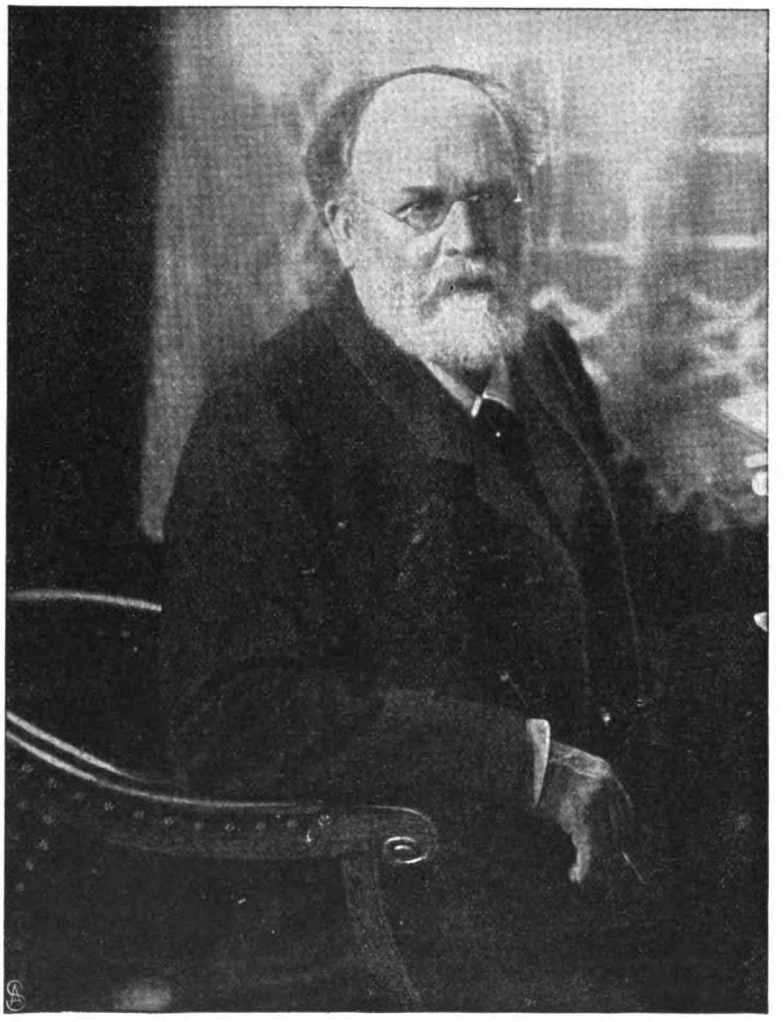
Bestimmend für die Art der Zimmeröfen ist eben in erster Linie das in der betreffenden Gegend vorhandene oder am billigsten zu beschaffende Brennmaterial. Für die heiße Flamme der Steinkohle sind eiserne Oefen, gleichviel welcher Konstruktion, vorteilhafter; für Braunkohle, Holz und Torf dagegen ist der Kachelofen vorzuziehn. So finden wir denn in Westdeutschland, der Heimat der Steinkohle, ausschließlich den eisernen Ofen, den sich im Rheinland sogar, gleich der Kochmaschine, jeder Mieter selbst kaufen darf, während im Osten und Norden noch der Kachelofen vorherrscht, allerdings schon stellenweis im Wettbewerb mit dem „Amerikaner".

Für den Wärmetechniker ergiebt sich der Hauptunterschied zwischen eisernen und Kachelöfen aus der physikalischen Beschaffenheit der zu ihrer Herstellung benutzten Materialien. Das Wärmeleitungsvermögen des Thons, aus dem der Kachelofen besteht, ist ungefähr 1/38 jenes des Eisens, weshalb der Thon weit langsamer heiß wird, als das Eisen, dafür aber auch die aufgespeicherte Wärme ebenso viel langsamer wieder abgiebt. Andrerseits ist die sogenannte spezifische Wärme des Thons eine größere, als die des Eisens, d. h. ein gleiches Gewicht auf gleiche Temperatur erhitzten Thons vermag einem gleichen Gewicht auf gleiche Temperatur erhitzten Eisens gegenüber ein viel größeres Quantum Luft auf eine bestimmte Temperatur zu erwärmen. Daher muß auch der Kachelofen auf einmal mit dem ganzen Quantum Heizmaterial beschickt und, wenn dieses in voller Glut ist, geschlossen werden, während man in den schnell erkaltenden eisernen Oefen andauernd ein mäßiges Feuer zu unterhalten hat.

Mit den Mängeln unserer Oefen können wir natürlich nicht ohne weiteres aufräumen; das ist Sache der Heizungstechnik, die hier noch ein dankbares Gebiet zu beackern hat. Wohl aber können wir uns verständigen Neuerungen gegenüber entgegenkommend verhalten, und vor allen Dingen haben wir uns vertraut zu machen mit der Natur und dem Wert unserer Brennstoffe für den Hausbrand. Dabei können wir absehen von Holz und Torf als nur noch in verhältnismäßig geringer Menge zur Verwendung kommenden Brennstoffen und uns auf die Steinkohle und Braunkohle beschränken. Von diesen ist die Steinkohle ihrer jüngeren braunen Schwester im allgemeinen an Heizwert überlegen, verlangt aber, wenn sie vollwertig bleiben soll, eine gewisse Vorsicht in der Behandlung. Bekanntlich ist die großstückige Form bei allen Brennstoffen die günstigste für die Verbrennung, so auch besonders bei der Steinkohle. Man hüte sich deshalb vor allzu weitgehender Zerkleinerung. Des Weitern halte man die Steinkohle trocken, da sie durch Wasseraufnahme ganz erheblich an Wert einbüßt, ja unter Umständen ganz wertlos werden kann. Die immer noch hier und da verbreitete Ansicht, daß nasse Kohlen besser brennen als trockene, entbehrt jeglicher Berechtigung. Endlich ist besonders beim Einkauf größerer Vorräte damit zu rechnen, daß namentlich gewisse gasreiche Sorten mit der Zeit großen Verlusten durch Entgasung unterliegen und deshalb eine längere Lagerung nicht vertragen. — Die Braunkohle wird in rohem Zustand kaum noch für die Zimmerheizung verwendet, da viele Sorten — besonders die deutschen — die unangenehme Eigenschaft haben, beim Brennen einen üblen Geruch zu verbreiten. Der Minderwert der Braunkohle in kalorischer Beziehung wird namentlich bedingt durch den hohen Wassergehalt, ein Uebel, dem die Industrie wirksam begegnete durch die Preßkohlenfabrikation. Durch Trocknen und Zusammenpressen der zerkleinerten Braunkohle wird ihr Heizwert gewissermassen konzentriert und gleichzeitig die handliche Brikettform erzielt, die sich so ungeteilter Beliebtheit erfreut. Setzt man den Heizwert einer guten Steinkohle gleich 1, so stellt sich der des Braunkohlenbriketts auf 0,8, und dementsprechend soll sich auch das Preisverhältnis beider zu einander gestalten. Für den Transport ist es erforderlich, daß das Brikett eine genügende Festigkeit hat; weit wichtiger aber ist es, daß es im Feuer nicht zerfällt und damit die Vorzüge eines stückigen Brennmaterials einbüßt. Bis zum Schluß, d. h. bis zur völligen Veraschung muß das glühende Brikett seine Form behalten, wenn sein Heizwert gut ausgenutzt werden soll.

Gas- und elektrische Oefen werden aus ökonomischen Gründen nie in eine ernstliche Konkurrenz mit unsern gebräuchlichen Zimmeröfen treten können. Das Leuchtgas wird stets um ein Erhebliches teurer sein, als sein Ausgangsprodukt, die Kohle, und der elektrische Strom geht selbst darüber noch um ein Bedeutendes hinaus.

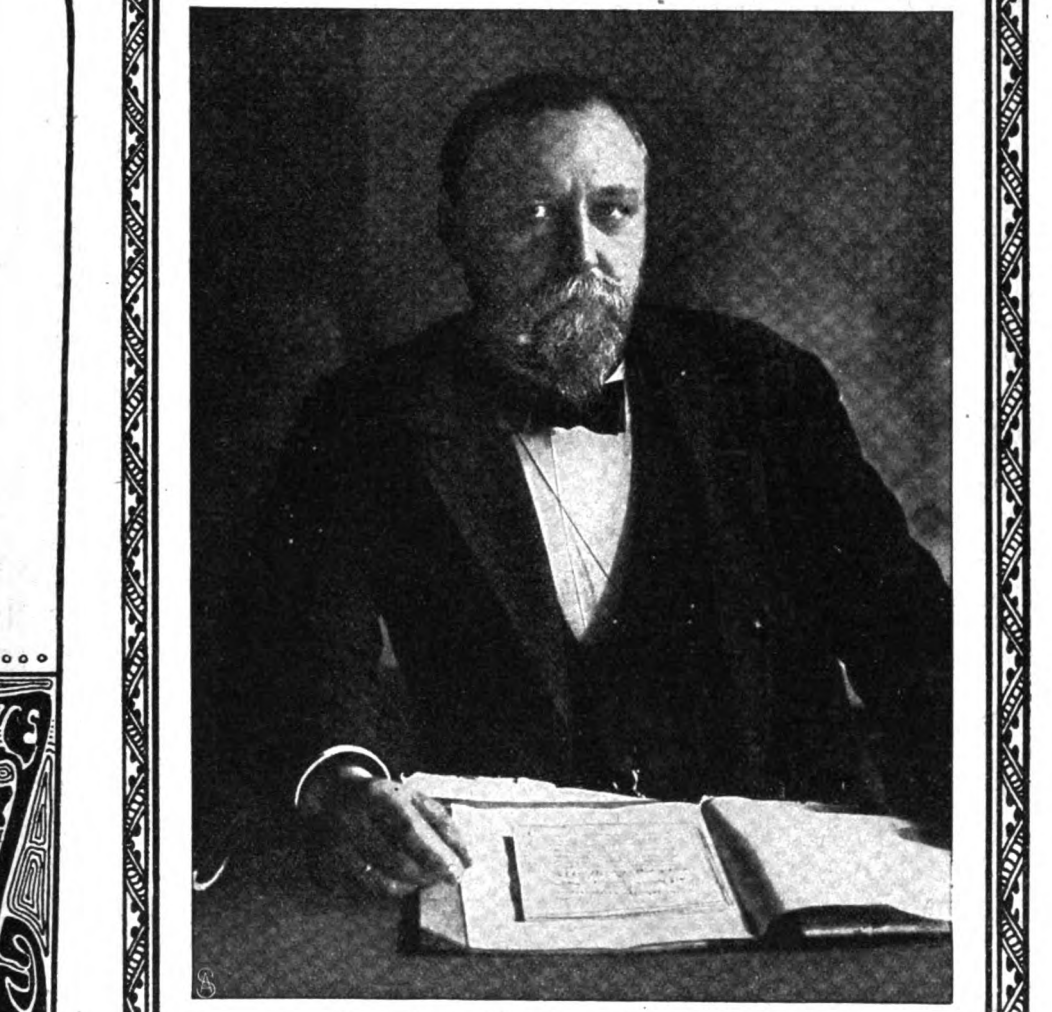
Digitized by Google



Dr. Tröndlin, Oberbürgermeister von Leipzig.

Dr. Tröndlin, der im Oktober 1899 Oberbürgermeister von Leipzig wurde, entstammt einer alteingesessenen Handwerkerfamilie der Stadt. In ihren Diensten stand er bereits unter seinem Vorgänger Georgi als zweiter Bürgermeister, sie dankt ihm insbesondere eine gesunde kommunale Finanzpolitik. Eine Zeitlang vertrat er die Stadt auch im Reichstag als Mitglied der nationalliberalen Partei.

Digitized by Google



Georg Bender, Oberbürgermeister von Breslau.

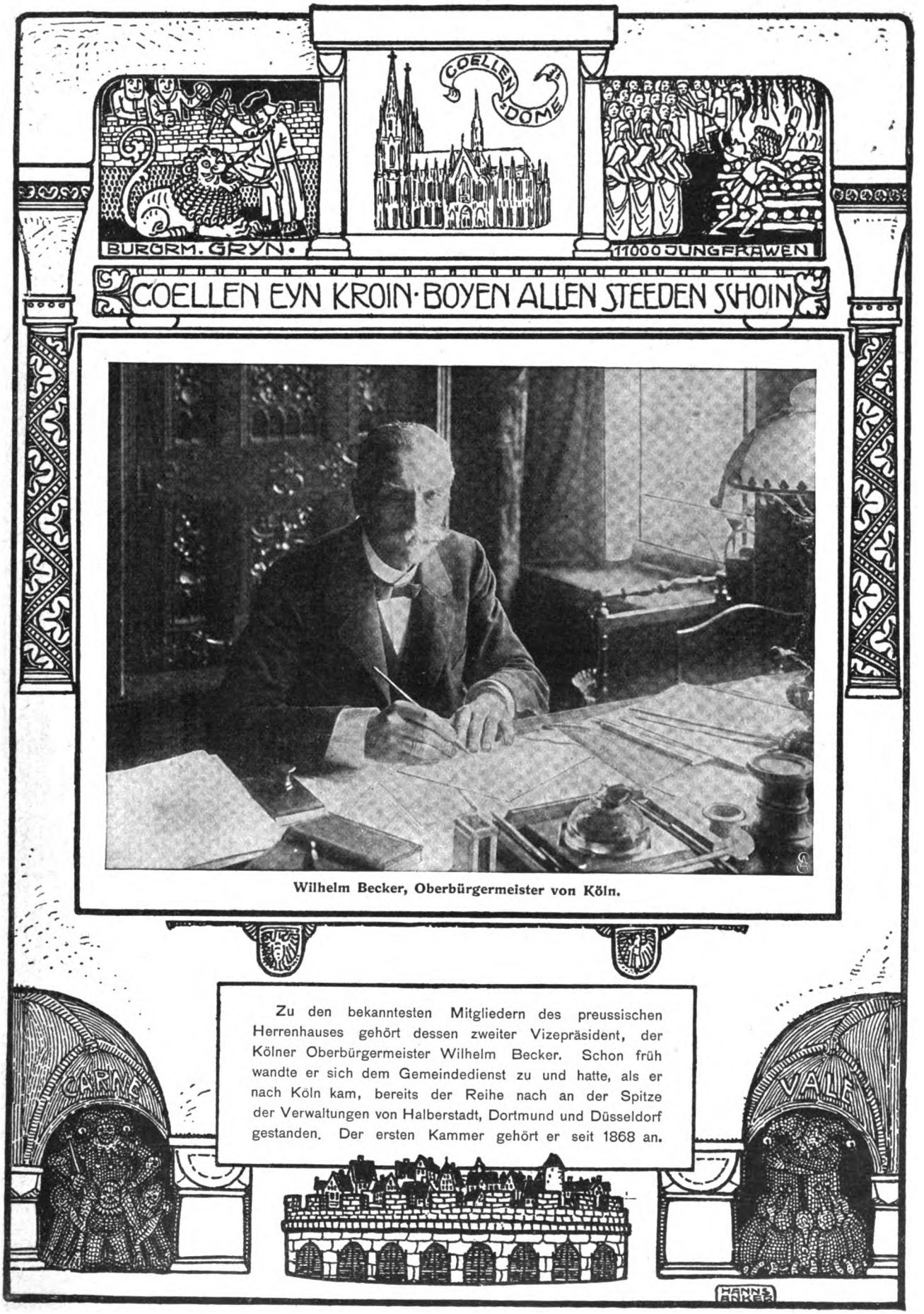
Georg Bender, der seit dem Jahr 1891 Oberbürgermeister von Breslau ist, hat sich dort als ein ausgezeichneter Selbstverwaltungsbeamter bewährt. Die Stadtverordneten haben ihn bereits, um der Stadt seine Dienste ferner zu sichern, für die nächsten zwölf Jahre wiedergewählt. Im preussischen Herrenhaus gehört er zu den am weitesten linksstehenden Mitgliedern der sogenannten Bürgermeisterpartei.

Digitized by Google

Franz Adickes, Oberbürgermeister von Frankfurt a. M.

Franz Adickes wurde als Oberbürgermeister von Frankfurt a. M. der Nachfolger Miquels. Gleich diesem beschäftigt er sich viel mit Sozialpolitik. Auf sein Betreiben ist in Preussen die lex Adickes erlassen worden, die zwecks Erschliessung von Baugeländen eine gewisse Beschränkung des Eigentumsrechts an Grund und Boden vorsieht. Dass sie zunächst nur für Frankfurt gilt, raubt ihr nicht den grossen Wert.

Digitized by Google



Wilhelm Becker, Oberbürgermeister von Köln.

Zu den bekanntesten Mitgliedern des preussischen Herrenhauses gehört dessen zweiter Vizepräsident, der Kölner Oberbürgermeister Wilhelm Becker. Schon früh wandte er sich dem Gemeindedienst zu und hatte, als er nach Köln kam, bereits der Reihe nach an der Spitze der Verwaltungen von Halberstadt, Dortmund und Düsseldorf gestanden. Der ersten Kammer gehört er seit 1868 an.

Digitized by Google

Dr. Ritter von Schuh, Oberbürgermeister von Nürnberg.

Ein Jahrzehnt ist verflossen, seit Dr. von Schuh als rechtskundiger Bürgermeister an die Spitze der Stadtverwaltung von Nürnberg getreten ist. Ruhig und fest hat er das Gemeindewesen geleitet, dessen Einwohnerzahl während seiner Amtszeit die 200000 überschritten hat und bereits stark auf die 300000 losmarschiert. Seine Verdienste wurden durch Ernennung zum Geh. Hofrat anerkannt.

Digitized by Google

Brot auf dem Wasser.

Erzählung von Rudyard Kipling.

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Englischen von Erich Peterson.

Schluß.

Zur Nacht ließ der Sturm nach, aber wir lagen in schwerem, gekreuztem Seegang, daß die alte ‚Kite' vom Vorder- bis zum Hintersteven wackelte. Es gab an jenem Morgen eine lange Dünung, und die ‚Grottkau' ging westwärts gerade mit dem Kopf drauf zu.

„‚Sie will jetzt nach Rio zu, Schraubenwelle oder nicht Schraubenwelle,' sagte Bell.

„‚Die vorige Nacht hat sie mitgenommen,' meinte ich. ‚Paß auf, was ich sage, jetzt wird's krachen.'

„Wir waren gerade, oberflächlich gerechnet, ungefähr hundertundfünfzig Meilen westsüdwest von Hyne-Head. Wir kreuzten die Linien der nordatlantischen Postdampfer, immer in Sicht der ‚Grottkau'; bei Nacht krochen wir näher an sie heran, und bei Tage fielen wir wieder ab. Nach dem Sturm war es kaltes Wetter mit dunklen Nächten.

„Freitagnacht war ich im Maschinenraum, gerade vor der Hundewache, als Bell durch das Rohr runterpustete: ‚Sie ist so weit.' Ich machte, daß ich nach oben kam.

„Die ‚Grottkau' lag gerade in hübscher Entfernung südwärts, und eins nach dem andern zog sie die drei roten Lichter auf, das Zeichen eines Dampfers, der nicht manövrierfähig ist.

„‚Das ist was für uns zu schleppen,' meinte Bell und leckte sich die Lippen. ‚Sie wird mehr wert sein, als die ‚Breslau'. Wir wollen an sie ran gehen, Mc Phee!'

„‚Wart noch ein Weilchen,' meinte ich. ‚Die See ist hier knüppeldicht voll Schiffen.'

„‚Gerade deshalb,' sagte Bell. ‚Da schwimmt ein Vermögen herum. Was denkst du dir denn, Mensch!'

„‚Gieb ihr Zeit, bis es Tag wird. Sie weiß, wir sind hier. Wenn Bannister Hilfe braucht, wird er eine Rakete loslassen.'

„‚Wer hat dir gesagt, daß Bannister uns haben will? Wir werden sehen, wie irgendein Lumpen- und Knochenfrachtschiff sie uns vor der Nase wegschnappt,' sagte er und legte das Ruder herum. Wir fuhren jetzt langsamer.

„‚Bannister hätte mehr Lust, auf einem Postdampfer nach Hause zu fahren und im Salon zu essen. Besinnst du dich noch, was sie jenen Abend bei Radley von Holdock und Steiners Verpflegung erzählten? Halt abseits, Mensch — halt abseits. Schleppen ist schleppen, aber ein Wrack bringt 'ne Unsumme Bergegeld.'

„‚Hü — —!' machte Bell. ‚Das ist 'ne Idee von dir, Mac. Ich hab dich lieb, wie einen Bruder. Wir wollen bleiben, wo wir sind, bis es Tag wird' — und er hielt sie abseits.

„Dann ging vorn eine Rakete in die Höhe, und zwei auf der Brücke, und achter ein blaues Licht. Dann kam noch ein Teerfeuer vorn dazu.

„‚Sie sinkt,' sagte Bell. ‚'s ist alles vorbei, und ich werd nicht mehr als ein Nachtglas bekommen dafür, daß ich den jungen Bannister rausgeholt hab — den Schafskopf! Es ist ein Jammer.'

„‚Immer hübsch sachte!' meinte ich. ‚Sie giebt nach südwärts von uns Zeichen. Bannister weiß ebensogut, wie ich, daß eine einzige Rakete die ‚Kite' heranbringen würde. Umsonst wird er kein Feuerwerk verschwenden. Hör, wie sie hustet!'

„Die ‚Grottkau' pfiff und pfiff, fünf Minuten lang, und dann gab es noch mehr Feuerwerk — eine richtige Ausstellung.

„‚Das ist nicht für Leute vom Fach,' meinte Bell. ‚Du hast recht, Mac. Das ist für eine Kajüte voller Passagiere.' Er sah durch sein Nachtglas nach Süden, wo etwas Dickes herankam.

„‚Was machst du daraus?' fragte ich.

„‚Postdampfer,' sagte er. ‚Da ist seine Rakete. Oho, sie haben den goldbetreßten Kapitän aufgeweckt, und — jetzt haben sie auch die Passagiere aufgeweckt. Sie drehen das elektrische Licht auf. Kabine nach Kabine. Da ist eine zweite Rakete! Sie kommen heran.'

„‚Gieb mir das Glas,' sagte ich. Aber Bell tanzte auf der Brücke herum, rein verrückt. ‚Postsachen — Postsachen — Postsachen!' rief er. ‚Im Kontrakt mit der Regierung ordentliche Beförderung der Postsachen; und deshalb — paß auf, Mc Phee — kann sie Menschenleben retten, aber nicht ins Schlepptau nehmen — sie kann nicht ins Schlepptau nehmen! Da ist ihr Nachtsignal. In einer halben Stunde wird sie 'ran sein!'

„‚Rückwärts!' sagte ich, ‚und wir leuchten hier mit all unsern Lichtern. O Bell, du bist aber 'n Schafskopf!'

„Er stürzte die Brücke nach vorn herunter, und ich stürzte nach hinten runter, und im Augenblick waren die Lichter aus, die Luke vom Maschinenraum zugedeckt, und wir lagen pechschwarz da und beobachteten, wie die Lichter des Dampfers herankamen, nach dem die ‚Grottkau' signalisiert hatte.

„Mit zwanzig Knoten in der Stunde kam sie ran, jede Kabine erleuchtet, und ihre Boote zu den Seiten. Es ging großartig vor sich und in knapp einer Stunde. Sie stoppte, wie Mister Holdocks Maschine; das Fallreep ging runter, die Boote gingen runter, und in zehn Minuten hörten wir die Passagiere Hurra schreien, und dann flog sie weiter.

„‚All ihre Lebtage werden sie davon erzählen,' sagte Bell. ‚Eine Rettung auf See zur Nacht — so hübsch, wie eine Komödie. Der junge Bannister und Calder werden im Salon sitzen und trinken, und sechs Monate später wird das Seegericht dem Kapitän ein Nachtglas stiften. Die ganze Sache ist sehr philanthropisch.'

„Wir lagen still, bis es Tag wurde. — Sie können sich denken, daß wir mit schmerzenden Augen darauf warteten — und da saß die ‚Grottkau', die Nase ein wenig in die Höhe gehoben, und lauerte nur so auf uns. Sie sah recht lächerlich aus.

„‚Sie muß von achter vollaufen,' meinte Bell, ‚denn warum liegt sie mit dem Stern so tief? Die Schraubenwelle hat ihr ein Loch beigebracht, und — wir haben keine Boote. Dreimalhunderttausend Pfund Sterling,

Digitized by Google

mäßig gerechnet, ersaufen da vor unsern Augen. Was soll man nun machen?' Und in einer Minute wurde er gleich ganz wild, denn er war ein heftiger Mensch.

„‚Fahr so nah an sie ran, als du kannst,' sagte ich. ‚Gieb mir 'ne Hacke und 'ne Rettungsleine, und ich will drum schwimmen.' Es war ein bißchen ordentlicher Seegang, und es war kalt im Wind, sehr kalt, aber sie waren wie Passagiere von Bord gegangen, der junge Banniſter und Calder und die andern, indem sie das Fallreep an der Leeseite runtergelassen hatten. Diese Einladung zu übersehen, das wäre soviel gewesen, wie der Vorsehung ins Gesicht schlagen. Wir waren bis auf fünfzig Yards an sie herangekommen, während Kinloch mich hinter der Kambuse über und über mit Oel begoß, und als wir sie passierten, ging ich über Bord, um dreimalhunderttausend Pfund zu retten. Mann, es war zum Umkommen kalt, aber ich hatte meine Sache mit Ueberlegung gemacht, und indem ich an ihrer Seite entlangscherrte, kam ich gerade an die unterste Stufe des Fallreeps. Ich kann Ihnen sagen, niemand war erstaunter, als ich selbst. Bevor ich noch Atem holte, hatte ich beide Knie gegen die Stufe gestemmt, und ehe sie wieder rollte, kletterte ich schon wieder rauf. Ich machte meine Leine an dem Reling fest und brach dann in des jungen Banniſters Kabine runter, wo ich mich mit allem abtrocknete, was in seiner Koje war, und alle möglichen Sachen anzog, die ich fand, bis das Blut wieder zirkulierte. Drei Paar Unterhosen fand ich, und ich brauchte sie alle. Es war die kälteste Kälte, deren ich mich aus meiner ganzen Zeit entsinnen kann.

„Dann ging ich nach dem Maschinenraum runter. Die ‚Grottkau' saß auf ihrem eigenen Schwanz, wie man sagt. Sie hatte 'ne sehr kurze Welle, und ihre Maschine lag ganz hinten. Es war vier oder fünf Fuß Wasser im Maschinenraum, das hin und her klatschte, schwarz und schmutzig; vielleicht waren's auch sechs Fuß. Die Thüren vom Feuerungsraum waren zugeschraubt, und der Feuerungsraum war vollkommen dicht, aber eine Minute lang täuschte mich der Dreck im Maschinenraum. Aber nur eine Minute lang. Ich sah nochmal nach, um sicher zu sein. 's war ganz schwarz mit Schaum und Luftblasen: totes Wasser, das zufällig reingekommen sein mußte, und Calders Mütze schwamm obenauf."

„Wo kam denn die her?"

„Na, in der Verwirrung der Dinge, als der Propeller losgegangen war und die Maschinen rasten u. s. w., ist es sehr möglich, daß Calder sie von seinem Kopf verloren hat und sich nicht darum kümmerte, sie wieder aufzuheben. Ich besinne mich, daß ich ihn in Southampton mit solch einer Mütze gesehn habe."

„Ich will nichts von der Mütze wissen. Ich frage bloß, von wo das Wasser hereingekommen war, und was es da machte, und warum Sie so sicher waren, daß es kein Leck war, Mc Phee?"

„Aus gutem Grund — aus gutem und genügendem Grund."

„Sagen Sie's mir denn doch."

„Na, es ist ein Grund, der eigentlich nicht mich selbst allein angeht. Um offen zu sein, ich bin der Meinung, daß es veranlaßt wurde, das Wasser, durch einen Irrtum von seiten eines andern Mannes. Wir alle können Fehler machen."

„O, bitte um Entschuldigung! Nur weiter."

„Ich begab mich wieder nach dem Reling, und Bell schrie mich an: ‚Was ist los?'

„‚Sie wird's machen,' antwortete ich. ‚Schickt eine Trosse rüber und einen Mann, der mir steuern hilft. Ich werde ihn mit der Rettungsleine ranziehn.'

„Dann rief Bell: ‚Sie trauen sich nicht — keiner von ihnen — in dies Wasser — bloß Kinloch, und den will ich nicht entbehren.'

„Ich konnte sehn, wie drüben die Köpfe geschüttelt wurden, und ein paar heftige Worte tönten herüber.

„‚Desto mehr Bergegeld giebt's dann für mich,' meinte ich. ‚Ich will mich solo behelfen.'

„Darauf meinte eine Dockratte: ‚Glaubt ihr, daß sie sicher ist?'

„‚Ich will für nichts garantieren,' sagte ich, ‚nur vielleicht für eine Tracht Prügel, weil ich so lange warten muß.'

„Dann schreit er rüber: ‚Hier ist bloß ein einziger Schwimmgürtel, und den kann niemand finden, sonst würd ich kommen.'

„‚Werft ihn rüber, die Isebel,' rief ich, denn ich hatte keine Geduld mehr, und sie packten den Freiwilligen, eh er wußte, was los war, und warfen ihn rüber an der Rettungsleine. So holte ich ihn mir nach und nach heran — und er war ein sehr willkommener Rekrut, nachdem ich das Salzwasser aus ihm rausgekippt hatte, denn er konnte übrigens nicht schwimmen. Dann banden sie ein Zweizolltau an die Rettungsleine und daran eine Trosse, und ich legte das Tau um die Trommel einer Handwinde, die vorn stand, und mit Schwitzen brachten wir die Trosse an Bord und machten sie dann mit dem Reling der ‚Grottkau' fest.

„Bell brachte die ‚Kite' so dicht ran, daß ich fürchtete, sie würde anrollen und den Platten der ‚Grottkau' Schaden thun. Er warf mir eine zweite Rettungsleine rüber, und dann ging er weg, und wir hatten all die schwere Arbeit mit dem Winden noch einmal bei einer zweiten Trosse zu thun. Aber trotzdem, Bell hatte recht; wir hatten einen weiten Weg zu schleppen vor uns, und wenn uns die Vorsehung so weit geholfen hatte, wäre es doch nicht vernünftig gewesen, sich zu viel auf ihren Beistand zu verlassen. Als die zweite Trosse fest war, war ich ganz naß von Schweiß, und ich rief Bell zu, loszuziehn und nach Hause zu fahren. Der zweite Mann war dabei, bei der Arbeit zu helfen, indem er fragte, wo es was zu trinken gäbe, aber da sagte ich ihm, er müßte Reff und Steuer handhaben und jetzt mit Steuern anfangen, denn ich ging runter. Er steuerte — o, er steuerte, um es so zu bezeichnen. Wenigstens griff er an die Speichen und drehte dran und machte ein kluges Gesicht dazu, aber ich zweifle, ob die Babyloniſche es fühlte. Ich ging runter und in des jungen Banniſters Koje und schlief über alle Beschreibung. Schließlich wachte ich vor wütendem Hunger auf. Es war ein bißchen Seegang; die ‚Kite' schnarchte mit vier Knoten die Stunde dahin, und die ‚Grottkau' schleppte hinterher, die Nase eingetaucht, und gierte nur so drauf los. Es war ein Skandal, wie sie sich schleppen ließ. Aber das Schamloſeste von allem war der Proviant. Es war einfach gemein! Die Mannschaft hatte auf dem neuen Anstrich am Deckhaus geschrieben, was sie davon dachte, aber ich hatte keine anständige Seele bei mir, mit der ich Klagelieder anstimmen konnte. Ich hatte nichts anderes zu thun, als mir die Trossen anzusehn und den Schwanz der ‚Kite', der in weißes Wasser eintauchte, wenn sie sich gegen eine See hob. Deshalb gab ich der Achterhilfspumpe Dampf und pumpte den

Digitized by Google

Maschinenraum aus. Als sie trocken war, ging ich den Wellengang runter und fand, daß sie ein wenig durch die Stopfbüchse leckte, aber es war nichts dabei. Der Propeller war abgebrochen, wie ich es vorher gewußt hatte, und Calder hatte darauf gewartet, die Hand an der Maschine. Er hat es mir wenigstens nachher erzählt, als ich ihn an Land traf. Es war nichts gesprungen oder verzogen. Es war ganz einfach auf den Grund des Atlantischen gesunken, so, als wenn ein Mann untergeht, trotzdem man ihn gewarnt hat — und das war gut von der Vorsehung eingerichtet. Dann sah ich mir die ‚Grottkau' auf Deck an. Ihre Boote waren von den Davits runtergeschlagen worden, und hier und da fehlte der Reling, und ein Ventilator oder zwei waren umgeholt worden, und das Brückengeländer war krumm gebogen worden durch die Sturzseen, aber ihre Luken waren dicht, und sie hatte keinen Schaden genommen. Verdammt, ich kam dahin, sie wie ein menschliches Wesen zu hassen, denn ich war acht lange Tage an Bord und darbte, und Hülle und Fülle war in einer Kabellänge da. Den ganzen Tag lag ich in der Koje und las und nahm hin und wieder einen Mund voll. Es war scheußlich schlimm. Acht Tage, Mann, war ich an Bord der ‚Grottkau', und keine einzige richtige Mahlzeit hab ich gehabt. Kein Wunder, daß ihre Mannschaft nicht drauf bleiben wollte. Der zweite Mann? O, ich hab ihm zu thun gegeben, um ihn tüchtig zu erhalten. Ich hab ihm ordentlich zu thun gegeben.

„Es fing an zu wehen, als wir loteten, und deshalb mußte ich bei den Trossen bleiben. Ich hielt mich am Gangspill fest und rang nach Atem zwischen den grünen Sturzseen. Ich starb beinah vor Kälte und Hunger, denn die ‚Grottkau' ließ sich wie ein Frachtboot schleppen, und Bell nahm sie durch dick und dünn mit. Es war sehr dick den Kanal hinauf. Wir liefen auf die Küste zu, um uns ein bißchen umzusehen, und spazierten beinah über zwei, drei Fischerboote, und die schrien uns zu, wir wären Falmouth gegenüber. Dann wurden wir beinah in Grund gebohrt von einem besoffenen fremden Obstkahn, der zwischen uns und der Küste herumtappte, und es wurde dicker und dicker in jener Nacht, und am Schleppen konnte ich fühlen, daß Bell nicht wußte, wo er war. Ach Gott, am Morgen wußten wir es, denn der Wind blies den Nebel aus wie ein Licht, und die Sonne kam klar hervor, und so sicher, wie Mc Rimmon mir meinen Check gegeben hat, lag der Schatten des Leuchtturms von Eddystone quer über unserm Schlepptau! Wie nahe waren wir, ach, wie nahe waren wir! Bell holte die ‚Kite' mit einem Ruck herum, daß er der ‚Grottkau' beinah den Reling ausriß, und ich besinne mich, ich dankte meinem Schöpfer in des jungen Bannisters Kabine, als wir innerhalb der Molen von Plymouth waren.

„Der erste, der an Bord kam, war Mc Rimmon. Hab ich Ihnen schon erzählt, daß unsere Ordre lautete, wir sollten irgendetwas, das wir finden würden, nach Plymouth bringen? Der alte Teufel war gerade den Abend vorher heruntergekommen; er hatte sich zwei und zwei zusammengezählt, nach dem, was ihm Calder erzählt hatte, als der Postdampfer die Leute von der ‚Grottkau' gelandet hatte. Er hatte unsere Zeit ganz genau getroffen. Ich hatte Bell um etwas zu essen angegreit, und er schickte es mir in dem Boot mit Mc Rimmon rüber, als der alte Mann zu mir kam. Er grinste und schlug sich auf die Beine und arbeitete mit seinen Augenbrauen, während ich aß.

„‚Wie verpflegen Holdock, Steiner und Chase ihre Leute?' fragte er.

„‚Sie können's ja sehen,' antwortete ich und schlug

Digitized by Google

einer zweiten Flasche Bier den Hals ab. ‚Ich hatte keine Lust, ausgehungert zu werden, Mc Rimmon.‘

„‚Oder auch zu schwimmen,‘ meinte er, denn Bell hatte ihm erzählt, wie ich die Leine an Bord brachte. ‚Na, ich denke, Sie werden nicht zu kurz kommen. Was für eine Fracht hätten wir dem ‚Lämmergeier‘ geben können, die viermalhunderttausend Pfund Bergegeld — Schiff und Ladung — wert gewesen wäre? Eh, Mc Phee? Dies schneidet Holdock, Steiner, Chase und Comp., G. m. b. H., die Leber aus. Sie haben Wasser im Maschinenraum gefunden?‘

„‚Vorurteilslos gesprochen,‘ antwortete ich, ‚war etwas Wasser da. Wer mag eigentlich den Bilgenhahn aufgemacht haben?‘

„‚O, das ist's — das ist es?‘ sagte der alte Mann, und ich konnte sehen, er war erstaunt. ‚Ein Bilgenhahn, sagen Sie?‘

„‚Ich glaube, es war ein Bilgenhahn. Sie waren alle geschlossen, als ich an Bord kam, aber irgendwer hat den Maschinenraum durchweg acht Fuß unter Wasser gesetzt und den Hahn dann von der zweiten Stufe aus abgestellt.‘

„‚Gottsdonner!‘ sagte Mc Rimmon. ‚Es ist unglaublich, wie boshaft sich die Leute benehmen. Aber es kann Holdock, Steiner und Chase schrecklich in Mißkredit bringen, wenn die Sache vors Gericht kommt.‘

„‚O, das ist nur meine persönliche Neugier gewesen,‘ sagte ich.

„‚Wo stak die ‚Kite‘, als jener anlackierte Postdampfer die Leute von der ‚Grottkau‘ aufnahm?‘

„‚Auf demselben Fleck oder so herum,‘ antwortete ich.

„‚Und wer von euch beiden dachte daran, die Lichter zuzudecken?‘ fragte er und zwinkerte.

„‚Dandie,‘ sagte ich zu dem Hund, ‚wir müssen uns beide gegen die Neugier wehren. Es ist ein unlohnendes Geschäft. Welche Aussichten auf Bergungslohn haben wir, Dandie?‘

„Er lachte, bis er fast erstickte. ‚Nehmen Sie, was ich Ihnen gebe, Mc Phee, und seien Sie zufrieden,‘ meinte er. ‚Gott, wie ein Mensch doch seine Zeit verschwendet, wenn er alt wird. Gehn Sie von der ‚Kite‘ herunter, Mann, sobald Sie können. Ich habe rein vergessen, daß in London eine Ostseefracht sich nach Ihnen sehnt. Das wird Ihre letzte Fahrt sein, meine ich, ausgenommen zum Vergnügen.‘

„Steiners Leute kamen an Bord, um ihre Arbeit aufzunehmen und sie rumzubringen, und als ich zur ‚Kite‘ rüberging, fuhr ich am jungen Steiner in einem Boot vorbei. Er sah an seiner Nase herunter, aber Mc Rimmon piepte los: ‚Hier ist der Mann, dem Sie die ‚Grottkau‘ verdanken — zu einem Preis, Steiner — zu einem Preis! Gestatten Sie, daß ich Ihnen Mister Mc Phee vorstelle. Vielleicht haben Sie ihn schon früher kennen gelernt; aber Sie haben sehr wenig Glück, Ihre Leute zu behalten — an Land oder an Bord!‘

„Der junge Steiner sah so wütend aus, als ob er ihn fressen wollte, während Mc Rimmon in seiner vertrockneten alten Kehle gluckste und pfiff.

„‚Sie haben Ihre Entschädigungssumme noch nicht,‘ sagte Steiner.

„‚Na, na,‘ ruft der alte Mann, so schrill, daß man's bis zum Kielraum hören konnte, ‚ich habe aber zwei Millionen Pfund und keine Kinder, Sie Judas Apella, wenn Sie es zum Kampf kommen lassen wollen, und ich will Ihnen Pfund für Pfund abquetschen, bis das letzte Pfund raus ist. Kennen Sie mich, Steiner? Ich bin Mc Rimmon, in Firma Mc Naughton & Mc Rimmon!‘

„Die ‚Kite‘ war in der Ostsee, während der alte Mann an seiner Arbeit war, aber ich wußte, die Taxatoren schätzten die ‚Grottkau‘, alles in allem, auf über dreimalhundertundsechzigtausend — ihr Ladungsverzeichnis war eine Fülle des Reichtums — und Mc Rimmon bekam ein Drittel für Bergung eines verlassenen Schiffs. Sie sehen, es ist ein gewaltiger Unterschied, ob man ein Schiff mit Mannschaft darauf ins Schlepptau nimmt oder ein Wrack mitnimmt — ein gewaltiger Unterschied — an Pfunden Sterling.

„Dann kam die ‚Kite‘ zurück, und Mc Rimmon persönlich zahlte mir und Bell und den übrigen von der Mannschaft das Geld aus. Mein Anteil betrug gerade fünfundzwanzigtausend Pfund Sterling.

„Fünfundzwanzigtausend Pfund. Na, ich bin nicht so, daß ich das Geld zum Fenster rauswerfe, aber ich würde das Gehalt von sechs Monaten drum geben — einhundertundzwanzig Pfund — wenn ich wüßte, wer den Maschinenraum der ‚Grottkau‘ unter Wasser gesetzt hat. Ich kenne Mc Rimmons Idiosynkrasien recht gut, und er hatte die Hand nicht im Spiel. Calder war's nicht, denn ich habe ihn gefragt, und da wollte er sich mit mir prügeln. Es würde auch im höchsten Grad von Berufs wegen unrecht von Calder sein — nicht sich zu prügeln, sondern Bilgenhähne aufzumachen — aber eine Zeitlang dachte ich, er wäre es gewesen. Ja, ich meinte, er könnte es gewesen sein — in Versuchung.“

„Welches ist denn Ihre Theorie?“ fragte ich.

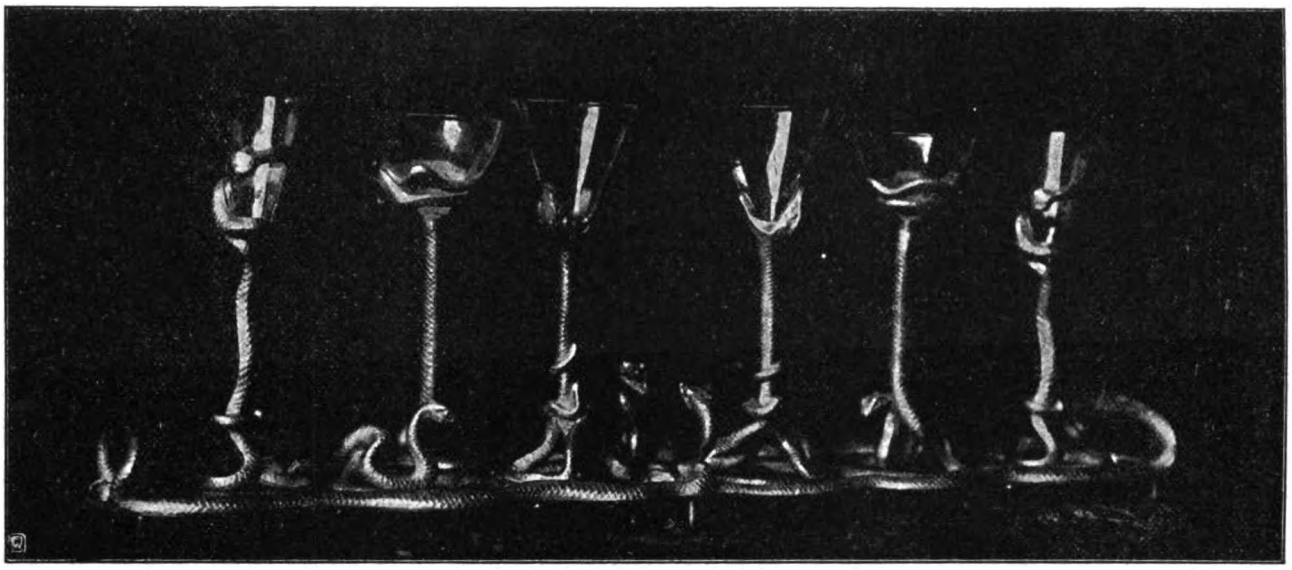
„Na, ich bin geneigt, anzunehmen, es war eins von jenen Zeichen der Vorsehung, die uns daran erinnern, daß wir in der Hand höherer Mächte sind.“

„Von selbst auf- und wiederzugehen konnte er doch nicht?“

„Das meinte ich nicht; aber irgendein halb ausgehungerter Maschinist oder Kohlenstauer muß ihn für eine Weile aufgemacht haben, um sicher von der ‚Grottkau‘ loszukommen. Es ist eine demoralisierende Sache, wenn man nach einem Unfall mit der Maschine sieht, daß der Maschinenraum voll Wasser gelaufen ist — demoralisierend und zugleich täuschend. Ganz gleich, der Mann erreichte, was er wollte, denn sie gingen an Bord des Postdampfers und schrien, daß die ‚Grottkau‘ im Sinken wäre. Aber es ist merkwürdig, wenn man an die Folgen denkt. 's ist doch menschenmöglich, daß er im jetzigen Moment an Bord irgendeines andern Frachtschiffes verdammt ist; und hier sitze ich, mit fünfundzwanzigtausend Pfund, gut angelegt, entschlossen, nicht mehr zur See zu gehen — außer, wenn's die Vorsehung will, als Passagier, verstehst du, Janet.“

Mr. Phee hielt sein Wort. Er und Janet gingen als Passagiere erster Klasse auf eine Reise. Sie bezahlten siebzig Pfund für ihre Kojen, und Janet fand eine sehr kranke Frau in der zweiten Klasse, so daß sie sechzehn Tage unten blieb und mit den Stewardessen am Fuß der Treppe zum Salon der zweiten Klasse schwatzte, während ihr Patient schlief. Mc Phee war genau vierundzwanzig Stunden lang Passagier. Dann nahm die Ingenieursmesse — wo die Tische mit den Geldecken sind — ihn freudig an ihrem Busen auf, und für den Rest der Reise war diese Gesellschaft um die Gratisdienste eines Ingenieurs mit den besten Zeugnissen reicher.

Digitized by Google



Ziergläser.

Ein neuer Cranach.

Von Wilhelm Bode.

Hierzu 11 photographische Aufnahmen.

Nicht von unserm neuen Cranach will ich sprechen, nicht von der „Ruhe auf der Flucht“ aus der Sammlung Sciarra, die vor 30 Jahren schon einmal für einen Tag die unsere war und es jetzt für immer geworden ist, nicht vom alten Cranach, sondern gerade von einem neuen Cranach und doch von „unserm“ Cranach, da der Künstler ein Berliner ist.

In der Jubiläumsausstellung des Vereins für deutsches Kunstgewerbe, die am 14. November im alten Akademiegebäude eröffnet wurde, ist gewiß viel Schönes zur Schau gebracht worden; aber was uns am freudigsten überrascht, was uns immer wieder zu sich hingezogen hat, ist der kleine Schaukasten mit den Schmucksachen, welche der Maler W. Lucas von Cranach durch den Hofjuwelier Friedlaender hat ausführen lassen. Ich wüßte keine Ausstellung moderner kunstgewerblicher Arbeiten hier, die mir einen solchen Eindruck gemacht hätte seit der Schaustellung der Stickereien von Herrmann Obrist im Kunstgewerbemuseum 1897. Cranachs Arbeiten sind modern, aber nicht modern in dem Sinn, daß sie sich dem „Jugendstil“ einfach anschlössen. Sie erinnern uns vielleicht an diesen und jenen, und doch sind sie ganz eigenartig. Sie sind stilvoll insofern, als der vielfache Zauber dieser Schmucksachen mit größtem Geschick dem Material entlockt ist, und die Formen, die nach der Natur fein beobachtet sind, eine dem Material angemessene Umbildung erfahren haben, aber sie prätendieren keineswegs, im modernen „Stil“ erfunden zu sein oder gar einen ganz persönlichen Stil zum Abdruck zu bringen, den jetzt manche Künstler entdecken zu können glauben. Es sind Versuche, wenn man will, denn der Künstler ist Porträtmaler. Es sind sogar zumeist Kinder seiner Laune, denn sie entstanden auf einem langen, schweren Krankenlager, aus dem Bedürfnis, die trübe Zeit durch Ausgestaltung der bunten Bilder seiner Phantasie sich zu erheitern. Und doch sind sie viel mehr als Versuche, viel mehr als launige Scherze: es sind Meisterwerke der Kleinkunst, jedes in seiner Art, mit tiefstem Verständnis für den Stoff, in dem sie gearbeitet sind, erfunden, von feinster Farbenempfindung und geschmackvollster Gestaltung der naturalistischen Formen, die zu Grunde gelegt sind, dazu meisterhaft in der technischen Ausführung, die dem Haus Friedlaender zur höchsten Ehre gereicht, nicht am wenigsten dem Leiter ihres Ateliers, Max Weichmann.

Kopfschmuck aus Brillanten, Motiv: Clematis.

Die Arbeiten Cranachs die zur Ausstellung gebracht

Digitized by Google

Vorsteckнadel. Motiv: Eule.

sind, bieten Beispiele aus fast allen Teilen des eigentlichen Schmuckgebiets: Broschen, Schnallen, Nadeln verschiedenster Art, Knöpfe, Ringe u. s. f. Sie zeigen Motive, die bald dem Tierreich, bald dem Pflanzenreich oder beiden entlehnt sind, je nachdem sie dem Künstler für die Form des Schmuckstücks und des Materials besonders geeignet erschienen. In der Wahl dieser Motive und in ihrer Anpassung an das einzelne Schmuckstück zeigt sich der feine Geschmack des Künstlers ebenso sehr wie darin, daß er dabei auf alle Stilfloskeln verzichtet, von denen unsere Modernsten den Stil der Zukunft erwarten, während er sich andrerseits von der Nachahmung des Alten ebenso fernhält. Man sieht, es geht auch ohne jene ausgeschwungenen Stillinien, die bald Schiffsrippen, bald Fragezeichen oder Bandwürmern gleichen und doch keineswegs so eigenartig sind, wie man uns glauben machen will; sind sie doch nur eine mehr oder weniger unbewußte Entlehnung aus dem Rokoko!

Pinte für eine Jacht.

Unsere Bilder geben eine Reihe der besten Arbeiten des Künstlers wieder, so weit sie sich zur Nachbildung in Schwarz und Weiß eigneten; leider geben sie nur die Form; von der Schönheit der Farben, die ihren Hauptreiz ausmachen, können sie keinen Begriff geben.

Besonders reichhaltig sind die Broschen. Da ist eine als Distel geformt, die Blätter in grünem Email, durch kleine Rubine und Diamanten kräftig gehoben und aufgelichtet. Unscheinbarer, aber in Feinheit der Farbenzusammenstellung und des Tons ein Meisterwerk ist die schleifenartige Tulpenbrosche aus dünnem grauem Bandwerk mit gelben und schwarzen Perlen und kleinen Diamanten. Von energischer Farbenwirkung ist ein phantastischer Polyp, dessen Körper aus einer großen Perle besteht. Ein köstliches Farbenbouquet bietet die kleine Brosche mit einer wunderbar schillernden lilafarbenen Perle, die von grün emaillierten Polypenleibern umgeben ist. Von ähnlichem Farbenreiz, bei zarteren Tönen, ist die offene dreiblättrige Blüte der Fresia mit Blutgranaten in der Mitte und langen farbigen Perlen als Staubfäden. Ein paar größere Broschen sind wieder in ganz eigenartiger Weise als Fruchtbouquets gestaltet; besonders schön ist die durch prächtige lange Perlen als Bananenbouquet charakterisierte Brosche. Sehr zierlich sind verschiedene kleine Broschen und Anhänger für Kinder und Backfische als Trauben mit farbigen Perlen auf Blättern, als offene Blütenkelche mit kleinen Brillanten, als Schnecke oder Schwan von farbigen Perlen auf grünen Blättern und in ähnlicher Weise gebildet. Unter mehreren Schnallen, die auch als Broschen auf den modernen Bändern am Hals zu verwenden sind, erscheinen solche mit farbigen kleinen Perlen, in Trauben zusammengruppiert, besonders glücklich. Das prächtigste und in seiner kräftigen Färbung vielleicht das wirkungsvollste Stück ist ein Anhänger, der von einem grünen, mit kleinen Steinen (Olivinen) besäten Weinblatt gebildet wird, an der Kette ähnliche kleine Weinblätter.

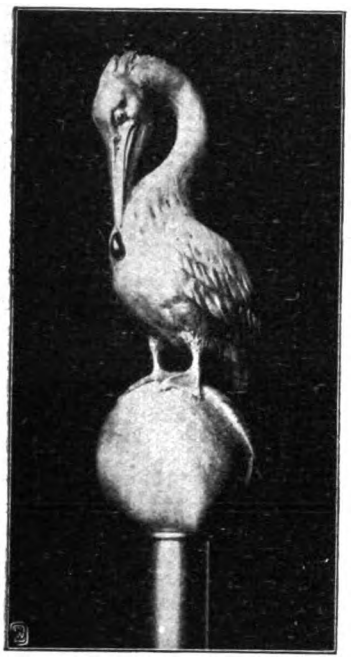
Sehr mannigfach in Form und Farbe sind die Nadeln, sowohl die Hut- und Haarnadeln, unter denen eine als Alpenveilchen

Vorsteckнadel. Motiv: Schwan.

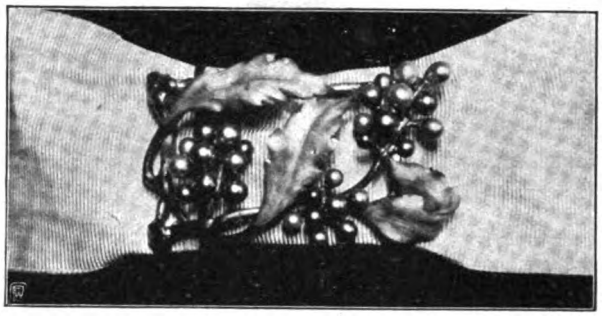
Anhänger. Motiv: Tintenfisch.

Anhänger. Motiv: Tulpenblätter.

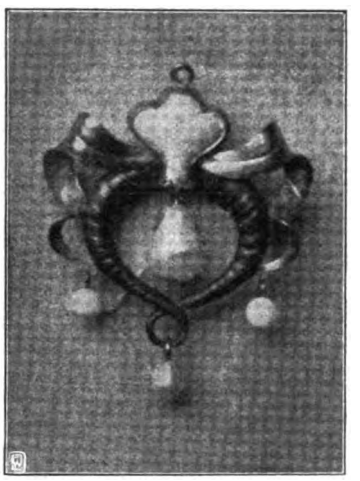
Digitized by Google



Schirmgriff, Motiv: Pelikan.

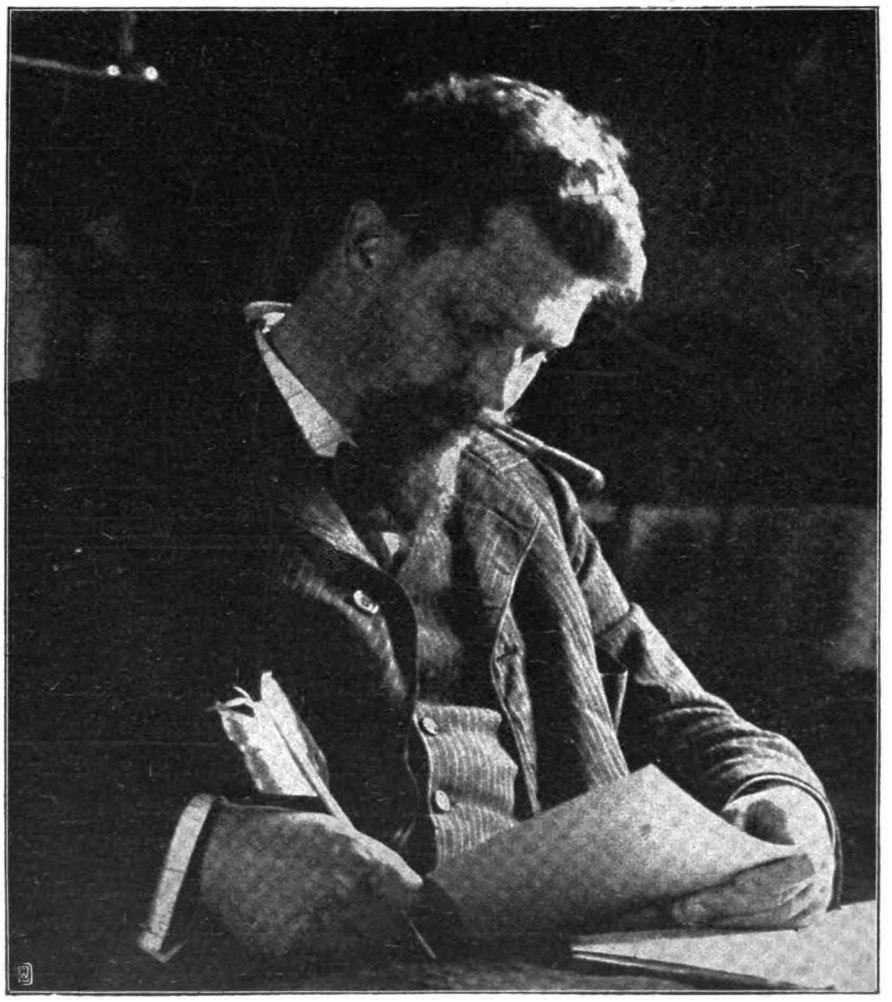


Halsschliesse, Motiv: wilder Wein.



Brosche, Motiv: Orchidee.

mit langer Perle und eine blumenartige mit großer Lilaperle und funkelnden Opalen ringsum prächtig in die Augen fallen, wie die Tuchnadeln, die als Schlangen mit Perlenzungen, als Fische, Eule, Schwan u. s. w. gestaltet sind, meist aus phantastisch geformten Perlen gebildet. Ringe und Knöpfe aus Schlangenleibern und mit farbigen Steinen geschmückt, ein Schirmgriff mit einem Pelikan, Schuhanzieher, eine große Bowle aus Münzen, nach Art der alten Münzbecher komponiert (ein Familienstück der Cranachs), eine sehr gelungene Folge von geschliffenen Gläsern auf hohen Schlangenfüßen und ein paar große, in Silber gefaßte Glaspinten, prächtige Stücke für Jacht- und Segelpreise, vervollständigen diese stattliche Reihe mannigfacher Schmuckgegenstände. Doch fast hätte ich das Hauptstück vergessen, den Kranz, der das Haupt der bekannten Mädchenbüste aus dem Museum in Lille schmückt. Er ist aus zierlichen, mit kleinen Diamanten besetzten Ranken gewunden, an denen an den Schläfen je eine offene Blüte der Klematis ansetzt, die wieder ganz mit kleinen Diamanten bedeckt sind und deren lange Staubfäden kleine grüne Steinchen zieren. Im vollen Haar, namentlich im dunklen Haar, muß dieser Kranz, der sich in geschmackvollster Weise dem Kopf anschmiegt und von einem außerordentlich mannigfaltigen und doch fast bescheidenen Lichtglanz ist, von prachtvollem Effekt sein. W. Lucas v. Cranach hat die Wirkung dieser Schmucksachen mit den mannigfachsten Mitteln zu erzielen gewußt. Die Körper der Gegenstände sind regelmäßig aus Gold gebildet; dieses kommt teilweise in seiner Naturfarbe rein zur Erscheinung, in der Regel ist es aber getönt oder gefärbt. Die Tönung ist erzielt durch Färbung des Goldes bei der Legierung, die meist noch verstärkt ist durch stellenweisen Farbenauftrag vermittelst des galvanischen Stroms. In dieser Weise ist auch die eigentliche Färbung des Goldes hergestellt, die von der Emaillierung oft kaum zu unterscheiden ist, weil letztere zuweilen so zart und leicht ist, daß sie nur wie eine leichte Tönung erscheint. Zuweilen ist aber der Emailauftrag wesentlich stärker oder die Färbung des Emails eine kräftige; ausnahmsweise ist auch translucides Email angebracht, wie bei der Distelbrosche. Mit diesem farbigen Gold und Email sind Steine der verschiedensten Art und



W. Lucas von Cranach.

Digitized by Google

Farbe und Perlen von origineller Form und mannigfacher Färbung in Verbindung gebracht, regelmäßig mit großem Geschick zur Hebung und Betonung der Formen und zur Accentuierung der Farbenwirkung. Gerade in dieser Verwendung der Edelsteine und in dem feinen Zusammenstimmen von Gold, Email und Gestein zeigt sich die künstlerische Kraft und der koloristische Sinn des Herrn von Cranach in vorteilhaftester Weise.

Verschiedene Arbeiten, die uns als die neusten bezeichnet werden: so der Anhänger mit Kette aus Weinlaub, der Diamantenkranz, die Tulpenbrosche mit den farbigen Perlen u. a. m. beweisen, daß der Künstler sich mit den Eigenschaften und Anforderungen der verschiedenen Stoffe immer mehr vertraut macht, und daß wir daher noch ganz neue, eigenartige und bedeutendere Arbeiten dieser Art von ihm erwarten dürfen. In seinen letzten Arbeiten hat er eine gewisse Mattigkeit der Färbung oder richtiger der Tönung, die sich in einzelnen früheren Stücken — vielleicht nur infolge einer Konzession an die leidige Mode — findet, völlig überwunden; sein Email ist darin stärker aufgetragen und kräftiger gefärbt, auch die glücklichen Versuche in durchsichtigem Email gehören dieser jüngsten Zeit an. Hoffentlich wird dem Künstler Gelegenheit geboten werden, auf dem gleichen Weg energisch weiterzuschreiten und vor allem auch größere farbige Steine zu verwenden und diese in reinem Metall zu fassen und mit kräftig gefärbtem Email zu verbinden. Der Goldschmiedekunst in Berlin ist durch diese Arbeiten von W. Lucas von Cranach eine neue, vielversprechende Bahn gewiesen. Sicherlich wird das Publikum die Vorurteile der Mode überwinden; es wird sich von der einschmeichelnden Schönheit dieser eigenartigen Schmuckstücke leicht überzeugen und sich zu ihnen bekehren.

Bilder aus aller Welt.

In aller Stille hat in Obernigk die Enthüllungsfeier eines schlichten Holteidenkmals stattgefunden, gewissermaßen als Nachtragsfeier des 100. Geburtstags eines Dichters, der im Leben viel gewürdigt und geehrt worden ist, um im Tode desto schneller der Vergessenheit anheimzufallen. Karl von Holtei ist 1798 in Breslau geboren und seiner Vaterstadt trotz mancher künstlerischer Thaten in Berlin, in Riga und auf vielen Kunstreisen immer treu geblieben. Er debütierte 1819 als Mortimer auf der Breslauer Bühne, verheiratete sich mit der dortigen Schauspielerin Luise Rogée, wurde Sekretär und Dichter des Breslauer Theaters und kehrte nach längerem Aufenthalt in Berlin und Riga als Theaterdirektor nach Breslau zurück, um von 1876 bis 80 im Kloster der barmherzigen Brüder daselbst seine letzten Tage zu verbringen. Holtei war zugleich Schauspieler und Dichter, er stand dem Romantikerkreis nahe, gab die Briefe an Tieck heraus und war — wie sein Vorbild und Meister — bekannt als glänzender Vorleser. Als Dramatiker ist er der heutigen Zeit der lebenden Lieder verwandt durch seinen Versuch, das Vaudeville in Form des deutschen Liederspiels in Deutschland einzubürgern; als Lyriker gab er gute mundartige Gedichte für Schlesien heraus, und als Romancier schuf er die heute noch lesenswerten Romane „Die Vagabunden" und „Christian Lammfell". Die Berliner haben ihm die Einführung des Berliner Jargons durch die Figur des „Nante" in seinem Stück „Ein Trauerspiel in Berlin" zu danken.

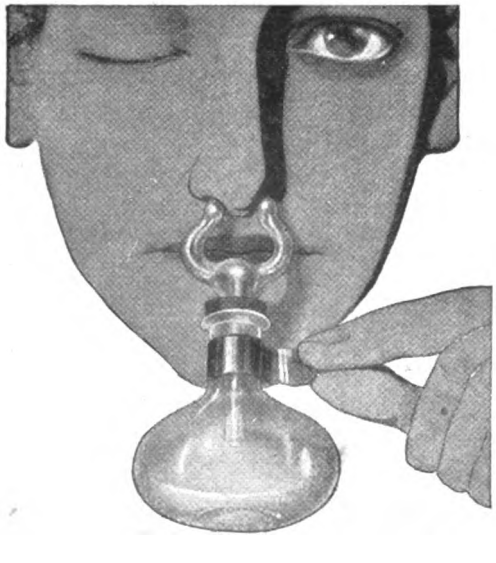
Das Denkmal für Holtei,
das in Obernigk bei Breslau enthüllt wurde.

Klara Erler,
hervorragende Koloraturſängerin.

Eine achtzehnjährige Koloratursängerin von ungewöhnlichen Stimmmitteln und glänzender Stimmschulung, Fräulein Klara Erler, hat sich bei ihrem ersten Auftreten in dieser Saison zu der schon im vorigen Winter errungenen Anerkennung der Kritik allenthalben großen Beifall und die Hoffnung auf eine glänzende Zukunft erworben. Der Sopran der jungen, schon fertig ausgebildeten Sängerin ist von seltener Klarheit und Tonschöne.

Fritz Hallberg.

Schluss des redaktionellen Teils.



Gegen Schnupfen ist der Schnupfenäther Forman anzuwenden, der ärztlicherseits mehrfach als geradezu ideales Schnupfenmittel bezeichnet wurde. Forman ist ein Kondensationsprodukt aus Formaldehyd und Menthol. Seine Anwendung ist eine sehr einfache. Bei leichtem Schnupfen Formanwatte (30 Pfg.), bei starkem Schnupfen Formanpastillen (50 Pf.) zum Inhalieren mittels Riechgläschens. Die Wirkung ist frappant: Bei beginnendem Schnupfen fast unfehlbar. In allen Apotheken zu haben. Man frage seinen Arzt.

Digitized by Google

DIE WOCHE.

Nummer 49. Berlin, den 6. Dezember 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 49.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	2239
Vom Schenken. Auch eine Weihnachtsbetrachtung von Maria Stona	2239
Adventsbrief an die Kleinen. Von Marx Möller	2240
Wie sie Dewet fangen wollten! Von Hans Cronert	2241
Umschau	2242
Theater und Musik	2243
Das Buch der Woche	2244
Unsere Bilder	2244
Die Toten der Woche	2246
Die Börsenwoche	2246
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	2247
„Kreuz wende dich." Roman von Fedor von Zobeltitz. (Fortsetzung)	2255
Das Spiritusbrennereigewerbe. Von Oekonomierat Plehn	2260
Björnstjerne Björnson. Zu seinem 70. Geburtstag am 8. Dezember. (Mit 5 Abbildungen)	2262
Ein Tropfen „Schweiß". Jagdskizze von Anton Freiherr von Perfall	2266
Dorfbild. Gedicht von Maria Stona	2269
Jane Hading als „Chârelaine". (Mit 3 Abbildungen)	2270
Aus dem neuen Südafrika. Von Hugo von Kupffer. IV. Minen- und Kaffernarbeit. (Mit 7 Abbildungen)	2275
Bilder aus aller Welt	2279

Man abonniert auf die „Woche":

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers" und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisl ste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche": **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr., Ecke Karlstr. 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Johannisplatz 1; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstr. 38; **Essen a. Rh.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Mittelstr. 9, Ecke Schulstr.; **Hamburg**, Dornbusch 10; **Hannover**, Georgstr. 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohestraße 146; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfsche Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstraße 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstraße 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstraße 30; **Stettin**, Breitestraße 45; **Stuttgart**, Königstraße 11; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.

in Holland bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": **Amsterdam**, Heerengracht 457,

in Dänemark bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": **Kopenhagen**, Kjöbmagergade 8,

in Nord-Amerika bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": **Newyork**, 611/621 Broadway.

Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Die sieben Tage der Woche.

27. November.

Im Deutschen Reichstag wird von den Mehrheitsparteien zur Zollvorlage ein Antrag (Kardorff) eingebracht, der auf eine en-bloc-Annahme des Tarifs nach den Beschlüssen der Kommission mit wenigen Ausnahmen hinausläuft. Bei der Debatte über die Zulässigkeit dieses Antrags kommt es zu lärmenden Scenen.

In der italienischen Kammer ist von der Regierung das lang erwartete Ehescheidungsgesetz eingebracht worden.

Zwischen Frankreich und Aegypten ist ein Handelsvertrag auf 21 Jahre abgeschlossen worden.

Der amerikanische Botschafter Andrew D. White wird zur Ueberreichung seines Abberufungsschreibens vom Kaiser in Audienz empfangen.

28. November.

In Görlitz wird die Lausitzer Ruhmeshalle feierlich eingeweiht. Der Kaiser hält dabei eine bedeutsame Ansprache.

Der braunschweigische Landtag nimmt die Vorlage an, durch die die Regentschaft auch für die Zukunft aufrechterhalten wird.

Im Deutschen Reichstag muß zum erstenmal die Sitzung auf eine halbe Stunde unterbrochen werden, weil bei der Fortsetzung der Diskussion über die Zulässigkeit des Antrags Kardorff so großer Lärm entsteht, daß der Präsident die Ordnung nicht wiederherstellen kann.

Das rumänische Parlament wird vom König Karl mit Verlesung einer Thronrede eröffnet, in der er sagt: Ich bin glücklich, feststellen zu können, daß unsere Beziehungen zu allen Staaten die besten sind.

29. November.

Die englische Besatzung in Schanghai hat den Befehl erhalten, die Stadt am 20. Dezember zu räumen.

Die Streitfrage zwischen Amerika und Rußland wegen Beschlagnahme amerikanischer Robbenschiffe wird vom Schiedsrichter, dem holländischen Staatsrat Dr. Asser, zu Gunsten Amerikas entschieden.

30. November.

In der elektrischen Kraftstation der Union-Stock-Yards-schlachthäuser zu Chicago findet eine Explosion statt, bei der dreißig Personen getötet werden.

1. Dezember.

Der bayrische Finanzminister Freiherr von Riedel feiert sein fünfundzwanzigjähriges Ministerjubiläum.

Das griechische Ministerium Zaimis reicht seine Entlassung ein, da die Kammerwahlen zu Ungunsten der Regierung ausgefallen sind.

Die Kruppschen Arbeiter in Essen beschließen, an den Kaiser eine Dankadresse wegen seines warmen Eintretens für ihren verblichenen Arbeitgeber zu richten.

Der amerikanische Kongreß tritt in Washington zusammen. Vom Präsidenten Roosevelt geht ihm eine Botschaft zu, in der es bezüglich der auswärtigen Politik heißt, es sei keine Wolke am Horizont.

2. Dezember.

Der Deutsche Reichstag erklärt nach fünftägiger Diskussion den Antrag Kardorff zur Zollvorlage für zulässig.

Die zweite holländische Kammer nimmt einstimmig die Brüsseler Zuckerkonvention an.

3. Dezember.

In Rostow am Don (Südrußland) kam es bei der Unterdrückung eines Arbeiterstreiks zu blutigen Kämpfen.

Der Reichstag tritt in die sachliche Beratung des Antrags Kardorff ein.

Vom Schenken.

Auch eine Weihnachtsbetrachtung von Maria Stona.

Das Schenken ist eine gar große Kunst, die geübt und beinah gelernt sein will. Die Art des Gebens ist oft wichtiger, als die Gabe, denn nicht das Schenken ist die Hauptsache, sondern das Beglücken. Darum ist es wundervoll, Kindern eine unverhoffte Freude zu bereiten, weil der Jubel in ihren kleinen Seelen so rein wiederklingt. Im Erwachsenen liegt stets ein wenig Berechnung. Der Durchschnittsmensch schätzt heimlich das Geschenk ab. Er kann gar nicht dafür, daß er so praktisch ist. Das Leben macht ihn dazu. Scheint die Gabe aus Gold, Silber oder Porzellan zu sein, sucht er gewiß im ersten unbewachten Augenblick die Marke. Erhielt er einen Fisch, dann wägt er ihn prüfend mit den Augen; ist es ein Fasan, dann denkt er unwillkürlich, wie hoch im

Digitized by Google

Preis jetzt wohl Fasane stehn mögen. Allein in den meisten Fällen verdient der Spender keine bessere Behandlung. Er hat sein Geschenk ohne Liebe gegeben — was Wunder, wenn es ohne Liebe genommen wird.

Es ist also billig, zu denken: für die Freude mag das Geschenk allein sorgen. Dinge sind kalt und unpersönlich — schöne Galateen; ohne den belebenden Hauch des Spenders bleiben sie immer ein Stück marmorkalten Steins.

Dreierlei Schenkungsarten giebt es. Man schenkt nach oben, in eigener Höhe und nach unten.

Schwierig ist es, nach oben zu schenken, ohne zur Last zu fallen, aber fast noch schwieriger, nach unten zu spenden, ohne zu verletzen.

Selbst Menschen des eigenen Lebenskreises mit Freundesgaben zu bedenken, ist nicht leicht. Hier liegt das breiteste Gebiet, auf dem am meisten gefehlt wird. Man wählt nicht ängstlich, wie nach oben, nicht herablassend, wie nach unten, aber man wählt oberflächlich, und das ist der schlimmste Fehler. Man kauft flüchtig ein, man vergißt den Preis wegzuradieren, man schenkt mit Gleichgiltigkeit — und erntet ein wenig Heuchelei.

Das Geschenk für den Reichen darf nicht zu nützlich sein — notwendige Dinge kauft er sich selbst — und für den minder Wohlhabenden nicht zu kostbar; denn dem Dürftigen sind Luxusgegenstände eine Last und ein Vorwurf.

Das Ueberreichen muß in jedem Fall ohne Pathos geschehn und ohne übertriebene Bescheidenheit, einfach mit zwangloser Anmut.

Bei den Geschenken von unseresgleichen muß die Gabe mit den Bedürfnissen des Beschenkten übereinstimmen. Welcher Nichtraucher hat nicht schon Verdrossenheit empfunden beim Empfang von Zigarrentaschen und „Rauchgarnituren"!

Ich kenne reiche Leute, die Gäste einladen für den Weihnachtsabend und sie dann mit dem Ausschuß alter Waren überraschen, die sie zu herabgesetzten Preisen eingekauft haben.

Beliebt ist in diesen Kreisen auch das Wandergeschenk, das ruhelos von Besitzer zu Besitzer wandelt.

Die Freude an der Schönheit dringt jetzt in immer breitere Schichten der Gesellschaft. Früher kaufte man die Dinge, ohne ihre Form recht zu beachten, sie trugen irgendwelche Zieraten, die den einzigen Vorteil hatten, nicht aufzufallen. Heute wählt man mit Geschmack. Darum ist es jetzt leichter und schwerer, Geschenke zu machen, als einst. Leichter, weil die Schönheit auf der Straße liegt; schwerer, weil ein geübtes Auge und ein feiner Kunstsinn nötig sind, das Harmonische von dem Ueberladenen zu unterscheiden, das man oft erst dann entdeckt, wenn man den Gegenstand losgelöst hat aus seiner Umgebung und zu Hause prüfende Blicke auf ihn heftet.

Wollen wir Kinder beschenken, dann haben unsere Gaben vor allem mannigfaltig zu sein. Der Knabe, der nur einen warmen Rock bekommt, sieht traurig auf ihn nieder; das Mädchen, das bloß ein Spielzeug kriegt, schielt nach dem Jäckchen der Schwester. Zufrieden ist nur jener, der zugleich nützliche und überflüssige Dinge erhält. Das giebt im Anschauen schon die rechte Wirkung der Gegensätze. Das Unbedeutende gewinnt in der Nähe des Bedeutenden, wie das Große verliert, wenn es einsam dasteht.

Alle Poesie des Schenkens zerstören die Wunschzettel. Indem man ihr Niederschreiben gestattet, nimmt man den Kindern die Ueberraschung vorweg, zwingt sie, über das nachzudenken, was ihnen fehlt, und enttäuscht sie höchstens, wenn man dann nicht alles schenkt, worauf sie nun sicher zählen.

Wer beglückend geben und beglückend nehmen kann, der versteht den ganzen Zauber der Weihnachtsfreude. Wie viele aber kennen nur ein nüchternes Weihnachtsfest!

Da steht so ein armer Baum behängt mit Flitter und Gold und gespickt mit Kerzen. Mit ihm tritt in sieghafte Konkurrenz der reichbeladene Tisch, der alle Blicke auf sich zieht. An den Baum wird man erst erinnert, wenn eins seiner Zweiglein aus Verzweiflung über die Nichtbeachtung Feuer fängt und knisternd zur Decke ächzt.

Erhaltene Geschenke zu kritisieren, bedeutet für viele das Weihnachtsfest. Nur wenige kennen die frohe Andacht der Freude. Geben ist seliger denn Nehmen, sagt Paulus, der Apostel der Alten. Zeichnet aus, indem ihr annehmt, lehrt Nietzsche, der Apostel der Jungen.

Wir haben beides verlernt, das Nehmen wie das Geben. Wir sollten zu den Kindern in die Schule gehen. Sie allein verstehen noch die selbstlose, beglückte Hingabe des Schenkens und den jubelnden Genuß im Empfangen.

Adventsbrief an die Kinder.

Oft durch die weiße Dezembernacht
Klingt von weitem, ganz sacht, ganz sacht,
Ganz zwergezart und silberhell
Ein Klingeln und Klirren wie Glockengeschell,
Das klingt so lockend und so weich,
So heiter, so fromm, so verheißungsreich! —
Und kaum kam es, da ist's schon vorübergeglitten:
Das ist des Weihnachtsmannes Schlitten.

So fährt der Weihnachtsmann durch das Land;
Die Zügel hält er fest in der Hand;
Eine Peitsche gebraucht er nicht,
Ganz blau gefroren ist sein Gesicht;
Eiszapfen hängen an seinem Bart,
Windesschnell geht die leise Fahrt. — — —

Und die Pferde, die er lenkt,
Sind viel kleiner, wie ihr euch denkt,
Die sind halb so groß wie Schaukelpferde,
Die huschen über die schneeige Erde
Wie die Schwalben über den Sommerhimmel:
Eins ist ein Rappe, das andre ein Schimmel.

Des Schwarzen Mähne ist kurz gestutzt
Und mit mohnroten Bändern geputzt;
Und des Weißen Mähne und Schweif schleppt weit,
Wie einer Königin Sonntagskleid,
Und ist von blauen Bändern durchringelt,
Und bei beiden Pferden klirrt und klingelt
Ein helles Glöckchen an jedem Band —
So zieht der Weihnachtsmann durch das Land.

— — — — — — — — — — — — — —

Daß es Wahrheit ist, hab ich häufig erfahren
Früher in meinen Kinderjahren.
Ehe wir abends uns legten zur Ruhe,
Füllten wir nämlich oft die Schuhe
Mit Brot und Zucker und sonstigem Futter
Für die Pferde des Weihnachtsmannes, und Mutter
Stellte die Schuhe vors Fensterbrett;
Und wenn wir morgens erwachten im Bett,
Hatten die Tiere wirklich verzehrt,
Was wir ihnen an Futter beschert!
Wir wohnten freilich vier Treppen hoch,
Aber die Pferde fanden es doch!

— — — — — — — — — — — —

Und häufig haben wir gar entdeckt,
Daß der Weihnachtsmann was hineingesteckt,
Um seine Dankbarkeit zu zeigen,
Nämlich Süßigkeiten und Feigen,
Oder Marzipan und Pfefferkuchen! — —

— — — — — — — — — — —

Kinder, das müßtet ihr auch mal versuchen!

Marx Möller.

Digitized by Google

Wie sie Dewet fangen wollten!

Die Engländer fingen ihn bekanntlich nicht!

In welch listiger und genialer Weise General Christian R. Dewet aus den verschiedenen Kesseltreiben herauskam, die ganze englische Armeen gegen ihn, den „schwarzen Christian", veranstalteten, darüber belehrt uns sein soeben im Verlag von Karl Siwinna, Kattowitz-Leipzig, in deutscher Sprache erschienenes Buch „Der Kampf zwischen Bur und Brite" — der dreijährige Krieg*.

Im Juli 1900 fand die erste Jagd auf Dewet statt, und sie ging über ein Terrain von Hunderten von Kilometern. Nachdem die Engländer Bethlehem im Osten des Oranjefreistaats eingenommen und dadurch definitiv die Kornkammer von Südafrika in ihre Gewalt bekommen hatten, zogen sich die Streitkräfte der Buren hinter die Roodeberge zurück. Hier konnten sie nicht bleiben, da sie sonst sämtlich gefangen wurden. Sie teilten sich in verschiedene Kommandos, und Dewet hatte bei dem seinigen nicht nur alle Mitglieder der Regierung, sondern auch noch 460 Wagen, die er trotz aller Bemühungen nicht loswerden konnte. Schon als er nachts auf seiner Flucht nach Westen die Eisenbahn Kroonstad-Pretoria überschritt, schwebte er in höchster Gefahr. „Aber statt selbst gefangen zu werden, hatten wir 98 Gefangene gemacht und einen schwer beladenen Eisenbahnzug zerstört. Wie ganz anders, als wir es denken, sind oft die Wege der Vorsehung!" sagt Dewet.

Aber immer mehr englische Kolonnen nahmen die Verfolgung Dewets auf und drängten ihn an den Vaalfluß. In dem Winkel, den der Vaalfluß mit dem in ihn einmündenden Rhenosterfluß bildet, glaubten ihn die Engländer endlich festgemacht zu haben. In den Bergen bei Rhenosterpoo verschanzte sich auch Dewet, aber es war nur eine Finte. Er ging in der Nacht durch eine Furt im Vaalfluß nach Transvaal hinein und überschritt auch den Mooifluß, ehe die Engländer im Oranjefreistaat wußten, daß er ihnen entwischt war. Aber schon begannen auch die englischen Kolonnen in Transvaal ihn zu hetzen. Unter beständigen Gefechten, die seinen Leuten und Pferden, sowie dem Zugvieh Tag und Nacht keine Ruhe gönnten, entzog er sich täglich mehrmals den ihn umklammernden englischen Kolonnen, bis er ihnen im Augenblick höchster Gefahr und äußerster Erschöpfung bei Watersberg entging. Hier trennte sich General Dewet von der Wagenburg und der Regierung und trat mit 200 Mann sofort den Rückmarsch nach dem Freistaat an.

Bis zu den Magaliesbergen ging es ziemlich gut. Hier aber erfuhr er, daß alle Pässe besetzt seien, und am 17. August erhielt er am Fuß des Magaliesgebirges die Nachricht, daß rechts und links, hinter und vor ihm große englische Kolonnen standen, die ihn in wenigen Stunden erdrücken mußten.

„Es war dies einer der Augenblicke," erzählt er, „in dem ein Mann seine Geistesgegenwart nicht verlieren darf, wenn er nicht selbst verloren sein will ... Ich beschloß nun, das Magaliesgebirge ohne Weg oder Fußpfad zu übersteigen. In der Nähe war eine Kaffernhütte, und ich ritt dahin. Nach den Magaliesbergen zeigend, fragte ich den Kaffer: ‚Kann hier ein Mensch gerade vorwärts hinüberkommen?'

„‚Nein, Baas, er kann nicht!' antwortete der Kaffer.

„‚Ist nie ein Mensch darüber geritten?'

„‚Nein, Baas!'

„‚Laufen Paviane darüber?'

„‚Ja, die laufen darüber, aber der Mensch nicht!'

„Auf!" rief ich den Bürgern zu, „dies ist der einzige Weg, und wo ein Pavian hinüberkann, da können und müssen wir auch hinüber!"

Selbst Dewets Leute waren über das Wagnis entsetzt, aber im Angesicht der zahlreichen englischen Kolonnen überschritten die Buren, ihre Pferde am Zügel führend, strauchelnd, ausgleitend, stürzend, unter den unglaublichsten Mühseligkeiten das Gebirge und lagerten am Abend, sicher vor allen Verfolgern, auf einer Farm jenseits der Berge.

Zweimal hat Dewet den vergeblichen Versuch gemacht, in der Kapkolonie zu operieren, und beide Male gelang es ihm nur mit Mühe und Not, sich den ihn einschließenden Engländern zu entziehen. Das erste Mal im Dezember 1900 saß er zwischen dem Caledon- und dem Oranjefluß, die infolge von Hochwasser angeschwollen waren, fest.

„Die Engländer hatten mich, wie es schien, im Netz gefangen, denn die beiden Flüsse, die manchmal wochenlang undurchwatbar bleiben, waren voll. Die Engländer hatten mich eingeschlossen, ‚cornered', wie sie es nannten, an ein Entkommen war nicht zu denken, Rettung nicht möglich ... Unsere Lage war also verzweifelt; ich wußte recht gut, daß die treuen Berater der Engländer, die National-Scouts, sie aufgefordert hatten, die Brücken zu besetzen, um das letzte Loch, durch das Steijn und Dewet entkommen konnten, zu besetzen ..."

Endlich gelang es ihm doch, durch eine Furt im Caledon zu entweichen. Noch schlimmer war seine Situation beim zweiten Einfall in die Kapkolonie, der am 10. Februar 1901 erfolgte. Die Heuschrecken hatten das Gras fortgefressen, so daß es kein Futter für die Pferde gab, und Dewet wurde durch englische Kolonnen in den Winkel gedrängt, der durch den Einfluß des Brakflußes in den Oranjefluß entsteht. Aus der größten Gefahr rettete sich Dewet durch einen genialen Marsch. Er zog am Brakfluß entlang nach Norden, um eine Furt zu finden, und wurde von einer nach Westen marschierenden Kolonne, die von Osten kam, in die denkbar schlimmste Lage gebracht. Es gelang ihm nach Norden zu, über den Treffpunkt hinauszukommen, an dem die englische Kolonne hätte seinen Weg kreuzen müssen. Dann machte er in der Nacht rechtsum, marschierte parallel mit der englischen Kolonne, aber in entgegengesetzter Richtung, und war am nächsten Morgen weit hinter dem Rücken der Engländer. Mit zu Tode erschöpften Menschen und Pferden, unter beständigen Gefechten marschierte er dann am Oranjefluß entlang, um eine Furt zu finden, die passierbar war. Bei vierzehn Furten hatte man vergeblich Uebergangsversuche gemacht.

„Der Tag begann, und wir kamen nunmehr .. an die fünfzehnte Drift. Ob wir wohl diesmal über den Fluß kommen? Das war der stille Seufzer eines jeden, denn wir wußten, daß, wenn wir jenseits des Oranjeflusses waren, uns der Feind in Ruhe lassen mußte. Wir waren für eine drei- bis viertägige Rast schon sehr dankbar gewesen. Als wir an die Drift gekommen waren, ließ ich wieder zwei Bürger sich entkleiden und in den Fluß gehen. Den Pferden ging das Wasser bis an den Rücken, sie mußten beinah schwimmen, aber je weiter sie kamen, desto untiefer wurde der Fluß, bis das Wasser den Pferden nur noch an die Knie reichte. Von Ufer zu Ufer bot der Fluß jetzt ein reges Gewühl von Menschen und Pferden dar. Es ist mir unmöglich, die verschiedenen Jubelrufe, die Psalmen und Kirchenlieder zu beschreiben, die sich den Kehlen der im Wasser plätschernden Bürger entrangen. ‚Wir gehen nicht mehr zurück.' ‚Kapkolonie, du siehst mich nicht wieder!' ‚Auf in den Freistaat!' Dann wieder Hurra! und ‚Preist den Herrn mit frohen Lauten!' hörte man durcheinander."

Mit 60 000 Mann machten die Engländer gegen Dewet zwei „drives" hintereinander in wenigen Tagen des Februar 1902. Erst drängten sie ihn zwischen zwei Blockhauslinien und sperrten die beiden Ausgänge zwischen den Linien mit Armeen ab. Dewet brach einfach durch die Blockhauslinie nach Süden und kehrte nach drei Tagen, abermals durch die Blockhauslinie brechend, wieder nach Norden zurück. Wenige Tage darauf kreisten ihn aber die Engländer, ohne noch die Blockhauslinien in Berechnung zu ziehn, derartig ein, daß ein Entkommen ausgeschlossen war. Aber in der Nacht zum 24. Februar 1902 brach Dewet mit Waffengewalt, in ein-

*) „Der Kampf zwischen Bur und Brite", das allgemein mit Spannung erwartete Werk des Generals Christian Dewet über den Burenkrieg, ist im Verlag von Karl Siwinna, Leipzig und Kattowitz, erschienen. Unsere Leser, die dies hochbedeutsame Buch entweder selbst erwerben oder ihren Angehörigen oder Freunden zu Weihnachten schenken wollen, finden in der heutigen Nummer unseres Blattes eine Bestellkarte. Die Kriegserlebnisse des berühmten Burengenerals erscheinen sowohl in der Originalausgabe zum Preis von 12 Mk. 50 Pf., als auch in einer Jugendausgabe zum Preis von 4 Mk. 50 Pf.

Digitized by Google

stündigem Gefecht, durch den Ring der Engländer am Holzspruit.

„Und wie kam es," wird der verehrte Leser fragen, „daß ich bis zum Ende niemals in des Feindes Hand gefallen bin? Man wird mich vielleicht nicht verstehen, wenn ich sagen würde, wie ich es auch thun muß, daß Gott es nicht gewollt hat. Der Leser aber, der sich dessen freut, möge ihm die Ehre geben!"

* * *

In der Rede, die General Christian R. Dewet beim festlichen Empfang der Burengenerale in der Berliner Philharmonie hielt, erzählte er, daß er eine schlimme Erfahrung gemacht habe: es sei schwer, sehr schwer, ein berühmter Mann zu sein.

Diese Erfahrung sollte er sofort machen, nachdem er europäischen Boden betreten hatte. Die Engländer waren nicht mehr hinter ihm her, sondern die Zeitungsleute und die Buchhändler. Sie wollten ihn einkreisen und fangen. Aber sie kannten Dewet nicht! Er ist eben nicht nur ein sehr tüchtiger Heerführer, sondern auch ein sehr, sehr tüchtiger Geschäftsmann, der jeden smarten Amerikaner noch ein Double vorgiebt.

Der jetzige Kriegsschauplatz befand sich abwechselnd in London und im Haag. Erst kamen die Feuilletonisten, die Dewet interwiewen wollten.

„O diese Thörichten!" sagt der alte Homer von den Freunden des Odysseus, die sich an den Ochsen „des leuchtenden Sohnes Hyperions" vergriffen hatten. „O diese Thörichten!" Dewet brachte in seinem Reisekoffer das Manuskript seiner Kriegserinnerungen mit, und er wußte es nur zu genau: die Neugier auf den Inhalt dieses Werks mußte auf das Höchste gespannt werden, um auch den Preis spannen zu können.

Man glaubt es nicht, welcher Listen und Finten die Zeitungsleute fähig sind, wenn es gilt, eine Tagesberühmtheit „zur Strecke zu bringen". Aber ihre Bemühungen waren vergebens! Dewet war nicht zu fangen! Wenigen gelang es, bis zu ihm vorzudringen. Diese wenigen waren bereit, aus einigen authentischen, unvorsichtigen Worten des Generals die wunderbarsten Feuilletons zu bauen. Aber der General sprach diese unvorsichtigen authentischen Worte nicht.

Er entging auch den „drives" der Preßleute.

Dann rückten die Verlagsbuchhändler an. Sie wollten das unvollendete Manuskript auf dem Halm kaufen. Es waren Spezialisten darunter, die alle berühmten Leute „in Erbpacht" zu haben glauben und niemand heranlassen, wenn es sich darum handelt, sensationelle Memoiren und Schilderungen von Ereignissen zu verlegen. Aber auch diesen Triariern der litterarischen Kriegslist widerstand Dewet. Einer dieser Spezialitäten glaubte ihn schon gefangen zu haben und veröffentlichte nach dem Beispiel der englischen Generale in Südafrika ein Siegesbulletin im Buchhändlerbörsenblatt. Aber es ging ihm wie den englischen Generalen. Dewet entwischte ihm, und der Spezialist mußte sich selbst dementieren.

Dewet las in der Bibel und schrieb an seinem Manuskript. Er konnte warten, bis ihm das Angebot für sein noch unvollendetes Manuskript gemacht wurde, das ihm am besten konvenierte.

Das Manuspript hütete er, wie in Südafrika seine vergrabenen Kanonen und Munitionsvorräte. Niemand gewährte er Einblick, auch den Käufern nicht. Wenn jemand in das Zimmer trat, packte er seine Foliobogen, auf denen er schrieb, zusammen, steckte sie in seinen Koffer und schob diesen unter das Sofa.

Endlich schloß Dewet ab. Für Deutschland hatte er sich einen jungen, sehr zahlungsfähigen Buchhändler ausgewählt, dessen Thatkraft es aber zweifellos gelingen wird, das Werk — und damit den Autor-General — zum verdienten Erfolg zu führen.

Hans Cronert.

Umschau.

Im deutschen Reichstage haben sich die Verhältnisse so unerquicklich gestaltet, wie man es trotz der großen Erregung, die sich der parlamentarischen Kreise schon seit geraumer Zeit bemächtigt hat, nimmermehr erwartet hätte. Stolz durfte die deutsche Volksvertretung bisher noch immer behaupten, daß die parlamentarischen Formen, abgesehen von einzelnen Verstößen, gewahrt wurden. In wenigen Tagen hat sich das unliebsam geändert. Die Abgeordneten der Minderheit lehnten sich teilweise offen gegen die Autorität des Präsidenten auf, und es ereigneten sich arge Scenen, die in einem Falle — zum erstenmal seit dem Bestehen des Reichstags! — die Aufhebung der Sitzungen notwendig machten. Graf Ballestrem, der korrekteste Leiter der Verhandlungen vielleicht, den wir je gehabt, sah sich der Anzweiflung seiner Unparteilichkeit ausgesetzt, und die Stimme des Vizepräsidenten erwies sich den aufgepeitschten Leidenschaften gegenüber ebenso ohnmächtig, wie die seinige. Der Trost, daß es anderwärts schon öfter noch schlimmer zugegangen ist, ist gering; denn schon sind wir so weit, daß zeitweise jede parlamentarische Aktion unmöglich wird. Das Bedauerlichste aber ist, daß man eine Wendung zum Bessern vorläufig kaum erhoffen kann; denn die Gemüter erhitzen sich immer mehr. Die Schuld an dieser beklagenswerten Situation trägt nicht eine Partei allein, Fehler sind zweifellos auf allen Seiten gemacht worden. Allein die Angreifenden sind die Obstruktionisten gewesen, die unter der Maske der gründlichen Beratung der Zollvorlage durch Ausnutzung der Mittel, die ihnen die Geschäftsordnung an die Hand giebt, die Erledigung des Gesetzes verhindern wollten. Vergeblich warnte der erfahrene Volksmann Eugen Richter vor einer solchen Taktik, vergeblich wies er auf den Unterschied hin, ob man sie nur wenige Tage oder viele Monate hindurch verfolge. Die Obstruktion hörte nicht darauf, sie drängte schließlich die Mehrheit zu Gegenmaßregeln. Als diese dann aber wirklich ergriffen wurden, geriet sie in den Zustand der Entrüstung, in die sie sich immer mehr verbeißt. Als der erste Schlag gegen sie geführt wurde, als der Antrag Aichbichler zur Beschleunigung der namentlichen Abstimmungen kam, lachte sie noch. Damit bewies sie wenig Einsicht, sie mußte sich sagen, daß dem ersten Schritt weitere folgen würden. Da sie von ihrer Verschleppungstaktik nicht abging, einigte sich die Mehrheit schließlich, sich derselben Waffen zu bedienen, wie die Gegner, das heißt, die Handhaben der Geschäftsordnung auch nach Möglichkeit auszunutzen. In dieser Stimmung wurde ein unter dem Namen des Abgeordneten von Kardorff gehender Antrag eingebracht, der dem Sinn nach mit der en bloc-Annahme des ganzen Zolltarifs nach den Kommissionsbeschlüssen, mit einigen Ausnahmen allerdings, gleichbedeutend ist. Diesen Antrag nun hält nicht nur die Obstruktion, sondern auch der Teil der Minderheit, die diese aufs schärfste verurteilt, für geschäftsordnungswidrig, und um die Frage seiner Zulässigkeit, gegen die auch Graf Ballestrem schwere Bedenken äußerte, wogte dann fünf Tage lang der Kampf, der zu den erwähnten Ausschreitungen führte. Geendet hat er, wie von vornherein niemand zweifelhaft sein konnte, mit der Niederlage der Obstruktion. Der Antrag Kardorff wurde mit sehr bedeutender Majorität für zulässig erklärt.

Präsident Roosevelt hat dem in dieser Woche zusammengetretenen amerikanischen Kongreß eine Botschaft zugehen lassen, die in der ganzen Welt Aufsehen und zugleich Beruhigung hervorrufen wird. Man weiß, daß die großen amerikanischen Trusts bedrohliche Dimensionen angenommen haben, und zwar in einer Weise, daß nicht nur die Vereinigten Staaten selbst in wirtschaftlicher Beziehung schwer unter dem Druck übermächtiger Kapitalisten litten, sondern daß auch außeramerikanische Länder in Mitleidenschaft gezogen wurden. Die Botschaft des Präsidenten ist von berechtigtem Stolz über die industrielle Entwicklung des Staats getragen, sie will auch keine direkten Maßnahmen gegen die Kartelle ergreifen, aber

Digitized by Google

doch die Schäden beseitigen, die sich innerhalb der Kartelle entwickelt haben, und hierzu schreckt der Präsident selbst nicht vor einer Aenderung der Verfassung zurück. Von hoher allgemeiner Bedeutung sind die Aeußerungen des Präsidenten über die Schwierigkeiten, in denen die venezolanische Republik sich augenblicklich befindet, und er sagt dann weiter, daß mit Kolumbien Verhandlungen im Gang seien, um seine Zustimmung zum Bau eines Kanals über den Isthmus durch die Vereinigten Staaten zu erlangen. Ein solcher Bau wäre auch für uns von eminenter Bedeutung, weil dadurch ein neuer, bequemer Weg von Europa nach Ostasien eröffnet würde. Ferner werden einschneidende Reformen mit Bezug auf die Armee und die Marine angekündigt, beruhigend wird aber zugleich mitgeteilt, daß dem Weltfrieden von keiner Seite Gefahr drohe. Die Botschaft des Präsidenten ist nach jeder Richtung hin eine hochbedeutsame Kundgebung.

Das Wiener Burgtheater hat in den jüngsten Tagen das Hauptereignis im Theater und in der Bühnendichtung für sich zu verzeichnen: die Uraufführung von Gerhart Hauptmanns Drama vom „Armen Heinrich". Das „Deutsche Theater" ist die nächste Bühne, die das Werk bringt. Das Burgtheater und sein Premierenpublikum, die sonst nicht allzuoft stimmführend im deutschen Theater auftreten, waren sich diesmal gleichsam einer Feierlichkeit bewußt.

Man ehrte den Dichter mehr, als sein Gedicht, das in seinen stärksten Scenen, namentlich nach dem zweiten Akt, oft die Hörer lebhaft ergriff, das aber in seiner zweiten Hälfte nicht mehr die gleiche Teilnahme fesselte. Vielleicht stellt sich das Berliner Publikum anders zu dem Schauspiel, das Hauptmann selbst als „deutsche Sage" bezeichnet.

Wie man sich immer zu Gerhart Hauptmann, der neulich seinen vierzigsten Geburtstag feierte, im ganzen stellen möge, das eine ist gewiß, sein „Armer Heinrich" hebt sich wesentlich von der verwirrend bunten, aber nicht sonderlich leuchtenden Produktion dieses Winters ab. Es klingen innerliche Stimmen daraus, teils als Nachhall aus dem sagenhaften Vorbild der Meistererzählung Hartmanns von der Aue, die zum Ausgang des zwölften Jahrhunderts entstand, teils Töne eigenen Gehalts. Vergleicht man das Drama mit seiner ursprünglichen Vorlage, so erscheint es wie nachgedunkelt. Die innige Anmut, die über dem mittelhochdeutschen Gedicht gebreitet liegt und die das opferbereite jungfräuliche Kind zur Heldin macht, fehlt; und das befreiende Erlebnis wächst aus der Brust des Mannes, des aussätzigen armen Heinrichs heraus, der nicht genug im trüben Schmerz wühlen kann. Der schwärengeplagte Mensch wälzt sich in seinem Elend bis zur zähesten Selbstsucht, die zuletzt das blutige Opfer annimmt. Vor dem Opfer selbst aber, an der Hingabe des einfachen Kindes entzündet sich der bessere Teil in Heinrichs armer Seele, das Wunder vollzieht sich in ihm selbst. Auferstanden ist er aus finsteren Banden, da er Ottegebens Opfergröße staunend begreift und lieber selbst sein Elend auf sich nehmen will, und Trübsal und Leibesgebrechen schwinden fortan. Ein Wagnis war es, für die moderne Bühne neu zu deuten. Es ist nicht in dem gleichen Höhenmaß gelungen, wie es großen, schöpferischen Gewalten gelingt; es ist auch nicht gedrängt voll Tiefsinns, wie etwa Hebbels Umformung der Sage von Gyges und seinem Ring ist. Aber es ist ein Wagnis und so gestaltet, wie es nur echt dichterisches Empfinden unternehmen und gestalten kann.

Keine allzu stolze Verheißung für unser Drama als Kunstgebilde großen Stils. Aber dennoch zeigt es Hauptmann als achtunggebietende, einsame Poetenkraft auf dem bunten Markt unserer Bühnen.

Das Burgtheater nahm all sein Wollen zusammen, um für das dramatische Gedicht einen festlichen Rahmen zu schaffen. Es war malerische Stimmung in den Bühnenbildern, aus denen Kainz und Frl. Medelsky persönlich hervortraten. Besonders Kainz, dem freilich der arme Heinrich ungewöhnlich günstig liegt, traf wehmütig ergreifende Töne für die Klagen des geschlagenen Hiobs.

Von Berlin ist diesmal wenig und nichts eigentlich Berlinisches zu erzählen; denn in der letzten Zeit herrschte auf Berliner Bühnen das Wiener Volksstück oder die Plauderstudien von neu-französischem Gepräge vor. Ein Stück, das für Oesterreich verboten wurde, „Der Gemeine" von dem Wiener Schriftsteller Felix Salten, erlebte im Neuen Theater mit äußerlichem Erfolg seine erste deutsche Aufführung. Es besteht aus breiter Kleinschilderung und bringt Typen aus der Gesellschaft der Volkssänger, wienerische Straßenfiguren auf die Bühne; dann eilt es dem gewaltsamen, volksstückmäßig gemachten Ende zu: der „gemeine" Soldat tötet seinen vorgesetzten Leutnant, da er „sein Mädchen" bei dem Offizier findet. Die Sache wurde vom Ensemble des Neuen Theaters wienerisch echt und farbig gespielt. Loki.

Optimisten werden es als ein gutes Zeichen der Zeit deuten, daß die Kammermusik im Berliner öffentlichen Musikleben eine immer größere Rolle zu spielen beginnt. Trotzdem es in Berlin an Trio- und Quartettgenossenschaften, an Kammermusikvereinigungen für Streich- und Blasmusik bisher nicht mangelte, erschienen immer noch neue Kräfte auf dem Plan, und alle scheinen einem „dringenden Bedürfnis" abzuhelfen, denn alle finden ihr Publikum. Ein neues Streichquartett, geführt vom königlichen Konzertmeister B. Dessau, hat sich mit vorzüglichen Leistungen eingeführt. Das Trio Hekking, Schnabel, Wittenberg giebt seine in voriger Saison versuchsweise veranstalteten wohlfeilen Abende jetzt regelmäßig etwa alle vierzehn Tage, und zwar vor überfülltem Saal. Ein anderes Trio, das holländische, sucht es diesen drei Künstlern gleichzuthun und erfreut sich eines nicht geringeren Erfolges. Von auswärts kommende Geiger, Violoncellisten und Pianisten geben außer ihren Soloabenden vielfach auch noch einen oder mehrere Kammermusikabende, so in letzter Woche die drei ausgezeichneten Künstler Josef und Jaques Thiband und André Hekking. Kurzum, wer Lust hat, kann die Litteratur der Sonaten, Trios, Quartette u. s. w. an der Hand zahlreicher Vorführungen weidlich durchstreifen. Natürlich würde man sich ein zu rosiges Bild vom Geschmack und dem Musiksinn der Allgemeinheit machen, wenn man bei Beurteilung dieses „Zuges für Kammermusik" nicht in Anschlag brächte, was dabei rein äußerliche Modesache ist. Aber mag's drum sein; es ist eine Mode, bei der nur Gutes herauskommen kann.

Arthur Nikisch führte in der Berliner Philharmonie zum erstenmal Weingartners II. Sinfonie (Es-dur) auf. Ganz so kokett anspruchslos, so gesucht einfach wie die erste erscheint diese zweite Sinfonie nicht. Aber ein Gesuchtes, ein Zusammengesuchtes ist sie gleich jener. Daß er stets etwas absolut Neues sage, wird kein Einsichtiger vom Komponisten fordern, wohl aber, daß er das, was er zu sagen hat, in einer seiner Individualität entsprechenden Weise, in seiner eigenen Sprache äußert. Diese eigene Sprache sich zu gewinnen, ist Weingartner bisher noch nicht völlig gelungen.

Es ist nicht zu verwundern, daß sich der Dirigent Weingartner bisher weit mehr Liebe erworben hat, als der Komponist; mit dem Taktstock weiß der Künstler ganz andere Dinge zu enthüllen, als mit der Feder. Und dabei ist es ganz gleich, ob es sich um ältere oder neuere Musik handelt. Erhebliche Verdienste hat sich Weingartner zum Beispiel um die Bruckner-Propaganda erworben. Auf das Programm des V. Sinfonieabends der Königlichen Kapelle hat er die Sinfonie Nr. VI. gestellt. Damit wären denn alle acht Sinfonien des Meisters zu Gehör gelangt, und zwar in einem Zeitraum von nur etwa drei Jahren. Einen solchen Erfolg hätte sich der bescheidene Tondichter wohl kaum träumen lassen! w. k.

Digitized by Google

Das Buch der Woche

Das grüne Huhn.

Eine kleine thönerne Sparbüchse ist das grüne Huhn. Durch einen schmalen, schrägen Schlitz nimmt es bereitwillig alle Sparpfennige in sich auf; doch bietet es keine Möglichkeit, die Schätze wieder herauszubekommen. Wenn man zu seinem Inhalt gelangen will, muß man schon den Mut haben, die äußere Form zu zerschellen. Das grüne Huhn predigt die alte gute Weisheit: „Was du nicht biegen kannst, das sollst du brechen!“

Der Wille des Menschen ist meist schwach, in Kleinheit und Ohnmacht gebunden. Er erwartet That und Willen lieber von der Allgemeinheit, als von sich selbst. Er fühlt sich als ein einziges Teilchen des großen Gesamtlebens und läßt sich von ihm treiben, wie die Welle im Meer. Aber für jeden Menschen kommen Stunden, da allein die That ihn erlösen kann und der Wille sein blitzendes Schwert erheben muß. Schwere Schicksalsstunden, da Vergangenes und Zukünftiges sich ineinanderwirren zu einem gordischen Knoten, den nur ein kraftvoll geführter Schwerthieb zu lösen vermag. Stunden im Zeichen des grünen Huhns, da es gilt, äußere Formen und Vorurteile zu zerbrechen, um die lebendige Zukunft zu gewinnen. Wenige sind stolz und stark, frei und aufrecht genug, in solchen Stunden vor sich selbst bestehen zu können. Jede That wird unter Schmerzen geboren und kann nur unter Schmerzen zum Sieg geführt werden.

Die Geschichte zweier Menschen, die im entscheidenden Augenblick wider eine ganze Welt den Mut zu sich selbst und ihrer Zukunft finden, erzählt Georg Reicke in seinem Roman „Das grüne Huhn“ (Verlag von Schuster und Loeffler, Berlin). Professor Renius, ein ernster reifer Mann, hat Frau Lotte geheiratet, eine ältere, aber noch immer schöne Wittib, die ihn mit der ganzen Leidenschaft und Liebessehnsucht einer schwindenden Jugend umfangen hält. Langsam und allmählich nur dämmert ihm die Erkenntnis, daß er da an einen fremden Menschen sich gebunden hat, der nichts mit seinem eigentlichen Wesen zu schaffen hat. Langsam und allmählich wächst in ihm die Liebe zu der Pflegetochter Ursine, einer stolzen, herben Mädchennatur, in der ihm die Schwesterseele, die Vertraute seines heimlichsten Wollens und Fühlens offenbar wird. Lotte ist die Durchschnittsfrau von gestern, deren Horizont nicht weit über Küche und Salon hinausreicht, die ihren Mann wohl liebt, doch von seiner Seele nichts weiß. Ursine ist die Frau von morgen, die über das Weib hinaus sich zum Menschen entwickelt hat, die selbst etwas geworden ist und ihrem Mann nicht nur Geliebte, sondern auch Freund und Kamerad sein kann.

Zwischen diesen drei Menschen wogt jahrelang ein furchtbarer, erst heimlicher, dann offener Kampf. Frau Lotte kämpft mit allen Mitteln des Weibes um ihren Mann, den sie sich entgleiten fühlt. Mit zitternden Händen sucht sie das fliehende Glück festzuhalten, und selbst, da sie ihres Mannes offenes Bekenntnis hat, daß seine Liebe sich von ihr gewandt, will sie ihn nicht freigeben. Für Renius und Ursine ist die schwere Schicksalsstunde gekommen, da sie brechen müssen, was sie nicht biegen können, da sie über die Trümmer von Sitte und Gesetz sich ihren Weg in die Zukunft bahnen müssen. Sie finden in ihrer Liebe den Mut wider alle Welt und werden Mann und Weib vor Gott und ihrem Gewissen — ohne den Segen von Staat und Kirche. Ursine muß wohl noch durch Schwäche und Mutlosigkeit gehen, besonders in der Zeit, da sie ihr Kind erwartet, für das sie Schmach und Schande fürchtet. Aber auch ihr kommt der Morgen, da sie in ihrem eigenen Licht steht, ihr Kind im Arm, hoch über Welt und Menschen.

„Nur den tieferen Naturen ist es gegeben, Schweres zu bestehn. Aber sie werden auch größer dadurch, denn der Schmerz heiligt und hilft die Welt überwinden.“

Ich hätte wohl gewünscht, daß Georg Reicke hier unter seinem Roman das gute Wort „Ende“ geschrieben hätte. Aber er glaubte, uns auch noch das Schicksal der Frau Lotte schuldig zu sein. Er läßt sie mit dem Pferd im Tiergarten stürzen und ihren letzten Seufzer in den Armen von Ursine und Renius au shauchen, die gerade des Wegs kommen. Das ist ein romanhafter Zufall, der am Schluß eines solchen innerlich erlebten Menschenbuchs verstimmt. „Was du nicht biegen kannst, das sollst du brechen!“ Ein starkes Wort für das Leben — doch nicht für die Kunst. Ein Kunstwerk darf keinen Bruch zeigen, sondern soll schlank und gerade aus innerer Notwendigkeit zum Licht emporstreben. Paul Remer.

Unsere Bilder.

Die Beisetzung Friedrich Alfred Krupps (Abb. S. 2247 bis 2249) in Essen vollzog sich in Formen, wie es sonst nur bei gekrönten Häuptern der Fall ist. Nicht nur Minister und andere Staatswürdenträger, nein, der Kaiser in Person nahm an der Feier teil. In der That, wenn er auch keine Krone trug, ein Fürst ist ja mit Friedrich Alfred Krupp dahingegangen, ein Fürst im Reich der Industrie, ein Mann, in dessen Werkstätten Tausende und Abertausende von Arbeitern beschäftigt waren, die, eine Seltenheit in heutiger Zeit, ihm große Anhänglichkeit entgegenbrachten. Er hielt die Fäden des ungeheuren Unternehmens, das sein Großvater begründet und sein Vater zur Blüte gebracht hatte, in seiner Hand, ihm sind die großen Dienste zu danken, die in der letzten Zeit von den Kruppschen Werken dem deutschen Heer und der deutschen Marine geleistet worden sind. Seine berufliche Thätigkeit und seine persönliche Liebenswürdigkeit haben zusammengewirkt, um dem Verblichenen die Freundschaft des Kaisers zu gewinnen, zu der dieser sich bei der Beerdigung ganz ausdrücklich bekannte. Er schritt in dem Trauerzug, der die sterblichen Ueberreste Krupps zur letzten Ruhe geleitete, unmittelbar hinter dem Leichenwagen zum Friedhof, der in der Umgebung des Grabes in einen förmlichen Blumengarten umgewandelt war. Hatten doch Tausende das Bedürfnis gefühlt, dem zu früh dahingegangenen Mann ein letztes Zeichen ihrer Hochachtung und Liebe, einen Kranz oder eine Palme zu senden. Denn Krupp, der, soweit es ihm seine Stellung an der Spitze der Riesenwerke gestattete, gern die Oeffentlichkeit mied, gewann überall, wo er weilte, zahlreiche Freunde, und man vergaß ihn nicht. Einen kleinen Beweis dafür giebt unser Bild, das Krupp als Landarbeiter darstellt. Es ist uns aus Homburg v. d. Höhe zugesandt worden, wo es vor 17 Jahren angefertigt wurde. Damals weilte Krupp dort zur Kur und beschäftigte sich aus Gesundheitsrücksichten mit dem Umgraben eines Feldes. Leider war er, obwohl groß, von schwacher Konstitution und geringer Widerstandsfähigkeit; daher wurde er zu früh eine Beute des Todes, er hat das neunundvierzigste Lebensjahr noch nicht einmal vollendet.

Das Motivhaus in Charlottenburg (Abb. S. 2252), will sagen, das Haus, das sich der akademisch-technische Verein „Motiv“ in der Hardenbergstraße in der Nähe der Technischen Hochschule errichtet hat, ist am 30. November feierlich eingeweiht worden. Die älteren und jüngeren Mitglieder des Vereins, die in allen Gauen Deutschlands zu finden sind, hatten sich zahlreich eingefunden, und als Ehrengäste erschienen in ihrer Mitte der Oberbürgermeister und der Stadtverordnetenvorsteher von Charlottenburg, der Rektor und viele Professoren der Hochschule, der Minister der öffentlichen Arbeiten Budde und der Kultusminister Dr. Studt, der die Grüße der Unterrichtsverwaltung überbrachte und in einer kurzen Ansprache die jungen Motiver zu Pflichttreue und Selbstbeschränkung mahnte; wenn sie im neuen Haus zu fröhlichem Thun vereinigt seien, sollten sie des alten Spruches

Digitized by Google

gedenken: „Nicht zu viel.“ An seine Worte reihten sich noch viele Glückwünsche, die zum Teil von Geschenken zum Schmuck des neuen Heims begleitet waren.

Eine neue Marinegarnison (Abb. S. 2252) ist vor kurzem in Mürnick bei Flensburg eingeweiht worden. Das Schulschiff „Blücher“ hat seinen bisherigen Hauptliegeplatz verlassen, um fortan ständig in der Flensburger Föhrde zu bleiben. Der Grund der Uebersiedlung war die Notwendigkeit, einen Teil der Schüler, die auf dem „Blücher“ im Tagesdienst ausgebildet werden, wegen Platzmangels an Bord auf dem Land unterzubringen. Die hierzu erforderlichen neuen Anlagen sind in der verhältnismäßig kurzen Zeit von anderthalb Jahren fertiggestellt worden. Die Herren Fähnriche und die Deckoffizierschüler, die in dem Wohngebäude Unterkunft finden, können damit wohl zufrieden sein. Die ganze Anlage, die in ihrem Aeußern gar nichts von dem üblichen Kasernenstil hat, ist in jeder Beziehung praktisch und geschmackvoll eingerichtet.

Genesungsheime für Offiziere in Arco (Abb. S. 2251). In dem unweit des Gardasees herrlich gelegenen oberitalienischen Städtchen Arco befindet sich schon seit einer Reihe von Jahren ein Kurhaus für österreichische Offiziere, das 1892 von der Gesellschaft vom Weißen Kreuz erbaut wurde. Seit einigen Wochen haben auch deutsche Offiziere dort ein Genesungsheim. Vor etwa Jahresfrist machte der sächsische Rentier Hildebrand unserm Kaiser seine Villa in Arco zum Geschenk, die er in Arco erbaut und geraume Zeit selbst bewohnt hatte. Der Kaiser nahm die Gabe an und bestimmte alsbald, daß das Haus zu einem Heim für erholungsbedürftige Offiziere der deutschen Armee umgewandelt werden solle. Nachdem während der Sommermonate die nötigen Einrichtungen getroffen worden waren, wurde es zunächst von zwölf Offizieren bezogen, doch soll das Heim, das unter der Leitung des Stabsarztes Dr. Wilhelm Sternsdorff steht, so erweitert werden, daß es 25 Personen Aufnahme gewähren kann. Die Herren, die jetzt dort Erholung suchen, stehen bereits in angenehmem Verkehr mit den Kameraden des österreichischen Heeres. Unsere Aufnahme zeigt die Deutschen und die Oesterreicher zu einer Gruppe vereinigt.

Präsident Roosevelt und sein Kabinett (Abb. S. 2249). Am 1. Dezember ist der amerikanische Kongreß in Washington feierlich mit einer Botschaft des Präsidenten Roosevelt eröffnet worden. Herr Roosevelt hat, wie man sich erinnern wird, an den Folgen eines Unfalls längere Zeit bedenklich zu leiden gehabt und sich zwei Operationen unterwerfen müssen. Da man seither gar nichts mehr über seinen Gesundheitszustand vernommen hat, darf man annehmen, daß das Leiden völlig gehoben ist. Jedenfalls hat er sich der Ruhe, die ihm seiner Zeit von seinen Aerzten vorgeschrieben wurde, längst wieder entschlagen. Er hat im besondern sieg- und erfolgreich für die Beilegung des Bergarbeiterstreiks in Pennsylvanien gewirkt, darüber aber die Politik im allgemeinen nicht vernachlässigt, wie dies seine Botschaft beweist.

Ein Denkmal für den Freiherrn von Stumm (Abb. S. 2250) ist am 30. November in Neunkirchen bei Saarbrücken feierlich enthüllt worden. In mehreren Reden wurde noch einmal der namhaften Verdienste des großen Industriellen gedacht, der auch in der Politik als Mitglied der deutschen Reichspartei im Reichstag eine bedeutende, ja eine führende Rolle gespielt hat. Gleich Friedrich Alfred Krupp, der ihm jetzt in den Tod gefolgt ist, gehörte Freiherr von Stumm-Halberg zu den Freunden unseres Kaisers, in dessen Namen der kommandierende General des 8. Armeekorps von Deines am Denkmal einen Kranz niederlegte. Das Standbild ist das Werk eines unserer größten Bildhauer, des Professors Fritz Schaper in Berlin.

Ein Wohlthätigkeitsfest (Abb. S. 2253) zum Besten eines Berliner Säulingsheims hat im Kaiserhof einen glänzenden Verlauf genommen. Die Damen der Gesellschaft haben es sich schon seit sehr langer Zeit zur Aufgabe gemacht, durch solche Veranstaltungen gemeinnützige Zwecke zu fördern. Allein das Ziel, das hier verfolgt wurde, ist noch neu. Es ist in der öffentlichen Meinung viel darüber gestritten worden, ob es sich nicht empfehle, auch bei uns zu Lande Findelhäuser oder Säuglingsheime zu errichten. Es ist wesentlich, daß man sich endlich entschlossen hat, vom Streit mit Worten zum Versuch mit der That überzugehen. Die Fürstin von Wied, die einzige Tochter des Königs von Württemberg, hatte das Protektorat über das Fest übernommen.

Stefano und Alberto Donaudy (Abb. S. 2250), zwei italienische Künstler, haben gemeinsam eine Oper „Theodor Körner“ geschaffen, die am Hamburger Stadttheater am 27. November zum erstenmal aufgeführt wurde. Der ältere Bruder Stefano, der am 21. Februar 1879 in Palermo geboren wurde, wandte sich der Musik zu, nachdem er kurze Zeit Jurisprudenz studiert hatte. Er hat vor dem Theodor Körner schon ein Bühnenwerk „Idilli solivi“ komponiert. Alberto Donaudy, der am 14. November 1880 geboren wurde, der Dichter des Textbuches, hat sich in seiner Heimat bereits durch einige Lustspiele bekannt gemacht.

Winterbilder aus dem Riesengebirge (Abb. S. 2254). Wenn es auch nicht so hohe Berge wie die Alpen hat, reich an Reizen ist unser Riesengebirge doch, und jeder Deutsche kennt es, wenn er es gleich nie gesehen hat, von Kindheit an als die Heimat Rübezahls. Eine Fahrt dorthin zu machen, lohnt auch mitten im Winter. Wer es jetzt beispielsweise thun würde, würde dort gar wundersame Gebilde finden, wie er sie nie geschaut hat. Ein paar Proben, vereiste Telegraphenstangen und verschneite Fichten, geben unsere Aufnahmen.

Allerlei aus Amerika (Abb. S. 2254). Die riesige Höhe, bis zu der in den Großstädten der Vereinigten Staaten, namentlich in Neuyork, die Häuser emporgeführt werden, macht auch besondere Vorsichtsmaßregeln zur Sicherung der Menschenleben notwendig. Man denke sich einmal die Gefahr, in die die Bewohner der „Wolkenkratzer“, trotz der schnellen Beförderung durch Fahrstühle, im Fall einer Feuersbrunst geraten. Es sind daher dort drüben auch der Feuerwehr manchmal noch andere Aufgaben gestellt als bei uns. Um im Ernstfall der Wut der Flammen auch in den obersten Stockwerken wirksam entgegentreten zu können, werden die Mannschaften durch Uebungen sorgsam ausgebildet. Wie hoch die Wasserschläuche dabei geführt werden, zeigt unsere Aufnahme einer solchen Löschprobe. — Im Field-Columbian-Museum zu Chicago ist jüngst der größte Knochen ausgestellt worden, der je gefunden wurde. Es ist der mehr als zwei Meter lange Oberschenkelknochen eines Camarasaurus genannten Fossilientiers.

Personalien (Porträts S. 2250 und 2252). Zum Nachfolger des bayrischen Justizministers von Leonrod, der wegen hohen Alters aus dem Amt scheidet, ist der bisherige Reichsgerichtsrat Ferdinand Miltner ernannt worden, ein ausgezeichneter Jurist, der dem obersten deutschen Gerichtshof seit dem 1. Mai 1899 angehört. Miltner ist im Juli 1856 in Fürth geboren. — Das fünfundzwanzigjährige Ministerjubiläum feierte am 1. Dezember der bayrische Finanzminister Freiherr von Riedel, der das Steuersystem des Königreichs zweimal reformierte. Herr von Riedel ist auch am Tisch des Bundesrats im Reichstag ein gern gesehener Gast. — Das achtzigste Lebensjahr vollendete am 29. November der frühere preußische Minister der öffentlichen Arbeiten, von Maybach, der die Verstaatlichung der Eisenbahnen im wesentlichen durchgeführt hat. — Zum zweiten Bürgermeister von Berlin haben sich die Stadtverordneten den Regierungsrat Dr. Georg Reicke vom Reichsversicherungsamt erkoren, der sich als Dichter einen Namen gemacht hat. Von Dr. Reicke, der erst 39 Jahre alt ist, wurde viel gesprochen, als er, damals Konsistorialrat, in den Vorstand des gelegentlich der lex Heintze

Digitized by Google

gegründeten „Goethebund“ eintrat. — In Bonn starb der bekannte Strafrechtslehrer Professor Dr. Hermann Seuffert, dessen Vorlesungen auch unser Kronprinz gehört hat. — Unter den wissenschaftlichen Nobelpreisträgern findet sich auch in diesem Jahr wieder ein Deutscher, der Professor der Chemie an der Berliner Universität, Regierungsrat Dr. Emil Fischer. Der medizinische Preis wurde dem dänischen Arzt Prof. Dr. Niels R. Finsen zuerkannt. — Den achtzigsten Geburtstag feierte Friedrich Woltereck, der Direktor des Oldenburger Hoftheaters. — Siwinna ist der Verlagsbuchhändler, in dessen Verlag das aufsehenerregende Buch „Der Kampf zwischen Bur und Brite“ von dem General Dewet erschienen ist. — Unter den wenigen neuen Ministern des neuen spanischen Kabinetts Sagasta ist die hervorragendste Persönlichkeit jedenfalls der Finanzminister Eguilior, der sich allen Ernstes an die Riesenaufgabe machen will, Ordnung in die gänzlich zerfahrenen finanziellen Verhältnisse seines Vaterlandes zu bringen. — In Paris ist der ehemalige Präsident des Appellhofes, Périvier, der die Revisionsverhandlungen im Prozeß Zola leitete, gestorben.

Die Toten der Woche.

Obergerichtsanwalt Arendrup, bekannter Jurist, † in Kopenhagen am 27. November.

Dr. L. Celakowsky, Professor der Botanik an der tschechischen Hochschule in Prag, † in Prag am 26. November im Alter von 68 Jahren.

Alfred Cluysenaer, Historienmaler, Professor an der Brüsseler Kunstakademie, † in Brüssel am 26. November.

Professor P. Condrau, Nestor der schweizerischen Journalisten, † in Disentis am 26. November im Alter von 84 Jahren.

Theodor Ehlert, Geheimer Justizrat, † in Berlin am 28. November im Alter von 73 Jahren.

Friedrich Gustav Frenzel, Gemeindevorsteher von Wehlen, langjähriges Mitglied des sächsischen Landtags, † in Wehlen am 28. November.

Heinrich Hesse, langjähriger Reichstagsabgeordneter, † in Paderborn am 29. November im Alter von 75 Jahren.

Mac Kay, der amerikanische „Holzkönig“, † in Ottowa (Kanada) am 30. November.

Bildhauer Keroyser, Mitbegründer der sozialistischen Internationale, † in Lüttich am 27. November.

Corneille van Leemputten, hervorragender belgischer Landschafts- und Tiermaler, † in Brüssel am 26. November.

Dr. E. Mehnert, Professor der Anatomie an der Universität Halle, † in Meiningen am 22. November im Alter von 37 Jahren.

Kapitän Möller, der Gründer der Berlin-Charlottenburger Straßenbahn, † in Kopenhagen am 25. November im Alter von 82 Jahren.

Lucien Mühlfeld, Romanschriftsteller und Kritiker, † in Paris am 1. Dezember im Alter von 32 Jahren.

Périvier, ehemaliger Präsident des Pariser Appellhofs, bekannt durch den Zolaprozeß, † auf seinem Gut Angessur-Langes am 26. November im Alter von 70 Jahren. (Porträt S. 2252).

Geh. Regierungsrat Dr. Friedrich Rüdorff, Professor der Chemie an der Kgl. Technischen Hochschule zu Berlin, † in Charlottenburg am 29. November im Alter von 70 Jahren.

Freiherr Schwarz von Müller, österreichischer Feldmarschallleutnant, der älteste General Europas, † in Wien am 27. November im Alter von 94 Jahren.

Louis Selar von Sztankowits, früherer Theaterdirektor, bekannt als Theateragent, † in Berlin am 2. Dezember im 72. Lebensjahr.

Die Börsenwoche

Man bedauert es an der Börse mit Recht lebhaft, daß die Väter der verschärften Börsengesetzgebung es verschmähen, sich von den gegenwärtigen desolaten Zuständen unseres Marktes mit eigenen Augen zu überzeugen. Sie würden dann doch vielleicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Rückwirkung der von ihnen von Haus aus gewünschten Zerstörung der Börsenspekulation auf sehr wichtige wirtschaftliche Lebensäußerungen einen bedenklichen Zustand herbeigeführt hat. Der stockende Verkehr nicht allein auf dem Spekulationsmarkt, sondern auch auf jenen Teilen der Börse, die ganz zweifellos der Vermittlung natürlicher und wichtiger, mit dem in- und ausländischen Handelsverkehr eng zusammenhängender Tranzaktionen zu dienen haben, spricht nicht allein eine deutliche Sprache, nein, er schreit förmlich nach Abhilfe. Daß die Verarmung unter den Geschäfts- und Vermittlerkreisen der Börse unter diesen traurigen Verhältnissen immer weiter um sich greift, ist natürlich genug, und so läßt es sich auch erklären, daß in diesen Tagen wieder einmal Zahlungseinstellungen von Börsenleuten vorgekommen sind, die wegen ihrer äußeren Begleitumstände größeres Aufsehen erregten. Namentlich in einem Fall handelte es sich um leichtsinnige Gewährung von großen Spekulationskrediten an einen fast unbekannten jungen Menschen, der als sogenannter Remissier die Vertretung einer Londoner Bankfirma am Berliner Platz übernommen hatte, bald aber für eigene Rechnung dnrch andere hiesige Makler und Remissiers wilde Spekulationen ausführen ließ, die ihm große Summen eingebracht haben sollen. Als sich das Blatt wendete, verschwand er aus Berlin, und die entstandenen hohen Verluste bleiben anscheinend ungedeckt. Nur die große Notlage der meisten hiesigen Geschäftsvermittler verführt letztere gegenwärtig dazu, mit zweifelhaften und vertrauensunwürdigen Elementen Geschäfte zu machen. Denn die gebieterischen Anforderungen des Lebens treiben manchen armen Teufel dazu, Risiken auf sich zu nehmen, denen er in andern Zeiten sicherlich aus dem Weg gegangen wäre. An der Wiener Börse scheinen übrigens die Zustände womöglich noch trostloser zu sein als bei uns; denn es wird von dort berichtet, daß ein vereideter Börsensensal nach 22jähriger Thätigkeit sein Amt niedergelegt hat, weil er im Zeitraum von drei Wochen kein einziges Geschäft vermitteln konnte und im vorhergehenden Monat im ganzen nur 24 Kronen Verdienst erzielen konnte!

Trotz der großen Depression an unserer Börse, zu der eben die Geschäftsverödung am meisten beitrug, haben sich die Kurse auch diesmal wieder im ganzen gut behauptet. Der scharfe Rückgang des Silberpreises fand hier nur geringe Beachtung und blieb ganz wirkungslos, weil unser Markt mit Papieren, die vom Silberwert abhängig sind, fast nichts zu schaffen hat. Inzwischen trat übrigens wieder eine Werterhöhung des weißen Metalls ein. Die Vorgänge in Venezuela, die neuerdings eine bessere Wendung genommen haben sollen, da der Präsident Castro augeblich die Ordnung der desolaten venezolanischen Finanzen anstreben soll, haben hier zu einer Preisbesserung der Kommanditanteile der Diskontogesellschaft geführt. Dieses Institut ist bekanntlich an jenen Verhältnissen lebhafter interessiert. Aus den Industriegebieten lauten die Meldungen unverändert: das Kohlengeschäft und die Textilbranche arbeiten zufriedenstellend, auch einzelne Maschinenfabriken haben ziemlich lohnende Beschäftigung, dagegen sieht es sonst in zahlreichen Betrieben des Eisengewerbes noch immer recht trübe aus, und die in den Generalversammlungen mehrerer Werke auch neuerdings wieder laut gewordenen Klagen drehen sich teilweise um mangelnde Beschäftigung und Absatzstockung und teilweise um Verlustpreise, die hauptsächlich im erzwungenen Auslandsgeschäft gestellt werden müssen. Verus.

Digitized by Google

Bilder vom Tage.

Der Kaiser.

Von der Beisetzung Friedrich Alfred Krupps in Essen am 26. November: Der Kaiser im Trauerzug.

Phot. Hoenscheidt, Essen.

Digitized by Google

Superintendent Klingmann. Der Kaiser.

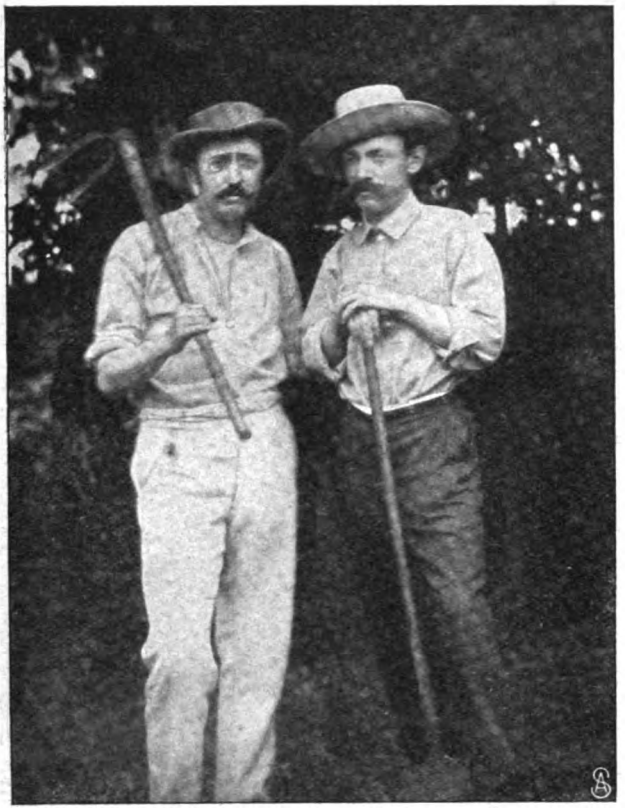
Von der Beisetzung Friedrich Alfred Krupps in Essen am 26. November: Gebet am offenen Grab.

Phot. Hoenscheidt, Essen.

Das Grab Friedrich Alfred Krupps auf dem Kruppschen Privatfriedhof in Essen am Tag der Beisetzung.

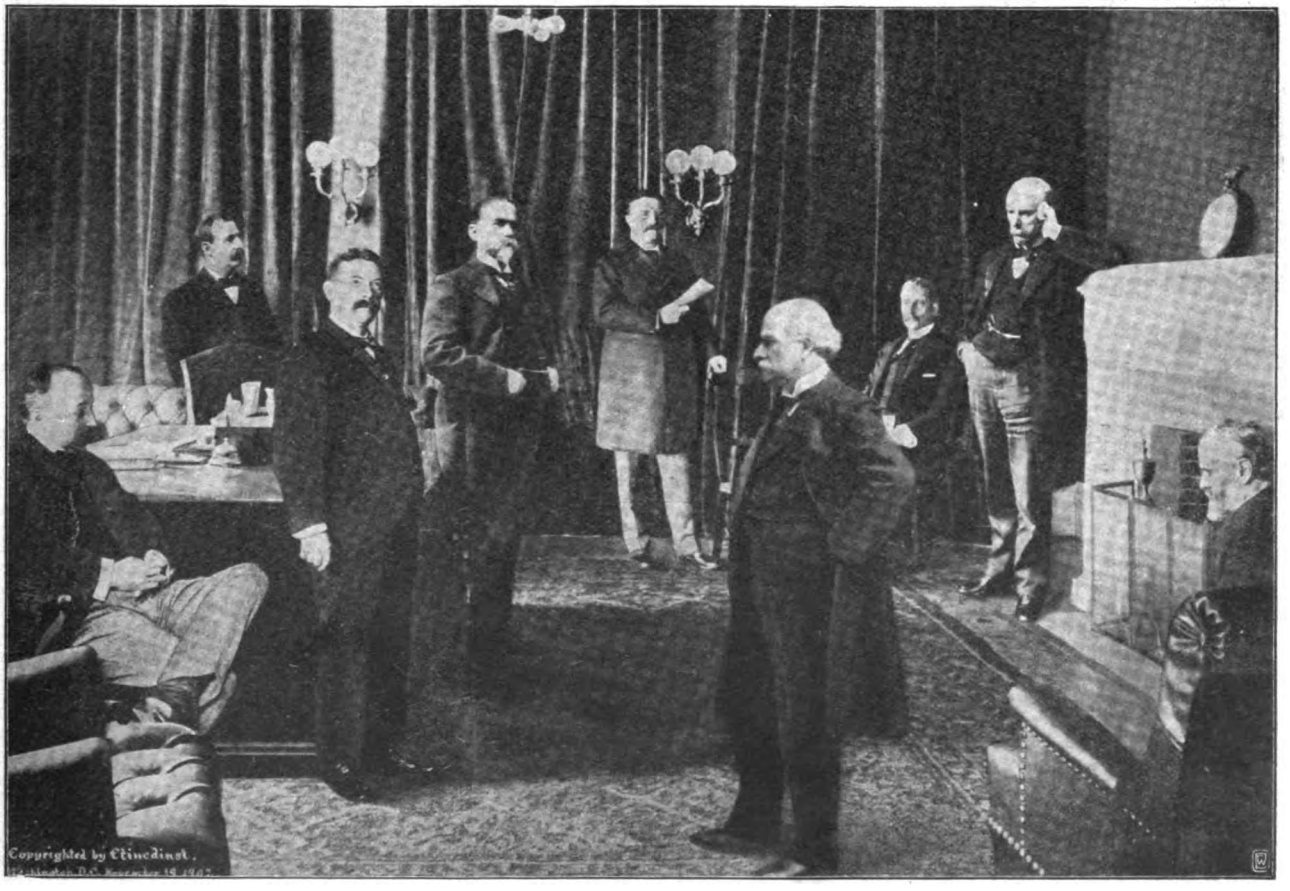
Phot. Heuse, Essen.

Digitized by Google



Krupp.
Krupp als Feldarbeiter
während seiner Kur in Homburg.

Krupp
Krupp im Automobil.
Photographische Aufnahme von Kricheldorff.



Von links nach rechts: Knox, Chef des Justizdepartements. Payne, Generalpostmeister. Moody, Marineminister. Hay Minister des Auswärtigen. Roosevelt, Präsident. Hitchcock, Minister des Innern. Root, Kriegsminister. Shaw, Schatzsekretär. Wilson, Ackerbauminister.

Präsident Roosevelt verliest den Mitgliedern des amerikanischen Kabinetts seine Botschaft an den Kongress.

Digitized by Google

Reichsgerichtsrat Ferdinand Miltner,
der Nachfolger Leonrods
als bayrischer Justizminister.

Zur Erstaufführung der Oper „Theodor Körner" im Hamburger Stadttheater am 27. November:
Das italienische Brüderpaar Donaudy.
1. Alberto (der Autor) und 2. Stefano (der Komponist).
Phot. Schaul, Hamburg.

Freiherr von Riedel,
bayrischer Finanzminister,
feierte sein 25jähr. Ministerjubiläum.

Staatsminister von Maybach,
früherer preußischer Eisenbahnminister,
feierte seinen 80. Geburtstag.

Das Denkmal des Freiherrn von Stumm von Professor Schaper,
das am 30. November in Neunkirchen enthüllt wurde.
Phot. Otto Kennitz Wilmersdorf.

Friedrich Woltereck,
Direktor des Oldenburger Hoftheaters,
feierte seinen 80 Geburtstag.

Regierungsrat Dr. Georg Reicke,
Kandidat für den
Berliner Bürgermeisterposten.

Geh. Regierungsrat Emil Fischer,
Professor an der Berliner Universität,
erhielt den chemischen Nobelpreis.

Geh. Justizrat Prof. Hermann Seuffert †
bedeutender Strafrechtslehrer an der
Universität Bonn.

Professor Dr. Niels R. Finsen,
bekannter dänischer Arzt,
erhielt den medizinischen Nobelpreis

Digitized by Google

Militärhaus der österreichischen Gesellschaft vom „Weissen Kreuz" in Arco.

„Villa Hildebrand", das neue Genesungsheim für deutsche Offiziere und Sanitätsoffiziere in Arco.

Im Hintergrund links die Schloßruine, rechts der Dom von Arco.

1. Oberleutnant Goldschmied, Preßburg. 2. Hauptmann Kaczander, Hermannstadt. 3. Major Rucinski, Krakau. 4. Major von Zastrow, Wiesbaden. 5. Stabsarzt Dr. Sternsdorff, Chefarzt des deutschen Offiziersgenesungsheims „Villa Hildebrand". 6. Major Alfred Freiherr von Unterrichter, Kommandant des Militärkurhauses der österr. Gesellschaft vom weißen Kreuz. 7. Dr. Gerke, Kurarzt und Chefarzt des Militärkurhauses der österr. Gesellschaft vom Weißen Kreuz. 8. Oberleutnant Schreyer, Eger. 9. Generalstabshauptmann von Heimerich, Wien. 10. Oberleutnant Raupert, Trier. 11. Militärrechnungsoffizial Reif, Wien. 12. Hauptmann Schmeiser, Miskolcz. 13. Leutnant von Rundstedt, Salzwedel. 14. Hauptmann Popelka, Losonz. 15. Leutnant Wagner, Glogau. 16. Oberleutnant Taurer, Brünn. 17. Leutnant Bigge, Koblenz. 18. Leutnant Siegmeth, Budapest. 19. Leutnant Pax, Rastatt. 20. Regimentsarzt Dr. Skládal, Wien. 21. Oberleutnant Seitz, Sarajewo. 22. Leutnant Jansky, Hohenmauth. 23. Oberleutnant Wilfarth, Brieg. 24. Leutnant von der Lippe, Konstanz. 25. Leutnant von Kusevic, Budapest. 26. Leutnant von Voß, Berlin. 27. Oberleutnant Lange, Fiume.

Die Bewohner des deutschen und des österreichischen Offiziersgenesungsheims in Arco.

Digitized by Google

Die neuerbaute Marineanlage in Mürwick bei Flensburg, der jetzige Hauptliegeplatz des Schulschiffs „Blücher".
Phot. M. B. Schultz, Flensburg.

1. Minister Studt. 2. Minister v. Budde. 3. Oberbürgermeister Schustehrus.
Die Einweihung des „Motiv"-Hauses in Charlottenburg am 30. Nov.: Ansprache des Kultusministers Studt.
Spezialaufnahme für die „Woche".

Equilor,
der neue spanische Finanzminister.

Périvier †
ehemaliger Präsident des Pariser Appellhofes.

Karl Siwinna,
der Verleger von De Wets Werk „Der Kampf zwischen Bur und Brite".

Digitized by Google

Von links nach rechts: Fräulein Dumont. — Gräfin Alexandrine Berolbingen. — Erbprinzessin zu Wied. — Frau von Knorr. — Frau Baronin Neurath. — Frau Geh. Rat Heubener. Gräfin Berolbingen. — Frau Kommerzienrat Schwabach.

Das Damenkomitee des Wohlthätigkeitsbazars zum Besten eines Säuglingsheims im Kaiserhof zu Berlin am 30. November.

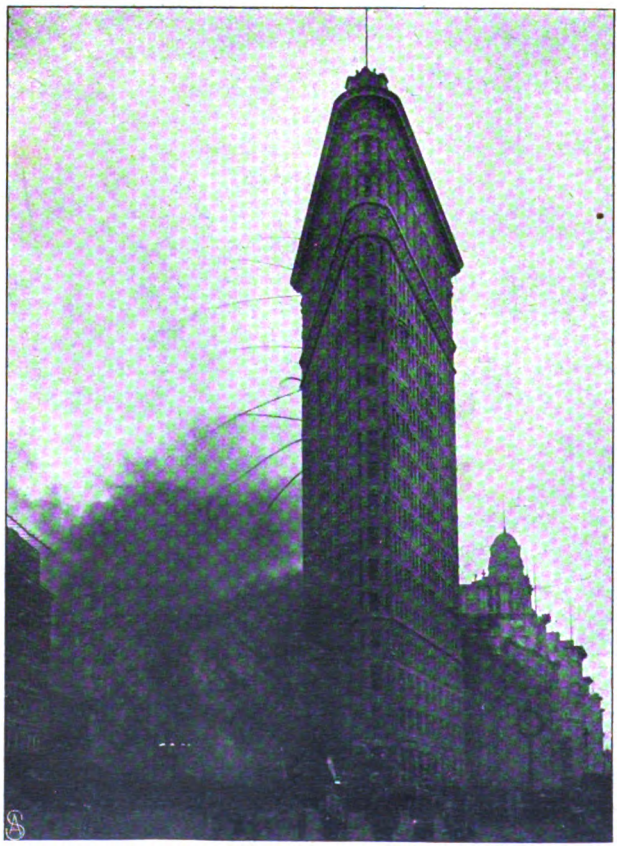
Phot. E. Rudolphy.

Digitized by Google

Vereiste Telegraphenstangen.

Hübner phot. Verschneite Fichten vor der Petersbaude.

Winterbilder aus dem Riesengebirge.



Eine Bravourleistung der Neuyorker Feuerwehr: Brandprobe an dem jüngsten „Wolkenkratzer".

Der größte Knochen der Welt: Das 2 m lange Oberschenkelbein eines Camarasaurus im Chicagoer Field-Columbian-Museum.

Kuriosa aus der Neuen Welt.

Digitized by Google

„Kreuz wende dich.“

Roman von

Fedor von Zobeltitz.

8. Fortsetzung.

Brückner schwieg, und es war einige Augenblicke still, während der Rauch der Zigaretten graziös in der Luft kräuselte. „Graf,“ sagte Oberst Zehden, „ich dränge nicht in Sie. Halten Sie es für besser, so schweigen Sie weiter, und auch mir gegenüber. Nur eins: ich bin kein Zwischenträger und lebe so ziemlich außerhalb der Welt. Was Sie mir sagen, gehört mir allein.“

Graf Brückner nickte zustimmend. „Das weiß ich, und gerade deshalb möchte ich sprechen. Sie haben auch das Recht, zu fragen: wie war es? Denn Sie sind ein Verwandter des armen Kerls, der vielleicht nimmer wiederkehrt, und sollen klar zu sehen versuchen. Es kann immer nur ein Versuch sein, ein Tasten und Vorwärtsfühlen und auch ein Kombinieren; sozusagen mit allen Hilfsmitteln eines Indizienprozesses. Gänzlich den Vorhang lüften, das kann nur er allein. Und vielleicht auch nicht einmal; denn sicher, er geht selbst in der Irre.“

Zehden neigte den Kopf und erwiderte kurz: „Das ist's, was ich fürchte . . .“ Der Graf aber lehnte sich so weit in den Sessel zurück, daß sein Nacken eine bequeme Stütze fand, und schloß die Augen, als ob er zu träumen wünsche. Und dabei erzählte er: „Als der Alte starb, der ‚Oberquappenmeister‘ des Spreewalds, da war der Hans noch ein junger Fant. Er hatte wie sein Vater bei den Gardekürassieren gedient, dann seine Kavaliertour nach Paris gemacht, noch ein bissel studiert, selbstverständlich bei den Saxo-Borussen, und kam hierauf zu mir, um als Volontär mit kühnem Sinn und frischer Verständnislosigkeit in die Mysterien der Seele der Landwirtschaft einzudringen. Ich hatte derzeit noch Kurzau, meinen alten Besitz, der schließlich für genau die gleiche Summe, die ich allein in den Park hineingebuddelt und gepulvert hatte, in andere Hände überging. Von der Verwaltung verstand ich selbst nicht viel, und Oekonom bin ich nie gewesen — nach keiner Richtung hin. Da konnte ich dem Hans Christoph also nur sagen: schau dich allein um, mein Junge, und gucke den Inspektoren ihre Geheimnisse ab, versenke dich liebevoll in den künstlichen Dünger und dringe nach Kräften in das Wesen der höheren Viehzucht ein. Das that er denn auch — auf seine Art, ohne agrarische Begeisterung und mit mäßiger Liebe zur Industrie, war aber auch nicht gerade ein Thunichtsgut und nur dann Skeptiker, wenn es galt, seine Faulheit zu verschleiern. Er war vielfach begabt, packte alles an und ließ es gleich wieder liegen. Seine Ausdauer war gleich Null und seine Zunge fein, besonders im Herauskennen der verschiedenen Sektmarken. Wenn Seneca den Müßiggang das Grab des lebendigen Menschen nennt, so hätte der Hans Christoph nach diesem tiefsinnigen Ausspruch eine wandelnde Leiche sein müssen. War es indessen keineswegs, sondern eigentlich ein recht fideler Bube, der den Mädeln lieber in der freien Natur, als in der Kirche Treue schwur und von einem Heiligen nichts weiter an sich hatte, als eine gewisse Virtuosität, sich anbeten zu lassen. Also ein netter Kerl . . .

„Nun starb der Alte, so originell wie er gelebt hatte: an dem traurigen Resultat einer vergnügten Wette. Er ritt im Trab durch die sausenden Flügel einer Windmühle, und ein Flügel traf ihn an den Hinterkopf. Da war es vorbei mit Wetten und Reiten. Noch lebte die Mutter, eine charmante Frau, eine geborene —“

„Clermont de Nompère aus dem Haus der Grafen Braux,“ fiel Zehden ein; „Neuchâteler Adel, aber erst eingewandert. Der Ursprung italienisch — Clermonti und Bralla — im sechzehnten Jahrhundert französisiert.“

„Bravo, Oberst,“ sagte der Graf; „das könnt ich nun nicht. Ich habe wenig genealogisches Verständnis, und bei Doppelnamen oder gar solchen aus addierten Häusern verheddere ich mich gewöhnlich. Ich wußte bloß, daß die alte Baronin Lobschitz eine geborene Gräfin Braux war, und hatte immer genug daran. Auch an ihrem Ecarté; das spielte sie nämlich so wundervoll fein, daß man sich seiner Niederlage von vornherein totsicher sein konnte. Und spielte es zugleich mit einer Eleganz ohnegleichen — rein äußerlich genommen; ich glaube, sie spielte überhaupt nur, um ihre Hände möglichst vorteilhaft zur Geltung kommen zu lassen. Sie hat ihren Mann aufrichtig beweint. Und dann mußte Hans Christoph ins Haus und das Majorat übernehmen. Den wollte sie gar zu gern verheiraten und hielt fleißig Ausschau, und Hans hätte wohl auch dies oder jenes Komteßchen heimgeführt, das ihm zugedacht worden, wär nicht etwas dazwischen gekommen . . .

„Nämlich: eines Tags verlangte die Baronin nach einer Gesellschafterin. Doch sollte diese weder entre deux âges, noch häßlich, noch von kleiner Familie sein. Denn die Baronin liebte die Jugend und hatte Schönheitsgefühl und trotz aller Mildthätigkeit gegen Armut und Elend eine ausgesprochene Aversion vor der Spießbürgerlichkeit. Da wurde nun inseriert und an die Agenturen geschrieben und der ganze armselige Sklavenmarkt mobilisiert: aber es fand sich nichts Rechtes, bis ein Zufall Hilfe brachte.

„Hans Christoph besaß einen Freund, das war ein Herr von Chaveaudon und war auch von Schweizer Adel, und deshalb hatte die Baronin ihn besonders gern. Chaveaudon hatte in Oesterreich gedient bei irgendeinem vornehmen Regiment, ich glaube bei den Kaiser-Jägern, und später ein Kommando in der Türkei angenommen, wo er sich mit dem Kriegsminister oder einem andern hohen Pascha, was weiß ich, zankte und Knall und Fall nach Haus zurückkehren mußte. Die Sache muß ziemlich ernsthafter Natur gewesen sein, denn Chaveaudon

Digitized by Google

fand bei seinem alten Regiment keine Anstellung mehr, ging nach Preußen und wurde schließlich auf dem Konnexionsweg als Fechtlehrer beim Kadettenkorps untergebracht.

„Es war ein charmanter Mensch. Ich sehe ihn noch deutlich vor mir: groß, schlank und sehnig, Muskeln wie von Stahl und Eisendraht, ein brillanter Fechter, Reiter und Jäger — dabei bildhübsch und durch und durch Kavalier; im sonnenbraunen Gesicht ein paar geistsprühende Augen und, eine merkwürdige Anomalie, einen fast weißen Schnurrbart zu dunklem Kopfhaar. Alles in allem eine Erscheinung, die im Gedächtnis haften bleibt. Er war viel in Gorgutschen und auch auf allen Jagden bei mir und machte immer eine gute Figur; wer ihn kennen lernte, war entzückt von ihm."

„Ich entsinne mich seiner," warf der Oberst ein; „ich war damals soeben nach Neu-Holland gekommen, und, irre ich nicht, sah ich ihn einmal in Griesel beim Forstmeister. Ja — da muß es gewesen sein. Aber, offen gestanden, er gefiel mir nicht. Er produzierte sich in allerlei Fechterkunststücken, warf ein As in die Luft und fing es mit dem Fleuret wieder auf, so daß die Spitze genau das Herz der Karte durchbohrte, und schoß einen Apfel auf einem Flaschenhals auf dreißig Schritt Entfernung entzwei. Alles cavalièrement — gewiß — aber dennoch: es gefiel mir nicht . . . Man sprach auch später davon, er sei nach Amerika gegangen, um nicht in eine unangenehme Spionageangelegenheit verwickelt zu werden. So etwas war es."

„So etwas war es," bestätigte der Graf und ließ die Lider wieder langsam über die Augen fallen. „Jawohl, lieber Zehden. Ich war nicht Zeuge damals in Griesel; doch ich muß sagen: so weit ich Chaveaudon kennen gelernt habe, hat er mir immer als der Typus eines vornehmen Mannes gegolten. Vielleicht mit einem ganz leisen Anstrich von Konquistadorentum; aber er hatte lange im Orient gelebt und sich auch sonst viel in der Welt umhergetrieben, und da nimmt man schon leicht ein bißel Siegerfärbung und Eroberertünche an. Das macht sich von selbst, wenn man empfänglich für Effektwirkungen ist — und wirkt auch gewöhnlich im Komödienspiel der Gesellschaft . . . Eines schönen Tags nahm Chaveaudon Urlaub nach der Schweiz. Da war seine Mutter gestorben, und als er zurückkehrte, du lieber Gott, war das Herzeleid groß. Er hatte zwei Schwestern, die waren nun Waisen wie er: eine kleinere, ein Kind noch, die er schleunigst in ein Pensionat in Lausanne gesteckt hatte, und eine achtzehnjährige, mit der er nicht wußte, wohin. Grace hieß sie. Das war nun etwas für die gute Baronin. Das war die Gesellschafterin, die sie suchte. Erstens mal Schweizerin; zweitens von tadelloser Familie; drittens jung und der Photographie nach hübsch; und viertens Grace. Dieser Vorname vor allem that es ihr an. Grace klang bezaubernd — und ihre Trägerin war es in Wahrheit und in der That . . .

„Grace wurde in endlosen Telegrammen herbeigerufen. Und kam und siegte, da man sie nur sah. Liebster Oberst, ach mein guter Oberst, war das ein Frauenzimmer! Mir ein klein wenig zu dunkel, mehr Italienerin als Französin, oder als Französin vom Typus derer um Arles. Aber als ausgesprochene Brünette einzig. Wirklich ein süßes Geschöpfchen. Und sehen Sie, Zehden, wenn ich jetzt so wieder an sie zurückdenke und an das letzte Mal, da ich sie sah — in einer ganz eigenen und ganz verteufelten Situation — da kann ich mir nicht helfen: ich glaube, sie war schuldloser, als Lobschitz in seiner Raserei annahm . . . Na, das ist eine Sache für sich. Ich will nicht reflektieren, sondern bei den Thatsachen bleiben. Grace gewann nicht nur im Sturm das Herz der Baronin, sondern auch das unseres armen Hans Christoph. Die Liebschaft fing im geheimen an — versteht sich: das erhöhte den Reiz der affaire d'amour, und dann wußte man ja auch noch nicht, wie die gnädigste Mutter darüber denken würde. Und in der That: obwohl die Baronin von dem liebenswürdigen Wesen und dem ganzen Sichgeben Graces, von ihrer hausfraulichen Tüchtigkeit, ihrer Anmut und Süßigkeit — das ist das richtige Wort — außerordentlich entzückt war, sträubte sie sich doch gegen eine Heirat der beiden. Und zwar aus mancherlei Gründen. Grace war arm wie eine Kirchenmaus: übrigens ein ganz verfehlter Vergleich, aber Jean Paul hat ihn auch schon gebraucht. Nun ist Gorgutschen ja ein recht hübscher Besitz; doch die Baronin war vernünftig genug, auch an schlechte Jahre zu denken, und zu unvernünftig, um in einer Liebesheirat die einzig verständige Ehe zu erblicken. Und dann hatte sie auch etwas gegen die Augen der holden kleinen Grace. Nicht etwa, daß sie den tiefen Brand dieses Augenpaars nicht sehr schön gefunden hätte; sie behauptete vielmehr, es läge etwas im Blick des Mädchens, das sich wie ein Roman von Dulaurens läse.

„Nun also: je mehr die Mutter dagegen war, um so liebestoller wurde der Sohn. Der Mensch war wie ausgewechselt. Sagen wir: diese Liebe machte ihn wahrhaftig erst zum Menschen, einen dummen Jungen zum Mann, einen behaglichen Zeittotschläger zum reifen Denker. Ich hielt Lobschitz gegenüber mit meiner billigen Weisheit natürlich nicht zurück, schon der Baronin wegen, meiner verehrten alten Freundin, und bombardierte ihn mit ehefeindlichen Aphorismen, die er mit einem gewissen boshaften Lächeln aufzunehmen pflegte, als ob er äußern wollte: ‚Graf, du bist der rechte Prediger auch nicht', was ja immerhin wahr sein mochte. Kurzum: es war nichts zu machen — und ganz im stillen freute ich mich eigentlich darüber, denn die niedliche Grace — na ja — hatte es auch mir angethan . . ."

Der alte Herr pausierte einen Augenblick und benetzte die Lippen mit einem Schluck Sherry. Er war bei seiner Erzählung warm geworden; man merkte es ihm an, mit welchem Interesse er sich in die Erinnerung versenkte. Auf das feine Gesicht war eine blühende Farbe getreten und ein milder Glanz in das Auge. Er hielt den Rest der erloschenen Zigarette noch immer zwischen den Fingern und warf sie nun erst in den Kamin, in dem die Flammen zwischen den verkohlten Holzstücken hin- und herhuschten und das letzte Scheit knisternd zerbarst.

Für den Obersten war diese Liebesgeschichte Hans Christophs nur teilweise eine Neuigkeit. Er hatte

Digitized by Google

mancherlei darüber gehört: vom Hauptmann von Chaveaudon und seiner reizenden Schwester und der plötzlichen Flucht der beiden nach dem Tod der Baronin. Im „Prinzen von Preußen" zu Krampzow wurde das Thema zuweilen noch heute verhandelt, und der alte Kapitän Gnast erschöpfte sich dabei in immer neuen und den gewagtesten Mutmaßungen. Aber wie das Abenteuer, an dem sich ein Herz verbluten sollte, thatsächlich verlaufen, das wußten die wenigsten. Und die Genaueres wußten, behielten es für sich.

Derweilen war die blasse Sonne höher gerückt und lugte gelb durch die Fenster. Sie schien auf das Porträt des alten Freiherrn von Lobschitz, der in seinem blauen Frack und mit dem gekräuselten Jabot so zierlich aussah, wie ein Kavalier Karls X. — und auf das Bild der Baronin mit ihren klugen Augen und dem süffisant überlegenen Lächeln um die feinen und schmalen Lippen. Und die Sonne rückte weiter und grüßte auch die andern Ahnen: die Großeltern und Ureltern, den gepanzerten Herrn mit dem Balkenkreuzmantel und die dekolletierten Schönheiten an den Wänden, die Lobschitze früherer Zeit, deren rasches Blut und krauser Sinn sich auf den letzten des Hauses vererbt hatten . . .

Graf Brückner hatte seinen Sessel gewendet; die Sonne störte ihn, und nun hatte er die Porträtreihe vor sich. Er blinzelte zu den Bildern herüber und nickte der Baronin vertraulich zu, als lebe sie da oben.

„Gut gemalt und ähnlich," sagte er; „es war die beste Zeit in der Porträtperiode des Delaroche: damals, als Guizot, Lamartine und Adam Czartorysky sich bei ihm malen ließen. Besonders das Lächeln ist bezeichnend; das gab ihrem sonst etwas glatten Gesicht Ausdruck und Leben und auch Charakter. Es ist ein Meisterwerk Delaroches . . . Eines Tags erkrankte die Baronin. Am Abend vorher war Gesellschaft bei mir gewesen, und sie hatte sich auf der Heimfahrt erkältet. Man dachte anfänglich an nichts Gefährliches, bis eine Lungenentzündung den Zustand verschlimmerte. Sie mochte den Tod nahen fühlen, und da ließ sie ihren Sohn an das Krankenlager rufen. Von der Unterredung der beiden, schon im Angesicht des Mannes mit der Hippe, habe ich erst später gehört. So hatte es sich gefügt: die Baronin liebte es, zuweilen scharfäugig und mit feinem Näschen umherzuschnüffeln, und da war sie auch über einen Brief geraten, den Grace von ihrem Bruder erhalten hatte. Ich weiß nicht, wo sie ihn gefunden: sie huschte oft im Schloß treppauf, treppnieder und erschien plötzlich da, wo sie am wenigsten erwartet wurde; man sagte, sie habe sogar dann und wann heimlich die Kleidertaschen ihrer Domestiken revidiert. Sie hatte Neigung zur Intrigue . . . Nun also: in jener Todesstunde nahm die Baronin ihrem Sohn das Wort ab, sich für immer von Grace zu trennen. Der Grund war der erwähnte Brief: ein Dokument infamer Gesinnung und schamloser Beutegier. Er redete eine klare Sprache. Chaveaudon gab seiner Schwester Ratschläge, wie sie die Geliebte Hans Christophs werden könne, um dann seine Gattin zu werden. Das war der springende Punkt; das Nebenbei Hohn und Spott auf Mutter und Sohn, Geldfragen und Zukunftsmusik . . .

„Ich sagte schon: es war niemand dabei, als die Baronin jene Unterredung mit Hans hatte. Aber ihre Wirkung war gewaltig: ein Wettersturm, dem leider nur das Klärende und Reinigende fehlte. Mitten in der Nacht ließ sich Grace bei mir in Stanitz melden. Ihr Reisewagen hielt auf der Rampe; Hans hatte sie durch Dreischuh aus dem Haus weisen lassen, ohne ihre Verteidigung anzuhören. Er muß rasend gewesen sein. Nun kam sie zu mir, um ihm durch meinen Mund sagen zu lassen, daß sie sich schuldlos fühle . . . Jehden, ich weiß nicht, ob sie es war. Ich verliere einer holden Mädchenblüte gegenüber leicht die Bestimmtheit meines Urteils. Aber ich muß zugestehn, daß mir die schmerzdurchzitterte Würde ihres Auftretens imponiert hat. Sie sagte mir, daß der Brief ihres Bruders sie selbst auf das tiefste empört, und daß ihm jede Berechtigung gefehlt hätte, in diesem Ton an sie zu schreiben. Doch man kann viel sagen. Anders hörte ich es später von Hans. Er hatte den bewußten Brief nicht selbst gelesen, denn die Mutter hatte das Papier wieder dahin zurückgelegt, wo sie es — gefunden hatte. Nehmen wir an ‚gefunden'. Sie vergriff sich nicht an fremdem Eigentum. Aber im Kopf hatte die Baronin diesen Brief fast Wort für Wort und jedenfalls dem Sinn nach. Und der Sinn ließ kaum eine andere Deutung zu, als daß Grace sich zu gemeinsamem Spiel mit ihrem Bruder vereint haben mußte. So sagte mir Hans Christoph; und da hatte er, aufheulend vor Schmerz und Scham und Grimm, den Schwur in die Hand der Mutter geleistet, und sie war gestorben . . .

„Ich mache keine Mördergrube aus meinem Herzen, lieber Oberst. Grace that mir leid; es konnte ja etwas Wahres an ihrer Unschuld sein. Die Baronin war immer gegen diese Ehe gewesen; vielleicht hatte sie in der Erregung des Augenblicks auch mißverständlich gelesen. Unter allen Umständen: daß Hans das Mädchen durch einen Diener hatte davonjagen lassen, Hals über Kopf, ohne sie anzuhören — das blieb eine Roheit. Ich habe das seiner Zeit auch ruhig ausgesprochen. Im übrigen hielt ich mit meiner Ansicht zurück. Was geschehn war, ließ sich nicht ändern. Ich wartete nur auf den Kartellträger Chaveaudons. Daß er nicht kam, konnte allerdings stutzig machen. Und er kam wirklich nicht. Chaveaudon hatte plötzlich Urlaub genommen und von der Schweiz aus seinen Abschied eingereicht. Es hieß dann, er sei nach Amerika gegangen — und es hieß auch, er sei in die Spionageangelegenheit des Hauptmanns Hintsch verwickelt gewesen, die damals Aufsehn erregte. Jedenfalls verschwand er von der Bildfläche und mit ihm Grace. Aber ich glaube, Hans Christoph hat nach ihr gesucht. Ein halbes Jahr nach den Ereignissen rüstete er sich zu langen Reisen. Ich glaube, er ging ihren Spuren nach. Er fand sie nicht und kehrte als ein anderer heim: halb Narr, halb Menschenfeind und alles in allem doch nichts weiter als ein armer Betrogener . . ."

Der Graf erhob sich mit einem starken Ruck, reckte sich und tupfte mit seinem Taschentuch über die Stirn. Die Sonne hatte das Zimmer verlassen. Es war auf einmal dunkler geworden: der Himmel grau und mit

Digitized by Google

Schneewolken bedeckt. Vom Fenster aus sah man, daß der Wind durch die entlaubten Baumwipfel strich. Im Kamin glühte nur noch ein Aschenrest. Alle Ecken des Zimmers durchschatteten sich mit Dämmerung.

„Es giebt wieder Schnee," sagte der Oberst. „Aber das clair obscur paßt zu dem Schluß Ihrer Erzählung, Erlaucht. Es liegt Stimmung darin. Haben Sie Dank für Ihre Geschichte. Es ist mir lieb, daß ich eingeweiht bin. Das Zwielicht bleibt zwar, wie hier im Zimmer. Doch besser so, als ganz im Dunkeln."

„Wenn nicht das Dunkel noch kommt," entgegnete Brückner und zog seine Uhr. „Dreischuh könnte zurück sein. Wir wollen uns doch hier nicht einquartieren! Wissen Sie, daß Lobschitz nur drei Zimmer im Schloß bewohnt? Alles übrige steht leer und ist unverändert geblieben seit — nun, seit dem verhängnisvollen Damals. Auch in den Wohnräumen der Baronin und auch in dem ehemaligen Zimmer der kleinen Grace. Aber da darf niemand hinein. Dreischuh sagt: einmal im Jahr betrete es Lobschitz; das ist in der Nacht vom fünften zum sechsten April. In dieser Aprilnacht zog Grace von dannen, wie ein helles Meteor, das plötzlich im Dunkel versinkt. Ach, sie war gar zu hübsch, mit den tanzenden Löckchen über der Stirn und mit der ewigen Frage in ihren schwarzen Augen! . ."

Es klopfte. Dreischuh trat ein und verbeugte sich an der Thür. Der graue Mann zitterte vor Frost oder Erregung. Aber er wartete ab, bis er angesprochen wurde.

„He?" fragte der Graf. „Schieß los!"

Und Dreischuh rapportierte: „Habe Erlaucht unterthänigst zu vermelden, daß der Herr Baron in der That kurz vor Eintreffen des Kurierzuges auf den Bahnhof gekommen sind. Der zweite Vorsteher hatte den Dienst und sich darüber gewundert, daß der Herr Baron im Jagdkostüm reisen wollten; glaubte aber, es ginge irgendwohin zur Jagd und hat natürlich nicht weiter gefragt. Der Herr Baron haben ein Billet erster Klasse nach Breslau gelöst und waren wie immer, sagte der Vorsteher."

„Das heißt also, wortkarg und ziemlich brummig."

„Euer Erlaucht zu Gnaden: ich habe das Telegramm an Kraft und Ebmeyer dringend befördern lassen und auch gleich dringende Antwort bezahlt. Auf die Antwort hab ich gewartet."

Er reichte dem Grafen die Depesche, und Brückner las vor: „Baron Lobschitz war heute früh Punkt neun Uhr in unserm Kontor und hob vierzigtausend Mark ab, gab Auftrag, für diese Summe Zentrallandschaftspfandbriefe zu verkaufen, und sprach von einer Lokomobile, die er erwerben wollte. Er war in Jagdkleidung und machte keineswegs einen erregten Eindruck. Doch fiel es auf, daß er die Noten auf dem Kassatisch nicht nachzählte und nicht in ein Portefeuille, sondern locker in die Brusttasche steckte. Da Baron Lobschitz hier persönlich bekannt, so erfolgte die Auszahlung ohne Legitimation. Wegen eines liegengebliebenen Tausendmarkscheins erstatteten bereits telegraphisch Bericht und erbaten weitere Ordre. Kraft und Ebmeyer."

Graf Brückner legte das Telegramm auf den Tisch.

„Nun sind wir so weit wie zuvor, Zehden," sagte er.

„Genau so weit, lieber Graf. Und nun?"

„Nun will ich zu Muttern. Dinieren und Ruhe haben. Was sollen wir hier noch! Dreischuh wird uns Mitteilung machen, wenn neuere Nachrichten eintreffen sollten."

Der Kammerdiener verneigte sich und klingelte dem Boy, anspannen zu lassen und die Pelze der Herren zu bringen. Ehe Graf Brückner das Zimmer verließ, wandte er sich noch einmal an Dreischuh.

„Lüften lassen, Alterchen, damit die Zigarettenluft abzieht. Dein Baron liebt die Papyros nicht und hält sie nur meinetwegen. Und nicht immer ein Gesicht, als ob du in eine Zitrone gebissen hättest. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Der Baron wird wiederkommen."

Da schüttelte der alte Mensch den Kopf und antwortete: „Euer Erlaucht mögen lachen; aber das weiß ich, daß ich mich auf meine Ahnungen verlassen kann, wie auf das Evangelium, denn sie kommen von innen. Und das weiß ich auch: der Herr Baron werden nicht wiederkehren. Gerade, weil es so plötzlich kam und wegen des Drum und Dran. Und im Zimmer der seligen gnädigen Frau Baronin ist heute nacht die Tischplatte gesprungen — auf dem Tisch mit den eingelegten Götterfiguren, der einmal Napoleon dem Ersten gehört haben soll — ein Sprung mitten durch . . ."

Graf Brückner lachte und legte seine Hand auf die Schulter des Dieners.

„Das könnte ein Zeichen sein, Dreischuh. Aber nur für die Vergänglichkeit alles Irdischen. Es knackt viel in alten Häusern. Der Tisch mit den Götterfiguren hat sicher nur noch Konnex mit Napoleon dem Ersten. Und du wirst mir recht geben, wenn ich meine: was schert uns der? — Dein Baron kehrt wieder — verlaß dich drauf . . ."

VI.

Er kehrte nicht wieder. Es verrann die Zeit, und wieder begannen die Leute zu klatschen und sich in abenteuerlichen Vermutungen zu ergehn, wie vor acht Jahren. Am Stammtisch im „König von Preußen" zu Krampzow, da wußte man wie gewöhnlich am besten Bescheid oder that doch so. Aber der es in Wahrheit am besten wußte, der redete nicht viel mit, sondern wurde einsilbig, wenn das Gespräch auf die Vorgänge in Gorgutschen und im Dachseck kam. Denn es war natürlich, daß man das Verschwinden des Herrn von Lobschitz und den Ueberfall des Försters Pittelko durch einen Wilderer in Verbindung brachte, und auch der Staatsanwaltschaft wurden anonyme Anzeigen eingereicht, die darauf hindeuteten. Es kam zu einem Verhör der Försterfrau, und damit war die Angelegenheit für das Gericht erledigt. Die Pittelko wußte nichts von alledem, nach dem sie der Staatsanwalt fragte. Und der war recht froh darüber. Er fuhr vergnügt nach Kottbus zurück und dachte sich sein Teil. Dem Gesetz war Genüge geschehen.

Pittelko war inzwischen zur Ruhe bestattet worden — in aller Stille. Und dann zog auch seine Witwe fort. Ihre gesamte Hauseinrichtung hatte sie in Krampzow

Digitized by Google

versteigern lassen. Die einen sagten: nun werde sie wohl wieder herumvagabundieren und sich auf den Märkten als Athletin zeigen und mit eisernen Kugeln spielen, und andere wollten wissen, sie habe sich in Charlottenburg niedergelassen und betriebe dort eine Waschanstalt, nein, eine Konditorei, nein, ein Maskengeschäft. So gingen die Meinungen über diese weltbewegende Frage weit auseinander. Jedenfalls stand das eine fest; die Pittelko war für die Leute eine interessante Figur, mit der man sich gern beschäftigte. Das war schon immer so gewesen. Man sprach allerhand von ihr, und auch jetzt wieder war sie in der Leute Mund, und es gab keinen, der ihr etwas Gutes nachzurühmen wußte. Man sagte nicht: sie tauge nichts; es war ein Unheimliches um sie, und hätte sie im Mittelalter gelebt, so würde man fix dabei gewesen sein, sie der Hexerei zu bezichtigen.

Zur Winterzeit hatte man in Krampzow nicht viel mehr zu thun, als die Köpfe zusammenzustecken und zu reden. Im Sommer war es ja anders. Da belebte sich der Spreewald mit Ausflüglern, die häufig von weit herkamen, und auch Krampzow zog mancherlei Nutzen von ihnen; denn von hier aus ließen sich die hübschesten und bequemsten Partien in das Herz dieser merkwürdigen Welt unternehmen. Und dann betrieb man in Krampzow zur Sommerzeit einen lebhaften Gemüsebau. Es war vor allem die Gurke, die hier regierte und in Millionen von Exemplaren in die Welt ging, die auf riesigen Feldern reifte, in allerlei Gestalt, schlank, gebogen und seltsam verkrümmt, wie die Mondsichel und wie eine Keule, und die sozusagen das Wahrzeichen der Spreestadt war. Hieß Sizilien dereinst die Kornkammer Roms, so durfte man Krampzow mit einigem Recht das Gurkenfaß des neuen Deutschen Reiches nennen.

So hatte man im Sommer alle Hände voll zu schaffen. Aber im Winter schlief Krampzow. Die kleine, alte Stadt mit ihren niedrigen Giebelhäusern und den unverständlich starken Thoren kroch dann gewissermaßen in sich selbst zusammen und wurde zum Murmeltier. Der Schnee lastete auf den schrägen Dächern, und die Straßen standen leer, und wenn der Nachtwächter mit feinem Empfinden die Retraite blies, lagen die meisten schon in ihren hohen Federbetten.

Nur im Gasthaus zum Prinzen von Preußen ging es zuweilen lebhafter zu. Da tagte ein berühmter Stammtisch und nächtete auch dann und wann. Freilich, so besucht wie am heutigen Sonntag war er nicht oft. Durch das große Gastzimmer nach der Straße hinaus zogen die Tabakswolken wie grauer Wetterdunst zur Herbstzeit. An einer Wand hingen ein paar Oeldruckbilder, die waren so verräuchert, daß man sie aus der Entfernung ganz gut für wertvolle Gemälde aus der Schule Altniederlands halten konnte. Aber trat man dann näher, so sah man, daß sie den Prinzen Karl von Preußen mit seiner Gemahlin darstellen sollten. Die Alpenlandschaft gegenüber hatte sich frischer erhalten. Da blies ein Hirtenknabe auf seiner Schalmei, und um ihn weideten gutmütige Kühe mit farbigen Halsbändern und Glöckchen daran; hinten starrende Gletscher, die jedoch infolge mangelnder Perspektive nicht viel höher waren, als der blasende Hirtenbube. Unter der Alpenlandschaft hing eine blecherne Büchse mit der Aufschrift „Für den Spreewaldverein", doch sie war noch niemals geleert worden, weil sie noch nie gefüllt gewesen war. Vorn am Fenster stand der Stammtisch, mit einer Decke aus Wachstaffet, einer großen Schnupftabakbüchse aus Birkenholz und einem schön gegossenen Bannerträger, der eine Fahne im rechten Arm trug, auf der das Wort „Belegt" zu lesen war; der linke Arm war abgeschlagen, und oft gab es am Stammtisch darüber kunstwissenschaftliche Abhandlungen, wie der Bannerträger den fehlenden linken Arm gehalten haben mochte. Auch sonst entbehrte das Gastzimmer nicht des Schmucks, denn Herr Reimar, der Wirt, liebte das Bildnerische und hatte erst kürzlich von einem Hausierer eine Anzahl gemalter Sprüche gekauft, die mittels Reißnägel an verschiedenen Stellen der Wände befestigt worden waren. Nur wirkte es merkwürdig, daß gerade über dem Stammtisch, wie ein Plakat, das Wort des Psalmisten in Goldbuchstaben erglänzte: „Das Los ist mir gefallen aufs Liebliche."

Es saßen wohl zehn Herren am Stammtisch; alle rauchten, und einer von ihnen eine kurze Thonpfeife, aus der gleich Nebelschwaden der Dampf emporstieg. Das war der alte Kapitän Gnast, der seine Wasserlaufbahn im Heimatsnest beschloß und Krampzow das Skelett eines Walfisches geschenkt hatte; unter dem Spreethor hing es, und im Kiefer bauten die Schwalben Nester. Auch der Rechtsanwalt Dieterici war in der Runde, und der Bürgermeister, und der und jener von den Honoratioren; als Sondergast aber der Forstmeister Ehrecke aus Grieſel, ein freundlicher Weidmann mit fröhlicher Burgundernase in dem grau umbuschten Gesicht.

„Es ist so," sagte er, zu Kapitän Gnast gewandt, und der etwas gekrümmte Zeigefinger seiner lederfarbenen rechten Hand deutete über den Tisch: „Ich habe erst gestern den Obersten von Zehden gesprochen. Der muß es wissen. Gorgutschen wird vorläufig für den Majoratsanwärter verwaltet. Das ist ein Unterschied, mein werter Kapitän, zwischen besagtem Majoratsanwärter und den sonstigen Erben des Lobschitz."

„Erben," antwortete Gnast und nahm die Pfeife aus dem Mundwinkel. „Sie reden immer von Erben, Herr Forstmeister. Was heißt denn Erben!? Wer sagt Ihnen, daß Lobschitz tot ist?"

„Niemand, Gnast. Unsinn, Gnast. Präpositus, meine ich; ich setze nur den Fall. Es ist denkbar, daß Lobschitz verschollen bleibt. Dann fällt das Majorat, Gorgutschen also, dem nächsten Agnaten zu, während die Revenüen aus dem Besitz und das Barvermögen für die sonstigen Erben verwaltet werden."

„Sind aber nicht da, so viel ich weiß," bemerkte Dieterici. „Fritz, noch einen Schoppen. Euer Mosel wird immer saurer. Erst beim dritten Schoppen gewöhnt man sich daran. Das ist Verführung zum Alkoholismus; ich werde mal mit Puttfarken sprechen. Sind nicht da, lieber Forstmeister; Majoratsanwärter und Erbe ist die gleiche Person. Gesamterbe also in diesem Fall. Das ist klar."

Digitized by Google

„Und wer?“ fragte der Bürgermeister. Er legte die Zigarre fort und nahm eine Prise, sie zuvörderst zwischen zwei Fingern haltend, um die Antwort des Rechtsanwalts abzuwarten.

„Ein junger Mann, Herr Bürgermeister, ein Student — einer von der andern Linie, von den Lobschitz-Dzialinski. Mit Vornamen Kruzifix, oder Santa Kruz di Bogata, oder auch Kruziteufel. Etwas Ausgefallenes ist es.“

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf und steckte seine Prise in die Nasenlöcher.

„I Gott bewahre,“ meinte er dabei.

Der Kapitän aber wurde erregt. „Ob Kruzi, und von welcher Linie, und wie sonst — noch ist er nicht hier! Hat vorläufig auch noch gar nichts in Gorgutschen zu suchen. I du Donnerwetter, wir haben doch noch unsere Gesetze!“

„Richtig,“ rief der Rechtsanwalt. „Lobschitz kann erst nach zehn Jahren für verschollen gelten. Eine Ausnahme würde nur stattfinden, wäre Lobschitz schon älter als siebzig Jahre, oder träte ein Schiffsuntergang zu der strittigen Frage, oder die Teilnahme an einem Krieg. Trifft hier aber alles nicht zu.“

Der Forstmeister nickte zustimmend. „So ist es. Uebrigens: wissen die Herren, daß Graf Brückner seine Besitzung Niedewitz verkauft hat?“

„Was?! Das Weinbergsschlößchen?“

„Mit allen Ländereien. An einen Herrn von Dierksen, einen reichen Fabrikanten irgendwo daher aus dem Saargebiet. Soll Niedewitz über die Gebühr hoch bezahlt haben . . .“

Das interessierte. Mit dem Grafen Brückner beschäftigte man sich gern am Stammtisch; er gab auch immer wieder erneuten Anlaß zu allerhand Auseinandersetzungen. Als er sich auf seinem ehemaligen Besitztum Kurzau nicht mehr zu halten vermochte und es verkaufen mußte, siedelte er auf seine zweite Herrschaft über, die aus den Gütern Stanitz, Browno und Niedewitz bestand. Und nun wurde in Stanitz mit der gleichen verschwenderischen Hand gewirtschaftet, wie früher in Kurzau. Ein neues Schloß erstand und ringsum aus gelbem Sand und Kiefernschonung und ungesunden Sumpfstrecken ein Zauberpark, dessen Anlage Hunderttausende verschlang. Schon Friedrich Wilhelm IV. hatte einmal geäußert, Graf Brückner sei der erste Gärtner im preußischen Land. Das war er wirklich. Aber er mußte auch mit unbeschränkten Mitteln wirtschaften können. In Stanitz rollte das Gold. Ein großes Vermögen war bereits zwischen den Händen des Grafen zerronnen; auch die Mitgift seiner Frau, der einzigen Tochter eines berühmten Staatsbeamten, war im Park von Kurzau in die Erde gesenkt worden, da wo jede Wurzel ihren Goldwert hatte. Und dann kam jene wunderliche Komödie, über die der König gelacht und die Königin geweint hatte. Die Brückners ließen sich scheiden, und er ging wieder einmal in die Welt, aber diesmal nicht nur, um als Selim Medschid Stoff für neue Reiseschilderungen zu sammeln, sondern um in zweiter Ehe eine reiche Miß heimzuführen. Doch fand er keine, oder suchte nicht recht, oder hatte es sich anders überlegt. Als er wieder zurückkehrte, brachte er anstelle eines blonden Goldfisches aus Albion den buckligen Biskrihzwerg Ahmed und eine niedliche Nubierin Fatme mit nach Haus. Das war seine letzte Weltfahrt gewesen. Nun einte er sich wieder mit seiner geschiedenen Frau, ohne erst den Geistlichen und den Standesbeamten zur Vermittlung anzurufen, und baute weiter in Stanitz Türme und Mauern und Wehrgänge und vergrößerte seinen Park und diktierte abenteuerliche Reiseberichte. Aber das Geld mußte ihm sehr knapp geworden sein. Niedewitz war der beste Teil seiner Herrschaft: Rübenboden und Weizenkrume und am Fluß sogar Weinberge, auf denen eine vernichtend saure Traube reifte. Doch auf die Traube kam es nicht an, sondern nur auf das Landschaftsbild; oben auf der Höhe der Weinberge hatte der Graf ein hübsches Schlößchen bauen lassen, und von der Turmzinne aus (Türme mußten immer dabei sein) konnte man den Spreewald übersehen. Nun war auch dies Schlößchen in andere Hände übergegangen.

(Fortsetzung folgt).

Das Spiritusbrennereigewerbe.

Von Oekonomierat Plehn.

Als Kaiser Wilhelm I. 1872 nach Westpreußen ging, um in Marienburg durch seine Gegenwart dem schönen Fest die Weihe zu geben, das zur Erinnerung an die Besitzergreifung Westpreußens durch Friedrich den Großen gefeiert wurde, war von den Landwirten ein Festzug veranstaltet worden, in dem ein Wagen mit Spiritusfässern vorhanden war, mit verschiedenen Emblemen und einer Tafel geschmückt, mit der Inschrift: „Die Schlempe bessert Vieh und Land, der Spiritus bringt Preuß. Courant.“ Mit diesen Worten ist die Bedeutung der Spiritusindustrie für die Landwirtschaft gekennzeichnet. Einmal die gute Verwertung der Kartoffeln, die auch auf leichtem Boden wachsen, dann in den Rückständen, der Schlempe, ein sehr gedeihliches, verhältnismäßig billiges Futter, endlich der Umstand, daß mit dem Spiritus keine für die Ernährung der Pflanzen wichtigen Stoffe ausgeführt, sondern alle wertvollen Bestandteile der Kartoffeln dem Acker erhalten bleiben, das sind die Leistungen, durch die die Spiritusbrennerei seit dem dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts die Landwirtschaft ungemein gefördert hat.

Leider fand dieser Aufschwung ein Ende großenteils durch die massenhafte Herstellung des Spiritus in Deutschland und andern Ländern. In den 1880er Jahren war die Produktion auf 400 Millionen Liter jährlich gestiegen, wovon im Jahr 1886 etwa 97 Millionen ausgeführt wurden. Die stärksten Abnehmer waren Frankreich, Spanien, Italien, die Weinländer, die, um ihre Weine haltbar zu machen, große Mengen

Digitized by Google

Spiritus verbrauchten; die Umgegend von Bordeaux erhielt die beste Ware aus den Berliner Spritfabriken. Das hörte aus verschiedenen Gründen allmählich auf. Die Reblaus hatte den Weinbau in Frankreich stark verringert, so daß der Bedarf herunterging. Deutschland erhöhte 1889 den Weinzoll, wogegen Frankreich durch Minderimport von Spiritus sich zu rächen suchte. In Spanien stieg die Weinproduktion, die Leute konnten ihren Segen nicht mehr los werden und machten Weinsprit daraus, der nach Frankreich ging; auch dort fabrizierte man Weinlikör. So kam es, daß der deutsche Export, der 1890 noch 58 Millionen Liter betrug, 1897 bis auf 5 Millionen zurückging. Die deutsche Produktion stieg, die Preise sanken. Infolge der Börsenspekulationen erlebte man 1898 von Ende September bis Mitte Oktober einen Preissturz von 16 Mark. Das Branntweinsteuergesetz von 1887 hatte eine Scheidung zwischen Trinkbranntwein und Exportbranntwein geschaffen, von ersterem wurde eine Abgabe von 50 Mark, von letzterem von 70 Mark auf die Tonne erhoben. Der Branntwein „mußte bluten" und brachte dem Reich eine Mehreinnahme von etwa 100 Millionen ein. Der Trinkbedarf sank von 300 Millionen 1886 (6 Liter jährlich auf den Kopf der Bevölkerung) auf 219 in 1893, er stieg auf 223 in 1898 (4—4,5 Liter auf den Kopf) und fiel wieder 1901 auf 198 Millionen.

Das Brennereigewerbe wurde in seinem Bestand ernstlich gefährdet, Preise von 28 Mark konnten die Herstellungskosten der Kartoffeln nicht mehr decken, und um dem Ruin vorzubeugen, wurde von einer großen Zahl von Brennereibesitzern eine Spiritusverwertungsgenossenschaft begründet. Mit Unrecht hat man sie „Ring" genannt. Dieser mit einem gehässigen Anklang behaftete Name, der die Absicht der Produzenten bezeichnen soll, zu ihrem Vorteil und der Konsumenten Nachteil den Preis ihrer Ware künstlich zu erhöhen, paßt durchaus nicht her. Die Absicht ging vielmehr dahin, gleichmäßige Mittelpreise zu schaffen. Man fing mit 39 Mark an, während der Preis vorher 45 Mark gewesen war. Aber der zu technischen Zwecken denaturierte Spiritus wurde bedeutend billiger und im ganzen Deutschen Reich für 30 Pfennig für das Liter verkauft, während er früher zwischen 40 und 80 Pfennig geschwankt hatte. Auf die Förderung des denaturierten Spiritus (das heißt solches, der durch Beimengung stark riechender Stoffe zum Genuß unbrauchbar gemacht war) wurde mit aller Energie gewirkt. 1887/88 wurden 38 Millionen Liter abgegeben, 1896/97 schon 89 Millionen. Jetzt zeigt sich ein Stillstand, denn 1897/98 steigerte sich die Menge nicht, aber mit dem Beginn der Genossenschaft stieg die Zahl 1898/99 auf 99 Millionen, im nächsten Jahr auf 104, 1900/01 auf 116 Millionen Liter.

Als nun die Spirituspreise sich etwas hoben, während das Getreide immer billig blieb, wurden viele neue Brennereien gebaut und dadurch die Produktionsziffern bedeutend erhöht. Sie betrug 1897/98 noch 329 Millionen, in den folgenden Jahren 381, 366 (der Rückgang ist durch die vielen im Herbst eingefrorenen Kartoffeln erklärt) und 1900/01 bereits 406 Millionen Liter.

Um einen Teil der großen Menge für die Denaturierung zu gewinnen, war die Brennsteuer eingeführt worden, eine Abgabe, die progressiv von dem über ein gewisses Maß hinaus hergestellten Branntwein erhoben und zu einer Prämie von 4,50 bis 6 Mark auf die Tonne verwandt wurde. Diese Abgabe wurde lediglich den Brennern abgenommen, zu ihrem eigenen Vorteil verwandt und schädigte niemand außerhalb. Diese Bestimmung sollte am 30. September v. J. ablaufen, dem Reichstag war eine Verlängerungsvorlage gemacht, eine Majorität dafür war sicher, aber das Gesetz scheiterte in dritter Lesung daran, daß am letzten Sitzungstag des Reichstags an der Beschlußfähigkeit eine Stimme fehlte. Ein wohlbekannter Abgeordneter wurde eine Stunde vor der Abstimmung fortgerufen, daher das überaus klägliche Ergebnis. Mit eine Folge davon ist es, daß die Verwertungsgenossenschaft sich genötigt sah, im Herbst 1901 den Preis auf 30 Mark herabzusetzen! Leider sind noch neuerdings Brennereien erbaut, besonders auch Genossenschaftsbrennereien, deren Mitglieder gewiß keine Seide spinnen werden.

Dem Kartoffelbau dienen zur Zeit in Deutschland 3 210 000 Hektar Acker, und die Zahl steigt alljährlich. Auch die Erträge steigen durch Verbesserung der Kultur und durch Zuführung besserer Sorten. Wie ist in Zukunft der Ueberfluß zu verwerten? Anscheinend giebt es nur ein Mittel, das auch als Gesetzvorlage bereits Form gefunden hat; die Brennereibesitzer sollen nämlich, mit Ausschluß der kleinen, die meist feine Spirituosen herstellen, verpflichtet werden, eine gewisse Menge ihrer Produktion zu denaturieren, dadurch die Mengen des wertvollen Trinkbranntweins zu verringern und den Spiritus zu technischen Zwecken bedeutend zu vermehren.

Im Haushalt hat Spiritus, seit der Preis bedeutend heruntergegangen ist, vielfach Verwendung gefunden. Die Spirituslampen sind jetzt so verbessert, daß sie nicht, wie früher, einen üblen Geruch verbreiten, sie bedürfen keiner größeren Sorgsamkeit als die Petroleumlampen, und wenn bei deren Behandlung Fehler gemacht werden, so rächen diese sich durch Geruch und Räuchern in viel höherem Maß. In jeder Beziehung ist der Spiritus reinlicher und angenehmer zu behandeln, als Petroleum. Der Preis des Liters Brennspiritus beträgt fünfundzwanzig Pfennig, der eines Liters Petroleum nur zwanzig Pfennig. Aber der Spiritus giebt ein viel helleres und angenehmeres Licht, und wenn die Lichtstärke, die man nach Kerzenzahl zu bemessen pflegt, berücksichtigt wird, dürfte die Spirituslampe billiger leuchten, als jene.

Dann sind in zahlreichen Formen und Größen Apparate zur Erwärmung für den Hausgebrauch erfunden worden, Schnellkocher, Kochherde, Bratöfen, nicht zu vergessen die niedlichen Plätteisen. Tausende solcher kleinen und großen Geräte sind in der Niederlage der Verwertungsgenossenschaft in Berlin ausgestellt, und die Hausfrau, die dort Geräte kauft und sie benutzt, kann mit Stolz sagen, daß sie der heimischen Landwirtschaft Nutzen bringt, während sie bei Verbrauch von Petroleum nur russische oder amerikanische Geldsäcke bereichert.

Die Spirituslaternen zur Beleuchtung von Straßen, Bahnhöfen u. s. w. sind bereits hoch entwickelt und werden vielfach angewandt. Bedauerlich ist, daß der Spiritus zur Beleuchtung nur mit Hilfe der bekannten Glühstrümpfe zu benutzen ist, daß er keine eigene Leuchtkraft besitzt. Ihm fehlt eine Kleinigkeit Kohlenstoff, und es ist erstaunlich, daß die Chemiker es noch nicht verstanden haben, ihm diesen Kohlenstoff zuzumengen. Die Vermengung geht schon: Spiritus, mit etwas Solaröl versetzt, brennt mit herrlicher Flamme, aber das Oel setzt bei der Erhitzung einen harzigen Stoff ab, der die Kanäle des Dochtes verstopft und ihn dadurch unbrauchbar

Digitized by Google

macht. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Chemie auch diese Schwierigkeit aus der Welt schaffen wird, und dann wird alle Not ein Ende haben. Niemals kann in Deutschland so viel Spiritus produziert werden, als nötig wäre, alle vorhandenen Lampen zu speisen, bis dahin müssen wir uns in Geduld fassen.

Nicht unbedeutend ist der Bedarf der verschiedenen chemischen Industriezweige an Spiritus. Hier ist zu nennen die Fabrikation von Essig (der durch Verbindung von Spiritus mit Sauerstoff entsteht), Schießpulver, Farben, Lacke, Stempelfarben, Tinten und vieler anderer, zum Teil in großen Mengen gebrauchter Präparate.

Von allergrößter Bedeutung aber ist der Spiritus als Krafterzeuger. Im Sommer 1900 wurde bereits in der landwirtschaftlichen Ausstellung in Posen eine Lokomobile mit Spiritusbetrieb vorgeführt, die alle Sachkenner ungemein befriedigte. Dies war eine der ersten Maschinen, im vorigen Frühjahr wurden 300, heute bereits gegen 700 als fertig und fast sämtlich im Betrieb gemeldet. Hierin liegt eine große Zukunft für das Gewerbe. Diese Maschinen arbeiten billiger als die mit Kohlenfeuerung, und die Feuerung ist bedeutend bequemer zu handhaben als jene. Endlich bieten die Automobile mit Spiritusbetrieb die Aussicht sehr bedeutender Verwendung. In Posen war ein Boot mit einem Spiritusmotor ausgestellt, in Halle waren es bereits mehrere, und wer je das unangenehme Benzin gerochen hat, wird froh sein, von diesem Stoff befreit zu werden. Der Kaiser hat lebhaftes Interesse für diese Motore, und wie man hört, auch den Wunsch, sie in den Armeedienst einzuführen; er hat auch beim Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerikalinie angeregt, die Böte mit Spiritusmotoren auszustatten. Die Zukunft des Brennereigewerbes liegt in der technischen Verwendung des Spiritus. Wir schließen uns den Worten des Professors Delbrück an: „Ein Hektar Kartoffeln liefert den Jahresbedarf von Leuchtstoff für vierzig kleine Familien. Ein Hektar Kartoffeln liefert im Spiritus die Kraft, eine zehnpferdige Lokomobile fünfundsiebzig Tage arbeiten zu lassen. Wird durch die Denaturierungspflicht der Trinkbranntwein um drei Mark verteuert, so macht das für einen Liter Schnaps einen Pfennig aus. Dadurch wird es möglich, einen Liter Brennspiritus der Arbeiterfrau um zehn Pfennig billiger zu geben. Gegen das ausländische Petroleum tauschen wir die in Kartoffeln und in Spiritus umgesetzte Sonnenwärme ein."

Eine Leistung der allerletzten Zeit ist noch anzuführen. Die Verhältnisse wurden dadurch schlimmer, daß der Verbrauch von Trinkspiritus, wie oben gezeigt, weiter sank, während die Produktion wegen der inzwischen neuerbauten Brennereien und besonders wegen der sehr großen Kartoffelernte im Jahr 1901 immer noch stieg. Dadurch sammelten sich große Bestände von Spiritus an, die am 1. Oktober 1900 bereits 32 Millionen Liter betrugen und 1901 auf 54 Millionen stiegen.

Diese ungewöhnlich großen Vorräte mußten, wie man mit Recht annahm, auf die Preise einen Druck ausüben, der die Rentabilität des Brennereibetriebes in Frage stellen könnte, besonders wenn wieder eine reichliche Kartoffelernte eintreten sollte. Das letztere ist mit Ausnahme einiger bevorzugter Striche in Schlesien und Posen nicht geschehen, aber der Vorstand der Spirituszentrale glaubte, den Gewerbsgenossen eine freiwillige Einschränkung der Produktion für die bevorstehende Kampagne empfehlen zu sollen. Es wurde vorgeschlagen, daß der Betrieb um 18 v. H. des vorjährigen Spiritusertrages eingeschränkt werden solle. Und dieser Plan ist gelungen, so wenig man es für möglich hielt, daß so viele Köpfe unter einen Hut zu bringen seien. Die deutschen Brenner haben eine Einmütigkeit gezeigt, die über alles Lob erhaben ist, 90 v. H. mußten ihre Verpflichtung erklären, den Betrieb einzuschränken, wenn der Plan zu stande kommen sollte, und am 15ten September dieses Jahres ist diese Zahl noch etwas überzeichnet worden. Als Lohn hat die Zentrale nun einen Preis von 36 Mark für die Tonne festgesetzt, während im andern Fall ein starkes Sinken unter 30 Mark vorausgesetzt werden konnte. Die Brenner haben also das Opfer gebracht zu ihrem eigenen Vorteil, daß aber solche große Zahl den Vorteil einsah und nur wenige ihn einheimsen wollten, ohne die Einschränkung selbst mitzumachen, ist eine That, wie sie im wirtschaftlichen Leben gewiß äußerst selten vorkommt. „Einigkeit macht stark."

Björnstjerne Björnson.

Zu seinem 70. Geburtstage am 8. Dezember.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Es war auf einer „Studentenpresse", der Feltbergschen Studentenfabrik. Die Schüler, unter ihnen der damals neunzehnjährige Björnson, hatten im schriftlichen Aufsatz das Thema zu behandeln: „Kann jener des Lebens Stimmung erfaßt haben, der nur für den Genuß und die Befriedigung des eigenen Ichs lebt?" Im Nachlaß eines Lehrers fand man vor ein paar Jahren unter vergilbten Papieren die Antwort des Jünglings Björnson. Sie ist lehrhaft, sie ist pathetisch, sie steckt schon voll von inwendigem Zorn gegen den Freibrief der schrankenlos individualistischen Lebensanschauung. Sie kommandiert manchmal predigerhaft: „Du sollst!" und klingt feierlich aus: „Alles geht in der großen Bestimmung auf, die Selbstsucht abzuleiten, und wir weihen uns einem hohen und schönen Beruf — dem, für die Menschlichkeit zu wirken."

Ein halbes Jahrhundert später! Der greise Dichter hat sich zu den wenigen gesellt, die in der Weltrepublik der Geister Ansehen errungen und behauptet haben. Wir Deutschen waren die nächsten Mittelsmänner für sein geistiges Schaffen und seinen universellen Ruhm. Der Dichter, der Prediger, der Eiferer in Björnson beschäftigt sich in seinen Altersdramen wiederum mit sozialen Geboten. Laboremus! Laßt uns arbeiten, verkündigt sein vorletztes Drama, und in seinem jüngsten Schauspiel „Auf Storhove" klingt die Melodie weiter. Der Siebzigjährige singt das gleiche Menschheitslied, das der Knabe einst auf der Schulbank angestimmt hatte. Bei allen

Digitized by Google

Widersprüchen, bei allen Schwächen und Menschlichkeiten, die im vielbewegten, langen Kämpferdasein auftauchen: eine große Einheit zeichnet dies Gesamtleben aus. Dichter, Agitator oder Lehrer: all die Bemühungen wurzeln in dem Grundgedanken, die dem Neunzehnjährigen schon vorgeschwebt hatten. Lydia in „Laboremus", das Weib für sich, die schrankenlos Begehrliche, die der verschlingenden „Welle" gleicht, und Maria auf Storhove, die dem Flugsand gleich verheert, sind geistige Geschwister. Sie sind nur sich die Nächsten; sie leben nur in den eigenen Leidenschaften sich aus, sie behindern den arbeitenden Mann und sein Werk, sie sind soziale Schädlinge, also denn fort mit ihnen. Denn uns bleibe der „schöne Beruf erhalten, für die Menschheit zu wirken"; wie dereinst der Jugendliche ausrief, so lehrt noch jetzt der Rückschauende nicht mehr den alten feurigen, aber dennoch den stetig treuen Optimismus.

„Zwei Bären finden sich in seinem Namen," so sagte einmal ein nordischer Schriftsteller mit Anspielung auf die beiden Björn in den Worten Björnstjerne Björnson; und dennoch Björnsons weiche, warme Empfindsamkeit. Oft die Gebärde einer bärenstarken, rücksichtslosen Kraft, dann drängt das Weiche nach oben. Es kommt zum verträglichen Kompromiß. Ein wildes Kredo, ein leuchtendes Spera! „Hoffe" und „ich glaube," wie es nach den tragischen Erschütterungen im dramatischen Bekenntnis „Ueber unsere Kraft" heißt.

Björnstjerne Björnson.

Den Bären schildert eine Schriftstellerin einmal; sie sah ihn auf der Volkstribüne. Die bürgerliche norwegische Frauenbewegung wurde leidenschaftlich geschürt. Björnson selbst hatte aus jenen Zeitgefühlen heraus sein Drama vom Handschuh geschrieben. Darin war die ethische Forderung aufgestellt: gleich rein gehe der Mann in die Ehe, wie das keusche Mädchen. Björnson sprach nun von der Rednerbühne herab. Seine graue Mähne bäumte sich förmlich, die Augen blitzten unter der gefurchten, massigen Stirn, die Lippen waren fest zugekniffen, das ganze Gesicht wie das eines Fanatikers. Seine Stimme donnerte bald, bald säuselte sie oder schien unter Thränen zu beben. So stand er da, ein Begeisterter, ein Prediger, ein Prophet — und ein Büttel!

Vielleicht gesellt sich zur Gefühlshingabe in solchen Augenblicken der Exaltation einige Pose, wie sie zu den Kunstmitteln des Agitators gehört. Aber gleichviel, etwas von hinreißender Macht lebt in dieser Persönlichkeit, die auch wieder ganz ohne Pose unter den Seinigen, unter Freunden, familiär vertraulich werden kann. Dann können Björnsons Augen gütig, ja schalkhaft blicken. Wir haben auch eine Komödie von ihm, in der dieser Mann der Feierlichkeit sich im Hauskleid zeigt und in der Gestalt eines gelehrten Professors sich selbst leicht ironisiert.

Heimat und Weltbürgerfahrten, Dichtung und praktische Leidenschaft, das alles wirkt zusammen, um Björnsons Erscheinung zu erklären. Die Landschaft, in der er seine Kindheit als Sohn des Pfarrers von Kvikne in Oesterdalen verlebte, mochte ihn zur Feierlichkeit gestimmt haben. Sie ist groß und einsam. Wie seelische Erinnerung an die halbbäuerliche, stille Kindheit zieht es durch die frühen Bauernnovellen, die den Dichterruhm Björnsons zuerst befestigten. „Synnöve Solbacken", „Arne", „Ein fröhlicher Bursche". Das waren Erzählungen von ganz besonderem Charakter. Wortkarg, von verhaltenem, darum nicht weniger starkem Gefühlsausdruck. Leider sind diese Bauernnovellen von den Dramen Björnsons arg in den Schatten gerückt. Die spätere agitatorische Wirksamkeit, das politisch moralisierende Wesen Björnsons haben die künstlerische Anschaulichkeit und Naivetät nicht mehr so frisch hervorsprudeln lassen. Den wortkargen, aber gefühlsschweren Gehalt der Erzählungen weist auch das Jugenddrama „Zwischen den Schlachten" auf. Als es zuerst durch die Meininger Ensemblekunst über die Bühnen Deutschlands schritt, da hatte man einen Ausblick über dies neue, trotzige, nordgermanische Dichterschaffen gewonnen. Vorher schon war Björnson dem

Digitized by Google

Albert Langen,
Schwiegersohn Björnsons.

Theater als Kritiker und Direktor in Bergen nahegetreten.

Früh auch regte sich Björnsons politische Energie. Er meint zwar selbst: „Mehr als ein anderer ist der Dichter der leitende Instinkt der Volksseele.“ Aber dies Bekenntnis faßt Björnson immer wieder im Sinn eines politisch geistigen Erziehers auf. Natürlich ist jedes echte Kunstwerk, jedes großgelebte Dasein ein Erziehungsmoment: Björnson in seinem Temperament, in seiner Ungeduld denkt an unmittelbare Wirkung. Er ist Gefühls- und weniger Realpolitiker. Hat er sich einem Gefühl ganz hingegeben, so möchte er es sofort mitteilen. Er braucht die Menschen und weiß es. „Ich brauche den Kontakt mit der Menge, ich kann nicht wie die einsame Taube auf der Höhe sein,“ so sagt er, um den Gegensatz zwischen sich und Ibsen zu kennzeichnen. Es soll an dieser Stelle kein Vergleich mit Ibsen gezogen werden. Allein der Ausspruch Björnsons trifft wirklich vielerlei. Er erklärt die Sicherheit, auch die Schwungkraft Björnsons, und zugleich zeigt er die Begrenzung seines geistigen Reichs und erklärt das Ausweichen vor letzten, ewigen Fragen. Fliegt nicht zu hoch, vermeßt euch nicht! Eine Neigung zur gutbürgerlich „mittleren Linie“ bricht bei Björnson nicht ungern durch; sie wird durch Eindringlichkeit, durch schlagfertigen Vortrag, durch Gewalt der Schilderung vertieft, aber sie rührt sich sowohl im „Fallissement“, in dem Drama zum Preis der bürgerlichen Rechtschaffenheit, wie sie zum Schluß des groß angelegten und ergreifenden Zeitgemäldes „Ueber unsere Kraft“ breit sich regt.

Das Empfindsame in seiner Seele wurde durch Politik früh schon verletzt, und in seinem späteren Drama „Tora Parsberg“ vernimmt man ebenso den Ton getäuschter Liebe. Eine bitterwehmütige Abrechnung zur parteipolitischen Menschenjagd. Als Mitredakteur von »Aftonblad« geriet Björnson in eine heftige Zeitungspolemik. Der Achtundzwanzigjährige verließ darauf Christiania und ging nach Kopenhagen und bald darauf nach Rom. Von dem Zeitpunkt an beginnt seine Wanderschaft zwischen Heimat und Fremde. Der als Kind aus erhaben-schweigsamer Landschaft in der Heimat ausgezogen war, geht als reifer Mann in die Fremde, in die alten Weltstädte Rom und Paris.

Die Fremde, die Großstadt, sie haben ihn nicht entwurzelt. Björnsons Beispiel steht ja im geistigen Leben der Skandinavier nicht vereinzelt da, und der Dichter selbst denkt geradezu an eine besondere Mission der kleinen Kulturländer. Sie könnten gleichsam Sammelbecken für vertiefte, geistig künstlerische Arbeit werden; in ihrer stilleren Umfriedigung gewährten sie dem Talent mehr Ruhe zur Ausbreitung und Entfaltung.

Andrerseits bleiben Enge und Kleinlichkeit der Verhältnisse eine Gefahr. Die besten Köpfe haben diese Gefahr brennend empfunden. Sie tauschen Heimatskraft und Ursprünglichkeit gegen die notwendige Bereicherung ihres Anschauungskreises aus.

Dr. Sigurd Ibsen,
Schwiegersohn Björnsons.

Einem bleich verwaschenen Weltbürgertum brauchen sie darum nicht gleich zu verfallen, wenn sie sich bemühen, zu dem Besten vorzudringen, was im ganzen europäischen Kulturkreis gedeiht.

Nach dem Arbeitsmaß gemessen, war Björnsons Lebenswerk besonders reich und vielseitig. Wenn Arbeit das Köstlichste ist, was des Menschen Leben mit sich führt, so darf Björnson voll von Genugthuung auf seine 70 Jahre zurückblicken. Das Alter hat auch den Politiker gelassener werden lassen. Sein radikaldemokratisches, republikanisches Ungestüm ist milder geworden; und ebenso das Ungestüm wegen der norwegischen Selbständigkeit. „Norwegen und Schweden sind wohl von einer Rasse, aber wesentlich andere Geschicke haben uns auseinandergebracht, und die Erziehung ist stärker als die Rasse.“

Aus diesem kurzen Satz vom Wert der Erziehung spricht wiederum der ganze, echte Björnson. Der hoffnungsfrohe Kämpfer, Lehrer und Dichter. Nur nicht verzweifeln und immer der erziehlichen Arbeit im Dienst der Humanität eingedenk bleiben. Die Lust an der hell erziehlichen Arbeit ist das ideelle Hauptmerkmal in Björnsons Wirken innerhalb und außerhalb seiner Heimat. Mag ihm die Macht fehlen, die zum höchsten befeuert, und mag er auch dort nicht thronen, wo die Größten einsam thronen, er gehört dennoch zu denen, die das Gemüt höher schwingen machen und Menschen in ihren Gedanken und Empfindungen emporleiten.

In seinem Vaterland wird der Parteienhader an des Dichters Ehrentag schweigen, und auch wir wollen über das und jenes Wort, das in aufwallendem Unmut gesprochen wurde, hinweghören.

In den letzten Jahren hatten wir dringenden Anlaß, dem norwegischen Dichter und Denker dankbar zu sein. Denn während sonst auf unsern Bühnen vergebens um das Drama gerungen wurde, das weite Ausblicke gewährte: In Björnsons Dramen war es gegeben, gleichgiltig, wie man sich zu den Lehrabsichten des Dichters stellt, ob man ihm auf allen seinen Wegen folgt oder eine andere Richtung einschlägt.

Björn. Erling. Einar.
Die drei Söhne Björnsons.

Loki.

Digitized by Google

Frau Dr. Ibsen, geb. Björnson. Frau Oselio Björnson.
Frau Langen, geb. Björnson Frau Karoline Björnson. Frau Einar Björnson, geb. Lang n.

Frau Karoline Björnson mit ihren Töchtern und Schwiegertöchtern.

Digitized by Google

Ein Tropfen „Schweiß“.

Jagdskizze von Anton Freiherr von Perfall.

Ich sehe ihn noch, den trefflichen Herrn, eine massive Gestalt, etwas Bismarcksches, nicht nur in seinem äußeren Wesen, auch das große, ernste Auge erinnerte daran, und in seinem Fach war er eine unbestrittene Größe. Jede weitere Andeutung vermeide ich, er liegt längst im Grabe, und die harmloseste Schwäche kann ein Bild stören. Das möchte ich nicht, gewiß nicht. Ich verehrte ihn. Doch eine Schwäche hatte er, und die war die Jagd. Kurzsichtig bis zum äußersten Grad, schweratmig, dritthalb Zentner Gewicht und im Hochgebirge jagen wollen — das ist Schwäche. Eine unbezähmbare Leidenschaft, diesem ernsten Mann nicht zuzutrauen, entschuldigte, rettete aber nicht vor einer gewissen Komik.

Betiteln wir ihn Geheimrat — er war es nicht — aber unter Geheimräten ist heutzutage schwer suchen im Land — darum!

Der Geheimrat kommt auf die Hirschbrunft. Der Jagermaxl bringt ihn auf die Hütt'n. Eff'n und Trink'n, ganze Kist'n, der Herr die Gutheit selbst. So gut hat er's schon lange nimmer troff'n. — Grad a bißl z' schwar — denkt er bei der ersten Musterung.

„No, was meinst, Maxl? Bringst mich zu Schuß?“ fragte der Geheimrat beim ersten Abendbrot.

„War net aus, Herr — d' Schuß? Glei' morg'n schiaß'n ma — da fehlt si' nix. Da hab i auf der Roßalm an Zehn'r und im Rohrgrab'n an Zwölf'r und im Geißkar an guat'n Acht'r.“

Der Geheimrat schmunzelt und putzt sich die Brille. „Das genügt, das genügt! Nur geht's halt mit dem Steigen bei mir etwas langsam, geht schon, aber langsam, langsam —“

„Wer wird denn lauf'n! War no' schön'r! Schritt für Schritt, da fehlt si' nix.“

Der Geheimrat findet das sehr vernünftig, der Mensch gefällt ihm. „Und dann, weißt du, mit den Augen geht's halt auch nicht mehr recht bei mir. Weit schieß ich nicht.“

„Weit! Wer wird denn weit schiaß'n! Das is ja net jagerisch! Auf 60 bis 80 Schritt! Sie käma scho', grad wart'n braucht's und den Platz errat'n. — Mag i selb'r net — weit schiaß'n!“

Der Geheimrat lacht jetzt mit dem ganzen Gesicht. Zwei Zigarren zugleich wandern in die Hand Maxls.

„Du g'fallst mir, Maxl, ich meine, wir kommen gut aus miteinander — und wenn ich einen Hirsch schieße, dann, na — dann — es wäre nämlich mein erster Hirsch — dann kriegst 100 Mark, und wenn du sonst noch was auf dem Herzen hast — und ich kann dir helfen — soll's auch nicht fehlen. Ich will einmal einen Hirsch schießen, nur einen in meinem Leben, ich hab mir's einmal in den Kopf gesetzt.“

Da spannt der Maxl. Das Kleingeld fehlt ihm immer. Ob er sonst noch was auf dem Herzen hat? Gar schwer is grad net, net der halbe G'heimrat — er hat's net grad einmal g'wog'n, 's Reserl. — Und do' hätt sie's ihm bal' abdruckt neuli', wia der Forstmeist'r ihm den Heiratskonsens verweigert hat — weil er no' z' jung is! So was! Als wenn das a scho' amal a Schad'n g'wes'n war! Da könnt er ihm eins aufspiel'n mit dem Geheimrat. „Teuf'l! A Hirsch muaß her — und wenn — und wenn —“

Allerhand Gedanken durchkreuzen das Hirn Maxls.

Der Geheimrat macht sich's unterdessen bequem. Er zieht den Rock aus, will ihn an die Wand hängen, hält aber ein Astloch für einen Nagel, und der Rock fällt auf den Boden, von dem ihn Maxl dienstwillig aufhebt, unterdes aber ist schon neues Unglück geschehen. Der Geheimrat schreit laut auf, er hat sein Zigarrenetui in die dampfende Kaffeetasse gestellt und sich dabei einen Finger verbrannt, darüber fällt ihm die Brille zur Erde, und nun ist die Verwirrung fertig, er stolpert über die Bank, ein Glas knirscht unter Maxls Stiefel. Der Geheimrat steht da wie ein hilfloses Kind, die scharf markierten Züge gewinnen einen weinerlichen Ausdruck. Maxl hebt das zertrümmerte Glas auf. „Werden do' no' eins hab'n?“

„Ach, daran fehlt's ja nicht,“ jammert der Geheimrat. „Ein halbes Dutzend! Was glaubst du denn — wenn man so hilflos —“

„A stirkers vielleicht?“ meint der Maxl, immer bedenklicher.

„Einen Tubus, meinst du wohl!“ erwiderte der Geheimrat jetzt gereizt. „Natürlich, jetzt hast du schon das Vertrauen verloren, aber alle Tage bricht man doch kein Glas, das mußt du doch begreifen, Mensch.“

„D'erzürnens Ihna nur net — i moan ja grad — mir is halt a um an Hirsch. Probier'n that i do' das and're Glas, mit der Büchs — man weiß net —“

Das leuchtet dem Geheimrat ein, er öffnet ein Etui, entnimmt ihm das halbe Dutzend Brillen, setzt die erste auf, nimmt die Büchse in Anschlag und zielt gegen das Kerzenlicht.

Maxl verliert kein Auge von ihm. Bedenklich schwankt das Rohr in seiner Hand, gewiß um eine Hirschbreite hin und her. Der ganze Anschlag paßt ihm nicht — dieses mühselige Kornsuchen und krampfhafte Hineinlegen — — seine Hoffnungen sinken bedenklich. „Teuf'l! Teuf'l! Das wird Müh hab'n!“

Der Geheimrat besteigt nach verschiedenen Fährlichkeiten sein Feldbett, der Maxl sein Heulager in der Ecke. Der Wecker ist auf halb vier gestellt.

Es ist eine unruhige Nacht, der Maxl sniert und seufzt mitten unter wirren Träumen von einem Kapitalzwölfer, der ihn verfolgt, der Geheimrat bastelt und rückt und schnauft, wie von einem Alp gedrückt — bis endlich — Rrrr! Der Wecker!

Digitized by Google

Der Geheimrat, über den ein sanfter Schlaf gekommen, brüllt laut auf: „Was ist los? Ein Hirsch?" und wischt sich dann beschämt die Augen.

Er setzt die Brille auf und geht mit der größten Vorsicht an das Anziehen und Zusammenpacken. Will ihn Maxl dienstbeflissen unterstützen, heißt es barsch: „Das seh ich doch selbst!" Dabei hat er zweierlei Bergstrümpfe an, den Wettermantel verkehrt und den Büchsenriemen mit der Rucksackschnur verwickelt.

Nach anderthalbstündigem Marsch nähert man sich der Angeralm. Richtig schreit schon einer — ein Guter auch noch, grad einen Brummer thut er, aber der genügt. Da ist er, und wo er herauszieht um's Tagwerden, das weiß der Maxl ganz genau, gleich beim Peintner sein Heustadl führt der Wechsel vorbei. Das Herz schlägt ihm hoch. Kann ja gar nicht aus, der Hirsch, auf vierzig Gäng muß er ihm kommen!

Der Tag graut noch kaum, wird schon so fünfzig Schritt vor dem Heustadl unter einer alten Wetterfeuchten Posto gefaßt. Zweimal noch schreit der Hirsch, schon etwas näher —

„Jetzt pass'ns auf!" mahnt der Maxl. „Seh'ns den Heustadl da vor Ihna? No, den müass'ns do' seh'n, keine fünfzig Schritt!"

„Ja, ganz richtig — ich glaube wenigstens."

„No, sans so guat —"

„Ja, ganz richtig — jetzt seh ich's."

„Da wird er kemma, grad bei die weiß'n Stoa' dort — — Seh'n Sie's?

„Weiße Steine —?" Der Geheimrat bohrt seine Brille in die Nacht. Wie der Mensch bei diesem Licht von einem weißen Stein — — aber er sieht ihn, er will ihn sehen, muß ihn sehen.

Langsam ringt sich der Tag durch, noch alles form- und farblos. Jetzt gröhlt der Hirsch ganz nahe, er ist gerade auf dem Wechsel, nur eine kleine Terrainwelle verbirgt ihn noch dem Blick.

„Richt'ns Ihna, glei' wird er da sein —"

„Aber bei dem Licht —"

„Ja, was hab'ns denn? Der hellichte Tag. Da kommt er scho'! Heilg'r Pankratz, die dritte Kron hat er ob'n. Jetzt nehmens Ihna z'samm. Nur Zeit lass'n! Er kimmt scho!"

Oü! gröhlt der Hirsch.

Der Geheimrat legt die Büchse an den Bergstock, zielt — setzt ab, wirft verzweifelte Blicke nach aufwärts zu dem langsam sich erhellenden Himmel.

„Jetza!" drängt der Maxl. „Grad vor der Hütt'n lass'n 'hn no' vorbei."

„Vor der Hütt'n? Dem Stadl meinst du, vor uns, nicht wahr?"

„Ja, seh'ns denn net — a ganz Haus —"

Der Geheimrat fleht zu allen Göttern um mehr Licht. „Freilich seh ich ihn — aber der Hirsch — der Hirsch —"

„Glei links davo — jetza zieht er vor. Teufl, jetzt schiaßen's — der Wind schlagt um —"

Der Geheimrat sieht etwas Riesiges, Dunkles, Unbewegliches. Das ist jedenfalls die Hütte, und gleich links davon, sagt er — das ist der Hirsch.

Der Schuß prallt in den Almkessel, ein geller Aufschlag wie auf Holz, Steingepolter von flüchtigen Schalen. —

Der Geheimrat steht kreideweiß — der Maxl kratzt sich hinter dem Ohr — der Tag ringt sich jäh empor und vergoldet den Heustadel mit seinem goldigen Licht.

„Jetzt hab'ns auf den Stadl g'schoss'n — hab ja die Kugl einschlag'n hörn."

„So, und wo ist denn dann der Hirsch gestanden?" fragte der Geheimrat, auf das höchste erregt.

„Da, wia i sag — nett bei dem weiß'n Stoa —"

„So — da, bei dem weißen Stein. Das ist aber doch rechts von dem Stadl und nicht links — Mensch — wie soll ich da —"

„An Hirsch von an Stadl wegkenna —" Der Maxl lacht wütend. „Na, nachher Herr Geheimrat — nachher — leider Goot — leider Goot!"

Der Geheimrat ist erst empört, demonstriert über links und rechts, um zuletzt ganz erschöpft, mit sich selbst zerfallen, eine versöhnlichere Tonart anzuschlagen.

„Es hat halt nicht sein sollen, Maxl, schau, ich wäre ja selbst glücklich — ja glücklich —" wiederholte er in ganz weinerlichem Ton, „ja, wenn ich getroffen hätte — hätte auch getroffen, wenn du mich nicht mit diesem verdammten Stadl ganz irre gemacht. — Aber lassen wir das — lassen wir das — ein andermal ist vielleicht kein Stadl mehr da — oder sind immer Stadl da? Dann verzichte ich lieber." Den Geheimrat packt von neuem eine verzehrende Wut über sein Mißgeschick.

„Aber Herr Geheimrat, was haben's denn?" beruhigt jetzt Maxl. „A bißl z'rasch warens halt, das kann ja auftreffen — is' mir a scho' passiert —"

Diese Worte sind Balsam für den Geheimrat, sie beruhigen ihn völlig. Seine gute Laune kehrt wieder. Er erzählt aus freien Stücken ungezählte Batzereien, renommiert förmlich damit. Der Maxl aber hört nur halb zu, unzählige Pläne kreuzen sein Hirn. Ohne Nachhilf wird's bei dem nix mit dem Hirsch. Um die hundert Markl wär's ja am End net, so nötig er's hätt — aber 's Reserl — 's Reserl!

„Da hab' i amal an Herrn gehabt —" beginnt er auf einmal ganz harmlos, „der hat g'sagt: Maxl, bals bei mir schnallt, schaug nur net lang, laß glei' mitschnall'n, zwei Kugl san besser, wia oane — weil's gleich is, hat er g'moant —"

Da kommt er gut an. „Das ist aber nicht gleich," beginnt der Geheimrat. „Das ist einfach ein Betrug, eine Lüge! Sage das dem Herrn, wenn du ihn wieder siehst."

„Ja schaug, so is' halt a jeder anders — ma sagt ja g'rad —" Damit ist's also nichts. Beide sprechen kein Wort mehr.

Schlechtes Wetter fällt ein, schwerer Nebel lastet auf den Bergen. Sechs Tage kein Schuß. Das sind die glücklichsten für den Geheimrat, da erfreut er sich der großen Natur, des frischen Humors Maxls, und kein Vorwurf stört seinen Frieden. Ja, er hat seine kühnen Hoffnungen bereits völlig aufgegeben und ist mit diesem stillen Genießen zufrieden — aber am letzten Tag abends naht wieder das Verhängnis.

Digitized by Google

Es ist nicht auf der Angeralm, weit und breit kein Stadl, auch sagt der Maxl kein Wort, g'rad den Atem hebt er an vor Aufregung, wie der Zwölfer auf sechzig Schritt heraustritt auf den Schlag, bei heller Taglichten! Stellt sich noch extra breit hin, legt den Grind zurück und schreit. —

Der Geheimrat hebt und hebt — nimmt's halt recht genau — und der Hirsch halt her wie eine Mauer.

Endlich schnallt's! Der Hirsch macht einen Fahrer, und dahin ist er. Der Geheimrat hält regungslos die rauchende Büchse. Der Maxl knirscht mit den Zähnen. „Sakra — Sakra! Wias nur mögli' is!"

Der Geheimrat thut einen schweren Seufzer und senkt das Haupt in völliger Ergebung.

Das rührt den Maxl. „No, wer woaß — an Ausriß hat er schon g'macht — vielleicht habens 'hn do' anzwickt —"

„Glaubst du, Maxl? Wirklich? Mir ist es auch so vorgekommen." Des Geheimrats Augen leuchten, mit einem Sprung ist er auf dem Schußplatz, kriecht schon auf dem Boden — wendet jeden Stein nach dem ersehnten Zeichen. Eine schmerzhafte Sehnsucht packt ihn, der Wunsch ist zur fixen Idee geworden.

„Nur einen Tropfen Schweiß [Blut], wenn ich fände, nur einen Tropfen! Sollte denn das nicht möglich sein? — Aus Zufall, aus Dummheit wegen meiner, nur ein Tropfen, Maxl, und ich bin zufrieden."

Der Maxl aber horcht auf. Morgen muß der Geheimrat in die Stadt — es ist höchste Zeit. Grad ein Tropf'n Schweiß! No, warum denn net, wenn scho' von kein Hirsch — er hat's ja selbst g'nug, und jeden einschichtigen gäb er gern fürs Reserl her.

Er verläßt den Geheimrat, giebt sich den Schein, weiter oben zu suchen. Eine frische Hirschfährte kommt ihm gerade gelegen, rasch den Knicker 'raus, einen kleinen Schnitt in den Daumen — dann bückt er sich. „Ja, wo suach'ns denn, Herr Rat? Da ist ja die Hirschfährten, kerzengrad abwärts. Meiner Seel, den haben's 'troff'n — Da hab'n ma's ja scho' — ja, kommen's nur grad! Oan Tröpferl Schweiß!"

Maxl hebt einen kleinen schneeweißen Stein auf. „Ja, schaug'ns nur grad!".

Der Rat ist schon auf seiner Seite und starrt auf den kostbaren Stein, auf dem es blutrot leuchtet. Er ist bleich bis in die Lippen und berührt den Stein mit einer gewissen Ehrfurcht. „Bei Gott, Schweiß!"

„Und Lung'nschweiß a no'," bekräftigt Maxl.

Die Hand des Geheimrats zittert vor Erregung. „Das hieße ja soviel als tödlich getroffen —"

„Wird wohl tödlich sei'! Drinn lieg'n thuat er morg'n fruah — verlass'n's Ihna drauf. Da könnens ruhig reis'n. Das Geweih schick i Ihna scho nach. Zehne hat er g'wiß."

„Ja, könnten wir nicht gleich — wenn du schon glaubst, daß er drinn liegt —"

„Bei der Nacht, ohne Hund — das war was für den Forstmeister, der schimpfet net anders. Morg'n fruah is a leicht's —"

„Wenn es aber regnet, heut nacht — die Fährte verwäscht —" meinte zwischen Hoffnung und Angst schwankend der Geheimrat.

„A was, regna! Was macht denn a Regn, bei an Lungaschuß! Gratulier, Herr Geheimrat, kurzweg."

Der Maxl reicht ihm die Hand. Der Geheimrat, bezwungen von Maxls Sicherheit, schlägt ein. „Maxl, die Stunde vergesse ich dir nie." Der Rat ist tief bewegt.

Er nimmt den Stein mit dem purpurroten Fleck und betrachtet ihn lange. „Also wirklich Lungenschweiß! Ja, da kann es ja nicht fehlen. Was einem doch so ein Tropfen Schweiß —." Er steckt den Stein in die Westentasche. „Also komm, Maxl, das muß gefeiert werden! Ein Paar Flaschen sind ja noch da. — Lungenschweiß!" murmelt er immer wieder vor sich hin. „Wahrscheinlich die Pleura durchschossen, ein Lungenlappen verletzt, der Tod tritt da gewöhnlich rasch und plötzlich ein — Lungenapoplexie!"

Bis er in die Hütte kommt, hat Maxl seine letzten Bedenken zerstreut. Zwei Flaschen Rheinwein vollenden den Glückstaumel. Wie aber der Rat einen Bläuling aus der Brieftasche nimmt — „Da, Maxl, das haben wir abgemacht" — da rührt sich das Gewissen. „Na, Herr Rat, erst wenn Sie 's Geweih hab'n — ender das andre — Sie wiss'ns scho' —" meint er ganz schüchtern, „was i allenfalls no' auf 'n Herz'n hätt' —"

„Also raus damit!"

Der Maxl läßt nicht lange auf sich warten. In seiner ganzen Lebensfrische stellt er das Reserl vor den alten Herrn, mit seinem gestreiften Spenzer, der so prall um die runden Arme sitzt, daß glei' meinst aufschneid'n muaßt 'hn — mit seinem grünen Hüt'l mit dem Adlerflaum, den nußbraunen Zöpf und seinen Spitzbubenaugen — halt ganz jagerisch wär's und so liab zum Fress'n. Daneben stellt er den knorrigen Forstmeister, mit einem Stein im Herzen, einem buschigen Schnurrbart und Augen, als wenn er einen derstech'n damit wollt — „und grob, Herr, — saugrob — halt gar kein G'fühl für so an arm's Madl."

Der Geheimrat schmunzelt ganz behaglich, ganz warm wird ihm, ganz jugendlich. Einen Hirschen draußen liegen haben und noch die Schilderung des Maxl dazu — das ist zu viel des Guten, daß er nicht Bruderschaft trinkt mit dem Maxl, sonst alles, und der köstliche Stein mit dem Schweißtropfen in der Mitte liegt wie ein Juwel vor ihm auf dem Tisch. Schwer von Wein und Freude besteigt er sein Lager.

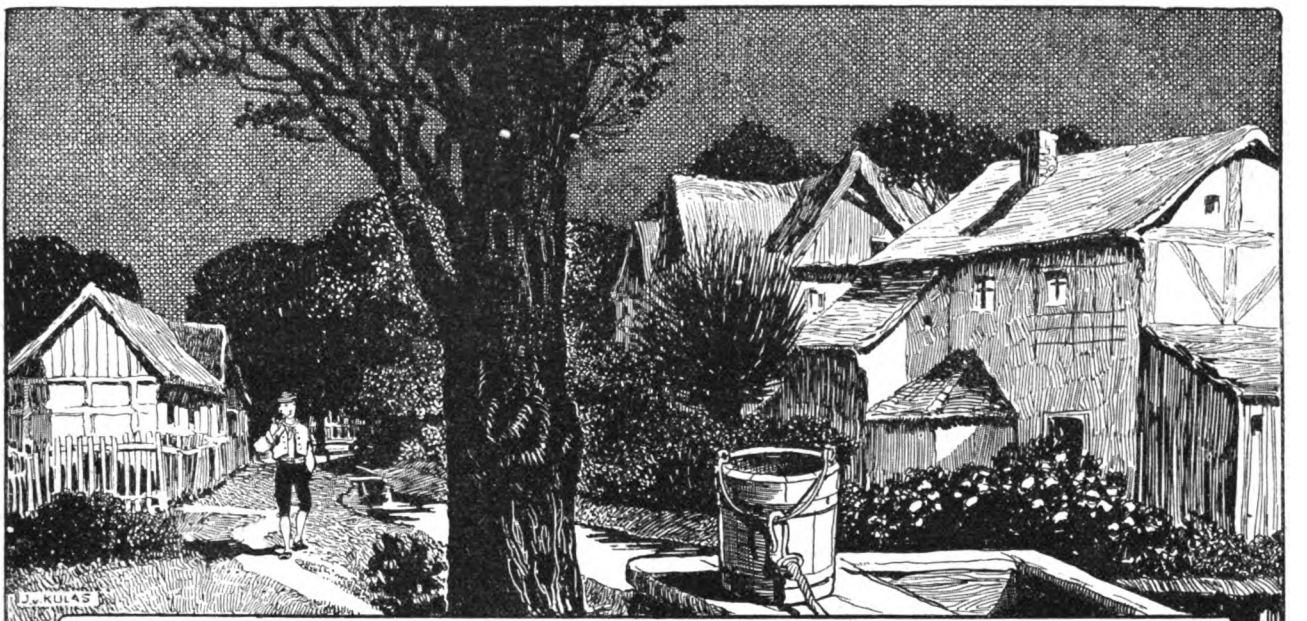
„Also morgen, Maxl, — du weißt — du mußt ihn finden — Lungenschweiß! Ich werde es schon machen mit dem Reserl — Reserl!" Ein tiefer Schlaf kommt über ihn. Den andern Morgen muß ein Holzknecht den Herrn Geheimrat in das Dorf führen, der Maxl hat keine Zeit, der muß in R . . den Hund seines Kollegen holen, der im großen Ruf steht, und auf die Schweißfährte gehen.

Der Rat verläßt ihn mit einem innigen Händedruck. „Maxl, du weißt —"

„I weiß all's — fehlt si' nix. Bis morg'n hab'ns a Telegramm, daß ich 'hn hab'. Wia i sag' — a Lungaschuß! San ja selb'r so a Doktor — also! Und s' Reserl net vergess'n, wenn i recht schön bitt'n dürft."

Der Geheimrat blinzelt ihm nur zu. Darin liegt genug für den Maxl.

Digitized by Google



Dorfbild.

Von Maria Stona.

Der Himmel von Mondesglanz erhellt,
Darunter die schlummernde kleine Welt,
Zwei Häuschen mit moosbedecktem Dach
Am glitzernden, wellengekräuselten Bach,
Dürres Gesträuch und ein alter Baum,
Der stark sich reckt zum Himmelsraum.
Unter des Knorrigen treuer Hut
Der hölzerne Brunnen verfallen ruht
Mit magerm Schwengel und krummem Pflock,
Ein morscher, längst verwitterter Block.

Und drüben erhebt sich des Müllers Haus,
Klappern und Schüttern dringt daraus,
Sechs Fenster füllen sich mit Licht,
Das goldig durch die Scheiben bricht.

Nachtvögel ziehn die stummen Kreise,
Und Baum und Brunnen flüstern leise.
Sie wissen sich manch ein Lied zu sagen
Aus ihrer Kindheit fernsten Tagen,
Da vor ungezähltem Jahr
Die Mühle noch eine Hütte war
Und der Müller freite das Bauernkind ...
Wie flogen die Zeiten so geschwind!
Heut ist sein Enkel ein stolzer Mann,
Schaut keinen Bauernjungen an.

Der Brunnen schweigt, der Birnbaum rauscht,
Die kühle Nacht, sie horcht und lauscht.
Bald wird es still; nur der Vollmond sinnt
Und Silberfäden durch Träume spinnt.

„Habens den Stoa do' net vergess'n — grad daß d' Frau vielleicht —"

Der Rat lächelt bloß und klopft an seine Westentasche. — So scheiden sie.

* * *

Der Herr Geheimrat sitzt in seinem Arbeitszimmer, von Büchern und Schriften umdrängt, daneben auf dem Versuchstisch steht ein Mikroskop.

Er liest immer wieder das Telegramm aus R . . , das vorgestern gekommen: „Maxl hat den Hirsch gefunden. Zehner — Lungenschuß, Geweih folgt. Gratuliere. Forstmeister."

Da steht's ja deutlich — Lungenschuß!

Und doch hat er keine Ruhe. In der schlaflosen Nacht regten sich die häßlichen Zweifel. Wenn der Maxl ihn doch zum Narren hätte mit dem Schweißtropfen?

Er legt das Telegramm weg, greift nach dem Stein vor sich, der schon durch die Hände seiner ganzen Familie, aller seiner Bekannten gegangen. Er hält ihn gegen das Licht, dreht und wendet ihn. Lungenschweiß! Aber das ist ja ganz einfach — das kann man ja — zu was hat man denn — zu was ist man denn — —

Er greift in seine Instrumententasche, holt die feinste Steinsäge, löst die obere Schicht, daß sie nur ein feines Blättchen bildet, und legt es unter das Mikroskop.

Gierig beugt er sich darüber, dreht die Schraube, der Schnitt ist noch immer zu grob, aber so viel er sieht — die ganze Struktur — und die charakteristische Farbe des Hämoglobin.

Er schraubt und rückt, der Schweiß tritt ihm auf die Stirn. Wenn er jetzt vor Gericht eine Aussage darüber machen müßte, ob es Tier- oder Menschenblut — und das war schon oft geschehen — so weit die wissenschaftliche Beobachtung reicht, ist das vor ihm kein —

In dem Augenblick wird es laut auf dem Gang, die Stimme seiner Frau, seiner Kinder: „Papa! Papa! Das Geweih! Das Geweih!" und schon geht die Thür auf. Der Diener kommt mit einer Riesenkiste, umjubelt, umdrängt.

Der Frachtbrief lautet auf R . . . — Kein Zweifel, das Geweih!

Der Geheimrat ist in höchster Erregung. Jetzt wird es sich zeigen, wer lügt, die Wissenschaft und das Mikroskop — oder der Maxl! In seinem Innern wünscht er, der große Gelehrte, in diesem Augenblick das erstere.

Er greift selbst zu Stemmeisen und Hammer, schlägt sich auf die Finger, zerreißt sich den Rock an den Nägeln. Endlich! — Da taucht es auf — dunkelbraun — weit ausgelegt — die dritte Krone — von einem allgemeinen Ah der Bewunderung begrüßt.

Der Rat starrt es sprachlos an, ruft mit der ganzen Lebhaftigkeit seiner Phantasie den Abend im Schilchen-

Digitized by Google

graben zurück — — sein Antlitz verklärt sich ganz. „Kinder! Kinder! Er ist's! Er ist's! Genau seh ich ihn vor mir! Hier links die zackige Krone und das ausgebogene Augenende — die Farbe — er ist's!"

Ein Zettel fällt herab, der auf einem Sprossen aufgespießt ist.

Der Rat liest: „Lieber Herr Rat! Da haben wir ihn scho'! Was hab' i g'sagt! Keine hundert Schritt vom Schußplatz is er g'leg'n, steintot — Lungenschuß! Grad a bisl z' kurz. Das Geweih müassens ja kenna. No, i gratulier! Verdient habens ihn. I aber auch, mein Reserl meinat i, Herr Rat, wenn i halt no' einmal schön bitt'n dürft' — — wissens scho' — sie laßt Ihna schön grüaß'n und an andermal die Ehr.

Ihr dankbarer Maxl".

Die Thränen traten dem Rat in die Augen. „Da kann man wieder sehen, wie weit wir mit unserer Wissenschaft sind!" Er schüttelt das mächtige Haupt, skeptisch lächelnd, dann betrachtet er von neuem das Geweih. „Er ist's! Er ist's! Und wenn alle Mikroskope der Welt — — Eine Seele, der Maxl! Marie," wendet er sich an seine Frau, „und wahr wie Gold die Menschen im Gebirge —"

„Und das Reserl?" meint die Geheimrätin mit einem prüfenden Blick auf den Gatten.

„Das Reserl wird seine Frau, und den besten Platz muß er auch kriegen, der Maxl. — Meinen Hut, meinen Rock! Und das Geweih, Marie, das kommt hier oben hin, in das volle Licht. Hörst du!"

„Aber wohin denn, Fritz? Du bist ja ganz —"

„Zum Minister, zum König, wenn es sein muß. Der Maxl soll sein Reserl haben. Das ist eine Seele, der Mensch. Der soll an den Rothirsch denken, sein Lebenlang." — — —

Der Jagermaxl bekam den besten Gehilfenposten, der überhaupt zu vergeben war, eine ertragsame Wirtschaft dabei, in der das braungezöpfte Reserl schaltet und waltet.

„Und das alles um oan Tröpferl Schwoaß!" schloß der Jagermaxl die Erzählung von seinem Glück, „net glaub'n soll ma's — um oan Tröpferl Schwoaß!"

Empfangstoilette.
Création Redfern — Phot. Reutlinger, Paris.

Jane Hading als „Châtelaine".

Zwei sieghafte Persönlichkeiten aus dem „Midi", der so unendlich viele seiner Kinder eroberungsfreudig nach der Hauptstadt entsendet, haben dieses Jahr mit einer geradezu triumphierenden Einleitung der Wintertheatersaison dem alten Wort von der Ueberlegenheit der lateinischen Rasse im gallischen Land eine erfreuliche Bestätigung gebracht. Herr Guitry, der vortreffliche Schauspieler und neue Direktor des Renaissancetheaters, ein Hauptfaktor in diesem Inaugurationstriumph, erblickte allerdings das Licht der Welt in Paris, aber sein Autor par excellence, Alfred Capus, der auch bei uns in Deutschland durch mehrere Komödien bekannt geworden ist, ist aus Aix, und die strahlende Interpretin der jüngsten Capusschen Heldin auf der von Guitry beherrschten Bühne, Jeannette Tréfouret-Hadingue, genannt Jane Hading, ist sogar eine Tochter der Cannebière. Mehr als Marseillaise kann die ehrgeizigste Meridionalin nicht sein. Aber auch dieser und demgemäß der schönen „Châtelaine" Jane Hading muß die Größe des ersten Renaissanceerfolgs, seit dieses Theater unter Guitrys Leitung steht, ihres Strebens würdig erscheinen.

Das Renaissancetheater hat, trotzdem Sarah Bernhardt und nach ihr einer der besten Schauspieler, die Paris überhaupt besitzt, Gémier, eine Zeitlang darin regierten, bis jetzt wenig Glück gehabt. Sein jetziger Direktor hat die „Veine", die er in dem gleichnamigen erfolgreichen Stück von Capus glänzend personifizierte, was man so sagt in Erbpacht genommen, und es ist alle Aussicht vorhanden, daß er sie mit in sein neues Haus bringt, bei dessen Leitung er die gleiche Intelligenz, die gleichen organisatorischen Talente, die umfassende glänzende Begabung anwendet, die wohl eine ganz natürliche Erklärung für seine hier viel berufene „Veine" sind.

Guitry schüttelte die Last ab, die das Amt des „directeur de la scène" des „Théâtre Français" — ein Amt, zu dem er als ein Meister in der Kunst der Regie allerdings wie geschaffen schien — für ihn und seine freie, spontan-künstlerische Entwicklung

Digitized by Google

war, und trat die Nachfolge des armen, hochbegabten, aber unpraktischen Gémier am Boulevard Saint Martin an. Guitry vermied den Fehler, den so viele selbst schauspielerisch hochbegabte Direktoren leicht begehen, den nämlich, daß sie sich einbilden, alles allein machen zu können; er dachte an den Ausspruch des erfahrenen Samson, der da meinte, daß man ebensowenig ganz allein Komödie wie „Ball" (jeu de paume) spielen könne und immer jemand haben müsse, der einem den Ball oder die Gegenrede gewandt zukommen lasse. Erst dann werde das „Spiel" interessant.

Nach diesem Grundsatz handelnd, hat Guitry eine auserlesene Truppe versammelt, unter denen Boisselot, der beinah einzige Schauspieler, der hier die unter der unübersetzbaren Bezeichnung „Ganache" (der Kassandra der alten italienischen Komödie und ungefähr unserm „komischen Vater" entsprechend) im französischen Repertoir wichtigen Rollen hält, und Tarride, den man hier den König der Duckmäuser (roi des pince-sans-rire) nennt und der die Renaissance trotz der Lockungen der »Comédie« erwählte, auf der Herrenseite obenanstehen. Unter den weiblichen Untergebenen Guitrys nenne ich die schöne und talentierte, vielleicht etwas massive Rosa Bruck, die, wie ihr aktueller Direktor, jahrelang am Théâtre Michel in Petersburg (des russischen Treibhauses für französische Schauspieler) gespielt und kurze Zeit der »Comédie« angehört hat. Die Genannten nahmen alle an dem Erfolg der Capusschen „Châtelaine" teil, mit der Guitry seine Direktorwirksamkeit begann und in der er die Hauptrolle des André Jossan mit Jane Hading als Partnerin spielte. Jane Hading, die man früher mit einer gewissen Unterschätzung ihres dramatischen Könnens ausschließlich »la belle Hading« nannte, war zu Beginn ihrer Karriere und besonders, so lange sie sich der Operette widmete, eigentlich auch nur als große Schönheit bekannt und bewundert; zu schauspielerischer, sehr achtungswerter Höhe erhob sie sich durch ihre Schöpfung der Claire in Ohnets Gesellschaftsrührstück »Maître de Forges«, das ja auch bei uns sattsam bekannt ist und noch immer auf deutschen Bühnen gegeben wird. Die Première dieses Dramas war für Madame Hading der Wendepunkt. Bis dahin mehr »professional beauty«, hatte sie nun gezeigt, daß ihre Passion für die Bühne und ihre eiserne Willenskraft der kalten Sprödigkeit, die die schauspielerische Wirkung bei ihr einschränkte, teilweise Herr werden und aus den vorhandenen Mitteln Intelligenz, Anpassungsvermögen, vortreffliche Diktion, unübertroffene Eleganz der Erscheinung und der Bewegungen eine Schauspielerin schaffen konnten, die in ihrem Rahmen weit über die Mittelmäßigkeit hinausreicht. Ich sage mit Vorbedacht „in ihrem Rahmen", und

Sommerrobe.
Création Redfern. — Phot. Reutlinger, Paris.

Digitized by Google

zwar meine ich damit den Rahmen eleganter, möglichst moderner mondainer Stücke. Für diese hat Jane Hading kraft ihrer sieghaften Schönheit, gehoben von unnachahmlicher Toilettenkunst, gerade Talent genug, um große Erfolge zu erringen. Die „Châtelaine" hat das zur Evidenz bewiesen. Auf diese als Stück hier näher einzugehn, ist nicht mehr an der Zeit und paßt nicht in diese Zeilen, die hauptsächlich der wahrhaft großartigen Toilettenerfolge, die Jane Hading und ihr Pariser Beirat Redfern errangen, gedenken sollen.

Die drei auf den Porträts der hervorragenden Künstlerin wiedergegebenen Toiletten der schönen „Thérèse de Rive" waren das Chiffonévénement der letzten Tage. Die Schloßherrin erschien zuerst, wie nebensteh. Abb. zeigt, in einer dunklen Visitentoilette aus algengrünem Seidenmusselin über schwarzem Taffet drapiert und von großen Medaillons aus schwarzer Chantillyspitze durchsetzt. Den Rand des schleppenden Seidenmusselinrocks umgiebt ein Zobelstreif. Das Mieder aus grünem Seidenmusselin zeigt die Chantillygarnierung boleroartig in zwei kurzen Volantstücken über die Schultern sich legend und in einem zweiten gefalteten Volant bis zum Gurt reichend. Weite Chantillyhalbglocken, über in einem Bündchen endenden grünen Seidenmusselinpuffen, bilden die Aermel und drapierter Seidenmusselin den Gürtel. Der Hut in Toqueform, an dessen Vorderseite ein Perlenbuckel (Makaron) sichtbar wird, besteht aus einem Gewinde aus grünem Seidenmusselin, schwarzem Taffet und schwarzer Chantillyspitze.

Besuchstoilette.
Création Redfern. — Phot. Reutlinger, Paris.

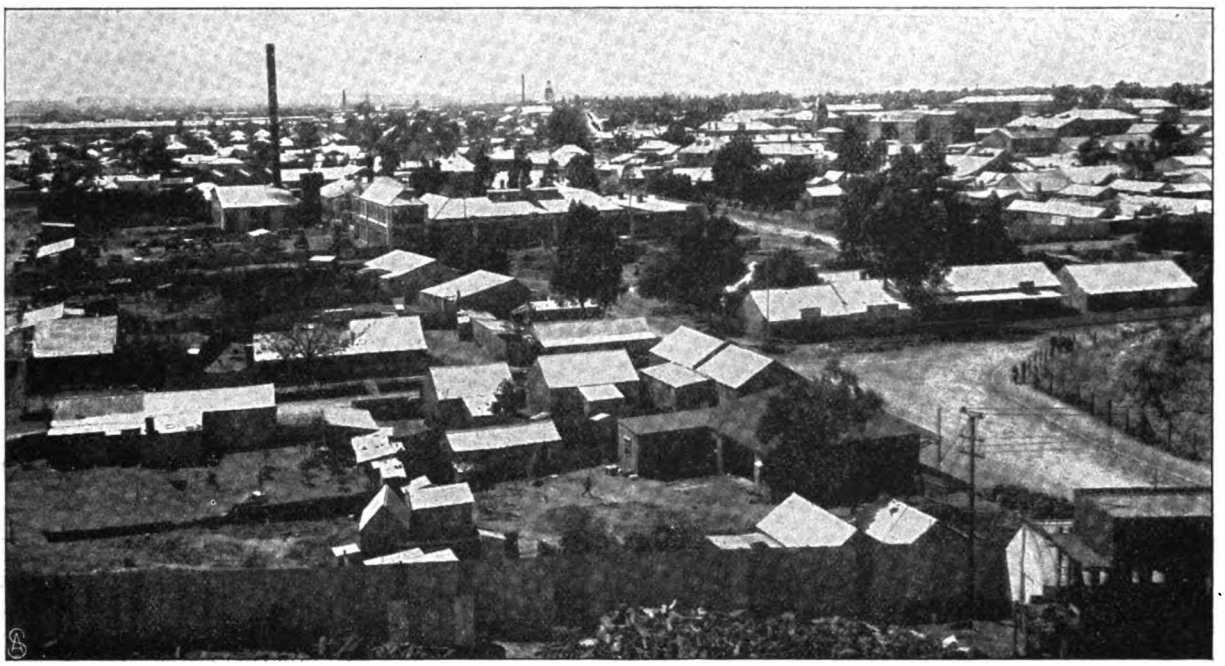
Abb. S. 2270, die superbe Empfangs- und Soireerobe, beweist, daß selbst Geschmacksverwirrungen der Mode, wenn von einem Meister des Chiffon manipuliert und von einer schönen Frau mit Eleganz getragen, Bewunderung erregen können. Die seither für Gardinen und Möbelschoner recht gut gefundene, auch als Bettdecken verwendete Filetguipüre, noch dazu in grobfädigen, ockergelb angehauchten bestickten Karos, bildet die Empfangstoilette und sieht reizend aus. Besonders gut macht sich die ausgefaserte Franze, die den Rockrand und die kurzen epauletteartigen Ueberfallärmel aus Filetguipüre umrandet. Unterärmel, in Bündchen geschlossener weiter Bausch, aus point d'Angleterre. Am seitlichen Vorderschluß des Gewandes, das großartig byzantinisch wirkt, glänzen umfangreiche Straßknöpfe.

Sehr hübsch ist auch die Sommerrobe (Abb. S. 2271) von Jane Hading aus weißem Seidenmusselin, deren drei den Schlepprock umrandende Volants aus inkrustierten Spitzen bestehn. Die gleiche Spitzeninkrustation garniert die Taille, deren oberer Teil ohne Unterstoff die Haut durchschimmern läßt. Sehr hoher schließender Spitzenkragen und damit harmonierende Manschetten „mitaine", die die Hand beinah bis zur Hälfte bedecken und den weiten losen Bausch des Seidenmusselinärmels zusammenfassen. Gürtel aus weißem Seidenmusselin mit zwei vollen Rosen an der linken Vorderseite.

Jane Hading ist ja auch uns Deutschen keine Fremde. Gelegentlich ihres Gastspiels in Berlin haben wir nicht nur die feine und elegante Schauspielerin schätzen gelernt, sondern auch die geschmackvolle und hervorragende Toilettenkünstlerin, die gewohnt ist, zu herrschen und der Mode einer halben Welt Gesetze zu diktieren.

Clementine.

Digitized by Google



Ansicht der Diamantenstadt Kimberley.

Aus dem neuen Südafrika.

Von Hugo von Kupffer.

IV. Minen- und Kaffernarbeit.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen von C. Evans, Kimberley.

Noch lange wird wohl in den kommenden Jahren darüber gestritten werden, wie die Frage einer rationellen Besiedelung und ersprießlichen agrikulturellen Ausbeutung der südafrikanischen Länder zu lösen sein wird. So wie die Sachlage jetzt ist, kann man wohl mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, daß die politischen Wirren, die bis zur Klärung der Verhältnisse für die nächste Zeit noch zu erwarten sind, die Kämpfe zwischen dem englischen Imperialismus und dem neuerwachten Geist kolonialer Selbständigkeit, der im Groß-Südafrika-Gedanken gipfelt, vor allem auch die nervöse Angst Großbritanniens vor ausländischen Einflüssen in den neueroberten Ländern, die Einwanderungs- und Bewirtschaftungsfrage geraume Zeit ihrer Lösung fernhalten werden. Gehen doch heute noch selbst die Meinungen, betreffend die Möglichkeit, das Land überhaupt jemals mit Erfolg für den Ackerbau zu gewinnen, stark auseinander.

Aber inzwischen wird „der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht" der Reichtum an Metallen und Edelsteinen bleiben, den der Boden des Landes da, wo vielleicht niemals eines Bauern Pflugschar ihre Arbeit verrichten wird, birgt. Man hat in der Entwicklungszeit, in den Anfangsstadien der südafrikanischen Minenarbeiten, wo man oft an verschiedenen Punkten die verschiedensten Erdschätze in kleinen, rasch erschöpften Lagern fand und Enttäuschungen über Enttäuschungen erlebte, Südafrika als ein land of samples, als ein „Musterlager" von Metallen und Juwelen bezeichnet, dessen Boden den Schatzgräber zum Narren hielt. Die Tiefminenarbeit in den Diamantgebieten Kimberleys mit ihren enormen Ergebnissen, die es heute dazu gebracht haben, daß — die Kaufkraft der Welt für Rohdiamanten auf annähernd 7 Millionen gerechnet — die De Beersminen in Kimberley und die Jagersfonteinminen in den Oranjekolonien etwa 90 Prozent dieser Kaufkraft befriedigen, die kolossalen Erträgnisse der Goldgrubenarbeit WitwatersRandes in Transvaal, die, in den Jahren 1887—1900 beständig steigend, zuletzt einen Wert von 81 Millionen Pfund Sterling repräsentierten, von andern Metallfunden ganz abgesehen, macht jene herabsetzende Charakterisierung die Ergiebigkeit des südafrikanischen Bodens zu Schanden. Der Vorrat von gemünztem Gold hat sich innerhalb dreißig Jahren von 1860 bis 1890 verdoppelt und wurde am Ende dieses Zeitabschnitts auf rund 14800 Millionen Mark geschätzt. Der Goldvorrat der Minen des Witwaters-Randdistrikts in Transvaal allein ist bei sorgfältigster und vorsichtigster Berechnung auf etwa das Vierfache an Wert, also auf rund 59000 Millionen Mark geschätzt worden. Also Reservevorrat genug ist da. Es muß zur Charakterisierung der Wahrscheinlichkeit einer solchen Berechnung in Betracht gezogen werden, daß die Goldfunde in Transvaal sich unter andern Verhältnissen vollziehen wie in den übrigen bekannten Goldländern. Man kann hier, und zwar wiederum nur in den in Betracht kommenden „Reefs" des Witwatersrand zwischen Randfontein und Moddersfontein, wo das Gold in Konglomeratform, fein zerstreut, wenn auch oft kaum sichtbar, in den massigen Quarzfelsen auftritt, mit weit größerer Sicherheit Schlüsse auf die fernere Ergiebigkeit der Mienen ziehen als da, wo es sich um Alluvialgold in Flußbetten und an Flußufern handelt oder um Goldadern im Gestein, deren Mächtigkeit ganz unbestimmt ist und oft plötzlich versagt.

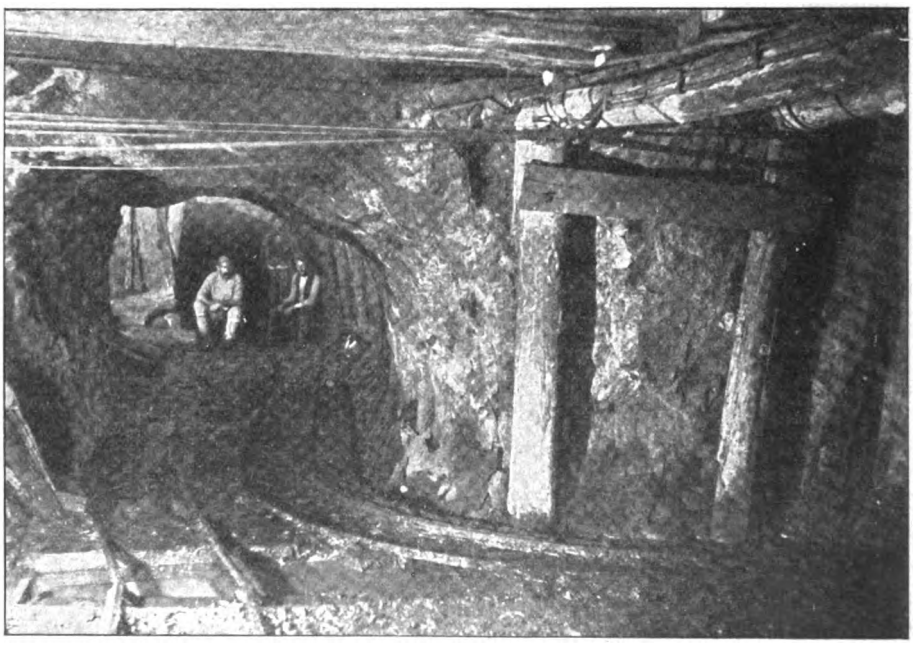
Doch zur Zeit befinde ich mich nicht im Land des Goldes, dessen Reichtum jetzt zur Bezahlung der Kriegskosten beitragen soll, sondern über dem „blauen Grunde" des Kimberleygebiets, wo in gar nicht abzuschätzender Menge, fast möchte ich sagen, wie Rosinen in einem Kuchenteig, die Diamanten in allen Stadien und Formen der Kristallisation, große und winzige, wasserhelle und topasgelbe, eingebettet sind. Man hat für diese Diamantgebiete den Ausdruck „Diamantfelder" gebraucht. Das ist eigentlich nur insofern richtig, als ein Teil des ziemlich umständlichen Prozesses, der für die Diamantgewinnung notwendig ist, sich auf großen Aeckern vollzieht, die thatsächlich in ganz ähnlicher Weise umgepflügt werden, wie die Saatfelder des Bauern. Ganz kurz möchte ich diesen Prozeß

Digitized by Google

Wohnungen bei Kimberley, die von der Regierung billig angewiesen sind.

beschreiben. Zunächst einige Jahre, nachdem ein gewisser O'Reillys auf dem Tisch in Schalk van Niekerksfarm — es war im März 1867 — unter blanken Flußkieseln aus dem Vaal den ersten südafrikanischen Diamanten, der einen Wert von etwa 10000 Mark besaß, gefunden hatte und der Diamantreichtum des Landes nicht mehr bezweifelt werden konnte, bearbeitete man die Minen ausschließlich von der Erdoberfläche aus, wie dies ja zum Teil, d. h. bis es aus bergbautechnischen Gründen nicht mehr angängig ist, auch heute noch geschieht. Diese offenen Minen, in die man wie in einen Riesenkrater hineinblickt, machen einen ganz wunderbaren Eindruck. Ganz genau kann man am Rand bis zum Boden des Kraters, wo man, einem beweglichen Ameisenhaufen gleichend, Hunderte von schwarzen Menschenwesen hämmern und schaufeln und die auf Schienen gehenden kleinen Eisenwagen schieben sieht, die Bodenschichtungen verfolgen: eine Kalkschicht, der wertlose „gelbe Grund" (Thon), der „blaue Grund", der die diamanthaltige Schicht bildet, und schließlich der harte Basalt- und Quarzmantel, der den keilförmig sich ins tiefste Erdinnere hineinsenkenden bläulichgelben, etwas bröckligen Diamantthon einhüllt, die Mine also gewissermaßen in Form eines steinernen Riesenbeckens oder Kessels abgrenzt. Kleine und große Wasserbäche rieseln hie und da in die Tiefe und werden, da sie der Mine nachteilig und durch die sogenannten Modderrushes, die sie veranlassen (Schlammstürze in die unterirdischen Tunnels und Schächte), im höchsten Grad gefährlich sind, nach Möglichkeit abgelenkt und durch Pumpanlagen unschädlich gemacht.

Aus dem Boden dieses Beckens, durch einen Tunnel hindurch, gelangen nun die Wagen mit den kostbaren Thonbrocken an die Oberfläche; ihr Inhalt aber kommt weit hinaus auf ein hoch mit Stacheldraht umzäuntes Feld, das man nun wirklich als Diamantfeld bezeichnen kann. Denn dort liegt der „blaue Grund" viele Monate lang, der Sonne und dem Regen ausgesetzt, damit er immer mürber und mürber wird, von schwarzen, sorgsam überwachten Sträflingen von Zeit zu Zeit durchpflügt, aufgewühlt, zerkleinert. Nun erst beginnt die eigentliche Diamantensuche. In sinnreich konstruierten Maschinen wird der vom Feld in große Kessel beförderte, zu einem grobkörnigen Pulver verwitterte Thon mit Wasser geschlemmt und in rotierenden Waschmaschinen geschüttelt, so daß die schlammigen Bestandteile sich von den gröberen sondern. Diese Prozedur wiederholt sich einigemal, bis endlich der grobe Bodensatz in dicht verschlossenen Förderwagen nach den sogenannten Pulsatoren gefahren wird, während die feinen, schlammigen Bestandteile, die sogenannten „Tailings", später übrigens auch noch immer nach dem begehrten Edelstein durch einen besonderen Waschprozeß durchsucht, zu großen Hügeln aufgehäuft werden. Bis zu diesem Stadium des Verfahrens hat in der Regel noch keines Menschen Auge einen Diamanten gesehn. Es kommt äußerst selten vor, daß im Gestein oder in der pulverisierten Masse die Diamanten dem Auge sichtbar hervortreten. Und doch wird heute noch viel gestohlen. Die Schwarzen scheinen einen besonderen Blick dafür zu haben. Die eigentliche Gewinnung der Diamanten geschieht erst in der Pulsatorabteilung, wohin jene verschlossenen Förderwagen das Resultat der Wäscherei bringen. Dort wird in flachen Pfannen die ganze Masse noch einmal unter rinnendem Wasser in pulsierender Bewegung geschüttelt, so daß wieder eine feinere Sichtung eintritt, bis schließlich das übrigbleibende, sandartige Produkt dieses Verfahrens über Fettpfannen geführt wird, auf denen die großen und kleinen Diamanten sitzen bleiben, um schließlich einer Abkochung in heißem Wasser und einer endgiltigen Sortierung durch die Hände weißer Arbeiter unterworfen zu werden. Es macht auf den Zuschauer einen ganz unbeschreiblich fesselnden Eindruck, wenn unter dem grauen, braunen und gelben, winzigen, kiesartigen Sand, in dem sich übrigens auch zahllose kleine Granaten befinden, die hellen Edelsteine in verschiedenen Farben und Größen und ebenso verschiedenen, zumeist oktaëdrischen Formen der Kryställisation

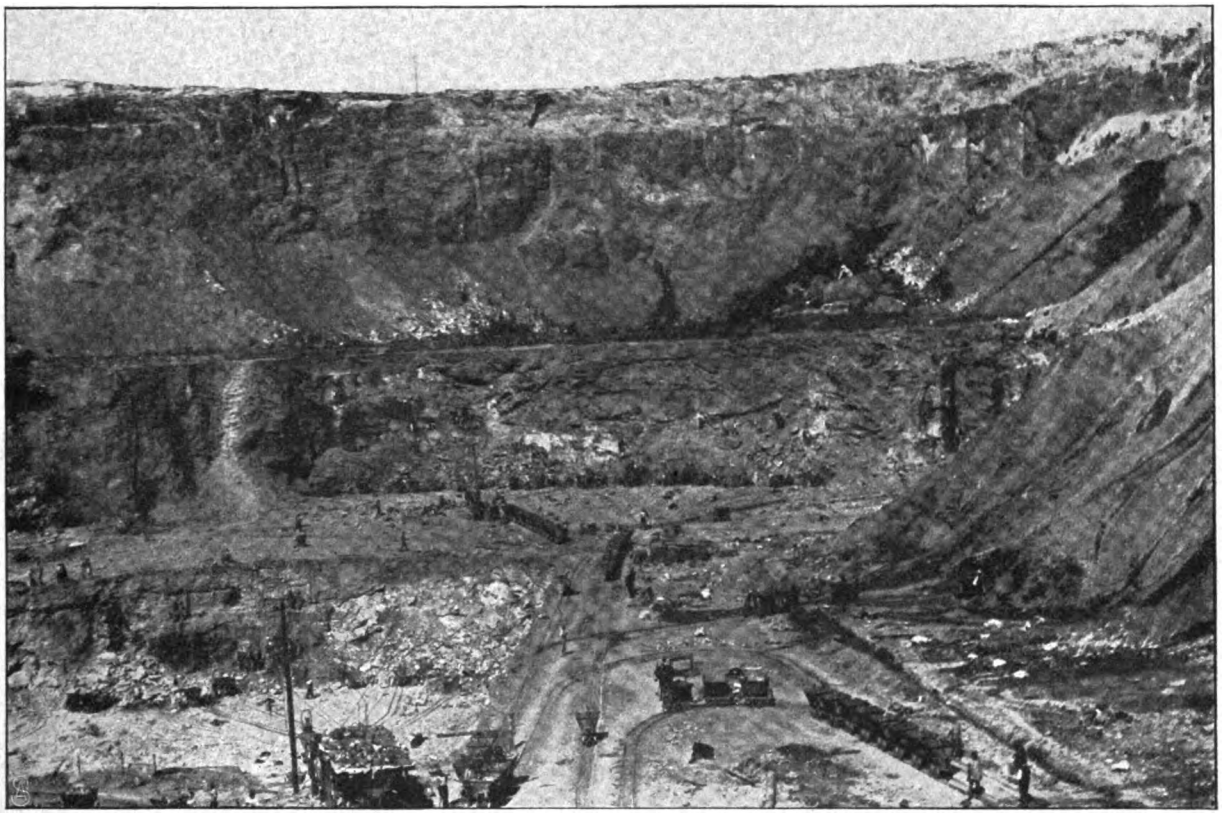


Blick in die unterirdische Kimberleymine.

Digitized by Google

hervorleuchten, so daß man oft mit einem Handgriff für einige Tausend Mark Diamanten aufraffen kann.

Das durch den unterirdischen, den Tiefminenbetrieb, gewonnene Gestein wird natürlich an denselben Stätten genau in derselben Weise behandelt, wie das Produkt der offenen Mine. Das Treiben dort unten in den verschiedenen „Levels", deren zur Zeit tiefste in der Kimberleymine 2600 englische Fuß unter der Erdoberfläche liegt, hat etwas Beängstigendes an sich. Die enorme Hitze an manchen Stellen, mit feuchter, durch Wassergerinnsel erzeugter Kälte abwechselnd, die dort unten in den breiten, mit Schienen belegten Stollen herrscht, das furchtbare Lärmen und Toben der herabrollenden Gesteinsmassen, das Rasseln der auf- und abrollenden Förderwagen, das Hin- und Herhuschen der nackten Kaffergestalten in dem Dämmerlicht der schmäleren, durch Kerzenlicht spärlich erhellten Seitenstollen, dann wiederum das unheimliche Donnergeräusch von Dynamitsprengungen,



Die offene Wesseltonmine in vollem Betrieb.

oben und unten, links und rechts, das wahre Bergstürze erzeugt, das Sausen der Ventilatoren — alles das zusammengenommen macht einen nervenerschütternden Eindruck. Durch das Bewußtsein, daß man fast tausend Meter unter der Erdoberfläche wandelt und daß jeden Augenblick von irgendeinem Seitenstollen ein Schlammsturz mit Windeseile, todbringend hereinbrechen kann, erhöht diesen Eindruck recht nachhaltig.

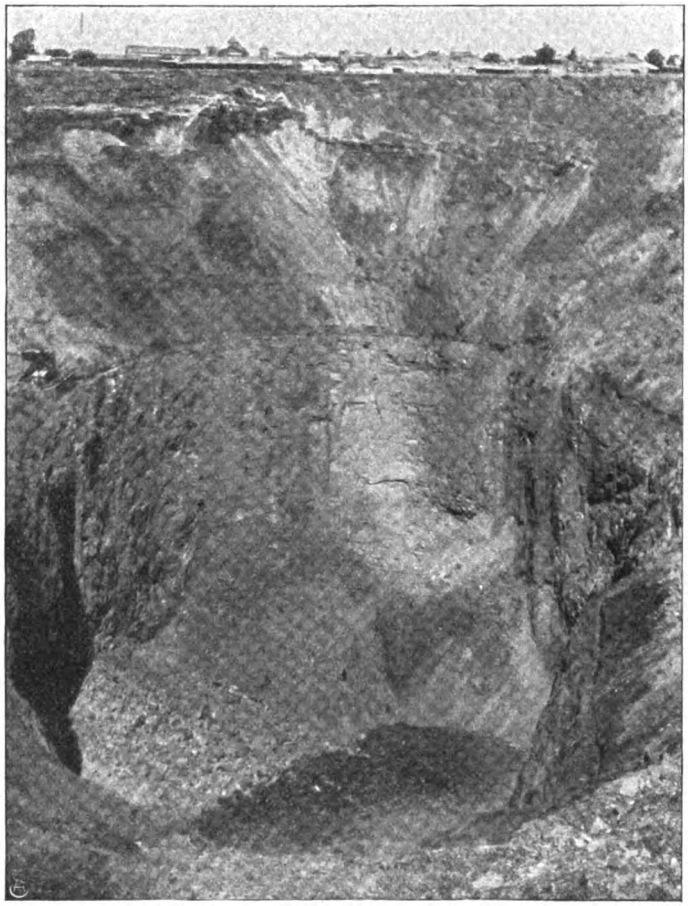
Meine Darstellung der Diamantgewinnung, wie ich sie von Anfang bis zu Ende über und unter der Erde mit eigenen Augen gesehn habe, ist natürlich lückenhaft und oberflächlich. Aber ich wollte absichtlich nicht in epischer Breite einen Gegenstand behandeln, der von berufeneren Federn schon unzähligemal geschildert worden ist. Notwendig war die kurze Darstellung immerhin für das Verständnis anderer mit der Schatzgräberei von Kimberley zusammenhängender Dinge.

Wenn man Studien im Monopolsystem an der Hand vollendeter Modelle machen will, so muß man nach Kimberley gehn. Alle Licht- und Schattenseiten der Monopolisierung des wichtigsten Lebensfaktors eines ganzen Landes spiegeln sich dort in dem Namen de Beers wieder. Auch hier war eine der interessantesten Persönlichkeiten, die je auf südafrikanischem Boden gelebt: Cecil Rhodes, der Vater des Gedankens. Der Gedanke war nicht schlecht, ja noch mehr, er war fast naturnotwendig, er lag in der Luft, und, wie das so häufig bei den einfachsten Dingen geschieht, mußte das Genie kommen, um eine Frucht zu pflücken, die eigentlich jeder Dummkopf auch sehn konnte. Rhodes war ein Genie, und nach allem, was ich hier an Spuren seines Erdenwallens gesehn habe, ist nichts falscher, wenn auch freilich für jeden Philister sehr bequem, den großen „Cecil" einfach als einen ungehörnten Gottseibeiuns hinzustellen, dessen Leichnam, wie einmal ein bekannter deutscher Journalist sehr geschmackvoll schrieb, „auf dem Schindanger der öffentlichen Meinung liegt". Dieser Cecil Rhodes, von dem ich glaube, daß er mit brutaler Rücksichtslosigkeit und mit einem fast fanatischen Glauben an die Macht des Goldes, der manch Unseliges im Gefolge hatte, seine Pläne und Ideen verfocht und durchsetzte, er suchte, so merkwürdig das klingt, die Millionen nicht um der Millionen willen. Er war das Gegenteil eines goldgierigen Raubtiers und Halsabschneiders. Er war ein Idealist, der ein unbändiges Vergnügen daran fand, möglichst viel für die Erhaltung der Geschlechter der Zebras, Giraffen, Springböcke u. s. w. zu thun. Er baute für schweres Geld Tierparks in Great Rondebosh und in Kimberley. Sein Sinn für Gemeinnützigkeit war vielleicht noch viel stärker entwickelt als sein Erwerbssinn. Während der Belagerung von Kimberley stellte er alles, was den Institutionen der De Beers Company nur zweckdienlich und verfügbar war, in den Dienst der Unterstützung der schwer leidenden Bevölkerung, und seine „Arbeiterstadt" Kenilworth, dicht bei Kimberley, ist das Muster einer Villenkolonie für die weißen Angestellten der Diamantgruben. Eingebettet in herrliche Alleen von Eukalyptus-, Pfefferbäumen und Lärchen liegen die hübschen Einfamiliendoppelhäuser mit schmucken Vorgärten, alle freilich in dem flachen, indischen Bungalowstil gehalten, wie ganz Kimberley, aber luftiger, niedlicher, gesunder, billiger als irgendein Wohnhaus der inneren Stadt. Und da ist eine

Digitized by Google

Schule, eine Krankenstation, ein riesiger Gemüsegarten für die Zwecke der Kolonisten, der einem subtropischen botanischen Garten ähnelt, inmitten einer recht gemüsearmen Gegend.

Ich hoffe, daß dieser Panegyrikus auf Cecil Rhodes sensitiven Gemütern, die es nicht verstehen wollen, daß man solche Menschen nicht einfach mit Verachtung und sittlicher Entrüstung der Biedermänner abthun kann, sondern an den abschreckenden Schattenseiten und den Zügen des Großen und Gemeinnützigen in ihrem Wesen lernt, nicht allzu stark auf die Nerven schlagen wird. Er war eigentlich nicht Selbstzweck, sondern dient zur Erklärung dafür, daß auch hinter der Amalgamierung all der kleinen Mineninteressen und Diamantbuddeleien, die noch vor 1885 im Kapland bezw. im Oranjefreistaatgebiet existierten, hinter der erbarmungslosen Monopolisierung des Diamantgrabens unter der Flagge De Beers doch auch etwas anderes steckt, als die Spürnase eines mit allen Wassern gewaschenen Spekulanten. Dem selbst nur oberflächlichen Beurteiler der Diamantminenverhältnisse mußte es einleuchten, daß der bisher vorhandene Zustand des wilden Aufwucherns großer und kleiner, solider und unsolider Gesellschaften, der Zerstücklung der Diamantfelder in zahllose kleine Claims (Besitztitel auf Stückchen Grubenland) und Teilclaims, die Bearbeitung dieser Claims Schulter an Schulter vom technischen Standpunkt auf die Dauer unmöglich sein und vom finanziellen Standpunkt einerseits eine rationelle Untergrundausbeutung der Minen unmöglich werden, andrerseits durch die ins Ungemessene wachsende Ausbeutung eine Art Diamantenraubbau erzeugt werden würde, der zu einer Entwertung des Edelsteins notwendigerweise führen mußte. Diesem Gedanken entsprang die Amalgamierung fast aller vorhandenen Diamantminen und die Schaffung eines Monopols, das freilich der Kolonialregierung, ja selbst dem Mutterland, bis zu einem gewissen Grad den Fuß auf den Nacken zu setzen vermag und den Diamanthandel der Welt beherrscht, freilich aber auch die Mittel gewährt, dem Land einen sicheren Strom von Einnahmen durch eine vollendete Technik des Grubenbaus, durch eine plangemäße, sichere Ausnutzung der Minen zu schaffen.



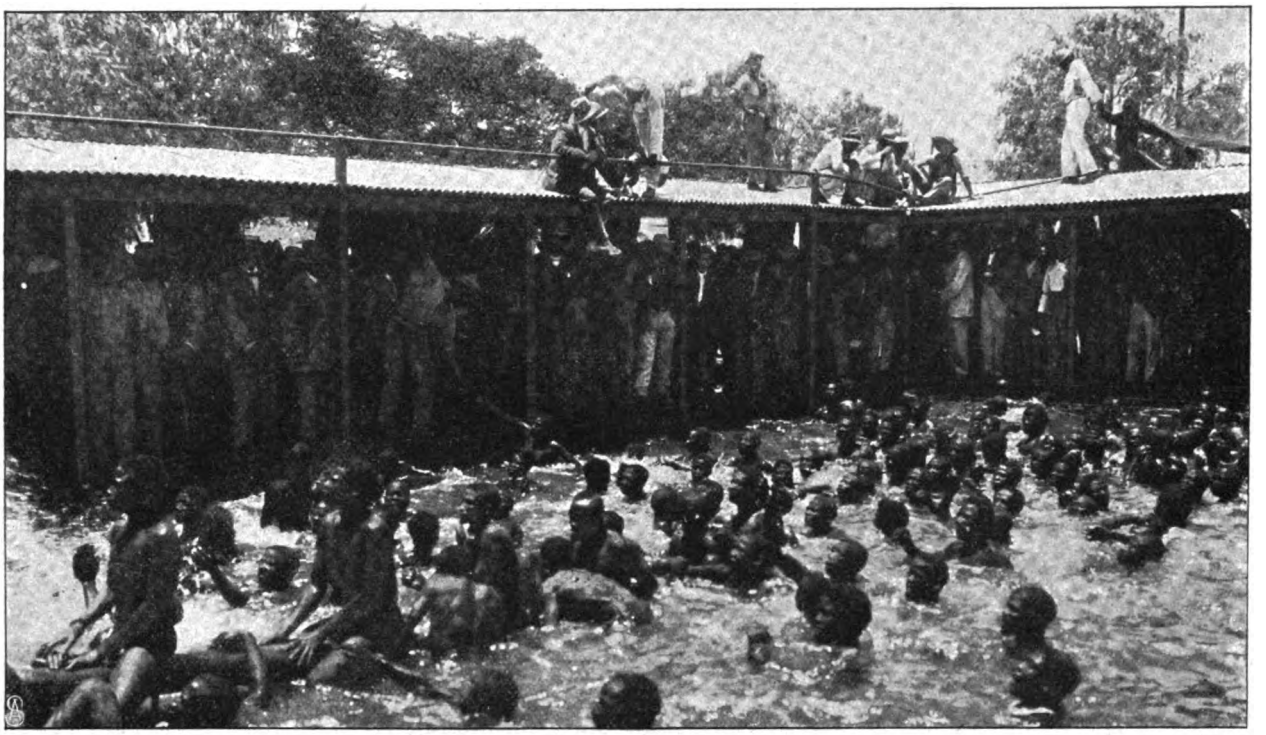
Die älteste „offene" Mine in Kimberley.

Den wichtigsten Einfluß übt aber diese Finanzgroßmacht auf die Gestaltung der Arbeiterfrage aus. Weder für britische Arbeitskraft, noch für irgendwelche andere, am allerwenigsten für deutsche, kann die Weiterentwicklung des Diamantminenwesens irgendeinen Boden der Bethätigung auf absehbare Zeit hinaus bilden. Zunächst war es mir sehr leicht, festzustellen, daß hier, wie überall anderwärts im Lande, Amerika mit seinem kräftigen und geschickt bethätigten industriellen Thatendrang, so weit es sich um Maschinenwesen, ja auch um höhere Arbeitsleistungen handelt, die erste Geige spielt. Daß Herr Gardener Williams, ein Amerikaner, der übrigens in Freiberg seine montanwissenschaftlichen Studien gemacht hat und kaufmännisch wie technisch als ein Genie ersten Ranges gilt, sehr für amerikanische Techniker und „bessere" Arbeiter, Aufseher u. s. w. inkliniert und dies als Generalleiter des riesigen Arbeitskomplexes der De Beersminen auch vielfach bethätigt, das kann man eigentlich kaum mit dem Ton des Vorwurfs aussprechen. Und daß überall amerikanische Ingenieure auch amerikanisches Arbeitsmaterial, Maschinen, Werkzeuge u. s. w. bevorzugen, das mag sich allenfalls die deutsche Industrie nach verschiedenen Richtungen hin zu Herzen nehmen und ins Notizbuch eintragen, zu sittlicher Entrüstung kann man sich bei ganz leidenschaftsloser Erwägung darüber nicht aufschwingen.

Aber weit darüber hinaus hat die große De Beersgruppe der Minenarbeiterfrage ein ganz festes Gepräge gegeben, an dem selbst die Regierung im Kapland kaum noch irgendwie zu rütteln vermag. Die Regierung in London sollte sich am allerwenigsten durch ziemlich aussichtslose Anzapfungen dieser Geldquelle für ihre Kolonie, wie die beabsichtigte ungesetzliche Nachbesteuerung der De Beersminen, die auf den Börsen Europas so viel Aufsehen erregt hat, und der die Kapregierung, wenn ich recht unterrichtet bin, mit sehr kühlem Lächeln der Erwartung zusieht, nun schon gar nicht die Finger verbrennen. Zunächst hat man in Kimberley, allerdings auch in Johannesburg, im Bereich des Goldes festgestellt — ich nehme natürlich an, auf der Grundlage der Erfahrung — daß weiße Arbeiter die eigentliche Minenarbeit nicht verrichten können, der ganzen Art der Arbeit nach und der Löhnung nach. In Bezug auf das erstere bin ich nicht ganz sicher. Ich habe die Arbeit der Schwarzen in den offenen wie in den tiefen Minen beobachtet und bin der Ueberzeugung, daß sie furchtbar ist, daß sie ganz enorme körperliche Ausdauer verlangt. Aber — sind unsere schlesischen, sächsischen, westfälischen Bergleute viel besser daran? Die Gefahr der oben kurz erwähnten mudrushes, die durch das aus den offenen in die tiefen Minen eindringende Wasser verursacht werden, ist grauenvoll. Ich glaube, diese Schlammstürze, die, wie von einem unheimlichen Lufthauch, der vorwärtsgedrückten Luftschicht, angekündigt, jäh und blitzschnell kommen, haben schon manchen der „boys" begraben, von dem man nicht weiter spricht. Aber die Gesellschaft hat durch Anlegung von Rillen im Becken der offenen Minen, wo das Wasser aufgefangen wird, mit Erfolg versucht, die Gefahr stark zu reduzieren. Dafür haben wir die Wassergefahr, die tückischen Gase, die schlagenden Wetter in unsern Kohlenschachten. Also für körperlich unmöglich halte ich es nicht, daß weiße Grubenarbeiter die Arbeit der Schwarzen verrichten können.

Aber die Lohnfrage. Sie hängt natürlich mit der finanziellen Ergiebigkeit der Diamantminen zusammen, die — ich spreche wiederum aus der nun einmal feststehenden Ansicht der Minengesellschaften heraus — einen starken Riß

Digitized by Google



Wie die „boys" (Minenarbeiter) in Kimberley Weihnachten feiern.

bekommen würde, wenn man die Löhne zahlen sollte, die der weiße Arbeiter hierzulande verlangen muß. Und wollte man diese Löhne zahlen, so würde das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter, wie es in der That hier besteht, auf weiße Grubenarbeiter vollständig unanwendbar sein. Ein Compoundsystem, nach Art des in Kimberley für die Schwarzen üblichen, für weiße Arbeiter einzurichten, ist natürlich ganz ausgeschlossen. Ich habe es mir sehr genau angesehen, dieses System, das den Kafferarbeiter für die Dauer seines Arbeitskontrakts zu einem Gefangenen macht und darüber hinaus noch sieben Tage lang zu einem in strengster Beobachtung seines äußeren und — seines inneren Menschen gehaltenen Verdächtigen. Es nimmt die ganze Verpflegungsfrage des Arbeiters in Form etwa eines geschlossenen Zwangskantinenwesens in die Hand, entmündigt den Arbeiter, indem es ihn nötigt, alle seine Bedürfnisse in dem „Compound" der Gesellschaft zu kaufen, macht ihm den Kauf und Konsum von alkoholischen Getränken unmöglich und beschränkt sein ganzes Erdendasein für eine gewisse Zeit auf die Arbeit in der Grube und auf das Ausruhen hinterm unübersteigbaren Gitterzaun des Compound-Camps, in dem er schläft und ißt und trinkt, seine Spiele treibt, seine Lieder singt — und

Kriegstanz der „boys" in einem „Compoundlager".

Digitized by Google

wenn's darauf ankommt, auf dem Bett eines Barackenhospitals auch seinen letzten Seufzer aushaucht.

Die Notwendigkeit des Compoundsystems wird durch die eigenartige Veranlagung der Kaffern begründet, und man weist auf Transvaal hin, wo das sog. „offene", also nicht gefängnisartige Compoundsystem besteht und die Arbeiterfrage noch viel brennender ist, als in den Diamantgruben Kimberleys. In den Johannesburger Minen arbeiten vielleicht 70 000 Kaffern. Aber um alle Minen, die in Angriff genommen und in Aussicht sind, nutzbar zu machen, braucht man vielleicht eine Viertelmillion von Grubenarbeitern. Woher nehmen!? Weiße Arbeiter thun's nicht für 30 bis 50 Schilling monatlich, und für mealies (eine Art Maisgrütze) kann man nicht weiße Arbeiter bekommen. Man hat bekanntlich schon von einem chinesischen Kuliimport nach Transvaal gesprochen und die Idee auch schon mit heißer Entrüstung bekämpft. Ob diese Entrüstung so sehr berechtigt ist, weiß ich nicht, da es sich ja hier nicht, wie in Kalifornien, um Verdrängung weißer Arbeiter handeln würde und unzweifelhaft die Chinesen anders, d. h. leichter behandelt werden könnten, als die Kaffern mit ihren angestammten und ihren durch den nachteiligen Einfluß des Krieges erworbenen Eigenheiten.

Die angeborenen Eigenarten der Kaffern, unter denen die verschiedenen Stämme der Schwarzen Südafrikas, wie man sie in den Compounds vereinigt sieht, echte Zulus aus Natal, Hottentotten. Pondos, Beschuanen, Neger, Fingos (die minder geachteten Neger, deren Namen auf deutsch „Hunde" bedeutet), Basutos, Geikas (aus Kaffraria), Barotseyneger, sog. Kapboymischlinge u. a., zusammenzufassen wären, sind für das Verständnis der Arbeiterfrage Südafrikas und des Compoundsystems von Bedeutung. Der Kaffer betrachtet die Zeit der Arbeit als eine Periode der Heimsuchung. Er ist nicht faul während seiner Arbeitszeit, weil er darin ein Uebergangsstadium zu dem paradiesischen Land langanhaltender Faulheit sieht. Die Minenarbeiter stehen in Akkordlöhnen. Soviel Förderwagen täglich voll kostbaren „blauen Grundes", soviel Schillinge, bei achtstündiger Schichtarbeit. Das spornt ihn zu möglichst reger Thätigkeit an. Er arbeitet, wenn seine Trägheit nicht stärker ist, als die Sehnsucht nach dem dolce far niente im Heimatland, vielleicht 4 bis 5 Jahre — dann geht's nach Hause. Er kauft sich drei bis vier Frauen, erhält vom Häuptling seines Stammes sein Land und seine Hütte angewiesen, lebt hauptsächlich von Mealiesgrütze, macht leichte Schnitzarbeiten und läßt seine Frauen alle schwere Arbeit, einschließlich der Feldarbeit, verrichten. Es ist in den Eingeborenendistrikten Natals gar keine Seltenheit, die bessere Hälfte solch eines faulen Kaffern neben dem Esel vor dem Pflug eingespannt zu sehen. Fortan wird nicht leicht menschliche Kraft oder Ueberredung den Kaffern zu irgendeiner nennenswerten Arbeit bringen. Sein Kapital hat er erworben und in Frauen angelegt, die ihn bis an sein seliges Ende ernähren müssen. So giebt es vielleicht an 200 000 Kaffernrentiers in den Landstrichen des Transkei, in Pondoland und östlichem Griqualand, zwischen der Kapkolonie und Natal. Dabei fährt das Land der Eingeborenen selbst gar nicht so schlecht In dem Jahr, als der Burenkrieg begann, wurden von der Regierung rund 30 000 Pässe für Kaffernarbeiter aus jenen Gebieten nach Transvaal, Kimberley u. s. w. ausgegeben. Rechnen wir nun, daß jeder, der von der Arbeit zu dem Paradies des Nichtsthuns heimkehrte, 30 bis 40 Pfd. Sterling mitbringt, so macht das rund eine Million Pfd. Sterling aus, die die Kaufkraft des Landes bildet.

Während der Arbeitszeit ist der Drang der Kaffern nach Alkohol ebenso stark, wie gefährlich. Er würde, wenn er könnte, alles in Spirituosen anlegen, was er verdient. Sein Verhältnis zu den Weißen ist, wie ich schon früher ausführte, durch den Krieg ein etwas schiefes, für beide Teile wenig nützliches geworden. Aber schon an und für sich ist es darum immer ein schwieriges gewesen, weil die Behandlung der Eingeborenen als Bürger des Landes, als politisches Wesen, außerordentlich verschieden war. Freisinnige Engländer sagten mir, die Buren hätten es immer besser verstanden, die Eingeborenen zu behandeln, als die Engländer, die unter der sentimentalen und stark unpraktischen „Negrophilie" des Mutterlandes fühlen und handeln. In Transvaal jedenfalls hatten die Schwarzen keinerlei politische Rechte, ebenso allerdings auch in Natal. In der Kapkolonie aber, wo die schwarze Rasse denn auch thatsächlich, wie der vulgäre Ausdruck lautet, dem Weißen „auf den Kopf spuckt", wo in Wahlzeiten weiße Kandidaten zu den vergnügt grinsenden Kaffern und ihren „ladies" kommen, um Stimmen zu erbetteln, wo heute der Schwarze nicht mehr unter 4½ bis 5 Schilling täglich arbeiten will, herrscht zwischen Weißen und Schwarzen vollständige politische Gleichberechtigung. In dem neuen Transvaal und der Oranjekolonie will Lord Milner ebenfalls die Gleichberechtigung anstreben. Diese Ungleichheit und Unsicherheit in der Auffassung und Behandlung tragen natürlich nur dazu bei, den Schwarzen zu demoralisieren und die Lösung der Arbeiterfrage, der ganzen Eingeborenenfrage zu erschweren. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß die volle Lösung erst in dem auf gemeinsamer staatsrechtlicher Grundlage aufgebauten zukünftigen Südafrika gefunden werden wird. Man wird dann aus praktischer Erfahrung heraus einen Weg finden müssen, der die Gefühlspolitik gegenüber der schwarzen Rasse mit dem Nützlichkeitsprinzip vereinigt, ihre enorme Vermehrungsfähigkeit, ihre angeborenen Eigentümlichkeiten in Rechnung zieht und schließlich auch von der sentimentalen Auffassung über „die ursprünglichen Herren dieses Landes" abgeht. Am Ende aller Erwägungen darf man wohl nicht vergessen, daß die Bantuneger, denen im Grunde genommen all die sogenannten „Eingeborenen" hier angehören, selbst Eingewanderte sind, die vor nicht gar so langen Zeiten die eigentlichen Urbewohner, in erster Reihe die Hottentotten, verdrängten oder doch an die Wand drückten.

Inzwischen nun haben, wie schon angedeutet, die Monopolisten von Kimberley die Arbeiterfrage, so weit möglich, durch das Compoundsystem, das vielumstrittene, praktisch gelöst, und man machte mir dort kein Hehl daraus, daß in den Augen nüchtern urteilender Praktiker auch in der nächsten Zukunft des südafrikanischen Minenwesens dieses System eines beschränkten Zwanges gegenüber den Arbeitern jedenfalls die größte Rolle spielen und sich wahrscheinlich als das finanziell und politisch ratsamste herausstellen werde.

Auf den Europäer macht die Sache — über dies Gefühl vermag wohl keiner hinwegzukommen, der die Compounds besucht — einen deprimierenden Eindruck, weil man die Vorstellung der frei, selbstwillig und dabei recht hart Arbeitenden mit dem Begriff der Gefangenschaft nicht recht zu vereinigen vermag. Das Gefühl wird nur wenig gemildert, wenn man durch Beobachtnng die Anschauung gewinnt, daß diese Schwarzen heute noch eine Mischung zwischen kleinen Kindern und großen Affen sind. Man muß zugeben, daß es diesen Leuten gegenüber keinen andern Schutz vor Diamantdiebstählen, die immer noch vorkommen, giebt, als dies System der Ueberwachung, das schließlich in eine mehrtägige „Detention" ausläuft, während der die Hände in Lederfutterale eingeschlossen und noch andere scharfe Diebstahlsbehinderungen in Anwendung gebracht werden. Manches entzieht sich der Beschreibung. Man hört auch, daß selbst das nicht die diebischen Gelüste der Schwarzen unterdrückt. Der Aufseher in dem Detentionsraum erzählte mir, daß kürzlich ein Kaffer sich eine Wunde am Unterschenkel beigebracht, darin 35 Diamanten verborgen und schließlich einen Fetzen aus seinem Hemd als Pfropfen hineingesteckt hatte, auch die Qualen, die infolge der unvermeidlichen Entzündung der Wunde verursacht wurden, mannhaft trug, bis endlich Entdeckung erfolgte. Dabei werden von der De Beersgesellschaft für jeden Diamanten, der als gefunden abgegeben wird, 10 Prozent des Wertes vergütet. Der Wert solcher gefundener Steine soll sich jährlich auf rund 8 Millionen Mark belaufen. Man wird auch fernerhin bei der Beobachtung dieser Arbeiter inne, von welch enormer Bedeutung die zwangsweise Enthaltung von Alkohol ist. Alles Erdenkliche

Digitized by Google

können die „Boys“ in den Compounds sehr billig kaufen — Fleisch, Delikatessen, Kleidungsstücke — nur keinen Schnaps. Wenn sie sich heimlich aus Mealies sogenanntes Kaffernbier selbst brauen, das ihnen übrigens auf ärztliche Verordnung als Skorbutverhütungsmittel zuweilen verabreicht wird, werden sie bestraft. Moralisch und physisch ist das von vortrefflichem Einfluß. Ferner werden die Leute nicht in die Compoundslager geschickt, wie Verbrecher in ein Gefängnis. Sie schließen einen Arbeitsvertrag auf Monate oder Jahre. Indem sie ihn schließen, wissen sie genau, welcherlei Freiheitsbeschränkungen ihrer warten, daß selbst ihre Weiber und Kinder das Lager bloß bis zur Schwelle betreten dürfen. Dann wird ins Feld geführt, daß die wirtschaftliche Schädigung der Handelswelt einer Stadt, wie Kimberley, durch die Monopolisierung des Verkaufs innerhalb der „Camps“ nicht so groß ist, wie man annimmt. Die De Beersgesellschaft hat sich dem Staat gegenüber verpflichtet, alle Waren, die sie in den Lagern verkauft, so weit dies möglich ist, aus Kimberley zu beziehen. Endlich — und das ist die Hauptsache — muß festgestellt werden, daß von einer unmenschlichen Behandlung der Schwarzen in den Compounds, entgegen früher vielfach ausgesprochenen Behauptungen, nicht die Rede sein kann. Der Eindruck des Lebens, das sich dort abspielt, ist vielmehr beinah ein wohlthuender. Die Leute wohnen und ernähren sich dort besser, sauberer, als in ihren Krals. Für gemeinnützige Institute, Hospitäler, Schule, Gottesdienst ist gesorgt. Es geht ein fröhlicher Zug durch die Gesellschaft. Einige wenige blieben bis zu 15 Jahren in ihren Arbeitskontrakten.

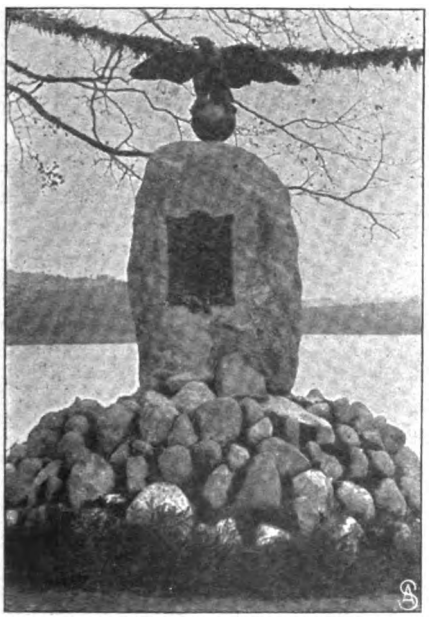
Alles das und noch einiges spricht für das System, und doch erfüllt es den Beobachter mit einer gewissen Traurigkeit, je mehr und je stärker es ihm im Licht einer schrecklichen Notwendigkeit erscheint. Jedenfalls — und das ist das Resultat meiner Studien in der Minenwelt von Kimberley und Umgebung — ist hier die Lösung der Arbeiterfrage Südafrikas zunächst auf einem toten Punkt angelangt, über den man auch wohl nach Jahrzehnten nicht hinauskommen wird. Ja, es würde mich nicht wundern, wenn sogar zunächst auch in der neuen Gestaltung der wirtschaftlichen Dinge hier unten die in den Kimberleyminen gesammelten Erfahrungen maßgebend sein werden.

So viel scheint mir festzustehen, daß der Krieg mit seinen Folgen an dem Minenwesen, mit Ausnahme vielleicht einer Modifizierung der Goldgesetze in Transvaal, worauf wir später kommen, wenig oder nichts verändern wird. Das einzige, was zu erwarten ist, könnte eine Ausbreitung der Konkurrenz für die Monopolisten in Kimberley sein, indem die neue Regierung in Transvaal eine größere Liberalität gegenüber dem Prospektieren obwalten lassen wird, als dies unter der stark konservativen, in dieser Beziehung oft zopfigen Burenregierung der Fall war. Damit wird natürlich der individuellen Bethätigung auf dem Feld der Schatzgräberei ein größerer Raum gegeben werden, und die Diamantgewinnung auch außerhalb Kimberleys, also in Transvaal und der Oranjekolonie, wird gehoben werden. Ob dies dem Land unmittelbaren Nutzen bringen oder sich erst im Lauf der Jahrzehnte, wenn neue Erfahrungen gemacht und neue Entwicklungsphasen durchlebt worden sind, zu einer Quelle des Glücks, des Reichtums und des sozialen Friedens herausgestalten wird, das läßt sich bei dem verworrenen Stand der Dinge jetzt schwer überblicken.

Bilder aus aller Welt.

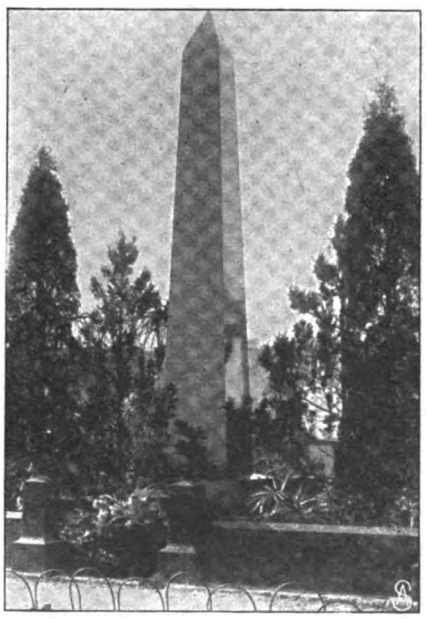
Johann Christoph Friedrich Guts Muths ist als Mitbegründer der Turnkunst besonders unserer der körperlichen Ausbildung und allen körperlichen Bewegungsarten zugewandten Zeit wert und vertraut. Die Bürgerschaft und die Turnlehrerschaft Deutschlands will dem Vorläufer Jahns, dem Turngroßvater, zu Quedlinburg ein Denkmal setzen, das ihn darstellt mit seinem Lieblingsschüler und Freund Karl Ritter, dem nachmaligen berühmten Geographen. Guts Muths wirkte gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts an der berühmten Salzmannschen Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, nicht nur als Leiter der damals noch ganz unbekannten gymnastischen Uebungen, er gab auch Unterricht in Geographie und Technologie. Zum Besten des Denkmals haben die Schüler der Guts Muthsrealschule zu Quedlinburg ein von dem Direktor der Anstalt, Dr. Hermann Lorenz, verfaßtes Festspiel aufgeführt, das großen Beifall erntete und einen hübschen Reingewinn dem Denkmalsfond zuführen konnte.

Was für den Großvater der Turnsache noch erstrebt wird, das hat der Vater des körperlich und geistig befreienden Turngedankens an vielen Orten



Das Denkmal für Lützow und Jahn
bei Mölln.

Zum Besten des Guts Muthsdenkmals
in Quedlinburg:
Scene aus dem Festspiel „Christoph Guts Muths“.



Das Grabdenkmal für Konrad Ferd. Meyer
in Kilchberg.

Digitized by Google

Kemal eddin-Pascha, Schwiegersohn.

Chalid-Pascha, Vetter.

Nureddin-Pascha, Schwiegersohn.

Achmed-Pascha, Vetter.

Männliche Verwandte des Sultans.

längst erreicht. Jüngst ist ihm ein neuer Denkstein errichtet worden im Verein mit seinem Freund und soldatischen Vorgesetzten Freiherrn v. Lützow, gerade an der Stelle, wo beide im Jahr 1813 in dem berühmten Lützowschen Freikorps Seite an Seite gegen die Truppen des korsischen Eroberers gefochten. In Mölln, der Geburtsstadt Till Eulenspiegels, erhebt sich am See aus gehäuften Steinen ein einfacher Felsblock, den ein Adler krönt. Es ist nur ein schlichter Stein, aber er erzählt von echtem deutschem Sinn und von Heldenkämpfen, die für die Entwicklung und Gestaltung unseres Deutschen Reichs von der allerhöchsten Bedeutung waren.

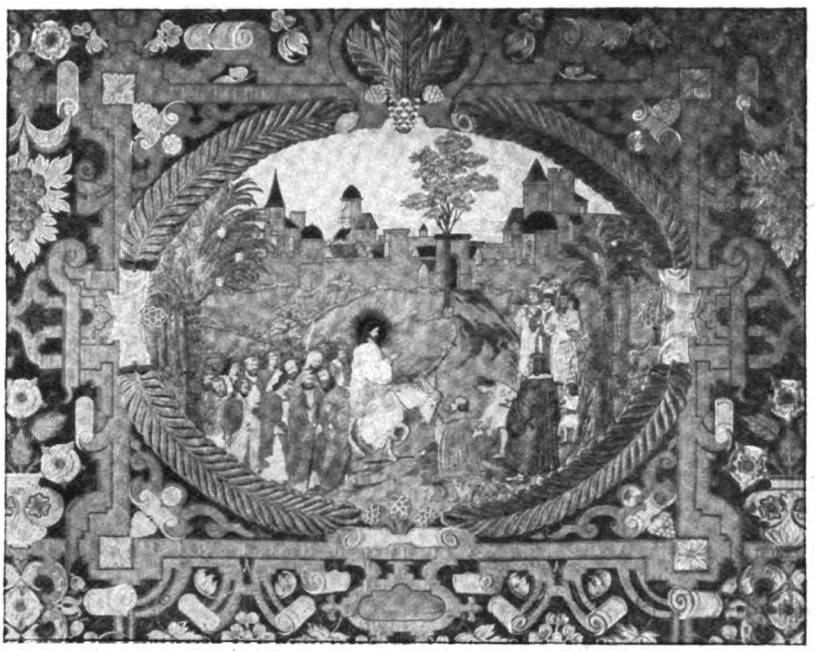
Und neben dem Gedenkstein für Kampf und Heldentum ein stilles Dichtergrab! Auf dem Dorffriedhof von Kilchberg am Zürichersee hat man dem neben Keller größten Schweizer Dichter Konrad Ferdinand Meyer einen schlanken Obelisken errichtet, als ein dankbares Andenken an „Huttens letzte Tage", an „Jürg Jenatsch", „Plautus im Nonnenkloster", „Die Richterin" und zahlreiche andere Werke, die voraussichtlich fester und dauerhafter als Stein und Erz den Ruhm und die Größe des Dichters preisen werden. Jedenfalls aber ist durch den Marmorobelisken und die gleiche Marmoreinfassung dem Dichter eine würdige, künstlerisch wohlthuende Grabstätte gegeben.

Von der ersten deutschen Lehrerfahrt nach dem Orient: Die Teilnehmer bei Bethel in Palästina.

Phot. Krikorian, Jerusalem.

Digitized by Google

Abdul Hamid, der 34. Herrscher der Türkei vom Stamm Osman, führt trotz aller Anfeindungen und trotz steter Intriguen ein glückliches Familienleben. Bei der großen Anzahl seiner Frauen hat er natürlich einen ungeheuren Familienkreis, aus dem wir einige männliche Verwandte im Bild vereint finden (S. 2280). Zwei Brüder, Söhne des verstorbenen Gasi Osman-Pascha, Nureddin-Pascha und Kemal eddin-Pascha, haben zwei Töchter Abdul-Hamids, die Prinzessinnen Zekie-Sultane und Naiyme-Sultane geheiratet, sind Divisionsgeneräle und Adjutanten des Sultans geworden und gehören zum allerhöchsten engsten Familienkreis. Achmed-Pascha, der Sohn des Marschalls Ismail-Pascha-Kurdt, und Chalid-Pascha, Sohn des Marschalls Derwisch-Pascha, haben ebenfalls zwei Schwestern geehelicht, die Cousinen des Sultans Abdul-Hamid sind. Auch sie sind beide Divisionsgeneräle und persönliche Adjutanten des türkischen Herrschers.



Aus der deutschen Gesellschaft in Stockholm:
Gobelin für die deutsche Kirche in Stockholm. Geschenk des Deutschen Vereins.

Die erste deutsche Lehrerfahrt nach dem Orient hat allseitige Zustimmung und große Beteiligung aus allen Lehrerkreisen gefunden. Unser Bild stellt die fröhliche Reisegesellschaft in ihrem Orientkostüm hoch zu Roß dar, wie sie vor Bethel, der berühmten Kultusstätte im Westjordanland an der Straße von Jerusalem nach Sichem hält.

Die deutsche Gesellschaft in Stockholm feierte jüngst das Fest ihres vierzigjährigen Bestehens. Aus ihrem Kreis wurde für die deutsche Kirche ein prächtiger Gobelin gestiftet. Unter den ungefähr 150 Festgästen wurden besonders Legationsrat von Heintze-Weißenrode, Militärattaché Leutnant v. Wilamowitz-Möllendorff und die Generalkonsule v. Krencki und Sachs bemerkt.

Der Verein inaktiver Offiziere der deutschen Armee und Marine hat eine Wohlthätigkeitsmesse im Berliner Architektenhaus veranstaltet, die glänzend verlaufen ist. Es wurden in den Verkaufsständen der Messe Speisen und Getränke, Lebens-

Von links nach rechts: Frau Stensbeck, Herr Barth, Leutn. Schultze, Frl. am Ende, Herr Reiner, Frau Oberleut. Reiner, Maler von Meng-Trimmis, Leut. v. Stephani, Frl. Lütteke-Damaskus.

Von der Wohlthätigkeitsmesse des Vereins inaktiver Offiziere der deutschen Armee und Marine: Eine lustige Ecke.

Spezialaufnahme für die „Woche" von Gordan & Dellus.

Digitized by Google

Reichstagsabgeordneter F. Wehl, Senator der Stadt Celle.

mittel und Weihnachtsgeschenke feilgehalten, daneben fanden Künstler- und Promenadenkonzerte statt, ein „buntes Theater" that sich auf und abends wurde getanzt.

Der Reichstagsabgeordnete für den 14. hannoverschen Wahlkreis, Kaufmann Fritz Wehl, der zum Senator der Stadt Celle ernannt wurde, hat einen tüchtigen, erfolgreichen Lebensweg hinter sich. Er fing nämlich seine Karriere als einfacher Lohgerbergeselle an.

In Bonn hat der Oberbibliothekar und Leiter der Bonner Universitätsbibliothek, Professor Dr. Karl Schaarschmidt, seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert. Der Jubilar ist zunächst als Gymnasiallehrer in Berlin thätig gewesen, wurde 1854 Sekretär der Bonner Bibliothek, 1872 Bibliothekar und 1885 als Oberbibliothekar Leiter des ganzen Instituts. Seit 1900 lebt der bedeutende Gelehrte im wohlverdienten Ruhestand.

Die Jahresversammlung des Verbandes der deutschen Krankenpflegeanstalten vom Roten Kreuz wurde diesmal in Elberfeld abgehalten. Der reiche Segen, den jede einzelne Anstalt jährlich spendet, soll durch kräftigen Zusammenschluß aller Institute, durch gemeinsames Wirken und Handeln noch vermehrt und vergrößert werden. F. H.

Prof. Dr. K. Schaarschmidt, Bonn, feierte seinen 80. Geburtstag.

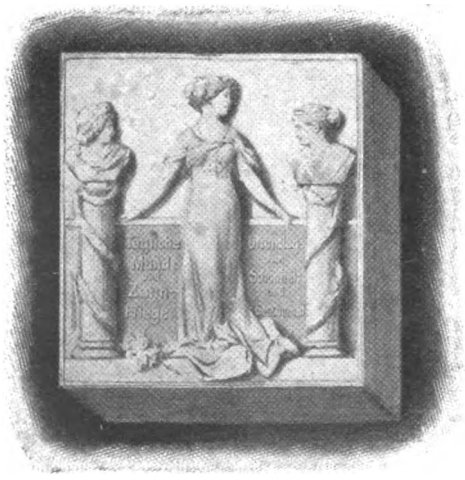
1. Fräulein Maria Döring-Elberfeld. 2. Oberin von Walmenich-München. 3. Gräfin Charlotte Itzenplitz. 4. Frau Beigeordneter Aders-Elberfeld. 5. Frau Auguste de Weerth-Elberfeld. 6. Frau Oberbürgermeister Lauter-Karlsruhe. 7 Oberin von Lützerode-Hannover. 8. Beigeordneter Frowein-Elberfeld. 9. Oberin von Holstein. 10. Prinz Nicolaus von Nassau. 11. Oberin von Boltenstern-Wiesbaden. 12 Landgerichtspräsident Thuchul-Meseritz (Vorsitzender). 13. Frau Rittergutsbesitzer Oehmigke-Berlin. 14. Oberin Noetel-Elberfeld. 15 Oberin Wickel-Kiel. 16. Frau Notar Chrzescinski-Elberfeld. 17. Schwester Agnes Reske-Hannover. 18. Frau Saatweber-Barmen. 19. Herr Saatweber-Barmen. 20. Frau Holtz. 21. Fräulein Paula Kaldeweg-Berlin (Redakteurin der Zeitschrift „Das Rote Kreuz"). 22. Oberst von Holleben-Cassel. 23. Oberin von Graevenitz-Magdeburg. 24. Oberin von Bostel-Hamburg. 25. Oberst von Welsien-Schwerin. 26. Schwester Margarethe-Quedlinburg. 27. Oberin Heldberg-Frankfurt a. Main. 28. Frau Regierungsrat Westermann-Duisburg. 29. Oberin Schmiede-Köln. 30. Schwester Anna-Berlin. 31. Oberin Kroichel-Frankfurt a. O. 32. Oberin von Rosenberg-Straßburg. 33. Oberin Braunschmidt-Eberswalde. 34. Oberin Getz-Stuttgart. 35. Oberin Roller-Karlsruhe. 36. Gerichtsassessor Dr. Döring-Elberfeld (Schriftführer).

Jahresversammlung des Verbandes der deutschen Krankenpflegeanstalten vom Roten Kreuz in Elberfeld.

Hofphot. W. Richter, Elberfeld.

Schluss des redaktionellen Teils.

Sinnvolles Weihnachtsgeschenk!



Mund-Hygiene-Cartons

Prächtige Ausstattung mit künstlerischen Reliefs.

5 Mark-Carton: Inhalt 2 grosse Flaschen Odol, 1 Patentdoppeldose Odol-Zahnpulver mit selbstthätiger Pulverabgabe, 1 Porzellan-Zahnpulverschaufel, 1 Hygiene-Zahnstocherbehälter, Zahnstocher, Broschüre über Mund-Hygiene mit Kalender.

3 Mark-Carton: Inhalt 1 grosse Flasche Odol, 1 Patentdoppeldose Odol-Zahnpulver mit selbstthätiger Pulverabgabe nebst Metallschaufel, Broschüre über Mund-Hygiene mit Kalender.

(Der Preis der vollen Cartons entspricht dem Verkaufspreise der Einlagen, die künstlerisch ausgeführten Cartons stellen somit eine freie Zugabe dar.)

Zu haben in allen einschlägigen Geschäften. Wo nicht erhältlich, directer, portofreier Versandt gegen Nachnahme oder Voreinsendung von M. 5.50 für den grossen, M. 3.50 für den kleinen Carton.

Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner, Dresden.

Preis Mk. 5.—

Digitized by Google

DIE WOCHE.

Nummer 50. Berlin, den 13. Dezember 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 50.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	2283
Der Schinkenstreit. Von Johannes Trojan.	2283
Die elektrische Post. Ein Zukunftsbild von F. E. Feiges	2284
Umschau	2286
Theater	2286
Kunstwoche	2287
Die Humbertbilder und die „Woche“	2288
Unsere Bilder	2288
Die Toten der Woche	2290
Die Börsenwoche	2290
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	2291
„Kreuz wende dich.“ Roman von Fedor von Zobeltitz. (Fortsetzung)	2299
Pferdezucht und Sport in Frankreich. Von Oekonomierat Oetken (Oldenburg)	2304
Im Abendschein. Gedicht von Mia Holm	2306
Der König der Wälder. Von Franz Genthe. (Mit 5 Abbildungen)	2307
Ein Milliheer mit modernen Kriegsmitteln. (Mit 7 Abbildungen)	2310
Puppe Lotte. Die Geschichte eines Kindes. Von Adelheid Weber	2313
König Ratbod. Gedicht von Aloys Prasch	2315
Schöne Frauen und ihre Maler. (Mit 2 Abbildungen)	2318
Die große sibirische Eisenbahn. Von Woldemar Horst. (Mit 4 Abbildungen)	2320
Weiß mit Silberflitter. Skizze von Fridel von Carlowitz-Hartitsch	2322
Bilder aus aller Welt	2324

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr., Ecke Karlstr. 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Johannisplatz 1; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstr. 58; **Essen a. Rh.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Mittelstr. 9, Ecke Schulstr.; **Hamburg**, Dornbusch 10; **Hannover**, Georgstr. 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohestraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfsche Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstraße 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstraße 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstraße 30; **Stettin**, Breitestraße 45; **Stuttgart**, Königstraße 11; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.

in Holland bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: **Amsterdam**, Heerengracht 457.

in Dänemark bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: **Kopenhagen**, Kjöbmagergade 8.

in Nord-Amerika bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: **Newyork**, 611/621 Broadway.

Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Die sieben Tage der Woche.

4. Dezember.

Das neue spanische Ministerium Sagasta hat seine Entlassung gegeben.

Im deutschen Reichstag kommt es bei der fortgesetzten Beratung der Zolltarifvorlage wieder zu argen Lärmscenen. Der sozialdemokratische Abgeordnete Singer wird, da er sich dauernd den Anordnungen des Vizepräsidenten Grafen Stolberg-Wernigerode widersetzt, von der Sitzung ausgeschlossen.

Das englische Unterhaus hat die Unterrichtsvorlage in dritter Lesung mit 286 gegen 134 Stimmen angenommen.

Die Berliner Stadtverordneten wählen den Regierungsrat Dr. Georg Reicke zum zweiten Bürgermeister.

5. Dezember.

Der Kaiser kehrt, da er sich eine leichte Augenentzündung zugezogen hat, früher als vorgesehen war, von den Jagden in Oberschlesien zurück. Auf dem Bahnhof in Breslau empfängt er eine Arbeiterdeputation und hält an sie eine Ansprache, in der er die Arbeiter vor dem Anschluß an die Sozialdemokraten warnt.

Die Mehrheitsparteien bringen einen Antrag (Gröber) ein, wonach der Präsident das Wort zur Geschäftsordnung in Zukunft nur nach freiem Ermessen erteilen soll.

Die französische Deputiertenkammer nimmt die Brüsseler Zuckerkonvention an.

In Petersburg findet zum erstenmal mit offizieller behördlicher Genehmigung eine Arbeiterversammlung statt.

6. Dezember.

In Spanien tritt ein konservatives Ministerium Silvela anstelle des liberalen Kabinetts Sagasta.

Die Sitzung der französischen Deputiertenkammer, in der eine nationalistische Interpellation über die Affaire Humbert besprochen wird, muß wegen Tumults zweimal unterbrochen werden. Es kommt mehrfach zu Thätlichkeiten.

7. Dezember.

Die Arbeiter der Kruppschen Werke in Essen, Bochum und Kiel veranstalten Trauerfeiern für ihren verstorbenen Chef und senden an den Kaiser Danktelegramme für seine Anteilnahme an dem Schicksal des Heimgegangenen.

Die Vertreter Deutschlands und Englands übersenden gleichzeitig dem venezolanischen Minister des Auswärtigen im Namen ihrer Regierungen ein Ultimatum, in dem unverzügliche Befriedigung ihrer Forderungen verlangt wird. Dem Reichstag geht eine Denkschrift über die Reklamationen Deutschlands zu.

8. Dezember.

Die liberale Arbeitervereinigung in Augsburg sendet dem Kaiser ein Telegramm, in dem sie ihm für die Ansprache an die Breslauer Arbeiterdeputation dankt.

9. Dezember.

Der deutsche Reichstag nimmt den Antrag Gröber auf Aenderung der Geschäftsordnung mit mehr als Zweidrittelmehrheit an.

Der englische Gesandte und der deutsche Geschäftsträger verlassen Caracas.

Der katholische Arbeiterverein in Breslau sendet dem Kaiser ein Dank- und Huldigungstelegramm.

Der Großherzog von Weimar Wilhelm Ernst verlobt sich in Bückeburg mit Prinzessin Karoline von Reuß ä. L.

10. Dezember.

Vier venezolanische Kriegsschiffe wurden in La Guayra von der deutsch-englischen Flotte genommen. Der amerikanische Gesandte in Caracas übernahm den Schutz der dortigen Deutschen und Engländer.

Der Schinkenstreit.

Von Johannes Trojan.

In den Tagen, als in Berlin auf politischem und litterarischem Feld überaus heftig und grimmig gestritten wurde, ohne daß etwas Erfreuliches dabei herauskam, ist gleichfalls in der Reichshauptstadt an der Spree in friedlicher Weise zum Wohl der Menschheit eine wichtige Frage auf dem Gebiet des guten Geschmacks endgiltig, wie es scheint, entschieden worden. Es handelte sich darum: „Kann Prager

Digitized by Google

Schinken aus deutschen Schweinen in gleicher Güte wie aus böhmischen hergestellt werden?"

Dabei muß man zunächst wissen, was Prager Schinken ist. Es ist Schinken, auf ähnliche Art zubereitet, wie die Zigeuner von alter Zeit her den Igel, den sie als ein eßbares und wohlschmeckendes Wild betrachten, zubereiten. Sie hüllen ihn ganz in nassen Lehm ein und legen ihn so ins Feuer. Nach einiger Zeit wird die Lehmkugel aus dem Feuer genommen und aufgebrochen. Dann liegt darin, köstlich im eigenen Saft gebacken, der Igel, und zwar stachellos, denn die sämtlichen Stacheln sind im Lehm stecken geblieben. Aehnlich läßt sich auch das Stachelschwein zubereiten, beim Schinken vom gemeinen oder Hausschwein aber wird statt des Lehms Brotteig genommen. Von solchem Teig umhüllt, wird der Schinken im Ofen gebacken, nachdem er vorher gesalzen und geräuchert, gewässert, gereinigt, abgetrocknet und mit allerhand feinen Kräutern, wie Thymian, Majoran, Melisse, Estragon, Basilikum und andern mehr, bestreut worden ist. Dann bleibt der Schinken schön saftig und verbreitet, wenn die Brotkruste aufgebrochen wird, den lieblichsten Duft. Das ist Schinken auf Prager Art zubereitet.

Es wurden nun, um die oben mitgeteilte Streitfrage zu lösen, drei böhmische Schweine und drei gleichwertige Schweine auf dem Berliner Viehhof angekauft und die Schinken dieser sechs Tiere nach Prager Art behandelt. Zur Probe vorgelegt wurden vier Schinken deutscher, vier böhmischer Herkunft und ein Original Prager, d. h. ein in Böhmen gepökelter und geräucherter Schinken, sämtlich in der Küche des „Kaiserhofs" gekocht und warm serviert. Zu entscheiden war, wie sie in Bezug auf Aussehen, Zartheit, Saftigkeit und Geschmack sich zu einander verhielten. Zu diesem Zweck war eine Sachverständigenkommission zusammenberufen worden, bestehend aus Schlächtermeistern, Wurstfabrikanten, Gutsbesitzern und einem staatlichen Tierarzt. Wie es auch zuweilen bei Weinprüfungen geschieht, war bei den einzelnen Stücken die Herkunft nicht angegeben, sie trugen nur die Nummern 1 bis 9. Der Ausgang der Konkurrenz war für Deutschland recht befriedigend. Man entschied sich dahin, daß die deutschen Schinken hinter den böhmischen nicht zurückständen, und daß ein Unterschied zwischen deutschen und böhmischen Schinken in Bezug auf Qualität und Geschmack überhaupt nicht festgestellt werden könnte. Man konnte das schon voraussetzen, da die deutschen Schweineschinken von der Zeit des Tacitus her sich eines so guten Rufs erfreuen. Das böhmische Schwein braucht wahrlich nicht von oben auf das deutsche herabzusehen, und das Beste wäre es deshalb wohl, die beiden schlössen miteinander für immer Frieden, wie es auch in dem Kampf auf politischem und litterarischem Gebiet den Streitführenden anzuraten ist.

Ueber das zur Entscheidung der Schinkenfrage berufene Preisgericht ist viel gesprochen worden, und nicht alle waren mit seiner Zusammensetzung zufrieden. Daß einer von der Regierung, nämlich ein staatlicher Tierarzt, dabei war, das war ja ganz gut, aber sonst hätte es doch nicht aus lauter Fachleuten bestehen sollen. Ein Dichter, ein Künstler und endlich ein ganz einfacher Esser hätte am Ende auch da hineingehört. Doch weil ich selbst manchmal einem Preisgericht angehört habe und weiß, daß immer nachher an den Preisrichtern herumgemäkelt wird, so will ich nichts weiter sagen. Nur möchte ich wohl wissen, was die Richter in dieser Sache während der Prüfung der neun verschiedenen Schinken getrunken haben. Doch von vornherein habe ich so viel Achtung vor ihrem sicheren Geschmack und gesunden Urteil, daß ich annehme, es ist etwas Gutes gewesen.

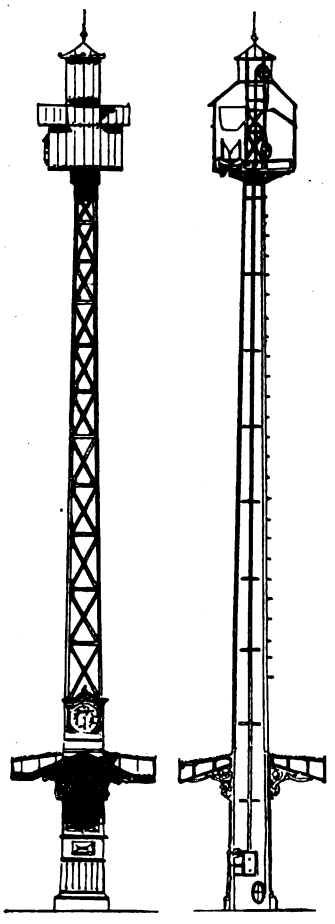
Die elektrische Post.

Ein Zukunftsbild von F. E. Feiges, Neapel.

Vor kurzem kam aus Neapel die Nachricht, daß ein dortiger Ingenieur, Namens Robert Piscicelli-Taeggi, ein Projekt ausgearbeitet habe, dessen Ausführung das gesamte Postwesen durch ausschließliche Verwendung der Elektrizität gänzlich umgestalten würde. So utopistisch anfangs vieles in der Durchführung dieser Idee erschien, so hat doch eine von fachmännischer Seite vorgenommene genaue Prüfung ergeben, daß die Verwirklichung des Gedankens nicht unmöglich ist. Der italienische Postminister Galimberti und später auch König Viktor Emanuel ließen sich durch den Erfinder das Projekt erklären; der Monarch schien von dem Ganzen so überzeugt und befriedigt zu sein, daß er versprach, sobald als möglich eine Versuchslinie zwischen Neapel und Rom auf Staatskosten einrichten zu lassen.

Das Projekt Piscicelli-Taeggi benutzt die bekannte Idee der elektrischen Schwebebahn, auf der kleine Motorwägelchen mit einer Geschwindigkeit von 400 Kilometern in der Stunde etwa in Häuserhöhe dahinrollen.

Das Neue bei Piscicellis Erfindung liegt in der Art der Briefabfertigung und -bestellung. Er teilt das Postgebiet jedes Landes in drei Klassen ein. Die erste bilden die Hauptlinien, die die wichtigsten Großstädte miteinander verbinden. Von diesen führen Linien zweiter Ordnung nach Städten mittlerer Größe, die wiederum der Mittelpunkt für den Postbetrieb nach den Städten und Ortschaften dritten Ranges sind. Nur die Städte erster Ordnung können demnach einander oder auch den Städten zweiter Klasse Briefschaften direkt zusenden. An die Städte dritter Klasse muß die Sendung immer über eine Stadt zweiter Ordnung geleitet werden. So bemerkt man, daß in das Hauptamt einer Stadt zahlreiche schwebende Hochwege strahlenförmig einmünden, ähnlich den Drähten der Fernsprechzentralen, nur, daß diese Drahtlinien von allen Seiten her metallene Briefbeutel lautlos herbeiführen; es ist wie ein babylonischer Turm, der Lebenszeichen von allen Völkern und aus aller Herren Ländern in sich aufnimmt. Selbstverständlich soll nirgends, wenn immer nur möglich, Menschenhand wirkend eingreifen. Auf einer Linie, die mehrere Stationen verbindet, eilen die aufeinanderfolgenden Fahrzeuge ohne weiteres an den einzelnen Briefsäulen vorüber und stehen erst an ihrem Bestimmungsort automatisch still. Auch die Regulierung der Schnelligkeit, sowie das Wechseln der Richtung und das Anhalten geschieht automatisch. Der Wagen öffnet und schließt bei seiner Ankunft in den Stationen selbst die betreffenden Hebel, die seine Fahrt verlangsamen oder zum Stehen bringen.



Briefkastensäule.
Vorderansicht. Durchschnitt.

Der elektrische Strom, der dem Betrieb dient, ist hochgespannter Drehstrom, der kurz vor seiner Verwendung in besonderen Transformatorenhäuschen, die längs der Bahnlinie verteilt sind, in niedrig gespannten verwan-

Digitized by Google

delt wird. Jede Linie besteht aus zwei Drahtseilbahnen, auf denen die Postfahrzeuge nach beiden Richtungen gleichzeitig in Abständen von 5 Kilometern laufen.

Betrachten wir nun kurz die einzelnen Stationen und Postämter. Bei einer Wanderung durch eine Stadt, die nach Piscicellis elektrischem System eingerichtet ist, bemerken wir zunächst eine Reihe Eisensäulen (s. Abb. Seite 2284), an denen an jeder zehnten unten ein Briefkasten angebracht ist; oben läuft eine besondere Drahtseilbahn, die nach dem Hauptpostamt führt. Das ist die Briefsammlerlinie. Sonach werden die Briefkastenleerer überflüssig. Alle fünf Minuten rollt vom Zentralamt aus ein leerer Sammelkasten das Drahtseil entlang. Bei jeder Briefsäule hält er an, und sogleich steigt im Innern derselben der automatische Briefkasten herauf, entleert seinen Inhalt in den Sammelkasten und gleitet wieder geräuschlos hinab. Nach vollzogener Runde kehrt der Sammelkasten wieder zum Zentralamt zurück.

Hier in der Zentrale ist nichts mehr zu besorgen, als das Sortieren der Briefe. Auch das zeitraubende Abstempeln der Briefe hat schon mechanisch vor der Ankunft auf dem Hauptamt stattgefunden. Jede Briefsäule ist zugleich mit selbstthätigen Apparaten ausgerüstet, um die Briefmarke, an welcher Stelle des Umschlags sie sich auch befindet, zu entwerten und den Namen des Aufgabeortes, die Nummer der Briefsäule, Datum, Stunde und Minute der Auslieferung aufzudrucken. Es genügt, daß der Aufgeber den betreffenden Brief auf ein schmales Brettchen legt, das sich vorn an der Briefsäule befindet.

Das Hauptamt der Großstadt steht aber auch außerdem, wie bisher, mit den Nebenämtern in Verbindung. In diesen werden eingeschriebene Briefe, Massensendungen, Pakete angenommen. Außerdem verrichten von den Zweigämtern aus die Briefträger ihre Obliegenheiten. Vom Turm, der ein Nebenamt überragt, bemerkt man, daß nur eine einzige Seilbahn ausgeht. Sie führt nach der Zentrale. Auf dieser Bahn bringen die Schwebefahrzeuge (s. Abb. Seite 2286) die Briefe, die für die Adressaten des Postbezirks bestimmt sind.

Im Zweigamt werden die angekommenen Briefe durch Beamte mittels schnell arbeitender Maschinen abgestempelt, so daß jede Sendung die ganze Geschichte ihrer Fahrt in kontrollierbarer und dokumentarischer Form aufgedruckt trägt. Sofort nach der letzten Stempelung werden die Briefschaften den Adressaten zugestellt, und zwar durch radelnde Boten, die nur einen kleinen Bezirk bedienen, so daß keine Zeitverluste und Verzögerungen in der Bestellung entstehen und die außerdem nicht an wenige bestimmte Bestellungsstunden gebunden sind, sondern sich sofort, selbst wegen eines einzigen Briefes, in Bewegung setzen, so wie jetzt bei einer Depesche oder einem Rohrpostbrief. Sie brauchen auch ihre Zeit nicht mit Treppensteigen zu verlieren. In jedem Haus muß nach dem Plan Piscicellis ein Briefaufzug angebracht sein, in dessen Fächern der Bote den Brief hineinlegt. Der Aufzug fährt dann nach oben, hält in dem Stockwerk, für das der Brief bestimmt ist, selbstthätig an, wirft in die Briefkästen der Partei rechts und links seine Briefe aus und macht die betreffenden Empfänger durch ein Glockenzeichen aufmerksam. Dann geht es zu den übrigen Stockwerken hinauf.

Die aufgegebenen Briefe müssen natürlich sofort und in Partien nach ihren verschiedenen Bestimmungsorten verteilt werden. Dies vollzieht sich in den Postämtern erster und zweiter Klasse. Die in diesen ankommenden Fahrzeuge schütten ihren Inhalt auf ein endlos fortlaufendes Tuch oder breiten Ledertisch. So gelangen die Briefmassen in die Hände der Postbeamten, die nur nachzusehen haben, ob die Frankierung und der Stempel richtig und wohin die Briefe zu schicken sind. Sie sondern diese in solche, die für den Bezirk selbst bestimmt sind und nach den Zweigämtern verteilt werden müssen, und in solche, die nach andern Bezirken gesandt werden. Die so geschiedenen Massen wandern, gleichfalls auf endlosen Tüchern, in verschiedene Bureaux, von denen die Weiterbeförderung bewerkstelligt wird. Von diesen Stellen führen Aufzüge in die Höhe, die die Postsendungen zur Schwebebahn emportragen und in die oben vorbeirollenden Fahrzeuge ausleeren.

Um nun endlich auch die oft mit Wertbriefen und sonstigen wichtigen Nachrichten beladenen Fahrzeuge gegen Diebstahl zu schützen, hat Piscicelli eine unfehlbar wirkende Vorrichtung getroffen. Mögen die Diebe auch die 15 Meter hohen eisernen Säulen erklettern, oben hemmt sie ein Metallring, den der Erfinder l'anello della morte — Todesring — nennt. Durch ihn läuft der hochgespannte Betriebsstrom, und wer ihn berührt, erhält einen elektrischen Schlag von absolut tödlicher Wirkung.

Mitte Dezember erscheint als zweites Sonderheft der „Woche"

Alt-Heidelberg

Schauspiel
von
Wilhelm Meyer-Förster.

Dies in ganz Deutschland und weit über dessen Grenzen hinaus berühmte Schauspiel, das, auf den meisten deutschen Theatern gespielt, mehr als 1200 Aufführungen erlebt und damit den größten Bühnenerfolg seit Jahrzehnten erzielt hat, erscheint hier reich illustriert und vornehm ausgestattet

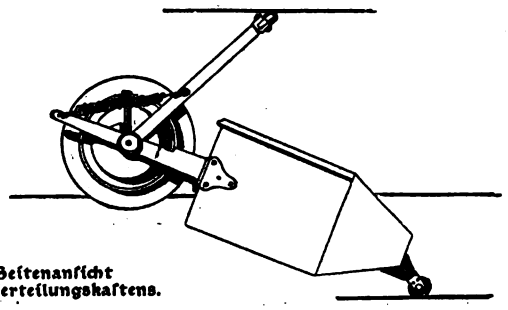
zum ersten Male in Buchform.

Der schmucke Band eignet sich ganz besonders für den Weihnachtstisch und wird vornehmlich all den vielen Hunderttausenden hochwillkommen sein, die sich an der vom Hauche echter deutscher Studentenromantik durchwehten Bühnendichtung erfreut haben. Bestellungen auf „Alt-Heidelberg" zum Preise von 1 Mark werden von allen Buchhandlungen und unseren sämtlichen Geschäftsstellen entgegengenommen. Eine Bestellkarte liegt diesem Hefte bei.

August Scherl
G. m. b. H.

Digitized by Google

So hofft Piscicelli einen Postverkehr zu ermöglichen, bei dem in Minuten vollzogen wird, was früher Stunden und Tage benötigte. Ein Brief, der in Neapel um 10 Uhr



Seitenansicht des Verteilungskastens.

morgens aufgegeben wird, kann eine Stunde später schon seinem Empfänger in Rom ausgehändigt werden. Die Entfernung zwischen diesen beiden Städten beträgt immerhin 249 Kilometer Eisenbahnlinie.

Die Einrichtung dieses Systems soll außerdem wenig Kosten beanspruchen. Seine Schnelligkeit und Verläßlichkeit dürften deshalb, wie der Erfinder voraussagt, dem Briefverkehr einen Aufschwung verleihen, hinter dem die heutigen Millionen von Briefsendungen weit zurückbleiben.

Umschau.

Der durch den Antrag Kardorff entfachte Sturm hat im deutschen Reichstag noch mehrere Tage heftig weiter getobt, die wilden Ausbrüche der Leidenschaft haben sich in verstärktem Maß wiederholt. Inzwischen aber scheint in die Gemüter wieder einigermaßen Ruhe zurückgekehrt zu sein. Denn es konnte sogar der Antrag Gröber nach kaum dreistündiger Beratung ohne erregende Zwischenfälle zur Annahme gelangen, der eine tief eingreifende Aenderung der Geschäftsordnung vorschlug. Er beraubt der Obstruktion der wirksamsten Waffe, deren sie sich in der letzten Zeit bedient hat, denn er bestimmt, daß der Präsident das Wort zur Geschäftsordnung nur nach freiem Ermessen zu erteilen braucht, und daß Bemerkungen zur Geschäftsordnung nicht mehr als fünf Minuten Zeit in Anspruch nehmen dürfen. Damit ist den weitläufigen Geschäftsordnungsdebatten ein Ende gemacht, mit denen die Opposition die Verhandlungen über den Zolltarif schon viele Tage hindurch aufgehalten hat. Es ist zweifellos ein zweischneidiges Schwert, das die Mehrheitsparteien da, von der Not des Augenblicks getrieben, geschmiedet haben. Aber zunächst erfüllt es jedenfalls seinen Zweck. Aus der Rede, mit der der Abgeordnete Bebel den Antrag Gröber bekämpfte, klang dann auch eine gewisse Resignation, die man bei den Sozialdemokraten am wenigsten zu finden erwartet hätte. Er sprach von Zurückweichen vor der Uebermacht, wenn auch nur Schritt vor Schritt. Es wäre zu wünschen, daß der Kampf, der längst nicht mehr dem Zolltarif gilt, so bald als möglich zu Ende ginge, er hat dem Parlamentarismus im Deutschen Reich schon genug schwer zu heilende Wunden gebracht.

Eine Art parlamentarischer Obstruktion hat in dieser Zeit auch England zu überwinden gehabt. Seit Monaten führte dort die liberale Opposition einen zähen Krieg über die von der konservativen Regierung eingebrachte Unterrichtsbill, die die Rechte der Gemeinden an den Schulen zu Gunsten des Staates und vor allem zu Gunsten der Kirche beschränkt. Andere Länder, andere Sitten. Im Unterhaus erklärte eines Tags die Regierung, sie verlange die Erledigung der Vorlage bis zu einem bestimmten Termin, und von Stund ab war die Opposition machtlos, die Regierung kann der Kirche das neue Gesetz auf den Weihnachtstisch legen. Allerdings ist noch ein Unterschied da. In England wurden der Opposition erhebliche Konzessionen gemacht, in Deutschland ist unter den obwaltenden Umständen davon keine Rede.

In Frankreich gab es zwar keine Obstruktion, aber es haben sich in der Deputiertenkammer Skandalscenen ereignet, die alles bisherige in den Schatten stellen. Die Volksvertreter beschränkten sich nicht mehr auf den Gebrauch oder wenn man will Mißbrauch der Lungen und Kehlen, sie begnügten sich nicht mit beleidigenden Zurufen, sondern die gegenseitige Erbitterung zwischen Nationalisten und Sozialisten machte sich in Thätlichkeiten Luft, bei denen sogar der Justizminister Vallé in Mitleidenschaft gezogen wurde. Den Anlaß zu diesen Ausschreitungen aber bot eine Interpellation über die Affaire Humbert (s. unsere Notiz auf S. 2288. Die Red.); es wurde, wie Herr Vallé sagte, versucht, ein Gaunerstück zu einer politischen Angelegenheit zu machen.

Vor vier Jahren schon war einmal Björnsons politisches Drama „Paul Lange und Tora Parsberg" durch eine Vereinsbühne im Berliner Ostendtheater aufgeführt worden. Die eigentliche Première erlebte das Stück am 70. Geburtstag Björnsons. Das Berliner Theater ließ es sich nicht entgehen, das Jubelfest Björnsons mitzufeiern.

Freilich wäre es würdevoller gewesen, hätte man das Drama schauspielerisch bedeutsamer herausarbeiten können. Nur wenn die Hauptgestalten, Minister Lange und seine Verlobte Tora, geistig überlegen und als „schöne Seelen" sozusagen über ihre Umgebung weit emporragen, ist die Tragödie des überfeinerten Mannes, der in den rauhen Lärm der Politik gestellt ist, lebhafter zu begreifen. Ein guter Durchschnitt, wie er im Berliner Theater das Wort führte, reicht hier nicht. So hatte denn nur der zweite Akt, die herbe Satire auf die Parteipolitiker von rechts und links, ansehnlichen Erfolg. Im übrigen wird sich das Werk auf der Bühne des Berliner Theaters nicht behaupten. Die norwegischen Parlamentarier, die Björnson schildert, sind in ihren Berufsinteressen befangen, und sie können nicht gut begreifen, wie Minister Lange gegen alles Parteiinteresse und sein feierliches Versprechen im Storthing den Kabinettschef stützt; Paul Lange selbst, der Gegensatz zu einem Realpolitiker, verlangt wiederum von seinen Parteifreunden, was sie ihrer Natur nach nicht leisten können. Sie sollen ihm ohne Rücksicht auf ihre Partei vertrauen. Das ist ideologisch gedacht; die Parteipolitiker suchen nach egoistischen Motiven bei Lange. Sie meinen sie gefunden zu haben, da Lange um Tora Parsberg freit und ihr zuliebe Gesandter in London werden soll. Lange wird verfemt, und so endet er durch Selbstmord.

Auch ein Gedenktag war es, den das Berliner „Schauspielhaus" feierte. Vor fünfzig Jahren wurde das heiterwarme Lustspiel „Die Journalisten" von Freytag zuerst aufgeführt; und nach fünfzig Jahren steckte man das Spiel in das Kostüm der Zeit, aus der es entstanden war (s. Abb. Seite 2291). Blumenthal verfaßte einen Prolog dazu. Anderwärts hat man es ebenfalls mit altem Zeitkostüm versucht. Man geht von der Erwägung aus, daß der Journalismus aus Deutschlands junger Freiheit längst nicht mehr das ist, was der allumfassende Journalismus von heute wurde. Diese verklungenen Töne werden in den modernen Vorstellungen der Journalisten selten mehr in voller Reinheit angeschlagen, auch im Schauspielhaus nicht.

Gerhart Hauptmanns Gedicht vom „armen Heinrich" hatte im Deutschen Theater, wo Rittner und Irene Triesch die Hauptrollen spielten, stärkeren Eindruck gemacht, als im Wiener Burgtheater, denn im Deutschen Theater hielt sich die Wirkung des vierten Aktes auf gleicher Höhe mit der Wirkung des zweiten. Loki.

Digitized by Google

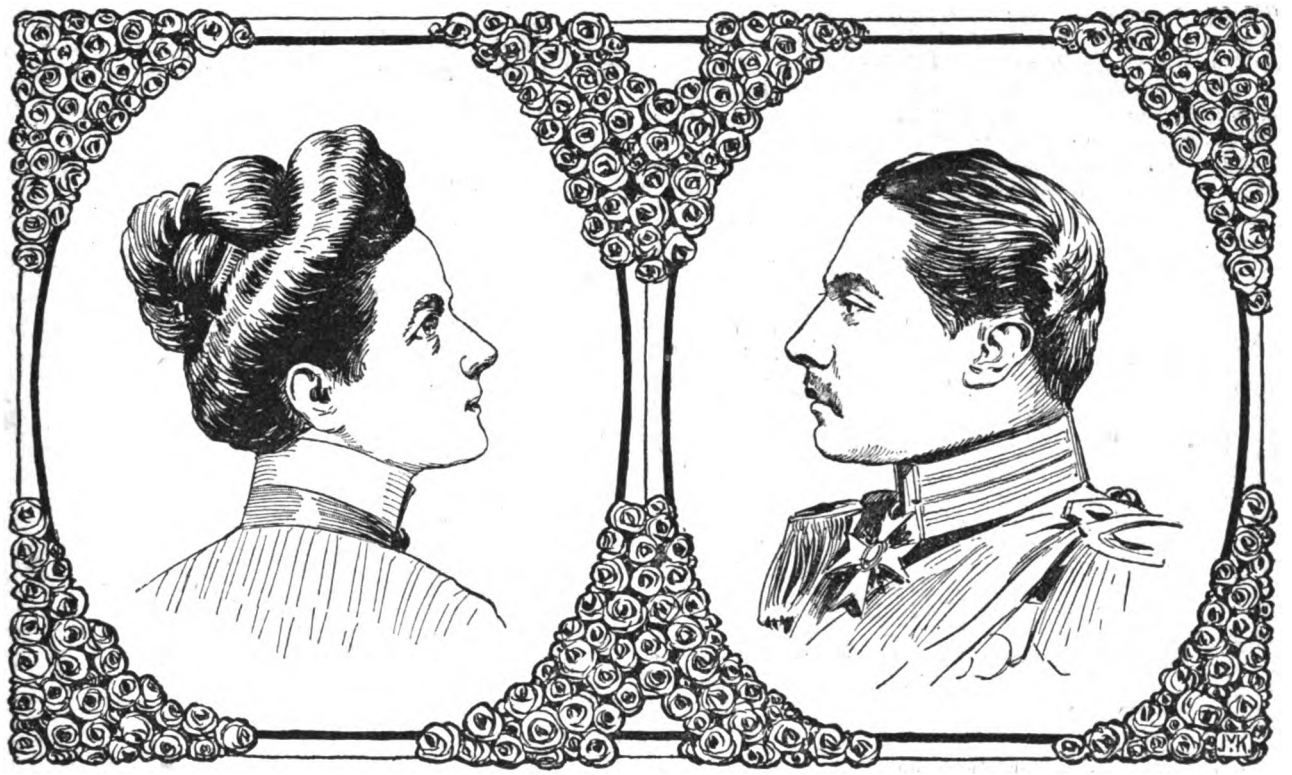
Die Kunstwoche

Die Winterausstellung der Sezession ist eine willkommene Neuerscheinung auf dem Gebiet des Berliner Kunstlebens. Nicht nur, weil diese im Vorjahr so erfolgreich inaugurierte Veranstaltung die an Kunstereignissen so arme Wintersaison wesentlich bereichert, sondern weil sie dank ihrem speziellen Charakter geeignet ist, eine Lücke zu füllen, ja einen Schaden gutzumachen, den die Sommerausstellungen der Sezession entstehen lassen.

Im Winter öffnet sich der Kuppelbau in der Kantstraße den zeichnenden Künsten. Wie freudig man auch die Verdienste der Sezession um die Erneuerung der bildenden Kunst anerkennen mag, wie viel diese Richtung dazu beigetragen hat, daß die Künstler die Natur von neuen Gesichtspunkten und vor allem mit ihren eigenen Augen zu sehen gelernt haben, in einer Hinsicht führte die von ihr begünstigte Manier eine Gefahr, oder sagen wir es offen: einen handgreiflichen Rückgang der Kunst mit sich. Es wurde Sitte, die Zeichnung zu vernachlässigen. Man malte Körperflächen und Luft, ohne sich um die Konturen zu kümmern. Und doch bleibt Ingres' Wort ewig in Kraft: „Die Zeichnung ist das Gewissen der Kunst." Es giebt keine gesunde, reife Malerei ohne diese feste Grundlage, so wenig als es einen höheren Organismus ohne Skelett giebt.

Die Winterausstellung der Sezession macht allen Tricks ein Ende; sie zeigt, wer zum Maler wirklich vorbereitet ist, sie lehrt, wie man sich zur Kunst vorbereiten soll. Enthielte die diesjährige Ausstellung nichts als Otto Greiners meisterhafte Aktpastelle, die, von Roms monumentaler Kunst inspiriert, nicht gezeichnet, sondern gemeißelt erscheinen, und daneben Jan Veths lithographierte Köpfe, in denen die Zeichenkunst der alten Niederländer auferstanden zu sein scheint, sie würde schon eine Lektion von unschätzbarem Wert bedeuten.

Aber diese virtuosen Zeichnungen stehn nicht vereinzelt: Josef Israëls, Anders Zorn und Hermann Struck glänzen mit Radierungen von vollendetster Linienführung, die zahlreich vertretenen Münchner, wie Fritz Erler, Walter Georgi („Herbsttag"), Carl Strathmann, Eduard Thöny, erfreuen sämtlich durch die Sorgfalt und Sicherheit, mit der sie die Formen ausprägen. Gehn die deutschen Künstler auf vollendete Umrißzeichnung los, so bestreben sich die Franzosen, die Formen in geistreicher und graziöser Weise anzudeuten, jedoch so, wie es nur Meister der Zeichnung zu thun vermögen. Carrières rein hingehauchte, unendlich stimmungsvolle Köpfe haben trotz ihres malerischen Zaubers die Festigkeit des Granits; Toulouse-Lautrecs geniale Schauspielerkarikaturen packen durch die visionäre Sicherheit der Silhouette; und wie lebhaft weiß Steinlen oft förmlich durch eine einzige Linie den geistigen Typus und zugleich die anatomische Struktur eines Menschen zu versinnlichen!



Ein fürstliches Brautpaar:

Wilhelm Ernst, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, und Karoline, Prinzessin von Reuß ä. L.

Wir haben noch unter den Deutschen Andeuter; zu dieser Gruppe gehören gerade die Führer der Sezession, wie Max Liebermann und Louis Corinth. Flott, wie alles, was aus Liebermanns Hand hervorgeht, sind seine landschaftlichen Pastelle; als Zeichenvorlage könnten sie nicht dienen, aber sie erfreuen durch einen frischen Farbenreiz. Doch welche boshafte Idee hat es Walther Leistikow geraten, sich an Aquarelllandschaften zu versuchen?

Was uns Leistikow in der Sezession schuldig bleibt, bezahlt er mit Zinsen im Kunstsalon von Cassirer, wo seine Verehrer eine Reihe seiner neusten, vorzüglich gelungenen Wald- und Seebilder finden werden. Doch einen Größeren gilt es hier zu begrüßen: es ist Cassirer gelungen, einen Courbetsaal zu schaffen, wie man ihn in dieser Auswahl vielleicht nur im retrospektiven Teil der Pariser Weltausstellung gesehen. Waldinterieurs und Grotten, deren Zauber unvergleichlich bleibt, wenn auch die Farben — man kann es sich leider nicht verhehlen — bereits etwas eingeschlagen sind; großdimensionierte Bilder, wie der melancholische „Schneesturm" und der temperamentvoll gemalte „Durchgehende Schimmel"; vor allem aber

Digitized by Google

das herrliche, in wahrhaft hohem Stil gehaltene Gemälde, das zwei entblößte Frauengestalten unter einem Himmelbett zeigt. Man nennt es „Die Frau mit dem Papagei"; welche Scene es eigentlich nach der Idee des Künstlers darstellen sollte, ist heute nicht mehr bekannt. Aber dies ist ebenso gleichgiltig, wie der Titel eines Bildes von Tizian; und die wunderbar modellierten Figuren bereiten dem Kunstfreund fast die gleiche Freude, wie eine der Gestalten des großen Italiens, von denen man nicht weiß, ob sie eine Venus, eine Diana oder eine Danaë darstellen.

Die Otto Eckmanngedächtnisausstellung im Kunstsalon von Keller & Reiner hat wohl zahlreiche und interessante Proben der vielseitigen Thätigkeit des vorfrüh verstorbenen Künstlers vereinigt, ohne jedoch auch annähernd ein Gesamtbild derselben zu geben. Immerhin ist der Pflicht der Pietät Genüge gethan worden und in diesem Sinn verdienen die Veranstalter der Ausstellung Anerkennung für ihre Bemühungen. Der ausgezeichnete Lehrer der Kunstgewerbeschule hat in erster Linie auf dem Gebiet der angewandten Kunst geglänzt; es ist nun interessant, in dieser posthumen Ausstellung Eckmanns Anfänge als Maler zu verfolgen. Zahlreich sind seine landschaftlichen Oelstudien, denen man nicht einmal die Ehre der Einrahmung zu teil werden ließ. Die frühesten sind keck, pastos und ganz malerisch gehalten; allmählig aber bricht sich das Streben nach Stilisierung Bahn und so sind manche seiner Naturaufnahmen bereits ins Teppichartige, im Sinn der Glas- oder der Porzellanmalerei umgedichtet. In seiner einzigen großen Komposition, den „Vier Lebensaltern", hat Eckmann nicht ohne Glück eine Modernisierung der Freskomalerei versucht. Wenige moderne Maler können sich einer so vollendeten Zeichnung rühmen, wie sie Eckmann hier in diesem ersten Wurf aufweist. Die Farbengebung seiner Bilder ist im Allgemeinen minder geschmackvoll; um so erstaunlicher ist die koloristische Virtuosität, die er dann bei kunstgewerblichen Vorwürfen, besonders in seinen Teppichen, an den Tag legte. Wie unerschöpflich die Erfindungsgabe Eckmanns war, kann man schon aus seinen schwarz-weißen Kartons ersehn, die in endloser Fülle stets neue Motive vorführen. Man scheidet von dieser Ausstellung mit dem tiefsten Bedauern, daß ein so kräftiges Talent sich nicht voll ausleben durfte.

Dr. Alfred Nossig.

Die Humbertbilder und „Die Woche".

Anläßlich der jüngsten Verhandlungen in der französischen Kammer über die Humbertaffaire ist von verschiedenen Blättern wiederum die von uns seiner Zeit authentisch widerlegte falsche Behauptung aufgewärmt worden, daß die „Woche" unrichtige Bilder der Familie Humbert veröffentlicht habe. Demgegenüber bringen wir aus dem amtlichen stenographischen Parlamentsbericht der Pariser Kammer nachstehend den Wortlaut der Erklärung des französischen Justizministers, betreffend die „Woche", sowie eine Note, die der damalige französische Botschafter in Berlin, Marquis de Noailles, in dieser Angelegenheit an seine Regierung gerichtet hat.

Der französische Justizminister sagte in Zurückweisung einer Rede des Abgeordneten Maurice Binder folgendes:

„Am 15. Mai gab ein Berliner Blatt, die „Morgenzeitung", ein ungenaues Porträt der Frau Humbert allein. Am 18. Mai brachte der „Weltspiegel" das gleiche Porträt. Am 24. Mai veröffentlichte die Zeitschrift „Die Woche" genaue Bilder der ganzen Familie Humbert.

Da diese deutschen Zeitungen alle behaupteten, die authentischen Porträts veröffentlicht zu haben, so entstand eine Polemik zwischen ihnen. Die „Woche" hatte die Führung in diesem Streit und aus diesem deutschen Blatt hatte der ehrenwerte Abgeordnete Binder in seinem patriotischen Eifer seine Anklagen gegen die Regierung geschöpft. (Sehr gut, sehr gut links; Unruhe rechts.)

Maurice Binder: Ich habe mich über diesen Punkt bereits ausgelassen und bitte um das Wort zu einer persönlichen Bemerkung.

Der Justizminister: Diese Diskussion zwischen den deutschen Blättern ist dem Chef der preußischen Polizei nicht entgangen; er hat sich brieflich an den Chef der Pariser Geheimpolizei, Herrn Cochefert, gewandt, der ihm die notwendigen Aufklärungen in folgendem Brief gab:

„In Beantwortung Ihres Briefes vom 7. Juni" ..... (Zwischenruf des Abg. Binder „den Sie diktiert haben", Lärm links) .... „In Beantwortung Ihres Briefes vom 7. Juni habe ich die Ehre Ihnen mitzuteilen, daß der erste Steckbrief, der vom Staatsanwalt in der Humbertaffaire erlassen wurde, auf Grund von Dokumenten verfaßt worden war, die gleich bei der ersten Haussuchung sich gefunden hatten. Die späteren Nachforschungen haben neuere Photographien zu Tage gefördert und ein Ergänzungssteckbrief wurde daraufhin erlassen, von dem ein Exemplar beiliegt. Die Berliner Polizei hat bereits zehn Exemplare dieses neuen Steckbriefes erhalten, eine größere Anzahl wird ihr in nächster Zeit zugehen."

Darauf hat man meiner Anweisung gemäß einen dritten Steckbrief erlassen. Er enthält die Porträts der Humberts aus verschiedenen Zeiten, ihre Signalements in allen Sprachen, eine Abschrift des Haftbefehls und die Ankündigung einer Belohnung von 25 000 Frank.

Wollen Sie mir nun gestatten, der Anklage des deutschen Blattes, die Sie sich zu eigen gemacht haben, die Antwort gegenüberzustellen, die unser Berliner Botschafter an unser Auswärtiges Amt gesandt hat; Sie werden daraus ersehen, was von den Anklagen gegen die Staatsanwaltschaft zu halten ist. Marquis von Noailles drückt sich folgendermaßen aus:

„In Erfüllung des Wunsches, den mir Eure Excellenz durch Ihr Telegramm ausgedrückt haben, sende ich der zuständigen Abteilung des Ministeriums in der Anlage die Nummern des „Weltspiegels" und der „Berliner Morgen-Zeitung", die ganz phantastische Porträts der Madame Humbert enthalten. Die Recherchen, die meine Botschaft in der gesamten Berliner Presse unternommen hat, brachten keine weiteren falschen Bildnisse der Familie Humbert zu Tage. Wie ich bereits Ew. Excellenz auf telegraphischem Weg verständigt habe, fand ich nirgends die Bestätigung, daß diese Phantasiebilder der Berliner Polizei von der französischen Regierung auf amtlichem Weg übersandt worden seien." — Soweit der französische Justizminister in der Sitzung vom 6. Dezember.

Damit ist die seiner Zeit auch von der Berliner Polizeibehörde unterstützte Behauptung, die Bilder in der „Woche" seien falsch gewesen, nochmals auf das Bündigste widerlegt. Noch mehr: aus den Mitteilungen des französischen Justizministers geht deutlich hervor, daß die Berliner Polizei zuerst falsche Bilder der Humberts erhielt und verbreiten half und erst später von Cochefert die richtigen zugesandt erhalten bekam.

Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar hat sich in Bückeburg mit der Prinzessin Karoline von Reuß ä. L. (vgl. die Abbildung S. 2287) verlobt. Der Großherzog, der am 10. Juni 1876 geboren wurde, folgte seinem Großvater Carl Alexander am 5. Januar 1901 in der Regierung, da sein Vater bereits 1894 verstorben war. Die Braut, die am 15. Juli 1884 geboren wurde, ist die dritte Schwester des Fürsten Heinrich XXIV. von Reuß ä. L., für den, da er geistig erkrankt ist, der Fürst von Reuß j. L. die Regentschaft führt.

Ein neuer Laubenbrand in Marienburg (Abb. S. 2295). In den „Hohen Lauben", den altertümlichen Gebäuden, die ein Wahrzeichen und den Stolz der alten Ordensstadt Marienburg bilden, hat, nachdem sie erst im Sommer 1899 von einer gefährlichen Feuersbrunst heimgesucht worden

Digitized by Google

waren, am 6. Dezember wieder ein verheerender Brand gewütet. Ein schwacher Trost ist, daß wenigstens die Burg verschont blieb, in den Lauben selbst hat das wütende Element beklagenswerten Schaden angerichtet. Mehr als ein Dutzend Wohnhäuser sind ihm zum Opfer gefallen. Obwohl die Marienburger Feuerwehr schnell auf dem Brandplatz erschien, obwohl sie von der Fußartillerie, von Landwirtschaftsschülern und Gymnasiasten eifrig bei den Löscharbeiten unterstützt wurde, gelang es nicht, das Feuer auf seinen Herd zu beschränken. Die große Kälte machte ihre Anstrengungen zu nichte, da das Wasser in den Schläuchen gefror, so daß diese platzten. Erst als nach einigen Stunden ein Extrazug einen Teil der Danziger Feuerwehr mit einer Dampfspritze zur Hilfe herbeiführte, konnten die lodernden Flammen wirksam bekämpft werden, aber Herr wurde man ihrer auch dann nur nach langer, angestrengter Thätigkeit.

Einer Feuersbrunst in Bochum (Abb. S. 2296) sind in der Nacht vom 2. zum 3. Dezember zehn Menschenleben zum Opfer gefallen. Der Brand war im Kellerraum eines an der Alleestraße gelegenen Hauses ausgekommen, aber obwohl er frühzeitig entdeckt wurde und die Feuerwehr sehr schnell anrückte, nahm das Verderben seinen Lauf. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß von den Flammen das Treppenhaus erfaßt wurde, das, als die Retter erschienen, schon bis zum Dachstuhl lichterloh brannte. Es war unmöglich, im Innern des Hauses Lösch- und Rettungsversuche zu unternehmen, im Freien aber wurden die Arbeiten durch die Kälte aufs äußerste erschwert. Das Wasser fror in den Schläuchen, und die Sprossen der an die Fenster gelegten Leitern wurden so glatt, daß die Feuerwehrmannschaften in steter Gefahr schwebten, herabzustürzen. So erklärte es sich, daß nicht alle Personen gerettet werden konnten.

Quezaltenango in Guatemala (Abb. S. 2296) gehört zu den Ortschaften Zentralamerikas, die durch die nun schon über Jahr und Tag sich wiederholenden vulkanischen Ausbrüche am schwersten gelitten haben. Mehr als 4000 Bewohner der Stadt haben bei jenen Katastrophen das Leben lassen müssen, und nochmals mußten die Ueberlebenden den Ort fliehen, um der Todesgefahr zu entgehen. Die Regierung von Guatemala hat sich wohl von Anfang an große Mühe gegeben, das Elend zu lindern, aber es wird lange dauern, bis Handel und Industrie wieder zu ihrer früheren Blüte gedeihen.

Ein Bazar zum Besten des St. Katharinenstifts (Abb. S. 2294), der in den ersten Tagen des Dezember unter dem Protektorat der Prinzessin Karl Anton von Hohenzollern im Kaiserhof zu Berlin abgehalten wurde, hatte sich, wie schon in früheren Jahren, eines sehr zahlreichen Besuchs zu erfreuen. Die Bewohner der Reichshauptstadt haben einen ausgeprägten Sinn für Wohlthätigkeit, und sie bekunden ihn besonders gern, wenn damit ein bißchen Vergnügen für die eigene Person verbunden ist. Die Erfahrung bestätigte sich wieder bei diesem Bazar; er brachte eine reiche Einnahme für das Stift, in dem zur Zeit etwa zweihundert arme Waisenkinder unentgeltlich verpflegt werden.

Kriegerdenkmal in Czernowitz. (Abb. S. 2298.) Am 2. Dezember waren sechzig Jahre verflossen, seit Kaiser Franz Josef die Regierung angetreten hat. Der Gedenktag seiner Thronbesteigung wurde namentlich in militärischen Kreisen allenthalben festlich begangen. In Czernowitz feierte man ihn durch die Enthüllung des Kriegerdenkmals, das im vorigen Jahr für die im Krieg gefallenen Angehörigen des Bukowinaer Infanterie-Regiments No. 41 bei dessen zweihundertjährigem Jubiläum errichtet wurde.

Das französische Ministerium Combes (Abb. S. 2293) ist bisher aus allen parlamentarischen Kämpfen, die es zu bestehen hatte, siegreich hervorgegangen, obwohl es sich wiederholt sehr heftigen Angriffen von seiten der oppositionellen Parteien ausgesetzt sah und es auch an Reibungen zwischen den Ministern selbst nicht fehlte. Namentlich hatte der Leiter der auswärtigen Politik Herr Delcassé wiederholt darüber zu klagen, daß ihm seine Kreise durch einzelne Kollegen gestört würden. War das Ministerium Waldeck-Rousseau ein Ministerium der Abwehr gegenüber dem Ansturm der Nationalisten wider die Republik, so ging das Kabinett Combes alsbald zum Angriff über. Der Kriegsminister André aber, der von der vorigen in die gegenwärtige Regierung übernommen wurde, hat in gewissem Sinn den entgegengesetzten Kurs verfolgt. Er suchte neuerdings die Kreise der Armee, denen er sich anfangs durch sein scharfes Vorgehen gegen einzelne Offiziere unangenehm gemacht hatte, zu versöhnen, und er glaubte als Mittel dazu das Spielen mit dem Gedanken der Revanche benutzen zu sollen. Das konnte Herrn Delcassé nicht passen, der auf gute Beziehungen zu Deutschland hält. Noch mehr Ursache zur Beschwerde als Herr André gab ihm aber der Marineminister Pelletan, der in verschiedenen Reden Worte brauchte, die nicht nur Deutschland, sondern auch England und Italien hätten verletzen können, wenn man sie ernst genommen hätte. Indessen der Ministerpräsident griff ein und erklärte unzweideutig, daß die französische Regierung unbeschadet solcher rollenwidrigen Seitensprünge eine durchaus friedliche Politik verfolge, und Herr Pelletan selbst entschuldigte sich später gewissermaßen, er wollte mißverstanden worden sein. Außer diesen Herren interessieren im Ausland am meisten der alte Finanzminister Rouvier, der Unterrichtsminister Chaumié, der des öftern als Festredner hervorgetreten ist, und der Justizminister Vallé, der gelegentlich einer Interpellation über die Affaire Humbert in der Kammer sich gegen den thätlichen Angriff eines nationalistischen Abgeordneten wehren mußte.

König Eduard VII. von England (Abb. S. 2292) genießt bei seinem Volk schon lange große Popularität. Aber auch in Deutschland beginnt das Urteil der öffentlichen Meinung über ihn günstiger zu lauten. Der Besuch, den unser Kaiser ihm kürzlich in Sandringham abgestattet hat, wirkt da mit, und die gemeinsame Aktion Englands und Deutschlands gegen Venezuela erhöht noch das Interesse für den König. Wir bringen heute eine neue Porträtaufnahme, die ihn im modernisierten schottischen Hochländerkostüm darstellt.

Eine Nachbildung klassischer Thermen (Abb. S. 2297). In Rom ist man eifrig bemüht, für die Zukunft zu retten, was sich aus der ruhmreichen Vergangenheit bis in die Gegenwart erhalten hat. Durch sorgsam unter Leitung wissenschaftlich gebildeter Männer durchgeführte Ausgrabungen sind schon große archäologische Schätze ans Tageslicht gefördert worden, und die Arbeiten werden dauernd fortgesetzt. Aber damit nicht genug, man forscht nicht nur nach Altertümern, nach Baulichkeiten der klassischen Zeit, man bildet sie auch nach. So ist neuerdings eine Badeanstalt in der ewigen Stadt eingerichtet worden, die genau den Thermen gleicht, mit denen dereinst die Römer Luxus trieben.

Berühmte Tote (Porträts S. 2292). Die österreichische Armee hat einen ihrer ältesten Offiziere verloren. Im hohen Alter von 94 Jahren schied der Feldmarschallleutnant Schwarz von Müller aus dem Leben, der als der älteste General Europas galt. Nach seinem Tod stellte sich indessen heraus, daß in Meran ein noch älterer lebt. — In Wiesbaden starb im fast vollendeten achtzigsten Lebensjahr Generalleutnant Burkhardt von Schmeling, einer der letzten preußischen Offiziere, die im Jahr 1848 an den Straßenkämpfen in Berlin teilgenommen haben. Seit dem Jahr 1882 lebte er im Ruhestand. — Der Dichter Hieronymus Lorm oder Heinrich Landesmann, wie er eigentlich hieß, der jüngst im Alter von zweiundachtzig Jahren verstorben ist, hat ein tragisches Geschick mit Würde getragen. Er hat frühzeitig Gehör und Augenlicht verloren. Allein Taubheit und Blindheit ließen ihn nicht verzagen, still mit seiner Gattin und seinen Kindern lebend, ist er in seiner schöpferischen Thätigkeit niemals er-

Digitized by Google

lahmt. — Einen schweren Verlust hat die deutsche Gelehrtenwelt zu beklagen. In Leipzig starb der berühmte Chemiker Professor Johann Wislicenus. Er begann seine akademische Laufbahn als Privatdozent in Zürich, wo er 1867 zum ordentlichen Professor ernannt wurde; 1872 wurde er nach Würzburg und 1885 endlich nach Leipzig berufen.

Personalien (Porträts S. 2298). Anstelle Sagastas hat König Alfons von Spanien den konservativen Führer Silvela zum Ministerpräsidenten ernannt, der bereits einmal vom Frühjahr 1899 bis zum Herbst 1900 an der Spitze der Regierung gestanden hat. — Anstelle des nach München versetzten Grafen von Plessen-Cronstern ist der bisherige preußische Gesandte in Weimar, Prinz Maximilian von Ratibor und Corvey, zum Gesandten des Deutschen Reiches in Athen ernannt worden. — Der bekannte Afrikaforscher Legationsrat Dr. Bumiller, der ehemalige Begleiter Wissmanns, ist als Kolonialattaché der deutschen Botschaft in Paris beigegeben worden. — In Hamburg werden in regelmäßigem Turnus abwechselnd die drei ältesten juristischen Mitglieder des Senats auf ein Jahr Bürgermeister. Demgemäß wurde für 1903 der Hamburgische Bevollmächtigte zum Bundesrat Dr. Johannes Heinrich Buchard zum ersten und Dr. Gerhard Hachmann zum zweiten Bürgermeister der alten Hansestadt gewählt. — Sein fünfzigjähriges Jubiläum feierte dieser Tage Charles Rozan als Lehrer der französischen Sprache bei der deutschen Botschaft in Paris. — Miß Isadora Duncan, deren außergewöhnliche Leistungen in der Woche (Nr. 21) bereits gewürdigt wurden, hat neuerdings in München mit ihren Tanzidyllen große Triumphe gefeiert. Auch unter den bedeutendsten Dienerinnen Terpsichorens giebt es eben nur sehr wenige, die „Gedichte" tanzen können.

Die Toten der Woche.

General der Infanterie z. D. Arno von Arndt, früherer Gouverneur von Metz, der letzte Enkel Ernst Moritz Arndts, † in Baden-Baden am 3. Dezember im Alter von 67 Jahren.

Graf Richard Belcredi, ehemaliger österreichischer Staatsminister und Präsident des Verwaltungsgerichtshofes, † in Gmunden am 3. Dezember im Alter von 80 Jahren.

Stephan Freiherr von Földvary, österreichischer Feldmarschallleutnant, † in Zichy-Ujfalu am 2. Dezember im Alter von 65 Jahren.

Dr. Alfred Hegler, Professor an der Tübinger Universität, bekannter Kirchenhistoriker, † in Tübingen am 4. Dezember.

Lautzius-Beninga, nationalliberaler Vertreter des Kreises Leer im preußischen Abgeordnetenhaus, † in Aurich am 5. Dezember im Alter von 93 Jahren.

Hieronymus Lorm (Heinrich Landesmann), bekannter österreichischer Schriftsteller, † in Brünn am 3. Dezember im 82. Lebensjahr (Porträt S. 2292).

Hofrat Professor Dr. Nicoladoni, Leiter der chirurgischen Klinik in Graz, † am 4. Dezember.

Heinrich Quistorp, der Gründer von Westend bei Berlin, † in Berlin am 5. Dezember.

Dr. Friedrich Rückert, bekannter Augenarzt, ein Enkel des Dichters Rückert, † in Meiningen am 6. Dezember.

Generalleutnant Burkhardt von Schmeling, einer der letzten Offiziere, die an den 48er Straßenkämpfen in Berlin teilnahmen, † in Wiesbaden im achtzigsten Lebensjahr (Porträt S. 2292).

Professor Dr. Friedrich August Ernst Voigt, Stadtschulrat von Berlin, † in Berlin am 5. Dezember.

Geheimrat Dr. Johannes Wislicenus, Professor der Chemie an der Universität Leipzig, † am 5. Dezember im Alter von 67 Jahren (Porträt S. 2292).

Die Börsenwoche

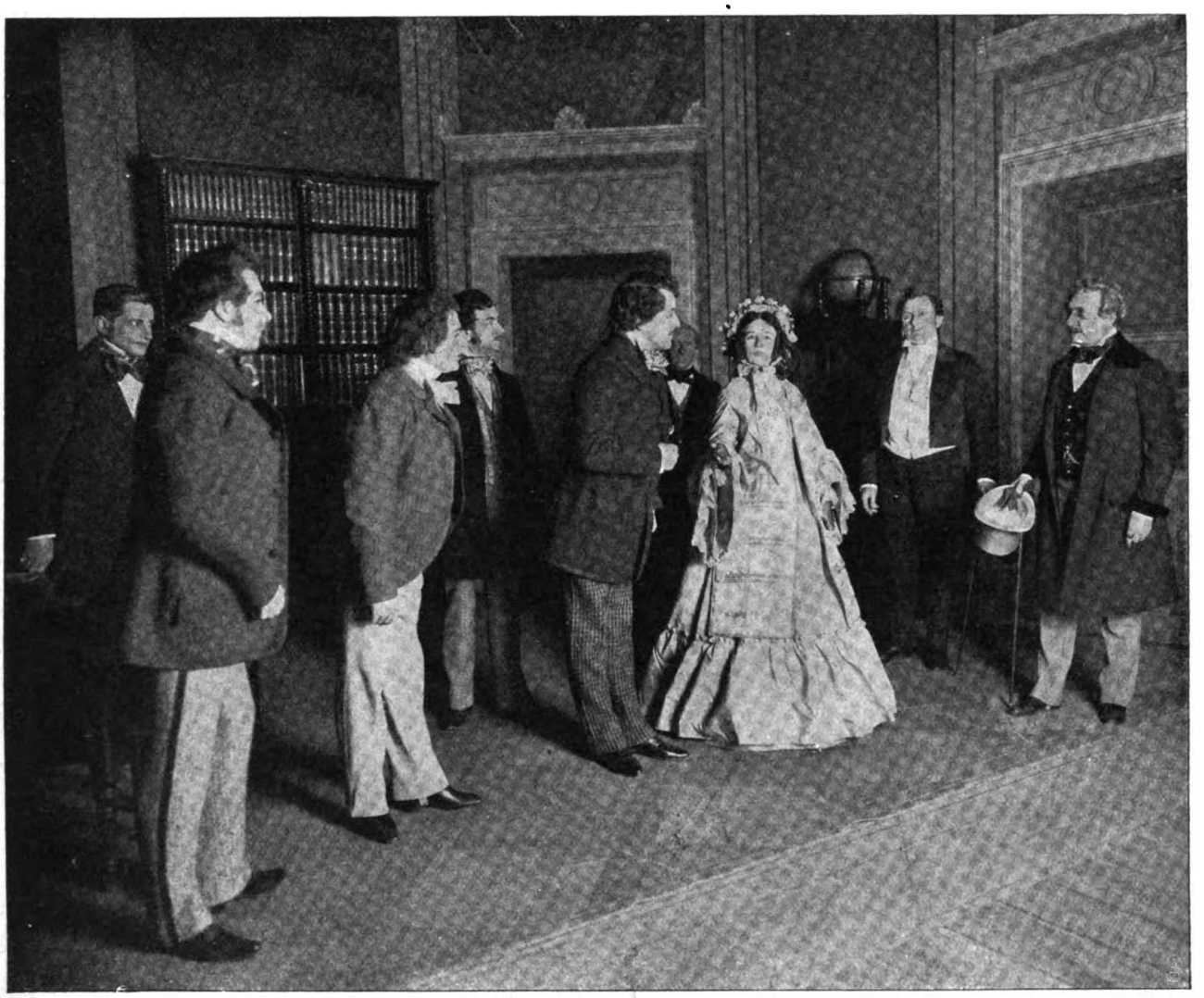
Deutsche Kriegsschiffe liegen in einem Hafen von Venezuela, um diesen interessanten Freistaat zur Bezahlung seiner Schulden an deutsche Reichsangehörige zu zwingen. Es ist dies unseres Wissens das erste Mal, daß Bestandteile der deutschen Kriegsflotte mobil gemacht werden zum Schutz von Privatrechten deutscher Staatsbürger, und es wird jeden national empfindenden Deutschen mit hoher Genugthuung erfüllen, daß unsere Regierung in die Lage versetzt ist, in dieser Weise gewissenlosen und frivolen schuldnerischen Regierungen zu zeigen, daß sie sich nicht ihren Verpflichtungen gegen Deutsche zu entziehen vermögen. Daß deutsche Kriegsschiffe bei dieser Gelegenheit mit englischen kooperieren, kann die Genugthuung über dieses Vorgehen nur erhöhen, da hierdurch aufs neue der Beweis erbracht ist von dem wiederhergestellten Vertrauen zwischen den Regierungen der beiden mächtigen europäischen Staaten. England hat es dank seiner maritimen Machtmittel schon früher verstanden, den privatrechtlichen Ansprüchen seiner Staatsangehörigen in überseeischen Ländern Achtung zu verschaffen. Wenn sich dieses große und reiche Land bei dieser Gelegenheit aber auch daran erinnern wollte, daß es durch die Besitzergreifung der südafrikanischen Republiken noch die Begleichung sehr erheblicher finanzieller Forderungen deutscher Interessenten nachzuholen hat! Das gegenwärtige Vorgehen bringt den mißlichen Umstand erneut in Erinnerung, daß die englische Regierung noch immer nicht ernstlich an die Befriedigung der deutschen Obligationen- und Aktienbesitzer der Transvaaleisenbahngesellschaft zu denken scheint, so daß man versucht ist, dem stolzen Albion das alte Sprichwort entgegenzurufen: was du nicht willst, daß man dir thu, das füg auch keinem andern zu!

In der Physiognomie der hier in Betracht kommenden Börsen hat sich auch in diesen Tagen nur wenig geändert. An den internationalen Silbermärkten machte zunächst der erneute Preisfall des Silbers tieferen Eindruck. Doch wurde in der ersten Wochenhälfte diese Erscheinung durch die Preisbesserung am Kupfermarkt einigermaßen in den Hintergrund gedrängt. Außerdem war eine weitere Hausse am Zuckermarkt zu registrieren. Was unsere heimischen maßgebenden Gewerbe anlangt, so hat der Winterfrost die Lage des Kohlenmarkts weiter befestigt, während andrerseits das fortgesetzt an den Tag gelegte Bestreben unserer Staatsregierung, den Arbeiterkreisen Beschäftigung zu sichern, dazu geführt hat, einen schon lange in Erwägung stehenden Entschluß des Eisenbahnministeriums rascher, als dies sonst geschehen wäre, zur Reife zu bringen. Minister Budde will den Ersatz der leichteren Schienen durch schwere auf den hauptsächlichsten Schnellzugsstrecken beschleunigen, um der erwähnten sozialen Aufgabe nach Möglichkeit gerecht zu werden. Einen erhitzenden Einfluß auf die Börsenspekulation hat dieses Vorgehen schon um deswillen nicht ausgeübt, weil man sich eben sagt, daß die für die neuen Schienen anzulegenden Preise sicherlich so niedrig wie möglich gehalten sein werden, zumal ja die Lage unserer Reichs- und Staatsfinanzen derzeit eine nichts weniger als befriedigende ist. — Der Monat Dezember brachte überhaupt unserer Börse bisher eine so geringe Geschäftsbelebung, wie dies selbst in den vorangegangenen letzten Jahren des kommerziellen und gewerblichen Niedergangs nicht zu beobachten war. Dieser letzte Jahresmonat pflegt sonst naturgemäß eine größere geschäftliche Regsamkeit herbeizuführen, und es spricht neben anderm mit trauriger Deutlichkeit für die immer weiter um sich greifende Verschlechterung unserer Verhältnisse, daß heuer von einer solchen, wenn auch nur vorübergehenden Auffrischung bisher auch nicht die Spur zu erkennen war.

Verus.

Digitized by Google

Bilder vom Tage.



Von links nach rechts: Körner (Herr Uhlig), Kämpe (Herr Werrack), Bellmaus (Herr Hertzer), Oldendorf (Herr Böttcher), Bolz (Herr Christians), Adelheid (Frl. von Mayburg), vorne: Oberst Berg (Herr Keßler).

Bolz: ... „Ich bestehe darauf, zu erfahren, wer der neue Eigentümer ist, der sich so geheimnisvoll hinter verschiedenen Personen verbirgt.“ — Adelheid (eintretend): „Er steht vor Ihnen.“
(IV. Akt, II. Scene.)

Die Journalisten.

Jubiläums-Aufführung in Berlin am 8. Dezember.

50

Digitized by Google

Freiherr Schwarz von Müller †
österr. Feldmarschalleutnant,
der älteste General Europas,
starb 94 Jahre alt.

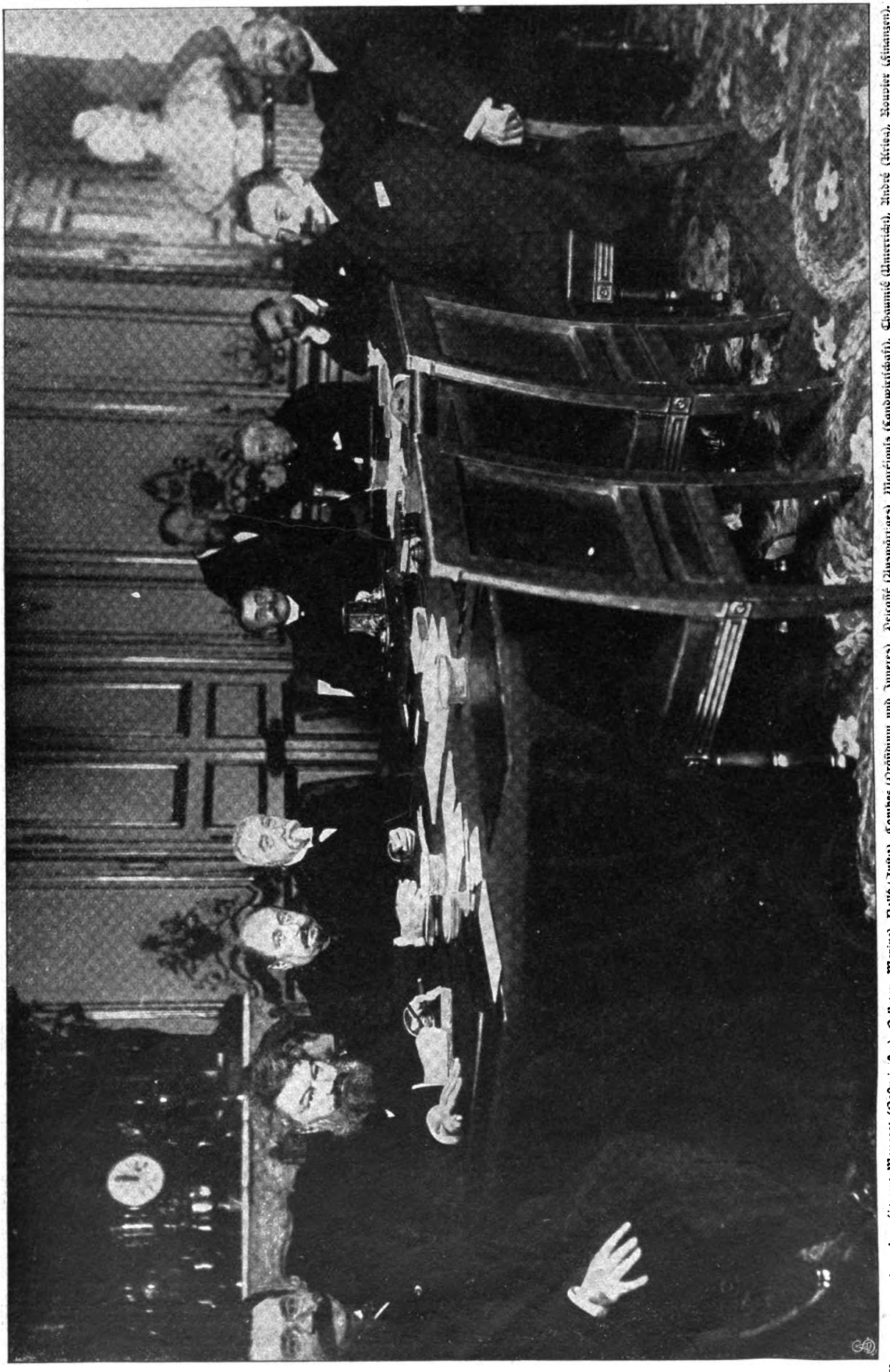
Generalleutnant Burkhardt von Schmeling †
einer der letzten Offiziere, die
an den 48er Straßenkämpfen
in Berlin teilnahmen.

König Eduard VII. im schottischen Hochländerkostüm.
Neueste Porträtaufnahme von Russels & Sons, London.

Hieronymus Lorm †
(Heinrich Landesmann),
bekannter österreichischer Schriftsteller.

Geh. Hofrat Dr. Johann Wislicenus †
Professor der Chemie
an der Universität Leipzig.

Digitized by Google



Von links nach rechts sitzen: Mougeot (Postminister), Pelletan (Marine), Dallé (Justiz), Combes (Präsidium und Inneres), Delcassé (Auswärtiges), Millerand (Kandwirtschaft), Chaumié (Unterricht), André (Krieg), Rouvier (Finanzen).

Eine Sitzung des gegenwärtigen französischen Ministeriums

Phot. Gribajedoff, Paris.

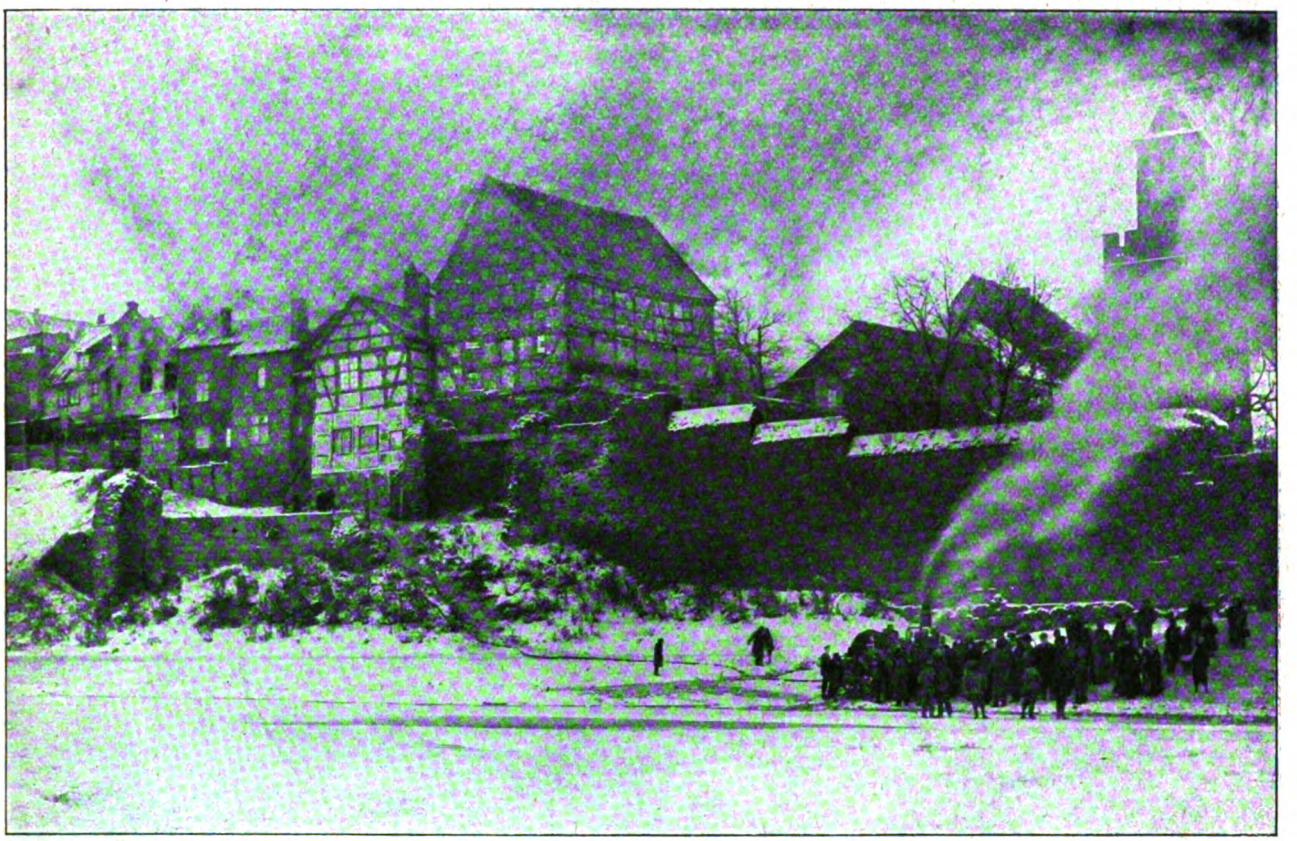
Digitized by Google

Von links nach rechts: 1. Baroneß v. Buol; Frl. Herwig; Frau Trutz; Frl. v. Rheinbaben; Frl. Tetens; Frl. Volmer; Gräfin Fugger-Kirchberg. 2. Frl. v. Szögreny; Frau van der Vhet; Frl. v. Szögrény. 3. Frl. v. Hammerstein; Frl. vom Rath. 4. Prinzessin Karl Anton von Hohenzollern, die Protektorin; Frl. von Greindl.

Vom Bazar zum Besten des St. Katharinenstifts im Kaiserhof zu Berlin am 1. Dezember.

Spezialaufnahmen für die „Woche" von Gordan & Delius.

Digitized by Google

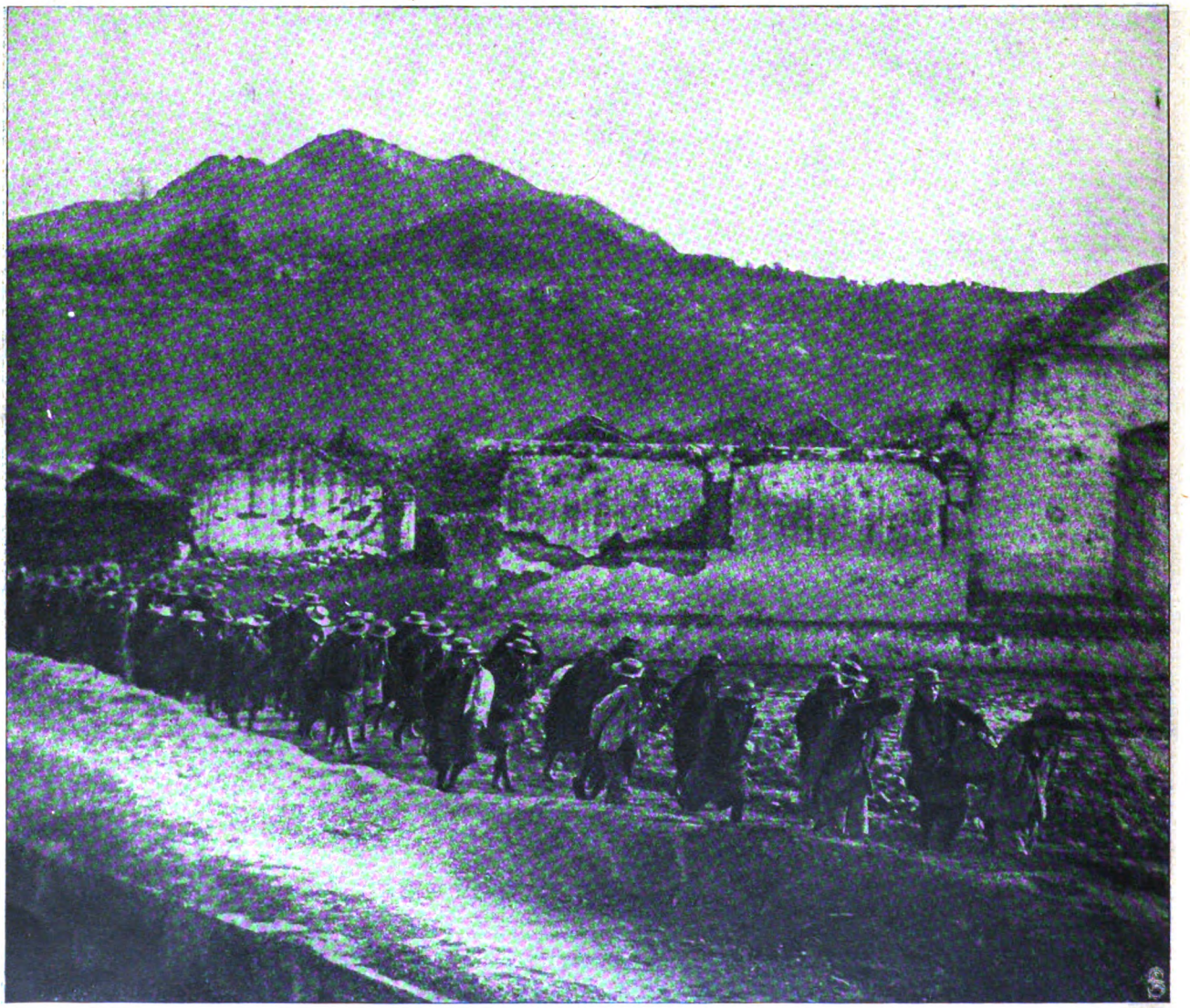


Von der Feuersbrunst in den „Hohen Lauben" zu Marienburg am 6. Dezember: Die Danziger Dampfspritze in Thätigkeit.

Von der Feuersbrunst in der Strasse „Hohe Lauben" zu Marienburg am 6. Dezember: Feuerwehr und Militär bei den Löscharbeiten.
Phot. Aufnahmen von F. Schwarz, Marienburg.

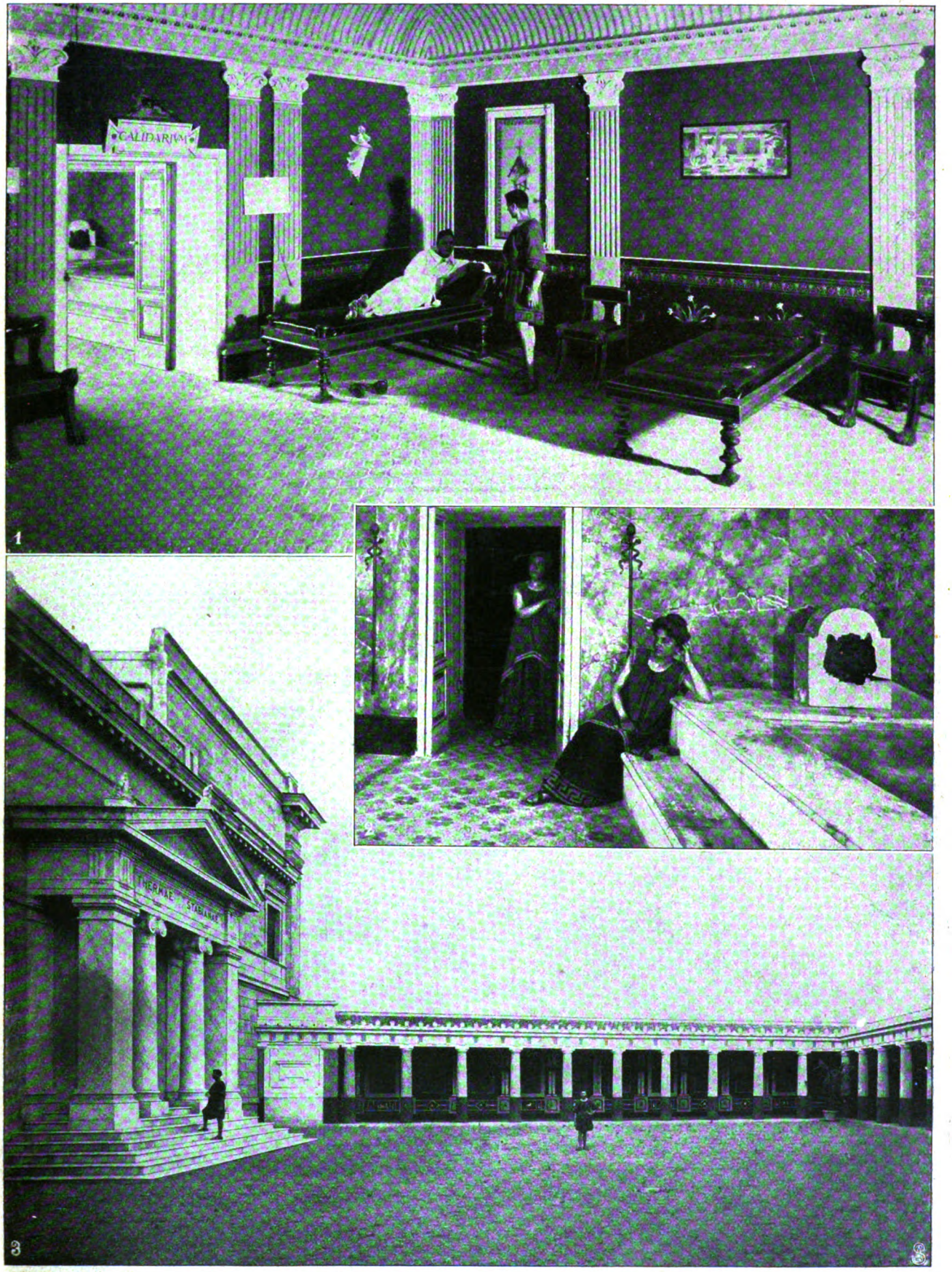
Digitized by Google

Von dem Brandunglück in Bochum am 3. Dezember: Die Brandstätte in der Alleestrasse.
Hofphot. Risse, Bochum.



Von den jüngsten vulkanischen Katastrophen in Zentralamerika: Die Einwohner von Quezaltenango in Guatemala fliehen aus der Stadt.
Photographische Aufnahme.

Digitized by Google



1. Tepidarium (Raum für lauwarme Luftbäder). 2. Calidarium (Raum für heiße Bäder). 3. Hof mit Säulenhalle; links der Haupteingang zu den Thermen.

Die neue Badeanstalt in Rom, eine Nachbildung der klassischen Thermen.

Photographische Aufnahmen.

Digitized by Google

Francisco Silvela,
Führer der spanischen Konservativen,
der neue Premierminister.

Miss Isadora Duncan,
feierte in München mit ihren „Tanzidyllen" große Triumphe.

Prinz Max von Ratibor und Corvey,
der Nachfolger des Grafen von Plessen
als deutscher Gesandter in Athen.

Charles Rozan,
feierte sein 60jähr. Jubiläum als franz.
Lehrer an der Pariser deutschen Botschaft.

Dr. Johann Heinrich Burchard,
zum ersten Bürgermeister gewählt.

Dr. Gerhard Hachmann,
zum zweiten Bürgermeister gewählt.

Die neuen Bürgermeister von Hamburg.

Legationsrat Dr. Theodor Bumiller.
ernannt zum Kolonialattaché
an der Pariser deutschen Botschaft.

1. Landespräsident Frhr. Bourguignon. 2. Der Bürgermeister von Czernowitz. 3. Oberst Svorak.

Die feierliche Enthüllung des Kriegerdenkmals des österreichischen Infanterieregiments Erzherzog Eugen Nr. 41 in Czernowitz am 2. Dezember.

Spezialaufnahme für die „Woche" des Kammerphotographen J. Krzanowski.

Digitized by Google

„Kreuz wende dich.“

Roman von

Fedor von Zobeltitz.

6. Fortsetzung.

Von den Stammgästen wurden die Angelegenheiten des Grafen Brückner mit wahrem Feuereifer erörtert. „Paßt einmal auf, Herrschaften,“ sagte Kapitän Gnast, „er wird bald auch Stanitz nicht mehr halten können. Stanitz geht auch noch drauf. Es wird nicht mehr lange dauern; ich sag es. Dierksen heißt der neue Niedewitzer, Rechtsgelehrter? Und Fabrikant? Was denn für einer?“

„Sie fragen zu viel, Kapitän. ‚Von‘ Dierksen, wenn ich bitten darf; aber weder Uradel noch Schlachtfeldaristokratie. Ich glaube mehr Koburg-Gotha. Im Grunde genommen kommt es auf das Gleiche heraus, und ‚von‘ ist ‚von‘. Was für ein Fabrikant weiß ich nicht; es könnte Eisen und Stahl sein oder vielleicht auch Kohle.“

„Also ein Schlotbaron,“ bemerkte der Forstmeister. Das ärgerte wieder den Kapitän und traf sein demokratisches Empfinden.

„Herr Forstmeister,“ sagte er, „ein Baron, und es steht hinter ihm ein dampfender Fabrikschlot, der gilt mir mehr, als ein Graf, und hat bloß einen Park, in dem jedes Blatt einen Dukaten kostet. Ich bin überhaupt nicht für den Adel; aber wenn schon, dann muß auch der Besitz dabei sein. Adel ohne alles ist —“

„Wie ein Kapitän ohne Schiff,“ fiel Dieterici lachend ein. „Gnast, Sie sind ein Adelsfresser, und hört man Sie, dann scheint es, als beugten Sie nie Ihren fein angerauchten Seemannskopf vor einer geschlossenen Krone. Aber treffen Sie zufällig einmal den alten Brückner, dann ziehen Sie Hut oder Mütze gewaltig tief und machen ein Kompliment, als wollten Sie die Erde küssen.“

Alles lachte, und der Kapitän rief erbost: „Thu ich auch, Rechtsanwalt — thu ich auch! Grüße ihn tiefer, als Sie, denn sehe ich Sie, mach ich schon lieber einen Umweg oder trete in den nächsten Hausflur oder guck in die Sonne. Ja, ich grüße den Grafen Brückner anständig und respektierlich und voller Honorigkeit; aber nicht den Grafen, denn auf Titel pfeif ich, sondern den Menschen. Denn dieser Brückner ist ein Prachtkerl, man mag sonst gegen ihn sagen, was man will — und daß er mit seiner geschiedenen Alten wieder zusammenlebt, ohne Kopulation und Amen und gehörigen Trauschein, das freut mich am meisten, weil das ein demokratischer Zug ist, Rechtsanwalt, dessen Sie freilich nie fähig sein würden.“

„Gott bewahr mich,“ entgegnete Dieterici, seinen Mosel schlürfend. „Ich bin auch gegen die demokratischen Ehen, gegen wilde, halbwilde und zahme. Aber ich komme Ihnen entgegen, Kapitän, und bestätige, daß Brückner ein Prachtmensch ist, selbst ohne Krone in den Taschentüchern und sonstigem adligen Zubehör. Und es wär jammerschade, verlöre der Kreis den auch.“

Das letzte Wort fing der Forstmeister auf. „Auch,“ wiederholte er, „Sie meinen also, der Gorgutschener ist für immer perdutto? Rechtsanwalt, reden Sie: Sie wissen etwas Neues über den Verschwundenen!“

„Sicher,“ fügte der Bürgermeister hinzu, „man sieht es ihm an. Aber er schweigt sich aus. Meine Herren, ich bin der Ansicht, daß der Rechtsanwalt genauer eingeweiht ist, als wir glauben. Er hat die Hände im Spiel und hie und da Fäden angeknüpft und andere gelockert. Meine Herren, ich bin der Ansicht, daß der Rechtsanwalt auch das Geheimnis des Dachsecks lösen könnte, wenn er wollte.“

Dieterici wehrte ab. „Von der Dachseckaffaire weiß ich nicht mehr als die verehrte Corona, das ist der Klatsch, den man kolportiert. Weiß nicht einmal, wohin sich die Pittelkon gewandt hat. Habe auch wenig Interesse daran. Und in der Gorgutschener Angelegenheit — nun ja, der steh ich ein wenig näher insofern, als ich der Rechtsbeistand meines Freundes Zehden bin, der sich als Vetter des verschwundenen Lobschitz der traurigen Geschichte naturgemäß annehmen mußte. Wir haben alles gethan, was möglich war, um über den Verbleib des Verschwundenen Näheres zu erfahren. Wir haben die Polizei benachrichtigt — nicht die Krampzower, Herr Bürgermeister, denn die hätte uns doch nicht helfen können —“

„Dieterici,“ mahnte der Forstmeister, „Sie werden sich Ungelegenheiten bereiten.“

„Er wird es dahin bringen,“ sagte der alte Gnast, „daß er noch seine Tage im Spritzenhaus beschließt. Vielleicht winkt ihm sogar der Galgen.“

„Immerhin muß ich bitten, die hohe Obrigkeit zu respektieren,“ setzte der Bürgermeister hinzu und nahm seine zweite Prise. „Ich behaupte: hätten Sie sich mit einer entsprechenden Eingabe an uns gewandt —“

Der Rechtsanwelt verneigte sich ernst. „Ich bin mir meiner Schuld und juristischen Unfähigkeit zerknirscht bewußt, gestrenger Herr Oberbürgermeister. Uebrigens hat uns auch die Breslauer und die Berliner Polizei nicht helfen können, und die Aufrufe in den Zeitungen sind resultatlos verlaufen.“

„Es ist ganz toll,“ meinte der Kapitän. „Verschwindet ein Mensch — in unsern Tagen der Steuerrollen und verläßlicher Briefpost und ausgedehnter Polizeiwirtschaft — verschwindet spurlos. Fährt nach Breslau und ist nicht wieder zu sehen. Unter uns: an die Wilddiebgeschichte glaub ich nun und nimmermehr. Viel eher an ein Verbrechen. Sollte nicht die Pittelkon —“

Aber er sprach nicht aus, denn es rollte der Hotelomnibus vor das Haus, und das war immer ein kleines Ereignis. Ein paar am Tisch erhoben sich und schauten durch das Fenster. Im Winter traf selten ein Fremder ein, höchstens einmal ein Handlungsreisender. Doch das

Digitized by Google

war keiner, der da jetzt aus dem Wagen sprang; das sah man sofort.

„J je," sagte der Bürgermeister und machte einen langen Hals, „wer kommt denn da?!"

Nun reckten sich auch andere Hälse, und Herr Reimar, der Wirt, geriet in Aufregung.

„Was ist denn?!" rief er. „Ein Fremder? Jetzt vor Weihnachten? Jetzt mitten im Winter? Das wird gar kein Fremder sein."

„Doch, Reimar," sagte Dieterici. „Aber ohne Koffer — mit einer Handtasche — und Plaid — und Schlittschuhen. Der Mensch bringt sich Schlittschuhe mit!"

„Jawohl, Schlittschuhe," bemerkte Gnast. „Ein junges Herrchen. Ein Schüler, der eine Spreewaldpartie machen wird."

Ein schlanker Jüngling trat in die Gaststube: vielleicht wirklich noch ein Schüler, hoch aufgeschossen, mit blonden Sprossen auf der Oberlippe und feinem, frisch gerötetem Gesicht. Er wünschte höflich Guten Morgen, schaute sich mit raschem Blick nach allen Seiten um und setzte sich dann an einen freien Tisch, während der Hausdiener sein geringes Gepäck in der Ecke auf einen Stuhl legte. Reimar trat mit einer Verbeugung näher. „Befehlen zu speisen?" fragte er.

„Ja, Herr Wirt. Was ist denn zu haben? Ein Kotelett und ein Glas Grog. Ich muß mich erst durchwärmen. Dann ein Glas Bier ..." Der junge Herr zog seine Pelzhandschuhe aus ... „Wie weit ist es nach Neu-Holland?"

Die am Stammtisch wurden neugierig, und der Rechtsanwalt erhob sich.

„Befehlen einen Schlitten?" fragte der Wirt.

„O nein — ich danke. Ich wollte auf Schlittschuhen nach Neu-Holland. Das läßt sich doch machen? Es soll ja eine wundervolle Fahrt durch den winterlichen Spreewald sein ..."

Ehe Herr Reimar antworten konnte, war zum Erstaunen des gesamten Stammtisches der Rechtsanwalt an den Fremden herangetreten und stellte sich vor.

„Rechtsanwalt Dieterici. Vergebung, aber ich glaube mich nicht zu irren. Herr Baron von Lobschitz — nicht wahr?"

Auch der andere war aufgestanden und erwiderte mit erfreutem Gesicht die Verbeugung.

„Sehr angenehm, Herr Rechtsanwalt," sagte er. „Oberst von Zehden schrieb mir bereits Ihren Namen. Der Onkel ist doch zu Hause?"

„Ist zu Hause, Herr von Lobschitz, und wird sich freuen, Sie kennen zu lernen. Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie seiner Aufforderung gefolgt sind."

„Selbstverständlich, Herr Rechtsanwalt ..." Herr von Lobschitz wies mit einladender Handbewegung auf den Stuhl neben seinem Platz. „Wenn ich Sie nicht störe, Herr Rechtsanwalt. Ist bisher keine Nachricht von meinem verschwundenen Oheim eingelaufen?"

„Keine. Alle Bemühungen, Licht in das Dunkel seines Verschwindens zu bringen, sind erfolglos geblieben..." Er erzählte von den Aufrufen in den Zeitungen und von den Nachforschungen der Polizeibehörden. „Ist Ihr Herr Onkel noch am Leben, was ich für wahrscheinlich halte, so schweigt er absichtlich. Ein etwas absonderlicher Herr war er immer; das wird Ihnen auch der Oberst von Zehden geschrieben haben. Vielleicht, daß es ihn gelüstet, für die Welt tot zu sein. Man kennt derlei Fälle ..."

Der Kellner brachte den bestellten Grog und das Kotelett. Während der junge Mann mit gesundem Appetit speiste, richtete er verschiedene Fragen an Dieterici und erzählte auch selbst. Er hatte den Gorgutschener nie gekannt, niemals mit ihm in brieflichem Verkehr gestanden, kaum je etwas von ihm gehört. Die beiden Linien des Hauses Lobschitz, die Dzialinskische und die von Gorgutschen, waren nur noch weitläufig miteinander verwandt; einen Familientag hatte das Geschlecht nicht; man kannte sich nicht einmal mit den Vornamen — die einen waren für die andern nicht da. Herr von Lobschitz sprach ziemlich offenherzig über alle diese Dinge. Er erzählte, er habe gar nicht gewußt, daß das Gorgutschener Haus auf zwei Augen stehe, und daß ihm das Majorat zufallen müsse, wenn Hans Christoph ohne Erben sterbe. Seine Mutter lebe in Heidelberg, und dort studiere er auch. Der Brief des Obersten von Zehden sei ihm naturgemäß eine ungeheure Ueberraschung gewesen; aber er sei um so lieber der Einladung, gelegentlich persönlich bei ihm vorzusprechen, gefolgt, als auch Zehden ein Verwandter von ihm sei, den er bisher niemals von Angesicht zu Angesicht gesehen habe ...

Während der junge Herr von Lobschitz zwischen dem ersten Glas Grog und dem dritten Glas Bier also plauderte, ziemlich vergnüglich und harmlos und ohne für die tragischen Geschehnisse im Hause Gorgutschen ein sonderlich tiefes Empfinden zu bezeugen, fand der Rechtsanwalt Gelegenheit, ihn näher zu beobachten. Auf seine physiognomischen Beurteilungen that er sich gern etwas zu gute, und auch in diesem Fall war er mit seinem Schlußresultat rasch fertig. Ein netter und annehmbarer Mensch, dieser junge Lobschitz; vorläufig noch ganz Windhund; goldenen Leichtsinn im blauen Auge, studentischen Durst und hin und wieder zum Krakehlen geneigt; diese letztere Begutachtung erfolgte auf Grund zweier verharrschter, sich in weißen feinen Linien vom Rosa der Haut abhebenden Hiebnarben. Und weiter schloß Dieterici: die von der Linie Dzialinski sind arm, denn Kleidung und Wäsche des jungen Herrn stammen aus billigen Magazinen, und seine Uhr ist Silber, wenn nicht gar Tombak. Also wartet er nur auf den Augenblick, sich auf die reiche Erbschaft zu stürzen, und wird daraufhin vermutlich nach Möglichkeit Schulden machen.

Am Stammtisch war man stiller geworden oder flüsterte doch nur. Dieser Rechtsanwalt war ein ganzer Racker: da war ja der berühmte Majoratsanwärter — war erwartet worden, wollte zum Obersten von Zehden — und Dieterici wußte von allem und hatte nichts davon gesagt. „Wir müssen ihn allseitig und laut gemeinsamem Beschluß zu einer Punschbowle verurteilen," äußerte Kapitän Gnast halblaut, und der Bürgermeister setzte hinzu, die Nase mit Schnupftabak fütternd: „J, das versteht sich. Verhöhnt erst die Obrigkeit und verschanzt sich nun hinter Geheimnissen."

Inzwischen hatte der junge Herr von Lobschitz seine Mahlzeit beendet, bezahlte und empfahl sich Dieterici.

Digitized by Google

„Ich will den Sonnenschein und das gute Wetter benützen, Herr Rechtsanwalt. Mein Gepäck ist leicht. Die Handtasche hat Riemen, und ich trage sie wie einen Rucksack auf dem Buckel. Der Plaid ersetzt mir den Paletot. Es fragt sich nur, ob ich mich zurechtfinde. Allerdings habe ich eine Spreewaldkarte bei mir —"

„Sie können kaum fehlen," fiel Dieterici ein; er nahm die kleine Karte zur Hand, die der Student ihm reichte. „Sehen Sie hier: das ist das Dolffließ; bis dahin haben Sie geraden Weg über Gorgutschen hinaus und verfolgen dann die Podlanka bis zu den Schleusen. Da sind Sie dicht an der Chaussee und haben noch ein Viertelstündchen bis Neu-Holland, das Sie schon liegen sehen . . . Habe die Ehre, Herr von Lobschitz, und ich denke, auf Wiederschaun!" . . .

Die beiden drückten sich die Hand. Der Student schnallte Plaid und Ranzen um, nahm seine Schlittschuhe und machte dem Stammtisch eine korrekte Verbeugung, die wohlwollend angenommen wurde. Dann ging er.

Ging durch den Hausflur und die Straße hinab und freute sich. Das war doch einmal eine Abwechslung zwischen Biertisch und Hörsaal, zwischen dem „Eins, zwei, drei" des Salamanders und dem „Bindet die Klingen". Das war eine unerwartete Gabe aus Fortunas Horn oder wenigstens der Anfang dazu. Jawohl, der Anfang dazu. Kein Onkel aus Indien, der plötzlich mit unermeßlichen Reichtümern auftauchte; aber ein plötzlich verschwundener Onkel, der einen herrenlos gewordenen stattlichen Besitz hinterließ. Natürlich: der Onkel konnte noch leben und wiederkehren, war vielleicht schon unterwegs und saß morgen wieder auf seiner Scholle. Das „vielleicht" war das Fragezeichen, und wo Fragezeichen stehen, sind neben Sorgen und Aengsten auch Hoffnungen.

Für Sorgen und Aengste hatte der Student wenig übrig, doch ungemessen viel für die grüne Hoffnung. Die regte sich gewaltig, und die Phantasie hob sie noch höher empor und umkleidete sie köstlich. Da saß nun die Mutter in einem Villendörfchen bei Heidelberg und darbte und zählte die Pfennige und haderte mit der Köchin über jeden zu viel ausgegebenen Groschen, um den geliebten Einzigen studieren lassen zu können; lebte in einsamem Dunkel nur für ihn. Und auf einmal ging die Sonne auf. War es ein trügender Frühschein, eine Luftspiegelung nur — man konnte der Helle sich freuen, die auch die Wärme neuen Hoffens gab. Der Brief Zehdens war wirklich ein leuchtender Blitz. „Majoratsanwärter und präsumtiver Erbe" und davor das „vielleicht". Es war die Kluft zwischen Not und Reichtum, und Jahre konnten vergehen, ehe sich über sie eine feste Brücke schlagen ließ. Noch lange Jahre . . .

Aber daran dachte der Student nicht. Ihm war wohlig zu Mut. In der menschenleeren Gasse pfiff er ein Lied vor sich hin, schritt rüstig aus und schaute mit munteren Augen um sich. Wie hübsch war dieses Nestchen im Winterschnee! Jedes Haus trug seine weiße Mütze, und an den Dachtraufen, die in verschnörkelte Fratzen und Drachenköpfe ausliefen, hingen rieselnde Eiszapfen. Da stand das Rathaus mit niedrigem Vorbau und hohem Giebel, wie ein altes Männchen, das einen Grenadierhelm trägt. Daneben das Spreethor: riesiges Mauerwerk, noch aus vergangenen Jahrhunderten, da dies Städtchen den Paß bildete auf der Heerstraße zwischen Leipzig und Berlin und über die Wälle Kanonen sich reckten — und die tiefe Durchfahrt dämmerig eingeschattet.

Nun war die Stadt zu Ende. Ein kurzer Pfad querfeldein, und da lag der schmale, schneebefreite Kanal, der in den Spreewald führte.

Kruz Lobschitz setzte sich auf einen großen Stein am Uferrand und befestigte seine Schlittschuhe. Er liebte den Sport, der nicht viel kostete: Eislauf und Schwimmen, Turnen, Fechten und Schießen. Im Nu stand er auf dem Eis. Blitzend lag die Bahn vor ihm: ein Mäanderband, das sich im Glast der Sonne goldglänzend durch die Landschaft zog und drüben im Wald verlor.

Er sauste davon. Der Wind war mit ihm; es fuhr sich leicht. Schon nach wenigen Minuten nahm der Wald ihn auf, und schneeumwehte Stämme umstarrten ihn, Kronen tragend, auf denen weiße Ballen wuchteten. Hundegeheul in der Nähe. Ein Dorf taucht auf: auf vereisten Inseln ein paar Blockhäuser mit fast schwarzem Gebälk, ein Kirchlein und ein moderner Gasthofbau. An einem Fenster mit geblümten Gardinen ein neugieriges Weibergesicht, und in einer offenen Thür ein gebückter, alter Mann in Hemdärmeln und Pelzmütze, hinter ihm ein blaffender Spitz und ein schwarzes Huhn. Das alles huscht vorüber wie ein Guckkastenbild. Der Kanal scheint sich zu weiten. So fern das Auge reicht, eine glitzernde Fläche. Das Wasser hat die Wiesen überschwemmt und der Frost eine ungeheure Eisbahn geschaffen, aus der drüben und dort rostbraune Rainlinien auflugen, das Oval eines Buschwerks oder die Zuckerhutform eines winterlichen Heuschobers. Geradeaus eine lange Allee von schlanken Erlen, in der Perspektive unendlich scheinend und gleichsam den Horizont berührend. Und schweigende Einsamkeit in weiter Runde. Nur das Getier regt sich zuweilen: ein scheuer Hase jagt über das Feld, und aus gelbem Röhricht schießt eine Wildente empor . . .

In Lobschitz jubelte es. Es war gar zu herrlich, so hineinzufliegen in eine fremde Welt.

So ging es dahin, die Kanäle hinab, auch einmal feldüber, den Weg verkürzend. Nach der Karte schaute Kruz Lobschitz nicht mehr. Nur auf seinen kleinen Taschenkompaß sah er zuweilen: die Richtung Südost mußte er einhalten, um zum Ziel zu kommen. Im übrigen: ob er eine Stunde früher oder später in Neu-Holland eintraf, war gleichgiltig. Er ließ sich Zeit und ermüdete auch nicht so leicht.

Wieder ein Dorf: kleine Häuser auf braunen Inseln und Landzungen, und auf einer Anhöhe ein stattliches Gotteshaus. Hier ist es nicht mehr einsam. Die Kirchenglocke klingt über den Eissee, und im Stuhlschlitten fährt man den Geistlichen über die Bahn. Das ist ein seltsames Leben. Die Gemeinde der Gläubigen wallfahrtet auf Schlittschuhen zur Kirche, in deren altertümlichen Holzturm man noch immer die Glocke schwingen sieht. Männer, Weiber und Kinder, allesamt auf den Stahlschienen: es ist wie ein holländisches Winterbild von Wouwerman —

Digitized by Google

Vorüber an den schindel- und schilfgedeckten Häusern und dem alten Ziehbrunnen und quer über das gleißende Feld. Bei aller Frische der Luft begann dem Studenten warm zu werden. Auch einen leisen Appetit spürte er. Das Krampzower Kotelett hielt nicht vor; es meldete sich sogar ein rechtschaffener Durst. Aber auf dieser schier endlosen Wiesenebene, die der Winter in einen weiten Krystallspiegel verwandelt hatte, stieg nirgends der Rauch eines gastlichen Herdes auf. Lobschitz zog von neuem seinen Kompaß zu Rat: er fürchtete, irre zu gehen. Dort hinüber, wo das Grau des Hochwalds den Horizont begrenzte! Ja, dorthin. Der Stahl klang wieder auf dem Eis eines breiten Kanals, der mitten hinein in die Forst führte. Ein Urwald. Ragende Eichen, Erlen, Eschen, Ulmen, Buchen und Birken. Ragende Winterpracht; auf den dicken Stämmen noch die blitzenden Spitzenmuster des Frühreifs; auf schneeigem Untergrund das Schattenspiel der kahlen Zweige im Sonnenlicht; verdorrte Farne und schwarzes Wacholdergestrüpp oder eine dicht wuchernde Brombeerhecke.

Nun eine Biegung: da liegt ein Forsthaus, aber der Förster ist auch ein gefälliger Wirt. Kruz Lobschitz hielt an und las das einladende Schild über der Gartenthür. Der Garten lag freilich öde, und nur ein gezähmter Rabe flatterte in grotesken Sprüngen über den Schnee. Aber aus der Esse des Forsthauses ringelte sich Rauch empor. Und da wurde auf einmal der sachte Appetit des Studenten zu regem Hunger. Er schnallte die Eisen ab und trat in das Haus. Es war kein Förster da, doch eine rundliche Frau, die erzählte, mit was sie wohl dienen könne, nämlich mit Rührei und Schinken, nicht mehr. So setzte sich Lobschitz denn in die Wirtsstube mit ihren geworfenen Dielen, vielen Geweihen und blank gescheuerten Bänken, saß da ganz allein und aß eine Viertelstunde lang Rührei und Schinken. Es hatte ihm selten so trefflich gemundet, und auch der Glühwein war trinkbar. Die Wirthin rühmte ihn nicht umsonst; das Rezept war ihr Geheimnis, und braute sie ihn, so durfte kein männliches Wesen zugegen sein. Sie setzte sich neben Kruz und sah zu, wie er speiste, und unterhielt ihn auf ihre Art. Als sie hörte, er wolle zu Herrn von Zehden nach Neu-Holland, wurde sie lebendig und sang ein Loblied auf den Obersten, den sie gut kannte, denn vom Mai bis in den Herbst hinein war er hier häufig zu Gast.

„Ja," sagte sie, „das ist ein Mann, und es giebt diesseits keinen Herrn, der so viele Freunde hat, wie der Herr Oberst von Zehden. Es kommen ja viele her, die Sammler sind wie er, und werden häufig betrogen, denn die Leute sind gewitzig geworden und vergraben manchmal altes Eisen und Scherben und so etwas und thun dann so, als sei das gefunden und stamme noch aus der Vorzeit. Aber bei dem Herrn Oberst von Zehden, da wagt das keiner. Man sagt, er schreibt auch ein Buch über den Spreewald, und ist ein lieber Herr, und hier sitzt er immer, wo Sie sitzen, junger Herr, und meinen Glühwein nennt er die ultima ratio oder so ähnlich. Er ist gern mal gespaßig . . ."

So plauderte die Frau Wirtin, und als der Student mit der ersten Portion Rührei fertig war, ging sie in die Küche und schlug noch ein halbes Dutzend Eier in die Pfanne. Da war denn die Viertelstunde um, und Lobschitz mußte weiter.

Wieder flog Lobschitz über die glatte Bahn, bis der Kanal sich zwischen Bretterwehren verengte und die Häuser des Dorfs Gorgutschen auftauchten, darüber kahle Baumwipfel und das hohe, an den Seiten abgeschrägte Dach des Schlosses. Nun klopfte das Herz des Studenten geschwinder, und unwillkürlich blieb er stehn, Atem zu schöpfen. Er suchte seine Karte hervor und orientierte sich. Ja, das war Gorgutschen. Aber es ging nicht weiter auf den Stahlsohlen. Der Verbindungskanal vor dem Schloßportal war nicht zu passieren; da war das Eis aufgeschlagen worden und wieder zusammengefroren und türmte sich nun hoch auf in zackigen und zersplitterten Schollen. Während Kruz die Schlittschuhe abschnallte und den Graben umschritt, betrachtete er aufmerksam die mächtige, aufgezogene Zugbrücke, die Burgwehr und Wachthäuser am Portal. Das alles sah nach vergangenen Zeiten aus und so geheimnisvoll und reizte seine Phantasie. Ob er da drinnen im Schloß wohl einmal als Herr schalten und walten würde? — Das Schloß gefiel ihm nicht. Der graue Kasten mit seinen Anbauten und dem ungefügen Ziegeldach wollte zu den krenelierten Mauern, Wehrgängen und der Zugbrücke nicht passen. Kruz baute in Gedanken um: ein Hochschloß mit Zinnen und stolzer Verkuppelung und tiefen Thorgängen, halb Phantasie und halb deutsche Renaissance, und vom höchsten Turm herabwehend die Fahne mit dem Wappen der Lobschitze.

Hinter dem Dorf änderte sich die Scenerie. Wasser und Wald und Buschpartien blieben zurück; der Kanal durchschnitt in breit ausgebuchteter Kurve märkische Kiefernheide und öffnete sich dann seeartig, um sich schließlich vor einer ausgedehnten Schleusenanlage wiederum zu verengen. Auf dem kleinen See mit seinen von Röhricht umbuschten Ufern und den alten Weiden, deren tief herabhängende Zweige im Eis festgefroren waren, sah Kruz ein schlittschuhlaufendes Paar: eine junge Dame und ein Kind, Hand in Hand und ziemlich anfängerhaft in ihrer sportlichen Leistung. Der näher heransausende Mann mit dem flatternden Plaid schien beide zu erschrecken, denn sie beeilten sich, an das Ufer zu kommen, legten die Eisen ab und rannten spornstreichs den chaussierten Weg hinab an den Schleusen vorüber. Kruz wollte sie beruhigen und rief hinter ihnen her; wollte auch fragen, wo der Oberst von Zehden in Neu-Holland wohne, und setzte sich am Ufer gleichfalls in Trab. Das schien falsch aufgefaßt zu werden. Das Kind schaute sich um, schrie auf und riß seine Begleiterin an der Hand in verstärktem Lauf mit sich fort. Kruz ärgerte sich.

„He — Sie!" rief er, „ein Wort — mes dames, ich thue Ihnen ja nichts! Ich möchte bloß wissen —"

Da blieb die Dame stehen, und das Kind stürmte allein weiter. Es schien, als habe das französische Wort den Schritt des Fräuleins gehemmt. Sie war noch jung, ganz niedlich, sah blaß aus und zitterte, aber wartete tapfer den Feind ab und sagte in ängstlichem Bonnenfranzösisch: „Monsieur, vous parlez français, n'est-

Digitized by Google

ce-pas? Je n'ai pas de monnaie sur moi. Mais si vous voulez m'accompagner jus'que chez nous, je vous donnerai volontiers un petit extra pour votre voyage. La petite a tellement peur . . ."

Kruz stutzte erst und sah äußerst verwundert aus. Sein Französisch war mangelhaft; aber er hatte doch verstanden, daß die zitternde junge Dame ihn für einen Fechtbruder hielt, der über eine gewisse Kenntnis des Welschen verfügte, also für einen ganz gebildeten Handwerksburschen. Und da pruschte er lustig heraus, riß seinen Hut vom Kopf, suchte rasch nach einigen französischen Vokabeln und entgegnete endgiltig: „Mademoiselle honorable oder auch verehrungswürdiges Fräulein, mein Französisch ist nicht ganz dialektrein; aber sollten Sie nicht ein weniges deutsch verstehen?"

Worauf Mademoiselle Fecamp rot wurde und kopfnickend erwiderte: „O ja, ein klein wenicke."

„Das ist mir lieb. Also zur gefälligen Aufklärung, daß ich ein Retourbillet bei mir führe und auch mit dem Zehrgeld noch einigermaßen reiche. Daß ich kein frère Straubinger und noch weniger ein Räuberhauptmann bin, sondern der Studiosus juris Kreuzwendedich von Lobschitz und ergebenst fragen wollte: ist das da vor uns Neu-Holland, und wo wohnt der Oberst von Zehden?" —

„A—ah," sagte Fräulein Fecamp, und nun war das Erstaunen auf ihrer Seite. Sie sah ihren Irrtum ein, errötete abermals und erzählte, daß sie als Erzieherin der kleinen Wally mit zum Hause Zehden gehöre, und daß man in wenigen Minuten dort sein würde.

So war es auch. Hinter dem Gartenzaun aber stand bereits im Schnee Frau Minona und hielt Ausschau nach dem Räuber ihrer Mademoiselle, während Wally sich an sie klammerte und mit großen erschreckten Augen die Näherkommenden anstarrte.

Die Aufklärung erfolgte rasch. Frau Minona war guter Laune und lachte.

„Deine Einführung hat jedenfalls den Reiz einer gewissen Originalität für sich, lieber Neffe," sagte sie. „Sei mir bestens willkommen und tritt näher. Mein Mann wird sich freuen. Er sitzt wieder zwischen seinen Scharteken und bei einem alten Wendenschädel, den er gefunden hat. Das ist seine Freude, obwohl ich das alles nicht sehr appetitlich finde. Aber was will man machen. Mademoiselle Fecamp, die Handwerksburschen bei uns zu Lande sehen anders aus, als dieser Herr. Sie müssen versuchen, auch in der Selbstbeherrschung und in der Sicherheit des Blicks, im Maßhalten und im gesunden Urteil Wally ein gutes Vorbild zu sein. Wally, nun laß mein Kleid los und gieb deinem Vetter die Hand. Pascholl!"

Doch Wally wollte nicht. Wo kam dieser neue Vetter so plötzlich her, und was wollte er? Es regte sich gar kein verwandtschaftliches Empfinden für ihn in ihrem kleinen Herzchen, das sich noch immer nicht beruhigt hatte. Freilich, die kindische Furcht war verschwunden; aber die Scham kam hintendrein und wühlte noch mehr in ihr. Sie warf den Kopf zurück und streifte Vetter Kruz mit einem feindseligen und verächtlichen Blick und nahm keine Notiz von der ihr entgegengestreckten Hand.

Da wurde die Mutter zornig.

„J — du . . ." rief sie, fiel aber sogleich aus dem Ton in die Klage. „Siehst du, lieber Neffe, so ist sie. Manchmal ein ganz vernünftiges Kind, und dann bricht wieder der Dickkopf durch. Ich will nicht sagen, von wem sie ihn hat. Da hilft weder reden noch schelten. Mademoiselle Fecamp, Sie stehen dabei und machen ein Gesicht, als gehöre es sich so. Ja du lieber Gott, wenn Sie absolut gar kein pädagogisches Interesse zeigen, dann ist es natürlich schlimm um uns alle bestellt. Wally, nun habe dich nicht und sei brav. Mein Himmel, du bist bald elf Jahre alt und immer noch, als wärst du erst sechs. Soll ich den Papa rufen?"

Fräulein Fecamp, erschreckt durch den Appell der gnädigen Frau, versuchte mit weinerlichem Gesicht und flüsternder Stimme, sich zärtlich und liebkosend tief über Wally neigend, die Vermittlung herzustellen; aber Kruz hielt es für zweckmäßiger, der Situation ein rasches Ende zu bereiten und rief: „Lassen wir die Zeit sprechen! Die allergnädigste kleine Cousine wird ja allgemach einsehn lernen, daß der Vetter aus Heidelberg doch besser ist, als sie vermutete, da er in Erscheinung trat. Frau Tante, ich sehe, du stehst noch immer im Schnee. Sollte es nicht profitlicher für deine Gesundheit sein, wir gingen in das Haus?"

Das war gewiß der Fall. Zudem erschien nunmehr Herr von Zehden in der Hausthür, den die fremde Stimme im Garten an das Fenster gelockt hatte und der sich gleich dachte: der junge Mann da draußen, das werde wohl der Kreuzwendedich sein, der Majoratsanwärter von Gorgutschen.

VII.

Sie saßen beide nebeneinander auf dem großen Ledersofa im Arbeitszimmer des Obersten, Ohm und Neffe, und hatten ihre Zigarren angesteckt und plauderten miteinander. Schon morgen mußte Kruz wieder zurück nach Heidelberg, denn er wollte den Weihnachtsabend bei seiner Mutter verleben; da gab es noch vielerlei zu besprechen.

Zuerst mußte Kruz von seiner Familie erzählen. Die Zehden und die Lobschitz hatten sich bisher so ferngestanden, daß keiner über den andern recht Bescheid wußte; aber sie nannten sich gleich du; das hatte der Oberst so gewollt; das verwandtschaftliche Du knöpfte viel schneller die Herzen auf und ersparte allerhand unnötige Formalitäten. Sie gefielen sich auch gegenseitig beim ersten Bekanntwerden und verstanden sich ohne viel Fragen.

Aber zu fragen gab es trotzdem genügend. Der Oberst begann, und Kruz stand Rede. Sein Vater war lange tot. Die Dzialinskische Linie der Lobschitz war früher in Polen ansässig gewesen. Darüber war Gras gewachsen. Es gab im Polnischen kein Stückchen Erde mehr, das den Lobschitzen gehörte. Die Linie war gänzlich verarmt. Kruz wußte nicht warum und meinte, die Ahnen hätten wohl alles verläppert. Großvater und Vater hatten im österreichischen Heer gedient; der Vater war Artillerieoffizier gewesen, und eine springende Granate hatte ihn bei einer Felddienstübung getötet.

Digitized by Google

Es war da irgendein unglückseliges Versehen vorgekommen, das niemals Aufklärung gefunden hatte.

„Aber du entsinnst dich deines Vaters noch, Kruz?“ fragte der Oberst.

„Jawohl, Onkel — gut. Er war groß und stark und sehr gutmütig und hatte schon mit dreißig Jahren ganz weißes Haar. Das war gräßlich, das mit der Granate. Sie riß meinem Vater den Kopf ab. Er war sofort tot. Ach, und die arme Mutter! Ich war damals ja noch ein Kind; aber traurige Erinnerungen haften weit stärker im Gedächtnis als freudige ... Sie war eine Reichsdeutsche, eine Borne — das weißt du; und sie hat sich in Oesterreich eigentlich nie so recht wohl gefühlt. Da zogen wir nach Altenburg, wo Mutter eine Hofdamenstellung angeboten worden war; sie kannte die Prinzeß Theresa von früher. Das ging nun aber gar nicht. Für das Hofleben ist sie nicht geeignet, und bei allem Entgegenkommen der gütigen Prinzeß kosteten die Toiletten doch auch. Es kam zwar Glanz in die Sorgen; aber der Glanz that noch weher.“

Er erzählte weiter. Man suchte lange nach einem neuen Aufenthaltsort, in dem es sich billig leben ließ. Er war herangewachsen und hatte recht und schlecht sein Abiturientenexamen gemacht. Für die Militärkarriere hatte er wenig Neigung, er wollte studieren. Durch einen glücklichen Zufall, wie er im Leben der armen Frau eine Seltenheit war, hatte seine Mutter ein hübsches und wohlfeiles Quartier in der Nähe von Heidelberg gefunden, ganz auf dem Land, aber doch auch von der Stadt aus leicht zu erreichen. So siedelte man dorthin über, und Kruz begann seine Studien.

„Und du bist ein fleißiger Junge?“ fragte der Oberst.

„Ich danke, Onkel, es geht. Vielleicht ist fleißig zu viel gesagt. Aber es macht sich. Ein Stubenhocker und Bücherwurm bin ich nicht gerade — und siehst du, wenn es sich vielleicht machen ließ, daß ich ... aber es wird ja nicht —“

„Was? Lieber Kerl, du mußt dich aussprechen. Ich beiß dich nicht.“

Kruz lachte. „Nein, so siehst du nicht aus. Ich meine — also, der Gorgutschener ist doch fort, nicht wahr?“

„Gewiß, und es ist fraglich, wann und ob er überhaupt wiederkehrt. Aber da muß ich dir gleich etwaige Hoffnungen nehmen. Du würdest sein Erbe sein — doch erst nach erfolgter Todeserklärung Hans Christophs, und das hat noch zehn Jahre Zeit. So lange wird Gorgutschen administriert, und du beziehst bis dahin auch nicht einen Pfennig von der voraussichtlichen Erbschaft.“

„Ich weiß, Onkel, ich bin informiert. Es handelt sich um etwas anderes. Ich sagte dir, ich bin kein Büchermensch. Ich werde meine Examina bestehen und vielleicht auch ein leidlicher Rechtsanwalt werden. Aber mehr als die ganze Judikatur liebe ich Feld, Wald und Heide. Ich kann nichts dafür. Und da meine ich, läßt es sich nicht ermöglichen, daß mir als dem präsumtiven Erben die Verwaltung von Gorgutschen anvertraut wird?“

Der Oberst schüttelte den Kopf. „Nein, Kruz; daran ist nicht zu denken. Die Gerichte ernennen die Administratoren und werden selbstverständlich nur erprobte Fachleute wählen ... Wüßte ich, wie sich alles fügen wird, und ob Hans Christoph in der That verschollen bleibt, dann würde ich dir ohne weiteres den Rat geben, laß die Jurisprudenz liegen und widme dich vorläufig theoretisch der Landwirtschaft, besuche eine landwirtschaftliche Akademie, eine Hochschule für Bodenkultur, eine Lehranstalt für Ackerbau — es giebt ja zahlreiche bei uns. Aber ich weiß nicht, wie alles kommen wird. Wer weiß es denn? Keiner von uns —“

(Fortsetzung folgt.)

Pferdezucht und Sport in Frankreich.

Von Oekonomierat Oetken, Oldenburg.

Obwohl über meine im Auftrag des Reichskanzlers zum Studium der französischen Pferdezucht unternommene zweimonatlige Reise vor kurzem durch die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft ein ausführlicher Bericht veröffentlicht worden ist, komme ich doch gern dem Wunsch nach, aus meinen Beobachtungen hier einiges kurz zusammengefaßt wiederzugeben.

Die Pferdezucht ist heutzutage in den großen europäischen Reichen von einer weit größeren Bedeutung als in früheren Zeiten, schon weil der Bedarf der Heere an brauchbarem Pferdematerial ein so außerordentlich gesteigerter ist. Von der Beschaffenheit und Zahl der für den Kriegsfall zur Verfügung stehenden Pferde hängt zu einem nicht geringen Teil die Schlagfertigkeit der Armeen ab. Wenn im Jahr 1870 Frankreich uns gegenüber im Nachteil war, so war nicht die geringste der in Betracht kommenden Ursachen die Unzulänglichkeit des französischen Pferdematerials an Zahl und Leistungsfähigkeit.

Seit jener Zeit hat sich unser großes Nachbarland alle erdenkliche Mühe gegeben, teilweise unter Weiterbau auf den schon von Napoleon III. begonnenen Grundlagen, seine Pferdezucht zu heben, und es hat hierbei einen Erfolg gehabt, der in Anbetracht der Kürze der verflossenen Zeit im allgemeinen als ein bedeutender bezeichnet werden muß.

Die günstige Gestaltung der Dinge tritt auch in der gewachsenen Kopfzahl des Pferdebestandes in Frankreich hervor. Man nahm diese bisher vielfach auf nur drei Millionen an; nach meinen Ermittlungen ist sie aber auf mehr als vier Millionen zu beziffern und überragt wahrscheinlich schon den Pferdebestand des Deutschen Reichs, jedenfalls dann, wenn man eingeborene französische Pferde gegen eingeborene deutsche setzt. Denn Deutschland hat zur Zeit eine starke Einfuhr an Pferden, neben einer sehr geringen Ausfuhr, während man in Frankreich seit einigen Jahren dahin gelangt ist, ein Ueberwiegen der Ausfuhr verzeichnen zu können.

Die Fortschritte Frankreichs sind natürlich im Ausland nicht unbeachtet geblieben, auch nicht bei uns in

Digitized by Google

Deutschland, wofür unter anderm der mir erteilte Auftrag als Beweis gelten kann, und wofür vor allen Dingen auch die kürzlich viel besprochene Konferenz beim Kaiser Zeugnis ablegte.

Soll ich versuchen, mit ein paar Worten den Gesamteindruck wiederzugeben, den ich auf meiner Studienreise erhielt, so kann ich folgendes sagen: die französische Landespferdezucht steht im großen und ganzen auf hoher Stufe und ist in fortschreitender Entwicklung begriffen. Frankreich zeigt sowohl in der Zucht des Armeepferdes wie auch in der Zucht des vornehmen Karossiers und endlich in der Erzeugung des gewöhnlichen Gebrauchspferdes anerkennenswerte Leistungen.

Damit soll nun keineswegs behauptet sein, daß unser Nachbarland uns auf pferdezüchterischem Gebiet in jeder Hinsicht voraus wäre. Nein, in manchem Punkt können die Leistungen Deutschlands, insonderheit die einzelner Staaten und Provinzen, sich mit denen Frankreichs recht wohl messen, aber so viel ist sicher: wir haben alle Ursache, die eifrigen und zum Teil nachahmenswerten Bestrebungen dieses Landes mit großer Aufmerksamkeit zu verfolgen!

Durch welche Mittel hat nun Frankreich seine Erfolge erzielt?

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle eine erschöpfende Antwort zu geben. Einige der wichtigeren Punkte seien aber doch hervorgehoben.

Frankreich ging vor mit zum Teil sehr weisen gesetzgeberischen Maßnahmen, mit einer im ganzen vortrefflichen Organisation, namentlich aber mit der Aufwendung großer Geldmittel. An der Bereitstellung dieser Mittel beteiligten sich nicht allein der Staat, sondern ebenfalls die Departements, die Gemeinden und in besonders starkem Maß die Vereine, hauptsächlich die Sport- oder Rennvereine. Im ganzen werden in Frankreich aus öffentlichen Kassen für die Förderung der Pferdezucht jährlich etwa 18 Millionen Frank aufgewendet, darunter nahezu 2½ Millionen aus der Kasse des Staats, hierin nicht eingeschlossen die Kosten der Unterhaltung der Staatsgestüte, die allein auf annähernd 8 Millionen geschätzt werden können.

Die von seiten der Vereine aufgebrachten Gelder, im ganzen etwa 12 bis 13 Millionen jährlich, dienen zum allergrößten Teil der Förderung des Rennwesens. Dieses steht in Frankreich denn auch in großer Blüte, und man mißt ihm, trotzdem es auch seine Gegner findet, durchweg eine ganz hervorragende Bedeutung bei, eine größere, als in manchen andern Ländern. Und im allgemeinen rechtfertigt auch das französische Rennwesen diese Wertschätzung, mag es auch stellenweise manche Auswüchse zeigen und mehr der Befriedigung der Schaulust, der Wettlust u. s. w. dienen, als ernsten Zwecken. Beachtenswert ist, daß gesetzlich nur solche Rennen in Frankreich stattfinden dürfen, die ausschließlich die Verbesserung der Pferderassen, also die Hebung der Pferdezucht nach praktischer Richtung hin, zum Zweck haben.

Gefördert wird das Interesse an den Rennen ganz wesentlich durch die fast überall im Land, vornehmlich auch im Handel hervortretende hohe Würdigung der Leistungsfähigkeit der Pferde in der Bewegung. Während in nicht wenigen andern Zuchtgebieten in erster Linie auf die Erzeugung schöner Formen und erst in zweiter auf die Entwicklung von Schnelligkeit, Kraft und Ausdauer gesehen wird, ist es, im allgemeinen wenigstens, in Frankreich umgekehrt. Diese Richtung der Anschauung kommt besonders auch darin zum Ausdruck, daß beim Voll- und Halbblut, also bei allen Pferdeschlägen, die nicht, wie das Kaltblut, vorzugsweise zur Arbeit bei langsamer Bewegung bestimmt sind, von den jungen Hengsten das Bestehen einer Leistungsprüfung gefordert wird, ehe sie in die Staatsdepots eingestellt oder als Privatbeschäler im Land Verwendung finden dürfen.

Bei dieser Prüfung müssen die Hengste innerhalb einer bestimmten Zeit eine bestimmte Distanz durchmessen. Bei den Hengsten des anglonormannischen Halbbluts beispielsweise ist die im Trab zurückzulegende Entfernung vier Kilometer, die gewährte Maximalzeit bei den Tieren dieses Schlags, die als Traber klassifiziert werden sollen und im Alter von 3½ Jahren stehn, 7 Minuten 4 Sekunden, bei den Tieren der Karossierabteilung 14 Minuten. Diese Bedingungen setzen bei den Traberhengsten selbstredend eine lange und planmäßige Vorbereitung voraus, bei den Karossierhengsten eine Behandlungsweise, durch die wenigstens einigermaßen eine gute Entwicklung des Bewegungsvermögens und der Ausdauer gesichert ist.

Es war in Ansehung meiner Reisezwecke eine glückliche Fügung, daß ich in den Tagen vom 26.—28. September 1901 Gelegenheit hatte, in Caen (Departement Calvados) dem hochinteressanten Schauspiel der amtlichen Leistungsprüfung für die Halbbluthengste der Normandie mit beiwohnen zu können. Bei dieser Prüfung wurden nicht weniger als 424 Tiere vorgeführt, sämtlich im Alter von 3½ Jahren stehend. Die Hengste wurden in Gruppen von etwa 10—12 unter Reitern im Dreß vom Start gelassen und zeigten der Mehrzahl nach eine gute Haltung und vortreffliche Aktion. Alle Tiere ohne Ausnahme leisteten den gestellten Anforderungen Genüge, viele trotz des recht warmen Wetters ohne sonderliche Anstrengung. Die Mehrzahl der Tiere machte ihre vier Kilometer in etwa 10—11 Minuten. Etwa 50 Hengste mochten die Qualifikation als Traber erlangen.

Die französischen Rennen und Leistungsprüfungen unterscheiden sich von denen manches andern Landes insonderheit dadurch, daß man einmal den Trabrennen eine große Bedeutung zuerkennt, und zweitens, daß im Durchschnitt größere Distanzen gewählt werden. So sind für Trabrennen Entfernungen von 3200 bis 4200 Meter recht häufig, ja stellenweise kommen solche von 4400 bis 5000 Meter und darüber vor. Freilich trat im vorigen Jahr eine Bewegung zu Gunsten kürzerer Distanzen hervor, allein gegenwärtig zeigt sich bereits eine kräftige Gegenströmung, und es darf als sicher gelten, daß die Anschauung, es müsse bei den Rennen nicht allein Schnelligkeit, sondern auch Kraft und Ausdauer gefordert werden, die herrschende bleiben wird.

Die Pferde, die man auf den großen Renntraberbahnen vornehmlich des Nordens und Westens Frankreichs sieht, gehören fast ausnahmslos dem anglonormannischen Traberschlag an, einem Schlag, der wesentlich im Lauf der letzten drei oder vier Jahrzehnte aus dem vorwiegend durch starke Zufuhr englischen Bluts verbesserten Normannenpferd entstanden ist. Die Leistungen dieses Traberschlags sind trotz der Kürze der verflossenen Zeit bereits recht ansehnliche und verdienen um so mehr Achtung, als die Franzosen es verstanden haben, bei der raschen Entwicklung der sowohl Ausdauer wie Schnelligkeit umfassenden Leistungsfähigkeit dem anglonormannischen Traberpferd auch verhältnismäßig gute Formen und eine leidlich befriedigende Knochenstärke zu bewahren.

Digitized by Google

Der bis heute beste Rekord der reinfranzösischen Traberpferde ist 1.27. Das ist freilich im Vergleich mit der hervorragendsten Leistung amerikanischer Traber (etwa 1.15) wenig, überhaupt zeigen die letzteren auch im Durchschnitt eine um etwa 10 bis 11 Sekunden größere Geschwindigkeit auf den Kilometer, allein es ist darauf hinzuweisen, daß man in Amerika weit einseitiger auf Schnelligkeit züchtet, als in Frankreich. Leistungen, wie ich sie beispielsweise bei der vielgenannten französischen Stute Sarah bewundern konnte, wird man weder in Amerika noch sonstwo sehr häufig zu sehn Gelegenheit haben. Diese Stute legte bei einem Trabrennen in Caen unter dem Reiter den Kilometer in 1.31 2/5 zurück, und sie erreichte trotz der herrschenden ziemlich drückenden Hitze das vier Kilometer entfernte Ziel in so vortrefflicher Kondition, daß sie fraglos imstande gewesen wäre, noch ein oder zwei weitere Kilometer ohne Verminderung der Geschwindigkeit zu durchmessen.

Bei der überwiegenden Mehrzahl der französischen Trabrennen laufen die Pferde unter dem Reiter, auch läßt man alle Uebungen der Halbblutpferde viel mehr als bei uns gebräuchlich unter dem Sattel stattfinden. Man verfährt in dieser Weise, weil man überzeugt ist, hierdurch die ganze Haltung und Entwicklung des Pferdes, vornehmlich aber die Gestaltung des Halses und des Rückens, sodann auch die Kraft und Energie der Bewegung günstig beeinflussen zu können.

Als der vornehmste unter allen französischen Traberhengsten gilt gegenwärtig der im Staatsdepot von Le Pin (Departement Orne) stehende vielgenannte Fuschia, der selbst zwar nur einen Rekord von 1.36 besitzt, seinen Kindern aber sehr häufig eine weit größere Schnelligkeit und fast immer ein großes Maß von Kraft und Energie mitgiebt. Auch die vorerwähnte Stute Sarah ist eine Tochter Fuschias. Die Nachkommen dieses jetzt 19 Jahre alten Hengstes teilen alljährlich die meisten der hohen Preise der großen Trabrennbahnen unter sich. Im Jahr 1900 gewannen allein seine Söhne und Töchter nicht weniger als 536447 Frank, und ebenfalls errangen enorme Summen seine zahlreichen Enkel und Enkelinnen.

Einzelne Züchter sind am Traberſport in ganz außerordentlichem Maß beteiligt. So ernteten im Jahr 1902 die Pferde des in meinem Reisebericht wiederholt erwähnten Großzüchters Th. Lallouet-Semallé an Trabrennpreisen nicht weniger als 170 000 Frank.

Der Flach- und Hindernisrennsport steht in Frankreich ebenfalls in großer Blüte, und wie das französische Halbblut in seinen Trabern, so zeigt auch das dortige Vollblut durchweg sehr befriedigende Leistungen. Das deutet schon an, daß auch die Zucht des Vollbluts in Frankreich im allgemeinen eine recht hohe Stufe einnimmt.

Die bedeutendsten Zuchten des englischen Vollbluts*) finden sich in der Normandie, diesem Pferdeland par excellence, sowie in der Umgegend von Paris. Unter den Vollblutzuchten, die ich gesehen, steht das Edmond Blancsche Gestüt Le Jardy, gelegen in der Nähe von Vaucresson bei St. Cloud, entschieden an erster Stelle. Dieses Gestüt vereinigt etwa 140—150 Tiere hochedlen Bluts, deren Wert auf mehrere Millionen geschätzt wird. Von den vier ausnahmslos hervorragenden Beschälern des Gestüts nahm mein ganz besonderes Interesse natürlich der berühmte Flying Fox in Anspruch, das Millionenpferd. Dieser Hengst stellt bis heute das höchstbezahlte Pferd der Welt dar; er wurde im Jahr 1900 in England auf der Auktion des Nachlasses des Herzogs von Westminster zum Preise von 984375 Frank erworben. An Deckgeld wird für diesen in Bezug auf Schönheit, Leistung und Abstammung gleich ausgezeichneten Beschäler der Betrag von 10000 Frank beansprucht und auch willig gezahlt. Bei meinem Besuch in Le Jardy fand ich dort fünf Stuten aus Argentinien, die eigens zum Zweck der Paarung mit Flying Fox von dort herübergeschickt worden waren.

Wie hoch im ganzen das Sport- und Rennwesen in Frankreich entwickelt ist, dafür werden nachstehende Angaben einen Anhalt geben.

Es kommen Tage vor, an denen mehr als 60 der gesetzlichen Beaufsichtigung unterliegende Rennen im Land abgehalten werden. Im Jahr 1900 wurden nicht weniger als 14 529 575 Frank an Rennpreisen ausgegeben. Ungleich größer ist die Gesamtsumme des Umsatzes am Totalisator (an der Wettmaschine) im Jahr. Da ein Prozent von diesem Umsatz wieder der Pferdezucht zufließt, so erwächst der letzteren aus der üblichen starken Benutzung der Wetteinrichtung selbstredend eine namhafte Unterstützung. Die größte Höhe erreichte bisher der Totalisatorumsatz bei dem großen Rennen von Longchamps am 15. Juni 1902, indem er sich hier auf die ungeheure Summe von reichlich 4 000 000 Frank belief. Allein aus diesem einen Rennen flossen also in die für die Förderung der Pferdezucht bestimmten Fonds mehr als 40 000 Frank. Gleichzeitig warf dieses Rennen für die öffentliche Wohlthätigkeit, der stets zwei Prozent des Wettumsatzes zugewendet werden, über 80 000 Frank ab.

*) Außer dem englischen Vollblut kommt in Frankreich, vorzugsweise im Süden, arabisches und angloarabisches Vollblut vor.

Im Abendschein.

Seh ich die Sonne blinken
Im letzten Abendschein,
Und seh ich sie versinken,
Mein Kind, so denk ich dein.

So still und ohne Leiden,
So sonder Kampfespein,
So lieblich war dein Scheiden,
So ruhig schliefst du ein.

Seh ich die Sonne blinken
Im letzten Abendschein,
So möcht ich mitversinken
Und endlich bei dir sein!

Mia Holm.

Digitized by Google

Ziehende Hirsche.

Der König der Wälder.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Mit Schnee und Eis ist der Winter eingezogen. Das ist die Zeit, in der das Verslein des Vereins deutscher Jäger seine besondere Berechtigung findet:

„Das ist des Jägers Ehrenschild,
Daß er beschützt und hegt sein Wild,
Weidmännisch jagt, wie sich's gehört,
Den Schöpfer im Geschöpfe ehrt."

Der vorsorgliche Jäger weiß, was in dieser schweren Zeit seinen Lieblingen frommt, wie jeder Liebesdienst ihm vergolten wird. Und doch so oft — leider zu oft ist alle Mühe vergebens, wenn Schneemassen das Herantreten des Wildes an die Futterplätze erschweren oder Schrotspritzen ihre unheilvolle Arbeit beginnen. Hoffen wir, daß die geringen und starken Hirsche, das Kahlwild und das mit großen Kosten importierte japanische Rotwild, wie es unsere Bilder zeigen, gut durch den Winter kommt.

Hochwildjagd ist wohl die Krone aller Jagden. Ein Hirsch, in freier Wildbahn gestreckt, ist die Quintessenz weidmännischen Vergnügens. Die Hochwildjagd bietet aber auch die höchsten Genüsse für den Freund der Natur, die Herrlichkeiten des Waldes und des Gebirges erschließen sich ihm in unmittelbarster Weise.

Ein taufrischer Sommermorgen, ein goldener Herbsttag, eine schneeeingehüllte Winterlandschaft bieten dem Jäger unendlich viel Schönes. Dabei verfolgt er noch ein Ziel, das sein Herz zum schnelleren Schlagen bringt: den König der deutschen Wälder. Der Sang vom „Hirschfieber" ist leider kein leerer Wahn. Viele der wichtigsten geistigen Eigenschaften werden geübt und gestählt: Ueberlegung, Ruhe, Entschlossenheit, Geduld. Der Körper wird zu Kraft und Ausdauer erzogen, die Hand wird sicher, das Auge schärfer.

Ein Kapitaler.

Ein hirschgerechter Jäger! Wie viel Rotwild steht nicht heute noch in deutschen Wäldern, und wie gering ist die Zahl der wirklich hirschgerechten, fährten- und spurenkundigen Jäger. Kein Wunder, Hochwildjagd ist durch die Macht der Verhältnisse Kaviar für die große Masse der Jagdliebhaber geworden; nur vom Glück begünstigte Sterbliche können sich noch den Luxus eines Rotwildreviers leisten. Und wiederum, keine Jagdart erschwert an sich schon so sehr die Berechtigung zur Führung dieses Ehrentitels.

In früherer Zeit wurde mit dem Rotwild, dem schon unsere Vorfahren das Prädikat „edel" verliehen haben, ein jagdlicher Kultus getrieben, der in mancher Beziehung an das Ueberschwengliche grenzte. Kaiser Maximilian I., der letzte Ritter und größte Weidmann aller Zeiten, schrieb seinen „Weißkunig", „Theurdank" und vor allem das „Geyaidepuech", Werke, die für den Weidmann von höchster Bedeutung sind und ausführlich die Rotwild-

Digitized by Google

jagd behandeln. Nicht weniger als zweiundsiebzig Zeichen hatten unsere Urväter erfunden, um den Hirsch anzusprechen.

Eine besondere Jägerklasse bildete sich mit der Zeit, die streng an dem Ueberlieferten hing und jede sachliche und sprachliche Versündigung als persönliche Beleidigung auffaßte. Die drakonischen Leibesstrafen für Wildfrevler waren in erster Linie zum Schutz des Rotwildes eingeführt, das in geradezu unglaublicher Masse in allen Teilen Deutschlands stand.

Sind doch in der Letzlinger Heide in dem Unglücksjahr 1573 allein infolge hohen Schneefalls und gewaltiger Kälte an 3000 Stück Rotwild eingegangen.

Tüchern eingestellt und dann in einem Tag auf einem Lauf erlegt wurde, „wozu viel Jagdzeug, viele Jäger und eine zahlreiche Jagensmannschaft erforderlich ist."

Der preußische Oberjägermeister Jobst Gerhard von Hertefeld schildert mit wenigen Worten den Verlauf eines derartigen Hauptjagens: „Und ist die Stadt Gardelegen schuldig, auf die Jagd zu laufen, da schon zu des Kurfürsten Johann Sigismundt Zeiten die Bürgerschaft mit Spieß, Hellebardten, Drommeln zur Jagt gezogen gekommen ist, als dessen Sohn Georg Wilhelm als Chur Prinz, von Cleve kommend, die grosse Hirsch Jagt abgehalten, worin über 1000 Hirsche geschlagen worden." Die 1000 Hirsche sind, da zu jener Zeit nur sehr mangel,

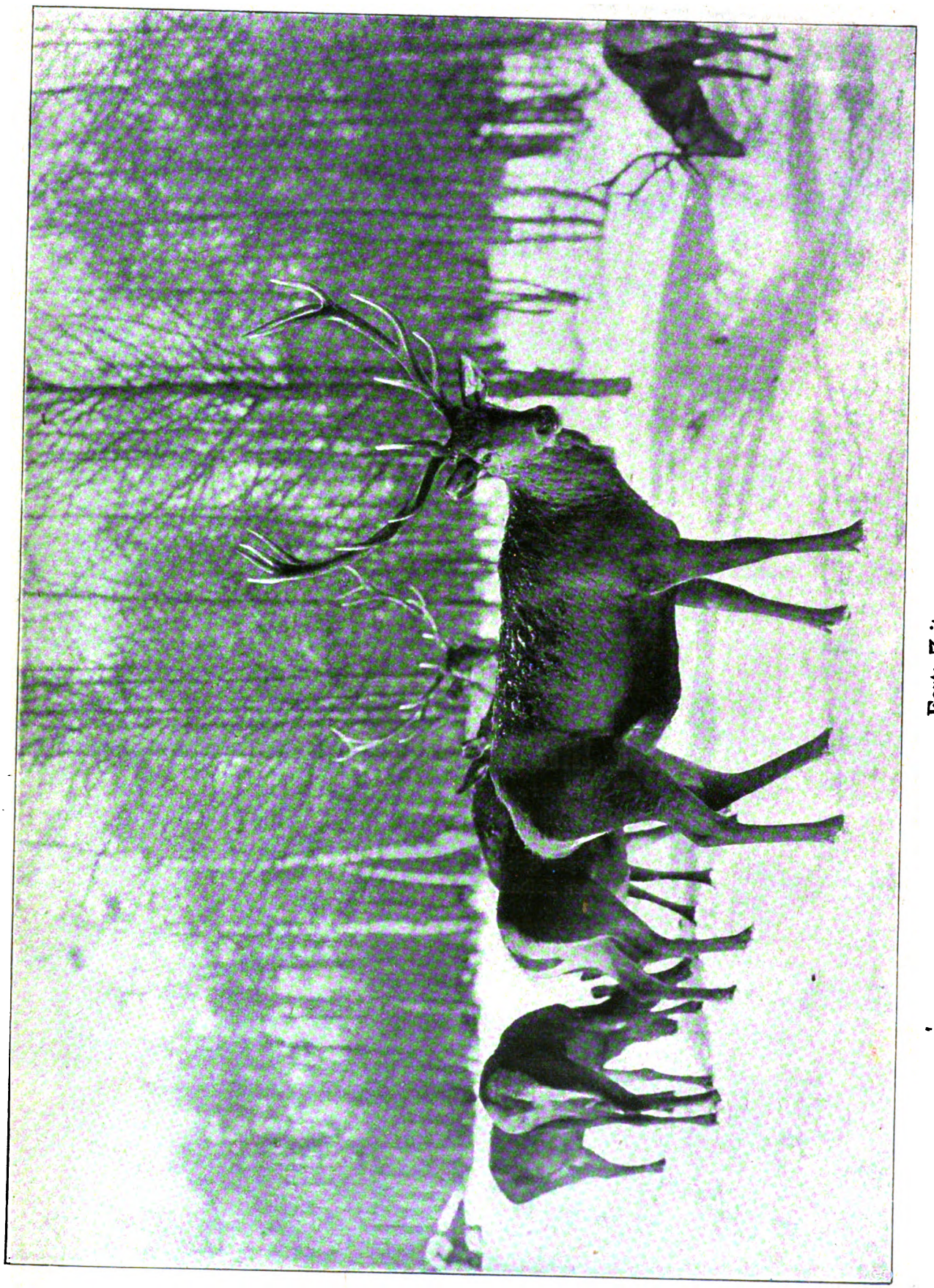
Ein Bummler.

Von Einfluß auf die Gestaltung des Jagdbetriebs wurde seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts die Verbesserung des Schießgewehrs. Bis dahin kann man in Bezug auf Rot- und Schwarzwild, die Hauptmasse des vorkommenden Wildes, nur zwei Jagdarten annehmen, das „Jagen" und „Schlagen", sowie das „Hetzen". „Schlagen" — der Ausdruck findet sich in den Akten stets in Verbindung mit „Jagen" — ist weiter nichts, wie Fangen, höchstens mit dem Begriff des Tötens. Unter „im Jagen" gefangen, ist nur das Hauptjagen zu verstehen. Somit wird die Schilderung Dietrichs aus dem Winckell und Hartigs uns den Jagdbetrieb veranschaulichen, nach denen bei einem „Hauptjagen" das Rot- und Schwarzwild aus einem oft vier bis fünf Quadratmeilen großen Bezirk zusammengetrieben, mit hohen hafte Radschloßgewehre existierten, mit Saufedern und Fangeisen abgefangen. Das von leichten Rüden auf den Lauf getriebene Wild wurde von den hinter Schirmen aufgestellten schweren Hatzhunden gehetzt und gefangen, so daß es der Jäger abfangen konnte. Das „Hetzen" war weiter nichts, wie eine rohe Art der späteren Parforcejagd.

Ganz unglaubliche Strecken an Rotwild konnten im 16. und 17. Jahrhundert noch einzelne Fürsten aufweisen; so streckte Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen in 39 Jahren (von 1611—1650) 15637, sein Sohn 6395 Stück Rotwild in 23 Jahren. Hirsche von 7—8, sogar von 9 Zentner Schwere werden öfters erwähnt.

Die Blütezeit der Rotwildjagd kam aber erst mit der Einführung des Feuersteinschlosses; die Zündung

Digitized by Google



Harte Zeiten.

Digitized by Google

Fremde Gäste: Akklimatisierte japanische Hirsche in Podiebrad.

wurde hierdurch eine so rasche und sichere, daß sich das Gewehr zur Verwendung bei der Jagd wirklich eignete. Hand in Hand hiermit ging die „Arbeit" des Schweißhundes. Beim „Jagen" und „Schlagen" konnte man nur mit dem Gesicht jagende Hunde gebrauchen, höchstens noch zum „Bestätigen" des Hirsches den Leithund, den Stolz des hirschgerechten Jägers. Sobald aber „Schweiß" sich fand, dann trat der Schweißhund in seine Rechte, und die Kunst, diesen Hund zu führen, ist die einzigste geblieben, die sich aus der Blütezeit der Jagd in unsere Tage hinübergerettet hat. Ein Schweißhundjäger zu sein, ist gleichbedeutend mit hirschgerechter Jäger, und wer nur einmal der „Arbeit" eines derartigen Hundes beigewohnt und die „Arbeit" des Führers gesehn hat, glaubt meiner Behauptung: „Keine Jagdart erschwert an sich schon so sehr die Berechtigung, sich ‚weidgerecht' nennen zu können, wie die Hochwildjagd."

Alljährlich findet in Berlin im Borsigpalais unter dem Protektorat des „ersten" deutschen Weidmanns eine Geweihausstellung statt. Manch kapitaler Kopfschmuck findet dort Aufstellung, und manche Müh und Sorg findet dort ihren Lohn. — Weidmannsheil. Franz Genthe.

Ein Milizheer mit modernen Kriegsmitteln.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Der stete Kampf mit den gefährlichen Mächten des Hochgebirges, die Erinnerung an eine glorreiche Vergangenheit, ein tief- und festwurzelnder Hang zum Kriegshandwerk machen den Schweizer zum geborenen Soldaten.

Die geographische Lage der Eidgenossenschaft zwischen vier Großstaaten im Verein mit der verhältnismäßig geringen, sich kaum vermehrenden Bevölkerungszahl weisen der Schweiz bei kriegerischen Verwicklungen von

1. Aufnahmestellung und Unterkunftsbaracken auf der östlichen Seite des Gotthardgebiets.

Digitized by Google

2. Festungstruppen auf dem Uebungsmarsch im Hochgebirge.

selbst die Defensive zu. Das Ziel der Schweizer Politik und des Heerwesens wird es daher sein, das Vaterland gegen einen eindringenden Feind zu schützen und die in jahrhundertelangem Ringen erworbene, schon lange unangetastete nationale Freiheit zu wahren.

Die Natur selbst ist bei solchen Zielen ein mächtiger Bundesgenosse. Die schneegekrönten Alpengipfel, die tiefeingeschnittenen Thäler und Schluchten, die schier unersteiglichen Felswände, die schmalen, nur dem Eingeweihten zugänglichen Saumpfade, all die tausendfältigen Schwierigkeiten, die ein Hochgebirge, wie die Alpen, der menschlichen Kraft entgegensetzt, kommen dem mit dem Land vertrauten Verteidiger in erster Linie zu gute.

In klarer Erkenntnis dieser Thatsache hat die Schweizer Heeresverwaltung im Herzen des Landes, beim Gotthard, die schon von der Natur außerordentlich starke Stellung durch die Kunst zu verstärken und auszunutzen versucht. Von den steilen Bergkämmen beherrscht eine Anzahl von Befestigungen die Schluchten, Halden und Thäler ringsum. Stets befindet sich eine Besatzung in dieser Zentralfestung, überdies sichern die rasch zu alarmierenden „Thalwehren" vor einer Ueberrumpelung: ein Zeichen, und sämtliche waffenfähige Männer der umliegenden Ortschaften greifen zu den **Waffen und begeben sich nach den Sammelplätzen;** wenige Stunden nach dem Alarm stehen die Mannschaften marschbereit.

Durch alljährliche Uebungen wird dafür gesorgt, daß die Truppen, denen die Verteidigung der Gotthardbefestigungen obliegt, mit dem Kriegshandwerk vertraut werden und sich mit den besonderen Geländeschwierigkeiten bekannt machen. Unsere Bilder 1 bis 4 führen uns Episoden aus den Manövern der Festungstruppen vor Augen.

In der Schweiz kennt man sehr wohl die Mängel, die dem Milizsystem anhaften. Man ist sich bewußt, daß man einem Mann in ein- bis zweimonatiger Ausbildungszeit nicht ebensoviel beibringen kann, als wenn er zwei bis drei Jahre fortlaufend weitergebildet wird, wie es bei den stehenden Heeren geschieht.

Das zwar kleine, aber außerordentlich tüchtige Schweizer Instruktionskorps verfolgt aufmerksam die Fortschritte bei andern Armeen und steht durchaus auf der Höhe der Zeit. Die Eidgenössischen Offiziere wissen sehr wohl, daß ihre Truppe, was die Gründlichkeit der Ausbildung betrifft, hinter der der Nachbarstaaten zurückstehen muß. Es werden daher auch einzelne Stimmen laut, die eine Vermehrung der „Schulen", das heißt der Uebungen, verlangen. Mit Hinblick auf die rein defensive Rolle der Armee glaubt man aber, im allgemeinen mit einem „Weniger an Zeit" auszukommen, und sucht den Ausfall an Gründlichkeit

3. Vorbereitete Aufnahmestellung und Unterkunftsbaracken auf den Pässen des Gotthardgebiets.

4. Festungsartillerie bei Andermatt.

Digitized by Google

5. Optischer Telegraph der Gotthardtruppen.

6. Maximschützenabteilung auf dem Gotthard.

in der Ausbildung durch Anwendung aller der Hilfsmittel wettzumachen, mit denen die moderne Technik die Heeresverwaltungen bereichert hat.

Die Infanterie ist mit einem modernen Gewehr ausgerüstet, während die Feldartillerie im Begriff ist, ein vortreffliches Geschütz einzuführen. Schon seit einigen Jahren führt die „Ballonkompagnie" ein Kriegsmittel, den Fesselballon, mit, dessen Wichtigkeit für die Aufklärung erst unlängst im südafrikanischen Krieg wieder hervorgetreten ist. Daß auch das Fahrrad und das Automobil Verwendung finden, braucht danach kaum noch erwähnt zu werden.

Besondere Aufmerksamkeit wendet man aber in der Schweiz den Hilfsmitteln zu, die bei den besonderen Geländeverhältnissen des Hochgebirges von Wichtigkeit sind. Dahin gehört in erster Linie der optische Telegraph, der es ermöglicht, auf weite Entfernung Mitteilungen zu versenden. Gerade die Uebermittlung von Nachrichten ist es, die im Gebirge oft große Schwierigkeiten macht, wo zwischen „Luftlinie" und wirklich zu durchlaufendem Weg bedeutende Unterschiede bestehen. Die klare Gebirgsluft begünstigt die Anwendung dieses Apparats, dessen Eignung für den Kriegsgebrauch gleichfalls der Krieg in Südafrika dargethan hatte. Unsere Bilder 5 und 7 führen uns Abteilungen der Gotthardtruppen beim Uebermitteln optischer Telegramme vor.

Eine andere Errungenschaft der neueren Waffentechnik, die Maschinengewehre, haben gleichfalls besondere Bedeutung für den Kampf im Hochgebirge (Abb. 6). Sie lassen sich nach Stellen bringen, die für ein Feldgeschütz unerreichbar waren, und vereinigen in sich eine bedeutende Feuerkraft bei nur geringer Sichtbarkeit, so daß sie zum Sperren von Thälern, zur Beherrschung wichtiger Punkte, zur Verwendung da, wo nur wenig

7. Uebermitteln optischer Telegramme.

Digitized by Google

Platz zur Frontentwicklung vorhanden ist, wie geschaffen scheinen. Der starke Munitionsverbrauch und die immerhin noch etwas empfindliche Einrichtung des Verschlusses sind die Nachteile dieses sonst so wichtigen neuen Vernichtungsmittels modern ausgestatteter Heere.

So sorgt die Schweizer Armeeverwaltung in kluger Voraussicht, daß der Wehrmann mit modernster Bewaffnung und Ausrüstung zum Schutz des Vaterlandes bereitsteht, denn selbst die tapferste Armee kann nur schwer einen Mangel ihrer Kriegsmittel wettmachen.

Puppe Lotte.

Die Geschichte eines Kindes. Von Adelheid Weber.

In meiner Schlafstube steht eine alte Uhr, die ich aus der Rumpelkammer gerettet habe, wohin sie wahrscheinlich mit anderm Urväterhausrat beim Neubau des Hauses verbannt worden war. Sie steckt in einem hohen, schmalen Eichenkasten, der mit Hölzern und Perlmutter kunstvoll ausgelegt ist, und hat ein riesiges, mit Drachenleibern bemaltes Zifferblatt. Mir kam eines Abends die Lust, sie wieder in Gang zu setzen: als ich aber die schweren Bronzegewichte aufziehn wollte, löste sich das eine von seiner Kette und fiel in die Tiefe des Schranks. Ich machte viele vergebliche Versuche, es wiederzuerlangen — denn die Thür ging nur bis zur Hälfte des Uhrkastens: endlich hob ich mit dem Feuerhaken, mit dem ich in der Tiefe herumstocherte, zwar nicht das Gewicht, wohl aber ein in Wachsleinwand eingeschnürtes, mit Staub und Flocken fingerdick bedecktes Paket in die Höhe. Neugierig löste ich die Verpackung und hielt nun drei Päckchen von sehr ungleicher Größe in der Hand, alle drei wieder sorgsam verschnürt. Ich wickelte das kleinste aus dem Seidenpapier, in das es gehüllt war, und sah auf ein Pastellbild, handtellergroß, ein Kniestück. Aus einem weißen Mullkleid, das um Schultern und Busen in horizontalen Falten gelegt war, in der Taille wespenartig eng in eine tiefe Schnebbe auslief und um die Hüften sich breit aufbauschte, reckte sich ein bleiches, schlankes Hälschen; die schmalen Schultern, die aus dem runden Ausschnitt schüchtern hervorguckten, waren hilflos nach vorn gebogen; die schlanken Arme lagen mit den schmalen Kinderhändchen im Schoß. Sie waren, wie der Hals, mit fein geflochtenen Haarketten umwickelt. Auf diesem halb kindlichen Körper saß ein rührendes Köpfchen. Ein sehr feines Eirund des Umrisses; unter kastanienbraunem Haar, dessen lockige Fülle die steife Frisur nicht hatte bändigen können, eine reine Stirn; große, nußbraune Augen, die in ängstlicher Neugier in die Welt hineinzulugen schienen. Und zu der feinen Kinderreinheit von Stirn, Schläfen und Augen ein keckes, kleines Näschen und rote, volle, tief geschweifte Lippen. Merkwürdige Lippen, fest geschlossen, als hielten sie ein Geheimnis fest, und gewölbt wie zum Kuß.

Armes, kleines, weltfreudiges, verschüchtertes Kinderseelchen!

Ich hatte lange auf das süße Gesicht geschaut, ehe mir die Neugier kam, wem es einmal gehört hatte. Erst dann kehrte ich das Bild um. Es war in einen hübsch in Elfenbein geschnittenen Rahmen gefaßt, der rückwärts die Pappe des Bildes frei ließ. Und darauf stand in kindlich steifen Buchstaben: „Meinem lieben Kind seine Mutter Gertrude."

Mich durchfuhr es. Dies Kind eine Mutter?

Und dann kam mir ein Erinnern: mein früh verstorbener Vater hatte mir einmal erzählt, daß die Mutter seines Vaters mit sechzehn Jahren an einen viel älteren Gatten verheiratet worden und schon ein oder zwei Jahre später bei der Geburt ihres Sohnes gestorben war. Auch hatte ich eine vage Erinnerung an hold seltsame Geschichten, die um die Person dieses Kindweibes geschwebt hatten.

Begierig griff ich nun zu dem zweiten, viel größeren Paket. Als ich seine Umschnürung gelöst hatte und den Deckel der Pappschachtel hob, lag vor mir, in ein weißes Kissen sorgsam gebettet — eine Puppe. Eine Puppe — aber kein Baby mit überzuckertem Rosengesichtchen, wie unsere Puppen, sondern eine ehrbare kleine Frau mit schwarzem, glattem Porzellanscheitel, der in Höhe der Brauen in steife Locken überging und am Hinterkopf in einem großen Kranz um einen Kamm gelegt war, mit einem länglichen, hochstirnigen, strengen Gesicht, Wespentaille, einem Schnurmieder unter dem braungeflammten Kattunkleid und drei sehr weiten, augenscheinlich von Kinderhand mit breiten Borten bestickten Unterröcken. Ich blickte von der ehrwürdigen Puppenmadame zu dem verschüchterten Kindergesichtchen des Bildes herüber. Hatte dies Kind da mit dieser Puppe je zu spielen gewagt — und war der Gegensatz zwischen den strengen und nüchternen Forderungen seiner Zeit und dieser Kindesnatur auch sonst verhängnisvoll in sein Leben getreten?

Mit Spannung öffnete ich das dritte Päckchen und hielt ein in braunes Leder mit Goldschnitt gebundenes, längliches Buch in der Hand, auf dem in goldenen Buchstaben „Mein Stammbuch" stand. Auf dem Titelblatt umgab ein sorgsam getuschter Vergißmeinnichtkranz den Namen: Gertrude Vogelsang. Auf dem ersten Blatt stand in strenger Kanzleischrift: „Fürchte den Herrn, denn er sieht auch ins Verborgene. Dein Vater Johann Vogelsang."

Dann folgten ein paar Blätter mit den bekannten Reimen und Devisen jener Jahre. Die übrigen Seiten des Buchs waren mit der ängstlichen Kinderhandschrift bedeckt, die auf die Rückseite des Bildchens die Widmung an den Sohn dieses Kindes geschrieben hatte.

Ich rückte die Lampe näher und las: „Hat wohl einmal eine Zeit gegeben, da Puppe Lottens Hand noch nicht über meinem Kopf gewesen ist. Haben damals wir drei ganz allein in dem kleinen Häuschen gewohnt, das oben auf dem Berg stand, mein lieber Vater, Tante Lene und ich. Und Großmutter hat in dem andern Häuschen unten am Berg logieret und ist mir allezeit gewesen, wie in der Kirche, wenn ich in ihre Stube ge-

Digitized by Google

treten bin. Denn die Dielen sind allezeit weiß gewesen wie Porzellan, und Sand war auf sie gestreut, und ich ging auf den Zehen, weil es in der Stube so still war und der Sand so laut knirschte und die Uhr mit den Drachenköpfen in dem hohen Kasten so graulich langsam tickte. —

Stand vorher immer eine Weile und kuckte durch die Thürritze in die Stube. Denn mir vis-a-vis stand das Glasspind mit den chinesischen Theetassen, und auch ein ganz kleiner chinesischer Götze war darin, der hatte terriblement schiefe Augen und einen gefräßigen Mund, und ich habe mich schrecklich vor ihm gegraut, obzwar er nicht länger gewesen ist als mein Zeigefinger. Auch ein Stehaufweibchen mit einer ganz dünnen schwarzen Taille über einem roten Reifrock stand in dem Glasspind und eine Schäferin mit einem Lämmchen am blauen Band und Rosen in der Porzellanschürze. Und wie ich sie ansah, fingen die Rosen an zu duften, und die Schäferin promenierte auf einer grünen, grünen Wiese und sang mit einer sehr dünnen Stimme: „Damon ging und blies die Flöte."

Aber ich wußte eigentlich, daß Großmutter das Chanson sang, und Großmutter war keine Schäferin und hatte eine große Dormeuse über ihren schneeweißen steifen Seitenlocken, davon sie zwei Garnituren hatte: eine, die sie nur Sonntags ansteckte, und eine für den Alltag. Und hatte ein gefälteltes weißes Tuch um die Schultern und die Enden a la Bergère in den Gürtel gesteckt. Und strickte an einer langen weißen Trikotage.

Sah das ganz wohl und genau und bildete mir doch ein, die Schäferin sänge, und die porzellanenen Rosen dufteten. Muß doch also wirklich die Lügenhaftigkeit tief in mir gesteckt haben, wie Tante Lene sagte. Bloß daß ich niemals zu meinem Nutzen gelogen habe, auch in der schrecklichsten Angst nicht. Und konnte auch nichts dagegen, daß die Chinesen mit den langen Zöpfen auf der schwarzen Wachstuchdecke von Großmutters Kommode wirklich promenierten und sich putzige Reverenzen machten und die Zöpfe dabei auf die schwarze Erde stippten. Und die roten Sonnenschirme plusterten sich auf und flogen in den blaulackierten Himmel hinein. Und die großen Muscheln auf dem Glasspind machten ihren rosigen Mund auf und sangen — und sangen. Und das kleine Schiff, so von der Decke hing — denn Großvater war Schiffskapitän gewesen — das segelte ab nach den fremden Ländern — und ich war drauf —

Und war alles wie eine lange, lange Zeit — und kann doch bloß ein paar Minuten gewährt haben. Denn mit einmal rief Großmutter: „Entrez donc, Gertrude!"

Und ich stand noch immer an der Thür und rieb meine Schuhe.

Und bekam nun eine Trikotage in die Hände und saß auf einem Fußbänkchen neben Großmutter. Und sie zeigte mir ihre Perlen, zwei lange Schnüre, die ihr Großvater aus den fremden Ländern mitgebracht hatte. Imaginiert aber, sie hießen „Perdlon" und hätten in den rosigen Muscheln auf dem Grund des Meeres bei den stillen Meerfischen gelegen. Und als Tante Lene mir sagte, sie seien aus Wachs und von Menschen gemacht, und sie hießen auch nicht „Perdlon", sondern nur „Perlon", da war mir der Name arm geworden und klanglos und war, als hätt ich einen Schatz verloren.

Hab mich überhaupt schon geforchten, wenn Tante Lene mich mit ihren scharfen blauen Augen regardiert hat. Ganz schmale Lippen hat sie gehabt und eine dünne Nase, und habe imaginiert, die Nase wäre von Glas, und die Sonne schiene durch. Und ihre schwarzen Haare lagen allezeit wie eingenäht in den Scheiteln und in den steifen Seitenlocken. Aber meine waren immer kraus und in Unordnung, wennschon mich Tante Lene gekämmt und geziept hat, daß ich dacht, das helle Blut müßt mir aus dem Kopf rausspringen.

War ja meine liebe Mutter schon so lange tot, daß ich sie mir nicht mehr vorstellen konnt. Wußt bloß noch deutlich, daß sie mich geküßt hatte viele Male auf mein Haar und Gesicht und Hände. Und wenn ich die Augen zumacht, fühlt ich ganz deutlich ihre warmen Lippen auf meiner Haut. Hat mich niemand mehr geküßt seit der Zeit, und muß ich wohl dessenthalben so genau behalten haben, wie das thut. Kommen mir noch heut die Thränen, wenn ich daran denke.

Aber eine kleine Puppe hab ich gehabt, die hab ich viele Male auf ihren glatten, kühlen Kopf geküßt und auf ihre blutroten Backen. Und imaginiert für gewiß, sie fühlt meine Caressen und freut sich drüber. Und wenn ich bange hatt, dann versteckt ich mich in den Alkoven hinter Vaters Bett und parliert mit meiner Puppe.

War nun mein Geburtstag, und hatt mir mein lieber Vater Permission gegeben, daß ich drei Spielkameradinnen einladen durft. Und weil nun doch einmal Kuchen gebacken werden mußte, invitiert Tante Lene gleich die Madame Sekretärin und die Madame Kalkulatorin, denen sie für einen Kaffee obligiert war, und setzte sich mit ihnen in die Putzstube. Die lag ganz allein auf der rechten Seite des Flurs, und drei Stufen gingen zu ihr herauf. Sie war grellblau, und der Fußboden war schneeweiß, und war allezeit eine gar feierliche Ordnung darin, also, daß Kanapee und Stühle und Glasspind und Spiegelspind justement mit eben solcher Akkuratesse an den Wänden standen wie Tante Lenens Locken an ihren Backen. War mir immer, als wär die blaue Stube tot und graust mich in ihr.

Die Madame Sekretärin, so ein Haus und einen großen Garten neben uns hatte, bracht auch ihren kleinen Sohn mit, und ich lernt meinen herzlieben Spielkamerad damals erst eigentlich kennen, obzwar ich ihn schon oftmalen observiert hatte, wie er still und modeste auf den schmalen, schnurgeraden Gängen zwischen den Blumenrabatten neben seiner Frau Mutter daherging. Er hat aber damals mit keiner andern spielen wollen, wie mit mir, und mir haben seine sanften, schwarzen Augen gar wohl gefallen. Ist mir das aber wie Untreue an meinem lieben Püppchen erschienen und hab es rasch geholt und es mitspielen lassen. Und als wir Ringelrosenkranz gespielt haben, hab ich mein Püppchen an ein Händchen gefaßt, und Alfred hat das andere gehalten. Aber als wir nun also gesungen und getanzt haben, ist es mir so heiß und lustig zu Kopf gestiegen, als hätt ich Flügel, und hab gar wild zu tanzen angefangen und die andern im Reigen mitgerissen, und wir haben laut dazu gesungen, wie wilde Vögel, also daß Tante Lene und die Sekretärin mit horreur aus der Putzstube herbeigeeilt sind. Und haben beide an der offenen Thür gestanden, und die Kalkulatorin hat zwischen ihnen durchgekuckt mit ihrem runden, roten Gesicht und hat gelacht. Ich aber hab mich sehr erschrocken, als ich Tante Lene sah. und weil wir gerad sangen: „Plumps in den Kessel rein!" hab ich mich so rasch hingehockt, daß ich den Alfred mitgerissen habe.

Digitized by Google

König Ratbod.

Schlacht um Schlacht ward kühn geschlagen, Feinden stolz die Stirn gewiesen,
Doch von Uebermacht bezwungen, liegt im Staub das Volk der Friesen.
Laut frohlockt das Heer der Franken, gleichend einer trunk'nen Rotte.
Ungezählte Menschenopfer bringt es dar dem Christengotte,
Ihm, der sprach: liebt eure Feinde, wie euch selber, die euch hassen!
Priester, Kreuze in den Händen, ziehn vorauf den Würgermassen. —
Du, der du das Volk der Friesen führtest in den Streit, kannst retten,
Du allein den Rest der Deinen vor unwürd'gen Sklavenketten,
Schwörst du ab dem Heidengotte, Heidenbrauch und Heidenlisten.
König Ratbod, lass dich taufen, beug dich vor dem Gott der Christen! —
König Ratbod sträubt sich lange. Greise flehen, Weiber weinen,
Kinder kreischen — und den König rührt das Jammern rings der Seinen.
Plötzlich streift er die Gewande von dem königlichen Leibe,
Stürmt in Hast hinab zum Flusse, als ob ihn ein Dämon treibe.
„Bischof, tauf mich!“ ruft der König. „Sieh, mein Sinn hat sich gewendet,
„Will mich beugen deinem Gotte, dass die Not der Meinen endet.“
Laut frohlockt das Heer der Franken, jubelnd Schlachtenhörner schmettern.
„Sei gesegnet,“ ruft der Bischof, „weil du abschwörst falschen Göttern!“ —
Auf die Stirn des Königs senkt sich eine düstre Schwermutswolke,
Und es weht ein leiser Wehruf durch das Herz dem Friesenvolke.
„Steige nieder,“ spricht der Bischof, „in den Fluss bis an die Lenden!“
Und er rüstet sich, dem Heiden ewig Seelenheil zu spenden.
„Sei gesegnet, Fürst der Friesen, auf thut sich der Christenhimmel,
„Wenn du stirbst einst, wirst erblicken du der Heiligen Gewimmel,
„Heil'ge Männer, heil'ge Frauen, ew'ge Schönheit auf den Wangen,
„Cherubim und Seraphime werden droben dich empfangen.
„Wirst in seligen Gefilden mit den Sel'gen selig wohnen,
„Wo, umschwebt vom heil'gen Geiste, Sohn und Vater ewig thronen!“ —
König Ratbod drauf entgegnet: „Nicht der Heiligen Gewimmel
„Such ich droben. Meine Väter — find ich sie im Christenhimmel?“
„Deine Väter! Niemals wirst du sie, o König, dort erschauen.
„Ew'ge Nacht umfängt sie alle, ew'ges Dunkel, ew'ges Grauen!“ —
Auf die Stirn des Königs senkt sich eine schwere Unmutswolke,
Und es zieht ein lauter Wehruf durch die Reihn vom Friesenvolke.
„Warum soll ich meine Väter, Bischof, sag mir, dort nicht finden?“
„Heiden sind es, König Ratbod, hingerafft in Todessünden.
„In der Hölle müssen sie zur Strafe ew'ge Qualen leiden.
„Preis dich glücklich, dass du Cnrist bist, dort nicht teilst das Los der Heiden!“ —
Auf der Stirn des Königs lagert eine dunkle Zorneswolke,
Und es braust ein wilder Wehruf durch die Reihn vom Friesenvolke.
König Ratbod steigt ans Ufer, laut ruft er zu seinen Scharen:
„Nein, vor solchem ew'gen Leben möge Wodan uns bewahren —
„Unsre Väter, unsre Ahnen, mögen sie wo immer weilen,
„Uns geziemt es, ihren Söhnen, freudigstolz ihr Los zu teilen.
„Nicht gelüstet's uns, im Himmel einen Platz bei Heil'gen werben.
„Treu den Sitten unserer Väter, wollen wir als Heiden sterben!“
Auf der Königstirn verschwunden ist die dunkle Zorneswolke.
Und es braust ein Jubelrufen durch die Reihn vom Friesenvolke.
„Nieder mit dem Gottesfrevler!“ tönt es aus des Bischofs Munde.
„Nieder mit dem Volk der Heiden!“ hallt es wieder in der Runde.
Schwerter blitzen, Lanzen sausen, Weiber, Greise, Kinder fallen. —
Zu dem Lob des Welterlösers himmelan Preislieder schallen.
Doch — welch Wunder! All die Friesen, die blindwütend man erschlagen,
Sel'gen Paradiesesfrieden in dem Heidenantlitz tragen.
Schmerzbefreit sieht man sie schweben — drunten Siegeshörner schmettern —
Erdentrückt zu ihren Ahnen — walhallwärts zu ihren Göttern.

Aloys Prasch.

Digitized by Google

Und da haben wir Püppchen so hart auf die Erde gestukt, daß ihm der Kopf abgesprungen ist. Alfred ist gleich zugesprungen und hat den Kopf aufgehoben; ich aber, als ich meine Puppe angesehen habe ohne Kopf und mit dem großen, schwarzen Loch im Hals, habe ein schreckliches Grauen bekommen und wie besessen geschrien: „Koppjul! Koppjul! Koppjul!" Und weiß nicht, woher mir das Wort kam, weiß nur genau, daß ich gemeint hab, nun seh ich den Tod, und der Tod ist ein schwarzes Loch, und ich entsetzt mich also, daß ich laut schreien mußt. Und ist nie ein Grauen halb so schrecklich, wie das Grauen, so ein dummes Kind befällt.

Und Tante Lene hat mich gar hart gezüchtigt.

Aber am andern Tag, als Tante Lene in der Küche gestanden hat, und mich hat sie zur Strafe in die Kammer gesperrt und mir zwanzigmalrum zu stricken aufgegeben, da bin ich ganz leise durchs Fenster rausgeklettert und bin ganz oben auf unsern Berg gegangen und hab durch die Zaunlatten in den Sekretärsgarten geguckt. Denn ich hab noch immer Angst gehabt vor meiner toten Puppe, und ist mir gewesen, als säh ich durch das Kissen durch, mit dem ich sie bedeckt hatte, in das schwarze Loch in ihrem Hals, so der Tod war. Und wollte das dem Alfred sagen.

Als ich ihn nun regardiert habe, wie er mit seinem Gießkännchen sehr artig die Blumen auf den Rabatten begossen hat, da bin ich ganz rasch über den Zaun geklettert, also daß sich der Alfred gar erschrocken hat. Aber dann haben wir uns bei den Händen gefaßt und sind zu der Schaukel gelaufen, und der Alfred hat mich geschaukelt. Und bin ein Vogel gewesen und in den Himmel geflogen.

Bin nun oft, wenn Tante Lene und die Sekretärin Mittag gekocht haben, zu meinem lieben Spielkameraden über den Zaun geklettert. Und habe so doch einen schönen Sommer gehabt in meinem Leben und bin glücklich gewesen eine Stunde lang an manchem schönen Tag dieses Sommers.

Meinen lieben Vater hab ich immer nur beim Mittag und Abendbrot zu sehen bekommen, und beim Essen hab ich natürlich nur reden dürfen, wenn Vater oder Tante mich gefragt haben; sonst habe ich sehr gerade und sehr still sitzen und rasch und manierlich essen müssen. Wenn mich noch gehungert hat, so habe ich warten müssen, bis die Erwachsenen zu konversieren aufhörten, und ist oft genug gewesen, daß ich hungrig von Tisch aufgestanden bin, weil Tante Lene mit dem Erzählen nicht fertig geworden ist. Kam aber doch eine Pause, und kouragiert ich mich, dann hab ich gesagt: „Ich möchte die Tante Lene um ein bißchen Salz bitten."

Dann hat sie geantwortet: „Wozu willst du das Salz?" und ich hab gesagt: „Zu dem Fleisch, das ich hoffe noch von Tante Lene zu bekommen."

Habe dieses alles aber gar oft nicht nach der règle fertig gebracht, also daß kaum ein Mahl ohne Schelten und Strafen für mich abgegangen ist und mein lieber Vater mich für ein gar ungeraten Kind hat estimieren müssen. Muß aber doch bei all seiner Strenge ein gutes Herz gehabt haben, denn er hat sich resolviert, mir zum Heilchrist eine neue Puppe zu schenken. Weil er es aber eines Mannes und Königlichen Kanzleirats für unwürdig estimiert hat, sich mit Kinderkram einzulassen, so hat er Tante Lene mit dem Ankauf der Weihnachtspuppe betraut.

Und nun hat in der blauen Stube auf dem Tisch auf einem schwarzen Korbsesselchen eine große Puppe gesessen, und mein lieber Vater hat ein bißchen gelacht, weil ich ganz versteinert dagestanden habe.

Denn die Puppe hat ein langes, böses Gesicht gehabt, wie Tante Lene, und ebenso steife, schwarze Locken und hat ein Kleid aus einem Flicken von Tante Lenens Kleid gehabt und justement so gemacht.

Und war mir, als sollt ich mit Tante Lene spielen und sie karessieren, und ihre harten, blauen Augen sollten immer über mir sein, auch wenn sie in der Küche war.

Und wurd noch schlimmer, als ich mir gedacht hatte.

Denn ich mußte nun, wenn das Lesen und Schreiben bei Tante Lene vorbei war, sitzen und einen Jupon mit breiter Borte für Puppe Lotte sticken mit vielen, vielen Löchern und Blättern. Und ich wußt, draußen wartet der Alfred mit dem Schlitten, und ist ganz hoher Schnee draußen, und wenn eins den zusammenballt und wirft, fliegen die weißen Nadeln rum wie Streuzucker. Und Tante Lene war in der Küche, und ich hätt echappieren können in dieser Stunde, wenn nicht die Lotte gewesen wär. Und ich hab gesessen und geweint, daß das Stickgarn ganz naß geworden ist von meinen Thränen, und alle Löcher in der Borte sind ganz schief geworden.

Und die Lotte hat in ihrem Korbstühlchen neben mir gesessen und hat mit ihrem langen Gesicht erbarmungslos observiert, wie ich Stich auf Stich für sie gemacht hab und Thräne auf Thräne geweint. Und war ihre Sklavin und ihre Gefangene. Ich hab wohl die Zähne zusammengebissen und hab gestickt und gestickt, bis der Jupon fertig war. Und hab gedacht, jetzt wird mir die Lotte Ruh geben. Aber Puppe Lotte war ja eine Dame und mußt mehr Jupons haben, zwei aufeinander zu tragen und zwei zum Wechseln. Und Tante Lene hat mir eine neue Borte aufgezeichnet.

Da hab ich gesehen, ich komm niemalen frei von der Lotte. Und ich hab einen schrecklichen Haß auf sie geworfen. Und die Sehnsucht nach draußen und nach dem Alfred hat mir das Herz abgefressen. Wenn ich am Fenster saß und stickte, hab ich ihn observieren können, wie er mit seinem kleinen Schlitten immer auf und abfuhr und nach unserm Haus sah. Und bin mir vorgekommen wie verwunschen, und Puppe Lotte war der Drache und Alfred der Prinz.

Und hab ihm lange kein Zeichen geben können, denn ich konnte das Fenster nicht aufmachen, weil Tante Lene es mit Mooskränzen dicht verstopft hatte.

Und ist der ganze Winter darüber vergangen, und ich bin gar unglücklich gewesen.

Aber einmal hat Tante Lene doch ausgehn müssen, weil sie Zahnschmerzen gehabt hat und der Barbier ihr den Zahn ziehen mußt. Und sie hat mir eine ganze Reihe Löcher zu sticken aufgegeben und ist gegangen und hat die Thür hinter sich zugeschlossen.

Und als sie fort war, hab ich durchs Fenster den Alfred gesehen, wie er in seinem Garten ganz still auf und ab promenierte. Und die Sonne hat so schön geschienen, und der Mooskranz vor dem Fenster ist so grau gewesen. Ich hab geweint und hab mich nach Puppe Lotte umgeschaut. Die hat in ihrem Stühlchen auf dem Fensterkopf gesessen, mit dem Rücken nach draußen, und hat boshaft gelächelt mit ihrem steinernen Gesicht, gerade wie ein Kerkermeister.

Digitized by Google

Da hab ich am Fenster gerissen, und es ist mit einem Knall aufgesprungen. Und ich hab Puppe Lotte ins Gesicht gelacht und bin auf den Fensterkopf geklettert. Und der Wind hat mich angeblasen, und die Sonne hat geschienen. Mir ist's heiß zu Kopf gestiegen. Und als ich den Alfred gesehen hab, wie er voll Schrecken die Hände gegen mich ausstreckt, da hab ich laut gelacht und bin aus dem Fenster gesprungen, wohl zwei Klafter tief. Hat mir aber nichts geschadet. Hinter mir hat's einen lauten Knall gegeben, aber ich hab an nichts mehr gedacht, sondern bin zum Alfred gelaufen an den Gartenzaun und hab die Hände durchgesteckt. Und er hat sie gefaßt. Da hab ich laut zu weinen angefangen. Und er ist über den Zaun geklettert auf unsern Berg. Da haben wir uns auf einen Stein gesetzt dicht nebeneinander, und ich hab mit ihm geredet von dem Schlitten und den Schneebällen und der Schaukel, und daß ich wieder fliegen möcht wie ein Vogel, aber ich könnt's nicht mehr wegen Puppe Lotte. Und ist mir beim Erzählen ein abgründiger Haß gekommen gegen das steinerne Gesicht und die harten blauen Augen.

Aber der Alfred hatte Angst gehabt, daß Tante Lene retournieren könnte, und so haben wir die Feuerleiter von unserm Haus ans Fenster geschleppt, ich bin wieder in die Stube gestiegen, und Alfred hat die Leiter weggebracht. Und ist höchste Zeit gewesen; denn ich hab noch auf dem Fensterkopf gestanden, da hab ich schon den Schlüssel in der Hausthür gehört.

Ich bin in die Stube gesprungen, und jetzt hab ich erst gesehen, daß die Lotte mit ihrem Stühlchen vom Fensterkopf runtergefallen ist und mit dem Gesicht auf der Erde liegt. Ich hab sie rasch aufgehoben, hab aber gemerkt, daß ihr Hals sonderbar knackte.

Als ich sie noch in der Hand halte, kommt Tante Lene rein, sieht mich an und nimmt mir gleich die Lotte aus der Hand. Und die Lotte in ihrer Bosheit knackt ganz laut.

Da ruft Tante Lene: „Was hast du mit der Puppe gemacht, Gertrude?" streift der Lotte das Kleid ab — und durch die weiße Schulter geht ein großer Riß, der klafft weit auseinander.

Ich hab mich so erschrocken, daß mein Herz still stand, aber zugleich war eine Freude in mir, daß nun Puppe Lotte entzwei und tot ist. Und ich leide Schläge und Hunger für meine That mit Freuden.

Aber als ich wieder aus der dunklen Kammer in die Stube gelassen werde, sitzt da Puppe Lotte auf ihrem alten Stühlchen und lacht gelassen und höhnisch. Denn Tante Lene hatte sie geleimt und gebunden, und von außen ist ihr nichts anzusehen. Und sie ist lebendig und wachsam wie immer, und ihre bösen blauen Augen sehen zu, wie ich zur Strafe noch zehn Löcher täglich mehr sticken muß.

Da hab ich bei mir beschlossen, daß die Lotte weg muß, und sollte es mein eigen Leben kosten. Und ich näh den Jupon, den ich sticke, zusammen wie einen Sack. Und als Tante Lene am andern Mittag in der Küche ist, springe ich aus dem Fenster. Aber die Lotte hab ich im Arm und den Sack in der Hand. Und ich reiche sie dem Alfred, der am Zaun steht, durch die Latten; dann klettere ich über den Zaun und sage: „Alfred, wir müssen die Lotte in eurem Teich ersäufen. Tante Lene hat unsere jungen Kätzchen ersäuft. Die waren so niedlich, und die Lotte ist gar nicht niedlich. Warum sollen denn die jungen Kätzchen sterben, und die Lotte soll leben bleiben?"

Der Alfred hat mit dem Kopf genickt, und wir haben uns an der Hand gefaßt und sind an den Teich gelaufen. Da haben wir die Lotte in den Sack stecken wollen, wie Tante Lene die Kätzchen; aber der Sack ist zu klein gewesen, also daß der Kopf nicht mehr reinging. Da hab ich ihr die Schnur unter dem weißen Hals zugebunden, aber der Kopf und die Arme sind draußen geblieben. Und ich hab weit mit dem Arm ausgeholt, also daß die Lotte mit einem großen Schwung ins Wasser plumpste.

Aber eine Baumwurzel hat sich in den Teich gestreckt, also daß der Sack, in dem die Lotte gesteckt hat, wohl ins Wasser gefallen ist, aber der Kopf ist außen geblieben und hat uns mit den blauen Augen starr angesehen.

Da hat mich ein großes Grauen befallen, und ich hab geschrien!

„Alfred, die Lotte ist noch nicht tot — die Lotte guckt mich an."

Und Alfred ist hingelaufen — und ich weiß nicht, hat er die Lotte ersäufen oder hat er sie retten wollen, ich weiß auch nicht, hab ich gewünscht, sie soll nun leben bleiben oder sterben — aber er hat sie beim Kopf gepackt. Und im gleichen Augenblick, als er sie in der Hand hat und hält den schwarzen Kopf hoch, und das weiß und rote Gesicht lacht zu mir rüber — da hat der Alfred aufgeschrien und mit dem Arm hin- und hergefahren, als wehrt er sich — und dann ist er kopfüber ins Wasser gefallen, und es ist über ihm zusammengeschlagen. Und ich hab gestanden wie verhext und hab nicht mal schreien können. Aber sein Arm mit dem Puppenkopf ist in die Höh gekommen, und da hab ich schreien können und bin hingelaufen und hab den Alfred an dem Arm aus dem Wasser ziehen wollen. Aber als ich seine Hand fassen will, greif ich den Puppenkopf, und meine Hand gleitet ab, und ich verlier die Balance und stürz auch ins Wasser. Und dann weiß ich nichts mehr.

Sie haben uns alle drei aus dem Wasser gezogen. Aber mein lieber Spielkamerad ist tot gewesen und tot geblieben.

Als ich aus dem schweren Fieber, in das ich gefallen bin, wieder aufwache, sitzt Puppe Lotte in ihrem Korbstuhl an meinem Bett und sieht mich mit den blauen Augen höhnisch an.

Da bin ich noch einmal in die Todeskrankheit zurückgefallen.

Als ich dann doch genesen bin, und der Einzige, der mich lieb gehabt und mit mir gespielt hat, ist tot — aber die Lotte lebt — da bin ich still geworden und sanft und hab mich ihr ergeben und hab für sie gestickt und genäht und gestrickt, so viel sie wollte. Bloß eher wär ich gestorben, als daß ich sie auf den Schoß genommen hätte.

Und Tante Lene hat mich wenig mehr gescholten, und mein lieber Vater hat mir manchmal gar sanft über das Haar gestrichen, als hätte er Mitleid mit mir und wüßte doch nicht, warum. Vielleicht weil ich niemalen mehr gelacht hab. Aber wie sollte ich denn lachen, wenn die Lotte, die den Alfred ins Wasser gestoßen und mich zu seiner Mörderin gemacht hat, mich immer mit ihren blauen Augen ansieht, und ich wage doch nicht, sie umzubringen oder wegzuschließen, denn ich hatte große Sünde um sie gethan und mußte sie büßen.

Dann, kaum daß ich sechzehn geworden bin, hat unser guter Doktor, der meinen lieben Vater in seinem

Digitized by Google

langen Siechtum betreut hat, mich zu seinem Weib begehrt. Und ich habe ihm gern ja gesagt; denn er war sehr gut mit mir und hat mich auch seither gehalten, als wäre ich sein eigen Kind.

Dann ist mein lieber Vater sehr bald gestorben und kurz darauf auch Tante Lene. Und mein guter Mann hat mich in meiner großen Trauer gar weich und warm gehalten. Er hat auch ganz allein die Hinterlassenschaft geordnet und hat die alten Sachen verkauft und verschenkt; denn ich war schon in Hoffnung, und er wollte mich vor jeder Aufregung behüten.

Aber eines Abends ist er gekommen und hat ein Paket im Arm gehalten: „Rat mal, Trudchen, was ich dir bringe. Da, du Kind."

Und er hat den Arm gar lieb um mich gelegt und mit seinem guten Gesicht gelächelt, als ich in Neugier an den rosa Bändern geknotet habe, und hat gesagt: „Die sollte doch nicht in fremde Hände kommen, deine alte Gespielin."

Und aus dem Seidenpapier hat die Lotte mit ihrem schwarzen Kopf und ihrem weißen Gesicht vorgeguckt.

Da hat alles auf einmal vor mir gestanden: die blaue Stube, die Tante Lene und mein lieber, kleiner toter Spielkamerad — und alle gestickten Jupons — und alle schrecklichen Stunden meiner armen Kindheit, und ich habe mich meinem guten Mann an die Brust geworfen und habe schrecklich geweint. Und dann haben wir Puppe Lotte zusammen verpackt für immer, und mein guter Mann hat mir geraten, ich sollte alles aufschreiben, was sie mir angethan hat, und was ein schüchtern Kind leiden thut. Damit wir beide es nie vergessen — und soll unserm eigenen lieben Kind einmal zu gute kommen — und wer weiß, vielleicht noch seinen Kindern und Kindeskindern. Denn die großen Menschen vergessen so oft, daß die kleinen aus ihrer kleinen Welt nicht herauskönnen und Schmerzen drin haben und Grauen und Sehnsucht, die für sie riesengroß sind. Und wissen sich nicht zu helfen, und die großen helfen ihnen auch nicht, sondern lachen über sie oder schelten und strafen. Und denken nicht, daß, was für sie klein ist, für die Kinder groß und unüberwindlich sein kann, wie der Grashalm für einen kleinen Käfer. Und soll mein liebes Kind, auch wenn ich nicht meine Hand über ihm halten könnte — denn, wer weiß — seit ich Puppe Lotte wiedergesehen habe, ist mir übel zu Mut und kann mich so recht nicht mehr erholen — —"

Hier bricht das Manuskript ab.

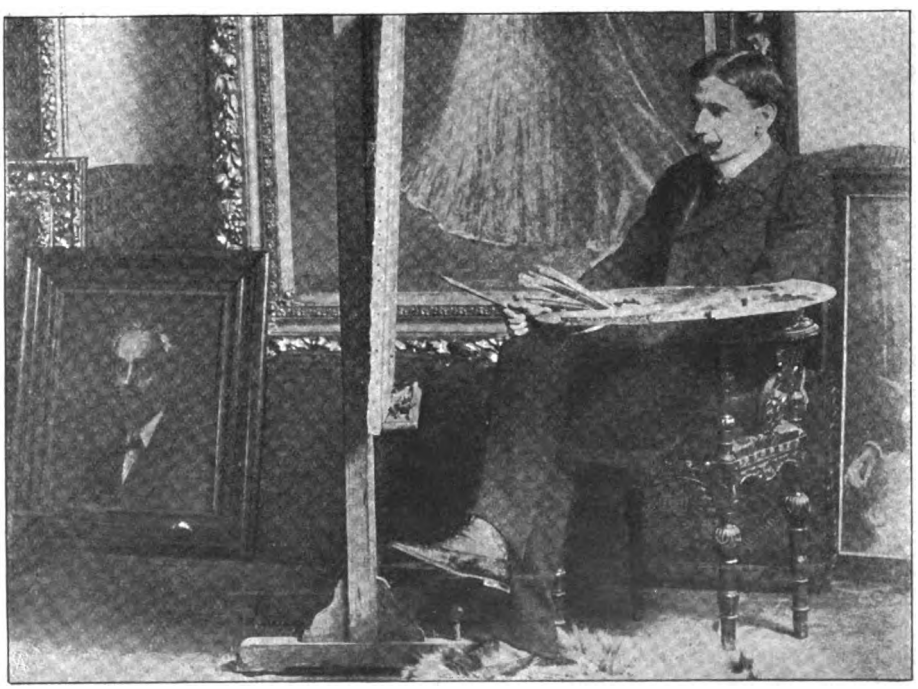
— — — — — — — — — — — — — — —

Sie sind nun alle tot: das holde Kindweib und ihr guter Mann — das Kind, für das sie so lieb gesorgt und das sie nie gesehen hat — und der Sohn dieses Sohnes. Nur Puppe Lotte blieb am Leben . . .

Schöne Frauen und ihre Maler.

Porträt der Tänzerin Alexia Carangeot von Theodor Bruckner-Wien.

Das interessante Porträt S. 2319 ist eins der neusten Bilder dieses modernen Malers des „Chic". Es stellt eine der vielumworbensten Schönheiten der Pariser Variétébühne vor. Mlle. Alexia Carangeot ist von griechischer Abstammung, aber in ihrem Wesen und Talent eine echte Pariser Französin. Sie hat eine herbe Jugend hinter sich. Schon als kleines Kind mußte sie mit den Eltern im wandernden Zirkus als Reiterin und Luftgymnastikerin auftreten. Erst als sie heranwuchs, gelang es ihrem Vater, eine eigene Parterreakrobatentruppe zusammenzustellen, und mit dieser kam sie nach Paris. Sie wurde bald bekannt und trat als Solotänzerin in den Verband der Pariser „Großen Oper". Aber die Erfolge ihrer stummen Kunst genügten ihr nicht, und sie wußte sich Sarah Bernhardt so geneigt zu machen, daß diese sie für ihre Truppe engagierte und sie in zweiten Rollen auftreten ließ. Sie hatte nur einmal als Schauspielerin einen durchschlagenden Erfolg, im „Fils prodigue" 1896. Das befriedigte ihren Ehrgeiz aber nicht, und sie kehrte zum Brettl zurück, das sie nie hätte verlassen sollen. Sie erfand die „Valse tourbillon", die sie mit ihrem Bruder in den größten Etablissements der Welt vorgeführt hat. Damit erwarb sie sich ein ansehnliches Vermögen, und ihre ganze Familie lebt in Paris in gediegenem Wohlstand. Die Toilettenpracht Mademoiselle Carangeots ist berühmt; sie war es in erster Linie, die den Maler der „Eleganten" Theodor Bruckner in Wien veranlaßte, die Pariser Tänzerin zu porträtieren.



Theodor Bruckner.

Digitized by Google

Die Tänzerin Alexia Carangeot.

Porträt von Theodor Bruckner auf der Herbstausstellung im Wiener Künstlerhaus.

Dieser Modernste unter den Modernen ist ein echtes Wiener Kind und erst im März 1870 geboren. Er studierte zuerst an der Wiener Kunstgewerbeschule unter Professor Karger, ging aber schon 1893 nach Paris, wo er vier Jahre unter Benjamin Constant und Paul Laurent malte. Schon seit einer Reihe von Jahren erregen seine Bilder auf den Ausstellungen in Wien, München, Dresden, Berlin und Paris Aufmerksamkeit. Viel besprochen wurden seine „Heilige Cäcilia", die er 1893, und die „Comtesse de St. Gilles", die er 1894 in Paris ausstellte. Eine Spezialität sind seine Pariser Straßenscenen und seine eleganten Pariserinnen, deren er eine ganze Reihe ausgestellt hat. Bruckners Bilder sind überaus „tonig" gehalten, und besonders die Pastelle zeichnen sich durch fein durchgeführte Technik aus. Er hat große Vorliebe für perlmutterartige Töne, trifft aber öfters auch schöne, warme Stimmungen. Den größten Einfluß auf sein Talent haben Puvis de Chavanne und Ammant Jean ausgeübt. Seit 1897 lebt Bruckner meistens in Wien. z. w.

Digitized by Google

Die grosse sibirische Eisenbahn.

Von Woldemar Horst.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

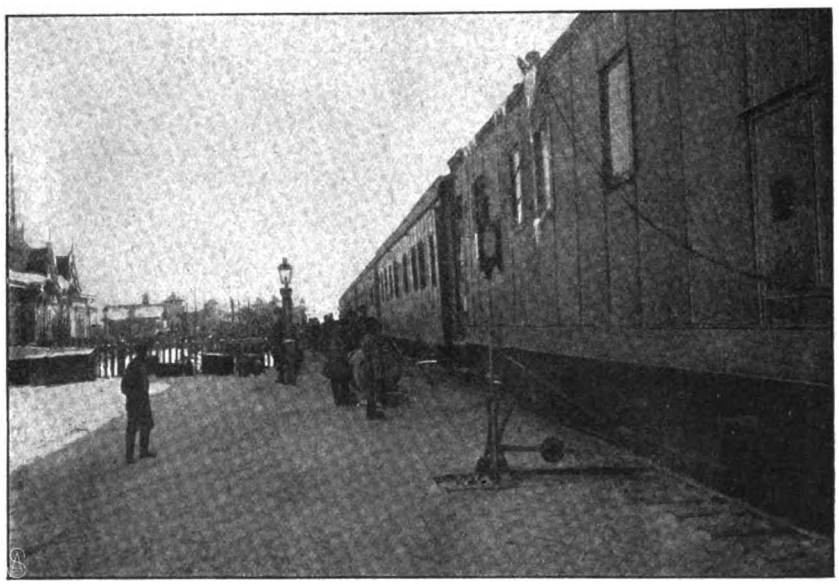
Die Vorgeschichte und wunderbare Verwirklichung des Plans. — Witte. Alexander III. — Die Inangriffnahme des Baus in Europa und in Asien. — Unterbrechung am Baikal. — Die Einteilung der Strecken und die Nebenstrecken. — Russische Absichten. — Die wirtschaftliche Bedeutung der Bahn für Rußland und Sibirien. — Bodenreichtum und Ansiedlungen — Leiden und Freuden der Kolonisten. — Landwirtschaft, Fischerei, Jagd, Pelzwerk und allerlei Handel. — Reichtum an Gold und sonstigem Mineral. — Steinkohle. — Das wahre Gold Sibiriens.

Schon vor vierzig Jahren beschäftigte man sich in St. Petersburg lebhaft mit dem Gedanken, Sibirien durch eine Eisenbahn mit Rußland zu verbinden. Aber die damaligen Projektemacher wagten sich nur an Teilstrecken heran. Vor dem riesenhaften Gedanken, in einem Zug einen Schienenstrang bis an den Stillen Ozean zu legen, schreckten sie zurück. Und selbst diese bescheidenen Entwürfe, über die, nebenbei gesagt, eine Einigung nie erzielt werden konnte, wurden nach und nach wieder ad acta gelegt.

Es kamen bewegte Zeiten, erst für Mitteleuropa, dann für Rußland. Der letzte russisch-türkische Krieg verursachte eine ebenso trostlose wie andauernde Ebbe in den Kassen des jeweiligen russischen Finanzministers, und jeder Versuch, durch eine Anleihe zu mäßigem Zinsfuß die nötigen Geldmittel für eine sibirische Eisenbahn im Ausland zu beschaffen, wäre von vornherein ganz aussichtslos gewesen. Wußte man doch in Berlin und London sehr genau, daß Rußland bereits Anleihen zur Tilgung seiner Schuldenzinsen kontrahiert hatte! In Börsenkreisen betrachtete man deshalb Rußland als halb bankrott und hielt krampfhaft die Taschen zu, sobald von einer neuen russischen Anleihe die Rede war. Ohne Geld aber keine Eisenbahn. Als die Not nun bis zum Gipfel gestiegen und der Rubel bis auf 1,68 Mark gefallen war, entschloß man sich in Petersburg zu einem schweren Schritt; zur Annäherung an das republikanische Frankreich. Jedermann weiß, wie mit der Zeit aus dem Freundschaftsverhältnis eine Allianz und das Zarenreich in den Stand gesetzt wurde, mit Hilfe französischen Geldes alle früheren Anleihen zu konvertieren, die Goldwährung einzuführen und den Bau der sibirischen Bahn zu vollenden. Rußland spielte während dieser Zeit mit außerordentlichem Geschick die Rolle des armen Mannes, der voller Kniffe sein muß. Nur mit dem Unterschied, daß der sinnbethörten Frau Marianne die Augen nicht aufgingen, wie in dem Calderonschen Lustspiel der Donna Clara. Sie gab willig ihre goldenen Sparpfennige her und stärkte damit Rußlands Macht und Einfluß in ungeahntem Maß. Der Bau der sibirischen Eisenbahn, die Rußland zum Herrn von Asien macht oder machen wird, wäre ohne das Bündnis mit Frankreich nicht möglich gewesen, mindestens in so kurzer Zeit nicht.

Um den Bahnbau selbst hat sich in erster Linie der Finanzminister Witte verdient gemacht. Er ist ein alter Eisenbahner, war früher Direktor der russischen Südwestbahnen, dann Chef des Eisenbahndepartements im Finanzministerium und 1892 sogar Minister der Verkehrswege. 1893 wurde er Finanzminister und nahm dann als solcher den Bau in die eigene Hand. Mit den Vorarbeiten zum Bahnbau war indessen schon im Jahr 1886, unter dem Zaren Alexander III., begonnen worden.

In Europa baute man die Strecken aus, an die die sibirische Bahn Anschluß finden sollte. So entstand die Verlängerung der Moskau-Samarabahn, zunächst bis nach Ufá, und dann weiter, durch den Ural, über Slatoust bis an die sibirische Grenze. Bereits 1890 konnte diese Strecke dem Verkehr übergeben werden. Ein Jahr später legte der damals von seiner Weltreise heimkehrende Großfürstthronfolger, jetzige Kaiser, den Grundstein für das Stationsgebäude in Wladiwostok und that den ersten Spatenstich zum Bau der „Großen sibirischen Eisenbahn". Von allen Seiten begannen nun die Arbeiten gleichzeitig, und heute ist das Schienengleis fertig durch ganz Sibirien bis nach Wladiwostok. Nur auf der sogenannten Baikalumgehungsbahn, von Station Baikal bis nach Myssowaja, ist man im Rückstand geblieben. Doch wird an dieser bloß 292 Werst langen Strecke, nachdem man eingesehen hat, daß es unmöglich ist, den Winterverkehr über den mächtigen See durch Eisbrecher zu erzwingen, eifrig gearbeitet.



Der sibirische Eisenbahnzug.

Die ganze sibirische Eisenbahn zerfällt in drei Hauptstrecken: die westsibirische, von Tscheljabinsk bis zum Ob, die mittelsibirische bis Irkutsk und die ostsibirische (Transbaikalbahn) bis Wladiwostok. Als angegliederte Strecken kommen hinzu: die Uralbahn, mit einem Ausläufer nach Tjumen, die Zweigbahn von Taiga nach Tomsk, die plötzlich unterbrochene Strecke von Kaidalowo nach Srjetensk (über welchen Punkt hinaus man ursprünglich die Bahn, anstatt durch chinesisches, durch russisches Gebiet, längs des Amur, nach Chabarowsk weiter führen wollte) und die Ussuribahn, von Chabarowsk nach Wladi-

Digitized by Google

Sibirische Auswanderer in Zelten unter freiem Himmel.

wostok. Später würde wohl auch noch die Verbindungsbahn zum Gelben Meer, nach Port Arthur hinzuzurechnen sein. Denn es liegt auf der Hand, daß Rußland sich in Nord- und Ostchina mit großen Plänen trägt, die es früher oder später durchzusetzen versuchen wird.

Die Hauptbedeutung der Bahn liegt aber auf wirtschaftlichem Gebiet. Sibirien, ein Land eineinhalbmal größer als Rußland und das übrige Europa zusammengenommen, lag eigentlich bis jetzt noch völlig brach. Selbst in Rußland war die Kenntnis des weiten Gebiets nur beschränkt. Heute ist allgemein bekannt, daß auf Erden für den Ackerbau keine fruchtbareren Landstriche existieren, als in West- und Mittelsibirien, im Bereich der Einflußsphäre der Eisenbahnlinie. Denn darüber hinaus ist man noch nicht weit vorgedrungen, namentlich nach Norden nicht, wo dichte Wälder (Tundren) Halt gebieten. Die Bahn soll Ansiedler aus allen Gegenden Rußlands herausführen, damit Menschenhände die unermeßlichen Schätze heben.

Schon sind längs der ganzen Bahnlinie neue Niederlassungen entstanden, zwischen Tscheljabinsk und dem Tobol, im Kurgangebiet, bei Petropawlowsk, Omsk, Kainsk, Tomsk, Marünsk, Atschinsk, Krasnojarsk und fast an allen Zwischenstationen; bis nach Ostsibirien hinein haben sich mit amerikanischer Geschwindigkeit Dörfer und Ortschaften gebildet, deren Bewohner zufrieden sind und es mit der Zeit vielleicht zu einem Wohlstand bringen werden. Die Regierung thut alles, um diese Leute zu unterstützen. Auf allen wichtigen Stationen sind Unterkunftsräume für Einwanderer erbaut, Verpflegungs- und Sanitätsstationen errichtet. Für wenige Rubel befördert die Bahn ganze Familien von Kolonisten aus dem Süden Rußlands bis nach Ostsibirien. Freilich ein Vergnügen ist das Reisen für sie trotzdem nicht. Oft werden sie wochenlang auf Stationen zurückgehalten, weil es an rollendem Material mangelt, und im Winter pfercht man sie häufig in ungeheizte Viehwagen hinein, eine Behandlung, wie sie nur ein russischer Muschik schadlos zu überdauern vermag. Die sibirische Schwarzerde entschädigt sie dann aber reichlich für die ausgestandenen Leiden, denn der Boden bringt, fast ohne menschliches Zuthun, Hafer, Weizen, Roggen, Buchweizen, Gerste u. s. w. in hundertfältiger Frucht hervor. In zahlreichen Strömen, größeren und kleineren Flüssen wimmeln unglaubliche Mengen der schmackhaftesten Fische, und auch die Jagd ist, weil noch wenig Konkurrenz auf diesem Gebiet vorhanden, verhältnismäßig ergiebig. Wer von Pelzwerk etwas versteht, die Jagd auf Pelztiere kennt und sich ihren allerdings nicht geringen Mühen unterziehen will, der kann es vielleicht noch in kürzerer Zeit zum Wohlstand bringen, als der Landbebauer. Auf der letzten Auktion in London wurden beispielsweise die edelsten sibirischen Zobel mit 62 Pfund Sterling für das Fell bezahlt. Hundert solcher Felle, und Michail Iwanowitsch könnte sich in Moskau oder Petersburg zur Ruhe setzen. Leider ist die Sache etwas schwieriger, als man denkt; solche teuren Felle sind sehr selten, und das Hauptgeschäft macht nie der Jäger, sondern stets der Händler.

Bahnhofsgebäude von Taiga, Station für die Stadt Tomsk.

Sehr viele Bauern handeln übrigens nebenbei mit in den Wäldern massenhaft vorhandenem Wildgeflügel (Hasel-, Birk- und Auerhühnern); auch soll das Sammeln von Zedernüssen (die Zeder ist stark vertreten in Sibirien) eine gute Nebeneinnahme abwerfen.

Das unsicherste Gewerbe aber ist das

Digitized by Google

der Goldgräberei. Weder die Krone noch die Privatgesellschaften konnten ihre Rechnung dabei finden, denn die Ausbeute wurde meist ganz primitiv betrieben (durch einfaches Waschen) und von dem bißchen gewonnenen Gold dann noch regelmäßig die Hälfte gestohlen. Jetzt, nachdem die Eisenbahn fertig ist, hat sich zu rationellerem Betrieb eine Privatgesellschaft gebildet, an deren Spitze das Bankhaus Günzburg steht. Die Regierung hat dieser Kompagnie vier Millionen Rubel vorgeschossen, die nach und nach aus den Erträgnissen zurückgezahlt werden sollen. Wenn ich recht unterrichtet bin, hat diese Gesellschaft im Lenagebiet augenblicklich 23 Gruben im Betrieb. Man muß sich aber vergegenwärtigen, daß allein im Gouvernement Jenisseisk über 300 bekannte Goldfundorte existieren, daß das Jakutskische Gebiet noch bei weitem reicher an Goldfundstellen ist, und daß das Amurgebiet dem Jakutskischen an Goldreichtum nur wenig nachsteht. Die meisten sibirischen Flüsse führen Gold mit sich. An der Naja, der Kija, im Gebiet des Tschulym, des Ob, des Jenissei, der Lena, bis hin zum Amur und in das Gebiet des Ussuri — überall wird Gold gefunden. Vorläufig hat man allerdings, im allgemeinen gesprochen, noch nicht viel Freude daran erlebt. Es ist aber sehr möglich, daß die Vollendung der Bahn, die Möglichkeit, nun größere Maschinen heranzuschaffen, auch hierin Wandel schafft. Alles Gold muß in die kaiserlichen Goldschmelzereien in Tomsk und Irkutsk abgeliefert werden. Die Goldgräber erhalten dann, je nach dem Reingewicht und nach Abzug eines gewissen Prozentsatzes, Anweisungen auf die Regierungskassen, die ihnen den Wert in bar auszahlen. Außer Gold kommen Silber, Blei, Kupfer, Eisen (letzteres besonders am Baikalsee) fast überall in Sibirien vor. Aber besonders wichtig (namentlich für Bahn und Industrie) ist die Auffindung reicher Steinkohlenlager, die in großen Mengen vorhanden zu sein scheinen und von denen nur die am linken Ufer des Irtysch, im Kreis Pawlodar entdeckten, erwähnt werden sollen, deren Gehalt auf etwa 300 Milliarden Pud (1 Pud etwa 16 Kilogramm) geschätzt wird. Die Qualität der Kohle läßt aber zu wünschen übrig, und die Eisenbahnverwaltung ist von ihr durchaus nicht erbaut. Damit soll aber keineswegs gesagt werden, daß mit der Zeit nicht Flötze mit tadelloser Kohle erschlossen werden könnten. Denn alles ist ja noch neu in Sibirien, noch im Werden, und gründliche Untersuchungen konnten erst an wenigen Stellen vorgenommen werden. Zweifellos aber wird das Vorhandensein so mächtiger Kohlenlager der Entwicklung einer sibirischen Industrie sehr zu statten kommen, und man darf gespannt sein, wie sich die Zukunft dieses neuen Wunderlandes binnen wenigen Jahren gestalten wird. Doch Menschenhände müssen herbei! Vor allen Dingen die Hände ehrlich schaffender Bauern. Nicht solche, die nur vom Raubbau leben, wie das bisher in ganz Rußland der Fall gewesen ist. Der einst so reiche Boden Südrußlands ist durch bäuerliche Mißwirtschaft fast ganz ruiniert worden. Die Regierung hat eine bittere Erfahrung mit der dortigen Landwirtschaft gemacht und wird hoffentlich Vorkehrungen treffen, daß das System des Raubbaus, das völlige Aussaugen des Ackerlandes, nicht auch auf Sibirien übertragen wird. Denn das wahre Gold Sibiriens liegt in der Pflugschar, in der schwarzen Erde.

Sibirischer Ochsenkarren.

Und ohne ernst schaffende menschliche Arbeitskräfte lassen sich auch die kostbarsten Schätze des Bodens nicht heben und erhalten.

Weiß mit Silberflitter.

Skizze von Fridel von Carlowitz-Hartitsch.

„Sie tanzen ganz wie Milo Eynard, nur besser," sagte man ihm. Und das machte ihn stolz und gab ihm gute Laune.

Er setzte sich auf einen kleinen Hocker zu einem Kreis, der hinter einigen Blattpflanzen im äußersten Winkel des Salons saß. Ein junges Mädchen, weiß mit Silberflitter, an seiner Seite, ein anderes mit häßlichen harten Schultern, in Gelb mit roten Chrysanthemen, ihm gegenüber; dazu zwei Fracks, der eine mit grauer, der andere mit weißer Weste.

Er kannte das alles schon; sonst wäre seine Laune wohl bald wieder zu Ende gewesen.

Die Gelbe fuhr fort: „Ja, und dann gehen wir von Neapel nach Sizilien. Das ist nämlich eine Insel, die direkt darunter liegt."

„Nein, gnädiges Fräulein, die liegt ja gar nicht darunter, die liegt daneben. — Sicher, daneben!" unterbrach die weiße Weste.

„Nein, Herr von Monand, Sie wissen das eben nicht; ich habe extra im Atlas nachgesehen, die Insel Sizilien liegt darunter."

Die weiße Weste lachte, der grauen war das unangenehm, und der Silberflitter war starr.

„Ja, und in Sizilien — da muß man nämlich mit

Digitized by Google

dem Schiff fahren, denn das ist ja eine Insel — da fahren wir nämlich nach — nach — na, ich weiß nicht mehr, wie die Stadt heißt; aber ich habe mir das aufgeschrieben. Da soll es wunderschön sein; das soll die schönste Stadt der Erde sein, steht im Bädeker. Da soll es Palmen geben, richtige große Palmen. — Gott, wie heißt die Stadt nur?!" —

„Palermo," soufflierte die graue Weste. — Monand lachte laut. Die weichen Schultern in der weißen Seide beugten sich nach rechts: „Daß so jemand zu solch einer entzückenden Reise kommt!" Er zuckte die Achseln.

„Dort bleiben wir nun sechs Tage —"

Die Musik setzte ein: Valse bleue. Schon wieder einmal. Das junge Mädchen in Gelb sprang auf, recht ungraziös, sah nach der Tanzkarte am Fächer: Herr Böhme, und mit dem Ruf: „Haben Sie nicht Herrn Böhme gesehen?!" drängte sie an ihm vorbei. Die Goldknöpfe folgten. „Ich will gleich sehn, gnädiges Fräulein." Monand sagte laut und harmlos: „Unglaublich!" und schlenderte dann auch lachend in den Ballsaal. —

Er sagte zu dem Mädchen in Weiß: „Wir tanzen nicht, 'nädj' Fräu'n."

Sie sah ihn an, ging dann ganz hinten in die Ecke und setzte sich auf eine Ottomane. Er warf sich neben ihr, schräg, in einen Fauteuil.

„Also das wäre heut abend unser Tanz," begann er nicht gerade geschickt.

„Ihnen scheint das Tanzen gar keinen Spaß zu machen, Graf Schott. Sie sind machmal so erschreckend schweigsam."

„Das Tanzen wohl, mit guten Tänzerinnen, wie mit Ihnen, Ihren Schwestern und auch manchen andern. Aber der Ball als solcher ist mir furchtbar. Das einzige ist der Anzug. Ich ziehe mich gern gut an und bin liebend gern im evening dress. Man hat so etwas Soigniertes. Und dann die Damen liebe ich eigentlich auch nur in großer Toilette, wenigstens die Mehrzahl. Ein junges Mädchen im Hauskleid oder Straßenkleid muß schon sehr schick oder sehr sympathisch sein, um mich zu charmieren. Aber so in bunten duftigen Stoffen, gut frisiert, das ist doch famos nett. Da komme ich nicht auf meinen alten Grundfehler, alles zu zergliedern. Da sind mir die Damen bunte, fröhliche, baumelnde Lampions, nichts weiter. Und das ist doch schön, müssen Sie auch zugeben."

„Weiter suchen Sie auf dem Ball nichts.

„Nein, weiter nichts. Was soll ich auch. Ich habe einen Grund, im Frack zu sein, und sehe nebenbei gern gut tanzen. Sie werden mich verurteilen wegen dieser rasenden Blasiertheit. Gewiß, Sie müssen es. Junge Mädchen werden ja auf den Ball trainiert, wie das Pferd zum Rennen. Ihr Abschneiden ist manchmal Lebensfrage. Gott, das ist mir ja aber alles so entsetzlich gleichgiltig. Ich will keine Lampions haben, ich will Menschen, mit denen ich reden kann, die mir etwas sind; irgendetwas Konsistentes. Sehen Sie, und das habe ich unter Damen noch nicht gefunden. Sicher, daß es das giebt; möglich, daß — Sie mir das sein könnten, möglich, sogar wahrscheinlich. Aber man sieht sich ja immer nur auf Bällen, schrecklich offiziell. Und wenn ich auch mit Ihnen nicht seicht ballspreche, zu wahrer, echter Stimmung kommt es doch nicht ganz. — Ich weiß eigentlich nicht, wozu ich Ihnen gerade das alles sage; daß ich es so empfinde, werden Sie ja verstehen —"

Sie sah ihn an. Es lag etwas in dem Blick, es lag viel darin. Aber was es eigentlich war, darüber konnte er sich nicht ganz Rechenschaft geben.

„— Sehen Sie, ich habe so ziemlich alle Triebkraft verloren. Alle Leute hier um uns herum haben Ehrgeiz, streben, schaffen. Auch Sie haben ihn, sicher. Und ich, ich habe ihn gehabt. Das hat aufgehört, weil mein Ehrgeiz ein Herr und kein Sklave war. Ich dachte alles zu erreichen, erreichte die Hälfte, vielleicht mehr als die Hälfte. Und — mein Ehrgeiz starb. — Alles oder nichts! Ich hätte mich ganz gut zu einem Despoten geeignet. Aber so in seiner Klasse, in seinem Stand, unter braven Leuten einer von vielen sein, das — kann ich nicht. Sehr merkwürdig, aber es geht nicht. Ich kann einfach nicht mehr arbeiten. Zwei, drei Tage Anlauf, dann ist mir das zuwider — eklig. Ich weiß wohl, das ist furchtbar ungesund, direkt krankhaft. Aber sehen Sie, so dämmere ich hin schon seit Jahren, immer in Stimmung und darin ganz kraftvoll. Aber ich verinnere mich nur und komme nicht vorwärts. — Für wen sollte ich auch arbeiten?! Für mich? Dazu habe ich kein Bedürfnis."

„Sie sind zu jung, Graf Schott, um so pessimistisch zu sein. Es ist schade. Sie müssen" . . . und dann schwiegen die schmalen, blassen Lippen. Die türkisblauen Augen sahen ihn an, groß und furchtsam. Sie wußte, was sie einem andern gesagt hätte, ihm konnte sie es ja nicht sagen. Er saß still und sah auf seinen Lackschuh.

Die Musik im Ballsaal wiederholte den Anfang des Walzers. Er hörte kurz hin, dann begann er wieder: „Wissen Sie, was ich möchte? Jetzt mit Ihnen weg von hier. Nach Hause, zu mir, in mein Zimmer. Da sollten Sie Stimmung empfinden. Das Zimmer groß, frei und durch die Teppiche so warm. Keine Lampe, sondern drei, vier Kerzen mit roten Papierschirmen. Alle auf andern Leuchtern, aber alle Leuchter schwer, wuchtig. Sie mit Ihrem weißen Kleid und den Silberflittern in dem großen Stuhl mit rotem Saffianleder am Rauchtisch. Ich im full dress drüben am großlinigen Schreibtisch. Das Licht der Kerzen spärlich, aber unendlich weich auf Ihren Schultern; Ihr Gesicht von unten, die Flitter spitz von oben beleuchtet. Das Licht vom Schreibtisch, fast von hinten, würfe nur kleine Reflexe in meinem Einglas und auf dem Schuh, der im Dunklen wippte. Und dann gösse ich in die kleine Empirebronzeschale einige Tropfen Peau d'Espagne. Ich liebe es sonst nicht, aber zu solchen Stimmungen brauche ich seinen Duft. Und dazu die rote Glut unserer Zigaretten, die schmalen Rauchlinien, tänzelnd und doch so ernsthaft. — Dann würden Sie um sich sehen, scheu. Die vielen, vielen Bilder auf meinem Schreibtisch. Erinnerungen! — Der kleine Tisch mit den vielen Etuis weiter rechts. Und an der feingetönten Tapete die Bilder. Nicht allzuviel; aber sie alle haben

Digitized by Google

ihre Geschichte, ihre Bedeutung für mich. Der Feldherr mit der roten Binde von Van Dyk, der König von Rom von Lawrence, der Beethoven von Balestrieri und dann der Kopf, der schmale, schöne Kopf, den Sie für einen Ryland halten würden, und der es doch nicht ist. — Da würden wir nun sitzen, uns ansehen und reden von der Kunst, dem Künstlerischen im Leben. Peau d'Espagne würde betäubend duften, die Lichter flackerten unruhig und roter glühten unsere Zigaretten. — Und dann würden wir still sein und schweigen. — Doch da kommt das Leben, nein, nicht das Leben, da kommt die Gesellschaft, die verkalkte Moral und schreit: nein! — Und da soll man nicht blasiert sein!" — — Er schwieg, sie seufzte. Dann sagte sie langsam, träumerisch: „Schön!" Und dann wieder mit einem langen, sehnsuchtskranken Blick auf ihn: „Schön!" Dann schwiegen sie wieder und sahen beide zu Boden. —

Der Tanz war längst aus. Ein neuer begann. Ein Herr kam angehastet: „Ich habe gnädiges Fräulein überall gesucht, und endlich habe ich gnädiges Fräulein gefunden." Sie antwortete nichts, sondern stand mühselig auf und ließ sich mit fortschleifen.

Als sie in den Ballsaal trat, wischte sie sich einigemal mit dem Spitzentuch über die Augen. Vielleicht blendete sie das Licht.

Er saß still und sah ihr nach, lange, ohne zu denken. Dann sagte er sich klar und doch weich: „Jammerschade, daß sie keinen Stammbaum hat." —

Bilder aus aller Welt.

Die Einweihung der Lausitzer Ruhmeshalle in Görlitz.

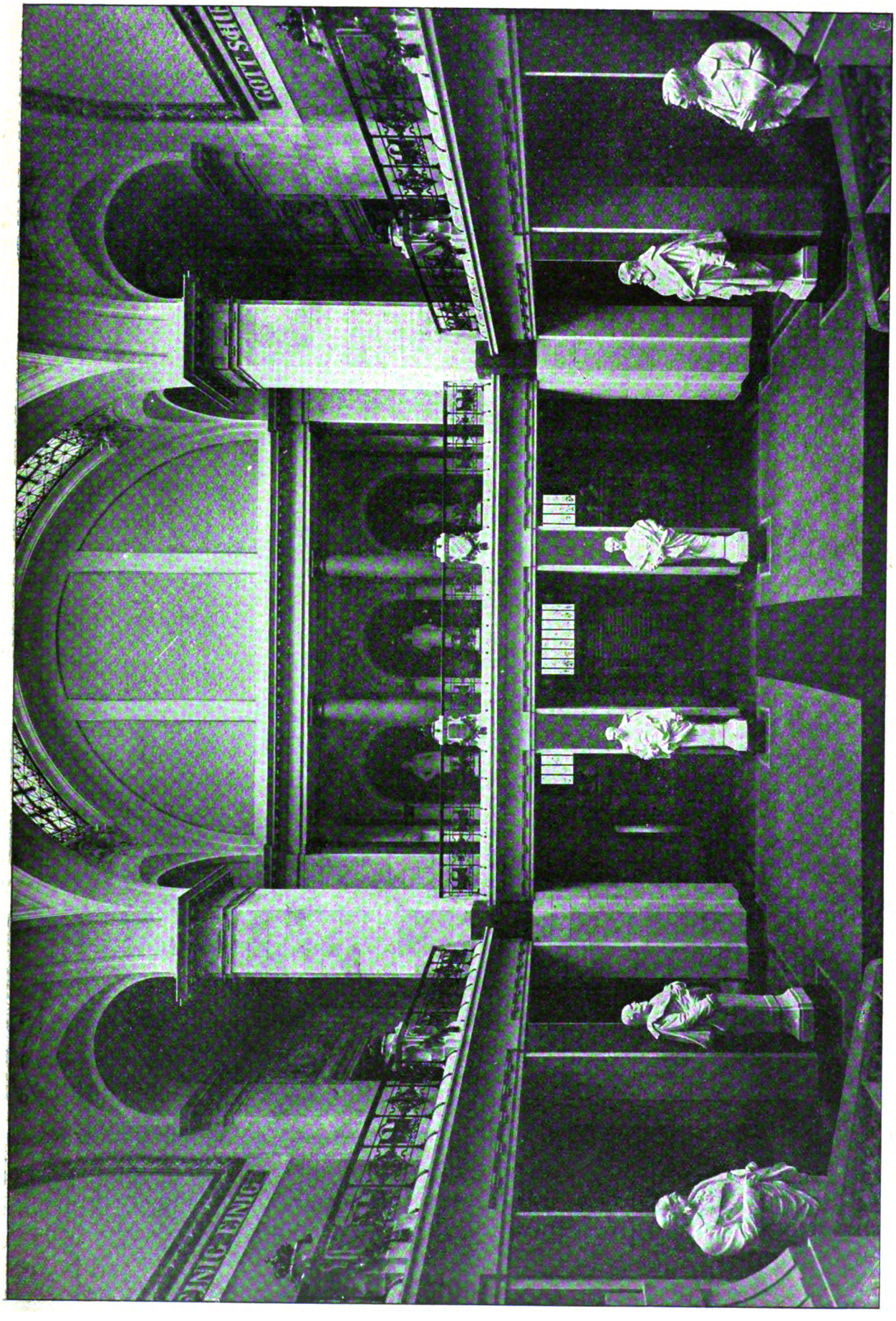
Hierzu 3 Aufnahmen von R. Scholz.

Am 18. Oktober 1898, am Geburtstag Kaiser Friedrichs, fand in Görlitz auf einer schön gelegenen Anhöhe an der Lausitzer Neiße die Grundsteinlegung der Oberlausitzer Ruhmeshalle in Verbindung mit dem Kaiser Friedrichmuseum statt. Die Kaiserin Friedrich, die dem Plan kunstsinniger Kreise der Stadt Görlitz, zur Unterbringung der im städtischen Altertumsmuseum aufgestellten Kunst- und kunstgewerblichen Gegenstände ein Museum und als Dank der Oberlausitz für die Gründer des Deutschen Reiches und ihre Paladine eine Ruhmeshalle zu bauen und beide Stätten der Kunst und der in künstlerischen Werken versinnbildlichten Vaterlandsliebe zu vereinen, warmes und freudiges Interesse entgegenbrachte, sandte zur Feier der Grundsteinlegung Schloßhauptmann Graf Lüttichau als ihren Vertreter und nahm an dem kräftig emporwachsenden Bau und an der Ausgestaltung der vaterländischen Idee bis zu ihrem Tod lebhaften Anteil. Auch der Kaiser sagte seinen Schutz zu und hat das große Werk allenthalben gefördert. Nicht nur an die Bewohner der preußischen Oberlausitz, sondern auch an die der sächsischen war die Bitte um Unterstützung des Unternehmens ergangen, und in zehn Jahren war eine Summe von über einer halben Million zusammengeflossen, die sich während der Baujahre bis zu einer Million ergänzte und die Möglichkeit gab, ein echtes, künstlerisch vollendetes Prunkgebäude zu schaffen. Von 47 eingereichten Entwürfen hatte der Architekt Hugo Behr, Lehrer an der Königlichen Baugewerkschule in Höxter, den ersten Preis und damit die Ausführung des Baues zugesprochen bekommen. Er hat ihn in vier Jahren rastloser Thätigkeit und künstlerischer Schaffenskraft bewältigt und gewann sich Dank und Anerkennung von Görlitz und der

General von Stülpnagel. Der Kaiser.

Der Kaiser verlässt die Ruhmeshalle.

Digitized by Google



Blick in die Lausitzer Ruhmeshalle zu Görlitz.

Digitized by Google

ganzen Oberlausitz. Der Prachtbau giebt eine würdige Herberge für das Doppelstandbild Kaiser Wilhelms I. und Friedrichs III., das in der großen Empfangshalle den Eintretenden begrüßt. In zweifacher Lebensgröße hat Professor Pfuhl die beiden Kaiser auf der Höhe ihres Lebens wirkungsvoll dargestellt. Zur Rechten seines Sohnes, der die Kürassieruniform mit wallendem Mantel trägt, steht Kaiser Wilhelm und legt ihm die linke Hand traulich auf die Schulter. Um dieses schöne Doppelstandbild sind die Statuen und Büsten aller in den großen Kriegsjahren hauptbeteiligter Fürsten, Staatsmänner und Heeresleiter in der Halle aufgestellt. Bismarck, Moltke und Roon, des neuen Reiches erster Kanzler, der große Stratege und der Heeresorganisator wurden von dem Berliner Bildhauer Harro Magnussen in Schlichtheit und Würde dargestellt. So, wie sie im Volk leben, stehen sie vor uns, Bismarck, wuchtig, auf breitgestellten Beinen, auf den Säbel gestützt, Moltke als Denker, Roon in die Ferne schauend, wie dem Feind entgegen. Und neben ihnen in bunter Reihenfolge die Fürsten jener Zeit in Hermenbüsten: Ludwig II. von Bayern, Johann Albert von Sachsen, Großherzog Friedrich von Baden, Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin. Draußen aber von den Wänden des Baus rechts und links des Eingangs schauen zwei Prachtwerke Hugo Lederers herab, zwei mächtige Hochreliefs, die die „Furchtbarkeit des Krieges" und den „Triumph des Lichts" in sehr glücklicher und anschaulicher Weise symbolisieren.

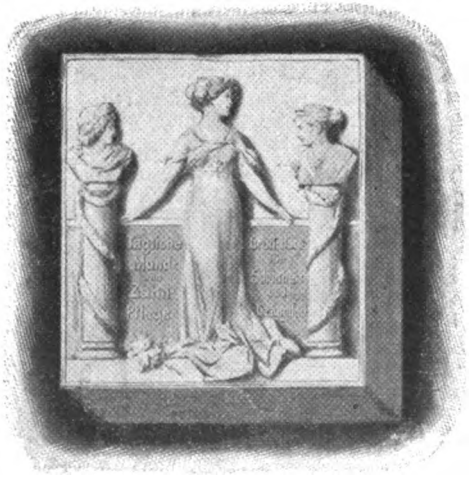
Zur Einweihung dieser prächtigen Ruhmeshalle war Kaiser Wilhelm mit einer großen Suite von Offizieren und Staatsmännern erschienen. Anwesend waren Kultusminister Dr. Studt, Oberpräsident Fürst Hatzfeld-Trachenberg, General von Stülpnagel, Oberhofmarschall Graf Eulenburg, der Chef des Militärkabinetts von Hülsen-Haeseler u. a. In glänzender Feier wurde das Werk der Stadtgemeinde übergeben, die dem Kaiser Gelegenheit gab, über Vergangenheit und Gegenwart zu sprechen und zu danken für die Worte des Oberbürgermeisters Büchtemann, der dem Huldigungsgruß: „Dem Vaterland unsere Liebe, dem Landesfürsten unsere Treue, dem Kaiser unser Herz!" geschlossen hatte mit

F. H.

Die Ruhmeshalle in Görlitz: Ansicht des Gebäudes.

Schluss des redaktionellen Teils.

Sinnvolles Weihnachtsgeschenk!



Mund-Hygiene-Cartons

Prächtige Ausstattung mit künstlerischen Reliefs.

5 Mark-Carton: Inhalt 2 grosse Flaschen Odol. 1 Patentdoppeldose Odol-Zahnpulver mit selbstthätiger Pulverabgabe, 1 Porzellan-Zahnpulverschaufel, 1 Hygiene-Zahnstocherbehälter, Zahnstocher, Broschüre über Mund-Hygiene mit Kalender.

3 Mark-Carton: Inhalt 1 grosse Flasche Odol. 1 Patentdoppeldose Odol-Zahnpulver mit selbstthätiger Pulverabgabe nebst Metallschaufel, Broschüre über Mund-Hygiene mit Kalender.

(Der Preis der vollen Cartons entspricht dem Verkaufspreise der Einlagen, die künstlerisch ausgeführten Cartons stellen somit eine freie Zugabe dar.)

Zu haben in allen einschlägigen Geschäften. Wo nicht erhältlich, directer, portofreier Versandt gegen Nachnahme oder Voreinsendung von M. 5.50 für den grossen, M. 3.50 für den kleinen Carton.

Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner, Dresden.

Preis Mk. 5.—

Digitized by Google

DIE WOCHE.

Nummer 51. Berlin, den 20. Dezember 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 51.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	2327
Freue dich, o Christenheit! Von J. Keßler, Hofprediger und Garnisonpfarrer in Potsdam	2327
Wie sie den Heiligabend feierten. Von Grete Olden	2330
Christnacht. Gedicht von Franz Evers	2331
Weihnachten des Junggesellen. Von Ed. Pötzl	2333
Unsere Bilder	2334
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	2336
Ekstase. Hymne von Wilhelm Kienzl	2340
„'s Bäebli." Von Hermine Villinger	2342
Tannenbaumdieb. Gedicht von O. Wentorf	2346
„Kreuz wende dich." Roman von Fedor von Zobeltitz. (Fortsetzung)	2346
Italienische Madonnen. Von Ellen Key. (Mit 4 Abbildungen)	2350
Weihnachtsfeier in Mexiko. Plauderei von Clementine. (Mit 5 Abb.)	2355
Unterm Tannenbaum: Für unsere Kleinen	2358
Bilder aus aller Welt	2368

Man abonniert auf die „Woche"
bei allen Buchhandlungen, bei der Post und in der Hauptexpedition Berlin SW., Zimmerstrasse 37/41.

Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Die sieben Tage der Woche.

11. Dezember.

In Venezuela gestaltet sich die Lage bedrohlich. Drei venezolanische Kriegsschiffe sind in den Grund gebohrt worden. Präsident Castro hat einen Aufruf an alle Venezolaner erlassen, zu den Waffen zu greifen.

Der deutsche Reichstag beendet nach Annahme des Antrags Kardorff die zweite Lesung des Zolltarifgesetzes.

12. Dezember.

Der amerikanische Gesandte Bowen in Caracas, der den Schutz der Deutschen und Engländer daselbst übernommen hat, wurde von seiner Regierung ermächtigt, einer etwa von Venezuela gesuchten Vermittlung seine Mitwirkung nicht zu versagen.

13. Dezember.

In London werden Verträge veröffentlicht, die Menelik von Abessinien mit England bezw. England und Italien abgeschlossen hat. Sie betreffen Errichtung einer englischen Handelsstation, Eisenbahnbauten und Grenzregulierungen.

Die Antwort des Präsidenten Castro auf das deutsche Ultimatum trifft in Berlin ein. Sie lautet in allen Punkten ablehnend.

Die russische Regierung veröffentlicht ein Communiqué, in dem sie die Türkei ernstlich auffordert, wirksame Reformen in Mazedonien einzuführen, und Bulgarien und Serbien vor weiteren Agitationen auf türkischem Gebiet warnt.

14. Dezember.

Der Reichstag nimmt am Schluß einer neunzehnstündigen Sitzung morgens gegen fünf Uhr das Zolltarifgesetz mit 202 gegen 100 Stimmen bei einer Stimmenthaltung in dritter Lesung endgiltig an.

Die Forts von Puerto Cabello werden von dem englischen Kriegsschiff „Charybdis" und dem deutschen Kreuzer „Vineta" bombardiert.

Der Kaiser verleiht dem Reichskanzler Grafen Bülow und dem Staatssekretär Grafen Posadowsky, Freiherr von Thielmann und Freiherr von Richthofen, die an den Zolltarifverhandlungen hervorragend beteiligt waren, hohe Ordensauszeichnungen.

15. Dezember.

Der italienische Minister des Aeußern Prinetti erklärt in der Kammer, er glaube nicht, daß die handelspolitischen Verhandlungen mit Deutschland sehr ernsten Schwierigkeiten begegnen würden.

16. Dezember.

Der Herzog von Cumberland hat dem Landgerichtspräsidenten Dedekind in Braunschweig ein Handschreiben zugehen lassen, in dem er erklärt, seinen und seiner Nachfolger Anspruch auf die Erbfolge ungeschmälert aufrechterhalten zu wollen.

„Freue dich, o Christenheit!"

Ein Weihnachtswort.

Von **J. Keßler**, Hofprediger und Garnisonpfarrer in Potsdam.

„Freue dich" — bedarf es denn noch dieser Mahnung jetzt, da in der Ferne das Weihnachtsgeläut anhebt? Rauscht nicht von selbst wieder ein Strom von Freude durch diese freudearme Welt? Legt sich nicht wieder ein Freudenschimmer auf das Antlitz der Menschheit? Wer kann sie zählen all die Scharen der Kleinen, die mit klopfendem Herzen der Stunde entgegenharren, da die Thüren geöffnet werden und sie im Lichterglanz jubeln: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit" — all die Söhne und Töchter, die aus der Ferne herbeieilen, um in diesen weihnachtlichen Tagen im trauten Elternhaus es wieder inne zu werden: „O selig, o selig ein Kind noch zu sein" — all die jungen Paare, die zum erstenmal glückstrahlend sich bescheren — all die jungen Eltern, die ihr Kind, ihr schönstes Weihnachtsgeschenk, zum

Digitized by Google

Christbaum emporheben — all die Alten, die wieder jung werden mit den Jungen und fröhlich mit den Fröhlichen — scheint sie nicht überflüssig die Aufforderung: „Freue dich, o Christenheit!"

Und doch — wer dieser Weihnachtsfreude tiefer ins Auge blickt, wird erkennen, wie viel davon nur oberflächlich, den äußeren Menschen berührend und darum flüchtig, vergänglich ist. Kaum, daß acht Tage vergehn, und die Weihnachtsstuben, die aufstrahlten im Lichterglanz und wiederhallten von Jubel, sehen vergrämte Gesichter, freudloses Wesen, die alte mürrische Alltäglichkeit. Die Weihnachtsfreude war wie ein farbenprächtiges Feuerwerk, das uns, wenn es verspräht, die Nacht nur um so dunkler erscheinen läßt.

Ach, und wie viele giebt es doch, bei denen es am Weihnachtsabend nicht einmal zu dieser flüchtigen Freude kommen will! Ich denke an die Kellerwohnungen und Dachstuben der Armen. Wenn die eisige Kälte durch die Spalten dringt, Krankheit und Arbeitslosigkeit den harten Druck fühlen lassen, wenn die gefüllten Schauläden und die erleuchteten Fenster der Wohlhabenden das Begehren wecken, wie leicht tritt anstelle der Weihnachtsfreude Bitterkeit und Verzagen. Ich denke an die vielen vereinsamten Menschenkinder; wie schwer ist's doch, fröhlich zu sein, wenn die Weihnachtskerzen in Lücken hineinscheinen, wenn die Hand fehlt, die einst den Baum mit geschmückt, der Mund verstummt, der einst so hell gejubelt. —

Wie not thut doch die Mahnung: „Freue, freue dich, o Christenheit!" Wo ist das Geheimnis wahrer Weihnachtsfreude — einer Freude, die keine Stimmung ist, so schnell wieder versiegend, sondern eine heilige Kraft, die bleibt, auch wenn die Nadeln fallen und die Lichter erlöschen — einer Freude, die auch die ärmliche Arbeiterwohnung, das einsame Witwenstübchen durchleuchten kann? Einer Freude, die ein ganzes, trübes Leben vergolden kann? Wo finden wir sie?

„Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird" — so haben wir auf dem Schoß unserer Mutter gehört, in der Schule gelernt und gar manchmal am Christabend hergesagt. Ja, die liebe, alte Weihnachtsgeschichte, in wem weckt sie nicht Erinnerungen vergangener Tage, für wen ist sie nicht verwoben mit dem ganzen Glück und Frieden der Kindheit? Wie das Kind die leuchtenden Sterne so nahe glaubt, daß es sie mit seinen Händchen zu greifen meint, so war uns auch die Weihnachtsgeschichte mit ihren Wundern und Geheimnissen, ihren Engeln und ihrem himmlischen Kind so nahe, so vertraut, als hätten wir sie selbst miterlebt. Aber Jahre, Jahrzehnte sind darüber vergangen, und wenn du, lieber Leser, die Weihnachtsgeschichte jetzt wieder hörst, sie mutet dich an als ein liebliches Kindermärchen, als ein holdseliger Traum, der vor der Schärfe des gereiften Verstandes, vor den Forschungen der modernen Wissenschaft, vor der Rauheit und Nüchternheit des praktischen Lebens zerfließt.

Wir streiten hier nicht, ob kindliche Phantasie jenes weihnachtliche Begebnis in Bethlehem ausgeschmückt hat, nein, was den Kern jener Weihnachtsgeschichte, das Evangelium im Weihnachtsevangelium bildet, die Weihnachtsbotschaft: „Euch ist heute der Heiland geboren", darauf kommt es an, da gilt's die Frage: ist dir das Märchen geworden? — O, wieviel tiefer sollten wir heute dies Weihnachtswort erfassen, als einst in der Kindheit Tagen. Heute wissen wir — was wir als Kinder kaum ahnten — wie sehr der dunkle Despot in unserer Brust, die Sünde, uns knechtet, und wie keine eigene Kraft uns befreien kann. Heute haben wir es so schmerzlich erfahren, wie tiefe Wunden das Leben schlägt, und wie die Welt ringsum arm ist an Trost. Heute hat sich uns die ganze grausige Macht des Todes entschleiert, und unser innerster Mensch schreit doch nach Leben. Wo ist ein Retter? Und horch, die Weihnachtsglocken läuten: „Christ, der Retter ist da! Euch ist heut der Heiland geboren! Freue, freue dich, o Christenheit!"

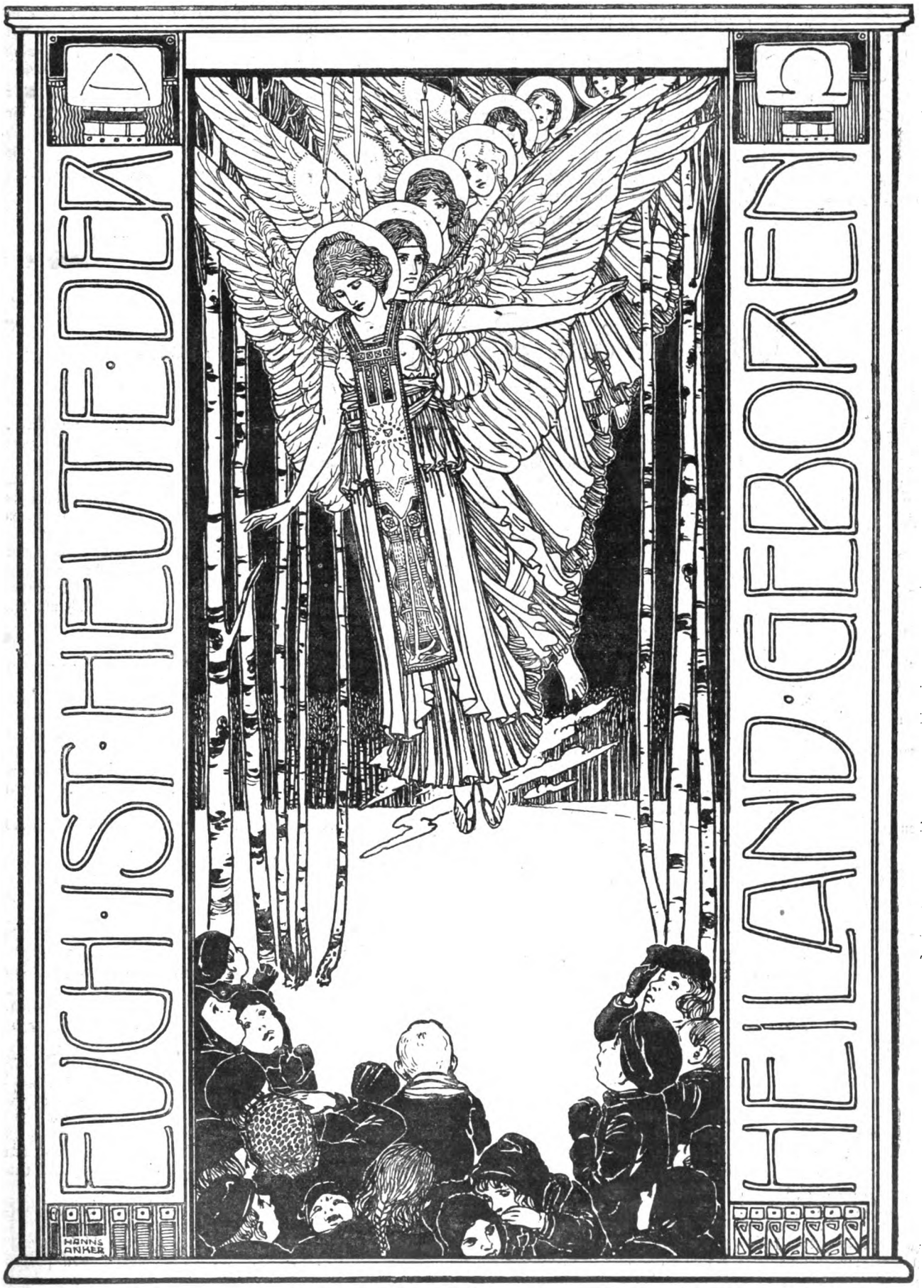
Lenau läßt den Dominikanermönch Savonarola in seiner Weihnachtspredigt sprechen:

O Weihnacht! Weihnacht! Höchste Feier,
Wir fassen ihre Wonnen nicht,
Sie hüllt in ihre heil'gen Schleier
Das seligste Geheimnis dicht.

Gewiß, ein Geheimnis bleibt es, wie Gottes Herrlichkeit eingehn konnte in unsere Niedrigkeit; keine Forscherhand wird den Schleier lüften, keine menschliche Formel wird diese Wahrheit ganz umspannen — aber wo ein Menschenherz sich herausseht aus dieser Welt der Befleckung und Verarmung und Vergänglichkeit, da enthüllt sich ihm „das seligste Geheimnis": euch ist heute der Heiland geboren, der findet in diesem Kind seinen Gott, erfaßt ihn als seinen himmlischen Vater, weiß sich als sein begnadetes Kind — und damit erschließt sich ihm der Quell einer unversieglichen Freude, einer Freude, die ihren Lichtschein ergießt über das ganze Leben, die unabhängig ist von Ebbe und Flut des natürlichen Lebens — die keine Nacht verdunkeln kann und die selbst unter Thränen noch hervorglänzt. Diese tiefste Freude der erlösten Gotteskinder, sie will das liebe Weihnachtsfest wieder wecken mit all seinen Lichtern und Liedern und Gaben, es will der Engelsgruß sein: Freue, freue dich, o Christenheit!

Solche Freude macht das Herz warm und weit, sie setzt sich um in Liebe. Ach, wie leicht entfremden sich im alltäglichen Leben die Menschen, die einander die nächsten und treusten sein sollten auf Erden! Wie leicht kommen Risse zwischen uns und die Unsern! Da schickt uns Gott die weihnachtlichen Höhestunden, da sollen sich die Herzen wieder näherrücken, da soll jeder bereit sein, nicht bloß zu geben, sondern, was mehr ist, zu vergeben, da sollen die Risse heilen und ein neues, selbstloseres, geduldigeres Lieben der Ertrag solch festlicher Tage sein. — Doch diese Liebe soll ihre Grenzen nicht an den Wänden unseres Hauses haben. Welche Aufgabe haben gerade in unserer zerklüfteten, selbstischen Zeit diese weihnachtlichen Tage? Sie sollen die Kluft zwischen Herrschaften und

Digitized by Google



Digitized by Google

Dienstboten, Vorgesetzten und Untergebenen, Arbeitgebern und Arbeitnehmern überbrücken und den Geist der Weitherzigkeit, Milde, Bruderliebe hineinwehn lassen in all unsere Verhältnisse. Ja, ziehe deine Kreise noch weiter! Nimm dich in diesen Tagen eines Armen liebend an! Suche in eine Familie Lust und Trost hineinzutragen! Finde dich nicht ab mit einer formellen Wohlthätigkeit, nein, lege ein Stück deines Herzens in deine Gabe, ein Stück Liebe in dein Wort, so wirst auch du beitragen, daß es wahr werde: Freue dich, o Christenheit! —

Wann hörten wir den Strom unseres Lebens schneller rauschen, wann wurden wir uns der Flüchtigkeit aller irdischen Freuden tiefer bewußt, als gerade in den Weihnachtstagen! Wie schnell verrauschen sie! Wie bald welken die Nadeln, und die Silvesterglocken läuten, und der Baum brennt zum letztenmal! Aber seine Spitze, sein Stern zeigt nach oben, hinauf zum letzten, großen Weihnachtsfest, wo einst die Lieder nicht verklingen, die Lichter nicht verlöschen, die Gaben nicht veralten, wo wir das Kind der Weihnacht nicht mehr nur in Transparent und Krippe schauen werden, sondern von Angesicht zu Angesicht, und wo es mit neuen Zungen gesungen wird:

„Freue, freue dich, o Christenheit!"

Wie sie den Heiligabend feierten.

Skizze von Grete Olden.

I

Fünf Uhr nachmittags. Die ersten Schatten der frühen Winterdämmerung sanken über das große, behaglich-elegante Zimmer und mischten sich mit dem graublauen Dampf der Zigaretten, den Assessor Willy Bartels in gedankenlosem Hinbrüten zum Plafond hinaufsandte.

Ein Geräusch an der Thür ließ ihn den Kopf wenden.

„Was giebt's denn?"

„Ach, Herr Assessor . . ." — die behäbige Frau mit der breiten, weißen Schürze und dem rötlich-blanken Gesicht blieb unentschlossen zwischen Thür und Angel — „. . . 's wird Ihnen am Ende nicht recht sein — da ist jemand, der Sie sprechen will."

Der Assessor schlug, ohne sich aus seiner liegenden Stellung zu erheben, langsam das linke Bein über das rechte. „Wer ist es denn? Vielleicht der Bote vom Juwelier?"

„Ach nee, den würde ich schon so reingelassen haben, es is eben . . ."

Einer weiteren Auseinandersetzung sah Frau Wernike sich plötzlich enthoben. An ihrer festaufgepflanzten Person vorüber war eine schlanke Mädchengestalt ins Zimmer geglitten, und: „Ich bin's, Willy" erklang jetzt eine ängstliche Stimme.

„Else —?!" Mit einem scharfen Ruck war der Assessor auf den Füßen. „Wie — wie . . .?"

Er verstummte, warf einen Blick auf das neugierstrahlende Antlitz der langsam das Zimmer verlassenden Frau Wernike und schaute dann mit dem Ausdruck äußerster Mißbilligung zu seiner Besucherin hinüber.

Die war mit gesenkten Augen, aber mit einem trotzigen, entschlossenen Zug um den Mund stehen geblieben, nervös an einem kleinen, in Seidenpapier gehüllten Paket zupfend.

Der Assessor wandte sich mit gerunzelter Stirn zu dem jungen Mädchen.

„Willst du mir vielleicht erklären, wieso . . . wieso . . .?"

„Wieso ich trotz unserer Abmachung noch einmal heraufgekommen bin? — Sei nicht böse, Willy, es ist gewiß zum allerletztenmal. Ich wollte nur . . ." sie stockte und schluckte ein paarmal wie an aufsteigenden Thränen.

„Nun . . .?"

„Ich wollte nur . . ." Nach Worten suchend, sah sie um sich. Als ihr Blick dabei über sein geärgertes Gesicht glitt, verlor sie völlig das bißchen Fassung, stotterte etwas Unverständliches und streckte dann plötzlich mit einem kurz hervorgestoßenen „Da!" ihm ihr Paketchen entgegen.

Er nahm es zögernd. „Was soll denn das?"

„Für dich. Mach es nur auf — eine Kleinigkeit. Ich hatte die Arbeit angefangen, ehe . . . ehe du dich verlobt hast. Und ich mußte sie doch fertig machen, nicht wahr? Sie war doch nun einmal für dich bestimmt. Wie gesagt, es ist nur eine ganze Kleinigkeit. Aber du thätest mir einen großen Gefallen, wenn du sie annehmen würdest . . . eben weil . . . weil eben . . . Sie ist doch mal für dich," schloß sie ganz dumm und verwirrt.

Der Mann ihr gegenüber stand unschlüssig und wandte das Päckchen langsam in den Händen. Dann wickelte er langsam den Inhalt aus. Ein unwillkürliches „Wie hübsch!" kam über seine Lippen, als er die letzte Hülle entfernt hatte.

Vor ihm lag ein kleines Kissen aus weichstem, hellgrauem Leder, in dessen Ecke mit Seide ein Strauß glühendroter Mohnblumen eingestickt war. Eine leichte Ranke von halberschlossenen, knospenden und abgeblühten Mohnköpfen zog sich um den größeren Teil des Randes.

„Gefällt es dir?" fragte sie erfreut.

„Gewiß, natürlich — aber ich weiß doch nicht . . . Das muß ja eine riesige Mühe gewesen sein."

„O nein, nicht im geringsten, du weißt ja, in so etwas bin ich geschickt — und ich hatte doch auch viel Zeit jetzt."

In diesem Moment klopfte es stark, geradezu triumphierend an die Korridorthür, und auf Willys ungeduldiges „Herein!" schob sich Frau Wernike über die Schwelle: „Der Mann aus dem Juweliergeschäft — er darf sein Paket nur gegen Empfangsbestätigung hierlassen."

„Dann soll er hereinkommen. Was sind denn das alles für Umstände . . .!"

Frau Wernike ließ den Austräger eintreten, der Assessor übernahm, gegen seine Unterschrift, die mehrmals verpackte und versiegelte Sendung, dann schloß sich die Thür wieder hinter den Störern.

Else, die während des ganzen Vorgangs abgewandt am Fenster gestanden hatte, trat jetzt wieder zum Schreibtisch. Ihre Augen waren mit sichtlichem Interesse auf das Paketchen geheftet.

„Möchtest du dir's vielleicht ansehen?" fragte Willy lächelnd. In Wirklichkeit war er selbst begierig, wie das Weihnachtsgeschenk für seine Braut sich wohl präsentieren möchte.

Else nickte in stummem Eifer. Weggewischt war der schmerzliche Zug, der bisher auf ihrem runden Gesichtchen gelegen hatte. Ganz erwartungsvolle Spannung, blickte sie auf seine Hände, die die Verschnürungen und Siegel lösten, und mit einem entzückten „Ah" bestaunte sie das Halsband aus Saphiren und Brillanten, das nach einem Druck auf die Feder des blauen Lederetuis ihnen von einem weißen Sammetuntergrund entgegenleuchtete.

„Nein, wie himmlisch, wie wundervoll! Wahrhaftig, Willy, zu bezaubernd!"

„Ja, sehr nett. Ganz, wie ich es mir gedacht habe."

„Gott, wie sich deine Braut freuen wird! Soll sie das zur Trauung tragen? Das heißt, ich glaube, man nimmt keinen Schmuck zum Brautkleid. Aber schön würde es aus-

Digitized by Google

sehen auf weißer Seide. Wie kleine Blumenblätter und Tautropfen, auf die die Sonne scheint!"

„Das wäre für keine Prinzessin zu schlecht. Denke nur, wie sich das zu einer Balltoilette ausnehmen muß. Oder auf Schwarz, das wäre gewiß ganz herrlich!"

„Meinst du?"

Mit einer schnellen Bewegung trat er zu ihr, und ehe sie noch verstanden hatte, was er beabsichtigte, lag der Schmuck weißes Sammetbett zurück. Mit einem langen, verzückten Blick schaute sie noch einen Augenblick darauf nieder. Dann beugte sie sich schnell vornüber, drückte die Lippen zärtlich auf das Geschmeide und sagte ernst, fast feierlich: „Sie soll es in Gesundheit und Glück tragen."

Dann wandte sie sich rasch ab und wollte zur Thür.

Er aber war sofort neben ihr, riß sie an sich und sah ihr in die Augen, in denen ein paar heiße, helle Thränen aufstiegen.

um ihren Hals auf dem knapp anschließenden, schwarzen Jackett.

„Ach!" Sie schrie förmlich erschreckt auf, ängelte aber dann mit eifriger Miene an sich herunter: „Wie macht es sich denn, Willy? Großartig wohl?"

„Da schau" — er reichte ihr einen Handspiegel.

Sie konnte sich gar nicht satt sehen an der „Pracht", sie wandte und drehte sich nach allen Seiten und strich mit spitzen Fingern langsam und zärtlich über die glitzernde Kette.

Dann nestelte sie mit plötzlichem Entschluß an dem Schlößchen, nahm vorsichtig, als ob sie ein Heiligtum berühre, das Halsband ab und legte es zart-behutsam auf sein

„Else, dumme, kleine Else!" Er küßte den Mund, um den es weinerlich-glückselig zuckte . . .

II.

Sechs Uhr nachmittags. So lebhaft und eilig es vorn im Verkaufsraum der Konditorei zuging, so still-verlassen lag das kleine Lesezimmer hinter der blauen Sammetportiere.

Nachdem der Herr Baurat von nebenan, der allnachmittäglich hier seinen Kaffee trank, aufgebrochen war, blieb nur noch ein einziger Gast zurück.

Der freilich störte durch vermehrte Unruhe den abgeschlossenen Frieden dieses stillen Winkels um so mehr.

Digitized by Google

Alle Augenblicke hob er den Kopf, blickte mit ungeduldigem Stirnrunzeln zu dem laut tickenden Regulator hinüber, zog seine silberne Taschenuhr, überzeugte sich, daß auf beiden Zeitmessern die Sekunden gleich schwerfällig vorüberschlichen, sprang auf, ergriff wahllos irgendein Zeitungsblatt, warf einen abwesenden Blick hinein, legte es beiseite, schaute wiederum nach der Wanduhr, fuhr sich verzweifelt durch das blonde Kraushaar und starrte dann trostlos auf die Vorhänge, die unbeweglich, in gefühlloser Ruhe herniederhingen.

„Schon sechs vorüber!" Wie ein geängstigter Schrei entrang sich das seinen Lippen.

Mit großen Schritten fing er an, in dem engen Raum auf und ab zu laufen, hier einen Stuhl streifend, dort an einen Tisch stoßend, daß die leeren Kaffeetassen auf der Marmorplatte klirrten.

Da — wie elektrisiert fuhr er herum — da stand sie! Lautlos war sie während seines unruhvollen Wanderns eingetreten und sah nun lächelnd zu ihm hinüber.

„Lilly!" mit einem knabenhaften Satz war er bei ihr. „Also doch noch. Ich hatte schon gemeint, du könntest nicht kommen — deine Mutter hätte irgendwas gemerkt vielleicht."

Sie lachte und strich sich mit einer raschen, kleinen Bewegung die dunklen Haare zurück: „Mein armer Hans! Nein, Mama hat keine Ahnung, Sie hat den Kopf mit anderm voll heute — das ist auch was Gutes an Weihnachten."

Sie war indessen zu einem der kleinen Tische getreten und setzte sich jetzt nieder: „Ob wir noch was essen? Uns den Appetit für den Weihnachtskarpfen recht gründlich verderben?"

„Ganz, wie du willst."

„Ach, es ist ja noch nicht halb sieben. Bis der Bescherungsrummel vorüber ist, hat man schon wieder Hunger."

Hans war schon an der Portiere.

„Schokolade?" fragte er, in dem bestimmten Ton, in dem man etwas ganz Selbstverständliches noch einmal erwähnt.

„Natürlich . . ." Sie hatte die wollenen Handschuhe abgestreift und blies eifrig in die rotgefrorenen Fäustchen. „Das schmeckt mir, und das bekommt mir auch," sagt Tante Niemann. — „Aber recht viel Schlagsahne drauf!" rief sie ihm noch nach.

Dann rückte sie sich behaglich auf dem kleinen Sammetsofa zurecht, blinzelte zufrieden in den Spiegel an der Gegenwand, schob das Pelzbarett ein wenig schräger und holte dann aus der Muffe ein rosenrotes Briefcouvert, das sie mit einem stolzen Lächeln vor Hansens Platz niederlegte.

Er bemerkte es sofort, als er zurückgekommen war und sich gesetzt hatte: „Was ist denn das?"

Sie kicherte geheimnisvoll.

„Das hat der Weihnachtsmann hingelegt für den artigen, kleinen Hans."

„Da bin ich doch neugierig!" Mit einem erwartungsvollen Lächeln riß er den Umschlag auf und ließ den Inhalt in seine Hand gleiten. Es war eine silberne Berlocke in Gestalt eines kleinen Buches. Eine zierliche Schließe hielt ein paar dünne Silberplättchen zusammen, auf dem Vorderdeckel stand in schöngeschwungenen Buchstaben eingraviert: „Unvergeßliche Tage".

Hans geriet ganz außer sich vor dankbarem Entzücken. „Zu lieb. So sinnig und bedacht."

Sie lächelte zufrieden: „Sieh mal hinein."

Unter Aufopferung eines Daumennagels öffnete Hans gehorsam.

„27. September," las er andachtsvoll.

„Unsere erste Tanzstunde," erklärte Lilly.

„Und hier: 4. Oktober — was war denn da?"

„Das weißt du nicht? Aber Hansel! Der Tag, an dem wir uns zum erstenmal gegenseitig eingestanden haben, daß wir uns lieben."

„Natürlich. Ich war nur im Augenblick zerstreut, weil ich mich zu riesig gefreut habe!" Dann schaute er wieder gedankenvoll in das Büchlein. „Am vierten Oktober — schon so lange ist das her?"

„Ja. Und da redet Mama noch von kindischem Unsinn, der keinen Bestand haben kann. Lieber Gott, was sie wohl von mir denkt! Sie hält mich immer noch für ein Flaschenkind, scheint mir."

„Du, Lilly, das werde ich immer auf meinem Herzen tragen." Durch seinen schlauen Primanerkopf zog der Gedanke, daß diese Absicht nicht nur höchst schmeichelhaft für Lilly, sondern auch etwaiger elterlicher oder schwesterlicher Neugier wegen sehr praktisch sei.

Aber Lilly zog ein bedenkliches Gesicht: „Thu das lieber nicht. Ich habe mal ein Medaillon, das mir Lotte Spieß, als sie noch meine beste Freundin war, geschenkt hat, auf dem bloßen Hals getragen, und das war nach acht Tagen ganz schwarz. Die Juweliere sind manchmal so unzuverlässig."

Mit Stottern und hochrotem Gesicht brachte nun auch Hans seine Gabe zum Vorschein — Briefpapier, das zum größten Teil durch aquarellartige Bilder bedeckt war, die den Lustigen Ehemann, den Verlassenen Lehmann und andere poetische Lieblingsgestalten der deutschen Jugend darstellten.

Lilly war geradezu überwältigt.

„Armes Hansel, wieviel ungerauchte Zigaretten und ungetrunkene Seidel das für dich bedeuten muß! Aber schön, todschick!"

Die Schokoladentassen waren leer. Der große Zeiger an der Wanduhr, der vorhin nicht von der Stelle gewollt hatte, war mit unbegreiflicher Geschwindigkeit bis kurz vor die Zwölf gerückt.

„Ich muß jetzt gehen," sagte Lilly.

„Schon?! Wann sehen wir uns wieder?"

„Ich schreibe dir's. Wieder unter ‚Weißer Crocus', Postamt am Potsdamer Thor."

„Ich habe nämlich 'ne fulminante Idee. Am zweiten Feiertag sind wir bei Hedwigs zukünftigen Schwiegereltern zu Tisch. Da werde ich einfach krank — was ja Weihnachten ganz wahrscheinlich ist — dann habe ich den ganzen Nachmittag frei. Was sagst du dazu?"

„O je, am zweiten Feiertag haben wir Familienbesuch."

Die ungeheure Enttäuschung, die sich auf seinem Gesicht malte, ließ sie schnell hinzusetzen: „Ich richte es schon so bald wie möglich wieder ein."

„Ja, ja, aber . . ." Er konnte den Fehlschlag nicht so ohne weiteres verwinden, es zuckte verdächtig um sein keimendes Schnurrbärtchen.

„Na, sei nicht gar so traurig, Hansel."

Und mit einem Lächeln, mit dem sich ein Heiligenbild zu einem inbrünstig Flehenden niederbeugen mag, legte sie langsam die Arme um seinen Hals, näherte lächelnd ihren Mund dem seinen und drückte einen langen, ruhigen Kuß auf seine Lippen.

Er saß still und glücklich wie ein Begnadeter und starrte sie nur mit großen, frohen Augen an.

Sie war schon aufgestanden: „Jetzt bleibst du hier, bis ich draußen die Weihnachtsstolle für unser Dienstmädchen gekauft habe und um die nächste Ecke verschwunden bin. Wir müssen sehr vorsichtig sein."

Er nickte, noch ganz befangen, und blieb artig hinter dem Tischchen sitzen, während Lilly eilig das Zimmer verließ.

Als sie fünf Minuten später mit der Stolle im Arm die Straße hinabging, war er plötzlich neben ihr: „Du, Lilly, weißt du, welches das nächste Datum ist, das in meine unvergeßlichen Tage kommt?"

„Nun?"

„Der 24. Dezember!" jubelte er. So laut, daß ein Vorübergehender erstaunt nach dem Pärchen sich umblickte.

III.

Acht Uhr abends. Der Christbaum sendet sein funkelndes Leuchten durch das große Speisezimmer. Soeben ist die feierliche Bescherung bei Stadtrat Möwes von statten gegangen, noch stehen die Beschenkten vor den reichen Gaben, die sie kaum alle zu überschauen vermögen.

„Wunderhübsch, wirklich reizend! Und das hast du mit diesen geschickten kleinen Händen selbst gearbeitet?" Der zärtliche Bräutigam drückt einen langen Kuß auf Hedwigs

Digitized by Google

schlanke Finger und versenkt sich dann in die liebevolle Betrachtung eines kleinen Sofakissens, das in ziemlich großen Kreuzstichen die neckischen Worte „Nur ein Viertelstündchen" aufweist und an einem merklichen Ueberfluß von knitternden Atlasschleifen laboriert. „Ich habe schon so was Aehnliches," läßt er sich unbedachterweise entschlüpfen.

„Wieso? Von wem?" Ein aufmerksames Augenpaar mustert ihn mißtrauisch.

In dem Ton der ahnungslosesten Unschuld erläutert er: „Von einer alten Freundin meiner Mama, die sich unserer Familie zu Dank verpflichtet fühlt. Es ist übrigens ganz unpraktisch: Leder mit Seidenstickerei — und lange nicht so geschmackvoll wie dieses da."

Die Aufnahme, die seine eigene Weihnachtsgabe gefunden hat, war übrigens nicht ganz Willys Erwartungen entsprechend. „Sehr reizend," hat Hedwig zwar gemeint, aber dann langsam hinzugefügt: „Trägt man nicht Saphire und Brillanten schon ein bißchen lange? In dem Pariser Modebrief stand etwas von Opalen — das sind eigentlich meine Lieblingssteine."

Die Köchin hat zu ihrer Verwunderung die Weihnachtsgoldstücke, anstatt wie alljährlich in einem neuen Portemonnaie, zierlich in einen rotbäckigen Apfel gesteckt erhalten. Erst nachdem sie sich durch einen schnellen Seitenblick auf den Platz des Zimmermädchens überzeugt hat, daß ihr dafür aber auch eine Krone mehr geworden ist, hat sie mit befriedigtem Lächeln ihren Dankeshandkuß abgestattet.

Der Herr und die Frau des Hauses sitzen ermattet nebeneinander auf dem Ecksofa.

„Schön ist es doch, so ein Weihnachtsfest," meint Frau Helene mit weicher Stimme. „So lieb und rührend."

„Ja, sehr schön. Sehr schön — und sehr teuer!"

„Freilich, das ist leider wahr."

Und heimlich setzten sie wohl beide hinzu: besonders, wenn man die Ausgaben, von denen man nicht sprechen mag, noch hinzurechnet.

Neben dem Christbaum steht Hans. Er ist von seinem Tisch, auf dem er den langerwünschten photographischen Apparat, die helle Weste zur Tanzstunde, einige verblüffende Krawatten und sonst noch allerlei Nützlichkeiten gefunden hat, herübergekommen und starrt nachdenklich in die leise zitternden Kerzenflammen. In der linken Hand hält er fest und innig seine unvergeßlichen Tage. — „Doch das Allerschönste!" meint er in seinem glücklichen Knabenherzen, und seine Gedanken schweifen selig ins Weite.

Weihnachten eines Junggesellen.

Von **Eduard Pötzl.**

Nun freuen sich schon einige gemütvolle Leserinnen, was da kommen wird: das ganze Elend des ledigen Mannes, der am Weihnachtsabend einsam durch die Straßen irrt und mit feuchten Augen die Lichtlein hinter den Fenstern beobachtet; die Reue, daß er unbeweibt geblieben, sich sanft lösend in den Vorsatz, kommenden Jahres um jeden Preis zu heiraten; die Schilderung des trostlosen, einsamen Abendessens in einem halbleeren Restaurant und die gänzliche Leere im Innern des armen Junggesellen — kurz, die Weihnacht eines Unglücklichen.

Zugegeben, daß solche Duselköpfe gelebt haben und vielleicht noch leben, aber von ihnen zu reden, ist nicht der Mühe wert. Das sind alte Geschichten, gut genug für Sonntagsschulbücher. Der moderne Junggeselle weiß mit der Weihnachtszeit Klügeres anzufangen, als sie der unfruchtbaren Reue über eine Unterlassung zu widmen, die er jederzeit gutmachen kann, wenn er nur den Ringfinger ausstrecken will. Heutzutage ist kein alleinstehender Mann mehr in Verlegenheit, was er mit dem Weihnachtsabend anfangen soll. Ich sehe ab von jenen Egoisten, die sich gerade an diesem Tag freuen, daß sie so billig davonkommen, während ihre verheirateten Freunde so viel Geld für allerlei Dummheiten ausgeben müssen. Diese schäbigen Charaktere wollen wir ganz beiseite stellen. Halten wir uns lediglich an den normalen Junggesellen der Großstadt, der keine Schwester, keine Mutter und nicht einmal einen Bruder hat, dessen sieben Kinder den Christbaum umtanzen. Er soll uns das Vorbild geben, wie ein Weihnachtsabend ohne Familie, deren sonstige Vorzüge unbestritten bleiben, vergnügt und eindrucksvoll zu verleben ist.

Vor allem läßt sich dieser schlaue Garçon nirgends einladen, wo er gewissermaßen der Kiebitz für die Weihnachtsfreuden der andern sein und selbst mit einer Zigarrentasche, Manschettenknöpfen, einem Papiermesser und dergleichen überflüssigen Dingen abgespeist werden soll. Höflich, aber entschieden ablehnen! Da ist man wirklich nur, wie man bei uns in Wien sagt, die „Wurzen", d. h., so eine Art Komparse bei der dramatischen Aufführung des für diesen Abend oft theatralisch aufgeputzten Familienglückes. Dabei hat der Ledige nichts zu suchen, es sei denn, daß er bereits ein morscher Zweig am Stamm des Junggesellentums sei und sich etwa unter dem Tannenbaum verloben wolle, wie es in Romanen zuweilen sehr lecker beschrieben wird. Diesem Mann kann nicht mehr geholfen werden, und wir stellen ihn daher auch schonungsvoll beiseite. Den wahren, überzeugungstreuen Junggesellen trennt eine Welt von der Weihnachtsfeier in der Familie. Möge er sich stets vor Augen halten, daß er nur eingeladen wird, um das Volk zu spielen, das dem glücklichen Herrscher zujubelt und seine Herrlichkeit verkündet. Dafür aber sind Zigarrentaschen, Manschettenknöpfe oder Papiermesser keine angemessene Entschädigung, ganz abgesehen von der moralischen Erniedrigung. Hast du deine Welt — muß sich der Junggeselle sagen — so habe ich die meinige, die ich mir noch dazu ohne fremden Einspruch gestalten kann, wie ich will.

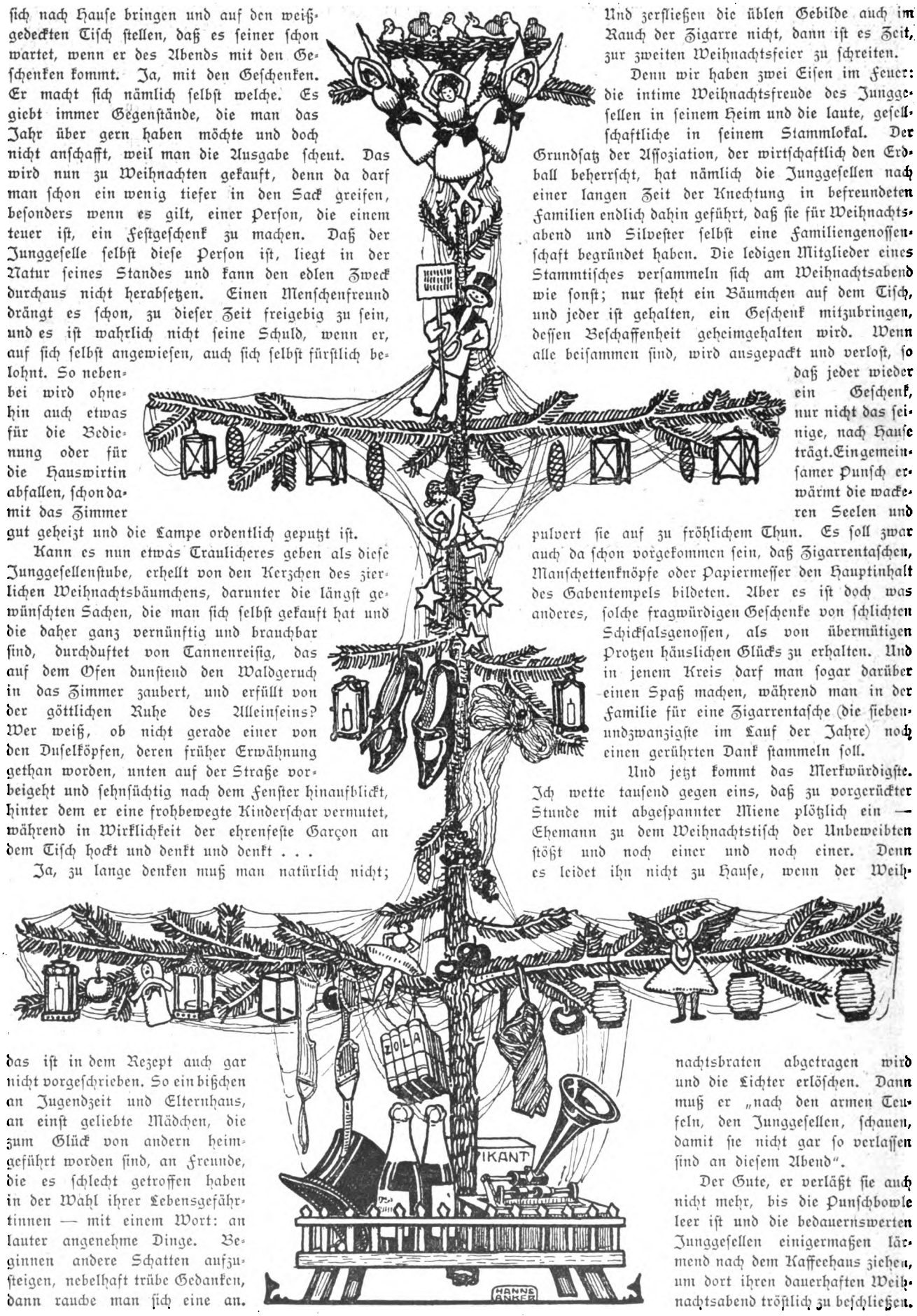
Der verständige Junggeselle wird also seine eigene Weihnachtsfeier abhalten. Fällt ihm nicht ein, auf den Straßen umherzuirren und nach beleuchteten Fenstern zu glotzen. Nein, er kann es ja auch gemütlich haben, da giebt es ganz reizende kleine Weihnachtsbäumchen, die beim Zuckerbäcker zu kaufen sind. Hängen allerlei gute Dinge darauf, an denen man genäschig knabbern kann wie in der Jugendzeit. So ein Bäumchen läßt er

Digitized by Google

sich nach Hause bringen und auf den weißgedeckten Tisch stellen, daß es seiner schon wartet, wenn er des Abends mit den Geschenken kommt. Ja, mit den Geschenken. Er macht sich nämlich selbst welche. Es giebt immer Gegenstände, die man das Jahr über gern haben möchte und doch nicht anschafft, weil man die Ausgabe scheut. Das wird nun zu Weihnachten gekauft, denn da darf man schon ein wenig tiefer in den Sack greifen, besonders wenn es gilt, einer Person, die einem teuer ist, ein Festgeschenk zu machen. Daß der Junggeselle selbst diese Person ist, liegt in der Natur seines Standes und kann den edlen Zweck durchaus nicht herabsetzen. Einen Menschenfreund drängt es schon, zu dieser Zeit freigebig zu sein, und es ist wahrlich nicht seine Schuld, wenn er, auf sich selbst angewiesen, auch sich selbst fürstlich belohnt. So nebenbei wird ohnehin auch etwas für die Bedienung oder für die Hauswirtin abfallen, schon damit das Zimmer gut geheizt und die Lampe ordentlich geputzt ist.

Kann es nun etwas Traulicheres geben als diese Junggesellenstube, erhellt von den Kerzchen des zierlichen Weihnachtsbäumchens, darunter die längst gewünschten Sachen, die man sich selbst gekauft hat und die daher ganz vernünftig und brauchbar sind, durchduftet von Tannenreisig, das auf dem Ofen dunstend den Waldgeruch in das Zimmer zaubert, und erfüllt von der göttlichen Ruhe des Alleinseins? Wer weiß, ob nicht gerade einer von den Duselköpfen, deren früher Erwähnung gethan worden, unten auf der Straße vorbeigeht und sehnsüchtig nach dem Fenster hinaufblickt, hinter dem er eine frohbewegte Kinderschar vermutet, während in Wirklichkeit der ehrenfeste Garçon an dem Tisch hockt und denkt und denkt . . .

Ja, zu lange denken muß man natürlich nicht; das ist in dem Rezept auch gar nicht vorgeschrieben. So ein bißchen an Jugendzeit und Elternhaus, an einst geliebte Mädchen, die zum Glück von andern heimgeführt worden sind, an Freunde, die es schlecht getroffen haben in der Wahl ihrer Lebensgefährtinnen — mit einem Wort: an lauter angenehme Dinge. Beginnen andere Schatten aufzusteigen, nebelhaft trübe Gedanken, dann rauche man sich eine an.



Und zerfließen die üblen Gebilde auch im Rauch der Zigarre nicht, dann ist es Zeit, zur zweiten Weihnachtsfeier zu schreiten.

Denn wir haben zwei Eisen im Feuer: die intime Weihnachtsfreude des Junggesellen in seinem Heim und die laute, gesellschaftliche in seinem Stammlokal. Der Grundsatz der Assoziation, der wirtschaftlich den Erdball beherrscht, hat nämlich die Junggesellen nach einer langen Zeit der Knechtung in befreundeten Familien endlich dahin geführt, daß sie für Weihnachtsabend und Silvester selbst eine Familiengenossenschaft begründet haben. Die ledigen Mitglieder eines Stammtisches versammeln sich am Weihnachtsabend wie sonst; nur steht ein Bäumchen auf dem Tisch, und jeder ist gehalten, ein Geschenk mitzubringen, dessen Beschaffenheit geheimgehalten wird. Wenn alle beisammen sind, wird ausgepackt und verlost, so daß jeder wieder ein Geschenk, nur nicht das seinige, nach Hause trägt. Ein gemeinsamer Punsch erwärmt die wackeren Seelen und pulvert sie auf zu fröhlichem Thun. Es soll zwar auch da schon vorgekommen sein, daß Zigarrentaschen, Manschettenknöpfe oder Papiermesser den Hauptinhalt des Gabentempels bildeten. Aber es ist doch was anderes, solche fragwürdigen Geschenke von schlichten Schicksalsgenossen, als von übermütigen Protzen häuslichen Glücks zu erhalten. Und in jenem Kreis darf man sogar darüber einen Spaß machen, während man in der Familie für eine Zigarrentasche (die siebenundzwanzigste im Lauf der Jahre) noch einen gerührten Dank stammeln soll.

Und jetzt kommt das Merkwürdigste. Ich wette tausend gegen eins, daß zu vorgerückter Stunde mit abgespannter Miene plötzlich ein — Ehemann zu dem Weihnachtstisch der Unbeweibten stößt und noch einer und noch einer. Denn es leidet ihn nicht zu Hause, wenn der Weihnachtsbraten abgetragen wird und die Lichter erlöschen. Dann muß er „nach den armen Teufeln, den Junggesellen, schauen, damit sie nicht gar so verlassen sind an diesem Abend".

Der Gute, er verläßt sie auch nicht mehr, bis die Punschbowle leer ist und die bedauernswerten Junggesellen einigermaßen lärmend nach dem Kaffeehaus ziehen, um dort ihren dauerhaften Weihnachtsabend tröstlich zu beschließen.

Digitized by Google

Unsere Bilder.

Venezuela (Abb. S. 2336 bis 2338) ist ein zugleich beneidenswertes und beklagenswertes Land. Von der Natur überreich mit Schätzen bedacht, könnte es sich dauernd in herrlichstem Wohlstand befinden, wenn es nicht an der leidigen Erbschaft aller spanisch-amerikanischen Republiken zu schwer zu tragen hätte, an dem ewigen inneren Krieg. Der jetzige Präsident Castro hat sich anfangs allerdings nicht nur große Mühe gegeben, im Innern Ruhe und Frieden aufrechtzuerhalten, er zeigte sich auch bemüht, seinen Verpflichtungen gegenüber dem Ausland nachzukommen. Indessen er vermochte nicht auf dem zunächst beschrittenen Weg dauernd vorwärtszugehen: Venezuela hat längst wieder aufgehört, seine Schulden an europäische Gläubiger zu zahlen. Um es an seine Pflicht zu mahnen, haben sich Deutschland und England zu gemeinsamen, energischen Maßregeln entschlossen. Es wurden Kriegsschiffe entsandt, die sich nicht auf eine äußere Demonstration beschränkten, sondern ein paar venezolanische Schiffe in den Grund bohrten. Präsident Castro antwortete darauf mit der Verhaftung von Engländern und Deutschen in Caracas und mit einem Aufruf an die Venezolaner, in dem er die europäischen Mächte völkerrechtswidrigen Verhaltens zieh. Die Sicherheit der Deutschen war ernstlich bedroht; unser Geschäftsträger v. Pilgrim-Baltazzi mußte Caracas verlassen. Einstweilen hat der dortige amerikanische Gesandte Herbert W. Bowen den Schutz unserer Landsleute übernommen, und die dauernde Anwesenheit unseres Geschwaders, das unter dem Befehl des Kommodore Kapitän zur See Georg Scheder steht, wird hoffentlich Herrn Castro recht bald zur Besinnung bringen.

Dr. jur. Georg von Borries.
Der neue Polizeipräsident von Berlin.

Der neue Polizeipräsident von Berlin. Zum Nachfolger des Herrn von Windheim auf dem Posten des Berliner Polizeipräsidenten wurde der Landrat Dr. jur. Georg von Borries aus Herford in Westfalen ernannt. Die dem niedersächsischen Uradel angehörende Familie hat eine lange Reihe von tüchtigen im Staatsdienst und Verwaltungsfach hervorragenden Männern aufzuweisen, von denen die Mehrzahl im Dienst der Könige von Preußen standen, während ein Graf Wilhelm von Borries hannoverscher Minister war. Seit 1833 — beinah 70 Jahre hindurch — war das Landratsamt von Herford ununterbrochen in der Familie von Borries. Der neue Polizeipräsident ist am 9. März 1857 in Herford geboren, studierte in Heidelberg und Berlin Jura und Cameralia, wurde am 18. November 1878 Referendar und am 4. Dezember 1883 Regierungsassessor. Im Dezember 1885 kam er als Landrat nach Norden, aus welcher Stellung er 1891 schied, um Landrat in Herford zu werden. Der Armee gehört er als Leutnant der Gardelandwehrkavallerie an. Neben dem Landratsamt bekleidete er verschiedene provinziale Ehrenämter, so war er Mitglied des Provinzialausschusses für Westfalen und stellvertretender Vorsitzender der Landwirtschaftskammer. Den Sommer pflegte Herr von Borries mit seiner Gattin Martha, Tochter des Rittergutsbesitzers G. A. von Kryger auf Niechcice in Russisch-Polen, zumeist auf seinem Gut Uhlenburg in Westfalen zu verleben.

Der arme Heinrich (Abb. S. 2338), Gerhart Hauptmanns Sagendrama, beherrscht seit seiner erfolgreichen ersten Aufführung, die bereits in der vorigen Nummer der „Woche" gewürdigt wurde, den Spielplan des „Deutschen Theaters" in Berlin, das unter seiner jetzigen Direktion gerade Hauptmanns Schöpfungen mit besonderer Liebe gepflegt hat. Wir bringen heute ein Bild der beiden Hauptdarsteller: Rudolf Rittner, der arme Heinrich, und Irene Triesch, die Ottegebe.

Wegebau in der Höllenthalklamm (Abb. S. 2339). Unermüdlich arbeiten die Alpenvereine an der Erschließung der unzugänglichen Gebirgswelt. Können sich auf der einen Seite die wagemutigen Hochtouristen nicht genug darin thun, gerade auf unwegsamen Pfaden die höchsten Gipfel zu erklimmen, so sorgen andrerseits die Vereine, daß auch minder bergfeste Menschen sich der grandiosen Naturschönheiten erfreuen können. So wird jetzt bereits seit zwei Jahren an der Erschließung der vom Hammersbach gebildeten sogenannten Höllenthalklamm am Nordabfall der Zugspitze gearbeitet. Ein großer Teil des Weges ist bereits unter den größten Schwierigkeiten fertiggestellt; nicht lange mehr, und der ganze Bau wird vollendet sein.

Der harte Winter 1902 (Abb. S. 2339). Die Wetterpropheten haben ausnahmsweise einmal unbestreitbar Recht behalten. Seit langen Jahren haben wir in Deutschland nicht mehr so andauernd strenge Kälte gehabt, wie in diesem Winter, und vor allem hat sie schon lange nicht mehr so früh eingesetzt. Nimmt man es genau, richtet man sich nach dem Kalender, so hat ja der Winter noch nicht einmal begonnen, und doch tragen seit Wochen die Gewässer eine dicke, feste Eisdecke. Nicht nur Teiche und Seen sind gefroren, sondern auch große Flüsse; ein Strom, wie die Oder, hat Grundeis angesetzt. Die Schiffahrt stockt; wo sonst zahlreiche Zillen und Dampfer die Fluten durchfurchen, ziehen Pferde schwere Lastwagen, und wo leichte Boote sich tummelten, fliegt der Segelschlitten über die glatte Fläche dahin. Aber unberührt bleibt der Massenverkehr der Personen. Das Dampfroß faucht mit der gleichen Eile über die großen Brücken, ob sich wogende Fluten darunter wälzen, ob sie zu Eis erstarrt sind.

Digitized by Google

Bilder vom Tage.

Photographische Aufnahmen.

Legationsrat v. Pilgrim-Baltazzi,
der deutsche Geschäftsträger
in Caracas.

Kapitän z. S. Commodore Georg Scheder,
der Höchstkommandierende der z. Zt. vor Venezuela
liegenden deutschen Seestreitkräfte.

Herbert W. Bowen,
der amerikanische Gesandte
in Caracas.

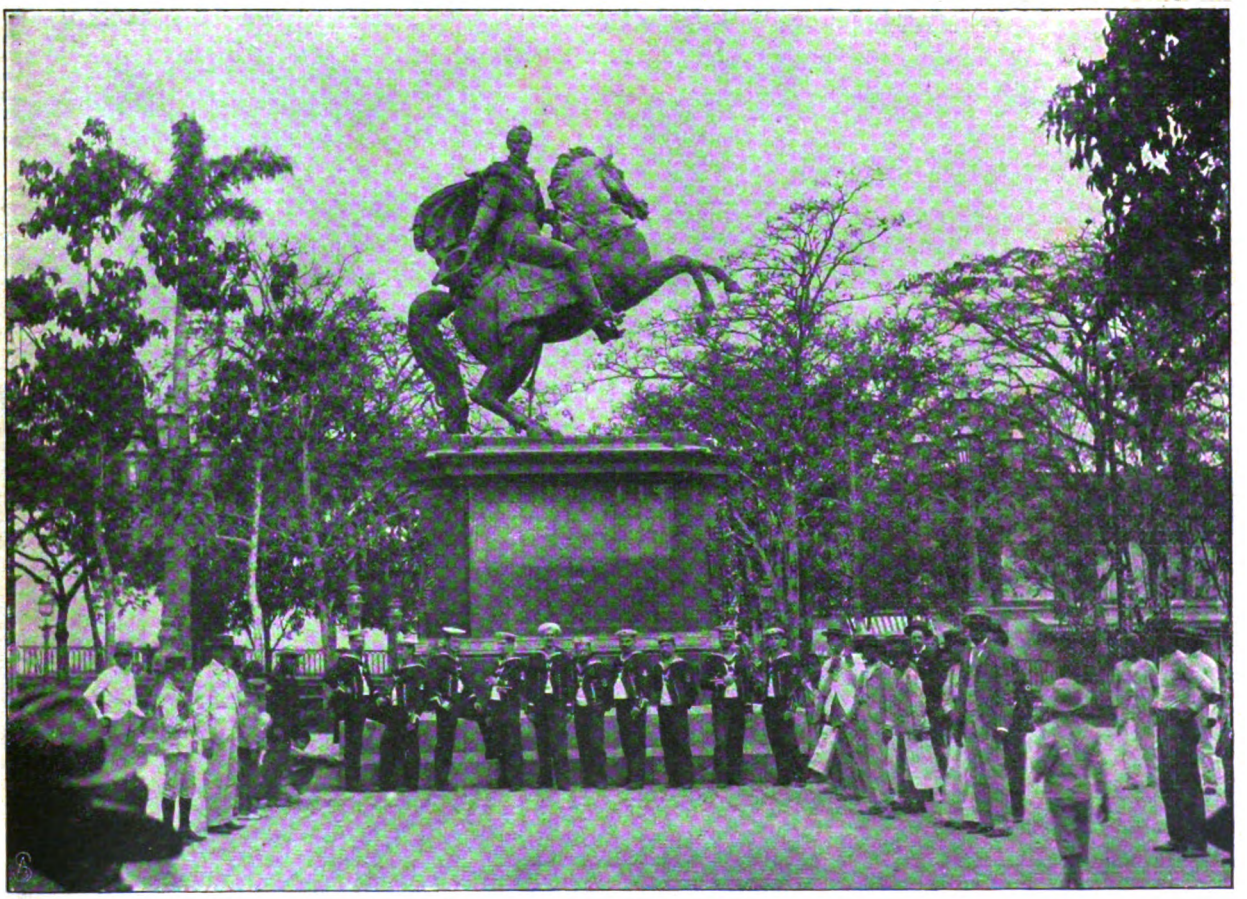
Castro.

Eine Sitzung des venezolanischen Ministerrats unter dem Vorsitz des Präsidenten Castro.

Zu dem deutsch-englischen Konflikt in Venezuela.

Digitized by Google

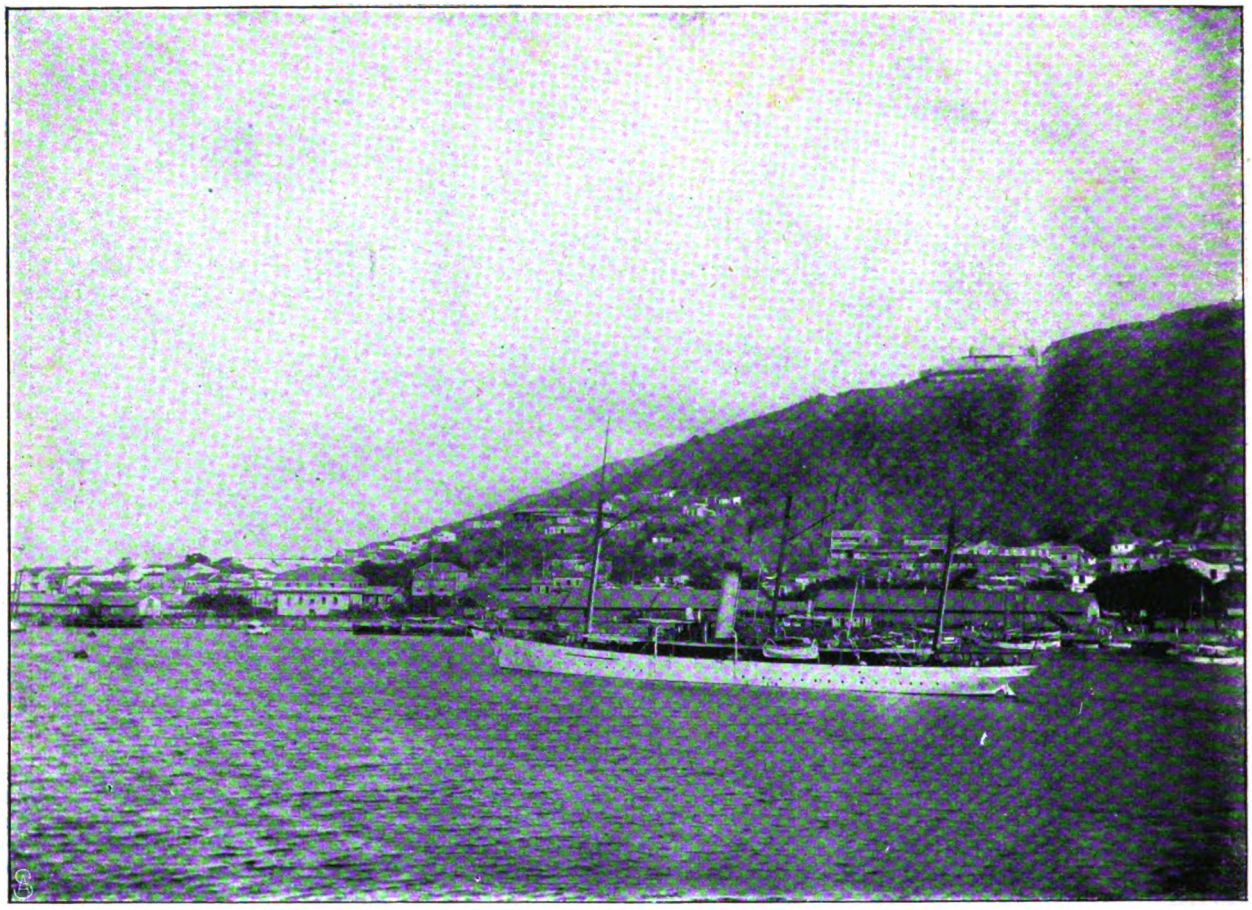
Venezolanische Regierungssoldaten mit ihrem Anhang.



Aus friedlichen Tagen: Unteroffiziere der deutschen Marine am Bolivardenkmal zu Caracas.

Zu dem deutsch-englischen Konflikt mit Venezuela.

Digitized by Google



La Guayra vom Hafen aus: Im Vordergrund das venezolanische Kriegsschiff Restaurador.
Zu dem deutsch-englischen Konflikt mit Venezuela.

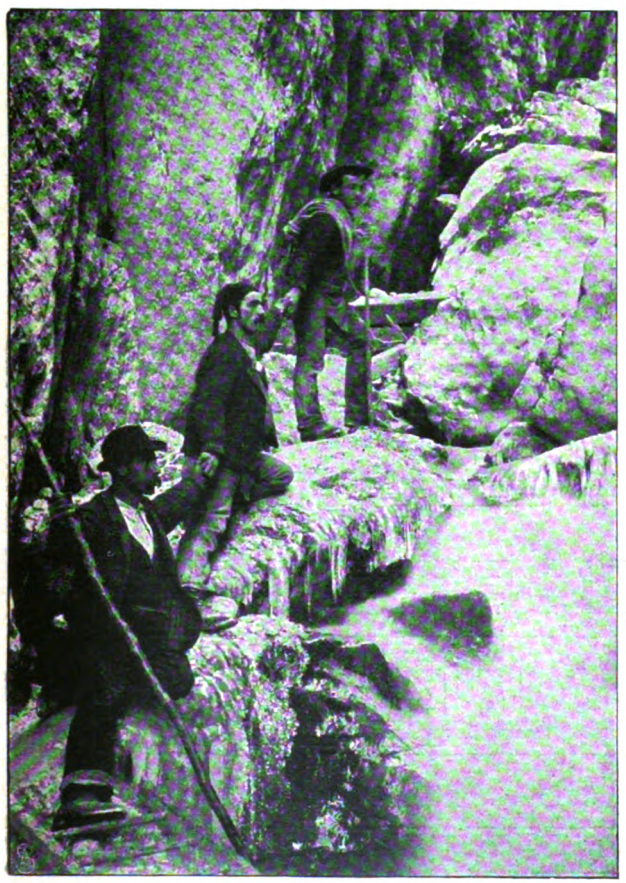
Heinrich (Rudolf Rittner).

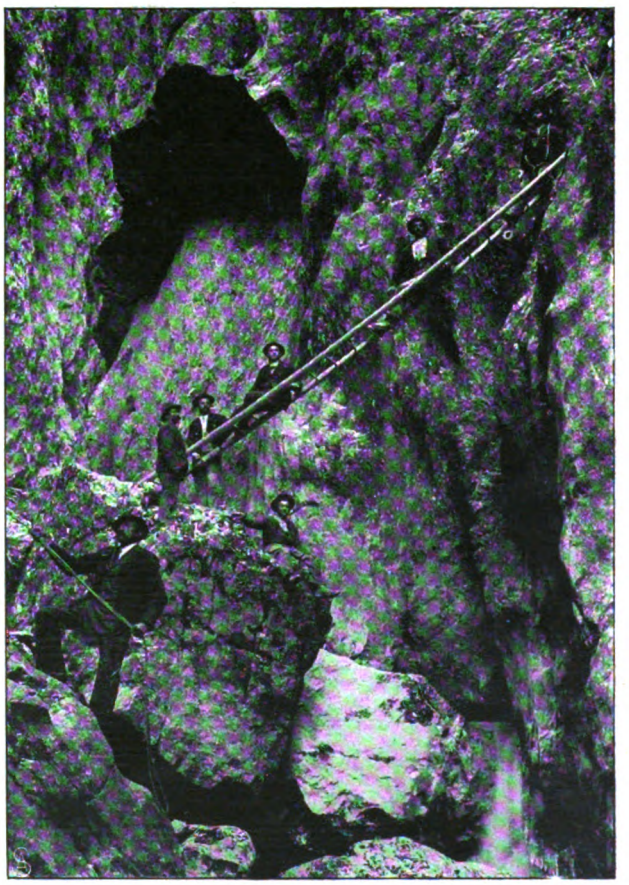
Ottegebe (Irene Triesch).

Aus Gerhart Hauptmanns neuem Drama „Der arme Heinrich": Die Träger der Hauptrollen am Berliner „Deutschen Theater".
Photographische Aufnahmen von Becker & Maas, Berlin.

Digitized by Google

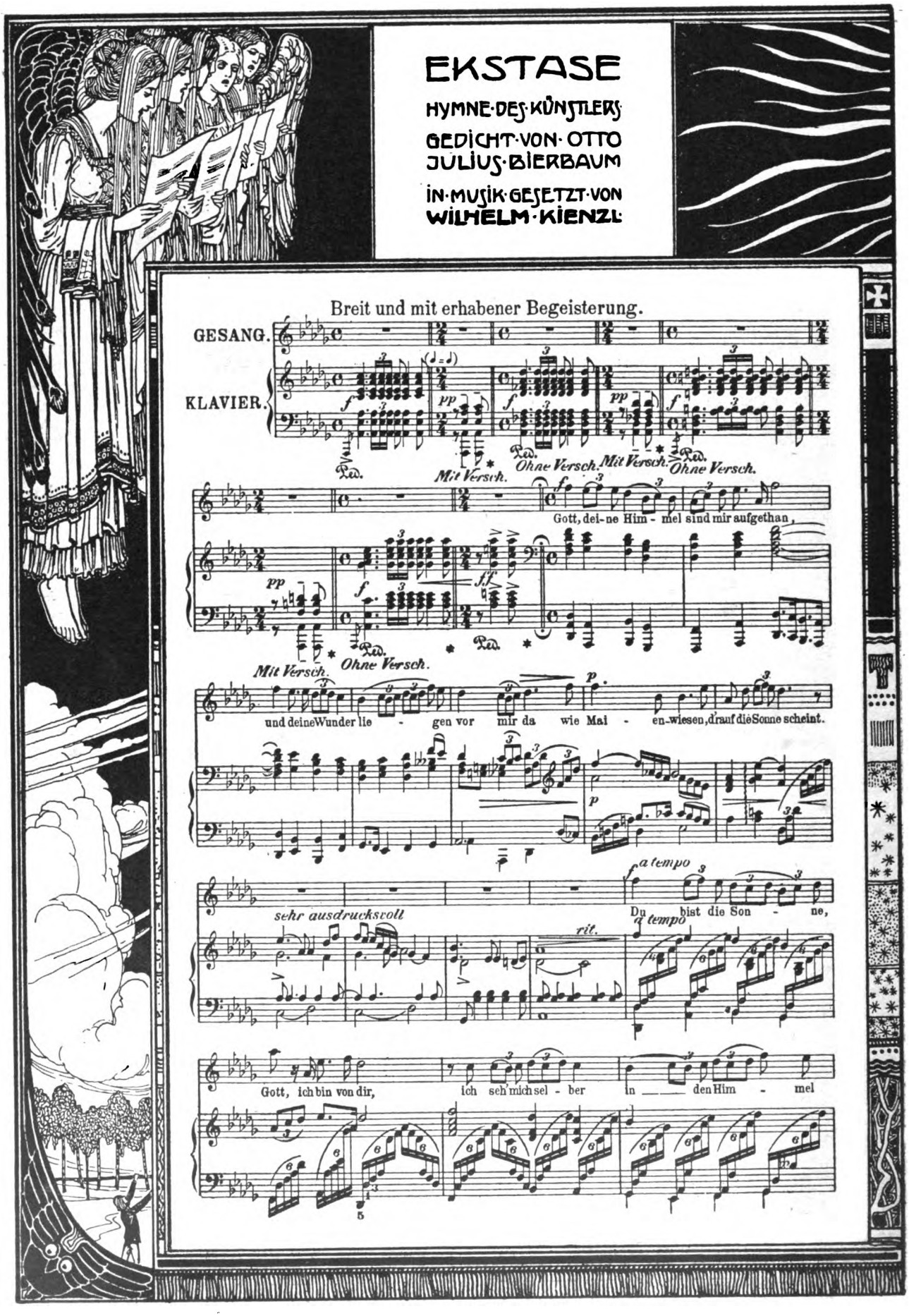
Der harte Winter 1902: Grundeis auf der Oder.
(Im Hintergrund die Eisenbahnbrücke der Strecke Wriezen—Jädickendorf bei Zäckerick-Ulträdnitz).
Phot. Otto Köhler.





Eine neuerschlossene Felsschlucht der Alpen: Wegebau in der Höllenthalklamm bei Garmisch-Partenkirchen.
Phot. B. Johannes, Partenkirchen.

Digitized by Google



EKSTASE

HYMNE·DES·KÜNSTLERS
GEDICHT·VON·OTTO
JULIUS·BIERBAUM
IN·MUSIK·GESETZT·VON
WILHELM·KIENZL

Breit und mit erhabener Begeisterung.

GESANG.

KLAVIER.

Gott, dei-ne Him - mel sind mir aufgethan,

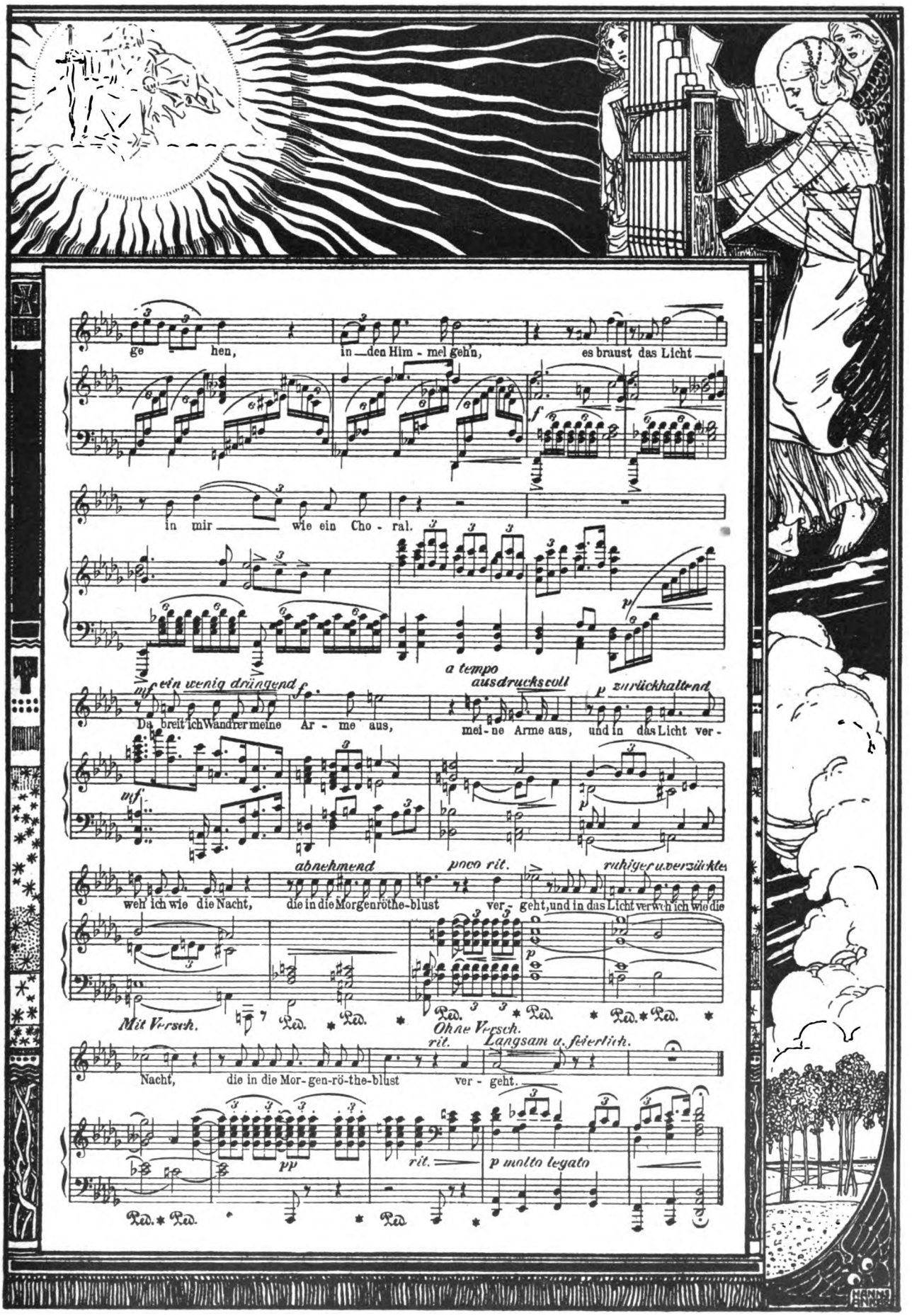
und deine Wunder lie - gen vor mir da wie Mai - en-wiesen, drauf die Sonne scheint.

sehr ausdrucksvoll

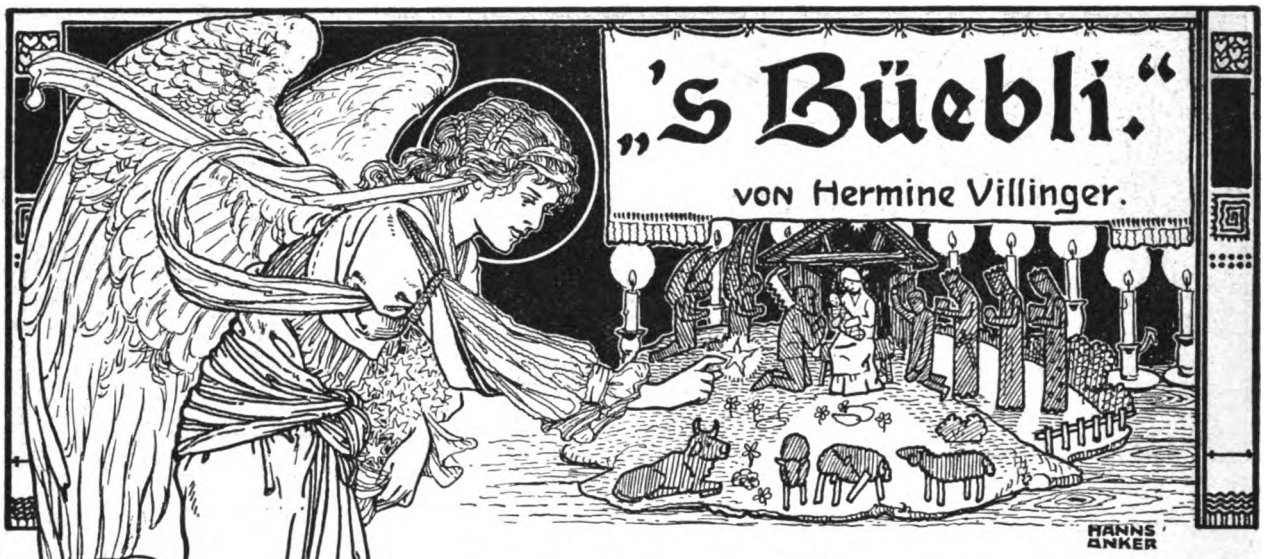
Du bist die Son - ne,

Gott, ich bin von dir, ich seh' mich sel - ber in den Him - mel

Digitized by Google



Digitized by Google



Die Herbstferien waren zu Ende, 's Büebli mußte heim. Es stand auf der Treppe des Feldbergerhofs und schluchzte. Die Meidli kamen herbei und suchten den kleinen Mann zu trösten; die Herrin des Hauses, Fräulein Fanny, packte ihm ein mächtiges Stück Kuchen in den Rucksack.

„So," sagte die mütterliche Frau, „und jetzt laß das Weine sein, du kommst ja im Sommer wieder."

„Ja, aber der Winter ist gar so fürchtig lang," stotterte das Büebli.

„Da lernt man brav in der Schul; mußt doch lese und schreibe könne, wenn du was Rechts werde willst! Und bringst ein gutes Zeugnis mit, darfst im Sommer mit dem Esel auf den Turm fahre — du allein —"

„Uh je!" machte das Büebli, und ein strahlendes Lächeln glitt über sein verweintes Gesicht.

Das war ja der Traum seines Lebens — den Proviant zum Turmgasthaus hinauffahren zu dürfen, um dann im leeren Wägele im Galopp herunterzusausen. —

Er stand wie im Traum.

„Jetzt behüt dich Gott," sagte Fräulein Fanny und schob ihn die Treppe hinunter.

„Aufs Wieder-wiedersehe!" riefen ihm die Meidli nach.

Er schluchzte schon wieder.

Es war immer die gleiche Geschichte; seit das Büebli die Sommer- und Herbstferien bei seinem auf dem Feldbergerhof angestellten Bruder zubringen durfte, weinte er sich beim Abschied die Augen rot. Ein Stück Wegs gab ihm der ältere Bruder das Geleit, dann sagten sie sich „adjes", und der Kleine schritt dem jäh aufsteigenden Herzogenhorn zu, der sein Heimatthal vom Reich des Feldbergs trennte.

Wenn er drüben den von Bernau aus noch viel steileren Berg bestieg, wie ging das so leicht, so lustig bergan, während er jetzt den leichteren Weg unter Aechzen und Stöhnen zurücklegte.

Vor zwei Jahren hatte das Büebli zum erstenmal den Bruder auf dem Feldbergerhof heimgesucht; es zählte damals sechs Jahre. Mit offenem Mund stand es da und sah dem geschäftigen Hin- und Herrennen der Meidli und Burschen zu, von denen ein jedes wußte, was es zu thun hatte. Denn überall, bald da, bald dort tauchte die ruhige Gestalt der Hausfrau auf, die alles sah und hörte und mit einem Blick mehr ausrichtete, als andere mit einem Schwall von Worten.

„Schau, Büebli," sagte sie eines Tags zu dem Kleinen, der ihr im Weg stand, „immer Hand anlege, wo man kann; merk dir's."

Er ließ es sich nicht zweimal sagen, und bald sah man ihn mit dem Bruder eifrig die Bestecke putzen oder das Geschirr abspülen. Und so überall, wo es zu thun gab, half er mit; ganz still, ohne lang zu fragen, griff er zu, und es war gar drollig anzusehen, wenn er im Eifer über seine lange, vom Bruder geliehene Schürze stolperte.

„Halt, halt," rief ihm Fräulein Fanny eines Tags nach und zog ihm die Schürze unters Band hinauf, „so ein Büebli wie du ist ja ein Sege fürs Haus!"

Von nun an stand er des Morgens schon mit dem Großen auf, und man hörte ihn nicht selten mit dem Bruder zanken, wenn der mit dem Putzen der Messer nicht voran machte und er, das Büebli, mit dem Abreibelappen dastehen und warten mußte. Er half den Meidli beim Abnehmen der Wäsche auf der Wiese, oder er war im Stall, um den Esel anzuschirren, mit dem der Bruder täglich den Proviant für die Küche des oberen Gasthofs hinaufschaffte.

Dies wundervolle Amt war nun für den kommenden Sommer dem Büebli versprochen, was ihm den Abschied um ein Großes erleichterte.

Der kleine Wanderer hatte die Hochebene des Herzogenhorns erreicht und setzte sich nieder, um den Imbiß in seinem Rucksack zu verzehren. Dabei hing sein Blick an dem sich lang vor ihm hinstreckenden Feldberg — dem höchsten aller Berge des Landes. — Wie schön, dereinst mit dem Gefährt vom unteren Hof hinauf zur hohen, luftigen Bergesspitze zu fahren! Angelegentlich verfolgte der Knabe seinen künftigen Weg mit all dessen Krümmungen, Höhen und Tiefen. Sonst sah er nichts von der herbstlichen Schönheit ringsumher. Was ging ihn der goldgelbe Laubwald an drunten in den Thälern zwischen den dunkelbewaldeten Bergen! Nicht einmal die in wunderbarer Klarheit vor ihm aufsteigende Alpenkette würdigte er eines Blicks.

Digitized by Google

Unter ihm, tief im Thal, lag sein Heimatsdorf; die grauen Schindeln der Dächer glänzten im Sonnenschein; in der letzten der niedrigen Hütten, da wohnte sein Vater.

Als das Büebli von seinen ersten Ferien vom Feldberg zurückkehrte, wie freudig war er den steilen Abstieg hinabgerutscht, dem Elternhaus zu. Drinnen aber — betroffen sah er sich um — hatte er denn vergessen, wie eng und dumpf die Stube war, in der die Seinen lebten; hatte er vergessen, daß, wenn die kalten Tage kamen, sich die Hühner und Schweine mit um den großen Kachelofen scharten und einander stießen und drängten? Vater und Brüder aber, kaum zu erkennen in dem fürchterlichen Qualm ihrer Pfeifen, zimmerten an ihren Kübeln, der Arbeit des Winters, und redeten kein Wort.

Des Samstagabends kam die Magd mit dem Besen und fegte ein wenig über den vor Schmutz starrenden Fußboden hin. An die Fenster dachte sie nie; die wurden weder geöffnet noch geputzt, so daß in der niedrigen Stube ein ewiges Halbdunkel herrschte.

Die alte halbtaube Magd war ins Haus gekommen nach dem Tod der Bäuerin, die aus Mangel an Pflege bei der Geburt des Büebli verschieden war.

Die alte Person, die ihrer Arbeit nachging, so wie sie's von je her gewohnt war, machte große Augen, als sie plötzlich das Büebli mit einem nassen Lappen herumgehen und bald die Fenster, bald den Tisch oder den Fußboden abwischen sah. Den Vater wollte er belehren, daß die Schweine und Hühner nicht in die Stube gehörten, und mit dem Bruder wollte er nicht im Bett schlafen, weil es ihm zu schmutzig war.

Wie auf dem Feldbergerhof, so wollte er auch hier zum Segen des Hauses werden, allein es erging ihm wie allen, die Augen haben zum Sehen und Ohren zum Hören — er mußte Verfolgung leiden von jenen, die nicht sahen und nicht hörten. Die Seinen schauten den Bemühungen des Büebli, sie aus ihrem Schmutz und ihrer Dunkelheit zu reißen, wie etwas Feindlichem zu. Und als ihm der Vater eines Tags mit einer Ohrfeige zu wissen that, er, das Büebli, sei nur zum Aergernis der Seinen auf der Welt, da stand das Kind wie vor einem dunklen Rätsel. Daß hier, bei ihm daheim, Aergernis genannt wurde, was auf dem Feldbergerhof recht und brav war, konnte er schlechterdings nicht verstehen. Aber er begriff jetzt, warum der Bruder so selten und stets nur für ein paar Stunden nach Hause kam. Dem gefiel's auch nicht mehr in der dunklen Stube. Ach, der konnte lachen, denn er brauchte sich nicht vor dem Winter zu fürchten! Wie oft hatte ihm der Bruder von der herrlichen Weihnachtsfeier drüben erzählt, wie sie alle im Festgewand um den großmächtigen Christbaum standen und ihre Weihnachtslieder sangen — vom Kripplein mit dem Jesukind, von Maria und Joseph; wie Ochs und Eselein aus dem Stall lugten und die Hirten anglotzten, die da knieten mit hocherhobenen Händen und das Jesukind anbeteten —

„Und ein Büebli ist dabei," hatte der Bruder seinen Erzählungen hinzugefügt, „ein Büebli aufs Haar wie du —"

„Wenn ich doch das Büebli wär," seufzte der Kleine, dem väterlichen Haus zuschreitend, „und dürft zum Christkindle auf'm Feldbergerhof sein —"

Bei ihm daheim gab's keine Weihnacht, kein Kripplein, keinen Baum. Am Morgen des Feiertags lagen wohl ein paar Aepfel und ein Lebkuchen auf seinem Bett, und zu Mittag gab's Speck und Sauerkraut. Aber das war alles. In der Schule sangen sie wenigstens; aber so schön wie die Meidli auf dem Feldbergerhof konnten sie's nicht.

Der Kleine stand daheim herum, die Hände in den Hosentaschen. Niemand kümmerte sich um ihn, niemand leitete ihn an, dies oder das zu thun. Es war ihm vergangen, die Fenster blank zu putzen oder den Tisch; all das Schöne, das er gelernt hatte, all das Gute, das er wußte, er mußte es für sich behalten und mit den Seinen in der Dumpfheit leben. Er mußte manchmal tief aufseufzen, so schwer war ihm ums Herz.

Tiefer Schnee war schon Anfang Dezember gefallen. Sehnsüchtig sah der kleine Mann den Brüdern nach, wie sie auf ihren Schneeschuhen auszogen und dann von den Abhängen heruntersausten mit den Burschen des Dorfes. „Wenn ich Schneeschuh hätt," schoß es dem Büebli durch den Kopf, „dann könnt ich ja zum Christkindle drübe sein —"

Er konnte nichts anderes mehr denken; er fuhr des Nachts aus seinem guten Kinderschlaf: „Wenn ich Schneeschuh hätt — wenn ich nur Schneeschuh hätt —"

„Mach dir selbst," hatte der Bruder zu ihm gesagt, als er ihn um die seinen bat.

Da kam dem Büebli eine Idee — noch zuguterletzt — es war die höchste Zeit.

Als die Seinen schliefen in der Nacht, holte er ein paar Schneeschuhe herbei und bohrte beim Schein der

Digitized by Google

Stalllaterne so viele Löcher in das Riemzeug, bis es ihm fest um die kleinen Füße saß. Er zog sich sein Mützlein um die Ohren, wickelte sich einen wollenen Shawl um den Hals und trat, die großmächtigen Schneeschuhe im Arm, vor die Hütte. Noch war alles still im Dorf, aber es war beinah hell, denn der Mond warf einen lichten Schein über die weite Schneefläche.

Dem Kind klopfte das Herz bis in den Hals; die Schneeschuhe an sich gepreßt, lief es, was es konnte, bis es das Dorf hinter sich hatte. Dann erst wurden die Schneeschuhe angeschnallt. Im ersten Augenblick war dem Büebli beinah verlegen zu Mute; wie sollte er, der kleine Kerl, der großmächtigen Dinger an seinen Füßen Herr werden? Er machte einen Versuch und lag auch gleich auf dem Rücken.

Wie er mit den unschierigen Dingern schalt, der kleine, zornige Kerl! Aber vorwärts kam er doch, und die letzte Strecke ging's beinah flott.

Nun aber kam der Aufstieg; auf einen Schritt vorwärts gab's immer zwei Schritte zurück; ein Stolpern und Fallen war's über die aus dem Schnee ragenden Tannenäste, ein Keuchen und Mühen. Endlich, die Hälfte des steilen Aufstiegs war zurückgelegt, das Kind wollte Atem schöpfen — da rutschte ihm einer der Schneeschuhe vom Fuß weg ins Thal hinab.

Das Büebli brach in Thränen aus; was blieb ihm anderes übrig — wenn er zum „Christkindle" auf dem Feldbergerhof sein wollte, mußte er seinen Schneeschuh wieder haben.

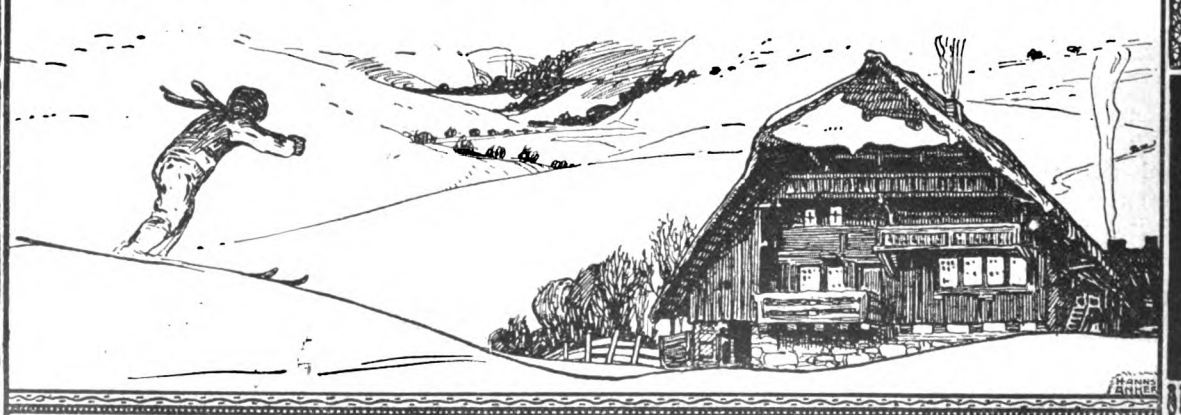
Er rutschte ihm nach und schnallte sich mit blaugefrorenen Händen die Schneeschuhe wieder an. Dabei fiel ihm ein — wenn die Brüder einen Berg hinanfuhren, machten sie den Weg im Zickzack. Einige vergebliche Versuche, und siehe da, es gelang — er erreichte die Höhe des Herzogenhorns.

Schweißtriefend, atemlos stand er oben, aber „Juchhe!" schrie er doch, „Juchhe!" denn vor ihm stand der Feldberg, sein Ziel, seine Sehnsucht.

Ach und die weite weiße Welt — wo er hinschaute, glitzernde Schneeberge! Und kalt war's, bitter kalt!

Dem Büebli erlahmten die Kräfte; er war so oft mit dem Boden in Berührung gekommen, daß er wie ein lebendig gewordenes Häuflein Schnee durch die weiße Einsamkeit glitt. Er fror entsetzlich, und da er vor Müdigkeit kaum noch seine Schneeschuhe zu regieren vermochte, fing er in seiner Angst laut an zu beten: „Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich zu dir im Himmel komm — Und nit zu spät zum Christkindle!" —

Glühend rot versank die Sonne hinter der Feldbergspitze; die Kälte nahm zu, und eine unbeschreibliche Sehnsucht nach Ruhe erfaßte das erschöpfte Kind. Aber drüben aus dem Feldbergerhof stieg der Rauch kerzengerad zum Himmel auf. Gewiß, dort ging's jetzt hoch



Digitized by Google

her, dort war jetzt alles in froher, freudiger Erregung; in wenigen Stunden brannte der Christbaum. —

Vor dem Feldbergerhof hatte ein großes Schneeschuhtreiben stattgefunden; jetzt saßen die Gäste beim späten Mittagsmahl, während die Wirtin, die Arme voll großer und kleiner Päckchen, im Bescherungszimmer aus- und einging. Sie war eben wieder auf den Gang getreten, da pochte es an die Hausthür; Fräulein Fanny öffnete, und eine kleine Gestalt taumelte über die Schwelle.

„Was kommt uns denn da für ein Schneemännle," rief die Wirtin aus, denn kein Mensch vermochte das Büebli unter seiner weißen Kruste zu erkennen. Unfähig, einen Laut von sich zu geben, stand der Kleine da, die Schneeschuhe fest an sich gepreßt.

„Jetzt laß einmal vor allen Dingen deine Flügel los," meinte Fräulein Fanny, indem sie nach den Schneeschuhen des Büebli griff.

Da kam Leben in den kleinen Mann: „Schöne Flügel," stieß er unter Thränen hervor, „Luder sind's!" —

Ein großes Gelächter erschallte: „'s Büebli — Herrgott, 's Büebli!" Durchs ganze Haus ging's: „'s Büebli ist übers Herzogenhorn komme — ganz allein —"

Und die Meidli machten sich mit Bürsten und Besen über den kleinen Schneemann her. Dann trug man ihn in ein kaltes Zimmer, wo es die halberfrorenen Ohren und Hände tüchtig mit Schnee abgerieben bekam.

Fräulein Fanny löffelte ihm eine warme Suppe ein.

„Was hast auch gedacht, Büebli," schalt sie, „den böse Weg so ganz allein —"

„Hab halt zum Feldberger Christkindle wolle," lallte er, „daheim giebt's keins — gelt aber, ihr wecke mich — wenn's kommt —"

Er hörte nichts mehr; wohlig kam die Ruhe über ihn und die Wärme mit einem Gefühl unaussprechlichen Behagens. Wohl sah er immer noch die weiten, weißen, unabsehbaren Flächen vor sich, aber sie erweckten kein Angstgefühl mehr in ihm, denn er sah noch etwas anderes — den Baum voll glänzender Lichter, nach dem er sich so heiß gesehnt — der wunderbare Weihnachtsbaum leuchtete vor ihm her, vergoldete die ganze Welt und führte ihn bis dicht vors Kripplein, in dem das liebe Jesukind lag; Maria und Josef waren auch da, und aus dem Stall lugten Ochs und Eselein. Ringsum aber knieten die Hirten und huben die Hände zum Jesukind auf und beteten mit lauter Stimme. Uh je, und unter ihnen der kleine Hirte, der allerkleinste, mit den großen Schneeschuhen im Arm, war das nicht er selbst, 's Büebli, noch weiß vom Schnee mit blaugefrorenen Händen und roten, weitabstehenden Ohren? —

Freilich mußte er's sein, denn fragte ihn nicht das Jesukind, indem es auf seine Schneeschuhe deutete: „Sind das deine Flügel, Büebli?"

„Schöne Flügel," gab er zur Antwort, „Luder sind's —"

Da wurde die Thür aufgerissen, und der Bruder stand auf der Schwelle: „Wach auf, wach auf, Büebli, 's Christkindle ist da!"

„Was," fuhr er auf und rieb sich die Augen, „gar zweimal kommt's —"

Ein heller Lichtstrom flutete in die Stube, und durchs ganze Haus tönte es laut und mächtig:

„O du selige,
O du fröhliche
Gnadenbringende Weihnachtszeit."

Digitized by Google

Tannenbaumdieb.

Wo treff ich nur den Schelmen an,
der mir vom Baum gegessen,
ich mein, da hätt ein Reitersmann
aus Marzipan gesessen.

Und in der Feigenkette hier,
da sind zwei große Lücken,
dem Hündchen dort, dem armen Tier,
fehlt gar ein Stück im Rücken.

„Du Mutter, da ist wohl heut nacht
der Nissemann gekommen
und hat sich an den Baum gemacht
und hat sich das genommen.

Du sagtest uns vor Weihnacht ja,
er würd gewiß erscheinen.
Drei Stücke wären für ihn da,
sonst müßt er traurig weinen."

Ei, kleiner Schelm, komm hier mal her;
das Dichten möcht dir glücken,
wenn nur der schiefe Zahn nicht wär
in diesem Hunderücken.

Dem Nisse ist kein Zähnlein schief,
das wirst du doch wohl wissen;
auch beißt er noch nicht halb so tief,
als hier hineingebissen.

Nein, Schelm, und deutest du auch
hier dieses Hündleins Wunde, [schlau,
sie paßt mir denn doch zu genau
zu meines Hansels Munde.

O. Wentorf.

„Kreuz wende dich."

Roman von

Fedor von Zobeltitz.

2. Fortsetzung.

Kruz machte ein etwas bekümmertes Gesicht, während Oberst Zehden so sprach. In der That, das konnte niemand wissen, ob Hans Lobschitz verschollen bliebe. „Trotzdem, Onkel. Ich bin der ‚Majoratsanwärter'. Ich kann, wenn das Unglück es will, das in diesem Fall mein Glück sein würde, heute über zehn Jahre Majoratsherr sein. Und auch zwischen heute und zehn Jahren kann sich allerlei ereignen, das mein Eingreifen in die Verhältnisse vielleicht notwendig machen wird. Ich werde also nach dem Referendarexamen mich auch ein wenig im Landwirtschaftlichen umschauen — wahrhaftig, sei es auch nur, um nicht die Hoffnung in mir sterben zu lassen! Das ist bitter egoistisch, Onkel. Ich könnte auch heucheln, könnte dir sagen, gebe Gott, daß Ohm Hans Lobschitz baldigst heimkehren möge. Aber so wahr es ist, daß ich niemals auf seinen Tod geharrt habe, so wahr ist es auch, daß ich hoffe, er wird verschollen bleiben. Nichts weiter. Ich kann nichts thun, kommt es anders. Und kommt es anders, so wär ich eben nur um eine Hoffnung ärmer; verzweifeln würde ich darob nicht. Aber daß ich überhaupt hoffe, gesteh ich freimütig zu. Bin ich schlecht deshalb?"

„Du wärst es, lögst du. Wir sind alle selbstsüchtig; gut, wenn wir es nur im Empfinden sind, statt in der That. Ich bin kein Verherrlicher des Egoismus, wie es Mode geworden ist; aber ich habe für alles Menschliche ein volles Begreifen. Es wäre unnatürlich, wolltest du, der du aus der Armut kommst, dich nicht des zukünftigen Besitzes freuen. Nur liegt auf dem Zukünftigen der Ton, mein armer Junge; vergiß das nicht."

„Ich sagte dir schon, daß auch ein Versagen aller Hoffnungen mich nicht niederschmettern würde, Onkel. So kleinlich bin ich nicht. Ich möchte nur nach beiden Seiten hin mit der Möglichkeit rechnen. Wir haben schon häufiger daran gedacht, Mutter und ich, nach Berlin überzusiedeln. Ich kann mich da mehr als in Heidelberg von den Kommilitonen zurückziehen — aus Interesse für meinen Geldbeutel. Das möchte ich durchführen. Die Berliner Universität hat eine landwirtschaftliche Akademie; auch das spricht mit. Und dann bin ich mehr in deiner Nähe und erreichbarer für dich, wenn irgend ein Geschehnis eintreten sollte —"

Der Oberst strich mit der Hand durch die Luft. „Was für eins, Kruz? Ich meine, du hoffst zu viel. Nur ein Geschehnis von Bedeutung könnte dich interessieren: die unerwartete Rückkehr Hans Christophs. Und dazu brauche ich dich nicht hier zu haben."

„Gewiß nicht. Onkel, ich weiß über ihn nur das, was du mir schriebst. Kann ich nicht mehr erfahren?"

Das war selbstverständlich. Während Kruz sich tiefer in die Sofaecke setzte, berichtete der Oberst: alles, was er über den Gorgutschener wußte, und gab auch die Herzensgeschichte wieder, die Graf Brückner ihm erzählt hatte. „Das war ja nur das Vorspiel, Kruz," fuhr er fort, „und ist eigentlich eine Sache für sich. Vielleicht war sie aber auch der Anfang vom Ende. Ob Grace Chaveaudon schuldig gewesen ist oder nicht, das entzieht sich unserm Urteil. Doch in Hans mag die Reue über sein rasches Handeln erwacht sein, über das Unkluge seiner Brutalität. Er ging auf Reisen. Brückner glaubt, er habe die Spuren Graces verfolgt.

Digitized by Google

Und als er wieder heimkam, trug er die Narbe über Stirn und Wange, damals noch frisch, und war ein verwandelter Mensch geworden. Was war in dieser Zwischenzeit geschehen? Man kann wohl annehmen, er sei mit Herrn von Chaveaudon zusammengetroffen, der damals noch in der Schweiz gewesen sein mag, und im Zweikampf sei er verwundet worden. So deutet Dreischuh die Narbe, der Kammerdiener Hans Christophs und sein einziger Vertrauter; und ist auch der Meinung, daß zwischen der Wunde und dem vielfach exzentrischen Gehaben seines Herrn ein Zusammenhang bestanden habe. Alles das ist möglich. In den wilden Sprüngen eines armen, verirrten Herzens darf man nicht nach Logik forschen. Es kann sein, daß der Kampf mit dem Förster Pittelko den Anstoß zur Flucht gegeben hat. Und vielleicht wandert der Ruhelose nun wirklich durch die Lande und sucht die wieder, die er vor acht Jahren aus dem Haus gejagt hat. Und noch ein ‚vielleicht'. Vielleicht kannte er sogar ihren Aufenthaltsort — und er holt sie zurück und zieht eines Tags mit ihr als seiner Frau wieder in Gorgutschen ein. Ich wiederhole: alles ist möglich . . ."

„Also abwarten," sagte Kruz. „Warten und warten — zehn Jahre lang. Das Schicksal predigt Geduld. Aber es kann auch schon vorher das Rätsel lösen. Onkel, ich hätte noch eine Bitte. Ich möchte Gorgutschen kennen lernen. Willst du mich begleiten?"

„Gern. Du reisest morgen abend zurück. Da brechen wir zwei Stunden früher auf und besuchen Gorgutschen. Nun aber thu mir die Liebe und widme dich ein wenig der Tante. Doch sei vorsichtig in deinen Aeußerungen über Hans Christoph. Nicht etwa, weil . . . na, du verstehst mich wohl! Man braucht nicht alles zu sagen, was man auf dem Herzen hat!" —

Wally kam und meldete dem Papa, daß man mit dem Kaffee warte. Kruz versuchte eine neue Annäherung an die Kleine. Aber es glückte ihm nicht. Wally war noch immer scheu, und als der Vetter sie scherzend an den braunen Zopf faßte, machte sie sich los und stürmte mit rotem Köpfchen davon.

Es duftete im Speisezimmer nach frischen Waffeln. Aber in den angenehmen Duft mischte sich das Entsetzen. Zehden sah, daß Puttfarken sich eingefunden hatte. Der Doktor sagte mit seinem mokanten Lächeln, daß er nur Umschau halten wolle, ob alles bei rechtem Weg sei. Doch Zehden war der heimlichen Ansicht, er sei dem Duft der Waffeln nachgegangen. Er kam zuweilen unerwartet und verdarb dem Obersten den Appetit. Mit seinen kleinen, blitzenden, verkniffenen Augen musterte er Kruz. Er brannte vor Neugierde. Man hütete sich vor ihm und erzählte ihm ungern etwas. Aber er schnüffelte überall umher und wußte alles besser als andere.

Kruz gab sich der Tante gegenüber alle Mühe, den Charmanten zu spielen. Er war lustig und aufgeräumt. Doch das war nicht die rechte Art, sie zu gewinnen. Sie liebte das Studentische nicht, und die Lebhaftigkeit war ihr unangenehm. Aber sie beherrschte sich und war nach Möglichkeit freundlich.

Puttfarken erzählte von dem Verkauf von Niedewitz. Er wußte natürlich genau Bescheid. Graf Brückner stecke in argen Schwulitäten; kein Wunder bei seiner Verschwendungssucht. Den Käufer für Niedewitz habe ihm der Prinz Albrecht besorgt. Ein Steinkohlenbaron, dieser Herr von Dierksen, ein mehrfacher Millionär, der im Winter in Paris lebe und Niedewitz wohl nur erworben habe, um dem Prinzen gefällig zu sein; ein Witwer mit einem erwachsenen Sohn.

Er erzählte noch mehr. Aber da passierte Wally das Unglück, das Sahnentöpfchen umzustoßen, und die weiße Flüssigkeit tröpfelte über das Tischtuch und auf die Beinkleider des Doktors. Frau Minona wurde heftig, und Wally weinte.

„Geh hinaus," sagte die strenge Hausfrau; „Fräulein Fecamp, bringen Sie Wally auf ihr Zimmer. Sie kann noch nicht mit Erwachsenen zusammen sein. Ich sehe ein, daß das unmöglich ist. Halt, Wally: bitte erst den Herrn Doktor um Verzeihung wegen deiner Ungeschicklichkeit. Gieb ihm die Hand und sage ein Wort der Entschuldigung . . ."

Das that Wally nicht. Sie wich ein paar Schritte zurück und blieb stehen und schlug die Augen nieder.

„Wally," sagte der Oberst mahnend und zugleich in wachsender Verlegenheit. Er haßte solche Scenen, die er auch erzieherisch für verfehlt hielt. Der Doktor machte ein liebliches Gesicht, wobei er den Mund sehr breit zog und die Augen zukniff, und streckte die Arme aus. Aber Wally blieb stehen. Und wenn man sie geprügelt hätte, sie hätte nicht gehorcht. Ein paar große Thränen tropften über ihre Wangen.

Frau Minona klirrte empört mit den Kaffeelöffeln.

„Meine Erziehung ist machtlos," sagte sie, „da haben Sie es wieder einmal, Doktor . . . Fräulein Fecamp, Wally kommt heute nicht zum Abendbrot, sondern ißt auf dem Zimmer. Jetzt geh und schäme dich . . ."

Wally schlug die Augenlider auf. Aber sie sah nicht ihre Mutter an, sondern den fremden Vetter. Ja, sie schämte sich. Sie dachte, der fremde Vetter würde lachen. Aber das that er nicht. Er saß sehr ernst auf seinem Stuhl, und ein mitleidiger Blick aus seinen Augen umfaßte die Kleine. Es rieselte ein warmes Gefühl durch ihr Herz. Mit plötzlicher Bewegung trat sie vor Puttfarken, mit ganz blassem Gesicht und leisem Zittern, und flüsterte rasch und atemlos: „Entschuldigen Sie, Herr Doktor, daß ich so ungeschickt gewesen bin . . ." Dann schoß ihr das Blut in die Wangen, und aufschluchzend stürzte sie fort. Um das Peinliche des Augenblicks zu überbrücken, lenkte Kruz vom Thema ab. Er fragte, wie es hier um die Jagd stehe.

„Vortrefflich," entgegnete Zehden. „Viel Rotwild, Damwild, Schwarzwild — alles, was das Herz begehrt. Hast du Lust, heute abend mit meiner Büchse ein bißchen in den Wald zu birschen? Aber du mußt hinüber in das Stanitzer Revier. Brückner hat mir und meinen Freunden freien Abschuß erlaubt."

Der Nachmittag verrann. Kruz sollte sich ein Stündchen niederlegen. Aber er war nicht müde. Es machte ihm mehr Freude, sich von Zehden das „Museum" zeigen und erklären zu lassen und den Erzählungen des Obersten über die Wunder des Spreewalds zu lauschen. In der Liebe für die Natur trafen sich ihre Neigungen.

Digitized by Google

Beim Abendessen durfte Wally nun doch zugegen sein. Sie war jetzt freundlicher zu Kruz und ging auf seine Scherze ein. Und als er nach der Mahlzeit sich die Flinte des Obersten über den Rücken hing, um noch einen frostigen Spaziergang nach der Stanitzer Forst zu unternehmen, da folgte sie ihm bis zur Hausthür und zupfte ihn am Aermel.

„Bring mir ein Rehchen mit, Vetter Kruz," bat sie mit schmeichelnder Stimme; „aber es muß noch jung sein und klein und niedlich."

Er lachte. „Herzchen, ein junges Reh! Jetzt? Das geht nicht. Die jungen Rehe werden alle im Sommer geboren."

Wally machte ein sehr enttäuschtes Gesicht.

„Bloß im Sommer?" entgegnete sie fragend. „Aber warum denn das? Menschen werden doch immerzu geboren."

„Die werden auch in Steckkissen gelegt, Wally, und bekommen ihre Flasche und werden warm zugedeckt. Aber das können die Rehmütter mit ihren Kinderchen nicht. Und deshalb hat der liebe Gott es so eingerichtet, daß die kleinen Rehe bloß im Sommer geboren werden; da finden sie überall Grünfutter und erfrieren nicht. Das ist doch sehr weise vom lieben Gott."

„Freilich," sagte Wally, „aber leid thut es mir doch. Ich hatte mir so sehr ein Rehchen zu Weihnachten gewünscht."

„Wann ist denn dein Geburtstag?"

„Am siebzehnten Juni."

„Das paßt gerade. Da komm ich her, Wally, und will einmal sehen, daß ich dir ein Reh schaffe. Es ist nicht leicht, aber vielleicht gelingt's. Ich bin einmal auf dem Anstand gewesen, da ist eine kleine Ricke bis dicht an mich herangekommen und hat meine Hand beschnuppert. Ich hätte sie greifen können. Oder sonst stecke ich mich hinter einen der Förster. Also zum Geburtstag bekommst du dein Reh."

Er gab ihr die Hand und ging. Nach dem Nachtgebet, als Wally schon im Bett lag, sagte sie zu ihrer Mademoiselle: „Mademoiselle, mein Rehchen kriege ich nun doch. Aber nicht zu Weihnachten, weil es erst im Sommer geboren wird, weil es da gleich Grünfutter findet. Ich bekomme es an meinem Geburtstag, und nun heißt es artig sein, damit die Mama dann nicht schimpft. Ich nehme mir immer vor, artig zu sein, Mademoiselle; aber wenn ich Doktor Puttfarken sehe, vergeht es mir wieder. Er hat eine so nasse Hand, und ich glaube, Papa kann ihn auch nicht leiden. Gute Nacht, Mademoiselle . . ."

Dann kuschelte sie sich nach ihrer Art in ihrem Bettchen ein und träumte von dem Reh. Währenddessen watete Vetter Kruz stundenlang durch den Schnee und war seelenvergnügt und hatte im Eifer der Jagdpassion Hoffnungen, Wünsche und Befürchtungen vergessen. Als er nach Mitternacht nach der Villa Waldheim zurückkehrte, sah er hinter den Fenstern des Arbeitszimmers Zehdens noch Licht und klopfte an. Der Oberst öffnete ihm. Kruz trug einen strammen Bock auf der Schulter, den er im Flur ablegte, und in der Jagdtasche hatte er eine erschossene Eule.

„Das ist meine Beute, Onkel. Den Bock laßt euch schmecken, obschon ich nicht weiß, ob ich genau die Grenzen innegehalten habe. Das ist der Fluch der Lobschitze. Die Eule kam mir gerade in die Quere. Wally kann sie sich ausstopfen lassen, oder auch du und sagst dann, es sei noch eine wendische Eule. Gott bewahre, Onkel, was hast du für einen Qualm in deinem Zimmer!"

„Komm herein oder bleib draußen, Kruz. Verhandlungen zwischen Thür und Angel sind hier im Haus zur Nachtzeit gefährlich. Und dann sprich nicht so laut von dem Qualm. Ich fange eigentlich erst an zu rauchen, wenn meine Frau im Bett ist. Dann höre ich nichts von der Schädlichkeit des Nikotingenusses und habe auch sonst meinen Frieden. Willst du dir noch eine anstecken? Ich habe für alle Fälle auch einen Kognak zur Hand. Er steht da unten, hinter dem ersten Gefach der Steinsammlung. Sicher ist sicher, und manchmal ist einem Christenmenschen so, daß er gern einen Kognak hinunterspülen möchte und will darob nicht erst das Haus alarmieren. Und siehst du, auch ein Glas Grog ist im Notfall zu haben. Da habe ich eine Erfindung gemacht, so eine Art Dreifuß, oben auf den Lampenzylinder zu setzen, und auf den Dreifuß stelle ich dann ein kleines Blechgefäß mit Wasser. Es kocht im Umsehen. Den Zucker verwahre ich mir im Bücherschrank hinter K bis M des Konversationslexikons. So führe ich, wenn alles im Haus ruhig ist, ein ganz behagliches Junggesellendasein . . ."

Der liebe alte Pantoffelheld schmunzelte bei diesen Erörterungen und sah ganz vergnüglich aus, zuckte aber zusammen, als er im Obergeschoß ein Geräusch vernahm, und schlurrte in Babuschen und Schlafrock eiligst zur Lampe.

„Mein Gott," sagte er, „Mienchen wird dich doch nicht haben kommen hören und noch einmal aufgestanden sein? Lieber Kruz, geh zu Bett. Tante Mienchen, oder sag du ruhig Tante Minona, ist eine vortreffliche Frau, hat aber ihre eigenen Ansichten über dies und jenes. Sie denkt, ich liege längst in den Federn, und was sie denkt, muß wenigstens anscheinend Wahrheit sein. Gute Nacht, mein Junge! . ."

Er schob ihn aus der Thür. Am folgenden Morgen wirkte der erlegte Rehbock erfreuend und besänftigend auf das Gemüt der Hausfrau. Am Nachmittag ging es an das Abschiednehmen. Der Oberst hatte einen Schlitten bestellt und wollte Kruz über Gorgutschen nach Krampzow begleiten. Mit Handkuß, Verbeugungen und tausend Dank empfahl sich Kruz von der Tante. Auch Wally stand draußen auf dem Treppenvorbau und wollte Adieu sagen.

„Adjö, Wallimaus. Also wir sind wieder versöhnt. Das Entsetzen über den vermeintlichen Räuberhauptmann ist endgiltig gewichen, und es bleibt die schöne Liebe. Gieb mir einen Kuß."

Er hob sie auf und küßte sie, und sie ließ es sich gefallen. Und als er schon auf dem Schlitten saß, rief sie ihm noch einmal zu: „Hast du auch meinen Geburtstag behalten, Vetter Kruz?"

„Natürlich," rief er zurück, „Ende der Schonzeit."

Digitized by Google

Dann zogen die Pferde an. Die Mama aber sagte verweisend zu ihrer Tochter: „Wally, ein Mädchen von Distinktion erinnert nicht an seinen Geburtstag. Das heißt so viel, als ‚schenk mir was', und ist unfein."

Es war nahe dem Sonnenuntergang, als der Schlitten vor dem Turmportal des Gorgutschener Schlosses hielt. Dreischuh erschien sofort, trotz der Herrenlosigkeit in gewohntem sauberem Schwarz mit weißer Halsbinde.

„Tag, Dreischuh!" rief Zehden beim Aussteigen. „Ich bringe Besuch, aber nur kurzen: Freiherrn Kruz von Lobschitz-Dzialinski, der gern einmal das Schloß besichtigen möchte."

Dreischuh verneigte sich. Dabei fiel ein eisiger Blick auf Kruz; er schien zu sagen: da sind schon die Geier, und noch ist die Leiche nicht da. Aber niemand merkte es. Dreischuh erteilte Befehle, und der Boy sprang. In wenigen Minuten standen vier Diener mit Schlüsselbunden bereit. Sie schritten voran. Es ging durch die große Halle mit den Geweihen an den Wänden und durch das Wohn- und Schlafzimmer des Freiherrn Hans Christoph. Das Bett war noch geöffnet und fertig bereitet; der Verschwundene konnte jeden Augenblick heimkehren und sein Lager einnehmen. Auf dem Nachttisch standen der Leuchter, Feuerzeug und eine kleine Stutzuhr, lag auch ein Buch. Kruz schaute hinein: er war merkwürdigerweise ein neugriechisches Dictionaire. Der Oberst schritt bereits weiter. Man kam durch eine lange Reihe von Repräsentationszimmern, in denen die Möbel und Kronleuchter mit Ueberzügen versehen waren; dann in einen kleinen Saal, der die Bibliothek enthielt.

Dreischuh schien es eilig zu haben; er war immer voran. Es ging eine Treppe hinauf in den Fechtsaal mit Fleurets, Rapieren, Drahtmasken, Handschuhen und Wattpanzern an den Wänden; an den Fensterpfeilern zwei aufgestellte Rüstungen. Daneben ein behagliches Trinkzimmer mit verdunkelter Eichenboiserie und allerhand Humpen und Krügen auf dem Gesims. Dann die Fremdenstuben, ziemlich gleichmäßig eingerichtet mit Möbeln modernen Zuschnitts und vielen Jagdbildern: alles nicht übermäßig luxuriös, aber von großem Komfort.

Der Kammerdiener ließ Lichter anzünden; draußen verglomm das Sonnengold, und die Dämmerung ward stärker.

„Die Zimmer der seligen Frau Baronin," sagte Dreischuh mit einer gewissen Feierlichkeit, und sein Schlüssel rasselte in der Thür.

Ein Boudoir, ein Schlafgemach und eine Art Vor- oder Theezimmer. In letzterem waren die Wände mit Gobelins, im Schlafzimmer mit ausgebleichtem, blauem Atlas bekleidet. Hier stand, frei auf einem breiten Podest, ein ungeheueres Himmelbett von wundervoller Arbeit mit Perlmutt- und Elfenbeinintarsien und zierlicher Schnitzerei, und ein eigentümlicher Duft wehte durch den Raum: halb Reseda und halb der atembeklemmende Odem lange gefangen gehaltener Luft.

„In diesem Bett," sagte Dreischuh, zu Zehden gewandt, mit seiner monoton klingenden Stimme, indes die Diener sich mit hocherhobenen Leuchtern im Zimmer verteilten, „ist die selige Frau Baronin verstorben. Da unten, auf dem Podest, Herr Oberst, kniete mein gnädiger Herr, als er den Schwur leistete . . ."

Es beschlich Kruz eigentümlich. That es die komödiantische Grabesstimme Dreischuhs oder die dumpfe Atmosphäre, durch die auf verwehenden Parfümwellen die Erinnerungen zogen: es fröstelte Kruz. Es gab nichts Unheimliches in diesem Schloß: keine geheimen Thüren, Verschläge, Verließe und seit hundert Jahren nicht mehr betretene Dachkammern, nichts Spukhaftes und keine Geisterhände, die ihre Zeichen hinterließen. Es war ein Schloß, wie man derlei viele findet auf den alten Adelssitzen des Landes. Dennoch war es Kruz, als durchwandele er eine Vergangenheit, die weit, weit zurücklag hinter dem Heute; aus der Moder aufstieg und ein seltsamer Blutgeruch, der noch frisch war; aus der geheimnisvolle Spuren auf verschlungenen Pfaden zur Gegenwart führten.

Man stieg über eine schmale Wendeltreppe wieder ein Stockwerk höher und schritt über eine Diele, auf die verschiedene Thüren mündeten, an denen viereckige Pappkartons mit aufgedruckten Inschriften hingen: „Silberkammer", „Reservegeschirr" und ähnliche.

Vor einer Thür ohne Aufschrift blieb Dreischuh stehen und schaute sich nach Zehden um. „Herr Oberst," sagte er, und das graue Gesicht mit den dünnen Lippen bewegte sich kaum, „das ist das letzte, das interessieren dürfte: das Zimmer des gnädigen Fräuleins. So wurde die Stube genannt, als Fräulein von Chaveaudon noch im Schloß wohnte . . ."

Er öffnete und ließ die Diener mit den Lichtern vorantreten. Es war ein großes Zimmer mit eingebautem Alkoven, in dem das Bett unter einem Christusbild stand. Vor dem Bett lag das weiße Fell einer Angoraziege und auf diesem ein Kissen aus rotem Seidenplüsch.

Dreischuh wies auf das Kissen. „Da, Herr Oberst — da hat mein gnädiger Herr oft stundenlang gekniet, als das Fräulein aus dem Schloß war und das Zimmer leer stand. Ich selbst habe ihn so einmal überrascht. Es war ein großes Elend. Aber sie trug die Schuld — nur sie. Es ist nicht wahr, wenn Erlaucht Graf Brückner es anders sagen. Ich habe in einer Nacht den Brief ihres Bruders gelesen — im Traum freilich, aber ich las ihn. Ja, ich las ihn . . ."

Er schwieg wieder und sah aus, als verlöre er sich in Erinnerungen. Sein Gesicht war wie eine graue Maske; nur die Lippen bewegten sich in lautlosem Sprechen. Kruz sah ihn an; auch dieser Alte war ein Narr, wie es sein unglücklicher Herr gewesen. Es war wahrhaftig ein verwunschenes Schloß, in dem der Spuk der Jahrhunderte den modernen Geist zerstörte.

Dreischuh zog die Gardine vor dem Fenster auseinander. Draußen war es Nacht geworden.

„Bei Tage ist die Aussicht von hier oben sehr schön," sagte der Kammerdiener; „man sieht bis nach Stanitz hinüber. Gleich unten steht eine große Blutbuche, in der früher eine Windharfe hing, die aber ein Sturm zerrissen hat. Unter der Blutbuche fanden sie sich immer zusammen. Wir sind fertig, Herr Oberst. Wünschen der gnädige Herr Baron noch die Domestikenzimmer und das Souterrain zu besichtigen?" —

Nein; man dankte; man hatte genug. Auch war es Zeit zum Weiterfahren.

Digitized by Google

Kruz wußte kaum, wie er wieder auf den Schlitten gekommen war. Aber mit der frischen Winterluft flog auch alle phantastische Romantik davon, und die Wirklichkeit kehrte wieder. Er lachte hell auf.

„Onkel," meinte er, „sei mir nicht böse, daß ich so anscheinend grundlos und in das Vakuum lache. Es geschieht aus innerer Freude. Das Gorgutschener Schloß hat mich ganz verdreht gemacht. Es fehlt da an Lüftung. Ich bin froh, daß wir wieder im Freien sind."

„Ja," entgegnete der Oberst, „es geht mir ganz ähnlich. Da drinnen ist's wie in einem Sarkophag, und Dreischuh gleicht einer Mumie. Und nun hör zu, mein Sohn. Jetzt habe ich dich kennen gelernt: von heute ab kümmere ich mich um die ganze Geschichte nicht weiter als höchstens um das, was menschlich an ihr ist. Alles Juristische ist deine Sache. Im Frühjahr wirst du majorenn und kannst ohne Vormundschaft mit dem Anwalt verhandeln. Als solchen empfehle ich dir unsern wackeren Dieterici in Krampzow, wenn du nicht etwa eine Berliner forensische Berühmtheit wählen willst, was ich für unzweckmäßig und kostspielig halte. Außerdem ist Dieterici eingeweiht. Für guten Rat bin ich im übrigen immer zu haben und werde mich freuen, wenn du mich einmal wieder in Neu-Holland besuchst."

Der Schlitten fuhr nun durch Krampzow und hielt bald darauf vor dem Stationsgebäude. Alles auf dem Bahnhof schaute Kruz neugierig an, und durch die Glasthür des Restaurationszimmers lugten gleichfalls ein paar Gesichter. Es hieß, das sei der neue Herr von Gorgutschen. Der Zug fuhr ab und mit ihm der neue Herr, und es währte lange, ehe er wiederkam.

(Fortsetzung folgt.)

Italienische Madonnen.

Von Ellen Key.

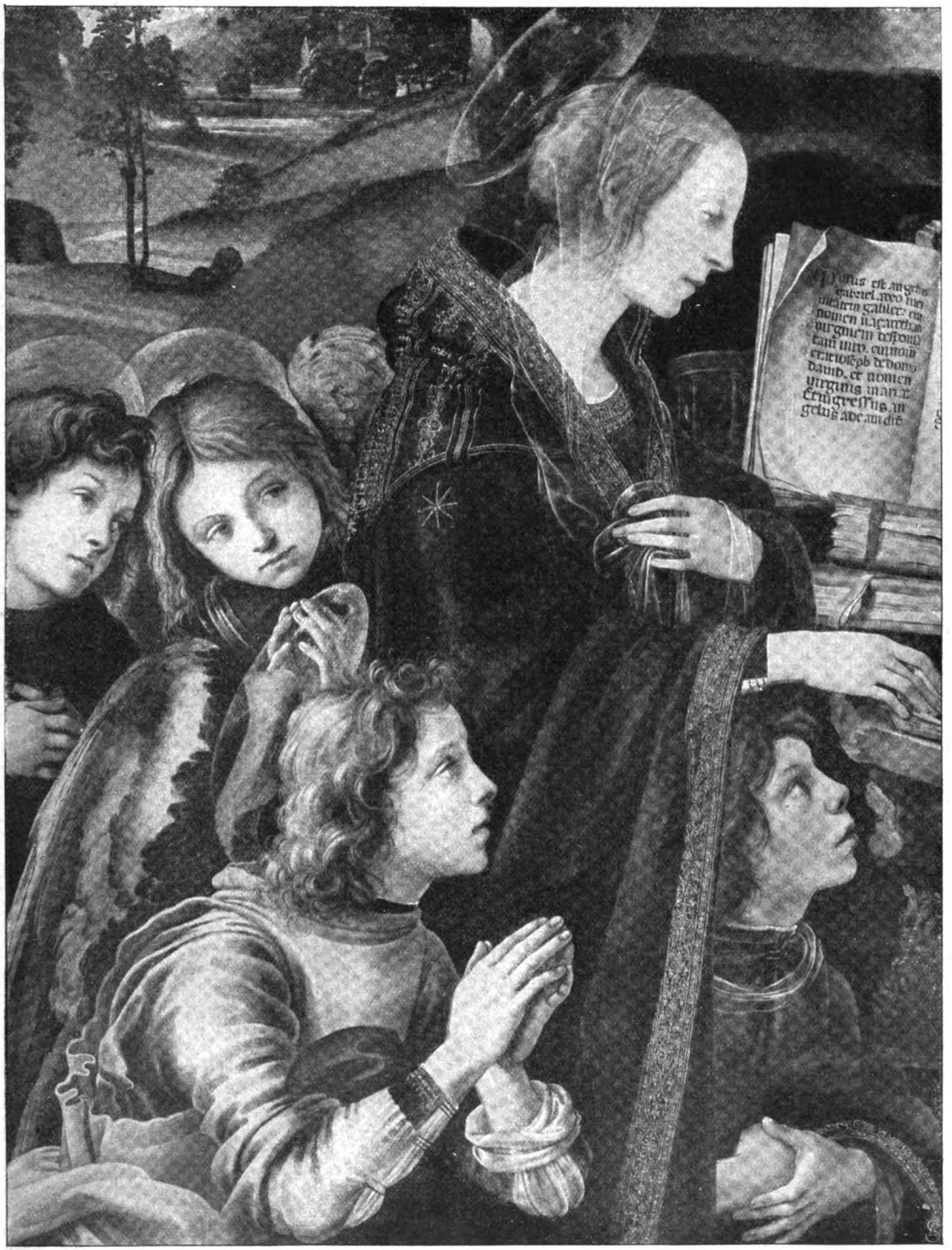
Hunderttausende von Jahren und Entwicklungsformen liegen zwischen der Amöbe und dem bis auf weiteres höchsten Ausdruck menschlicher Lebensform und menschlichen Gefühlslebens: der Mutter mit ihrem Kind im Arm. Und es liegen Tausende von Jahren und Entwicklungsformen zwischen den frühesten Versuchen der Kunst, dies höchste Menschliche bildlich darzustellen, und dem künstlerisch vervollkommneten Ausdruck dieses Strebens.

Als Mutter, als die hervorbringende Kraft im Dasein gaben die Religionen dem weiblichen Element Anteil am Göttlichen, und als Götterbild zieht die Mutter in die Kunst ein. In einer Anzahl archaistischer Terrakottabilder von Frauen mit Kindern hat man zwar nur Votivbilder zu finden geglaubt, die denen in den heutigen katholischen Kirchen entsprechen. Aber es dürfte doch gewiß sein, daß man in den Bildern der Kurotrofos, der Kindernährenden, die Urform der Madonna der christlichen Zeit vor sich hat; und das herrliche Standbild einer sitzenden Frau mit einem saugenden Kind im Vatikan zeigt, wie unmittelbar der Uebergang schließlich vor sich gehen konnte. Aber dieser Uebergang machte in der Kunst, gleich wie oft im Leben, einen Umweg. Die byzantinische Kunst, deren Abglanz uns noch in den Ikonen der russischen Kirche begegnet, gestaltete ihre Madonnen nach gegebenen Formeln, und ob man jene auf den alten farbenherrlichen Mosaiken, auf den Temperabildern oder auf den Emailarbeiten sehen mag, so machen sie doch stets den gleichen unpersönlichen Eindruck. Maria ist nur die Himmelskönigin, die ihren Sohn zur Anbetung darreicht, während kein Zug das Verhältnis der Mutter zum Kind verrät.

Unter der Renaissance beginnt der Madonnatypus sich Schritt für Schritt vom byzantinischen Konventionalismus frei zu machen. Eine der frühesten Durchbrechungen der konventionellen Madonnadarstellung ist — in der Mitte des 13. Jahrhunderts — Marcovaldos herrliche Madonna in einer von Sienas Kirchen. Das Kind sitzt auf einer zusammengerollten italienischen Seidendecke und greift mit seiner Hand in der Mutter dunkles Kopftuch. Die tiefernste Farbe stimmt hier überein mit der „nach innen gewandten Tragik" des Madonnagesichts, ein Ausdruck, der jetzt ganz die Mutter offenbart. Man fühlt den Strom von Wärme, der von ihrem Herzen in die langen, schmalen und noch steifen Finger sich ergießt, die des Kindes kleinen Fuß umfassen.

Von dieser Zeit an geht die Kunst allmählich vorwärts zu der sinnlichgeistigen Einheit, die ihr großes Ziel ist. In einem Madonnabild nach dem andern kann man die kleinen Abstufungen verfolgen, durch die der Typus sich „vom Hieratisch-Uebernatürlichen zum Menschlichen, von der Strenge zur Milde, vom Steifen zum Seelenvollen" entwickelt. So zeigen Guido von Sienas Madonnen immer noch das byzantinisch langgestreckte Gesichtsoval, den hohen Nasenrücken und die gesenkten Augenlider, unter denen aber der Blick von wahrer Zärtlichkeit leuchtet. Der Sieneser Duccio und der Florentiner Cimabue entwickeln den Typus weiter durch ihre Madonnen, von denen man indessen die berühmte Madonna Rucellai in Maria Novella nicht mehr Cimabue zuzuschreiben beginnt. Auch dieses Bild stellt die Madonna wohl noch auf einem reichgeschnitzten Thronsessel sitzend dar, aber sie ist nicht mehr die Himmelskönigin, sondern nur die Mutter, die zärtlich auf ihr Kind niederblickt. Ein neuer Schritt vorwärts ist Simone Martinis (und Lippo Memmis) anmutige, goldstrahlende „Verkündigung" in den Uffizien und vor allem die Vermenschlichung des Madonnatypus durch Giotto, der seinem Lehrer Cimabue weit vorauseilt. Man sehe z. B. seine Madonna in der Zwischenkirche zu Assisi, deren Gesichtstypus noch gewisse traditionelle Züge zeigt, wo aber doch der ganze Ausdruck verwandelt ist. Die sanfte Frau, deren weißes Tuch und hellblaue Kleidung eine wirkliche Gestalt umschließen, die sich ruhig und stark vom Goldgrund abhebt, beugt sich in lauschender Zärtlichkeit und bewundernder Ehrfurcht zu dem altklugen Kind auf ihrem Arm, das mit erhobenen Fingern eine tiefe Weisheit zu verkünden scheint. Immer öfter sieht man nun die Madonna nicht mehr nur von einem

Digitized by Google



Madonna S. Bernardo beſuchend. Von Filippino Lippi.

Badiakirche in Florenz.

Digitized by Google

Thronsessel herab das Kind zeigend, sondern auch in mancherlei andern Stellungen: oft bei der Verkündigung oder auch beim Besuch und vor allem bei der Anbetung des Jesuskindes durch die Hirten oder die Könige. Aber der größte Schritt zur Verinnerlichung und Vermenschlichung des Madonnatypus wird gemacht, indem man beginnt, Maria in der verehrungswürdigen und einfachen Handlung darzustellen, in der sie dem Kind die Brust reicht. Damals wie heute konnten die Künstler in den italienischen Kirchen, gleichwie überall außerhalb derselben, lebende Vorbilder zu diesen nährenden Madonnen finden, und man sieht, daß sie diese auch frühzeitig benutzt haben.

Madonna mit dem Jesuskind. Von Ambrogio Lorenzetti.
Kirche S. Francesco in Siena.

Obwohl der frühere Gesichtstypus beibehalten ist, wie menschlich zart ist nicht bereits der Ausdruck bei der Madonna Ambrogio Lorenzettis in einer der Kirchen Sienas (Abb. nebenst.). Ein wenig unruhig und hold erfreut sieht Maria auf das lockige, großäugige und tiefsinnige Kind nieder, das zwar die Brust genommen hat, aber durch seinen nach außen gewandten Kopf zeigt, daß es bis auf weiteres mit seiner wichtigen Beschäftigung nicht Ernst machen will — ein Motiv, das man unter anderm bei der Madonna Litta in Petersburg wiederfindet.

Es ist die allerfrüheste, noch erst in der Luft fühlbare, irdisch unwirkliche Frühlingsstimmung, die uns dann bei Fra Angelicos Madonnen begegnet. Wenn man die unkörperliche, gar nicht erstaunte, sondern nur demütig sich beugende Jungfrau vor dem ebenso unkörperlichen Engel mit seinen pfauenfederschimmernden Flügeln auf der „Verkündigung“ in San Marco zu Venedig sieht und sich dann einer andern Verkündigung von der gleichen Zeit, der Filippo Lippis in der Domkirche zu Spoleto erinnert, so erhält man einen starken Eindruck von der reichen Mannigfaltigkeit, die verschiedene Künstlertemperamente den fünf oder sechs von ihnen ins Unendliche wiederholten Motiven zu geben wußten. Filippo Lippis Maria sitzt gleich einer jungen Königstochter in einem Prunkgemach und lauscht dem knienden Engelsjüngling, dessen Flügel die Zeit völlig verwischt hat und der deshalb einem jungen Pagen gleicht, der für seine Herrin eine heimliche Liebe hegt. Bei Fra Angelico dagegen sind die Farben der Engelsflügel und die wohlbeobachteten Blumen des Grasbodens das einzige, was an die Erde erinnert; und es ist nur der Wind des Himmels, der die weiten Gewänder bewegt, unter denen die musizierenden Engel mit stiller Würde ihre Füße im paradiesischen Festzug oder Reigen rühren. Sie bewegen sich sittsam und haben nichts von der Macht und Herrlichkeit zum Beispiel von Cimabues hoheitsvollen Engeln in Assisi, die ihre weißen Flügel in das Gold und den Purpur des Abendrots oder in Feuer und Blut getaucht zu haben scheinen; noch auch gleichen sie Filippo Lippis sommerseligen, gleich blumigen Fluren schimmernden Engeln, z. B. denen im Dom zu Spoleto.

In der Malerei wie in der Bildhauerkunst tritt nun immer mehr der persönliche Lebensinhalt hervor. Das blonde und liebliche Weib, das von Lilien und Engeln umgeben, auf Fra Filippo Lippis Bildern Madonna genannt wird, heißt in Wirklichkeit Lucia und ist die Nonne, das „kleine, lilienweiße Wesen“, das des mönchischen Malers Geliebte und die Mutter seines Sohnes wurde. Es ist dies der gleiche Typus, der anfänglich auch in seines Schülers Botticelli Bildern wiederkehrt, bis dieser sein eigenes Madonnaideal geschaffen hat. Von den bedeutendsten Madonnen Botticellis, wie von denen Ghirlandajos und Filippino Lippis kann man das Wort gebrauchen, das Oskar Levertin über jene des Niederländers Memling gesagt hat: daß Gottes Liebe durch deren Wesen ging, wie ein Sonnenstrahl durch eine Glasscheibe geht, und daß sie, seitdem sie das Wunder lebendig werden ließen, „nun alles und alle mit himmlischer Zerstreutheit betrachten“.

Obgleich nun vollkommen körperlich, sind diese Madonnen des 15. Jahrhunderts doch vor allem seelenvoll und immer noch von holder Einfalt. Ihre Schönheit hat ganz das Gepräge des Vorsommers: eine Fülle, die noch nicht reif, die jungfräulich ist in ihrer keuschen Zartheit, während dagegen der Ausdruck die tiefe Zärtlichkeit des vollerwachten Muttergefühls hat. Niemals vorher und niemals später hat der Madonnatypus das Himmlische und das Irdische, die Jungfrau und die Mutter, das unbewußt Unschuldsvolle und die Bewußtheit der Seligkeit und des Schmerzes so miteinander verschmolzen. Man sehe nur Filippo Lippis von Engeln — langlockigen italienischen Knaben — umgebene Madonna, die zu dem im Wald lesenden St. Bernhard kommt und ihre lange schmale Hand auf sein Buch legt

Digitized by Google

(Abb. S. 2351). Sie sieht aus, als wanderte sie nach einer Krankheit zum erstenmal in die freie Luft. Durchscheinend bleich und sanft, neigt sich der schneeglockengleiche Kopf auf dem feinen Hals, und die wankende Gestalt scheint gestützt und geführt von den vier wunderbaren Engelsknaben, die sich dicht an sie schmiegen.

Im Gegensatz zu diesen florentinischen Madonnen stehen Mantegnas stattliche und schöne, thronende oder Siegermadonnen, in denen man die antike Formfestigkeit und Fülle in der Gestaltung bewundert, aber die florentinische Fülle von ahnungsreicher und sehnsuchtsweicher Schönheit vermißt. Mehr als alle die mächtigen Madonnen Mantegnas liebe ich sein kleines, einfaches Bild in Mailand, auf dem Maria des schlafenden Kindes schweren, runden Kopf stützt und seine Wangen leicht drückt, so daß sich der Mund öffnet, ein Bild aus der Kinderstube von vollendetem Realismus, während das zärtlich über das Kind geneigte Haupt der Mutter von einer edlen, ernsten Schönheit mit dem Gepräge einer tiefen Wehmut ist.

Der Schönheitsbegriff ändert sich jetzt unter dem Einfluß des Wirklichkeitseindrucks. Das Seelenvolle und Zarte fesselt nun minder, als das körperlich Volle und Mächtige. Die religiösen Gemälde werden Vorwände, um die volle, frische, irdische Schönheit der Frauen jener Zeit und die Pracht zu verherrlichen, die sie unter der Festesfreude der Renaissance entwickelten. Dies ist der ganze Inhalt von Tizians unzähligen Madonnenbildern, von denen nicht eins Andacht oder Ahnung erweckt, aber fast alle durch sinnliche Herrlichkeit hinreißen. Was die Künstler malen, sind ihre Geliebten, ihre Gattinnen. In Andrea del Sartos sämtlichen Bildern der Madonna — mit den roten, halbgeöffneten und feuchten Lippen, dem Schatten des dunklen Haares über der niedrigen, kinderweißen Stirn, den schwarzen, sammetweichen Augen und der warmen, blassen Haut — offenbart sich die blutsaugende Liebe zu seiner Frau, jener Lucrezia, die der Sage nach seine Schaffenskraft auspreßte, um die Mittel zur Stillung einer seelenlosen Genußsucht zu erhalten.

Diese späteren Madonnen scheinen oft das Kind von einem Busch gepflückt zu haben oder es mit der Unbeholfenheit eines unerfahrenen Mädchens anzufassen. Daß so manche der Madonnen dieser Zeit doch den Eindruck edler Hoheit machen, beruht weniger auf der Andacht des Malers, als auf den körperlich vollkommenen Gestalten, die der italienische Stamm damals noch darbot und deren große und stolze Schönheit die abnehmende Innerlichkeit ersetzen. Dies ist vor allem der Fall bei Bellinis herrlichen Madonnen, insbesondere bei jener in der Akademie zu Venedig, wo ein kraftvoller St. Georg und ein gedankenvoller Paulus zu beiden Seiten einer Madonna stehen, die ebenso vollkommen schön wie bewußt stolz ist. Nicht gebeugt und anbetend, sondern liliengerade und hoch getragenen Hauptes sieht sie mit siegesseligen und doch zärtlich milden Blicken in die Welt hinaus und hält ihr herrliches Kind stehend vor sich, gleich als ob sie dieses und sich selbst zur vollen Höhe emporrichten wollte: ein Bild vollen und frischen, aber durch das Bewußtsein eines Ausnahmegeschicks erhöhten irdischen Mutterglückes.

Thronende Madonna. Von Giorgione.
Kirche in Castelfranco.

In erhabener Einsamkeit aber thront die Madonna, die mir als der Höhepunkt der Madonnenmalerei der venetianischen Schule erscheint, Giorgiones Bild in der Kirche zu Castelfranco, des Meisters schöne Geburtsstadt am Fuß der venetianischen Alpen. Diese Madonna (Abb. nebenst.) sitzt unter einem Baldachin und so hoch, daß der junge ritterliche Heilige auf der einen und der alte mönchische Heilige auf der andern Seite nicht einmal den Fuß ihres Throns erreichen. Während das Kind sich hinabstreckt, um den Ritter anzuschauen, blickt die Mutter nur nach innen. Jeder Versuch, diesen einwärtsgewandten, traumerfüllten und geschlossenen Ausdruck zu schildern, wäre ebenso vergebens, wie wenn man mit Worten eine Ahnung zu geben versuchte von der geschmeidigen, mädchenschlanken und doch festen und vollen Gestalt, die sich unter den „gleichedlen Tonwellen fließenden Falten" der blaugrünen und venetianischroten Tracht zeichnet, oder von dem feinen, schmalen und doch weichgerundeten Gesicht, aus dem nachtschwarze Augen unter halbgesenkten Lidern blik-

Digitized by Google

ken, während der kleine Mund sich fest zusammenschließt und das leicht gespaltene Kinn den gleichen Eindruck stiller Stärke giebt. Eine dunkle Haarwoge, die unter dem Kopftuch hervorquillt, wirft einen leichten Schatten über das matte Weiß der Stirne. Die Schönheit des zum erstenmal Mutter gewordenen jungen Weibes, die Schönheit des Menschensommers in dessen vollkommenstem, schnell vergehendem, höchstem Augenblick hat hier einen einzig dastehenden Ausdruck gefunden.

Dagegen sagen mir Rafaels Madonnen leider nichts, mit Ausnahme der „Madonna del Granduca" in den Uffizien, die davon erzählt, daß das junge Mädchen, das das Kind hält, durchaus nicht dessen Mutter ist, während dagegen das seelenvolle Kind, das sie auf dem Arm trägt, in ihr die Ahnung des Glücks der Mutterschaft erweckt. Und dann natürlich die Sixtinische Madonna. Aber in Bezug auf sie hat schon von Jugend auf teils ein alter Holzschnitt, teils eine warme Schilderung meines Vaters mich jedes objektiven Urteilsvermögens beraubt. Das Gesicht der Madonna mit den tiefen, sich gleichsam nach innen erweiternden Augen und der noch wunderbarere Blick des Kindes wirken gleich bezaubernd, so oft ich das Bild sehe.

Madonna mit dem Kind. Von Boltraffio.
Museum Poldi-Pezzoli in Mailand.

Während Rafaels Frauen selten viel geistigen Gehalt haben, sind dagegen die meisten derjenigen Leonardos so inhaltreich, daß ein jeder in sie hineindichten kann, was er darinnen zu finden wünscht. Dies gilt auch von seinen Madonnen. Das fesselndste aller seiner Gemälde, deren Vorwurf die Madonna ist, scheint mir jenes Bild zu sein, das vermutlich 1501 für die Serviten in Florenz begonnen wurde und die ganze Stadt nach deren Kloster wallfahrten ließ, als es dort als Karton ausgestellt ward. Denn man glaubt, daß es das später nach Frankreich mitgenommene und dort teilweise, aber niemals ganz vollendete Gemälde ist, das jetzt unter dem Namen „St. Anna Selbdritt" im Louvre uns mit seinen lichten, milden Farbentönen, seiner blaudämmernden Berglandschaft, vor allem aber durch den Ausdruck in St. Annas Gesicht entzückt, jenen Ausdruck, der, unergründlich vertieft, des Künstlers „Mona Lisa" zu einem ewigen Rätsel macht. St. Anna sitzt in der erwähnten Landschaft, ebenso wie bei „Mona Lisa", und hat auf ihren Knien ihre Tochter, die das Jesuskind hält, das seinerseits ein ihm entfliehendes Lämmchen zu halten sucht. Die ganze Bewegung wie alle Einzelheiten in dieser festgeschlossenen Komposition sind von Leonardo bis ins Unendliche studiert worden. Ueber St. Annas Antlitz schwebt, wie gesagt, bereits etwas von dem Lächeln Mona Lisas, jenes Lächeln, das Morelli treffend „das Lächeln des inneren Glückes" genannt hat. Sah Leonardo dieses Lächeln wirklich auf Frauenlippen, oder quoll es aus seiner eigenen Seele hervor?

Wie dem auch sein möge, dieses Lächeln und das großwellige, dunkelblonde Haar sind die ganz besonderen Zeichen des lombardischen Madonnatypus geworden. Sie begegnen uns bei Boltraffio, Leonardos vornehmem und eigenartigem Schüler, unter dessen Werken zu Mailand sich eine Madonna mit einem wunderbar seelenvollem Kind auf dem Schoß befindet. (Abb. nebenst.). Sie hält es mit einer Binde um die Mitte fest, während es sich vorstreckt, um von dem prächtigen blauen Brokatkleid der Mutter eine Lilie zu pflücken, die es für lebend hält — wieder eins der Madonnabilder, auf denen man sieht, wie eine anmutige Wirklichkeit unmittelbar in ein Bild übergegangen ist. Bleicher, aber immer noch ebenso hold begegnet uns das verspechungsreiche Lächeln bei Luinis Madonnen. Mitten unter der Veräußerlichung des 16. Jahrhunderts bewahrte er viel von des 15. Jahrhunderts ernster und ungesuchter Naivität. Diese bezaubert vor allem in den anmutigen Fresken zu Sarenno, auf denen Ochse und Esel nachdenklich auf das schöne, sinnende und doch nicht altkluge Jesuskind niederschauen.

Mit Luini scheint mir der religiöse Ernst zu Ende zu gehen. Schwellende Draperien und gesuchte Stellungen offenbaren die innere Leere unter den großen Gebärden. Der einzige Madonnatypus, der noch Freude bereitet, ist der der venetianischen Schule, durch deren freie Verherrlichung der vollblütigen weiblichen Schönheit, sowie derjenige Coreggios, dessen irdische Madonnenanmut von der entzückten Mutterfreude veredelt wird, die die zarte Röte über das perlmatte Weiß des Gesichts jagt, mit einem holden Lächeln die unregelmäßigen, beweglichen Züge erleuchtet und über die gewölbte, von kastanien-

Digitized by Google

braunen Haarwellen umrahmte Stirn den Ernst der jungen Mutterwürde legt.

Außerhalb des Gebiets aller andern Madonnatypen, hoch über seinem Zeitalter und alle Zeiten umfassend steht der Madonnatypus Michel Angelos, wie er ihn in einem Standbild der Maria mit dem Kind an der Brust geschaffen hat, das sich in der Mediceerkapelle zu Florenz befindet. Die meisten Besucher derselben bleiben zuerst und am längsten vor „Nacht und Tag", „Abend- und Morgendämmerung" stehen. Mein erster und letzter Blick galt allezeit dieser Madonna, die trotz ihrer gewaltigen Gestalt ein allzu zarter Stamm für die schwere Frucht zu sein scheint, die sie trägt. Mit der einen Hand stützt sie sich selbst, mit der andern das starke Kind, das sie an ihrer Brust hat. Sie selbst ist weit von dem Gegenwärtigen entfernt. Ihr Ausdruck hat mir mehr als irgendeine andere Kunstschöpfung offenbart, daß das tiefste Pathos der Madonna eben das der Menschheit ist, daß die „nach innen gewandte Tragik", die sie für sich ahnt, die aller ist — jene Tragik, daß die Seligkeit, für die wir unser Leben geben, zugleich unser Untergang wird. Was seine Trauer über dieses Frauenantlitz breitet, ist nicht allein das eigene Geschick, sondern die Ahnung des Menschenschicksals; es ist aller Geschlechter geheimstes und höchstes Weh, was sein Siegel auf diese geschlossenen Lippen, diese schwermütige Stirn, diese seelenvollen Schläfen drückt, was den langschmalen Hals beugt und über die Augenwölbung Todesmüdigkeit legt. Lieben, um zu opfern, gebären, um beraubt zu werden, dem Göttlichen das Leben geben, um es von der Welt gekreuzigt zu sehen — das ist das große Menschenschicksal. Darum werden die Mater Dolorosa und ihr gekreuzigter Sohn die ewigen Urbilder der tiefsten Tragik unseres Geschlechts sein, während die jungfräuliche Mutter mit ihrem göttlichen Kind das Symbol des Ewigweiblichen in dessen heiligster Gestalt bleibt. Michel Angelo — einsam hierin, wie überall — hat beide Symbole in einer einzigen Gestalt vereinigt.

Die künstlerischen Darstellungen von Maria mit dem Kind, die uns die neuere Kunst gegeben hat, sind weit von der Hoheit entfernt, die die Kunst der Renaissance — vor allem jene Italiens — umstrahlt, obwohl auch nördlich der Alpen van Eyck, Quintin Matsys, Stefan Lochner, Holbein, Memling und andere dem Madonnatypus die germanische Innigkeit gaben, wenn auch oft ohne die Ausdrucksfülle der Schönheit, die die italienischen Madonnen an sinnlich-seelenvoller Vollkommenheit unerreicht macht. Die spanischen Maler, insbesondere Murillo, haben, wo sie das Höchste erreichten, ihren Madonnen die Hoheit der Verzückung gegeben. Rembrandt allein vermochte über die einfachste Alltagswirklichkeit die Verklärung der Andacht auszubreiten, vor allem in dem großen Wunder der Kunst, das man die „Zimmermannsfamilie" nennt (in der Eremitage zu Petersburg), auf dem man nur eine junge, einfache, lesende Handwerkerfrau sieht, die mit einer Hand die Decke um ein schlafendes Kind wickelt, während längs dem auf die Treppe fallenden Lichtstrahl behutsam Engel hereingleiten, um das Kind zu beschauen. Wird die Kunst jemals mehr vermögen, im gleichen Maß wie hier, das Einfache groß zu machen?

Vielleicht, falls die Menschheit einmal von der gleichen religiösen Andacht vor den großen irdischen Wirklichkeiten des Menschenlebens ergriffen wird, die sie vordem für die in den Lehren der Religion kristallisierten geistigen Erfahrungen besessen hat, und dann vor allem für des Lebens heiligste Wirklichkeit, die Mutter, die durch das Kind in ihrem Arm dem Geschlecht ein neues Leben giebt, ein neues Glied in der unendlichen Kette der Entwicklung, die der Menschheit stets neue Helden und Märtyrer, neue Kämpfer und Sieger schafft.

Aber wird das Frauengeschlecht, das sich jetzt auf so manchen unsicheren Wegen vorwärts tastet, wirklich aufs neue durchdrungen werden von der Andacht für den Beruf, der in der Mariaverehrung sein großes Symbol hat? Werden alle die Frauen, die jetzt des kinderlosen Weibes Vorzug preisen, aufs neue einsehen lernen, daß es die heiligste Handlung des Weibes ist, mit den Säften der Mutterbrust und den Kräften des Mutterherzens die Zukunft zu nähren, und daß die Frau, die diese Handlung groß und schön vollbringt, des weiblichen Wesens höchste Offenbarung ist?

Weihnachtsfeier in Mexiko. Plauderei von Clementine.

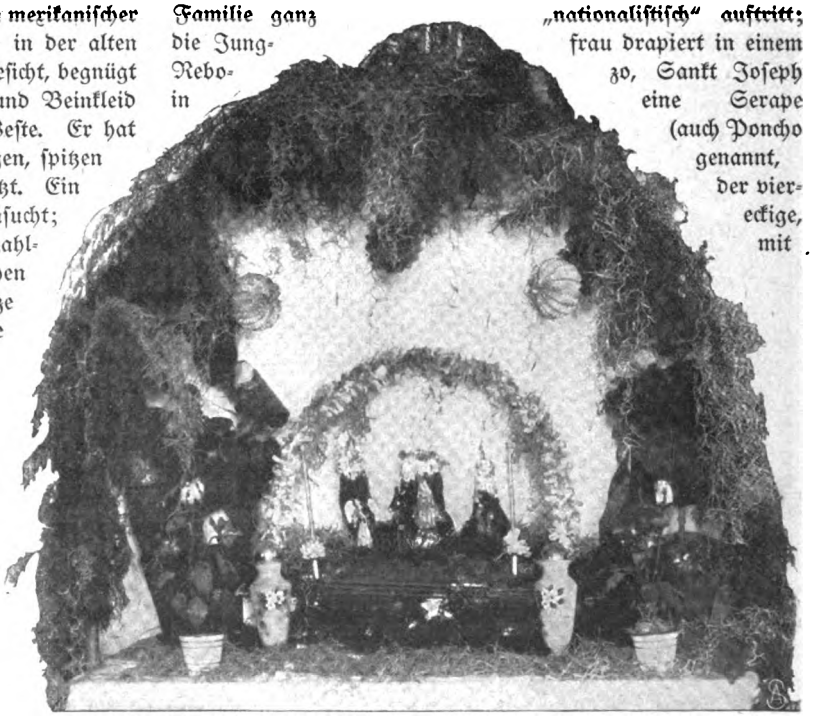
Strassenverkäufer.

Das Weihnachtsfest, wie es heute in Mexiko begangen wird, ist das Produkt internationalen Zusammenwirkens. Die religiösen Zeremonien katholisch-spanischer Provenienz fügen sich den freien gastlichen Formen der heiteren mexikanischen Geselligkeit sympathisch an und lassen auch den angelsächsischen und germanischen Gebräuchen und Traditionen, die durch die große Fremdenkolonie aus dem alten Europa in die neue Heimat eingeführt sind, gern Platz und Spielraum. Englische Christmascards werden in großen Mengen und in reizenden Exemplaren zum Verkauf ausgeboten; man kann, für sehr viel Geld allerdings, alle Zuthaten zu einem echten Plumpudding erhalten; auch stellen Garköche Prachtstücke des englischen Weihnachtskuchens neben blumengeschmückten gebratenen Hühnern und Puten mit vergoldeten Schnäbeln und Beinen aus, die wieder eine alte mexikanische Festliebhaberei sind; die Verkaufsbuden, „Puestos", auf dem großen Platz vor der Kathedrale und begrenzt vom Ayuntamiento (Rathaus) und dem Palacio Nacional, dem Hauptregierungsgebäude, auf dem „Zocalo", in denen man schon seit Jahrzehnten die Krippenfiguren und die „Piñatas" kauft, heimeln uns Deutsche ganz besonders an, da sie aus einem wahren Wald von Tannenbäumen hervorsehen. Die erwähnte „Piñata", eigentlich Kochtopf, ist auch in der weihnachtlichen Umgestaltung nichts anderes; wir sehen auf dem Bild S. 2356 die Verkäuferin, die in ihren „Rebozo", den langen, rechteckigen Chäle aus Baumwollengewebe, ihr unentbehrlichstes Garderobenstück, drapierte mexikanische Indierin; sie hat ihre Weihnachtsattrappen — denn um solche handelt es sich — nach alter Weise aus dickbauchigen irdenen Kochtöpfen hergestellt und diese allen „Piñatas" gemeinsame Grundform, der ein Menschen- oder Tierkopf aufgesetzt wird,

Digitized by Google

Weihnachtsmarkt in Mexiko.

mit Seidenpapierkostümen, mit Fellüberzügen, mit Bänder-, Schleifen- und Blumenausputz phantasievoll maskiert und in die verschiedensten Typen, in Bräute, Tänzer und Tänzerinnen, Harlekins und Kolumbinen oder in fratzenhafte Tiergestalten verwandelt. Auf der Abb. S. 2355 ist der irdene Topf innerhalb des vergoldeten, mit Seidenpapierstreifen geschmückten Leiergestells deutlich sichtbar. Der Verkäufer, ein mexikanischer Typus mit Negerreminiszenzen, wie man sie in der alten Aztekenhauptstadt häufig sieht, in dem braunen Gesicht, begnügt sich mit der einfachsten Garderobe, mit Hemd und Beinkleid aus gelblicher Baumwolle und darüber eine Weste. Er hat aber, und darauf ist er stolz, einen breitrandigen, spitzen Filzhut mit pfundschwerer Silberstickerei aufgesetzt. Ein solcher Hut ist des Mexikaners höchste Sehnsucht; seine ersten Ersparnisse trägt er in eins der zahlreichen, vielfach in deutschem Besitz befindlichen Hutgeschäfte am Zocalo und ersteht für eine ganze Anzahl von Pesos (mexikanischer Dollar) die charakteristische, durch Jahrhunderte die gleiche gebliebene nationale Kopfbedeckung. Bis neun Tage vor Weihnachten muß der mexikanische Familienvater seinen Vorrat von Piñatas eingebracht haben, da diese zu den nun beginnenden allabendlichen „Posadas" notwendig sind. „Posada" heißt eigentlich Haus, Gebäude, auch Logier- und Gasthaus; in Mexiko zur Adventszeit aber sind die Posadas Abendfeste, die während der „Novena", während der letzten neun Tage vor dem 25. Dezember stattfinden. Meist verabreden sich einige Familien, die Posadas abwechselnd zu geben; vielfach aber, und weil die Familien in Mexiko zahlreich und untereinander sehr eng verbunden sind, wird die Sache so gemacht, daß an jedem der neun Posadaabende ein anderes Familienmitglied den Amphytrion spielt und die übrigen sowie die weiteren geladenen Gäste bewirtet. Die Wohnung wird festlich hergerichtet und mit Moos und „Heno" geschmückt. Heno ist das eigentümlich schlingpflanzenartig von den berühmten Riesenzedern des Parks von Chapultepec, der uralten Sommerresidenz mexikanischer Herrscher, herabhängende Pflanzenmittelding zwischen Heu und Moos, außerhalb Mexikos unbekannt, das auf unserm Krippenbildchen klar seine feinen, zackigen Zweiglein und Halme sehen läßt. Kein Fest in Mexiko ohne diese sehr dekorative Henozier über der Krippe, in der die heilige Familie ganz „nationalistisch" auftritt; die Jungfrau drapiert in einem Rebozo, Sankt Joseph in eine Serape (auch Poncho genannt, der viereckige, mit

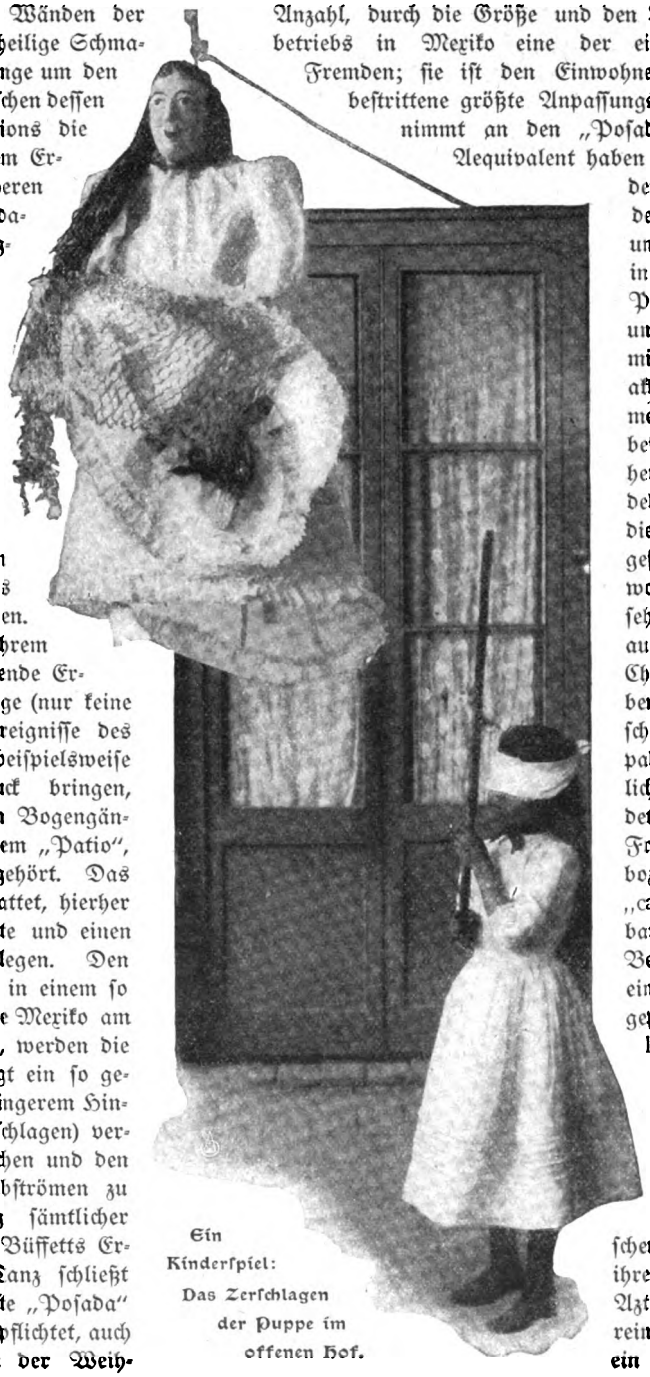


Kleiner Hausaltar mit Krippe.

Digitized by Google

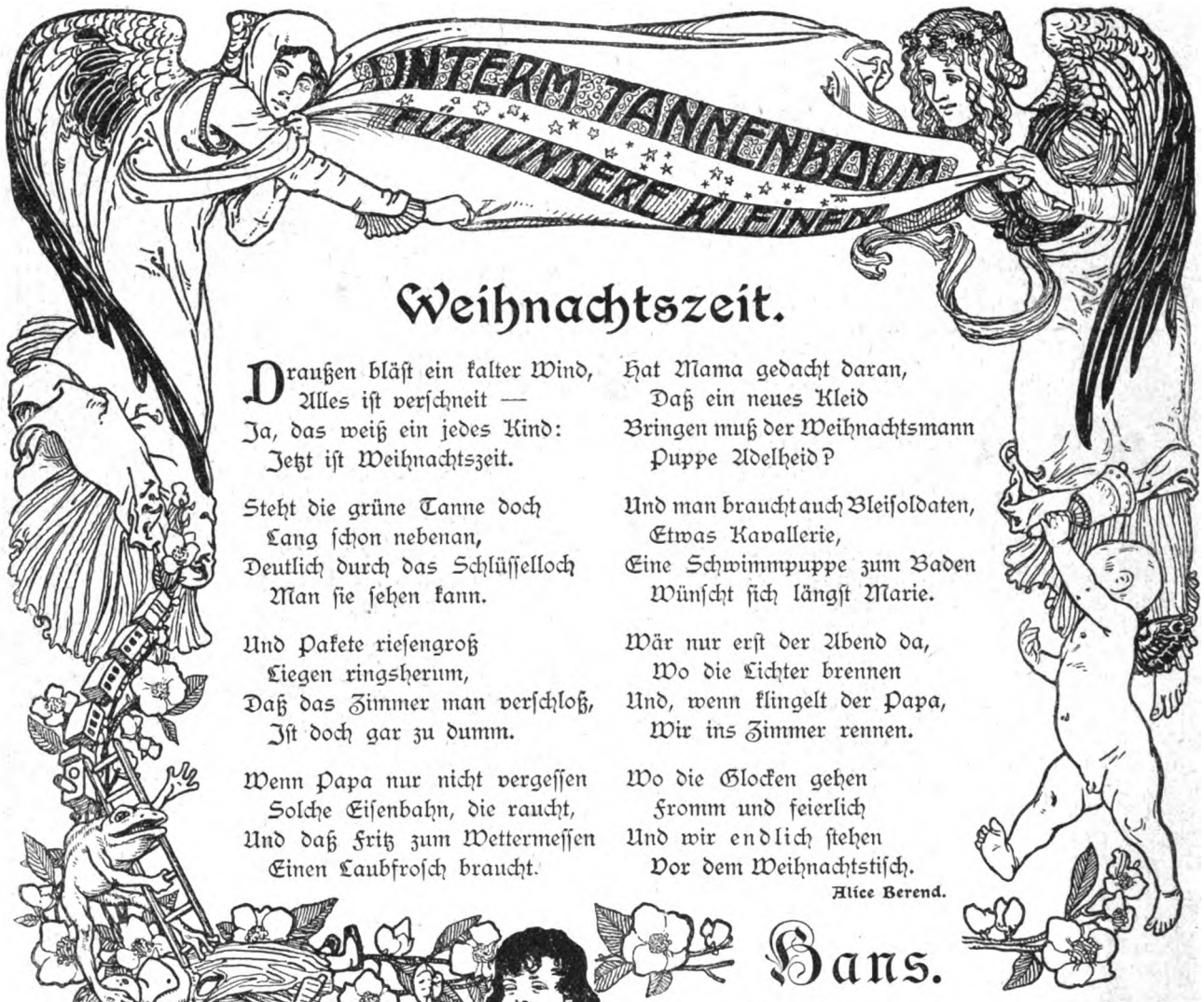
Verkauf von Palmen und Weihnachtsbäumen.

einem Schlitz zum Durchstecken des Kopfes versehene Mantel des Mexikaners) gehüllt, das Christuskind und die Engel durch an die Aztekenahnen mahnende Federkrönchen ausgezeichnet, und auf dem Altar sowie an den Wänden der Wohnung dominiert die mattgrüne altheilige Schmarotzerpflanze und schmückt die Bogengänge um den großen offenen Hof, den „Patio", zwischen dessen Arkadien und Pfeilern nebst Lampions die „Piñatas" aufgehängt sind. Nach dem Erscheinen der Gäste wurde in früheren Jahren zuerst der eigentliche Posadaumzug abgehalten und auf einer Tragbahre größere Figuren der heiligen Familie umhergetragen. Der jetzige Erzbischof von Mexiko hat aber dies Gemisch von weltlichen und heiligen Lustbarkeiten nicht gelitten und die religiösen Elemente der Posada auf die Aufstellung der Krippe beschränkt. Die Posada beginnt jetzt mit der Verteilung von kleinen Geschenken, die in eleganten Kartons, von denen in den „Puestos" zahllose Varietäten zu haben sind, überreicht werden. Dann geht es an das eigentliche „Piñata"vergnügen. Die Puppen, von denen viele in ihrem Aufputz Anspielungen auf epochemachende Erfindungen, soziale Ereignisse und sonstige (nur keine politischen) Anspielungen auf die Ereignisse des verflossenen Jahres, in diesem Jahr beispielsweise auf Santos-Dumont zum Ausdruck bringen, hängen also, wie erwähnt, unter den Bogengängen um und auf dem offenen Hof, dem „Patio", der zu jedem mexikanischen Haus gehört. Das milde Klima selbst im Dezember gestattet, hierher die größeren geselligen Zusammenkünfte und einen Teil des Lebens überhaupt zu verlegen. Den Gästen, besonders den Kindern, die in einem so kinderreichen und kinderlieben Land wie Mexiko am Weihnachtsfest natürlich dazu gehören, werden die Augen verbunden. Nebenst. Abb. zeigt ein so geblendetes kleines Mädchen, das nach längerem Hin- und Herführen (wie bei unserm Topfschlagen) versuchen muß, die „Piñata" zu zerbrechen und den in ihr verborgenen Bonbonregen herabströmen zu lassen. Nach beendeter Zerstörung sämtlicher „Piñatas" werden an gut besetzten Büffetts Erfrischungen eingenommen, und ein Tanz schließt das Fest. Der Gastgeber, der die erste „Posada" der Serie giebt, ist stillschweigend verpflichtet, auch die letzte am 25. Dezember, d. h. in der Weihnachtsnacht vom 24. zum 25., zu übernehmen und an diesem Tag um Mitternacht ein leckeres „sitzendes" Souper auftragen zu lassen. Die deutsche Kolonie ist nicht nur durch ihre Anzahl, durch die Größe und den Umfang ihres Geschäftsbetriebs in Mexiko eine der einflußreichsten unter den Fremden; sie ist den Einwohnern auch durch ihre unbestrittene größte Anpassungsfähigkeit sympathisch und nimmt an den „Posadas" vielfach teil. Als Aequivalent haben die Deutschen dann wieder den Weihnachtsbaum, den wir nun einmal als unveräußerliches Gepäckstück in alle Gegenden, von den Polen bis zum Aequator und wieder darüber hinaus mit uns schleppen und akklimatisieren, in die mexikanischen Häuser und besonders in die Kinderherzen gepflanzt; der Handel mit den durch die Indier vom „Monte" herbeigeschleppten Tannen ist wochenlang vor dem Fest sehr lebhaft; man verkauft auch neben dem echten Christbaum, der Tanne, Lebensbäume und dichte Büschel von einer Art Schilfpalme, die zur weihnachtlichen Dekoration verwendet wird (Abb. oben). Die Frauen sind wieder im „Rebozo", die Männer, meist „cargadores" (Lastträger), in baumwollenem Hemd und Beinkleidern, auf dem Kopf einen Hut aus grobem Strohgepflecht. Der „arbol de la noche buena", Baum der guten Nacht, ist in jeder Beziehung zu einem strahlend-freundlichen Symbol geworden, das über die Kinderherzen hinüber zwischen unsern Landsleuten und ihren Gastfreunden im alten Aztekenland auch neben den rein materiellen Beziehungen ein festes Band bedeutet.



Ein Kinderspiel: Das Zerschlagen der Puppe im offenen Hof.

Digitized by Google



Weihnachtszeit.

Draußen bläst ein kalter Wind,
Alles ist verschneit —
Ja, das weiß ein jedes Kind:
Jetzt ist Weihnachtszeit.

Steht die grüne Tanne doch
Lang schon nebenan,
Deutlich durch das Schlüsselloch
Man sie sehen kann.

Und Pakete riesengroß
Liegen ringsherum,
Daß das Zimmer man verschloß,
Ist doch gar zu dumm.

Wenn Papa nur nicht vergessen
Solche Eisenbahn, die raucht,
Und daß Fritz zum Wettermessen
Einen Laubfrosch braucht.

Hat Mama gedacht daran,
Daß ein neues Kleid
Bringen muß der Weihnachtsmann
Puppe Adelheid?

Und man braucht auch Bleisoldaten,
Etwas Kavallerie,
Eine Schwimmpuppe zum Baden
Wünscht sich längst Marie.

Wär nur erst der Abend da,
Wo die Lichter brennen
Und, wenn klingelt der Papa,
Wir ins Zimmer rennen.

Wo die Glocken gehen
Fromm und feierlich
Und wir endlich stehen
Vor dem Weihnachtstisch.

Alice Berend.

Hans.

Hans Strampelmatz! Hans Strampelbein!
Sein Federbett wird ihm zu klein!
Die Beinchen wachsen unten raus!
Ein neues Bettchen muß ins Haus!

Papa, gieb Geld! Noch mehr! Noch mehr!
Ein Jäckchen muß schon wieder her!
Und ein paar Höschen und ein Schurz,
Denn alles wird dem Strick zu kurz.

Zu kurz das Hemd, zu klein die Schuh!
Der Junge wächst ja immerzu.
Zu eng der Strumpf, zu knapp der Huf,
Papa, bist du ihm denn noch gut?

Der Vater brummt: „Arg ist es schon!“
Und dabei packt er seinen Sohn,
Drückt ihn ans Herze mit Gewalt
Und — küßt ihn lachend, daß es knallt!

Frida Schanz.

Unterwegs.

Karl und Wilhelm, Hans und Fritz,
Anna, Guste, Gretchen,
Auf, ihr faulen Knaben all!
Auf, ihr faulen Mädchen!

Oeffnet eure Herzen weit!
Fegt sie blank und rein:
Christkindchen ist unterwegs,
Will zu euch hinein.

Mia Holm.

Digitized by Google

Das Mondkleid.

Ein Weihnachtsmärchen von Julius Stinde.

Es war einmal ein sehr unartiges Kind, so unartig, wie die unartigen Kinder aus Struwwelpeter und seinen Nachkommen zusammen. Und das will viel sagen, denn die sind sehr schlimm.

Die Eltern liebten das Kind, obgleich es ihnen vielen Kummer bereitete. Sie hofften, es würde sich bessern, wenn sie es mit Güte und Wohlthat überhäuften, denn sie hatten schon oft in hübschen Weihnachtsgeschichten gelesen, wie unartige Kinder, durch die brennenden Lichter des Tannenbaums gerührt, am Weihnachtsabend Besserung gelobten. So oft hatten sie das gelesen, daß sie der festen Ueberzeugung lebten, auch ihnen müsse diese Freude erblühen.

Aber gerade an Weihnachtsabenden war das unartige Kind am allerunartigsten. Nie war ihm genug gespendet worden, und immer wollte es gerade das haben, was es nicht bekommen hatte. Statt des Hampelmanns verlangte es einen trommelnden Hasen, statt des Honigkuchens einen von Marzipan, so groß, wie die Stubenthür. Die neuen, schönen Schuhe warf es dem Kindermädchen an den Kopf, dem Vater schlug es ein Auge mit dem Nußknacker blau, weil es eine Puppenfee wünschte, der Mutter zerriß es das seidene Weihnachtsabendkleid, weil es einen Stern haben wollte, den sie ihm nicht geben konnte. Wohl holte sie den Goldstern von der Tannenbaumspitze herab, aber der war nicht der rechte.

Es wollte einen von den Sternen da draußen am Himmel haben.

Als die Mutter den nicht langen konnte, warf das unartige Kind sich auf den Rücken und strampelte und schrie, daß nicht allein die Leute zusammenliefen, sondern auch Knecht Rupprecht kam und fragte, was denn los sei?

Dem klagte die Mutter ihr Leid und bat ihn um Hilfe. Da ging Knecht Rupprecht hin und schüttelte den Himmelsbaum, daß eine Menge von den reifsten Sternen herunterfielen. Aber nun wollte das Kind keinen Stern mehr. Und so gut hatte Knecht Rupprecht geschüttelt, daß noch immer von Zeit zu Zeit Sterne fallen. Wer aufpaßt, sieht sie, wenn er des Nachts fleißig aufbleibt.

Solches Betragen verdroß Knecht Rupprecht, und er sagte dem Christkind, daß die Menschenkinder ausverschämt und undankbar würden. Da sagte das Christkind: „Nächstes Jahr wird nur die Hälfte beschert. Zu viel Güte verdirbt die Menschenkinder."

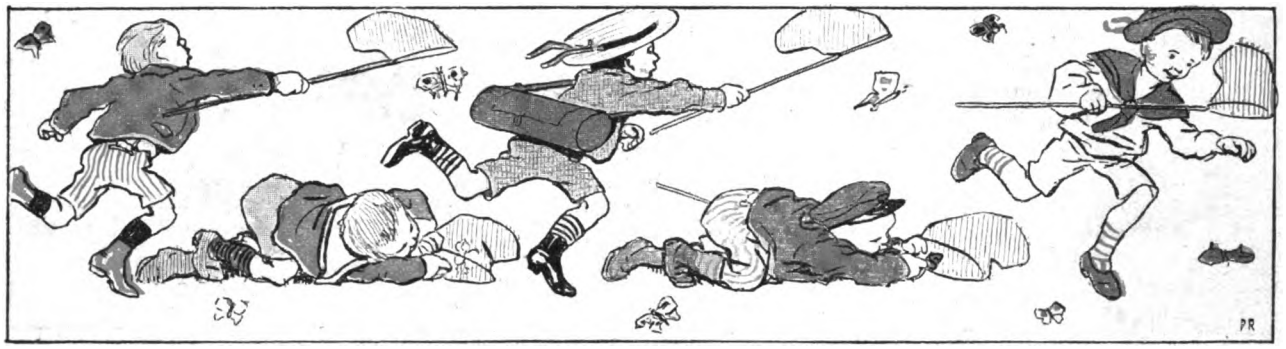
Und so geschah es. Und die Geschäfte gingen nur halb so gut, und alle jammerten über die schlechten Zeiten.

Mit Bangen erwarteten die Eltern diesmal Weihnachten. Sie wußten nicht, was sie dem Kind schenken könnten, um es zufrieden zu stellen. Der Vater baute ihm ein Theater auf, damit es Kunst spielte, aber es trat es mit beiden Füßen zusammen. „Ich will den Mond!" schrie es, „ich will den Mond!"

Da kam Knecht Rupprecht. Der hatte einen großen, schwarzen Bart und rief: „Du sollst ihn haben. Und nicht eher wirst du erlöst, bis du ihm ein Kleid gemacht hast, das ihm paßt." — Bei diesen Worten faßte er das unartige Kind am Nacken und fuhr mit ihm durch die Lüfte nach dem Mond hin. „So," sagte er, „da sind Wolkenlappen, hier ist eine Schere, und zum Nähen nimmst du Lichtstrahlen. Nun mache dem Mond ein Kleid. Wenn es sitzt, rufe mich, und ich bringe dich wieder zurück zu den Deinen."

Es war so einsam und graulich und so kalt und das Kind so hungrig da oben, daß es sich beeilte, wieder wegzukommen. Es nahm dem Mond Maß und nähte das Kleid. Als es damit fertig war und es dem Mond anziehen wollte, war der ganz voll und rund geworden, und das Kleid war viel zu klein. „O," sagte das Kind,

Digitized by Google



„ich will es weiter machen.“ — Nach einigen Tagen hatte es das Kleid weiter gemacht, aber indessen war der Mond viel dünner geworden. — „O,“ sagte das Kind, „nun mache ich das Kleid enger.“ — Und als das Kind es enger hatte, da war der Mond wieder viel zu dick. Und wie es auch arbeitete und sich mühte: das Kleid paßte nicht.

Da sah das Kind, daß es nimmer auf die Erde käme, nie zu seinen Eltern, zu dem Kindermädchen, dem Nußknacker, dem Honigkuchen, dem Theater. Und weinte bitterlich.

Da sagte das Christkind: „Rupprecht, es weint.“

„Das ist ihm gesund,“ sagte Knecht Rupprecht mit dem schwarzen Bart.

Das Christkind aber ging hin und küßte dem Kind die Thränen von den Augen. „Komm,“ sagte es, „wir wollen hinab zur Erde gehen. Bist du damit zufrieden?“

„Ja, ja!“ rief das Kind. „Mit allem bin ich zufrieden, wenn ich nur nicht dem Mond ein Kleid machen soll!“

Wie Lies und Bob zur Bescherung fuhren.

Etwas fürs kleine Volk von Viktor von Kohlenegg.

Was klingt da im Wald? Wer fährt da im Schlitten?
Was kommt da im Dunkeln angeritten?
Klingling trabtrab, es fliegen die Decken,
Die großen Rappen sich schnaubend strecken,
Auf ihren Rücken ein Wehen und Huschen,
Da reiten gar schöne bunte Puscheln;
Und was ist das? Wer flüstert und lacht,
Wer hat sich's im Schlitten bequem gemacht?
Wer sitzt da in Tücher und Pelze gemummelt
Und guckt und lauscht und tuschelt und brummelt
Und hat ganz rote Nasenspitzen
Und Ohrenklappen an den Ottermützen?
Wer ist's? klingling, und ihr Puscheln, hop hop,
Es ist die Lies, und es ist der Bob.

Und hinter ihnen auf dem Pritschensitz
Mit großer Bärenzottelmütz
Und mächtigem, schwarzem Zottelkragen
Und weißem Bart bis auf den Magen
Da hockt der alte Kutscher Klaus,
Sieht gerade wie der Niklas aus.
Wo geht's denn hin? Klingling, hop hop,
Zur Großmama fahr'n Lies und Bob,
Die wohnt hinterm Wald in 'nem alten Schloß
Mit der Jungfer Gundel und dem Gärtner Voß,
Die Eltern fuhren schon früh hinaus,
Nun kommt mit den Kleinen der alte Klaus —
Was ist denn los? Bescherung und Schmaus!

Ob sie im Wald heut den Niklas sehn . . .?
Auch Frau Holle soll gern in den Büschen stehn,
Ihre Mägde die Betten schütteln lassen,
In der Christnacht die Leute beim Kleide fassen,
Die Großen und Kleinen, die sind dann gefeit
Bis zur nächsten Weihnacht vor Hunger und Leid.

Zeichnungen von Paul Rieth.

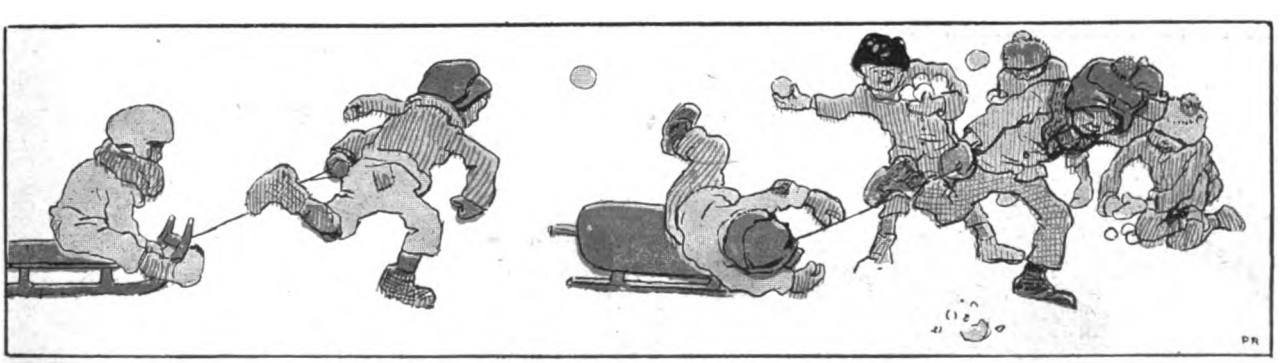
Digitized by Google

Es ist so dunkel, nur die Sterne sind klar,
Vielleicht sehn sie das Christkind gar . . .!
Und sie sitzen in Lust und sitzen in Bangen
Und haben Angst und haben Verlangen,
Und die Pferde laufen, das Schellenzeug hallt,
Und nun ein Ruck, und nun sind sie im Wald.

Es schneit. Ganz groß kommen die Flocken herunter,
Das macht die Kleinen bald ernst, bald munter,
Sie fangen den Schnee und spielen sich heiß,
Und der Wald ist still, und der Wald ist weiß.
Da knackt's in den Zweigen, will näher kommen,
Und Bob und Lies, die gucken beklommen,
Ein Weiblein, uralt und ganz beschneit,
Steht zwischen den Büschen und schüttelt sein Kleid.
„Wer ist das, Klaus?" „Die Reisigfrau Trolle."
Da atmen sie auf: „Wir dachten, Frau Holle!"
Es war ihnen doch ganz bänglich zu Mut,
Nun aber ist alles wieder gut,
Und sie rufen, die Schelme: „Frau Holle! —
Frau Holle!"
„He he, ihr Rackers! Wie sich das freut!
„Wißt ihr's denn schon —?
's ist Weihnachten heut!"
„Frau Holle! — Frau Holle!"

Klingling trabtrab und weiter die Fahrt,
Eiszapfen wachsen dem Klaus im Bart,
Und die Kinder sind still und lugen umher . . .
Wer tappt da übern Waldweg quer?
Ein großer Mann mit Pelz und Pack,
Als trüg er einen großen Sack,
Hat auch 'nen Stock und, ihr glaubt es kaum,
Unterm Arm einen kleinen Tannenbaum . . .
„Wer ist das, Klaus?" „Der Förster Rann.'
„Wir dachten, es wär der Weihnachtsmann."
Und da fangen die Schelme wieder an:
„He, Weihnachtsmann! — Herr Weih-
nachtsmann!"
„Ho ho! Was sind das für lustige Leut?
„Ihr Racker, ich sag's euch —:
's ist Weihnachten heut!!"
„He, Weihnachtsmann! — Herr Weih-
nachtsmann!"

Klingling trabtrab, sie sind aus dem Wald,
Nun hat die Fahrt ihr Ende bald;
Weit ist das Feld, und die Kälte wird stark;
Jetzt um die Ecke, und nun sind sie im Park.
Und immer fällt Schnee, ganz weiß sehn sie aus,
Der Bob und die Lies, die Rappen, der Klaus.
Klingling trabtrab, das geht wie der Wind,
Die Pferde laufen noch mal so geschwind,
Und Bob und Lies spähn aufgeregt aus,
Dort leuchten die Fenster, dort schimmert das
Haus . . .
Doch wer geht da im Weg, in langem Gewand?
Ein kleines Licht schwankt an der Hand,
Und weiße Hüll'n decken Schulter und Haar —
Die Kinder sind still; ist's das Christkind gar?
Und sie huschen und schmiegen sich aneinand
Und fassen sich leise bei der Hand,
Sie fragen nicht Klaus, und Lies atmet tief,
Die Ottermützen sitzen schief,
Klingling, sie fliegen, nun sind sie ganz nah,
Und nun jubeln sie auf —:
„Mama — Mama!!"



Zeichnungen von Paul Rieth.

Digitized by Google

Die verschwundene Puppe.

Was war das heute für ein Schreck!
Denkt nur: Elisabeth ist weg!
Die schöne, große Puppe!
Gleich nach der Morgensuppe,
Da wollt ich eilig zu ihr gehn —
O weh, da war sie nicht zu sehn!
Ich hatte in den Wagen
Doch selber sie getragen
Und ihr das Kissen fein geklopft
Und ihr die Decke eingestopft,
Nun war das liebe Bettchen leer —
Da schrie ich laut und weinte sehr.
So schön und heil war sie ja noch!
Sie hatte nur im Kopf ein Loch,
Auch fehlte die Perücke —
Ein Arm ging ihr in Stücke.
Die Nase war zerschmettert,
Weil sie so gerne klettert,
Dabei vom Schrank gefallen war.

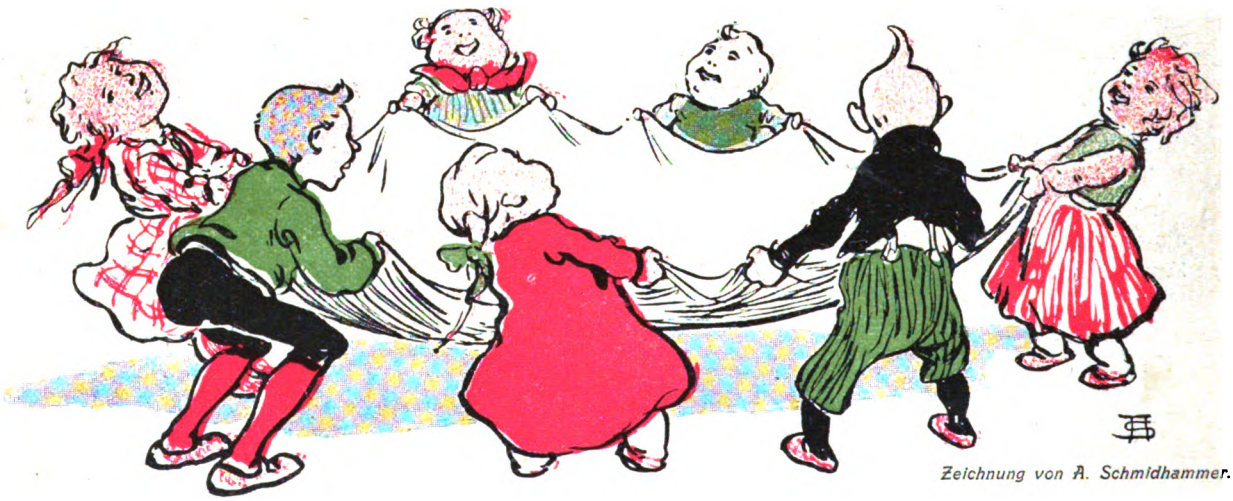
Sonst war sie heil noch ganz und gar.
Ach, niemand konnt mir sagen,
Wer sie davongetragen,
Die mir so lieb gewesen ist,
Und wer der Dieb gewesen ist.

Bei Onkel Heinrich fragt ich an.
Der dachte nach und sagte dann:
„Vielleicht hat sie der Weihnachtsmann
Und heilt sie in der Klinik aus,

In seinem Puppenkrankenhaus.
Dort kriegt sie viel Rhabarber ein
Und wird dann wieder hübsch und fein.
Vielleicht kommt sie mal wieder
Und hat dann heile Glieder,
Ein neues Seidenkleid dazu
Mit Spitzen — feuerrote Schuh
Und Locken wie von reinem Gold
Und ist so schön und ist so hold,
Daß du sie gar nicht wiederkennst
Und sie nur Frau Prinzessin nennst."

Ach, wenn das wär, ach, wenn das wär.
Da freut ich mich erschrecklich sehr,
Und tischhoch wollt ich springen
Und wollt ein Loblied singen
Dem lieben guten Weihnachtsmann,
Der alles hat und alles kann!

Heinrich Seidel.



Zeichnung von A. Schmidhammer.

Weihnachtsfreude.

O schönes Fest, wenn Engelsang
Vom Himmel schallt herab!
Man träumt davon schon Wochen lang
Und zählt die Tage ab.

Dann steht am Weihnachtsabend da
Geschmückt der Tannenbaum;
So wunderbar, so glänzend sah
Man ihn auch nicht im Traum.

Seht, was im Tannengrün sich wiegt,
Im Schein der Kerzen blitzt,
Was alles erst darunter liegt
Und steht da oder sitzt!

O wie man seelenfroh erwacht
Alsdann am Tag darauf,
Besieht sich alles mit Bedacht
Und baut es alles auf!

Und Mutter sagt, indem dabei
Sie zusieht unserm Spiel:
„Macht nur nicht alles gleich entzwei
Und eßt nicht gar zu viel!"

J. Trojan.

An Bübchen.

Wo ein einz'ges Kind im Haus,
Sieht es gar nicht traurig aus:
Sind nicht andre Kinder da,
Sind doch Engel immer, immer nah.

Wirst du, Bübchen, artig sein,
Kommen lust'ge Engelein,
Kommt das Christkind selbst herein,
Froh mit dir zu spielen.

Mia Holm.

Marienkind.

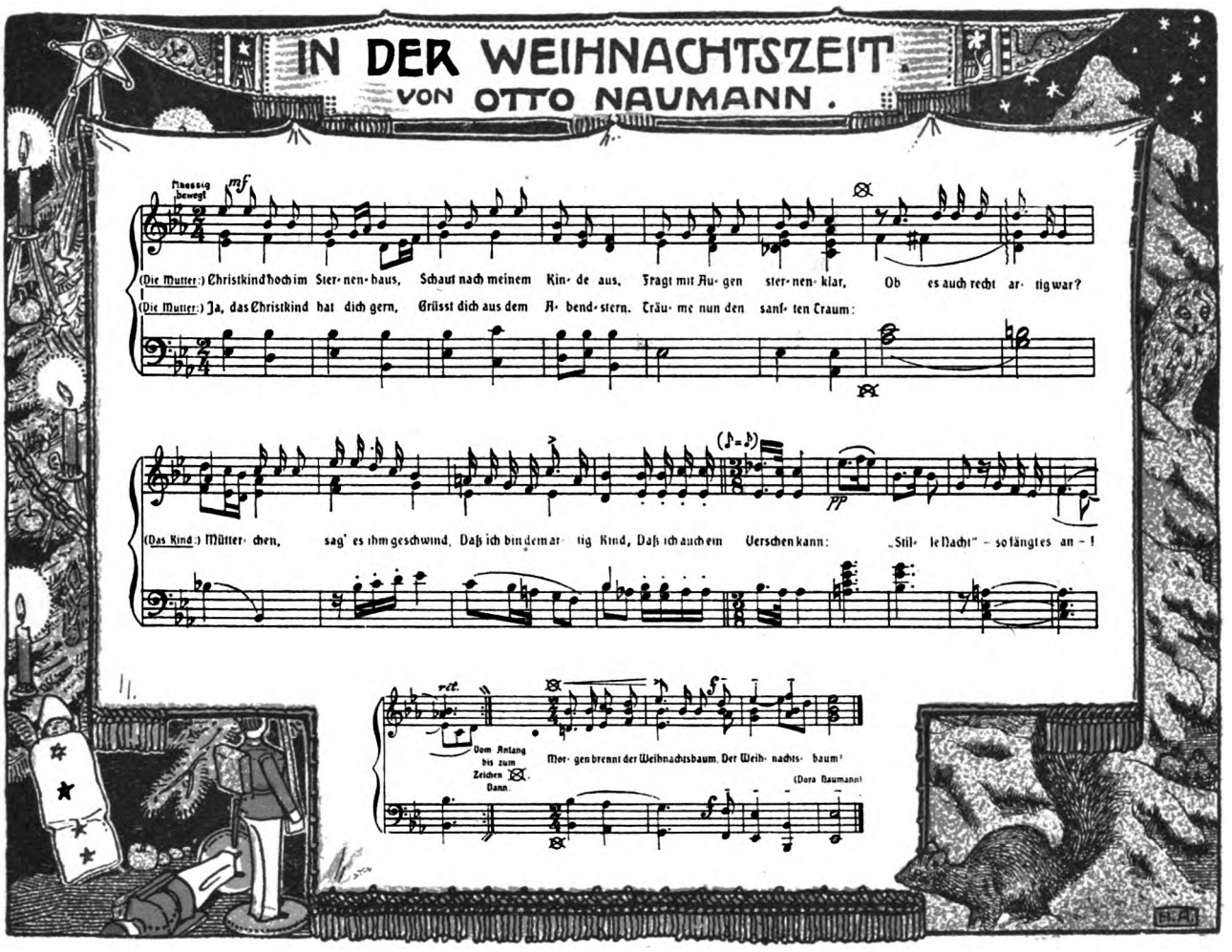
Marienkind im Stalle
Weint im kalten Wind;
Der fährt durch Fugen ein und aus —
Doch weiße Englein lockenkraus,
Die lugen zum Gebälk heraus
Und singen, singen alle:
Schlaf, Marienkind!

Marienkind in der Krippen
Schlummert hart auf Stroh.
Marienkleid ist Linnen rein,
Marienhaar hat gelben Schein,
Sie wiegt ihr heilig Kindlein ein,
Sie küßt des Knaben Lippen,
Weint und ist doch froh!

Marienkind auf Erden,
Ueberm Stall ein Stern. —
Und ob er voller Sterne wär,
Gottvater deucht sein Himmel leer,
Gottvater schaut zur Erde her —
Ueber Hirt und Herden
Geht der Glanz des Herrn!

Lulu v. Strauss u. Torney.

Digitized by Google



Was die Dämmerfee erzählte.

Von Alice Behrend.

Nun kommt einmal her zu mir, all ihr lieben Kinder, die ihr gut und artig seid. Ich will euch etwas erzählen. Ein Geschichtchen, das ich von der kleinen Dämmerfee gehört habe.

„Wer ist denn die Dämmerfee?" werdet ihr nun fragen. Das sollt ihr sofort erfahren.

Sehr oft des Nachmittags, bevor es dunkel wird, sitze ich an meinem Fenster und sehe zu, wie die liebe Sonne langsam von dannen geht und es allmählich Abend wird. Dann kommt, husch, husch, die zarte Dämmerfee zu mir hereingeflogen.

Sie ist gar lieblich anzusehen. Braune Locken hat sie und große, dunkle Augen, so unergründlich, wie der Himmel am Abend, ehe die Sterne kommen. Ihr Kleid schimmert wie Gold und Silber und ist aus einem Gewebe, wie wir es hier auf Erden gar nicht kennen. Das haben ihr die Sternenkinder aus Mond- und Sonnenstrahlen gesponnen. Wenn sie spricht, so ist es, als wenn ferne Abendglocken klingen.

Als sie das erste Mal zu mir hereinkam, kannte ich sie auch nicht, und ich fragte sie: „Wer bist du denn, du kleine, liebliche Fee?" Da sang sie mit ihrer hellen und leisen Stimme:

Höre mir zu, bevor ich entschwunden,
Die Zauberfee bin ich der Dämmerstunden.
In den Dämmerbergen wohn ich,
Auf dem ersten Wölkchen thron ich,
Das rosig über die Sonne zieht,
Wenn der leuchtende Tag entflieht.
Ich bin die Dämmerfee genannt,
Ihr Menschen seid mir gut bekannt,
Denn bei heimlichem Dämmerschein
Guck ich in eure Fenster hinein.

Da wußte ich, wer sie ist. Ihr Kinderchen wißt es jetzt auch, nicht wahr?

Nun aber paßt einmal auf, was mir die Dämmerfee heute erzählte.

„Eben war ich in einer Kinderstube," sagte sie. In dieser Kinderstube saßen drei kleine Kinder und spielten.

Digitized by Google

Lottchen wiegte ihre Puppe, die leider sehr krank war. Lotte hat nämlich vergessen, sie gestern abend zuzudecken. Da hatte das arme Püppchen sich erkältet. Aber Lottchens Schwester, das dicke Lieschen, kochte eben aus Schokoladenplätzchen eine Krankensuppe für die kranke Puppe. Max, der Bruder, saß auf seinem Schaukelpferd und wollte darauf nach Kolberg reiten. Da war er mit Papa, Mama, Lottchen und Lieschen im Sommer gewesen. Ei, da war es fein! Da hatten sie in dem schönen weißen Sand große Burgen gebaut, und einmal durfte Max sogar mit dem Papa baden gehen. Richtig in dem großen, großen Meer, wie ein großer Mann.

Hottehüh, hottehüh, Pferdchen, lauf Galopp! rief Max.

Wir reiten wie der Wind
Nach Kolberg jetzt geschwind.

Aber, o weh, als er so wild schaukelte, stieß er an den Tisch, an dem Lieschen kochte. Und — bums — fiel der ganze Tisch um, und die schöne Schokoladensuppe, die Lieschen gerade fertig gekocht hatte, floß auf die Erde. Denkt euch nur!

Da fing Lieschen bitterlich zu weinen an, und Lottchen schluchzte mit ihr. Wie sollte denn nun Lottchens Puppe wieder gesund werden?

Max that seine Ungeschicklichkeit sehr leid, aber er war zu trotzig, um es einzugestehen. Statt, daß er die Schwestern um Entschuldigung bat, stellte er sich vor sie hin und äffte ihnen nach, wie sie weinten. Huhu, huhu, rief er, ihr dummen Mädels, immer gleich heult ihr los, da sind wir Jungens doch ganz anders. Da schrien Lottchen und Lieschen nur immer mehr. Immer lauter, bis es die Mama hörte und schnell herbeikam, um zu sehen, was geschehen war. Lottchen und Lieschen konnten gar nicht sprechen vor Weinen. Sie schluchzten nur: Der Max, der Max, der hat — Bis Max dann selbst zu der Mama sagte: Ich wollte nach Kolberg reiten, und da hat mein Pferd Lieschens Kochtisch umgestoßen.

Und dann hat er gesagt, rief Lottchen, die auf einmal wieder sprechen konnte, dann hat er gesagt, daß wir Mädchen dumm sind und immer gleich weinen.

Du hast deine Schwestern nicht einmal um Entschuldigung gebeten? fragte die Mama.

Max senkte beschämt den Kopf.

Nun, dann wirst du heute kein Kompott bekommen. Es gab nämlich gerade Apfelmus, das Max so gern aß. Ihr Mädchen aber werdet auch keins bekommen. Denn ihr sollt es euch abgewöhnen, immer gleich über alles zu weinen. Das ist sehr häßlich, und brave Menschen dürfen das nie thun. Und ihr wollt doch einmal brave Menschen werden, nicht wahr?

Lottchen und Lieschen nickten.

Seht ihr! Nun gebt euch alle drei einen Kuß, und dann ist alles wieder gut. Lottchens Puppe wird gewiß auch ohne die Suppe wieder gesund, wenn sie diese Nacht recht warm zugedeckt wird. Und wenn ihr nun artig seid, hebe ich euch das Apfelmus zu morgen auf.

Das alles hatte die Dämmerfee in der Stube gehört.

Hat vielleicht einer von euch auch schon so etwas gesehen, ihr lieben Kinder??

Tierliese. Zeichnung von H. Eichrodt.

Besuchspielen.

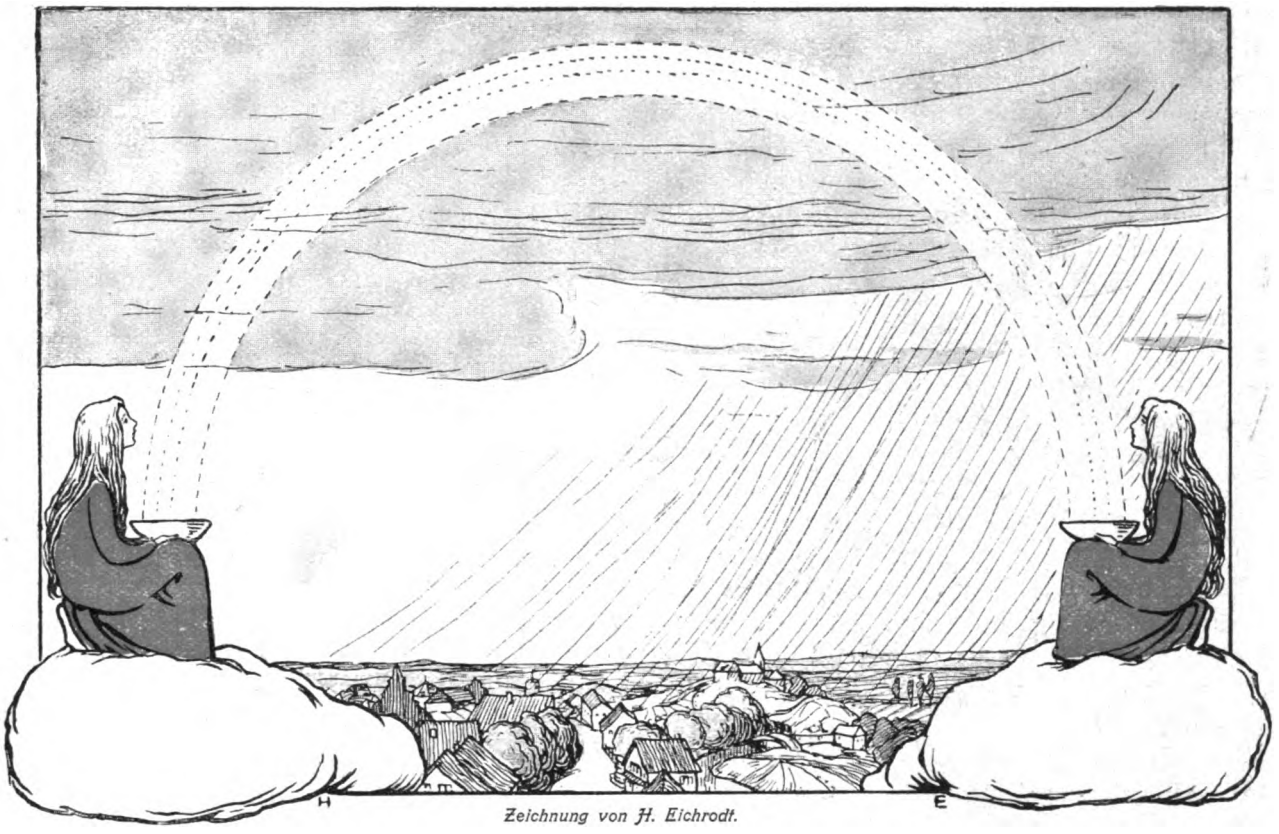
Es kommt Besuch. Frau Gevatter Schmitt!
Das ist eine große Ehre!
Eine goldene Tüte bringt sie mit,
Leider ist's eine leere! —

„Nehmen Sie Platz hier!"
„„Schönsten Dank!""
„Was machen Ihre Kinder?"
„„Danke! Sie sind Gott Lob alle krank!""
„Meine Gott Lob, nicht minder!"

Die Frau Gevatterin springt sodann
Sehr eilend auf ihre Füße. —
„Adieu! Adieu! Und an ihren Mann
Meine sehr geehrten Grüße!"

Frida Schanz.

Digitized by Google



Zeichnung von H. Eichrodt.

Weihnachten in der Speisekammer.

Von Paula Dehmel.

Unter der Thürschwelle war ein kleines Loch. Dahinter stand die Maus Kiek und wartete. Sie wartete, bis der Hausherr die Stiefel aus- und die Uhr aufgezogen hatte; sie wartete, bis die Mutter ihr Schlüsselkörbchen auf den Nachttisch gestellt und die schlafenden Kinder noch einmal zugedeckt hatte; sie wartete auch noch, als alles dunkel war und tiefe Stille herrschte. Dann ging sie.

Bald wurde es in der Speisekammer lebendig. Kiek hatte die ganze Familie benachrichtigt. Da kam Miek mit den fünf Kleinen, und Onkel Grisegren und Tante Fellchen stellten sich auch ein.

„Frauchen, hier ist etwas Weiches, Süßes," sagte Kiek leise vom obersten Brett herunter zu Miek; „das ist etwas für die Kinder," und er teilte von den Mohnpielen aus. „Komm hierher, Grisegren," piepte Fellchen und guckte hinter der Mehltonne hervor, „hier giebt's Gänsebraten, vorzüglich, sag ich dir, die reine Hafermast; wie Nuß knuspert sich's."

Zeichnung von A. Schmidhammer.

Digitized by Google

Zeichnung von A. Schmidhammer.

Grisegren aber saß in der neuen Kiste in der Ecke, knabberte am Pfefferkuchen und sagte gar nichts. Die Mäusekinder balgten sich im Sandkasten und kriegten Mohnpielen.

„Papa," sagte das größte, „meine Zähne sind schon scharf, ich möchte lieber knabbern, das hört sich so hübsch an." „Ja, ja, wir wollen auch knabbern," sagten alle Mäusekinder, „Mohnpielen sind uns zu matschig," und bald hörte man sie am Gänsebraten und am Pfefferkuchen. „Verderbt euch nicht den Magen," rief Fellchen, die Angst hatte, selbst nicht genug zu kriegen; „an einem verdorbenen Magen kann man sterben." Die kleinen Mäuse sahen ihre Tante erschrocken an; sterben wollten sie ganz und gar nicht, das mußte schrecklich sein. Vater Kiek beruhigte sie und erzählte ihnen von Gottlieb und Lenchen, die drinnen in ihren Betten lägen und ein Pferd und eine Puppe im Arm hätten, und daß in der großen Stube ein mächtiger Baum stände mit Lichtern und Flimmerstaat, und daß die ganze Wohnung herrlich nach frischem Kuchen röche! „Ach," sagte Fellchen, „erzähle nicht so viel, laß die Kinder lieber essen." Die aber lachten die Tante mit dem dicken Bauch aus und wollten noch viel mehr wissen, mehr als der gute Kiek selbst wußte. Zuletzt bestanden sie darauf, auch einen Weihnachtsbaum zu haben, und die zärtlichen Mauseeltern liefen wirklich in die Küche und zerrten einen Ast herbei, der von dem großen Weihnachtsbaum abgeschnitten worden war. Das gab einen Hauptspaß. Die Mäusekinder quiekten vor Entzücken und fingen an, an dem grünen Tannenholz zu knabbern; das schmeckte aber abscheulich, wie Terpentin, und sie ließen es sein und kletterten lieber in dem Ast herum, machten Männchen, lugten neugierig über die Bretter und spielten Versteck hinter den Gemüsebüchsen und den Einmachetöpfen; was sollten sie auch mit dem dummen Weihnachtsbaum, an dem es nichts zu essen gab!

Als aber das Kleinste ins Pflaumenmuß gefallen war und von Mama Miek und Tante Grisegren abgeleckt werden mußte, wurde ihnen das Umhertollen untersagt, und sie mußten wieder artig am Pfefferkuchen knabbern. Am andern Morgen fand die alte Köchin kopfschüttelnd den Tannenast in der Speisekammer und viele Krümel und noch etwas, was nicht gerade in die Speisekammer gehört; ihr werdet euch schon denken können, was! Als Gottlieb und Lenchen in die Küche kamen, um der alten Marie guten Morgen zu wünschen, zeigte sie ihnen die Bescherung und meinte: „Die haben auch tüchtig Weihnachten gefeiert." Die Kinder aber tuschelten und lachten und holten einen Blumentopf. Sie pflanzten den Ast hinein und bekränzten ihn mit Zuckerwerk, aufgeknackten Nüssen, Honigkuchen und Speckstückchen. Die alte Marie brummte, da aber die Mutter lachend zuguckte, mußte sie schon klein beigeben. Sie stellte alles andere sicher und ließ den kleinen Naschtieren nur ihren Weihnachtsbaum.

Die Kinder aber jubelten, als sie am zweiten Feiertag den Mäusebaum geplündert vorfanden, und hätten gar zu gern auch ein Dankeschön von dem kleinen Volk gehört.

Das aber lag unter der Diele und verdaute. „Den guten Speck vergeß ich mein Lebtag nicht," sagte Fellchen, und Grisegren biß eine mitgebrachte Haselnuß entzwei. Kiek und Miek aber waren besorgt um ihre Kleinen; die hatten zu viel Pfefferkuchen gegessen, und ihr wißt, liebe Kinder, das thut nicht gut!

Digitized by Google

Das billige Schloß.

Ein Schlößchen wollen wir bauen
Für schöne Herrn und Frauen;
Ein Schloß mit Thor und mit Altan,
Mit Giebel, Turm und Fahnen dran.
Baue nur, Bübchen, baue!

Wir haben weder Wald noch Feld —
Wohin wird nun das Schloß gestellt?
Da nehmen wir ein Brett mit Sand —
Ist das nicht gleich ein schönes Land?
Baue nur, Bübchen, baue!

Wo können wir die Ziegel kaufen?
Ei, auf der Gasse liegen Haufen.
Doch Säulen braucht man zum Palast,
Wir machen sie von dürrem Ast.
Baue nur, Bübchen, baue!

Wie machen wir den Burgaltan?
Den schmieren wir mit Lehm daran!
Wie machen wir dem Schloß sein Thor?
Ein Loch und ein Stück Holz davor!
Baue nur, Bübchen, baue!

Die Fenster — ei, wie macht sich das?
Im Kehricht liegt eine Menge Glas.
Noch fehlt das Dach — was nehmen wir?
Einen alten Fetzen Packpapier?
Baue nur, Bübchen, baue!

Nun wird das Schloß vollendet sein!
Jetzt laden wir den Däumling ein;
Der kommt mit seinem Ranzen
Und singt dazu beim Tanzen:

Brett mit Sand — schönes Land!
Ziegel kaufen — Straßenhaufen!
Prachtpalast — dürrer Ast!
Burgaltan — Lehm daran!
Schloß sein Thor — Holz davor!
Macht sich das — Scherbenglas?
Dach ist hier — Packpapier!
Däumling fein — Däumling klein
Tanzt im Schloßhof aus und ein!

M. Haushofer.

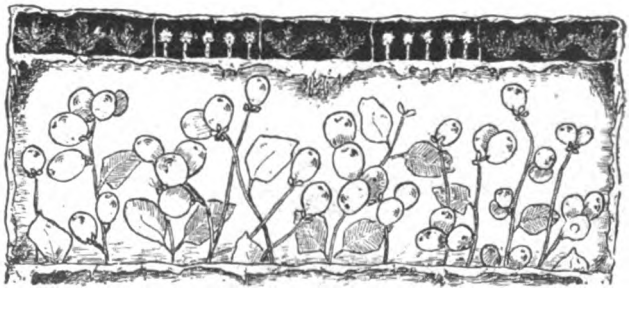
Weihnachten im Walde.

Es kommen aus tiefem Berge
Die Zwerge,
Singend, johlend, trinkend und schmausend,
Männlein und Weiblein wohl an tausend;
Und Elfen des Waldes und Elfchen der Wellen
Fröhlich sich ihnen zugesellen,
Und die Gnomen trompeten, trommeln und geigen,
Und die zarten Elfen tanzen den Reigen.
Die Vögel, die bunten, pfeifen und singen
Und schwingen
Sich jubelnd vor Glück
Von der Erde
Zur rauschenden Krone zurück.

Doch sieh: es funkeln, es glimmen, es brennen —
O wunderbar, wunderbar süß zu nennen —
Der blauen und gelben Lichterchen viele
An jedem Zweige, an jedem Stiele.
Christkindlein aber schreitet im Glanze,
Umschimmert von leuchtendem Strahlenkranze,
Glückspendend an all den kleinen
Gnomen vorüber, den lieben und feinen,
Und jeden beschenkend mit Siebensachen —
Ist das ein Jubel, ein Scherzen und Lachen!
Ist das ein Schimmern und eine Pracht
Bis Mitternacht.
Dann klingen die Glöckchen am Silberkettchen,
Dann ruft der Wächter: „Marsch, marsch ins Bettchen!“
Und leise verlöschen die Lichter der Aeste,
Und all die kleinen Waldesgäste
Wandern nach Hause; die Himmelssternchen
Leuchten blinkend als Laternchen — —

Und kommt am Morgen der Wagen gefahren,
So kann das Bäuerlein nichts gewahren,
So still und träumend ruht der Tann;
Kein Elfchen schleicht, kein kleiner Mann —
Die Peitsche knallt, und die Pferde ziehn,
Er fragt nach nichts, was kümmert ihn
Der ganze Spuk und Zauber von gestern
Mitsamt den Zwergen, mitsamt den Schwestern!

E. H. Strassburger.



Digitized by Google

Bilder aus aller Welt.

Toiletten von der Pferdeschau in Neuyork.

Die Pferdeschau, die alljährlich vor Weihnachten im Madison Squaregarten zu Neuyork eine Woche lang abgehalten wird, kennzeichnet den Beginn der amerikanischen Saison. Wer irgendwelchen Anspruch darauf macht, zur Gesellschaft zu gehören, muß die „horse show“ besuchen, um dort zu sehen und, was bedeutend wichtiger ist, gesehen zu werden. Und nicht nur tout Neuyork giebt sich dort ein Stelldichein, sondern die Modedamen und Herren aus Philadelphia, Boston, Washington, Chicago u. s. w. betrachten es als eine unabweisliche Pflicht, den Besuch der Neuyorker Pferdeschau in ihr winterliches Programm aufzunehmen. Die Pferde sind Nebensache, trotzdem dort die Elite des Pferdematerials vorgeführt wird. Sie sind nur Mittel zum Zweck, um dieser gesellschaftlichen Veranstaltung den Namen zu geben. Die wenigsten Besucher treibt sportliches Interesse nach dem Madison Square. Ihnen ist es nur um die Parade der neuen Moden, weiblicher wie männlicher, wenn diese Bezeichnung gestattet ist, zu thun, und in ihren Augen sind die Kunstwerke der Schneider und Schneiderinnen von größerer Wichtigkeit, als die Pferde. Die Pferdeschau bedeutet für Neuyork und die Vereinigten Staaten etwa das, was der Große Preis von Paris für die französische Modenwelt. Auch dieses Jahr bildete keine Ausnahme. Die Neuyorker „Vierhundert“ mit ihrem ganzen Anhang waren im Madison Squaregarten, die Damen in wahren Wunderwerken von Toiletten.

Theatermantel mit Spitzenbesatz und Nerzstreifen.

Promenadenbluse aus Hermelin.

Toilette aus Chinakrepp und Taille aus Caracül.

Schluss des redaktionellen Teils.

Sinnvolles Weihnachtsgeschenk!

Mund-Hygiene-Cartons

Prächtige Ausstattung mit künstlerischen Reliefs.

5 Mark-Carton: *Inhalt 2 grosse Flaschen Odol, 1 Patentdoppeldose Odol-Zahnpulver mit selbstthätiger Pulverabgabe, 1 Porzellan-Zahnpulverschaufel, 1 Hygiene-Zahnstocherbehälter, Zahnstocher, Broschüre über Mund-Hygiene mit Kalender.*

3 Mark-Carton: *Inhalt 1 grosse Flasche Odol, 1 Patentdoppeldose Odol-Zahnpulver mit selbstthätiger Pulverabgabe nebst Metallschaufel, Broschüre über Mund-Hygiene mit Kalender.*

(Der Preis der vollen Cartons entspricht dem Verkaufspreise der Einlagen, die künstlerisch ausgeführten Cartons stellen somit eine freie Zugabe dar.)

Preis Mk. 5.—

Zu haben in allen einschlägigen Geschäften. Wo nicht erhältlich, directer, portofreier Versandt gegen Nachnahme oder Voreinsendung von M. 5.50 für den grossen, M. 3.50 für den kleinen Carton.

Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner, Dresden.

Digitized by Google

DIE WOCHE.

Nummer 52. Berlin, den 27. Dezember 1902. 4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 52.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	2369
Am Wintermorgen. Stimmungsbild von Felix Freiherr von Stenglin	2369
Umschau	2372
Theater	2372
Das Buch der Woche	2373
Unsere Bilder	2373
Die Kabel der Welt	2375
Die Toten der Woche	2376
Die Börsenwoche	2376
Bilder vom Tage (Photographische Aufnahmen)	2377
„Kreuz wende dich." Roman von Fedor von Zobeltitz. (Fortsetzung)	2385
Krieg und Kultur. Von Dr. Reinhold Günther	2390
„Mimi Pinson." (Mit 3 Abbildungen)	2392
Aus dem neuen Südafrika. Von Hugo von Kupffer. V. (Mit 2 Abb.)	2395
Winterwärts. Gedicht von Elsa Laura von Wolzogen	2398
Eine dankbare Seele. Erzählung von Paul Bourget	2398
Auf Deutschlands Edelsitzen. Schloß Muskau in der Oberlausitz. Von Chlodwig Graf zu Sayn-Wittgenstein. (Mit 4 Abbildungen)	2402
Die große sibirische Eisenbahn. Von Woldemar Horst. (Mit 5 Abbildungen)	2405
Was die Aerzte sagen	2409
Was die Richter sagen	2409
Bilder aus aller Welt	2410

Man abonniert auf die „Woche":

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers" und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8538); und den Geschäftsstellen der „Woche": **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr., Ecke Karlstr. 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Johannisplatz 1; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstr. 38; **Essen a. Rh.**, Limbeckerplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Mittelstr. 9, Ecke Schulstr.; **Hamburg**, Dornbusch 10; **Hannover**, Georgstr. 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 54; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohestraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfsche Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstraße 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstraße 28 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzerstraße 30; **Stettin**, Breitestraße 45; **Stuttgart**, Königstraße 11; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.

in Holland bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": **Amsterdam**, Heerengracht 457.

in Dänemark bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": **Kopenhagen**, Kjöbmagergade 8.

in Nord-Amerika bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche": **Newyork**, 611/621 Broadway.

Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Die sieben Tage der Woche.

16. Dezember.

Die Pforte hat sich in einer Zirkularnote an die Regierungen gegen die neuerdings wider die türkische Militär- und Zivilverwaltung erhobenen Angriffe verwahrt und die Mächte gebeten, wegen der Mißstände in Sofia Vorstellungen zu erheben.

Das Linienschiff „Wittelsbach" gerät auf der Fahrt nach Kiel an der dänischen Küste auf dem Halskovriff im Großen Belt auf Grund.

König Karl von Portugal trifft von seiner Auslandsreise wieder in Lissabon ein.

17. Dezember.

Auf Haïti sind aus Anlaß der bevorstehenden Präsidentenwahl neue Unruhen ausgebrochen. Der Präsidentschaftskandidat Colin hat sich in die amerikanische Gesandtschaft geflüchtet.

Der italienische Gesandte de Riva in Venezuela verläßt Caracas, nachdem er vergeblich in einem Ultimatum die Erfüllung der italienischen Forderungen von Castro verlangt hat. Inzwischen nimmt die Revolution der dem Präsidenten feindlichen Generale neuen Aufschwung.

Der österreichisch-ungarische Kriegsminister General Freiherr von Krieghammer reicht seine Entlassung ein.

Die Stadt Andischan im Ferganagebiet wurde durch ein Erdbeben fast völlig zerstört.

18. Dezember.

In Madrid wird der General Francesco de Bourbon, ein Vetter des Königs Alfons, unter dem Verdacht des Glücksspiels vom Zivilgouverneur verhaftet, später jedoch auf Verfügung des Kriegsministers wieder freigelassen.

Der Bundesrat erteilt dem Zolltarifgesetz in der vom Reichstag beschlossenen Fassung seine Zustimmung.

Präsident Castro hat sich an den amerikanischen Gesandten Bowen wegen Anbahnung einer Verständigung mit den europäischen Mächten gewandt.

Der österreichische Reichsrat wird durch kaiserliche Verordnung vertagt.

Das britische Parlament wird nach endgiltiger Annahme des Unterrichtsgesetzes mit einer Thronrede geschlossen.

In Haïti wird General Nord vom Heer zum Präsidenten ausgerufen.

19. Dezember.

Der neue amerikanische Gesandte am Berliner Hof Charlemagne Tower wird im Königlichen Schloß vom Kaiser in Antrittsaudienz und danach mit seiner Gemahlin auch von der Kaiserin empfangen.

Zar Nikolaus begnadigt anläßlich seines Namenstages 58 nach Sibirien verbannte Studenten.

Frankreich hat seinen Geschäftsträger in Caracas beauftragt, gleichfalls bei der venezolanischen Regierung in einer Note auf Erfüllung seiner Ansprüche zu drängen.

Im Reichstagswahlkreis Liegnitz-Haynau wird anstelle des verstorbenen Abgeordneten Kaufmann der Kandidat der freisinnigen Volkspartei Justizrat Pohl in der Stichwahl gewählt.

20. Dezember.

Deutschland und England haben der amerikanischen Regierung mitgeteilt, daß sie es grundsätzlich nicht ablehnen, den Streit mit Venezuela einem Schiedsverfahren zu unterwerfen.

Die Familie Humbert wird in Madrid verhaftet.

Am Wintermorgen.

Stimmungsbild von Felix Freiherr von Stenglin.

Das Dunkel des Morgens liegt noch auf dem Garten. Ich blicke hinaus auf den vom Schnee befreiten Platz vor meinem Häuschen; noch läßt sich keiner von meinen kleinen Gästen blicken.

Im Zimmer brennt noch die Lampe, die Kinder haben ihr Morgenbrot verzehrt und rüsten sich zur Schule. Käthe behauptet, es sei meine Verpflichtung, ihr den Bleistift anzuspitzen, doch als sie merkt, daß ich wenig Neigung dazu verspüre, zieht sie ihren Antrag zurück und beschließt, den Bleistiftspitzer ihrer Freundin in Anspruch zu nehmen. Sie selbst befaßt sich nicht gern mit solchen Dingen.

Die Kinder sind fort, der Morgen lichtet sich.

Ein Weißbrötchen ist in der Tasse zerbrockt, ein wenig Milch darüber gegossen, damit es aufweicht, und nun hol ich die Tüte mit Kleie, um einige Theelöffel voll zu der Mahlzeit zu rühren, die ich meiner gefiederten Gesellschaft anrichte.

Digitized by Google

Wie kommt dies landwirtschaftliche Erzeugnis in meine Hütte? . . . Es liegt noch vom Sommer her da, als ich die Nachtschnecken damit fütterte. Längere Zeit hatte ich sie einzeln unter den Blumentöpfen hervorgesucht, sie in eine kleine Schale gethan und Massenmord verübt, sie ersäuft oder vergraben. Aber es war beschwerlich und nützte nichts; immer wieder saßen neue — kleine hellgraue, große blaugraue — unter den Töpfen. Und des Nachts, während die Regenwürmer gleich kleinen Schlangen langgestreckt auf der Erde lagen, sicher, daß die zur Ruhe gegangenen Menschen und Tiere ihnen nichts anhaben würden, des Nachts kamen die Schnecken, spazierten auf meinen Blumen umher und nagten die jungen Zweige und Blätter an. Ein junger Trieb wird an der Seite angebissen, am nächsten Tag knickt er um und ist verloren; eine hervorkommende Knospe wird ausgefressen und kann sich nur als Krüppel entfalten. Klebrige Masse deutet noch den Weg an, den das Tier genommen hat. Es scheint, als wenn der ganze Garten mit diesen Dämonen der Nacht bevölkert wäre, und die Blumen — die saftigsten und zartesten zumeist — zittern dem Abend entgegen, da sie ihren Feinden überantwortet sind.

Wie oft im Leben müssen wir uns darauf besinnen, daß wir mit Gewaltmaßregeln nicht zum Ziel kommen, wie oft werden wir belehrt, daß wir der Natur entgegen nichts erreichen! Die Schnecken wollten leben; so streute ich ihnen Kleie zwischen die Pflanzen. Ich pflegte sie, anstatt sie zu töten. Sie nahmen zu an Zahl und Umfang, wie ich bei Aufheben der Töpfe sehn konnte; feist und glänzend und wohlbehaglich hielten sie ihren Tagesschlaf. Meine Blumen aber ließen sie zufrieden. Ich habe immer gesagt, daß es mit dem Verbieten allein nichts sei; die Natur will ihr Recht, bei Mensch und Tier. Sobald wir aber die natürlichen Triebe zu nutzen, zu leiten verstehn, erreichen wir meist das, was wir wollten. Und sogar Nachtschnecken lassen sich abrichten.

Nun trete ich vors Haus, lasse meinen Pfiff ertönen und streue das Futter hin. Im nahen Gebüsch höre ich die Antwort einiger Spatzen. Vom Rand des Gartens her antwortet die Drossel.

Am Fenster steh ich nun und warte. Bald kommt einer der Spatzen geflogen und läßt sich in der Nähe des Futters nieder. Zunächst untersucht er die Aehre an dem Strohhalm, der dort mit einigen andern vom Einbinden der Rosen her noch liegt. Aber sie ist leer. Dann hüpft er näher und beginnt an dem hingestreuten Futter zu picken — ein wenig scheu noch, denn manchmal gehn drüben an der Straße Menschen vorbei, und hinter dem Haus ist der Tyras — es könnte doch sein, daß er von seiner Kette los wäre. Vorsicht ist nötig, wenn man so viel Feinde hat; man kennt die Erfahrungen, die von früheren Spatzengeschlechtern gemacht worden sind. Da — 2, 3, 5, 8, 10, andere gesellen sich dem ersten zu. Einige bleiben dreist auf dem Futterplatz und vertilgen hastig an Ort und Stelle, was sie finden. Die Federn aufgeplustert, um sich gegen die Kälte zu schützen, sitzen sie da. Andere nehmen sich ein Stück und fliegen ins Gebüsch oder an eine entlegene Stelle in den Schnee, um es in Sicherheit und Ruhe zu verzehren. Dort das dicke Männchen kommt gar auf die Veranda mit seinem Stückchen, und als es damit fertig ist, sucht es unter Bänken und Tischen. Es kennt die Gelegenheit noch vom Sommer her, da es krank war.

Da saß es eines Tags — eben erst erwachsen — traurig auf dem Hof, gleichgiltig gegen alle Gefahr, und wollte sterben. Sein Instinkt trieb es in die Nähe lebender Wesen, als ob doch noch Rettung von denen kommen könne. Es war so krank, daß es sich nicht selbst Futter suchen konnte und mochte. Schließlich verliert man alle Energie, wenn einem gar zu arg mitgespielt wird; man läßt's drauf ankommen. Wir gaben ihm Semmelstückchen und Wasser, und es fraß — zuerst scheinbar nur, um uns einen Gefallen zu thun, allmählich mit etwas mehr Appetit. Tyras war damals noch nicht in unsern Gesichtskreis getreten, und der Hof war ungefährlich. Das kranke Tierchen gewöhnte sich an uns, manchmal erschien es auf dem Hof, manchmal vorn auf der Veranda, und da eine gesunde Natur sich im übrigen selbst hilft, so genas es wieder.

Nun betrachtet der dreiste Kerl unser Haus beinah als sein eigen, er trumpft wohl ein wenig auf seine Bekanntschaft mit dessen Bewohnern und hüpft piepend auf der Veranda umher, als wolle er sagen: „Ich kenne die Leute, mir thun sie nichts, mir nicht. Ihr andern bleibt nur draußen, bei euch wär ich doch nicht so sicher, aber ich bin bekannt mit der Familie."

Wie ein dunkler Schatten huscht es vor meinen Augen — noch einer! Heut sind es zwei; das Drosselweibchen in dem unscheinbaren dunkelbraunen Kleid hat sein schwarzes Männchen mitgebracht. Das hat seinen Frack angezogen. Aber es traut dem Frieden noch nicht; kaum auf dem Boden sitzend, fliegt es wieder davon. „Dummerjahn!" denkt das Weibchen und macht sich über die Brocken her. „Wenn du stolz bist, dann hungere du!"

Einige der Spatzen sitzen gerade vor den besten Bissen. Auf die geht meine Drossel mit vorgebeugtem Schnabel los, um das Reich für sich allein zu haben, doch die Aufgescheuchten flattern nur ein wenig zur Seite, um gleich darauf wieder zurückzukehren.

Hin und wieder wird das Plätzchen leer, alle huschen in die nahen Fichtenbüsche, irgendein verdächtiges Anzeichen treibt sie fort. Doch alsbald kehrt der erste zurück; gewöhnlich ist's einer, der vorangeht, und bald folgen die andern, kühn gemacht durch den einen. Nun seh ich es doch wieder, ihr kleinen Freunde, daß wir verwandt mit euch sind — freilich sehr, sehr entfernt — aber wir Menschen machen es gerade so, wenn es Entschlüsse gilt. Wir brauchen Leittiere, wir alle.

Mein kleiner Zeisig sitzt in seinem Bauer zwischen den Blattpflanzen. Er ist einsam, ich bin seine einzige Gesellschaft. Und ich rede nicht viel. Ein paar zärtliche, aufmunternde Worte, wenn ich ihm sein Näpfchen mit frischen Körnern fülle, und dann wartet er an einer Seite der Stange und verfolgt meine Bewegungen fast wie ein Hund. Er neigt den Kopf zur Seite und scheint sagen zu wollen: „Was machst du denn da für mich? Kommt es nun bald? Ist auch viel Hanf dazwischen und Erlensamen? Denn du mußt wissen, aus Rüb- und Kanariensamen mach ich mir nicht viel, ich nehm ihn nur, wenn ich nichts anderes mehr habe." Und nun plötzlich fliegt ganz dicht am Fenster vorüber ein Spatz zum Futterplätzchen. Nie streifen sie sonst so nah an den Scheiben entlang. Starr sieht er hinaus, unbeweglich sitzt er da, mein Zeisig, als wenn er eine Wundererscheinung erblickt hätte. Sein kleines Herz bebt, aber der fremde Vogel, die Wundererscheinung, die ihn in seiner Gefangenschaft beglückte, kommt nicht mehr!

Ein kleines Rotkehlchen ist unter den Spatzen, immer nur das eine. Ist es aus einem Bauer entflogen, oder konnte es aus irgendwelchen Gründen nicht mit den andern fortziehn im Herbst? Das runde Leibchen aufgeplustert, hüpft es auf seinen langen Beinchen heran, die Flügel läßt es hängen vor Frost. Es kommt nicht beim ersten Ansturm der ganzen Gesellschaft, mischt sich nicht gern unter die Menge. Erst wenn der Kreis sich gelichtet hat, seh ich mein Rotkehlchen kommen und seine Morgenmahlzeit suchen. Mit seinen großen, runden Augen sieht es erstaunt in die Welt. Ich möcht es wohl während der grimmigsten Kälte ins Haus nehmen und im Frühjahr wieder fliegen lassen, denn ich weiß nicht, ob es den Winter da draußen überstehn wird — aber es wird seine Freiheit nicht aufgeben wollen. Jeder hat halt einen andern Begriff von der Bedeutung seiner Freiheit. Und sag ich ihm: „Du kannst alles haben hier bei mir, was du brauchst, und später kannst du ja wieder hinaus, wenn es warm wird," dann antwortet es wohl gar: „Lieber erfrieren und allen Gefahren des Leibes ausgesetzt sein hier draußen, als dein warmes Zimmer mit dir in der Gefangenschaft teilen. Du hast nun einmal andere Begriffe, du Mensch. Weiß ich denn, ob ich je wieder freikomme? Vielleicht verlern ich das Fliegen. Vielleicht sterb ich vor Kummer. Und

Digitized by Google

Alt-Heidelberg

Schauspiel

von

Wilhelm Meyer-Förster

ist soeben zum erstenmal in Buchform als 2. Sonderheft der „Woche" erschienen, trotz der sehr hohen Auflage aber bereits vergriffen, da kurz nach Erscheinen über 25 000 Bestellungen eingingen: ein Beweis, daß das beliebte Stück als Buch dieselbe Zugkraft wie auf der Bühne ausübt, und daß der poetische Zauber, welcher die fröhliche Musenstadt am Neckar umweht, immer aufs neue alle Herzen gefangen nimmt. Wir werden die

zweite Auflage Anfang Januar

erscheinen lassen und bitten, Bestellungen baldmöglichst aufzugeben, da voraussichtlich auch die 2. Auflage schnell vergriffen sein wird. Der reich illustrierte und vornehm ausgestattete Band ist von allen Buchhandlungen und unseren Geschäftsstellen in Berlin und außerhalb zum Preise von 1 **Mark** von Anfang Januar ab wieder zu beziehen.

Berlin SW., 27. Dezember 1902.

August Scherl

G. m. b. H.

vielleicht kommt überhaupt kein Frühling mehr. — Ich bleibe und lebe und sterbe, wo ich bin, magst du mich noch so unvernünftig und eigensinnig schelten — ich bin halt kein Mensch, ich bin ein Rotkehlchen —"

Da oben auf das Brettchen, das von der Decke der Veranda herabhängt, gehn die Spatzen nicht. Nur zwei Meisen holen sich von dort das Futter, eine Kohlmeise und eine Blaumeise. Ich habe ihnen Fett auf das Holz gethan, Brotkrumen und Zeisigfutter. Sie kommen gewöhnlich mittags, am Morgen finden sie wohl anderswo bei freundlichen Menschen ihren gedeckten Tisch.

Hin und wieder nur wagt sich ein Spatz nach vielen Vorbereitungen auf das Brett. Er umfliegt es, hält sich am wilden Wein, blickt lüstern auf die schönen Dinge, die da auf dem Brett liegen, wagt sich dann auf die gebogene Weinranke, die wie eine Schaukel dicht daneben hängt, bis er plötzlich den Mut findet, sich flatternd dem Brett zu nähern und sich für eine kleine Weile am Rand festzuhalten. Die stark schaukelnde Bewegung kann er nicht lange ertragen, er kam auch gar zu plump herangeflogen! Schnell ergreift er ein Stückchen Krume mit dem Schnabel und flüchtet, als ob er einen Diebstahl begangen hätte.

Wie ganz anders die Meisen! Kaum gerät das Brett in Bewegung, wenn sie sich zart und leicht auf den Rand setzen. Zunächst picken sie tüchtig an dem Fett, das ist ihnen das Liebste, dann erst gehn sie an die andern Dinge.

Heute sind sie noch nicht gekommen, noch sitzen die Spatzen unten bei den Resten ihrer Mahlzeit. Es ist heller geworden, ich blicke über den Garten aufs Feld. Grimmer Ostwind streicht heute darüber hin. Weithin der weiße Schnee. Der Hunger fährt kalt über die Erde, und alles Getier, das nicht wie der Hamster sich einen Wintervorrat unter der Erde anlegte, wird von ihm betroffen.

Mensch und Tier packt er an. Einer spottet seiner, denn er fand Dach und Vorrat, einen verwundet er nur, andere vernichtet und tötet er. —

Plötzlich verschwindet die ganze Spatzengesellschaft — nicht in die nächsten Büsche, nein, so weit fort, daß man nichts mehr von ihnen sieht und hört. Ein schlanker Raubvogel, ein Falke, kam heruntergeschossen, streifte dann um das kleine Wasserbassin in der Nähe hin und setzte sich zehn Schritte vom Hause auf einen Birnbaum, mit dem Rücken nach dem Futterplatz, fast wie ein Stück des Baumes anzuschauen. Nach einer Weile wendet er sich um, ich sehe nun deutlich seine helle Brust, den langen Schwanz und den kleinen, zierlichen Falkenkopf. — Nein, mein Lieber, es ist keiner mehr da! Er wartet noch kurze Zeit, dann fliegt er davon, anderswo sein Heil zu versuchen.

Lange kommen sie nicht wieder, meine kleinen Gäste, den Schreck verwinden sie nicht so leicht; es war das Schicksal, das über sie hinstrich.

Das Schicksal hat auch Hunger, es sucht, wen es verschlinge.

Aber wir glauben noch an den Frühling, meine Spatzen und ich — wenn er auch vielleicht ganz anders aussieht, als wir uns in unserer Einfalt träumen lassen.

Digitized by Google

Umschau.

Das herannahende Weihnachtsfest hat den parlamentarischen Kämpfen in verschiedenen Ländern für längere oder kürzere Zeit ein Ziel gesetzt. Der deutsche Reichstag hat nach Annahme der Zolltarifvorlage Ferien gemacht, der österreichische Reichsrat, in dem die Sprachenfragen noch immer der Erledigung harren, ist vertagt und das englische Parlament geschlossen worden.

In Deutschland kann es nur mit Genugthuung aufgenommen werden, daß der vielumstrittene Zolltarif, dessen Zustandekommen vielfach überhaupt für ausgeschlossen, im besten Fall aber etwa um die Osterzeit für möglich gehalten wurde, schließlich noch vor Weihnachten unter Dach und Fach gebracht worden ist. Auch die, die den Fall des Gesetzes lieber gesehn hätten, müssen, sofern ihnen der politische Streit nicht Selbstzweck ist, froh sein, daß die Sache ein Ende hat. Wie sich die Dinge nun einmal entwickelt haben, war ein anderer Ausgang doch nicht mehr zu erwarten, und da gilt auch für die Gegner der Zollerhöhung das alte Wort: lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Wäre es so weiter gegangen wie in den letzten Wochen, dann wären dem Parlamentarismus, der so schon gelitten hat, nur noch schwerere Wunden geschlagen worden. Die dauernde Beschränkung der Minoritätsrechte, zu der sich die Mehrheit entschlossen hat, wird sicherlich noch zu mancherlei Unzuträglichkeiten führen, und mancher, der sich an der Aenderung der Geschäftsordnung beteiligt hat, wird in Zukunft selbst darunter leiden müssen. Wenn aber auch die Befriedigung über das Ende der letzten parlamentarischen Kampagne berechtigt ist, mit dem Gesetz, wie es sich gestaltet hat, ist eigentlich niemand recht zufrieden, nicht die Regierung und nicht die Parteien, die sich auf seine Annahme geeinigt haben. Es hat ja schließlich die Zustimmung von Reichstag und Bundesrat nur unter der stillschweigenden Voraussetzung erhalten, daß es in seiner jetzigen Fassung höchstens formell, aber niemals thatsächlich Geltung erlangen wird. Hat doch der Reichskanzler selbst noch in der denkwürdigen neunzehnstündigen Sitzung, in der die dritte Lesung vorgenommen wurde, noch einmal erklärt, daß es nur als Mittel zur Erlangung günstiger Handelsverträge dienen soll. In diesen erst wird endgiltig die Höhe der Zölle festgesetzt. Damit ist zugleich gesagt, daß das Ende des Kampfes um den Zolltarif nicht auch das Ende des zollpolitischen Kampfes ist, im Gegenteil, dieser wird neu entbrennen im Volk bei den Reichstagswahlen, in der Volksvertretung bei der Beratung der neuen Verträge, über die nunmehr Graf Bülow mit den fremden Mächten eintreten kann.

Er bekommt somit die Gelegenheit, in wirtschaftlichen Dingen sein diplomatisches Geschick zu erproben, das er in rein politischem schon des öftern bewährt hat. So jetzt wieder in der venezolanischen Angelegenheit. Denn das kann füglich nicht bezweifelt werden, daß das gemeinschaftliche Vorgehen Englands und Deutschlands gegen die zentralamerikanische Republik für beide Länder ein Gewinn ist. Gewiß wären wir auch allein mit Herrn Castro fertig geworden, aber der moralische Eindruck fällt schwer ins Gewicht, nicht nur Venezuela, sondern auch den Amerikanern gegenüber. Die Regierung der Vereinigten Staaten hätte freilich auch sonst eine korrekte und ruhige Haltung beobachtet. Aber in der Bevölkerung gab es doch chauvinistische Elemente genug, die die öffentliche Meinung in der Union nur zu gern mit dem Gespenst einer Verletzung der Monroedoktrin aufgeregt hätten. Unter jenen traut ein Teil eher Deutschland, ein anderer eher England böse Absichten zu. Durch das Zusammengehn der beiden Mächte werden jene allzu besorgten Monroedoktrinäre bis zu einem gewissen Grad in Schach gehalten. Dazu kommt, daß ihr Beispiel auch Italien und Frankreich angeregt hat, energischer als bisher Venezuela an die Erfüllung seiner Verpflichtungen zu erinnern. Die Wirkung ist denn auch nicht ausgeblieben, Präsident Castro, der sich anfangs durchaus ablehnend verhielt, hat bereits den amerikanischen Gesandten gebeten, zwischen ihm und den Mächten zu vermitteln.

In den Berliner Theatern pflegt es um die friedliche Weihnachtszeit ruhiger zu sein, als es diesmal ist. Rege beschäftigt man sich mit neuen Theatergründungen, noch ehe die Kleintheater, die Erben der völlig verschollenen Ueberbrettelherrlichkeit, ihre Umwandlung recht vollzogen haben. Man traut der Aufnahmefähigkeit Berlins in Theaterdingen eben viel zu; und was zu Anfang der Saison an dieser Stelle gesagt wurde, bestätigt sich: das Theaterinteresse wächst immer noch nach der Breite hin.

Leider geht die strengere Kunstübung damit nicht Hand in Hand. Das Schauspielhaus versprach uns wohl eine Fortsetzung des Hebbelcyklus; es sollten mit solchen Dichtungen Hebbels Versuche gemacht werden, die ein verschwiegenes Buchdasein führen, wie mit dem Gedicht Michel-Angelo, dessen hochgespannte Absicht freilich das gegenwärtige künstlerische Getriebe herb beleuchtet. Aber zunächst sollten vor Neujahr die Verpflichtungen den Lebenden gegenüber eingelöst werden; und so brachte man vor Weihnachten Philippis neustes Schauspiel „Das dunkle Thor“ heraus.

Man kann noch so milde mit dem leidigen Alltagsbedürfnis des Theaters rechnen, und man wird sich doch gestehen müssen, es wäre besser gewesen, hätte man am Berliner Hoftheater dem Typus solchen Drama's nicht zu begegnen gebraucht. Nicht was es als Einzelerscheinung zu sagen hat, wäre die Hauptsache, sondern als Musterbeispiel förmlich für eine ganze Gattung von Schauspielen, die um so mehr äußere Kraft aufwenden, je weniger sie innerlich lebensstark sind, könnte Philipps dunkles Thor gelten. Ein Fangballspiel mit witzig ersonnenen Situationen im leichten Tändelstück möchte angehen; Philippi aber will nicht tändeln, er trägt eine ernsthafte Geschichte vor, und Form und Inhalt klaffen auseinander. Das dunkle Thor ist ein Riesentunnel; die Oberleitung des Baus hat ein wackerer Ingenieur, ein Vetter des Dombaumeisters im „großen Licht“ von Philippi. Genialisch, unbekümmert, aufrichtig. Bei den Tunnelbohrungen erkennt er bald, daß den Tausenden von Arbeitern durch die ablaufenden Gebirgswässer schwere Lebensgefahr drohe. Der Bau muß eingestellt werden. Allein der Großunternehmer, zugleich der gnädige Wohlthäter des Ingenieurs, der ihn erzog, ihn studieren ließ, bewegt den Bauleiter zu einem Gewissensbruch. Der Unternehmer ist finanziell zu Grunde gerichtet, wenn der Oberingenieur vor der Konferenz der Geldmänner die unumwundene Wahrheit aussagt; und so läßt sich der Oberingenieur für ein Weilchen zur ungeheuerlichen Lüge bestimmen. Nach der That, die wie das Unglaubliche geschieht, schreit er den Arbeitern selbst die Wahrheit zu; und zum Schluß wird das dunkle Thor von einem Schuster, der im Kopf nicht ganz richtig ist, in die Luft gesprengt. Matkowsky als Ingenieur wurde demonstrativ gerufen. Ihm war eine „Bombenrolle“ auf den Leib geschrieben. Die Effektscenen waren von der Regie mit Glanz herausgearbeitet und das alles um ein krasses Theaterstück.

Das kleine Schall- und Rauch-Theater Unter den Linden will für sich und seine Schauspieler, Herrn Reicher und Frau Eysold, ganz offenbar eine Spezialität herausarbeiten. Es nimmt sich gern jener problematischen Stücke an, die mit artistischen Reizen anziehen und mit ihren Gefühlswerten manchen wieder abstoßen. So brachte Schall und Rauch Frank Wedekinds älteres Schauspiel, den „Erdgeist“ (siehe Bild S. 2385); eigentlich eine Reihe von Scenen mit pessimistischem Grundgefühl. Der Erdgeist ist hier das ewig Weibische gleichsam, das uns niederzieht und besudelt.

Auch einen ganz jugendlichen Dramatiker sollten wir durch die „moderne Bühne“ im Lessingtheater kennen lernen. Es ist ein Student, aber noch völlig ungereift, und nach seinem Schauspiel „Eine Episode“ läßt sich kaum vorhersagen, ob er jemals reifen werde. Man thut solchem Anfänger

Digitized by Google

keinen Gefallen, ihn vor der Zeit der Oeffentlichkeit vorzustellen, und ebensowenig ist damit etwas erreicht, wenn man ein dünneres Erstlingsstück aus der Vergangenheit eines Mannes hervorholt. Dies geschah neulich durch die Neue Freie Volksbühne mit dem Schauspiel „Marianne“ von Karl Hauptmann, dem Bruder Gerharts. Loki.

Das Buch der Woche

Aus Dunkel und Dämmerung.

Vor vier Jahren gab uns Thekla Lingen ihr erstes Gedichtbuch „Am Scheidewege“. Es war das offene, rückhaltlose Bekenntnis einer Frau, die in eigener und fremder Unfreiheit gebunden gewesen und nun trotzig alle Ketten zerbrach, alle Hüllen abwarf. Die Gedichte waren sehr ungleich in ihrem leidenschaftlichen Sturm und Drang und weit entfernt von künstlerischer Ruhe und Ausgeglichenheit. Aber ein starkes Dichtertemperament und mit ihm eine große Ehrlichkeit lebte in ihnen allen, und fast aus jedem Stück der Sammlung gewann man die Zuversicht: hier ist eine Seele unterwegs — auf der Wanderung einer fernen Sonne entgegen!

Nach diesem Erstlingswerk durfte man auf eine Entwicklung der Dichterin hoffen, ganz im Gegensatz zu so vielen Erstlingen von Frauen, deren größere Vollendung zugleich einen Abschluß und eine Erschöpfung bedeutet. Wir haben in letzter Zeit mehrere solcher Frauenbücher erlebt, die meteorgleich aufflammten, eine flüchtige Lichtbahn beschrieben und dann wieder im Dunkel untergingen. Die Menschen reckten Hälse und Köpfe, das seltene neue Wunder anzustaunen, und sehen darüber nicht den neuen Stern, die Welt im Werden, die aus Nebel und Chaos sich langsam hervorringt und unter schweren inneren Kämpfen sein Licht und seine Ordnung sucht.

Thekla Lingen ist uns ihre Entwicklung nicht schuldig geblieben — dafür zeugt ihr neues Gedichtbuch „Aus Dunkel und Dämmerung“ (Verlag von Schuster und Loeffler, Berlin). Sie ist tapfer ausgeschritten auf dem Dornenweg ihrer Sehnsucht, trotz wundem Herzen und blutenden Füßen. Einen Augenblick hat sie wohl geglaubt, mit ihrem ersten Buch einen Sieg über sich und die Menschen erkämpft zu haben. Doch als sie dann den Preis in Händen gehalten, da hat sie seine Nichtigkeit erkannt und sich von neuem auf die Wanderung gemacht. Auch dieses Werk ist kein Aderlaß und kein Sieg; wenn wir es schließen, stehen die Thore offen auf einem neuen, langen Weg und in eine größere, lichtere Welt. Die Dichterin schafft aus der Ruhelosigkeit ihrer Menschenseele, deren irdisch Teil ein ewiges Wandern und Werden ist — dem immer Größeren entgegen!

„Aus Dunkel und Dämmerung“ nennt Thekla Lingen ihr neues Buch. Wieder ringt ihre Seele im Finstern, um einen Weg ins Licht zu finden. Der Kampf ist tiefer jetzt und innerlicher, das Ziel ferner und größer. Nicht mehr ein Weib will sich befreien aus sittlichen und sozialen Vorurteilen — der Kampf ist für die Dichterin ausgekämpft — sondern ein Mensch will sein unsterblich Teil gewinnen, will fassen und halten, was ewig sein ist. Aus einem starken Glauben an das Leben und seine läuternde Kraft sind diese Gedichte geboren, die wohl voll Dunkel und Dämmerung sind, die aber doch alle eine große Hoffnung bergen. Allem Schmerz und Glück der Erde, allen Leiden und Leidenschaften steht das Herz der Dichterin weit offen. Sie klagt in einem Gedicht, daß sie an einem großen Glück vorübergegangen, und ihre Reue ist noch bitterer, weil sie auch einen großen Schmerz achtlos am Weg stehen gelassen hat. Sie will das Leben an sich reißen, sie will mit ihm ringen und es nicht eher lassen, bevor es ihr nicht seinen Segen gegeben hat. Jedes Erlebnis ist ein Scheit mehr in dem großen Feuer, in dem sich ihre Seele reinigt und läutert.

Die neuen Gedichte stellen menschlich wie künstlerisch einen bedeutsamen Fortschritt gegenüber dem Erstlingswerk dar. Der Klang ist tiefer und voller geworden — man fühlt, die Dichterin schöpft aus einem großen Reichtum. Nicht ein paar karge Gefühlchen werden zu Gedichten aufgebauscht, sondern wie große, schwere Tropfen lösen sich die Verse vom Rand eines Bechers, der bis zum Ueberfließen voll ist. Ich nenne Dichtungen, wie „Ballade“, „Arme Marie“, „Ach Liebe, liebe Liebe“ und das in einer Weihnachtsnummer der „Woche“ zuerst veröffentlichte Kindergedicht „Geschichten“ — das sind Schöpfungen, die meiner Empfindung nach nicht wieder vergessen werden können. Paul Remer.

Unsere Bilder.

Prinz Eitel Friedrich als Bonner Preuße (Abb. S. 2380). Als unser Kaiser den Kronprinzen gelegentlich seiner Immatrikulation an der Bonner Universität selbst in das Korps Borussia einführte, dem auch er einst angehört hatte, sagte er, daß dies Korps in der Studentenschaft eine ähnliche Stellung einnehmen sollte, wie das Erste Garderegiment zu Fuß in der Armee. Die Prinzen des Königlichen Hauses sollten dort immer eintreten. Diesem Wort entsprechend trägt jetzt auch Prinz Eitel Friedrich den weißen Stürmer. Die Bonner Preußen haben schon oft Fürstensöhne in ihren Reihen gehabt, jetzt sehen sie gar die beiden ältesten Söhne des Deutschen Kaisers gleichzeitig in ihrer Mitte.

Die Enkel des dänischen Kronprinzen (Abb. S. 2379). Der Besuch, den jüngst der dänische Kronprinz Friedrich unserm Kaiser abstattete, hat naturgemäß ein stärkeres Interesse für seine Person und seine Familie wachgerufen. Kronprinz Friedrich, der im nächsten Juni sein sechzigstes Lebensjahr vollendet und seit mehr als zweiunddreißig Jahren mit der Prinzessin Luise von Schweden und Norwegen vermählt ist, sieht bereits die stattliche Zahl von sieben Enkeln heranwachsen. Aus der Ehe seines ältesten Sohnes Christian mit Herzogin Alexandrine zu Mecklenburg sind zwei Söhne entsprossen, Knud, der berufen ist, dereinst den dänischen Königsthron zu besteigen, und Friedrich. Prinzessin Luise schenkte ihrem Gatten, dem Prinzen Friedrich zu Schaumburg-Lippe, zwei Töchter und einen Sohn, die die Namen Marie, Christian und Stephanie führen. Die Ehe der Prinzessin Ingeborg mit dem Prinzen Karl von Schweden und Norwegen ist bisher mit zwei Töchtern, Margarete und Martha, gesegnet.

Jubiläum der Theresianischen Militärakademie in Wiener-Neustadt (Abb. S. 2377). Als nach dem Frieden zu Aachen Kaiserin Maria Theresia aus den Erfahrungen der vorangegangenen Kriegsjahre die Ueberzeugung gewann, daß vieles im österreichischen Staatswesen anders werden müsse, wandte sie ihre Sorge zunächst einer Reform der Armee zu. Der erste Schritt dazu war die Gründung einer Militärakademie zur Heranbildung von Berufsoffizieren und zur Pflege der Kriegswissenschaft. Sie selbst schenkte der Anstalt, die der Oberleitung des Grafen Leopold Daun unterstellt wurde, ihr Schloß in Wiener-Neustadt. So entstand die Theresianische Militärakademie, die am 14. Dezember ihr 150jähriges Jubiläum feierlich, wenn auch mit Rücksicht auf die Jahreszeit in nicht zu weitem Rahmen beging. Die Organisation des Instituts, der Lehrplan ist im Lauf der Jahre des öftern dem Bedürfnis der jeweiligen Zeit entsprechend geändert worden, sein Heim aber hat es nie gewechselt, und gerade die Erinnerung, daß alle Zöglinge der Akademie an einer Stelle ihre Ausbildung genossen haben, gab der Jubelfeier eine besondere Weihe. Wir bringen heute eine Aufnahme des Festdiners, das unter dem Vorsitz des Erzherzogs Franz

Digitized by Google

Ferdinand im Turnsaal der Anstalt die Teilnehmer zu ernstfröhlichem Beisammensein vereinigte.

Das Bombardement von Puerto Cabello (Abb. S. 2378). Die deutsch-englische Aktion gegen Venezuela ist in ein Stadium getreten, das einigermaßen an die chinesische Expedition erinnert. Die Mächte befinden sich zwar nicht offiziell im Krieg mit der zentralamerikanischen Republik, aber es werden, um sie zur Vernunft zu bringen, doch allerhand kriegerische Maßnahmen getroffen. Hat doch die Wegnahme eines britischen Handelsdampfers durch die Bevölkerung von Puerto Cabello zur Beschießung der bei der Stadt befindlichen Forts Solano und Libertador herausgefordert. Der britische Kreuzer „Charybdis" und der deutsche Kreuzer „Vineta" eröffneten das Feuer, das von den Venezolanern nur kurze Zeit erwidert wurde, glücklicherweise, ohne, wie es anfangs hieß, auf unserm Schiff Schaden anzurichten, dann fanden sich die Behörden von Puerto Cabello auf Weisung des Präsidenten Castro bereit, die verlangte Genugthuung zu geben. Inzwischen sind die europäischen Geschwader, von denen das englische unter dem Befehl des Admirals Sir A. Douglas (Porträt S. 2380) steht, auch sonst nicht unthätig gewesen. So hat die „Vineta" das venezolanische Kanonenboot „Restaurador", als es La Guayra verließ, genommen, das dann unter deutscher Flagge in Dienst gestellt wurde. Das Kommando ist dem bisherigen ersten Offizier der „Gazelle" Kapitänleutnant Türk (Porträt S. 2380) übertragen.

Kohlen in Deutsch-China (Abb. S. 2384). Unser sich stetig entwickelnde Kolonie Kiautschau hat einen neuen, bedeutsamen Fortschritt zu verzeichnen. Nach mehrjähriger, schwieriger Arbeit ist es der Schantung-Bergbaugesellschaft gelungen, Kohlen in größerer Menge zu fördern. Am 30. Oktober vormittags traf in Tsingtau der erste Zug mit Kohlen ein, die der deutsch-asiatischen Erde entnommen waren. Ein Ereignis von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Nicht nur der Vorteil, den die Kolonie selbst von dem Fortschritt hat, fällt ins Gewicht, indirekt kann es auch Handel und Verkehr nur günstig beeinflussen, wenn die Tsingtau anlaufenden Schiffe sich dort mit guten Kohlen versorgen können.

Ausstellung der Kinderlegion in München (Abb. S. 2382). Eine Ausstellung ganz eigener Art hat letzthin im Münchner Künstlerhaus stattgefunden. Waren da zwischen reichbeladenen Weihnachtsbäumen mehr als 1000 von Kinderhand gefertigter Gegenstände aneinandergereiht. Vor etwa Jahresfrist erließ die erst zwölfjährige Tochter des Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern, Prinzessin Pilar, in einer Kinderzeitschrift einen Aufruf an alle Kinder, Buben und Mädchen, denen es wohl ergeht auf Erden, sie möchten für die Kleinen, die in Dürftigkeit leben, je eine Stunde in der Woche arbeiten. Der Erfolg war überraschend. Zu Tausenden liefen die Spenden im Nymphenburger Schloß ein, so daß bereits im Sommer eine reichhaltige Ausstellung erfolgen konnte, die man eben wegen ihrer zahlreichen Beschickung die Ausstellung der Kinderlegion nannte. Jetzt konnte unter Leitung der Prinzessin Ludwig Ferdinand bereits die zweite eröffnet werden. Die Besucher hatten an diesem großartigen Zeugnis kindlicher Nächstenliebe gewiß ihre Freude, noch größere aber die Kleinen in Familien und Asylen, an die die Gaben zu Weihnachten verteilt worden sind.

Der Bosselsport (Abb. S. 2381) spielt während der Wintermonate im Leben der Marschenbewohner eine bedeutsame Rolle. Kaum haben sich die Wassergräben mit einer haltbaren Eisdecke überzogen, so zieht alt und jung hinaus aufs freie Feld, um sich dort im Werfen der Bosselkugel — einer mit Blei durchgossenen Holzkugel im Gewicht von durchschnittlich 10 Kilogramm, die jedoch mitunter um ein Mehrfaches überschritten werden — zu üben. Denn als Sieger aus einem Bosselkampf hervorzugehen, bringt große Ehre. Es stehen dabei innerhalb einzelner Ortschaften Vereine oder Schulen gegeneinander, häufig aber kämpft auch Ort gegen Ort. Jede Partei stellt die gleiche Anzahl von Boßlern, die unter Vorantritt einer Musikkapelle zum sportlichen Streit hinausziehen. Gebosselt wird „übers Feld" oder vom Stand aus. Bei der ersteren Art wird für die Wurfteile auch die Strecke mit angerechnet, die die Kugel nach dem Aufschlagen aufs Feld noch weiter läuft, bei der zweiten nicht. Ferner wird unterschieden das Bosseln „Baben de Hand" und „Uenner de Hand", über die Hand und unter der Hand, je nachdem man durch Armschwingen und Anlauf die Wucht des Wurfes erhöht, oder die Kugel einfach aus der erhobenen Hand schleudert. Das Bosseln unter der Hand eignet sich am meisten, wo es auf einen möglichst weiten Wurf, über die Hand, wo es auf das Einhalten einer bestimmten Richtung hauptsächlich ankommt.

Ein Winterfest des Vereins Berliner Künstler (Abb. S. 2384) hat bereits vor Weihnachten stattgefunden. Es war ein Herrenabend, an dem der im Künstlervolk stets lebendige Sinn für Humor die üppigsten Blüten bis zur Ausgelassenheit trieb. Das „Eliteprogramm" der parodistischen Variétévorstellung war mit Geist aufgestellt und wurde mit Grazie ausgeführt. Auf unserm Bild sehen wir einige der hervorragendsten Festteilnehmer, wie Ismaël Gentz, Paul Meyerheim, Ludwig Knaus und den Direktor des Zoologischen Gartens Heck, der nicht fernbleiben durfte, da auch ein zoologisches Museum, eine Menagerie und Proben höchster Tierdressur auf den Zetteln angekündigt waren.

Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild. Das große Werk, das seiner Zeit von dem unglücklichen Kronprinzen Rudolf ins Leben gerufen wurde, liegt jetzt vollendet vor. Es ist mit nicht weniger als 4529 Illustrationen geziert, die den reichen naturwissenschaftlichen, ethnographischen und historisch-statistischen Inhalt noch erhöhen. Kaiser Franz Josef, dessen Lieblingsidee es ist, das Andenken seines Sohnes durch die Verbreitung des Werkes zu ehren, hat nun 123 von hervorragenden Künstlern herrührende, in seinem Besitz befindliche Originale jener Illustrationen zu einer Ausstellung im Wiener Künstlerhaus zur Verfügung gestellt, die kürzlich eröffnet wurde. Es wird unsere Leser sicherlich interessieren, ein Probe davon (S. 2380) unter unsern Bildern zu finden.

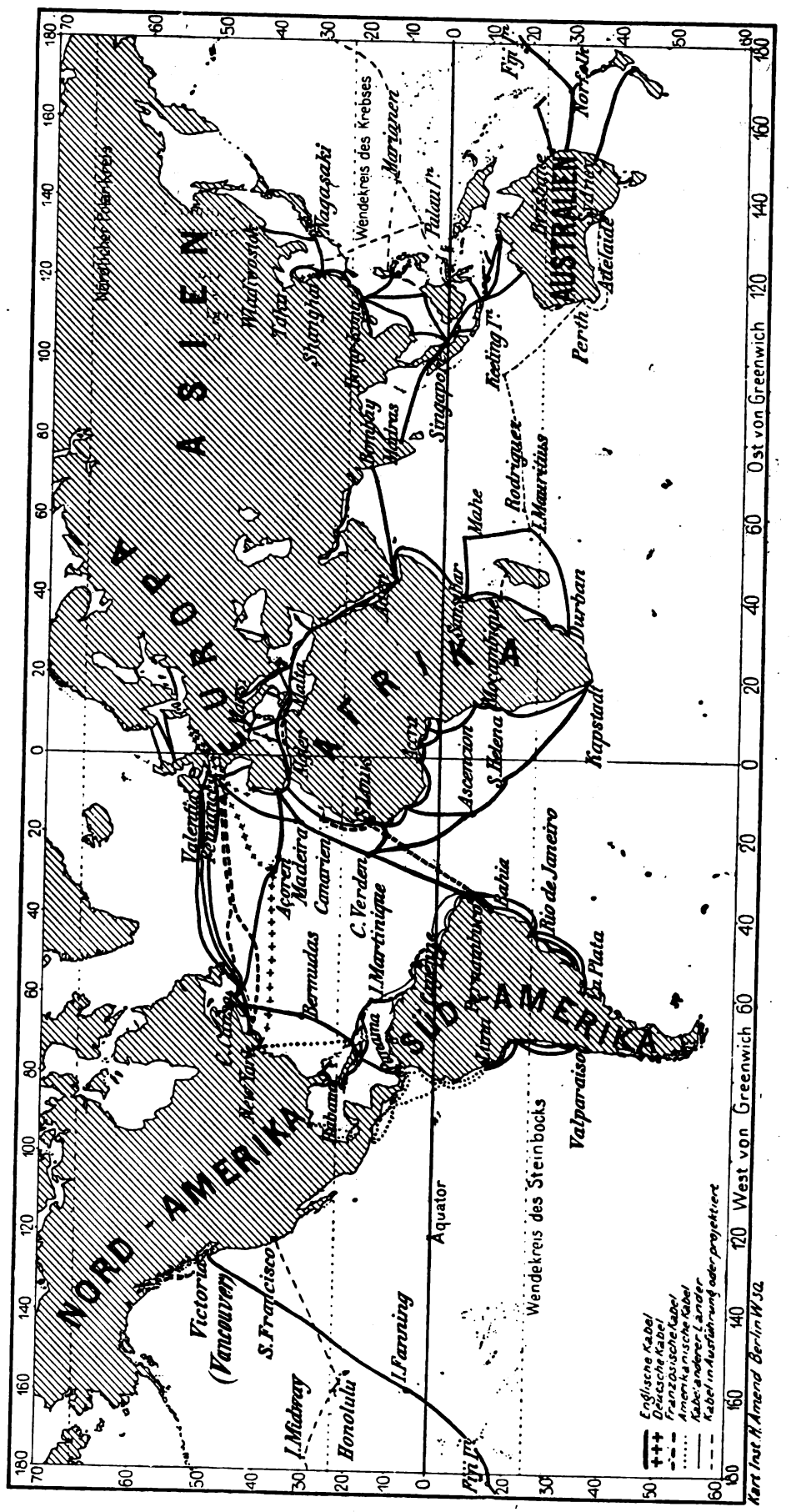
Personalien (Porträts S. 2380). Der österreichische Kriegsminister Baron von Krieghammer hat um seine Entlassung gebeten. Der General, der das siebzigste Lebensjahr bereits überschritten hat, wurde am 23. September 1893 in sein jetziges Amt berufen. — Die Niederlande haben einen neuen Generalpostmeister in der Person des bisherigen Majors im Generalstab Pop erhalten. Seine Ernennung interessiert in Deutschland um so mehr, da sein Vorgänger Havelaar ein entschiedener Gegner des angestrebten deutsch-holländischen Postabkommens war. Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die Idee von der öffentlichen Meinung in den Niederlanden nicht allzu günstig aufgenommen wurde, da die Furcht besteht, aus dem postalischen möchte sich ein politisches Uebereinkommen entwickeln, so ist sie deshalb doch keineswegs für immer begraben. — In München ist der berühmte Anatom Geheimrat Professor Dr. Karl Wilhelm von Kupffer im Alter von 73 Jahren gestorben. Ein geborener Kurländer, studierte er an der Dorpater Universität und begann dort auch im Jahr 1858 seine akademische Lehrthätigkeit. Im Jahr 1866 wurde er als ordentlicher Professor nach Kiel, 1876 nach Königsberg und schließlich 1880 nach München berufen, wo er erst im Juli dieses Jahres sich ganz ins Privatleben zurückzog. — Auf seinem Schloß Harmannsdorf bei Eggenburg verschied im Alter von noch nicht 53 Jahren Arthur Gundaccar von Suttner, der, ursprünglich Ingenieur, sich später ganz der litterarischen Thätigkeit widmete. Einen bekannten Namen hat er sich zuerst durch seine Romane und Novellen gemacht. Dann aber trat er auch gleich seiner Gemahlin Bertha in Rede und Schrift für die Friedensidee ein.

Digitized by Google

Die Kabel der Welt.

(Siehe nebenstehende Karte.)

Old-Englands dominierende Stelle im Besitz der internationalen Kabelverbindungen ist sattsam bekannt, und es lebt noch frisch in der Erinnerung, welch energischen Gebrauch Chamberlain von diesem Besitz bei Niederringung der Burenrepubliken zu machen wußte. Inzwischen hat sich aber allen an der Weltpolitik teilnehmenden Nationen die Ueberzeugung aufgedrängt, daß die Schaffung unabhängiger telegraphischer Verbindungen Hand in Hand gehen muß mit dem Aufbau der Flotte. Das bestarmierte Schiff wird zum wertlosen Rüstzeug, wenn nicht die Möglichkeit besteht, ihm von der Heimat aus die erforderlichen Ordres schnell und sicher zukommen zu lassen. Amerika steht im Begriff, San Francisco über Hawaii mit den Philippinen und Ostasien zu verbinden, ein Werk, durch das die Vereinigten Staaten sowohl in politischer als in merkantiler Beziehung im Stillen Ozean ein wesentliches Uebergewicht über das meerbeherrschende Albion erlangt haben würden. Aber England beugte vor. In aller Stille wurde der alte Plan, Kanada durch ein beide Hemisphären durchziehendes Kabel mit Australien zu verbinden, zur Ausführung vorbereitet. Und heute stehen wir vor der vollendeten Thatsache. Das neue „All-British" Kabel geht von Vancouver über die Fanninginsel, Fidschiinseln, Norfolkinsel nach Southport in Queensland mit Nebenlinien nach Neuseeland; es berührt also ausschließlich englischen Besitz, und Telegramme von London nach Australien würden niemals eine militärische Zensur zu befürchten haben. Das Kabel mißt 13 458 Kilometer bei einem Kostenaufwand von 40 Millionen Mark. Während bisher die Staatsverwaltungen den Bau der großen überseeischen Kabel Privatgesellschaften überließen, hat England mit diesem Grundsatz bei dem Pacifickabel gebrochen, die Kosten sind von England und den beteiligten Kolonien gemeinsam aus dem Staatssäckel gedeckt worden. Die Fertigstellung des Kabels ist ein epochemachendes Ereignis, wird durch dieses doch erst jetzt dem elektrischen Funken zum erstenmal der Weg rund um den Erdball gebahnt. Mag England auch den Hauptvorteil ernten, zugleich wird das Kabel dem friedlichen



Digitized by Google

Wettstreit der Völker im Weltverkehr dienen und somit der Menschheit zum Segen gereichen.

Wir geben unsern Lesern auf Seite 2375 eine Skizze der zur Zeit vorhandenen unterozeanischen Telegraphenlinien.

Dem Verkehr zwischen Europa und Nordamerika dienen 15 Kabel, von denen sich 10 in englischem, je 2 in französischem und nordamerikanischem Besitz befinden und nur eins (via Azoren) deutsches Eigentum ist (Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft in Köln). Die drei Kabel zwischen Europa bezw. Afrika und Südamerika gehören ebenso wie die beiden Kabel nach Südafrika englischen Gesellschaften. Das gesamte Kabelnetz der Erde berechnet sich zur Zeit auf 371 607 km.

Hiervon entfallen auf

englischen Besitz (einschl. Kolonien)	269 861 km
französischen Besitz	33 976 „
Vereinigte Staaten von Amerika .	31 889 „
Deutschland nur.	14 844 „

Der Rest verteilt sich auf Dänemark, Rußland, Italien u. s. w. Für Deutschlands Unternehmungsgeist bietet der Kabelbau noch ein reiches Arbeitsfeld; aber auch hier gilt es schnell zu handeln, bevor uns wie schon so oft entgegenschallt: zu spät!

Die Toten der Woche.

Wirkl. Geheimrat Burghart, früherer Generaldirektor der direkten Steuern, † in Berlin am 16. Dezember im 79. Lebensjahr.

Pancera Besarel, berühmter venetianischer Holzbildhauer, † in Venedig am 15. Dezember im 73. Lebensjahr.

Fürst Cantacuzene, der russische Gesandte am württembergischen Hof, † in Stuttgart am 15. Dezember.

Julia Grant, die Witwe des Generals und des Präsidenten der Vereinigten Staaten Grant, † in Washington am 16. Dezember im Alter von 76 Jahren.

Amelie v. Kallay, die Mutter des österreichisch-ungarischen Finanzministers, † in Wien am 13. Dezember im Alter von 84 Jahren.

Geheimrat Karl von Kupffer, Professor der Anatomie an der Münchner Universität, † in München am 16. Dezember im Alter von 74 Jahren. (Porträt S. 2380).

G. Mellin, bekannter Großindustrieller, † in Barmstedt in Holstein am 19. Dezember.

Millardet, Professor der Botanik an der Universität Bordeaux, Erfinder der sogenannten „Bouille-Bordelaise" und dadurch der Retter des französischen Weinbaus, † in Bordeaux am 16. Dezember im 66. Lebensjahr.

Müser, früherer deutscher Konsul in Brüssel, der Begründer der dortigen deutschen Schule, † in Brüssel am 17. Dezember.

Thomas Nast, bedeutender amerikanischer Karikaturist, † in Guayaquil (Ekuador) am 13. Dezember im Alter von 62 Jahren.

Advokat Theodor Niedermaier, bekannter Achtundvierziger, Begründer des „Fränkischen Volksvereins", † in Würzburg am 14. Dezember im 85. Lebensjahr.

Chefredakteur Dr. Josef Stern, bekannter Publizist, † in Frankfurt a. M. am 16. Dezember im Alter von 63 Jahren.

Gundaccar von Suttner, bekannter Schriftsteller, † in Harmannsdorf in Niederösterreich am 10. Dezember im 52. Lebensjahr. (Porträt S. 2380.)

Friedrich von Wernsdorff, Mitglied des preußischen Landtags und Abgeordnetenhauses, † in Großlichterfelde bei Berlin am 17. Dezember im Alter von 68 Jahren.

Dr. Wilhelm Wollner, Professor der slawischen Philologie an der Universität Leipzig, † in Leipzig am 16. Dezember im 52. Lebensjahr.

Die Börsenwoche

Die letzte Woche des alten Jahres fordert dazu heraus, einen kurzen Rückblick auf die wichtigsten Vorgänge zu werfen, die dieser weitgespannte Geschäftsabschnitt gebracht hat. Es ist da leider zu sagen, daß des Guten nur ganz verschwindend wenig zu berichten ist. Uns überkam im Januar dieses Jahres die industrielle und geschäftliche Krisis ganz ungeschmälert aus dem unersprießlichen Geschäftsjahr 1901, und wir müssen sie leider nur wenig gelindert dem neuen Geschäftsabschnitt überliefern. Allerdings haben sich die Folgen des gewerblichen und geschäftlichen Niederganges anscheinend jetzt so ziemlich erschöpft, und wenn wir auch mit nur geringen Hoffnungen in das Jahr 1902 eingetreten waren, so darf doch heute mit einer gewissen Zuversicht die Erwartung ausgesprochen werden, daß eine Besserung nicht allzu fern liegen werde. Für eine Gesundung von innen heraus sprechen mehrfache Symptome. Es wird sich nur fragen, ob keine äußeren Störungen dazwischentreten werden, um dieser Gesundung wieder neue Hindernisse in den Weg zu legen. Unter diesen möglichen Störungen steht jene, die uns etwa aus den Vereinigten Staaten von Amerika kommen könnte, am nächsten.

Der Leser kennt aus meinen früheren Erörterungen dieses Themas die Ausschreitungen der nordamerikanischen Faiseure und die Gefahren, die diese über das amerikanische Wirtschaftsleben heraufbeschworen haben, zur Genüge. Die überaus empfindliche Geldklemme beherrscht den dortigen Markt noch fast ungemindert, da ganz enorme Kapitalien in den gigantischen Trusts und in andern phantastischen Haussespekulationen verschiedenster Art festgelegt sind, deren Flüssigmachung in absehbarer Zeit um so weniger gelingen wird, als das Vertrauen am amerikanischen Markt empfindlich erschüttert ist. Aber auch Europa sieht sich vor und ist nicht geneigt, weitere Darlehen über das große Wasser zu senden. Die „amerikanische Gefahr" könnte sich drüben auf ihrem eigensten Terrain austoben, wenn nicht im Fall einer Verschärfung der Krisis große dortige Industriezweige mit gewaltiger Erzeugungsfähigkeit die europäischen Märkte zu überschwemmen drohten. Man fürchtet da bekanntlich ganz besonders für unsere Eisenindustrie, die kaum das tägliche Brot für den eigenen Haushalt verdient und durch den amerikanischen Wettbewerb in eine verzweifelte Lage gebracht werden könnte.

Allein dieser trüben Möglichkeit stehen auch einige freundliche Gesichtspunkte gegenüber. Durch die endlich erfolgte Annahme der Zolltarifvorlage dürfte die Wahrscheinlichkeit einer Erneuerung der wichtigsten Handelsverträge gegeben sein. Wenigstens ist man in unsern maßgebenden Regierungskreisen dieser Zuversicht. Man weist auch darauf hin, daß nun endlich die verfolgte und niedergedrückte Börse zu ihrem Recht kommen und das verderbliche Börsengesetz eine Erleichterung erfahren werde. Die deutschen Kreditverhältnisse haben sich wesentlich gebessert und im heimischen gewerblichen Verkehr wieder größeres Vertrauen aufkeimen lassen. Unser Geldmarkt zeigt fortgesetzt eine bedeutende Flüssigkeit, und die Kauflust des Publikums bethätigt sich neuerdings nach langer Stockung wieder auf dem Gebiet der in- und ausländischen Rentenpapiere. Auch in der Textil- und der Elektrizitätsindustrie beginnt sich eine langsame Besserung Bahn zu brechen, und der Hypothekenkredit und Hand in Hand damit die Bauthätigkeit zeigen eine merkliche Erstarkung. Es wäre wohl an der Zeit, daß unsere potenten Privatkapitalisten sowie die mit soliden Geschäftsprinzipien arbeitenden Unternehmerkreise das Mißtrauen abschüttelten, das sie seit fast drei Jahren im Bann hält, und mit größerem Vertrauen, wenn auch mit der gebotenen Vorsicht, den Geschäften nähertreten würden.

Verus.

Digitized by Google

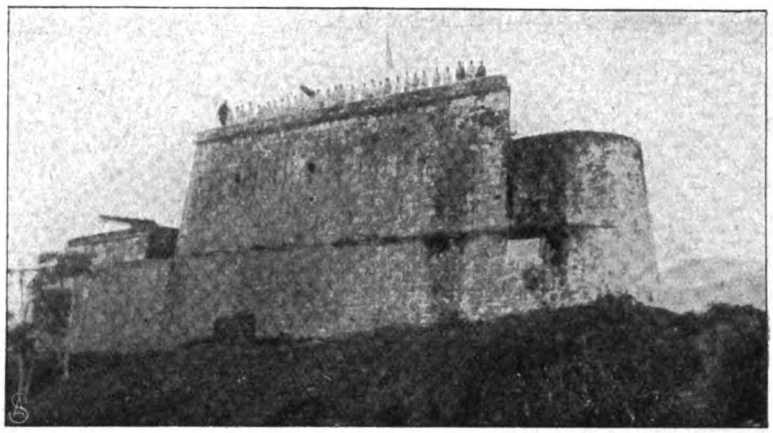
Bilder vom Tage.

Photographische Aufnahmen.

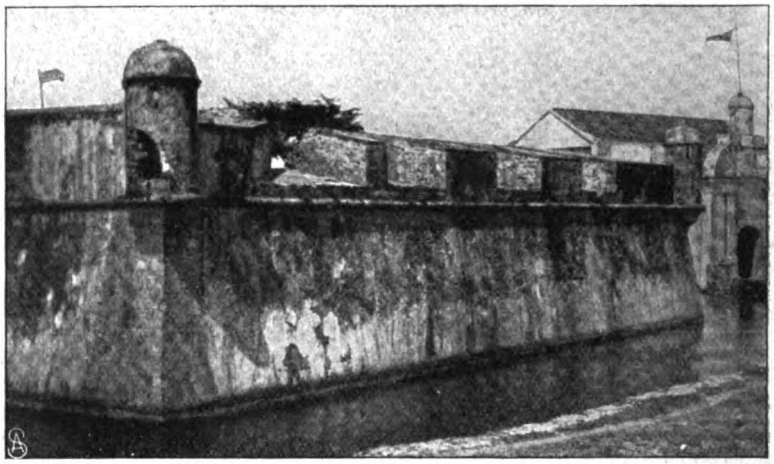
Vom 150-jährigen Jubiläum der Theresianischen Militärakademie in Wiener-Neustadt am 14. Dezember:
Das Festdiner im Turnsaal unter Vorsitz des Erzherzogs Franz Ferdinand (X).
Phot. Franz Pavlik, Wien.

Digitized by Google

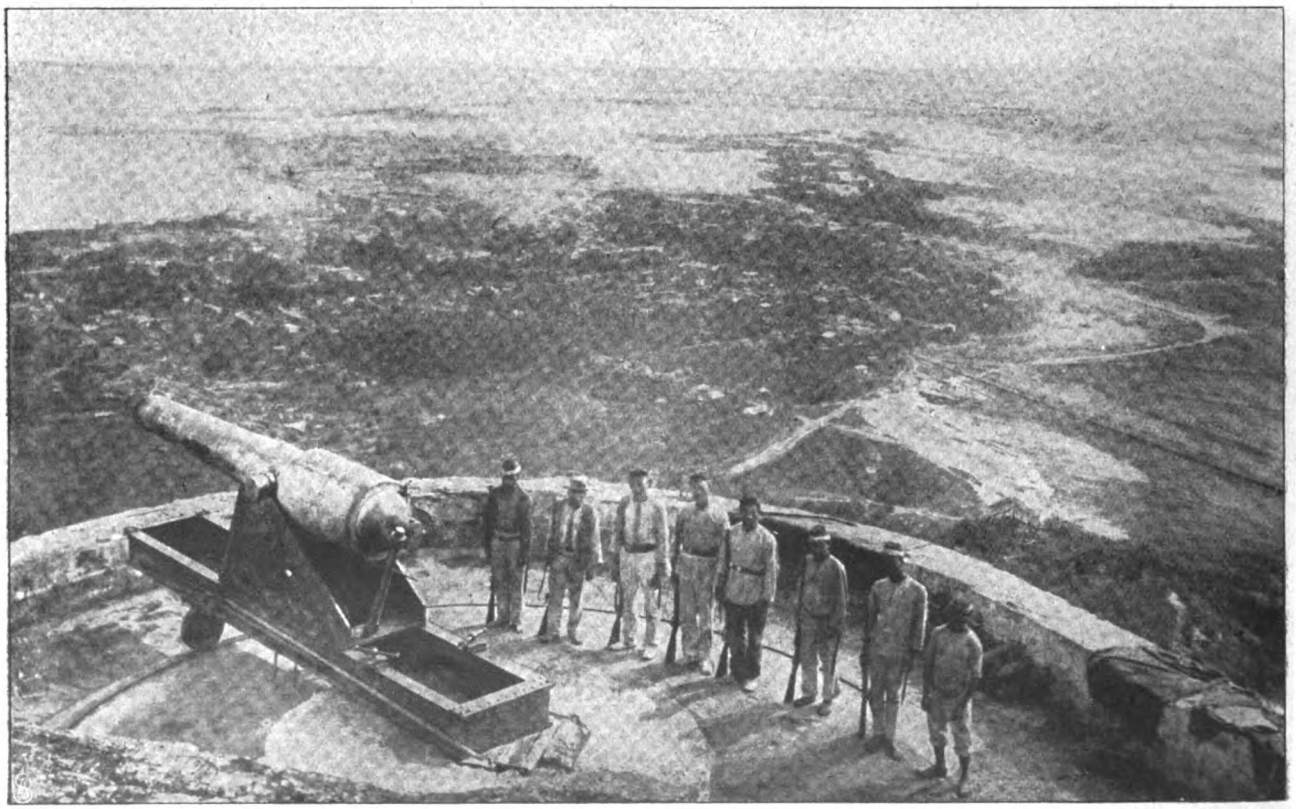
Aufgang zum Fort Solano; auf der Treppe der Kommandant.



Das die Stadt Puerto Cabello beherrschende Bergfort Solano.



Das Fort Libertador am Hafen von Puerto Cabello, gegenüber dem Zollhaus.



Die obere Plattform des Forts Solano mit der Geschützmannschaft.

Von den kriegerischen Ereignissen in Venezuela: Die beschossenen Forts von Puerto Cabello.

Digitized by Google

1. Prinzessin Margarete von Schweden. 2. Prinzessin Marie von Schaumburg-Lippe. 3. Prinzessin Martha von Schweden. 4. Prinz Friedrich von Dänemark. 5. Prinzessin Stephanie von Schaumburg-Lippe. 6. Prinz Christian von Schaumburg-Lippe. 7. Prinz Knud von Dänemark.

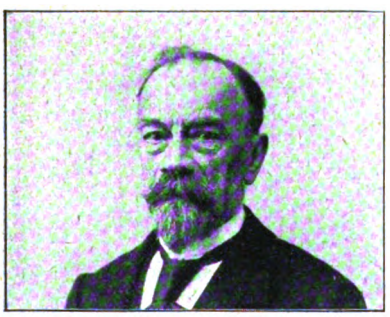
Die Enkel des dänischen Kronprinzenpaares.

Hofphot. C. Sonne.

Digitized by Google

Kapitänleutnant Türk, der Kommandant des eroberten venezolanischen „Restaurador".

Baron Krieghammer, Oesterr. Kriegsminister, nahm seine Entlassung.

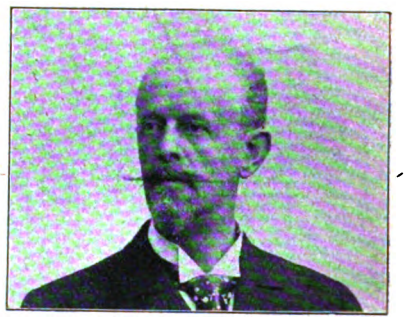


Geheimrat von Kupffer, München †, bedeutender Anatom.

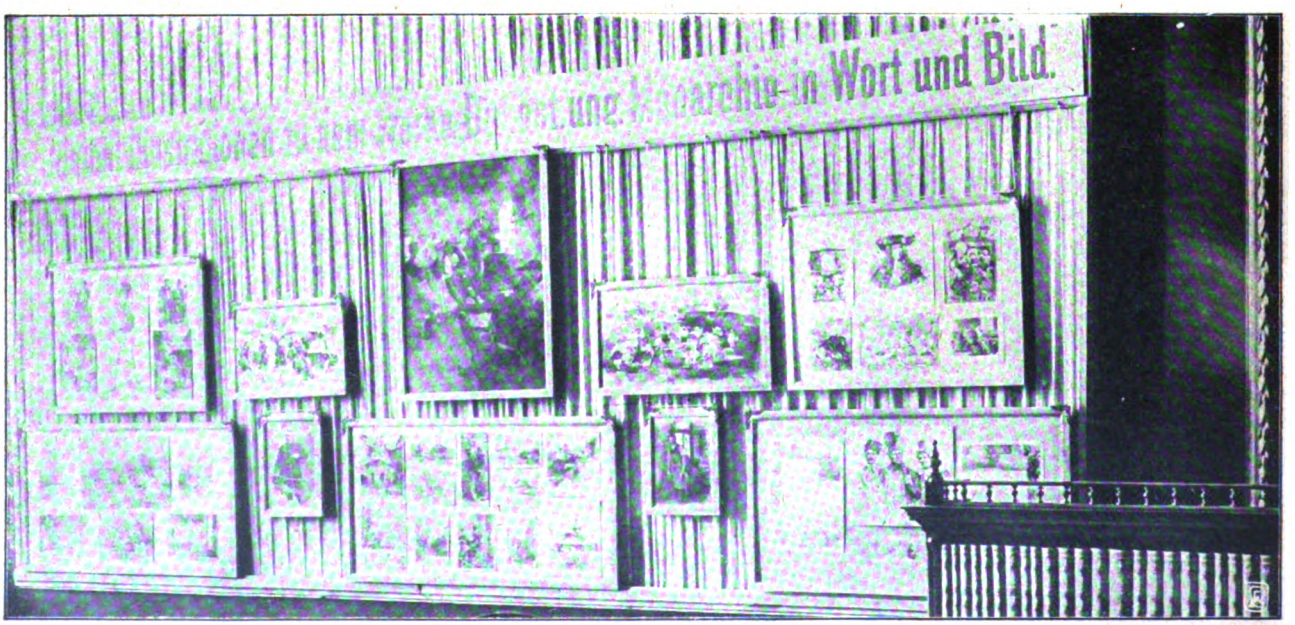
Prinz Eitel Friedrich von Preussen
als Bonner Borusse.
Hofphot. Theo Schafgans, Bonn.

Admiral Sir A. Douglas. Englischer Oberkommandierender vor Venezuela.

Major Pop. der neue niederländische Generalpostmeister.

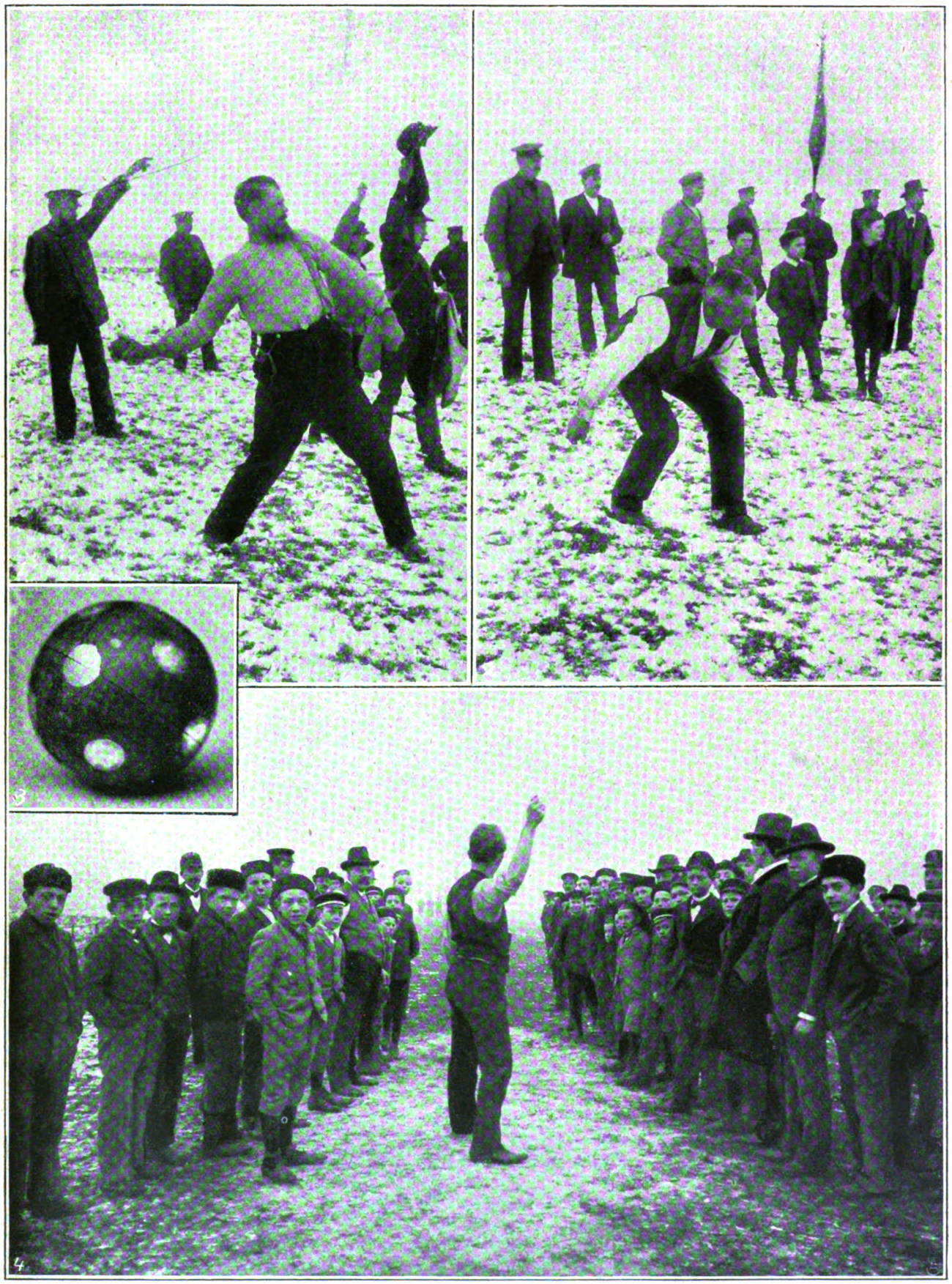


Gundaccar von Suttner, Harmannsdorf, † bekannter Schriftsteller.



Ausstellung von Originalen zu den Illustrationen des jetzt vollendeten Werkes „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild" des Kronprinzen Rudolf im Wiener Künstlerhaus.

Digitized by Google



Vom Bosselsport in den Marschen:

1. Bosseln übers Feld: „Baben de Hand" (Ueber die Hand). 2. Bosseln übers Feld: „Uenner de Hand" (Unter der Hand). 3. Die Bosselkugel. 4. Bosseln vom Stand aus.
Photographische Aufnahmen von Karl Kuskop, Wilster i. Holstein.

Digitized by Google

Von links nach rechts: Baronin Strauß, Frl. Deiglmayr, Prinzessin Ludwig Ferdinand, Baronin Reichlin, Prinzessin Pilar, die Protektorin der „Kinderlegion", Frau Leyendecker, Frl. Auracher, Frl. Altmann, Frl. Groß.

Von der Ausstellung der „Kinderlegion" in München: Die Damen des Komitees.

Ausstellung der „Kinderlegion" im Münchner Künstlerhaus: Liebesgaben der jungen Welt für bedürftige Altersgenossen.

Hofphot. Michael Dietrich, München.

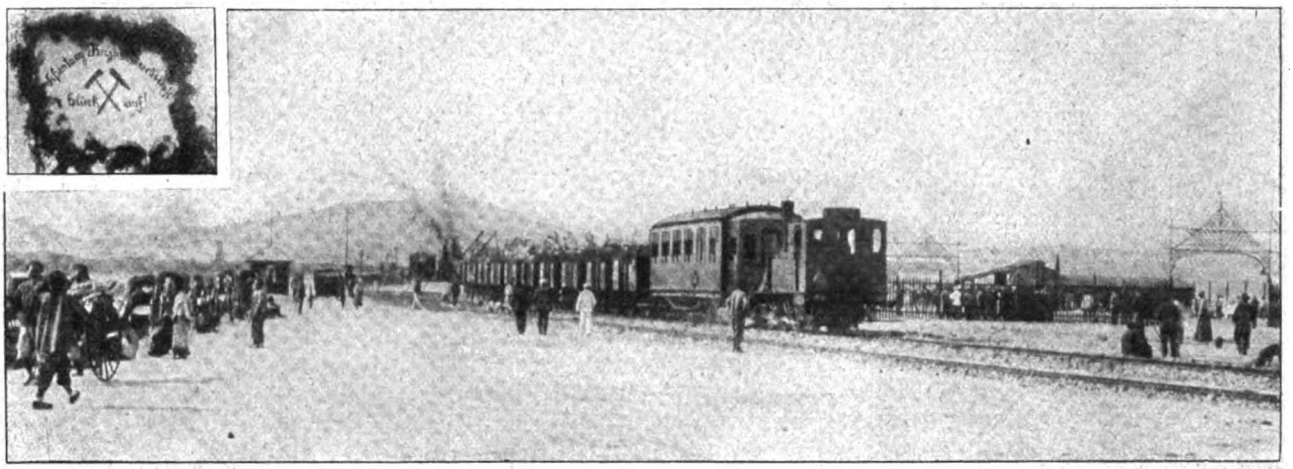
Digitized by Google

Von links nach rechts: Alwa Schön (Hans Wagmann). Dr. Schön (Emanuel Reicher). Hugenberg (Heinz Sarnow). Lulu (Gertrud Eysold).

Die Erstaufführung von Frank Wedekinds Tragödie „Erdgeist" im Kleinen Theater (Schall und Rauch) zu Berlin am 17. Dezember: Die Hauptscene des VI. Akts.

Phot. Zander & Labisch, Berlin.

Digitized by Google



Kohlen in Deutsch-China: Der erste Zug mit Schantungkohlen trifft im Hafen von Tsingtau ein.
Phot. Hammer.

Ismael Gentz. Prof. Paul Meyerheim. Prof. Ludwig Knaus. Direktor Heck.

Vom Winterfest des Vereins Berliner Künstler im Künstlerhaus.
Phot. Hermann Boll.

Digitized by Google

„Kreuz wende dich."

Roman von

Fedor von Zobeltitz.

8. Fortsetzung.

VIII.

So ging die Zeit dahin. Der Winter verlor seine Macht, und es kam der Lenz und verwandelte den Eisspiegel des Spreewalds in einen meilenweiten, unergründlichen Morast, der jeden Verkehr unmöglich machte. Die Kanäle füllten sich mit treibenden Eisschollen, und über die Wiesenstrecken und durch den Eichenwald sickerten die Wasserläufe, und auf den noch tieferen Niederungen bildeten sich braune Lachen. Aber dann gewann die Sonne an Kraft, und abermals veränderte sich die Landschaft. Die Wasser verrannen, und die Halde wurde grün, und zwischen Riedgras und Schilf blühten die wilden Blumen auf, und in den Kanälen setzten die Mummeln zu neuen Trieben an, und die alten Ziehbrunnen in den Dörfern schmückten ihr graues Gemäuer mit Venushaar.

Das war die Zeit, auf die die kleine Wally sich freute. Nun dauerte es nicht mehr lange, dann war ihr Geburtstag, und dann kam Vetter Kruz, wie er versprochen hatte, und brachte ihr das Rehchen, nach dem ihr Herz verlangte. Sie sprach nicht davon, denn sie wollte nicht, daß es die Mutter zu früh erführe. Aber sie dachte viel an das Reh, das sie mit der Milchflasche aufziehen wollte wie einen Säugling, und auch ein Halsband sollte es bekommen und Bijou getauft werden. Der Name gefiel ihr sehr; sie hatte ihn in einer Geschichte von Nieritz gelesen und hielt daran fest.

Doch der Geburtstag kam und weder Kruz noch das Reh. Wallys Geschenktisch war reich besetzt, aber sie hatte keine Freude daran. Sie schlich sich heimlich abseits und weinte. Der ganze Tag war ihr verdorben. Sie hatte immer nur von ihrem Reh geträumt, und nun hatte der arge Vetter sie vergessen . . .

Ja wirklich — vergessen. Kruz hatte an mehr und Wichtigeres zu denken, als an die dumme, kleine Wally und an das Versprechen, das er ihr einst gegeben. Die Gerichte hatten in die Verhältnisse von Gorgutschen eingegriffen und Kruz als den Erben des vorläufig Verschollenen benachrichtigt. Es nahm alles seinen gesetzlichen Gang. Der bisherige Oberinspektor in Gorgutschen wurde mit der Administration des Besitzes betraut. Das Gericht hielt die Hand über alles, was Hans Christoph gehörte; denn er konnte noch leben, und es mußte die Zeit abgewartet werden, zu der die Todeserklärung zulässig war.

Kruz litt nicht allzu schwer unter der Wartezeit; wohl aber seine Mutter. Sie war eine schöne, große Frau, nur leicht gebeugt unter den Lasten, die ein Leben voll Herbigkeit ihr aufgebürdet hatte. Ihr stilles, reines Gesicht war das einer Niobe, und in ihrem Auge lag viel Müdigkeit. Aber sie wollte nicht müde sein; sie lebte für ihren Sohn. Und er war wirklich ein guter Sohn. Er umgab sie mit Liebe und zärtlicher Sorgfalt, hatte zwar ein Studentenstübchen in Heidelberg selbst, kam aber täglich zu ihr hinaus, speiste bei ihr und beglückte das Mutterherz durch seine Frische und sein sonniges Wesen.

Im Herbst führte man den lange gehegten Plan aus und siedelte nach Berlin über. Heidelberg war zu teuer, und in Berlin konnte man eine gemeinsame Wohnung nehmen. Man fand ein kleines, ganz behagliches Quartier in einem Gartenhaus, allerdings ziemlich weit draußen, dafür aber entfernt von den Geräuschen der Stadt und verhältnismäßig billig.

Anfänglich ging alles gut. Kruz fühlte sich wohl in der Hauptstadt. Er war keiner Verbindung beigetreten, um frei sein zu können. Mit großem Eifer setzte er seine Studien fort, so daß er schon nach Jahresfrist sein Referendar- und um die gleiche Zeit auch sein Doktorexamen ablegen konnte. Er nahm aber vorläufig keine Stellung bei einem Gericht an, sondern verblieb in Berlin und besuchte die landwirtschaftliche Akademie.

Eines Nachmittags, beim Verlassen des Instituts, wurde Kruz auf einen jungen Herrn aufmerksam, der ihn schon mehrfach fixiert hatte und nun mit höflicher Lüftung des Huts sich ihm näherte.

„Verzeihung — Baron Lobschitz, nicht wahr?" sagte der junge Mann. „Ich hatte schon neulich den Wunsch, mich bekannt zu machen, als ich Ihren Namen zum erstenmal hörte. Egon von Dierksen — mein Vater ist der Besitzer von Niedewitz, dem ehemaligen Brückner'schen Gut am Spreewald . . ."

Nun wußte Kruz Bescheid; von dem Verkauf von Niedewitz und dem reichen Dierksen hatte er erzählen hören. Die jungen Leute schritten nebeneinander die Linden hinab und suchten, da es Frühling war und das Wetter schön, ein Gartenlokal im Tiergarten auf, um ein Glas Bier zu trinken.

Herr von Dierksen war sehr gesprächig. Aber er sprach viel in abgebrochenen Sätzen und ließ häufig ganze Worte fallen. Er erschien immer zerstreut. Das brünette Gesicht war hübsch zu nennen, auch nicht geistlos; doch es flackerte in den Augen ein unruhiges Licht.

Schon nach wenigen Minuten wußte Kruz die ganze Lebensgeschichte seines Nachbars. Dierksen war vierundzwanzig Jahre alt und mit achtzehn als Junker bei einem altberühmten Kavallerieregiment eingetreten. Aber er war nur wenige Jahre aktiver Offizier gewesen. Sein Vater erkrankte plötzlich an einem schweren und unheilbaren Leiden. Die großen Betriebe im Saargebiet verlangten eine neue leitende Hand, und auch in Niedewitz fehlte das Auge des Herrn.

„Da mußte ich denn den Abschied nehmen," erzählte Egon. „Herr von Lobschitz, nichts ist mir schwerer geworden. Ich sehe nicht so aus, als ob ich ein passio-

Digitized by Google

nierter Soldat gewesen wäre, das weiß ich; aber ich war es doch. Es machte mir viel Spaß, und meine Rennpferde habe ich noch. Sie interessieren mich mehr, als alle Kohlenlager der Welt. Aber — aber, na sagen Sie, was soll ich machen? Mein alter Vater kämpft seit Monaten mit dem Tod. Stirbt er, dann weiß ich nicht aus noch ein. So steck ich denn vorläufig die Nase in die Landwirtschaft, und dann soll es an die Bergbaukunde gehen. Es ist zum Verzweifeln langweilig."

Er versuchte wieder, an seinem Bier zu nippen, und ließ sich dann einen Kognak geben. An diesem roch er aber nur und schob ihn gleichfalls zur Seite. Hierauf rückte er interessierter an Kruz heran, der ziemlich einsilbig blieb, und fuhr mit eigentümlich mattem Lächeln fort: „Ich habe von dem seltsamen Verhältnis gehört, in dem Sie zu dem Gorgutschener Majorat stehen, Herr Doktor. Für alles so etwas, sagen wir für das Außergewöhnliche, für das, was sich nicht täglich ereignet, habe ich sehr viel übrig. Ich hasse die Tretmühle. Der Bergbau ist mir auch in der Praxis greulich. Ich schnappe nach Luft, wenn ich unter der Erde bin. Es ist sehr schwer, Sohn zu sein. Eigentlich beneide ich Sie. Die ständige Aufregung, in der Sie sich befinden, muß doch köstlich sein . . ."

Kruz lachte herzlich. „Verehrter Herr von Dierksen, zunächst bin ich gar nicht aufgeregt. Gott sei Dank, ich habe leidliche Nerven und eine starke Dosis von Wurschtigkeitsgefühl, wie Bismarck sich ausdrückt. Fällt mir das große Los nicht in den Schoß, so begnüge ich mich mit dem, das mir das Schicksal zuwirft. Aber weiter: einem nervöseren Menschen wünsche ich das ‚köstliche' Empfinden einer solchen Zeit des Hangens und Bangens doch nicht. Es hat seine Schattenseiten. Es erinnert an Tantalus und an einen Traum von einem guten Diner, während man mit hungrigem Magen schlafen gegangen ist."

„Sie sind unpraktisch, Herr von Lobschitz — verzeihen Sie mir die Bemerkung. Ich würde es an Ihrer Stelle anders machen. Ich würde dem Schicksal trotzen und mir fest einbilden, ich müßte das Majorat bekommen. Kommen Sie auf ein Jahr nach Niedewitz und lernen Sie da. Vielleicht können wir zusammen in Niedewitz doch mancherlei Neues aushecken und das Alte umkrempeln; vielleicht können wir die ganze Fruchtfolge umschmeißen und Drainagen anlegen, daß die gewiegtesten Agrarier darüber wahnsinnig werden, und Kreuzungen züchten, daß die gesamte Zoologie aus dem Geleise kommt. Nach so etwas Verdrehtem sehne ich mich förmlich. Graf Brückner hat mir imponiert. Als er seinen Park in Kurzau aufbaute, ließ er sich Bäume aus Amerika und Kleinasien kommen und pflanzte sie in märkischen Sand —"

„Und verlor sein Vermögen bei dieser Beschäftigung," ergänzte Kruz.

„Herrgott," rief Herr von Dierksen und schlug mit der Hand auf den Tisch, „das Geld muß doch rollen! Giebt es etwas Trostloseres, als das Aufhäufen von Banknoten!? Ich würde mich an Ihrer Stelle als theoretisch und praktisch gleich ausgezeichneter Landwirt um die Verwaltung des Majorats bemühen, dessen gesetzlicher Anwärter Sie sind. Oder würde es pachten. Ist das nicht eine sublime Idee? Gesetzlich können da keine Schwierigkeiten entstehn. Ob Sie Administrator sind oder ein anderer, ist gleichgiltig; wer die Sache versteht, muß den Gerichten willkommen sein. Und da Sie selbst der präsumtive Erbe Ihres verschollenen Herrn Onkels sind, so spricht noch mehr dafür, Sie als Verwalter des Majorats zu installieren. Schließlich: sollten wirklich noch Schwierigkeiten auftauchen — der Geier kenne sich im Gesetz aus — so wird eine Audienz beim Kaiser sie in Ordnung bringen. Die könnte Graf Brückner Ihnen besorgen . . ."

Mit ähnlichen Gedanken hatte Kruz sich schon öfters getragen. Es lag in der That kein Grund vor, ihn heute noch von der Verwaltung auszuschließen, wenn er den Gerichten als genügend fachmännisch vorgebildet erschien. Dennoch war die Idee unausführbar: er war mittellos und konnte die nötige Kaution nicht hinterlegen.

„Herr von Dierksen," entgegnete er, „Sie können sich wohl denken, daß ich Gott weiß was dafür geben würde, könnte ich auf Gorgutschen vorläufig erst einmal festen Fuß fassen. Kriewe, der bisherige Administrator, ist nahe an siebzig Jahre und kann sich bei seinem Alter nicht mehr so um die Verwaltung bekümmern, wie es notwendig ist. Auch Herr von Zehden schreibt mir, es wäre gut, an eine Neubesetzung der Stelle zu denken; nur möchte man den verdienten, sehr treuen alten Beamten nicht gern vor den Kopf stoßen. Aber es spricht doch noch mancherlei anderes mit, das bedacht werden will."

„Ich wüßte nicht, was, verehrter Herr von Lobschitz. Höchstens . . . Sie werden natürlich gewisser Mittel bedürfen, um die Sache in die Hand nehmen zu können. Auch in der Landwirtschaft gilt der Satz Montecuculis über die Kriegführung. Ich möchte nicht aufdringlich erscheinen; aber wenn ich Ihnen dienstbar und gefällig sein könnte, so würde mir das eine besondere Freude sein . . ."

Er sagte dies in verbindlichster Form, artig und freundschaftlich. Trotzdem errötete Kruz und wehrte ohne weiteres ab.

„O nein, Herr von Dierksen — ich danke Ihnen herzlichst; ich — ich helfe mir schon selbst . . . Begleiten Sie mich noch ein Stück durch den Tiergarten? Ich muß aufbrechen. Meine Mutter wartet mit dem Abendessen, und ich bin ein pünktlicher Sohn . . "

Dierksen sagte zu. So schlenderten die beiden denn durch den in abendliches Dämmer versinkenden Frühlingspark und sprachen noch allerlei miteinander.

Am Großen Stern trennte man sich. Mit abgezogenem Hut behielt Dierksen noch einen Augenblick die Hand Kruzens in der seinen.

„Würden Sie gestatten," fragte er, „daß ich Ihnen und Ihrer Frau Mutter gelegentlich meine Aufwartung mache?"

„Selbstverständlich, Herr von Dierksen; es wird mich außerordentlich freuen. Genzmerstraße 105, Gartenhaus zwei Treppen. Das ist weit hinten in Charlottenburg; aber auf dem Hof ist ein grüner Rasenfleck und steht ein Nußbaum, und von meinem Arbeitszimmer sehe

Digitized by Google

ich den Grunewald vor mir. Das sind die bescheidenen Freuden der Wohnung . . ."

Während Kruz weiterschritt, wollte ihm die Idee, sich selbst um die Verwaltung von Gorgutschen zu bemühen, nicht aus dem Kopf. Herrgott, warum war man so bitter arm! Zehntausend Mark Kaution und ebensoviel, um mit der Wirtschaft beginnen zu können. Das war nur das Allernotwendigste; aber Kruz schien es ein ungeheures Kapital. Es war gar nicht zu beschaffen, wenn nicht eine hilfreiche Hand sich bot. Freilich, sie bot sich. Aber es widerstrebte Kruz, gerade von Dierksen, den er kaum kennen gelernt hatte, einen intimeren Freundschaftsdienst anzunehmen.

Als er nach Haus kam, hörte er zu seinem Schrecken von der alten Luise, daß seine Mutter sich zu Bett gelegt hatte, da sie sich nicht ganz wohl fühlte. Sie kränkelte in letzter Zeit unaufhörlich. Es war kein ausgesprochenes Leiden; sie siechte an der Tragik des Zwiespalts in ihrem Leben langsam dahin. Schon einmal hatte ein heller Stern ihr geleuchtet: ihr Mann sollte ein Generalstabskommando erhalten, das ihm Aussicht auf eine glänzende Karriere versprach. Und ein paar Tage später zerschmetterte eine springende Granate dem Aermsten den Schädel, und alles Hoffen war eitel gewesen. Und nun wieder die Aussicht auf das Gorgutschener Majorat für ihren vergötterten Sohn. In ihrem armen, zerquälten Hirn lebte nur noch die angstvolle Frage: kehrt Hans Christoph wieder? Sie krallte wie eine fixe Idee sich in ihr fest; sie war das Gespenst, das hinter ihr stand und sie auf Schritt und Tritt begleitete. Ein dunkler Zauber umspann sie: die folternde Angst der Ungewißheit.

Schon an einem der nächsten Tage machte Egon von Dierksen seinen Besuch in der Genzmerstraße; Kruz war nicht anwesend, und die Baronin nahm ihn nicht an; so hinterließ er nur seine Karte. Kruz beeilte sich, den Besuch zu erwidern. Das war an einem Sonntag, an dem er über seine Zeit verfügen konnte. Dierksen bewohnte ein elegantes Junggesellenquartier in der Voßstraße. Ein Diener nahm Kruz die Karte ab und geleitete ihn in einen Salon: der gnädige Herr werde sofort erscheinen. Aber das „sofort" dehnte sich aus; Kruz hatte Zeit genug, sich im Zimmer umzuschauen. Hier atmete alles die höchste Eleganz; Tapezier und Dekorateur hatten verschwenderisch gewirtschaftet; das moderne Kunstgewerbe feierte auf fünfzig Schritt in der Runde wahre Triumphe.

Endlich erschien Dierksen, in einem Morgenanzug aus Rohseide, der weit und bequem seine hagere Gestalt umbauschte; aus einer Tasche des Jacketts schaute der Zipfel eines buntseidenen Foulards. Dierksen that sehr unglücklich; der Masseur sei bei ihm gewesen und habe ihn nicht aus den Händen gelassen; Baron Lobschitz möge entschuldigen und mit ihm frühstücken. — —

Nun saß man am Frühstückstisch, an dem es sich genießen ließ: ein Stillleben, mit feinem Geschick arrangiert; auf dem Damast der blanke Samovar und ein Glitzern von Krystall und Silber; ein paar Platten mit kaltem Fleisch und Eiern; Sherry, Schnäpse, englische Fruit-Jams — und an der Thür der Diener, stumm und kerzengerade wie ein Obelisk.

„Geh raus, Fritz," sagte Dierksen, und der Diener verschwand. „Herr von Lobschitz, nun nehmen Sie Platz. Was darf ich Ihnen anbieten? Eine Tasse Thee, ein Glas Sherry, einen old Irish Whisky? Eine Scheibe Schinken, ein Stück Beaf oder einen Löffel Kaviar? Also was? — Gar nichts? — Ha — ich habe es: eine gute Zigarre . . ."

Er klingelte dem Diener und befahl eine Zigarre. Der Diener kehrte mit einem Arm voll Kisten zurück, die anders aussahen, als jene, aus denen Kruz dem Laster des Rauchens fröhnte. Und Kruz widerstand auch nicht länger. Er nahm eine dicke Import und zündete sie an dem Licht an, das der Diener ihm hielt. Sie war wunderbar, und er sagte es auch.

„Das freut mich kindisch," antwortete Dierksen, seinen Thee schlürfend. „Ich möchte Ihnen so gern etwas Gutes anthun, Herr von Lobschitz. Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich das ausspreche: Sie sind mir außerordentlich sympathisch. Und wissen Sie warum? Ihres geraden, etwas schweren und gewichtigen Ganges wegen. Ein Mensch von unlauterem Charakter geht nicht so wie Sie; eine intrigante Natur gleitet mehr; eine heimtückische Seele schleicht; ein Schuft stockt zuweilen beim Schreiten, und ich, als gänzlich zerstreutes Individuum, ich schlenkere mit den Beinen, als ob ich sie jeden Augenblick verlieren könnte. Sie aber, Herr von Lobschitz — alle Achtung: Sie gehen nicht — Sie treten auf . . ."

So schwatzte er weiter, viel Unsinniges zwischen klugen Bemerkungen, und Albernes, auch zuweilen Cynisches zwischen manchem, das aus gutem Herzen kam.

Als Kruz wieder ging, sagte er sich, daß dieser Herr von Dierksen nicht so ganz leicht auszukennen sei. Jedenfalls war viel an ihm verdorben worden, und über hundert treffliche Keime in ihm wucherte das schauderhafte Etwas, das der Franzose mit dem Kenn- und Schlagwort fin de siècle umgreift.

Am Abend dieses Tages war Frau von Lobschitz so wohl, daß sie mit Kruz einen kleinen Spaziergang machen konnte. Als sie nach Haus kam, klagte sie ein wenig über Atemnot und legte sich früh nieder. Am nächsten Morgen fand man sie tot in ihrem Bett vor; ein Herzschlag hatte ohne Leiden und Not ihr Leben gelöscht.

Diesem plötzlichen Verlust gegenüber war Kruz förmlich fassungslos. Er konnte nicht einmal weinen; das Heulen und Wehklagen der alten Dienstfrau machte ihn rasend; er stürmte davon und strich stundenlang durch den Grunewald, mit schwerem Kopf und irre wandernden Gedanken. Aber als er wieder heimkam, wollte die Natur ihr Recht. Am Totenlager der Mutter brach er in heiße Thränen aus. Seit dem Hinscheiden des Vaters hatte sie nur für ihn gelebt und ganz allein für ihn, und in der steten aufregenden Sorge um ihn war sie auch zu Grunde gegangen.

Erst am folgenden Tag fand Kruz seine Ruhe wieder. Er telegraphierte an Zehden nach Neu-Holland, und mit dem nächsten Zug traf der Oberst in Berlin ein, um dem Begräbnis der Verwandten beizuwohnen. Auch Herr von Dierksen hatte die Trauernachricht gelesen und

Digitized by Google

stellte sich als gern mithelfender Freund zur Verfügung. Aber es gab nichts zu helfen. Die Tote wurde zur Ruhe bestattet und mit ihr das Letzte in die Erde gesenkt, das Kruz von Herzen lieb gehabt hatte.

In einer geschlossenen Droschke begleitete Kruz den alten Obersten nach dem Bahnhof zurück. Sie hatten sich ein paar Jahre hindurch nicht gesehen; der eine war Mann geworden, und der andere stand dem Greisenalter nicht mehr fern. Und beide fragten: was nun?

„Ja, Onkel, was nun?" wiederholte Kruz. „Mit dem Tod der Mutter ist die Sonne in meinem Leben gelöscht worden. Wir waren mehr ein Freundespaar, als Mutter und Sohn. Der eine kannte die Gedanken des andern und auch die geheimsten seiner Herzensregungen. Wir haben ein Leben gelebt. Jetzt steh ich allein. In der alten Wohnung werde ich verrückt. Ich muß hinaus. Bis jetzt habe ich mein Dienstjahr verschieben können; nun will ich mich melden. Dienen muß ich, und vielleicht wird die Abwechslung mir wohl thun."

„Wovon ich überzeugt bin," erwiderte Zehden. „Hast du schon eine Regimentswahl getroffen?"

„Ich dachte an die Lübbener Jäger, Onkel. Da bin ich in eurer Nähe und für alle Fälle auch in der Nähe von Gorgutschen."

„Gut so, mein Junge. Ich kenne den Kommandeur und will mit ihm sprechen. Noch eins muß ich dir sagen: Kriewe wird seinen Posten als Administrator von Gorgutschen nicht mehr lange ausfüllen können. Puttfarken munkelt etwas von Wassersucht. Da heißt es Ersatz schaffen. Du hast das Recht, dem Gericht Vorschläge zu unterbreiten . . ."

Nun sprach Kruz wieder von seiner Idee, sich selbst um die Verwaltung des Majorats zu bemühen. Der Tod seiner Mutter hatte die Verhältnisse geändert. Es blieb ihm ein kleines Kapital, das für die Kaution und den Anfang genügte.

Zehden stimmte ihm zu. Schwierigkeiten gab es seiner Ansicht nach nicht. Er wollte selbst beim Gericht vorsprechen, um die Wege zu ebnen. —

So ging die Zeit dahin. Kruz begann sein Dienstjahr in Lübben mit anstrengenden Tagen. Er wünschte sich das. Es war ein frisches Regen, und es gefiel ihm gut, und er selbst gefiel. In den ersten Wochen fand er keine Zeit, in der Umgegend Besuche zu machen. Aber da fuhr eines Mittags, als man gerade beim Essen saß, der alte Graf Brückner vor das Offizierkasino und erschien kurz darauf in eigener Person im Speisesaal, unverändert, trotz seiner hohen Jahre noch immer elastisch und von erstaunlicher Regsamkeit. Alles sprang auf, und der Major als Tischältester bewillkommnete ihn, lud ihn ein, Platz zu nehmen, und stellte ihm die Herren vor, die ihm noch nicht bekannt waren. Das waren jedoch nur ein junger Leutnant und die beiden Einjährigen des Regiments. Der Graf drückte Kruz mit Herzlichkeit die Hand.

„Baron Lobschitz — na, das freut mich," sagte er; „Kreuzwendedich, genannt Krux oder Kruz, von der Linie Dzialinski. Das weiß ich alles schon. Lieber Major, ich habe eine große Bitte. Nee, ich trinke nichts — keinen Sekt, bestellen Sie wieder ab — höchstens ein Glas Rotspon zum Anstoßen. Lieber Major, da hat sich zu morgen der Prinz Alexis bei mir angesagt und will einen Rehbock schießen. Thun Sie mir den Gefallen und schicken Sie mir dazu ein halbes Dutzend Ihrer Leutnants herüber, damit die Geschichte nicht gar zu mager aussieht. Den Freiwilligen von Lobschitz auch. Lieber Baron Lobschitz, haben Sie morgen Dienst?"

„Ich werde mit Hauptmann von Gerlach sprechen, Erlaucht," beeilte sich der Major zu entgegnen. „Im übrigen: sollen es nur Leutnants sein? Auf einen Rehbock hätte ich auch Appetit . . ."

Graf Brückner lachte. Auch Hauptleute und Stabsoffiziere seien gebeten; wer kommen wolle, werde festlich begrüßt; je mehr, je besser. So ging es denn am folgenden Tag hinaus nach Stanitz: der Major, ein Hauptmann, ein halbes Dutzend Leutnants und der Freiwillige von Lobschitz, in der Mailcoach des Regiments und alle Herren in abenteuerlich ausschauenden Jagdkostümen, aber die Uniformen im Koffer.

Das war eine Lust für Kruz. Er fand einen guten Platz, im Erlengrund, wo durch saftiges Wiesengrün ein blankes Gerinnsel leuchtete und wucherndes Buschwerk überall Deckung bot. Die Sonne stand schräg am Himmel, halb zwischen goldumsäumten Wolken, und aus der Niederung strömte erquickliche Frische empor. Schon begann hie und da ein Frosch sein Konzert, und ein Nußhäher kreischte.

Kruz setzte sich auf einen moosumsponnenen Feldstein hinter niedrigem Haselgesträuch. Lange hatte er sich nicht so wohl gefühlt. Er war noch in Trauer und hatte überlegt, ob er diese Jagdeinladung überhaupt annehmen solle. Was hatte sie mit seiner Trauer zu thun? Es war eine Erfrischung für ihn, sich einmal fern vom Gleichklang des Dienstes austummeln zu dürfen; die Achtung vor der geliebten Toten berührte sie nicht. — Ein brechender Ast knackte. Kruz schaute auf; ein Reh schmälte auf der Lichtung. Vorsichtig erhob er sich. Es leuchtete rot durch das Grün des Lattichs und hochgeschossenen Grases; Kruz sah die weißen Enden eines Gehörns zwischen dem niederen Buschwerk. Der Bock war der Spur des Schmaltiers gefolgt. Holla, war das nicht noch einer!? Nun stand Kruz aufrecht hinter dem Haselstrauch, die Flinte im Anschlag. Drüben auf der Lichtung, in Dämmerflor und aufsteigendem Nebel, äste eine ganze Gesellschaft. Ein stattlicher Bock war darunter mit kräftigen Stangen; den wollte Kruz haben. Aber ein plötzlich aufschwirrender Mückenschwarm störte den Jäger. Eine schwärzliche Wolke umsummte ihn. Da knallte der Schuß und fand gegenüber im Wald ein verhallendes Echo. Mit langen Sprüngen stäubte das Rudel auseinander.

Kruz hatte sein Taschentuch gezogen und wehrte dem Mückenschwarm ab. Er wußte, er hatte schlecht geschossen; die Mücken hatten vor seinen Augen auf- und niedergeflirrt, und eine der blutlüsternen kleinen Fliegen hatte ihn beim Abdrücken in die Hand gestochen.

Aergerlich trat er mit seinen hohen Gamaschenstiefeln auf die feuchte Wiese. Da lag ein brauner Fleck mitten im Grün. Aber Kruz stutzte. Teufel, war das denn mög-

Digitized by Google

lich?! Er sah ein zierliches Köpfchen, aber kein Geständ, nur weiches, braunes Fell zwischen den Lusern. Er wurde kirschrot und schämte sich: er hatte eine Ricke getroffen.

Wahrhaftig, er schämte sich: eine Ricke — wie ein Anfänger oder ein Sonntagsjäger. Nach des alten Döbler lehrreicher „Jägerpraktika" standen drei Hirschfängerschläge über die Rückenverlängerung auf dieses Vergehen, und nach neuerem Jagdrecht durfte man ihn gehörig auslachen. Es war gar zu ärgerlich. Er näherte sich dem gefällten Schmalreh, das auf der Stelle tot gewesen sein mußte; es regte sich nicht mehr. Aber plötzlich blieb Kruz abermals stehen. Erst jetzt, wo er die Beute immer noch vorsichtig und mit leisem Auftreten im Halbbogen umschritten hatte, sah er, daß die Ricke nicht allein war. Ein rührendes Bild bot sich ihm. An ihrer Brustseite lag ein junges Rehkälbchen auf den Vorderläufen und saugte: ein süßes Tierchen, der Pelz weiß gefleckt, laut schmatzend und so versunken in seine durstige Arbeit, daß es den nahenden Schritt gar nicht zu hören schien. Die tote Mutter gab ihm die letzte Nahrung.

Kruz stand wie festgewurzelt. Er dachte Jahre zurück und an Neu-Holland und die Villa Waldheim und an die kleine Wally, wie sie mit bittenden Augen vor ihm stand und er ihr versprach, an ihrem Geburtstag herüberzukommen und ihr ein junges Reh zu schenken. Das war lange her; die Zeit war dahingegangen, und er hatte sein Versprechen vergessen, und jetzt, angesichts dieses rührenden Bildes, fiel es ihm wieder ein.

Da mußte er lächeln, trotz der Weidmannsscham, die ihm noch immer auf den Wangen brannte. Mit einem gewaltigen Satz war er dicht neben dem Reh und umfing im Niederstürzen das Kälbchen. Es schrak zusammen, fiepte ängstlich und wehrte sich mit den durch die Luft hastenden Läufen. Aber es nutzte ihm nichts. Dennoch war es gut, daß die Jäger mit den Tragbahren kamen, die die Aufstellung abschritten und die Beute aufluden. Sie waren zu trefflich geschult, um den Irrschuß des Gastes zu belächeln, aber es zuckte doch um Schnurrbartenden und Mundwinkel. Kruz gab einem der Leute ein Trinkgeld und bat ihn, das Rehkalb einzusperren und zu tränken, bis er es abholen würde, was schon in den nächsten Tagen geschehen solle.

Eine kleine Stunde später war die Jagdgesellschaft im Schloßhof zu Stanitz versammelt, wo ein paar hell lodernde Pechpfannen ihr rotes Licht über die reiche Architektur der Wände, die epheuumrankte Freitreppe, über Statuen und Menschen ergossen. Der Jagdrapport wurde verlesen, und Kruz mußte sich vorschriftsmäßig noch einmal schämen. Dann ging es in die Gastzimmer, wo man das Weidmannskostüm mit den Uniformen vertauschte, und hierauf vereinigte man sich im kleinen Salon — wegen eines riesigen, holzgeschnitzten Buddhabildes der „Buddhatempel" genannt — zum Diner.

Hier erwartete die Gräfin die Gäste: eine alte Dame mit weichem, heiterem Rokokoantlitz und von entzückender Liebenswürdigkeit, die Kruz ohne weiteres die Hand zum Kuß reichte und mit ihm zu plaudern begann. Aber auch noch Bekannte fand Kruz vor, die nur zu dem späten Diner (man liebte in Stanitz die späten Stunden) geladen worden waren, nicht zur Jagd: den Obersten von Zehden und den inzwischen zum Justizrat ernannten Rechtsanwalt Dieterici. Die Herren, die nicht in Uniform waren, trugen den Frack, auch Prinz Alexis; nur Graf Brückner hatte wieder etwas Besonderes: er erschien statt in schwarzem Frack in einem lichtblauen mit goldenen Knöpfen und trug dazu weiße Weste und Beinkleider. Der Prinz führte die Hausfrau; an ihrer linken Seite aber durfte zu seinem Erstaunen Kruz Platz nehmen; er war der einzige, der zum erstenmal Schloß Stanitz besuchte, und es galt der Gräfin gleich, daß er die Uniform eines Freiwilligen trug; er war im Haus nur Gast.

In einem auf so großer und mit fürstlicher Vornehmheit eingerichteten Haushalt hatte Kruz noch nicht geweilt. Aber er war nicht befangen und fand sich rasch in das Ungewohnte. Nahm der Prinz seine Nachbarin nicht in Anspruch, so unterhielt sich die Gräfin angeregt und liebenswürdig mit ihm. Sie hatte eine überaus reizende Art, die Unterhaltung zu führen, und schlug nur Themen an, von denen sie vermuten konnte, daß sie ihren Gast interessieren würden. Es ging ein eigener Zauber von dieser alten Dame aus, die mit feiner Herzensbildung und dem Duft einer ausgezeichneten Erziehung einen köstlichen Freimut vereinte.

„Mein lieber Kruz," sagte der Oberst nach Aufhebung der Tafel, „ich hätte nicht übel Lust, dich strafend am Ohrläppchen zu zupfen. Bist nun schon so und so lange in Lübben und hast es noch nicht einmal der Mühe für wert erachtet, dich auf den Weg nach Neu-Holland zu machen."

„Onkel, ich bin sonst immer ein reuiger Sünder — wenn ich mir nämlich einer Sünde bewußt bin. Urlaub konnte ich mir noch nicht erbitten, und bin ich heute hier, so ist's gewissermaßen auch nur auf Befehl. Aber in den nächsten Tagen trete ich an. Ich habe an deiner Wally viel gutzumachen. Hoffentlich ist mir die Kleine nicht gar zu böse."

„Die Kleine," wiederholte Dieterici und lachte. „Es ist eine Zeit her, da Sie uns zum letztenmal beehrten, lieber Baron Lobschitz. Die Blümlein sind inzwischen gewachsen, und es beginnt der Duft und die Farbenpracht. Sie werden sich wundern. Und nun hören Sie gefälligst, da ich Sie doch einmal beim Wickel habe: an eine Pachtung des Majorats ist nicht zu denken. Aber man will Ihnen nach Ablauf von zwei Jahren die Verwaltung übertragen, wenn Sie über Ihre Qualifizierung die notwendigen Zeugnisse vorlegen können. Und ich meine, das wird nicht schwer sein. Wo wollen Sie den praktischen Dienst erlernen?"

„Ich denke in Niedewitz, oder vielleicht hier."

„Beides ist gut. Der alte Dierksen ist selig verblichen, und sein Sohn wirtschaftet drauf los, daß einem die Haare zu Berge stehen. Da könnten Sie mit kräftiger Hand eingreifen." — —

Wirklich gelang es Kruz, an einem der nächsten Tage sich für den Nachmittag frei zu machen. Er nahm sich einen Wagen und fuhr zunächst nach Stanitz, das Rehkälbchen abzuholen und zugleich im Schloß seine Karten abzugeben. Der Förster empfing dankend seinen Obolus,

Digitized by Google

und das Rehchen wurde auf den Wagen gehoben, was nicht ohne Schwierigkeit und Knebelung der Hinterläufe abging.

Zehden verschnitt im Garten den Buchsbaum, als Kruz mit der lebenden Beute in Neuholland eintraf.

„J der Teufel," rief er, als er des Brauntiers ansichtig wurde, „was schleppst du uns denn da ins Haus?! Mein Gott, was wird Mienchen zu diesem Mammut sagen! . . ."

„Ein Mann ein Wort, Onkel," erwiderte Kruz, das strampelnde Reh auf den Armen. „Vor fünf Jahren habe ich Wally eine Rehkitz versprochen, kam aber nicht dazu. Jetzt bin ich so weit."

Des Obersten Stimme dröhnte durch den Garten. „Wally! — Wally, komm heraus und nimm deine Menagerie in Empfang! Vetter Kruz ist da und löst ein verjährtes Versprechen ein . . ."

Eine junge Dame erschien auf der Vortreppe, und Kruz erschrak. War denn das Wally? — Er machte eine etwas ungeschickte Verbeugung, da sein Säugling sich absolut nicht beruhigen wollte, und sagte: „Cousine, nimm mir's nicht übel, daß ich so lange gewartet habe. Es ist ja ein bißchen lange her, aber es ging nicht anders. Hier ist das Reh, daß du dir gewünscht hast. Ich habe es eigenhändig gefangen, allerdings im Verfolg einer weidmännischen Blamage; doch nun habe ich es wenigstens. Die Milchflasche habe ich auch gleich mitgebracht, mit einem Saugpfropfen, und etwas Gemüse dazu . . ."

Da wurde die ernsthafte junge Dame plötzlich wieder zum Kind und schrie auf vor Entzücken und umhalste das kleine Reh, das sich sehr ungemütlich zu fühlen schien.

„O Kruz," sagte sie, „wie hübsch von dir. Damals vor fünf Jahren habe ich schrecklich geweint, als du nicht zu meinem Geburtstag kamst, und habe kein Wort mehr von dem Reh gesprochen und habe auch richtig keins bekommen. Nun aber ist mein Wunsch doch noch in Erfüllung gegangen. Ich danke dir . . . Gott, ist das ein süßliebes Vieh! . . ."

Das Rehchen stand nun, und Wally wollte schön mit ihm thun. Doch es mußte sich erst an die neue Umgebung gewöhnen. Es fiepte leise auf und war dann mit einigen Sätzen auf und davon und rannte schließlich mit dem Kopf gegen den Schoß von Frau Minona, die aus der Küche kam, angelockt durch den fremdartigen Lärm und nun wie versteinert stehen blieb, nachdem sie den ersten Schrecken glücklich verwunden hatte.

„Um die Allmacht, Karolus," stöhnte sie, „sind wir denn hier bei Hagenbeck oder . . ." Da sah sie Kruz und mußte anstandshalber freundlicher werden. Aber ihr Lächeln hatte doch eine recht bittere Beimischung, als sie Kruz begrüßte, der ihr die Hände küßte und viel zu Gunsten des Rehs sprach, das im Garten umhertobte und nunmehr zwischen den Himbeeren weilte.

Kruz hatte ausspannen lassen und blieb den Nachmittag in der Villa Waldheim. Frau Minona rumorte eifrig im Haus umher und that, als habe sie unermeßlich viel zu thun; denn das Rehgeschenk hatte sie arg verstimmt, und sie wollte ihre schlechte Laune nicht zeigen. Wally aber war eitel Fröhlichkeit und Zehden in trefflicher Stimmung. Als die Sorge um das Reh gebannt war, unternahm man einen Spaziergang; nur Frau Minona blieb zu Hause, was bedauert wurde, wenn auch ohne tiefere Herzlichkeit. Es ging nach den Schleusen, wo einst Demoiselle Fecamp und Wally vor dem vermeintlichen Landstreicher angstvoll Reißaus genommen hatten, und dort pflückte Kruz Vergißmeinnicht und was sonst noch am Ufer blühte und spielte den Liebenswürdigen auf jede Art. Dann ging es weiter hinein in den Wald; man lagerte auch im Moos und plauderte von hunderterlei, bis die Abendbrotzeit die drei wieder nach Haus rief. Dort war inzwischen etwas Außergewöhnliches geschehen. Sei es, daß der Zorn der Frau Minona verraucht war und sich in ihrem Busen mildere Gefühle geltend gemacht hatten; sei es, um dem Neffen zu zeigen, daß man in der Villa Waldheim die Gäste zu ehren verstehe, oder sprachen andere Gründe mit: sie hatte eine Waldmeisterbowle angesetzt, die kühlte schon im Eis und sollte später hinter der Geißblatthecke getrunken werden.

Der alte Oberst war völlig bestürzt über so viel Milde und höchst vergnügt, und Kruz teilte seine Stimmung. In dieser Nacht träumte er auch von Wally, der ersten Rose auf seinem Lebensweg. . . .

(Fortsetzung folgt).

Krieg und Kultur.

Von Dr. Reinhold Günther.

Die Geschichte zeigt, daß bisher kein Jahr verging, seit sich ihre Blätter füllen, daß nicht in irgendeinem Erdenwinkel kleinere oder größere Kriege geführt wurden. Im neunzehnten Jahrhundert entfallen auf Europa 70 Kriegs- und 30 Friedensjahre. In Mitteleuropa finden wir dagegen lange Friedensperioden zwischen 1815 und 1848, sowie seit 1871. Ueber 60 Jahre ruhten die Waffen in den wichtigsten Kulturländern. Dennoch wird schwerlich jemand behaupten wollen, daß Kriege von nun ab im mitteleuropäischen Machtbereich der Großstaaten unmöglich geworden seien. Was heute gilt, gilt nicht morgen, und das „Heute" ist im Leben der Völker doch nur ein Augenblick.

Wir hören häufig, der Krieg sei ein kulturfeindliches Element. Gewiß ist er das, soweit er als Katastrophe in Betracht fällt. Aber das gilt auch von den großen Naturerscheinungen, die das Leben der Menschen und ihren Besitz erbarmungslos zerstören. Wenn der Thörichte hierüber klagt, so erkennt doch der Weise, daß auch das schreckensvollste Elementarereignis befruchtend auf eine neue Entwicklung einwirkt. Aehnliche Eigenschaften läßt uns die Kulturgeschichte in den Folgeerscheinungen des

Digitized by Google

Krieges entdecken. — Als Alexander der Große das alte Persien zerstörte, vernichtete er zwar die letzten Ausläufer einer uralten morgenländischen Kultur, aber er verbreitete zugleich die hellenische Bildung in dem umfangreichsten Teil der damals bekannten irdischen Welt. Rom, der typische Kriegsstaat, ward die Kulturträgerin der Antike bis in die fernsten Gegenden. Die älteste Geschichte eines ansehnlichen Teils von Deutschland legt Zeugnis von der zivilisatorischen Thätigkeit der römischen Heere ab. So lange Rom den Willen besaß, sich den Erdkreis durch seine militärische Kraft zu unterwerfen, so lange blieb es eine Kulturmacht. Der Verfall begann, als Octavian den während voller sieben Jahrhunderte geöffneten Janustempel schloß, um symbolisch das Friedensbedürfnis des alternden römischen Volkes darzuthun. Eine ähnliche Erscheinung läßt sich in der Geschichte der Islamvölker beobachten.

Karl der Große war ein machtvoller Kriegsfürst, der jeden Widerstand in Blut zu ersticken wußte. Dennoch nennen wir ihn nicht den Grausamen, sondern den Großen. War er es doch, der durch die Vernichtung der Sonderinteressen der deutschen Stämme den ersten germanischen Einheitsgedanken schuf, ohne den es niemals ein Reich, eine Sprache, eine Sitte gegeben haben würde. — Der Einfluß der Kreuzzüge auf die Kulturentwicklung in den Ländern nördlich der Alpen ist zu allgemein bekannt, als daß es nötig wäre, hier näher darauf einzugehen. — Der große Dreißigjährige Krieg war gewiß eine Quelle unendlichen Elends für die Zeitgenossen. Aus der von ihm geschaffenen Notlage jedoch entstand die Arbeitskraft des deutschen Volkes; die uralte Bärenhäuterei verschwand unter dem Druck der Umstände und machte jener stillen, aber rührigen Thätigkeit Platz, die der größte Segen Deutschlands wurde. Und die politischen Folgen des gewaltigen Kampfes kennzeichnen wir am besten durch die Namen: Großer Kurfürst und Friedrich der Große. Angesichts dieser Thatsachen ermessen wir die Wahrheit des Worts, daß der Krieg der Vater aller Dinge sei.

Kriegsrecht und Kriegsgebrauch hängen eng zusammen mit dem jeweiligen Kulturzustand der gesamten Menschheit oder ihrer einzelnen Vertreter, der Völker. Die Art und Weise, wie ein Krieg geführt wird, bildet den sichersten Maßstab der Höhe nationaler Gesittung.

Seit dem Mittelalter finden sich mehr oder minder scharf ausgeprägte Bestrebungen, den Krieg zu humanisieren; Lösegeld und Brandschatzung anstelle der Vernichtung des Lebens und der „Depopulation" kannte das Soldatenrecht seit dem vierzehnten Jahrhundert. Aber erst die Raubkriege Ludwigs XIV. schufen die staatsrechtlichen Grundlagen für das Kriegs- und Völkerrecht, und im neunzehnten Jahrhundert ließ die „Erinnerung an Solferino" den größten Schritt in der praktischen Humanisierung des Kriegs thun durch die Schöpfung des Genfer Uebereinkommens von 1864.

Selbst der große Friedensapostel Kant hat die Befruchtung der Kultur durch den Krieg anerkannt, als er (1790) schrieb: „Der Krieg ist, ungeachtet der schrecklichsten Drangsale, womit er das menschliche Geschlecht belegt, und der vielleicht noch größeren, womit die beständige Bereitschaft dazu im Frieden drückt, dennoch eine Triebfeder mehr, alle Talente, die zur Kultur dienen, bis zum höchsten Grad zu entwickeln." Freilich muß zugegeben werden, daß der Krieg der Menschheit immer als eine furchtbare Erscheinung gilt wegen der blutigen Verluste, die sie kennzeichnet. Aber es giebt auch außerhalb des Krieges, nämlich auf dem Schlachtfeld der modernen, industriellen Arbeit, gewaltsame Todesfälle. In durchschnittlich achtzehn Monaten fordert der Daseinskampf mitten im tiefsten Frieden im Deutschen Reich ungefähr ebenso viele Opfer, als der deutsch-französische Krieg dem deutschen Heer an Soldatenleben kostete.

Dagegen lehrt die Geschichte, daß thatkräftig geführte Feldzüge am raschesten zu Ende gehen und am wenigsten Menschenopfer verlangen, und daß die Kriege in früherer Zeit weit größere Verluste erzeugten, als in unsern Tagen. Die zögernde, langwierige Kriegführung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts forderte ungeheure Verluste, ähnliche Beispiele zeigt das neunzehnte Jahrhundert im Krimkrieg und im nordamerikanischen Bürgerkrieg. Diese kosteten über die Hälfte mehr an Menschenleben, als die Kämpfe, die Mitteleuropa zwischen 1859 und 1871 erschütterten. Man darf die zwischen 1618 und 1648 mittelbar und unmittelbar an den Vorfällen des großen Glaubensstreites zu Grunde gegangenen Menschen auf die Zahl von 8 Millionen veranschlagen. Etwa 5 Millionen sind durch die Feldzüge zwischen 1792 und 1815 ums Leben gekommen. Die europäischen Kriege zwischen 1854 und 1897 forderten dagegen höchstens 1,2 Millionen.

Anscheinend berauben die Kriege, die ja die gesündesten und kräftigsten Männer hinraffen, die Völker des kernfesten, wie überhaupt des genügenden Nachwuchses. In Wahrheit beweist jedoch die Statistik, daß selbst die mörderischten und längsten Kriege ein schnelles Anwachsen der betroffenen Bevölkerung nach sich ziehen. Deutschland beispielsweise besaß vor 1618 etwa 12 Millionen, um 1650 dagegen kaum 4 Millionen Bewohner; von 1650 ab stieg bis 1750, trotz aller vorfallenden Kriege, die Einwohnerzahl des Reiches auf mehr als 15 Millionen, und sie wuchs um 30 Millionen im Lauf der zuletzt vergangenen anderthalb Jahrhunderte. Frankreich, das von 1792 bis 1815 mindestens 3 Millionen Menschen verlor, war bereits 1840 bevölkerter, als vor dem Beginn der Revolutionskriege.

Die Kriege kosten Geld und nochmals Geld! So wird berechnet, daß die Kriege von 1792 bis 1815 an 20 Milliarden, der Krimkrieg an 6 Milliarden, der italienische Krieg von 1859 und der deutsche von 1866 je 1,25 Milliarden, der deutsch-französische Krieg wenigstens 12 Milliarden, der russisch-türkische Krieg von 1877/78 an 6 Milliarden und der nordamerikanische Bürgerkrieg (1861—65) gar für 50 Milliarden Mark Verluste brachte. Das sind freilich gewaltige Zahlen, und es hängt an ihnen gewiß viel Not und Elend. Dennoch, nur der allerkleinste Teil dieser stattlichen Summen ging für die Volkswirtschaft verloren, der weitaus größere befruchtete sie vielmehr, indem die Werte, ihren Besitzer wechselnd, in raschen Umlauf kamen.

Häufig genug wird geurteilt, daß die Maßnahmen für die Landesverteidigung kulturschädigende Erscheinungen seien. Es wird von dem „alles verschlingenden Moloch des Militarismus" und dem „Elend des bewaffneten Friedens" gesprochen. Die Kriegsvorbereitungen sollen der Ausgangspunkt aller sozialen Not sein! Die Ausgaben jedoch, die die verschiedenen Mächte für die Landesverteidigung machen, sind gewiß kein verlorenes Gut, wenn sie eine zielbewußte Verwendung finden. Ganz abgesehen davon, daß sie für die Nationen, die die allgemeine Wehrpflicht angenommen haben, gewissermaßen die Versicherungsprämie für die Erhaltung des Friedens darstellen, kommen sie weiterhin wieder der Allgemeinheit

Digitized by Google

zu gute. Zahllose Gewerbfleißige leben mit ihren Familien von dem Ertrag der mit den Kriegsrüstungen eng zusammenhängenden Industrien. Das Geld ferner, das den Heeresverwaltungen aus den Steuern zufließt, gelangt durch tausend und abertausend Kanäle wieder in den allgemeinen Umlauf. Daß die Hebung der mit den Kriegsvorbereitungen zusammenhängenden Industrien eine Stärkung der Wehrkraft bedeutet, hat man längst erkannt. Wenn es möglich ist, alles Kriegsmaterial, von der 32 Zentimeter-Küstenkanone angefangen bis zum Soldatenschuh, im eigenen Land anzufertigen, so bleibt das dafür aufgewendete Geld nicht nur in den Händen der Staatsbürger, sondern das Heer wird auch unabhängig von ausländischen Industrien. Die großen Schulden für Zwecke der Landesverteidigung werden immer erst dann gemacht, wenn die Kriegsvorbereitungen im Frieden vernachlässigt wurden, und wenn der Staat in der Not das Material auf Märkten ankaufen muß.

Ein Hauptvorwurf, der gegen die allgemeine Wehrpflicht erhoben wird, stützt sich darauf, daß der Heeresdienst in Europa jahraus, jahrein etwa vier Millionen gesunder und junger Leute neben einer halben Million Pferden dem bürgerlichen Erwerbsleben entziehe. Gewiß, diesen Leuten geht der größte Teil ihres möglichen Arbeitslohnes verloren. Aber wir bemerken zugleich, daß die Betreffenden noch in ihren Lehr- und Wanderjahren stehen, daß der Verdienstausfall demnach für den Einzelnen keineswegs übermäßig ins Gewicht fällt. Vergessen wir ferner nicht, daß ein Zuschuß von vier Millionen rüstiger Männer zu dem Heer der Arbeiter das Proletariat unzweifelhaft in gefahrvoller Weise vermehren würde. Erinnern wir uns andrerseits, daß die Bewohner der Kasernen fast alle ihre Bedürfnisse aus dem Vaterland beziehen, daß der hierdurch hervorgebrachte Geldumlauf den Nationalwohlstand unzweifelhaft steigert. Selbst wenn ein materieller Verlust nachzuweisen wäre, so verschwände er doch vor dem idealen Gewinn, den die allgemeine Wehrpflicht für das Volk in sich schließt. Läßt sich dies auch nicht in Zahlen ausdrücken und abwägen, so wird niemand den Gewinn leugnen wollen, der nur einmal beobachtete, welcher Unterschied zwischen der in die Kaserne einziehenden Rekrutenschar und den Leuten besteht, die das große Männerschulhaus verlassen.

Unter den einfachsten Voraussetzungen und bei der Behandlung der schwierigsten staatswirtschaftlichen Fragen macht sich die kulturfördernde Eigenschaft des Krieges geltend. Krieg und Kultur sind untrennbar voneinander, der Friede aber verbindet sie auf das innigste zum Heil der gesamten Menschheit.

„Mimi Pinson".

Hierzu 3 photographische Momentaufnahmen von Branger-Doyé, Paris.

Gustave Charpentier, einer der namhaftesten jüngeren Tonsetzer in Paris, der Komponist der auch in Deutschland schon in verschiedenen Städten mit Erfolg aufgeführten Oper „Louise", ist unlängst dazu geschritten, eine originelle Idee zu verwirklichen: er hat eine Art Konservatorium gegründet, in dem die Pariser Arbeiterinnen in verschiedenen Zweigen der musikalischen Kunst unter seiner eigenen Oberleitung unterwiesen werden sollen. Für die Schicksale der Pariser Arbeiterin, der „Mimi Pinson", wie ihr Kollektivname lautet, hat Charpentier schon immer starkes Interesse besessen; er hat dieses Interesse bisher aber nur in künstlerischer Form zum Ausdruck gebracht. Die Titelheldin seiner Oper „Louise" ist eine Pariser Arbeiterin. Sie stammt aus der engen Mansardenwohnung im fünften Stock und verdient sich ihr Brot in der Nähstube. Im II. Akt der Oper läßt Charpentier uns einen Blick thun in das Leben und Treiben der Mädchen im Schneideratelier, wie sie emsig hantieren mit Nadel und Schere, wie sie schwatzen und lachen, sich ihre Freuden und Leiden erzählen, betrübliche Erlebnisse und lustige Abenteuer schildern — wie aber Schwatzen und Lachen verstummt, wie die Füße im Takt sich zu regen beginnen, wenn durch das Fenster die Klänge der Straßenmusik hereintönen.

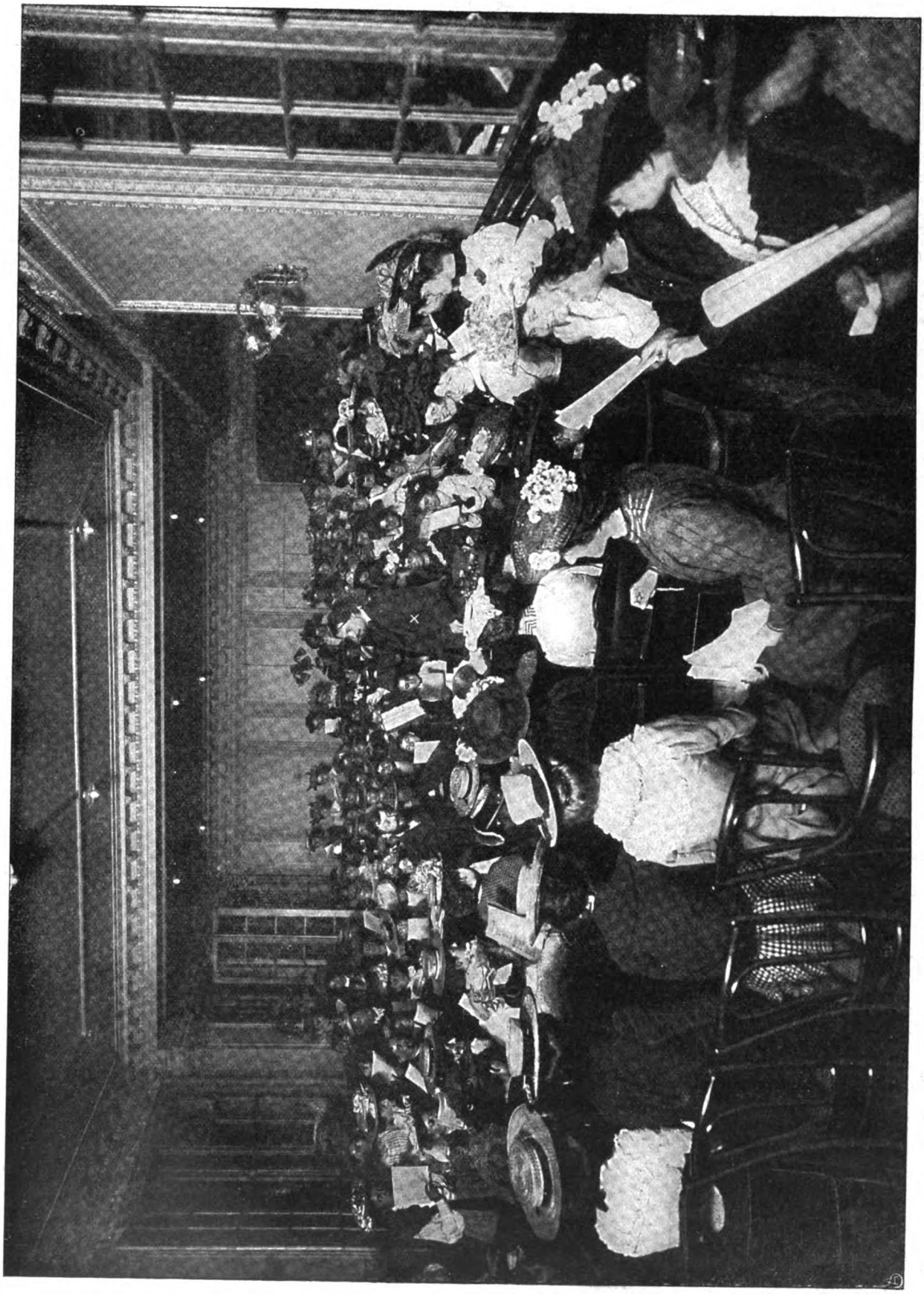
Die armseligen Klänge einer Drehorgel, einer Guitarre! Sie schon sind imstande, die fleißigen Hände geschwinder zu bewegen, die Herzen höher schlagen zu machen!

Charpentier kannte die Liebe der „Mimi Pinson" zur Musik ganz genau, und sein erster Gedanke war daher, einen großen Chor zu gründen, in dem die jungen Mädchen ihre gesanglichen Fähigkeiten pflegen und verfeinern sollten. Er selbst übernahm es, sie dazu anzuleiten (Abb. S. 2393). Und wie es scheint, hat Charpentier mit dem Schritt vom künstlerischen Idealismus zum werkthätigen Realismus keine Enttäuschung erlebt. „Als ich euch näher kennen lernte," so äußerte er sich unlängst zur Schar seiner Schülerinnen, „wurde aus meiner Bewunderung Verehrung. Während meine Familie sich zerstreut, und während das Schicksal jedes Jahr in mein Lebensbuch ein schmerzliches Kreuz zeichnet, scheint es mir, als sähe ich in euch erwählte Schwestern, deren junge Freundschaft die Gräber verlorener Zuneigung überdeckt. Der Gedanke an euer Glück ist unlösbar geworden von meinen Kunstträumen."

Wie eine Stelle aus einem Roman klingt das, und man würde es auch für eine romanhafte Phrase halten, wenn nicht Charpentiers reale That im Hintergrund stände. Es ist ihm ernst um die Sache. Der Gründung des Gesangchors folgte alsbald die Einrichtung von Kursen für Instrumentalspiel — und zwar ist es die Harfe, nicht das Klavier, die hier bevorzugt wird — und für die Tanzkunst (Abbildungen S. 2394). Nicht die konventionelle Grazie der Ballettschülerinnen will Charpentier der „Mimi Pinson" anerziehen, er will durch den Tanzunterricht jene weiche Geschmeidigkeit, jene Harmonie der Bewegung heranbilden, die selbst das im bescheidensten Gewand einherschreitende Mädchen mit einem Hauch von Anmut umgiebt. In der Tanzstunde sollen gleichzeitig auch die Elemente aus dem Keim entwickelt werden, die für Charpentiers weitere Pläne notwendig sind, für die Gründung und Unterhaltung eines Volkstheaters, eines Theaters von und für Arbeiterinnen.

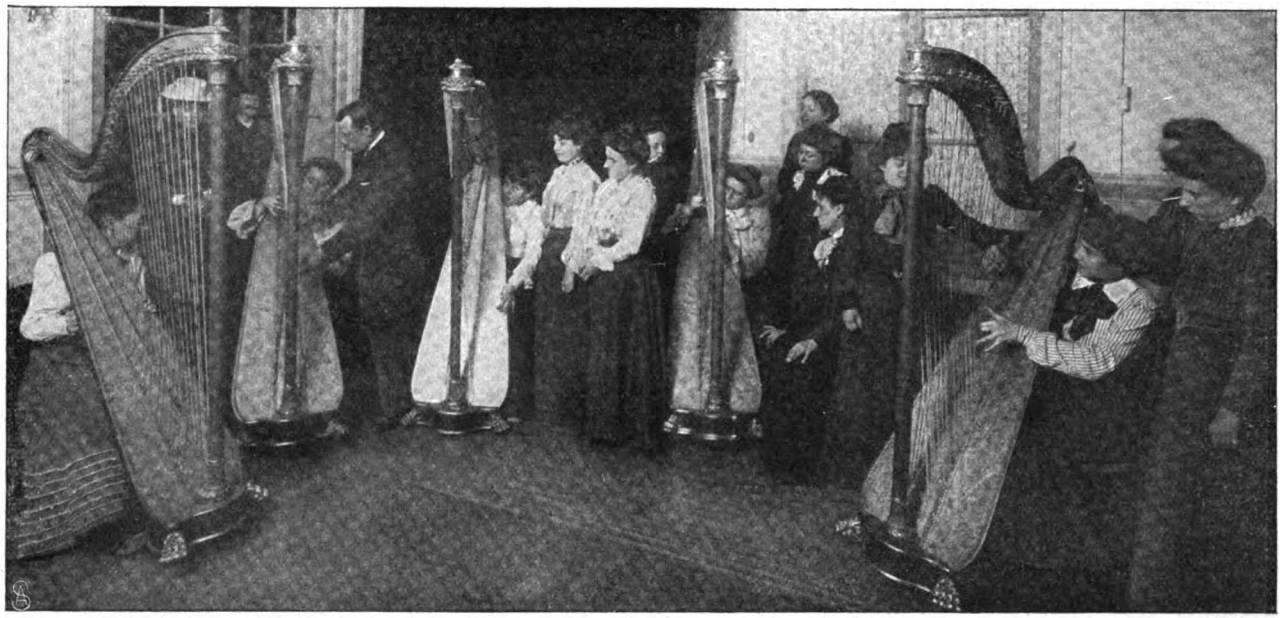
Neben der Liebe zur Musik ist „Mimi Pinson" erfüllt von glühendster Schwärmerei für das Theater. Aber ihr geringer Verdienst verbietet ihr die hohen Ausgaben

Digitized by Google



Im Pariser Konservatorium „Mimi-Pinson": Gustave Charpentier (X) in der Gesangstunde.

Digitized by Google



Harfenunterricht.

für das theatralische Vergnügen. Charpentier wußte Rat. Er ging zu Direktoren, zu Schriftstellern und bat um Billets für seine Schützlinge; er ging zu den reichen Damen: „Gebt mir! Ich bitte um ein wenig Freude für die kleinen Feen mit den fleißigen Fingern, die euch eure hübschen Kleider, euren kostbaren Putz in emsiger Arbeit anfertigen." Und man legte manche Gabe in die Hand des interessanten Mannes und geistvollen Künstlers.

Aber Charpentier fand, daß es damit nicht gethan sei. Die Arbeiterin sollte sich selbst ein Theater schaffen, ein Theater „heiter wie ihr Lachen, sonnig wie ihr Blick, dramatisch wie ihr Schicksal"; das Theater der Arbeiterin, das Theater des Volks, wie es Michelet vorgeschwebt, sollte erstehen als das „Werk der Mimi Pinson".

Mit Begeisterung ging der Künstler ans Werk; Mitte dieses Monats begannen im Saal Pleyel die Uebungen und Proben für das Theater. Natürlich hat es nicht an Skeptikern gefehlt, die das alles mit Mißtrauen ansahen und es für gefahrvoll erachteten, daß die einfache Arbeiterin sich gar zu eifrig dem „Komödiantentum" widmete. Aber Charpentier ließ sich dadurch nicht beirren. „Der Traum, in den sie die Beschäftigung mit der Kunst versenkt," meint er, „wird keine von ihrer bescheidenen Arbeit abziehen. Sie werden nur noch mutiger zur Arbeit werden, denn ihr Herz hat, was es braucht Poesie und Ideale."

Möchte der liebenswürdige Künstlerphilanthrop in diesem seinem Glauben nicht getäuscht werden! W. K.

In der Tanzstunde.

Digitized by Google

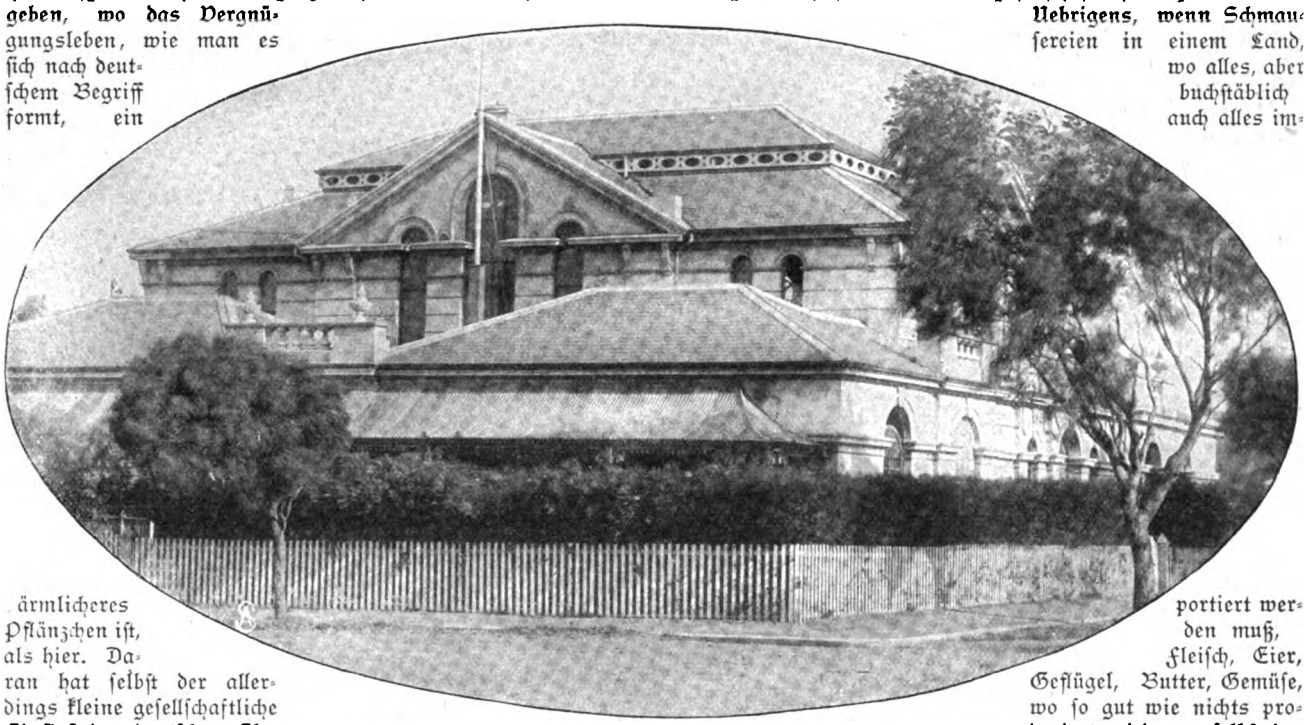
Aus dem neuen Südafrika.

Von Hugo von Kupffer.

V. Vom Deutschtum in Südafrika.

Hierzu 2 photographische Aufnahmen.

In Kimberley war ich zum erstenmal in einem wirklichen Theater. Liebenswürdige Deutsche redeten mir die Ueberzeugung ein, daß man nicht nur zusehen müsse, wie hier die Leute Politik treiben und arbeiten, sondern auch, wie sie sich amüsieren. Ich möchte hier einschalten, daß das Vergnügungsleben begreiflicherweise erst jetzt wieder aufzuflackern beginnt, nachdem die ernstesten Tage vorbei sind. Aber es dürfte, selbst England nicht ausgenommen, das dem südafrikanischen Gesellschaftsleben unfehlbar den Stempel seiner Wesenheit aufgedrückt hat, wenige zivilisierte Länder auf der Erde geben, wo das Vergnügungsleben, wie man es sich nach deutschem Begriff formt, ein ärmlicheres Pflänzchen ist, als hier. Daran hat selbst der allerdings kleine gesellschaftliche Einfluß des deutschen Elements nichts zu ändern vermocht. Daß es hier und dort Vereine und Klubs giebt, daß Familien hier und da gesellige Abende veranstalten, daß Bälle arrangiert werden, ist selbstverständlich, aber es erscheint das alles wie ein Abgehen von dem Normalen, nicht wie das Resultat einer inneren Notwendigkeit, die aus dem Volkscharakter heraus entsteht. Phäaken sind die Afrikaner sicherlich nicht. Außer dem „Sport" im englischen Sinn, dem hier genau die gleiche, über alles Maß hinausgehende Wichtigkeit zugemessen wird, wie in England, wird man an Regungen des Volksvergnügens wenig finden, und an den seltenen Vergnügungen, die sich mit der Kunst paaren, beteiligt sich in der Hauptsache nur die gesellschaftlich und pekuniär hervorragende Klasse. Daß es auf dem flachen, spärlich bevölkerten Land mit alledem noch kärglicher bestellt ist, versteht sich von selbst. Die natürliche Nachternheit einer vorwiegend der Arbeit, dem Gewinn, der Ueberwindung schwieriger, natürlicher Verhältnisse eines jungen Kulturlandes gewidmeten Lebensführung läßt das erklärlich erscheinen. Noch mehr aber der Umstand, daß Vergnügungen hier erheblich teurer sind, als anderwärts, ob sie in materiellen oder künstlerischen Genüssen bestehen. Wenn schon englische Theatergesellschaften — andere haben sich wohl noch nicht hier herausgewagt — ihren Thespiskarren nach Südafrika rollen, so sind sie gezwungen, sehr hohe Eintrittspreise zu nehmen. Wenn in dem gemütlichen Heim der Deutschen zu Port Elizabeth, in dem außerordentlich traulich und geschmackvollen Liedertafelhaus ein Tanzkränzchen gefeiert wird, so wird dafür der an sich nicht enorme, aber doch für unsere Begriffe schon ganz erhebliche Preis von etwa 6 Mark festgesetzt. Dieser niedrige Betrag wird aber nur dadurch ermöglicht, daß die Damen, d. h. die Hausfrauen der deutschen Gesellschaft, die Lieferungen für den Speisentisch, die eine den Braten, die andere die Kompotts und Salate, eine dritte die Süßspeisen u. s. w. in freiwilliger Kontribution übernehmen. Das giebt also so eine Art von gesellschaftlichem „Picknick". — Uebrigens, wenn Schmausereien in einem Land, wo alles, aber buchstäblich auch alles importiert werden muß, Fleisch, Eier, Geflügel, Butter, Gemüse, wo so gut wie nichts produziert wird, wo selbst der lumpigste Kücheneimer nicht am Ort von irgendeinem schöpferisch veranlagten Klempner gebaut wird, sondern weit übers Meer herübergeholt werden muß, sehr kostspielig sind — wer will sich darüber wundern!



Das Heim der Deutschen in Port Elizabeth.

Doch ehe ich allzuweit abschweife, will ich zu meinem Theaterbesuch zurückkehren, den ich eigentlich nur erwähnte, um einen drastischen Possenwitz zu erzählen. In dem Kunsttempel von Kimberley, einem innen und außen sehr stattlichen Gebäude, wurde ein zweiaktiger Burleskenunsinn, echt englischen Geschmacks, betitelt „The french maid" gegeben. Im Verlauf der sogenannten Handlung sagt die niedliche französische Zofe zu ihrem Liebhaber mit dem Ausdruck nationalen Stolzes: „I am a french maid!" Dieser antwortet: „I dont care what you are, as long as you are not made in Germany!" . . . Der laute Beifallsjubel, der diesen artigen, in seinem hübschen Wortspiel zwischen maid und made unübersetzbaren Scherz belohnte, galt natürlich weniger dem Wortspiel, als dem Abscheu des Liebhabers vor dem made in Germany an sich.

Nun noch eine wahre, kleine Geschichte, die mir ein deutscher Arzt im Innern des Landes erzählte. Es war gegen Ende des Kriegs, als er einer Patientin Emser Pastillen verordnete. Nach wiederholten Anfragen gelang es ihm endlich, festzustellen, daß die Dame seine Anordnung nicht befolgt hatte. Etwas verlegen rückte sie schließlich mit der

Digitized by Google

Erklärung heraus, daß es ihr fatal sei, eine Arznei zu nehmen, die — made in Germany sei, und bat, ihr doch ein englisches Fabrikat zu verordnen. Worauf der Arzt ihr erwiderte: „Verzeihn Sie, aber da ich selbst made in Germany bin, muß ich Sie bitten, sich anderweit ärztlichen Rat zu holen! . . ."

Es wird niemand einfallen, die Beziehungen von Nationen untereinander nach witzigen Possenschlagern oder nach den Puscheln querköpfiger alter Damen zu beurteilen. Ebensowenig wird man dadurch sich in seinen eigenen Neigungen oder Abneigungen bestimmen oder gar sich zu einer sittlichen Entrüstung anfachen lassen. Wenn die Possenscherze und Coupletwitze, zu denen bei uns England, Chamberlain, der Burenkrieg u. s. w. das Thema hergegeben haben, den größten Beifall erregten, so darf man sich über die gleiche Wirkung hier zu Lande nicht entsetzen. Aber als Symptome betrachtet, sind solche Erscheinungen doch nicht so ganz bedeutungslose Blasen, die die öffentliche Meinung wirft.

Angeführt habe ich diese kleinen Blüten der „Germanophobie" nur, um zu zeigen, was freilich wohl nicht überraschend ist, daß ein Nährboden für deutschfeindliche Gefühle in Südafrika vorhanden ist. Es soll aber hier gleich hinzugefügt werden, daß die Saat, die ihm entsprossen, keineswegs so üppig ist, wie man glauben könnte. Da für die Weiterentwicklung der politischen, wie der wirtschaftlichen Beziehung zwischen Anglo-Afrika und Deutschland der gegenwärtige Zustand des Deutschtums hier und die Lebensbedingungen, unter denen er geworden ist, besteht und weiter gedeiht, sicherlich ein wertvolles Beurteilungsmaterial bilden, so sah ich mir auf meinen Kreuz- und Querzügen unsere Landsleute besonders genau an.

Der Deutsche spielt hier keineswegs eine so untergeordnete Rolle, und der deutsche Geist ist hier keineswegs so verblaßt, daß man bei uns daheim etwa in Bezug auf Südafrika sagen könnte, „was ist uns Hekuba!" Es ist sogar als eine der interessantesten Folgen des Krieges festzustellen, daß er nicht nur, wie ich früher ausführte, die Afrikanderidee gestärkt, sondern auch das Deutschtum konsolidiert hat, soweit es im Engländertum nicht aufgegangen ist. Der engere Zusammenschluß erfolgte unter dem Druck der gemeinsamen Gefahr. Das Bewußtsein der Zugehörigkeit zum alten Vaterland erwachte unter der häufigen Notwendigkeit, den Schutz des Reichs anrufen zu müssen, selbst in den Reihen derer, die bei der Leichtigkeit, mit der äußerlich das deutsche Indigenat verloren geht, halb Engländer, halb Amerikaner geworden waren und sich ihres Deutschtums kaum noch erinnerten. Ich wunderte mich nach dieser Erfahrung nicht, an maßgebender Stelle zu hören, daß niemals so viele Matrikeleintragungen, so viele Renaturalisationsgesuche von hier lebenden Deutschen bei den hiesigen Konsulaten nachgesucht worden sind, als in der jüngstverflossenen Zeit. Zur Förderung und ersprießlichen Ausnutzung dieser Erscheinung könnte von seiten der deutschen Reichsregierung noch manches geschehn, was dazu beitragen würde, dem hier angesiedelten und vielleicht noch fernerhin sich hier ansiedelnden Deutschtum mehr Kraft, mehr Rückgrat, mehr Lust an der Erhaltung der Nationalität und damit auch mehr Gelegenheit zur Teilnahme an dem Bau der Zukunft dieser Länder zu geben, als jetzt thatsächlich vorhanden ist.

Von größter Bedeutung erscheint mir da besonders die möglichst baldige Verabschiedung des Reichsangehörigkeitsgesetzes. Wenn den hier lebenden Familienvätern die Gelegenheit gegeben wird, ihre Söhne zur Erfüllung der Wehrpflicht irgendeiner der deutschen Kolonien zuzuführen, wie dies, irre ich nicht, schon jetzt in unserm südwestafrikanischen Schutzgebiet möglich ist, dann wird der Erhaltung des Deutschtums in Südafrika der stärkste Impuls gegeben werden.

Ein anderes Feld der Arbeit liegt auf dem Gebiet des deutschen Schulwesens in Südafrika und auch der deutschen Kirchengemeinschaften, welch letztere hier keineswegs bloß von religiöser Bedeutung sind. Mir sind Fälle bekannt geworden, in denen deutschgewesene, aber anglisierte Eltern wieder zum Deutschtum zurückgekehrt sind, als sie ihre Kinder hiesigen deutschen Erziehungsanstalten übergaben. Da handelt es sich also ebensowohl um Neugründung, wie um stärkere pekuniäre Unterstützung deutscher Schulen. Die Verhältnisse liegen da sehr verschieden. Reindeutsche Schulen, die auch Reichsunterstützung beziehn, sind unter anderm in Port Elizabeth, in East-London und in Berlin bei East-London. In der erstgenannten Stadt hat der deutsche Konsul Rolfes auf eigenem Grund und Boden ein sehr schmuckes Schulhaus gebaut, wo etwa siebzig deutsche Kinder, auch solche unbemittelter Eltern, die sonst englische Schulen besuchen müßten, aufgenommen werden. Hier haben wir es mit einem Musterinstitut zu thun, das vielleicht maßgebend für das deutsche Schulwesen Südafrikas werden wird, indem es den Wert deutscher Erziehungsart, die Bedeutung nationaler Erziehung der Bevölkerung vor Augen führt. Die Richtung führt auf die deutsche Reformschule hin. In East-London und seiner Umgebung ist die deutsche Schule um so mehr eine Notwendigkeit, als dort — worauf ich später noch komme — eine förmliche Oase deutschen Gewerbfleißes, insbesondere auf dem Feld des Garten- und Kleinackerbaus zu finden ist. Man muß eine aufrichtige Freude empfinden, wenn man sieht, wie sich das Deutschtum diesen Kernen, Kirche wie Schule, förmlich ankryställisiert.

Aber mir scheint, daß eine Schwierigkeit der Erhaltung solcher Kryställisationspunkte darin liegt, daß die Bewilligungen aus Reichsmitteln immer nur von Jahr zu Jahr geschehn und damit der dauernde Zustand einer gewissen Unsicherheit erzeugt wird. Würden die Subventionen auf mehrere Jahre zugesichert werden, so könnten in Bezug auf Anstellung von Lehrern, Anschaffung von Lehrmitteln u. s. w. ungleich festere und bessere Organisationen geschaffen werden.

In Kapstadt, in Johannesburg, in Bloemfontein sind die deutschen Schüler nicht vom englischen Einfluß unabhängig. Der Unterricht wird bis auf einige Fächer, wie Religion, Gesang und natürlich die tägliche deutsche Sprachunterrichtsstunde, in englischer Sprache erteilt und untersteht der Ueberwachung der englischen Schulbehörde. Das gleiche Verhältnis existiert neuerdings auch in Transvaal, wo bisher der deutschen Schule nur die Verpflichtung auferlegt war, Unterricht in der holländischen Sprache zu erteilen. Man wird sich erinnern, daß vor wenigen Monaten der Leiter der Johannesburger deutschen Schule in Deutschland war und mit Erfolg sowohl unsere Regierung, als private Kreise für die Erhaltung der Schule interessierte. Jedenfalls ist dieser Zustand noch immer dem totalen Verkümmern des deutschen Schulwesens vorzuziehn, und man sollte ihn unter allen Umständen in dem gegenwärtigen Uebergangsstadium so lange unangetastet lassen, als die Schulen nicht finanziell auf die Dauer gesichert sind. Eine solche finanzielle Unabhängigkeit müßte natürlich sogleich überall da möglich gemacht werden, wo etwa seitens der englischen Schulbehörde eine gänzliche Eliminierung des Deutschen als Unterrichtssprache verlangt würde.

Wenn man so viel über die Verflachung des Deutschtums im Ausland klagt — und diese Klage ist durchaus nicht etwa ganz grundlos — so muß ich mich immer fragen, ob denn nicht auch das Mutterland bis zu einem gewissen Grad einen passiven Anteil von Schuld daran hat. Man unterschätzt bei uns recht sehr die Bedeutung von Förderungen der Art, wie oben ausgeführt. Es ist noch lange nicht so schwer, die Alten vor dem Verlust ihres nationalen Wesens zu schützen, als die Jungen, die unter den Traditionen der neuen Heimat aufgewachsen sind. Man sieht hier neben manchem Bild vollständigster Assimilation prächtige Züge hartnäckigen Deutschtums. Ich verlebte glückliche Stunden im Haus eines in Afrika geborenen Gelehrten deutscher Abkunft, der sein ganzes Haus und die Seelen seiner Kinder rein deutsch erhalten hat und doch ein treuer Mitarbeiter an dem Interesse seines afrikanischen Vaterlandes und ein guter englischer Staatsbürger ist. Der rief mir zu: „Sagen Sie doch Ihren Leuten

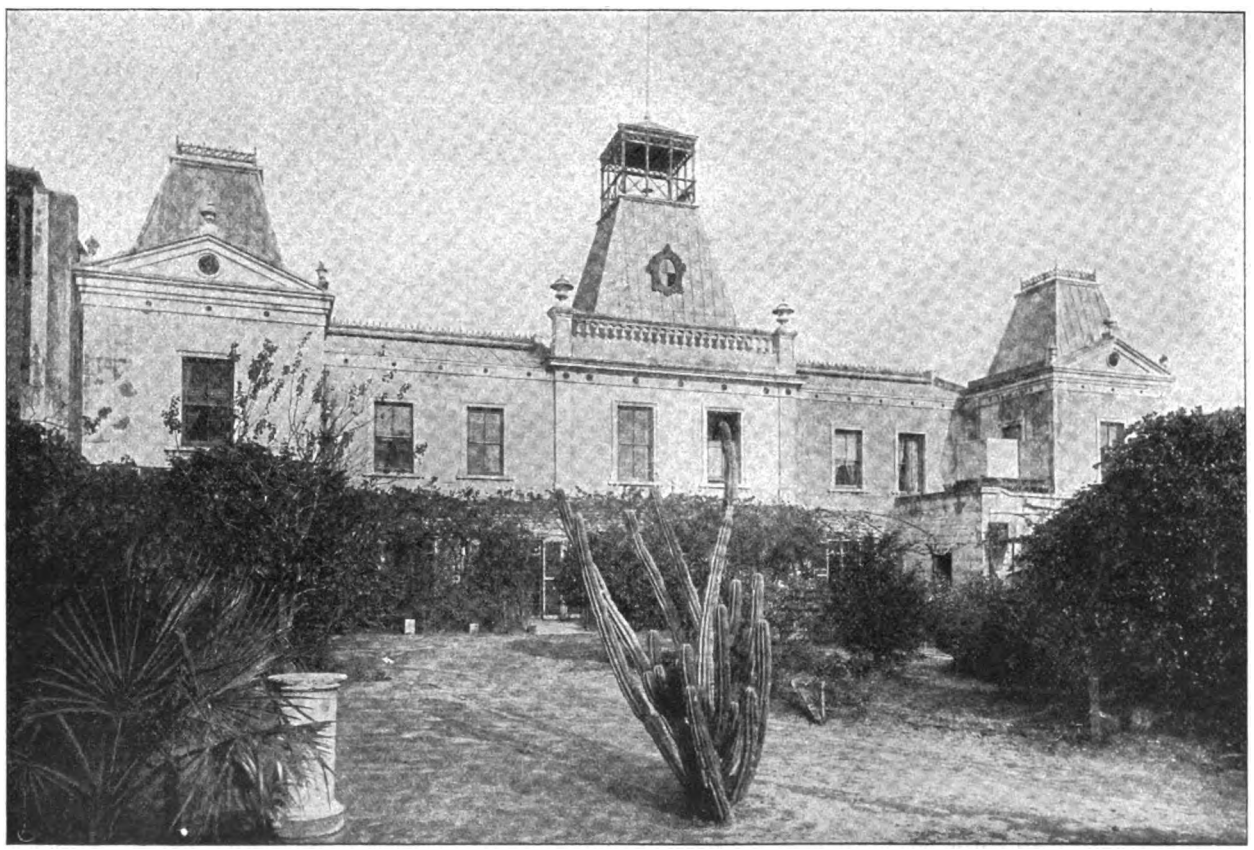
Digitized by Google

draußen, daß das schönste Mittel zur Erhaltung deutschen Geistes- und Gemütslebens in unsern Kolonien darin bestehen würde, wenn Ihre Regierung sich entschlösse, besonders würdigen Söhnen hier lebender unbemittelter deutscher Eltern Stipendien zum — sei es auch nur einjährigen — Besuch Deutschlands zu gewähren. Das hieße ein frischer Trunk an der deutschen Quelle. So verkümmern oft genug die jungen Leute im englischen Ozean."

Ich glaube nicht an die praktische Verwirklichung dieses Gedankens. Sie kostet Geld. Aber der Gedanke selbst hat mich als ein symptomatisches Zeichen erfreut, und es kommt mir ganz besonders für Südafrika, das unter Umständen für den Deutschen eine Art von Vorschule für die Kolonisierung der naheliegenden südwestlichen Schutzgebiete werden könnte, sehr gescheut vor, wenn man nicht vergißt, daß die Anknüpfung von Handelsbeziehungen allein nichts nützen kann, wenn nicht auch intellektuelle Beziehungen angeknüpft werden.

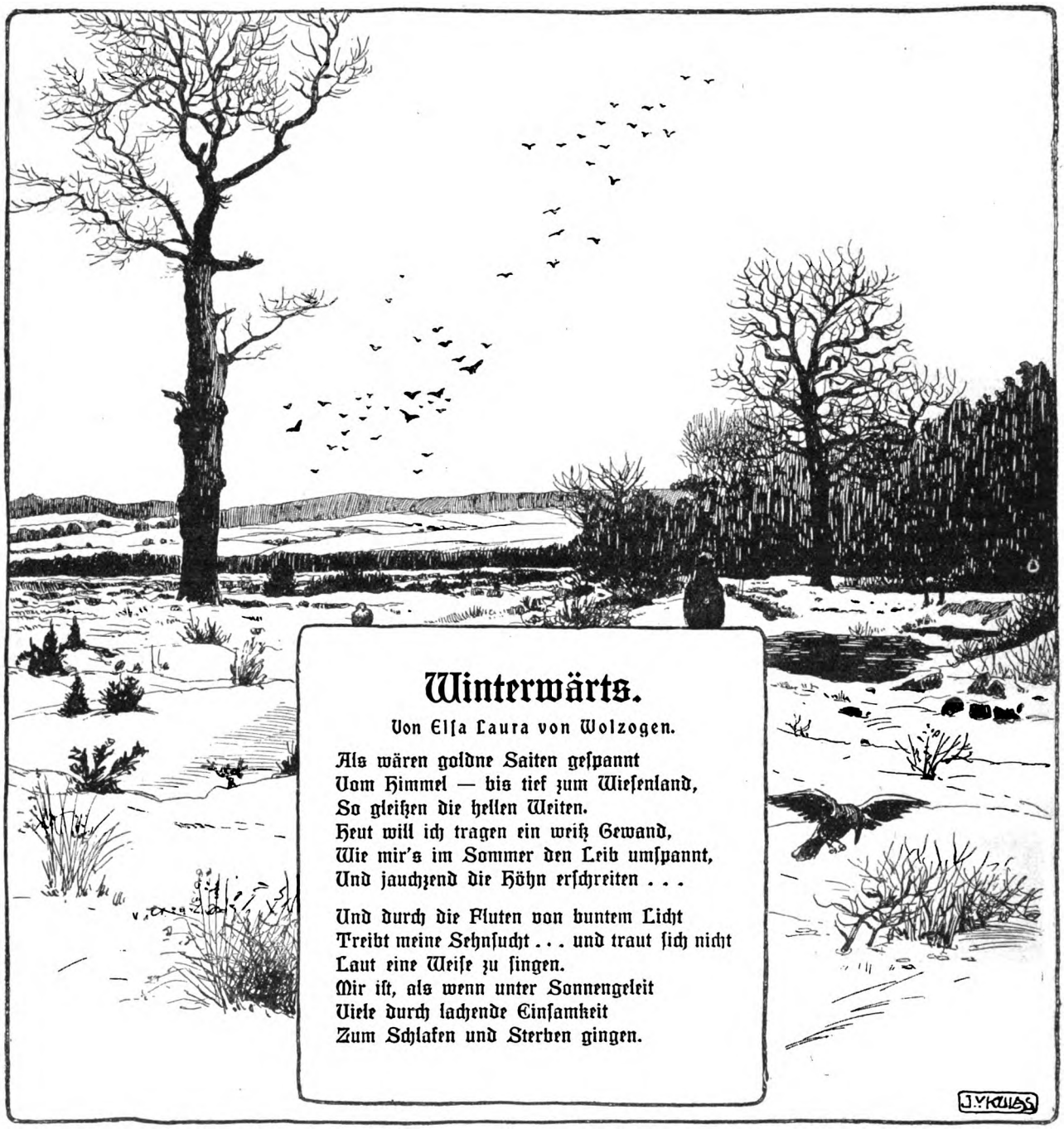
Ein Umstand noch muß hier erwähnt werden, der mir für die Kräftigung des Deutschtums in Südafrika von Wichtigkeit erscheint, das ist die Regelung der Ersatzansprüche der durch den Krieg geschädigten Angehörigen des Deutschen Reichs. Ich habe durch vielfaches Hin- und Herfragen nicht den Eindruck gewonnen, als ob in diesem Punkt mit der großen Energie vorgegangen wird, die man anfangs erhoffte und die aus national-moralischen, wie auch aus praktischen Gründen sehr wünschenswert erscheint. Es giebt hier und wohl auch in Deutschland eine recht große Anzahl von Deutschen, die seitens der englischen Militärbehörde gemaßregelt, oder durch den Krieg ihres Besitztums, ihres Erwerbs beraubt wurden und nun, mehr oder minder mittellos, fern von der Stätte ihrer früheren gewinnbringenden Thätigkeit, sich elend durchschlagen. Sie harren auf Entschädigung, während da, wo sie früher arbeiteten, Konkurrenten das Feld abgrasen und sich in das verlassene Nest setzen. Diese Schadenersatzangelegenheit spielt sehr lange schon, nachdem seitens des Reiches zur Untersuchung der Einzelansprüche ein Kommissar, der Hamburger Rechtsanwalt Dr. Sieveking, hierhergesandt wurde. Zur Zeit aber scheint sich die Sache bei dem Specialcommissioner for foreign claims, Oberstleutnant Edmunds in Pretoria, wo sich sämtliche Akten befinden, totgelaufen zu haben. Ich möchte hier einen Vorwurf gegen die Konsulate nicht aussprechen, weil diese beim gegenwärtigen Stand der Sache absolut nichts thun können. Das deutsche Generalkonsulat in Kapstadt hat, wie mir von Deutschen versichert wird, alles mögliche gethan. Ich möchte überhaupt die Gelegenheit nicht verfehlen, hier öffentlich festzustellen, daß nach den mir gegebenen Auskünften von zufriedenen und unzufriedenen, lauen und strammgesinnten Deutschen in verschiedenen Teilen des Landes der deutsche Generalkonsul für Südafrika, Herr von Lindequist, sich das volle Vertrauen der hiesigen Deutschen durch seine Energie sowohl, als auch durch seinen diplomatischen Takt in sehr schweren und heiklen Zeiten in vollstem Maß erworben hat. Daß er in Kapstadt selbst bei den englischen Regierungsbehörden nicht trotz, sondern wegen seines festen und doch versöhnlichen Auftretens Ansehen und Beliebtheit genießt, davon habe ich mich persönlich überzeugen können. Aber die Schadenersatzsache liegt eben jetzt in England. Wenn irgendwo ein Hebel angesetzt werden kann, um den zu Unrecht schwer Geschädigten zu ihrem Recht zu verhelfen und damit dem neuerwachten solidarischen Gefühl der hiesigen Deutschen einen weiteren Impuls zu geben, so muß dies dort geschehen.

Ich schreibe diese Zeilen in Port Elizabeth, einer der nicht schönsten, aber in ihrem inneren Wesen anmutigsten, intelligentesten, freundlichsten Städte Südafrikas, dem Zentrum des Imports und Exports, dem Ort, wo die größten angesehensten Firmen deutsche Namen tragen, und von dem aus in einer Tagereise blühende deutsche Farmerkolonien um East-London und King-Williamstown herum zu erreichen sind. Das eröffnet den Ausblick auf die wirtschaftliche Bedeutung Südafrikas für das Deutschtum, auf die ich in einem weiteren Artikel über die Deutschen in diesem Land zurückkommen will. Jeder Tag fast bringt mir neue Lehre, und immer stärker wird mir das Bewußtsein von dem wunderbaren Wandel der Dinge, der sich hier vollzieht. (Forts. folgt).



Das Haus des Deutschen Klubs in Kapstadt.

Digitized by Google



Winterwärts.

Von Elsa Laura von Wolzogen.

Als wären goldne Saiten gespannt
Vom Himmel — bis tief zum Wiesenland,
So gleißen die hellen Weiten.
Heut will ich tragen ein weiß Gewand,
Wie mir's im Sommer den Leib umspannt,
Und jauchzend die Höhn erschreiten . . .

Und durch die Fluten von buntem Licht
Treibt meine Sehnsucht . . . und traut sich nicht
Laut eine Weise zu singen.
Mir ist, als wenn unter Sonnengeleit
Viele durch lachende Einsamkeit
Zum Schlafen und Sterben gingen.

Eine dankbare Seele.

Erzählung von Paul Bourget.

Folgende Begebenheit wurde mir von einem amerikanischen Freund Herrn John Kerley in London erzählt. John, oder besser Jack Kerley ist der echte repräsentative Typ einer gewissen Geistesrichtung, die sich häufig bei diesseits des Ozeans lebenden Amerikanern vorfindet. Jack vergöttert seine Heimat und flieht sie. Er verachtet Europa und kann nur in Europa leben. Seine gelblich welke Gesichtsfarbe zeigt weder die Spuren der entflohenen Jugend noch die des herannahenden Alters. Die hellblauen Augen kontrastieren eigenartig mit der fahlen Blässe des Antlitzes. Um den herben feinen Mund mit den herabgezogenen Winkeln, denen wir drüben oft begegnen, liegt ein nervöses Zittern, das Uebermaß von Empfindsamkeit und Anstrengung, von Ueberlegung und eiserner Willenskraft. Glück kennt er nicht und gesteht dies ebenso offen ein.

Nie werde ich unsere Unterredung bei unserm ersten Wiedersehn in dem herrlichen Schloß Surrey vergessen. „Sie sind Kosmopolit?" begann er, „Sie haben unrecht. Wie Sie sehen, führe ich das Leben eines solchen, es kommt nichts dabei heraus, ich versichere Sie. Wir sollten unser daheim Erworbenes nicht in der Fremde verzehren.

Digitized by Google

Alles, was ich bin und habe, zahle ich mit guten Checks meiner Syrakuser Bank. Sie kennen das Städtchen im Neuyorker Staat nicht? Es zählt nur 80 000 Einwohner. Woher kommt das Geld? Von Syrakuser Steinen, die mein Vater samt den dortigen Arbeitern zu seinen Bauten verwendete. Jedesmal, wenn ich in London meine Schuster- oder Schneiderrechnung bezahle, ist es mir, als raube ich meinen Landsleuten den Verdienst, um ihn den Engländern zuzuführen. Das thut kein guter Staatsbürger. Ich leide darunter, wie alle rechtschaffenen Kosmopoliten."

„Und wenn dies Ihre wahre Meinung ist," warf ich ein, „warum kehren Sie nicht nach den Vereinigten Staaten zurück?"

„Warum? Weil mein Vater die unglückliche Idee hatte, mich, als ich noch ein Knabe war, herüberzuschicken, um die Sprachen zu erlernen. Zwei Jahre in Frankreich, zwei in Deutschland, drei in England, das sind sieben! Nur während der Ferien ging ich heim, und zu meines Vaters Tod. Was wollen Sie? Ich fand Geschmack an dem alten Europa. Und kaum zur Unabhängigkeit gelangt, verdarb ich mich vollends durch einen längeren Aufenthalt in Italien. Sie kennen Amerika nicht? Nun, sollte Ihr Weg Sie einmal hinüberführen, so werden Sie mich beim Landen in Neuyork bereits verstehn. Um dort zu leben, muß man arbeiten. Jedermann arbeitet. Für Dilettanten ist dort kein Platz, viel weniger noch für Liebhaber und Tagediebe, wie ich einer bin. Wenn ich Kinder hätte, ich schwör's Ihnen zu, ich befestigte ihre Angelrute nur auf amerikanischem Boden."

Dieser Redensart bediente er sich stets. Verstehen lernte ich ihn erst, nachdem ich, seinem Rat zufolge, jene Städte in Augenschein genommen, in denen sich das Pfeifen und Schellengeläute der Wagen längs der elektrischen Drähte mit jedem Pulsschlag vereint.

„Wir Amerikaner," fuhr er fort, „sind eben jung. Ueberall schaut uns Zukunft entgegen und werdende Kraft. Hier ist alles erschöpft in festgesteckten Grenzen, schwach, beendet — aber dürftig. Alles gehört der Vergangenheit an, selbst ich. Altersschwäche beherrscht Europa, die Liebe, die Sehnsucht nach Verlorenem.

„Sehen Sie," fuhr er fort und zeigte dabei auf die Türme und Mauern des Schlosses, die durch einige jahrhundertalte Bäume hindurchlugten und uns seit achtundvierzig Stunden gastlich beherbergten, „das liebe ich. Diesen roten Ziegelbau, der mir Dauer verheißt. Es ist thöricht, denn die Dauer gehört nicht zu uns. Unsere Rolle ist vielmehr die, die alte Welt zu boykottieren. Wir müssen erst selbst Vorfahren werden, Vorfahren eines größeren Amerika. Ein verfehltes Leben gleich dem meinigen führen alle die, die sich diesem Programm verschließen."

Kerley ist, mit einem Wort gesagt, nur ein angelsächsischer Amerikaner der feinsten, zartesten Art. Dem Pfropfreis gleich, führte er den raffiniertesten englischen Geschmack seiner Yankeenatur ein. Er ist außerdem Sammler, und sein Haus in „Hans Place" enthält ein wahres Museum. Sein Name findet sich bei allen „Sonnabend- und Montag-parties" der Saison. Den Herbst verbringt er in Schlössern, die sich sonst nie dem Fremden öffnen, seinen Winter teilt er zwischen Cannes und Florenz ein. Er kennt jede Villa, und kein berühmter Mann, sei es auf dem Gebiet der Kunst, der Wissenschaft oder der Politik, berührte je den englischen Boden, ohne daß Kerley als der ersten einer Gelegenheit gefunden, seine persönliche Bekanntschaft zu machen.

„Ich besitze nur eine Originalität," sagte er mit unverkennbarer Ironie, „ich bin der einzige in Europa lebende Amerikaner, der keine Million Dollars im Vermögen besitzt." — —

Es war am zweiten Tag nach der Versteigerung des Nachlasses von Sir Edward Burne Jones. Die Zeitungen hatten sie gemeldet, und wer kennt nicht die Hartnäckigkeit, mit der die sonst so phlegmatischen Engländer eine solche Auktion verfolgen! Ich hatte mich zu vier Uhr mit Kerley verabredet. Wir wollten ein Konzert in Grosvenor Square besuchen, allwo bei einer schottischen Dame ein Pole schwedische Weisen spielte, zu Ehren eines österreichischen Staatsmannes, bei dem ein portugiesischer Diplomat die Bärenführerrolle übernommen hatte! Ich fand Kerley in seiner Bibliothek, bereit zum Ausgehen. Meinen Eintritt hatte er überhört, denn wie hypnotisiert stand er vor einer Staffelei, auf der, eingerahmt, ein Aquarell, „Psyches Hochzeit" darstellend, sich befand, die ich zwei Tage zuvor in der Ausstellung von Christie bewundert und um die die Kauflustigen einen erbitterten Kampf geführt.

Meine Hand leicht auf Kerleys Schulter legend, konnte ich nicht umhin, neckend zu fragen: „Nun, Sie haben sich also auch gleich andern amerikanischen Millionären zu einer Thorheit hinreißen lassen? Jedenfalls leitete Sie eine glückliche Eingebung. Ein Meisterwerk von Aquarell."

„Nicht wahr," antwortete er, und sein sonst herber Gesichtsausdruck verwandelte sich in wahre Ekstase, als er fortfuhr: „Solchen Kauf gestatten mir meine Mittel nicht. Die wenigen Kleinigkeiten, die ich besitze, haben nur den Wert, daß ihre Anschaffung mich Zeit und Mühe kostete. Diesen Burne Jones konnte ich mir nicht erlauben. Das Bild ist mir gestern unter den eigenartigsten Umständen als Geschenk übermittelt worden. Und nun stehe ich bereits vierundzwanzig Stunden davor, um mich zu vergewissern, daß ich nicht der Spielball einer Illusion bin. Wir haben Zeit. Lassen Sie uns durch den Park gehen. Sie sollen erfahren, wie ich in den Besitz des Bildes gekommen bin. Dieses Kunstwerk macht der Alten Welt zwar alle Ehre, aber die Art und Weise, wie es in meine Hände kam, ehrt weit mehr noch die Neue. Wenngleich ich nicht mehr in meinem Heimatland leben möchte, liebe ich doch meine Landsleute, und ich versichere Sie, sie verdienen es. — —

„Genau zwölf Jahre sind es her, ich kam aus Italien und beabsichtigte, in Monte Carlo Freunde zu begrüßen. Dies scheint wahrlich in keinerlei Beziehung mit der Psyche zu stehen. Aber hören Sie nur. Eine Woche sollte ich an dem schrecklichen Ort zubringen. Ich genoß den herrlichen Aufenthalt, wiewohl mit einem Gefühl von Gewissensbissen. Selbst die Musik

Digitized by Google

verursachte es mir, denn überall zwischen Blumen und Bäumen grinste mich das verwünschte Spiel an. Um mich von diesem lästigen Skrupel zu befreien, griff ich zu dem mir von einer bosnischen Dame geratenen Mittel. Es besteht darin, die Summe zu berechnen, die auf jeden Fremden kommt, um die Unterhaltungskosten dieser Gärten und des Theaters zu bestreiten. Versuchen Sie es bei Gelegenheit, es verfehlt die Wirkung nicht. Ich begab mich also an einem der Abende ins Kasino, mit der festen Absicht, zu verlieren. Mit einem Hundertfrankschein fing ich an und gewann natürlich. In kürzester Zeit lag ein ansehnliches Häufchen Geld vor mir, das ich immer wieder auf das grüne Tuch zurückschob. Endlich wandte sich das Glück, wie immer. Ich verlor meinen ganzen Gewinn bis auf zehn Louis, die ich auf noir setzte, das soeben dreizehnmal die Runde gemacht. Abermals gewann ich. Es reute mich beinah. Gerade in dem Augenblick aber, als ich mein Eigentum an mich ziehen wollte, bemerkte ich, wie sich mir gegenüber eine Hand danach ausstreckte und den Gewinn hastig einzog. Ich hatte nur eben Zeit gehabt, einen unterdrückten instinktiven Schrei auszustoßen: Mein Herr, diese zwanzig Louis gehören mir! was ein neben mir stehender Spieler gleichzeitig bestätigte.

„Dieses Geld gehört dem Herrn hier," rief mein Nachbar dem einen Augenblick innehaltenden Croupier zu.

„Wer hat das Geld an sich genommen?" fragte der Croupier, sich an mich wendend. „Würden Sie die Person wiedererkennen?"

„Sicherlich," sagte ich und schickte mich an, den Dieb mit dem Finger zu bezeichnen. Er war verschwunden. Die halbe Minute, die über Frage und Antwort verstrichen war, hatte genügt, um ihm in der dichten, die Tische umdrängenden Menge die Flucht zu ermöglichen. Ich starrte auf die Menschen um mich her und sagte dann: Er war ja aber in diesem Augenblick noch hier — das weitere erstarb mir auf den Lippen, denn neben mir, Schulter an Schulter, stand der Gesuchte. Seine beiden Hände hatten krampfhaft meinen Arm umspannt, als wolle er mich daran verhindern, ihn preiszugeben. Sprachlos, unfähig vor Erstaunen, mich zu rühren, schaute ich ihn an. Sein Gesicht war totenbleich. Er war sehr jung. Sofort erkannte ich mit dem uns allen eigenen Instinkt den Landsmann in ihm. Unsere Augen begegneten sich. In den seinigen lag eine so angstvolle Bitte, eine so grenzenlose Qual, die es mir unmöglich gemacht haben würden, ihn festzunehmen, obschon es sicherlich das Richtige gewesen sein dürfte. Ich stotterte also nur noch, mich dem Beamten wieder zuwendend: Um so schlimmer für mich, ich hätte aufmerksamer sein sollen."

„Sie reklamieren also jenes Geld nicht weiter?" fragte der Croupier zurück.

„Nein," antwortete ich, „ich finde den Betreffenden nicht mehr heraus." In diesem Augenblick wurde mein Arm sanft gelöst. Ich hatte das Mitleid reden lassen und war eben im Begriff, dem jungen Menschen einige Fragen vorzulegen, deren Beantwortung mir Klarheit über seine Handlungsweise geben sollte. Plötzlich aber wandelte sich mein Gefühl für den jugendlichen Verbrecher in eitel Empörung. Er war ruhig neben mir stehen geblieben, seine Lippen bewegten sich, sprechen konnte er indes nicht. Die Angst schnürte ihm die Kehle zu. Mit leiser, kaum hörbarer Stimme, in deren Ton ich meinen vollen Abscheu, meine tiefste Verachtung legte, sagte ich auf englisch zu ihm: Machen Sie, daß Sie wegkommen, Sie — Schuft.

„Er erwiderte nichts. Nur eine dunkelrote Blutwelle ergoß sich über sein noch immer bleiches Gesicht, und Thränen traten ihm in die Augen. Meinem Befehl nachkommend, wand er sich alsdann langsam, gesenkten Kopfes durch die dichte Menge. Auf welch abschüssige Bahn mochte er sich fortan begeben? Ich wußte es nicht. Zuerst hatte ich das Gefühl, ihm folgen zu müssen, um ihm eine Beichte abzunehmen. Ich unterließ auch dies. Es würde mir auch kaum gelungen sein, ihn aufzufinden. Haben Sie jemals erfahren, was es heißt, jemandes Verhängnis gewesen zu sein? Wenn nicht, sollte es mir schwer werden, Ihnen zu erklären, eine wie unverhältnismäßig große Rolle dieser kurze Vorgang im Kasinosaal fortan in meinem Gemütsleben spielte. Immer aufs neue trat das geängstete Antlitz des Jünglings, den ich, ohne meine Schuld freilich, in irgendeine bestimmte Bahn geschleudert haben mußte, vor meinen Geist. Wir bemühen uns mit allen Kräften, solch verfolgendem Gespenst aus dem Weg zu laufen, umsonst. Er war noch ein halbes Kind; was konnte ihn zu diesem Laster bewogen haben? Warum hatte er gerade mich zu seinem Opfer ausersehen, anstatt irgendjemand andern? Hatte er, gleich wie ich, in mir den Amerikaner erkannt und auf die Nachsicht des Landsmanns gerechnet? Abwechselnd fiel ich den widersprechendsten Gefühlen für den jungen Verbrecher anheim, ebenso wie ich sie in den ersten Augenblicken nach der That empfunden. Bald rechtfertigte, bald verurteilte ich mein Verfahren gegen ihn. Ein und dieselbe Frage drängte sich mir unaufhörlich auf: wenn dies sein erster Diebstahl war, so geriet er durch diesen ersten Schritt wahrscheinlich in tieferes Verderben. Danach hätte ich zuerst forschen sollen, ehe ich ihn anredete. Sein bittender Blick wurde mir erst später klar. In ihm lag das Anrufen meiner Hilfe, meines Beistandes. Wer konnte wissen, ob er die That nicht für eine todkranke Mutter oder für einen verkrüppelten Vater begangen hatte. Oder war eine erste, flammende Leidenschaft das unselige Motiv dazu geworden? Mir war während vieler Tage zu Mute wie dem Wanderer, der nachts über ein Feld geht und in der ihn umgebenden Finsternis Hilferufe hört. Eins möchte ich noch hinzufügen, ein Gedanke, der mich von Stund an nicht mehr verließ: daß einesteils mein Mitleid, andernteils meine harten Worte auf jeden Fall einen entscheidenden Einfluß auf das Leben jenes Jünglings gehabt haben mußten. Doch genug. Alles dies hat wenig mit dem Aquarell Burne Jones zu thun. Nach und nach war das Bild jenes jungen Mannes wenn gleich nicht verwischt, so doch wesentlich abgeblaßt in meiner Erinnerung, jedenfalls wäre mir sein Gesicht vorgestern bei der Versteigerung nicht ins Gedächtnis gekommen. Ich hatte gehofft, daß meine

Digitized by Google

Mittel mir die Verwirklichung eines meiner Wünsche ermöglichen würden. Während man sich die Werke des edelsten Meisters seiner Zeit streitig machte, gedachte ich meiner Besuche in seinem Haus am äußersten Ende von Kensington. Er besaß eigentlich ein Legendenantlitz wie jene, die er vorzugsweise auf die Leinwand warf. Nie wieder würde ich die Klingel des Hauses ‚La grange' ziehen. Gerade in dem Augenblick, als ich den Schmerz hierüber aufs neue empfand, wurde der Wunsch, ein Andenken jenes Künstlers zu besitzen, um so reger in mir, und ich bot auf die Psyche. Sofort stieg der Preis von vierzig auf achtzig Guineen. Ich selbst war an dieser Treiberei schuld, so sehr ich sie bei wirklichen Kunstwerken verabscheue. Schon stieg das Angebot auf tausend Guineen, als ich, meine Thorheit einsehend, vom Weiterbieten Abstand nahm und meine Schritte dem Ausgang zulenkte, um keiner neuen Versuchung zum Opfer zu fallen. In dem Moment nun, als ich mich zum Gehen wandte, bemerkte ich zwei Augen durchbohrend auf mich gerichtet. Wie gebannt stand ich fest. Wenngleich mir der Mensch fremd war, diese Augen waren es nicht. Blitzartig durchzuckte es mich. Es ist der Dieb von Monte Carlo! Nur um zwölf Jahre älter, breitschultrig, mit festen energischen Zügen, deren Ausdruck noch die gleiche Tollkühnheit verrieten wie damals. Ein Irrtum war ausgeschlossen. Sein Anzug von vollendeter Eleganz deutete auf Wohlstand hin. Als ich ihn so nah vor mir sah nach dieser Reihe von Jahren, packte mich eine kaum zu bezwingende Neugier. Am liebsten würde ich ihn angeredet haben. Wenn ich mich aber dennoch täuschte!

„Inzwischen hatte er bereits den Blick von mir gewendet und begab sich raschen Schritts zu dem Taxator hin, so daß sich der Zweifel aufs neue meiner bemächtigte. Die Versteigerung hatte ihren Fortgang genommen, nur war es jetzt der Verbrecher von Monte Carlo, der auf das Aquarell bot. Zweitausendzweihundert Guineen als letztes. Ein Name wurde ausgerufen, nach dem ich Sie bitte, nicht weiter zu forschen. Er gehört einem jener berühmtesten Männer, die ihr ungeheures Vermögen in den Minen des Kaps erwarben, an. So kolossal deuchte mich diese Entdeckung, daß ich mir keine weitere Mühe gab, ihr nachzugehen. Ich fuhr mit der Hand über die Stirn, um den Aehnlichkeitsteufel zu bannen. Ich wollte nur noch des für mich verlorenen Burne Jones gedenken und verließ den Saal."

„Und," warf ich gespannt ein, „war er es wirklich?"

„Er war es," antwortete Kerley. „Wie er zu der Versteigerung und während dieser an meine Seite zu stehen kam, ist mir unbekannt. War es Zufall? Oder hatte er mich vorher auf der Straße bemerkt? Sicher ist nur, daß, als ich gestern abend aus der Oper zurückkehrte, ich hier das Aquarell vorfand mit dem Begleitschreiben, das Sie nun noch hören sollen. Diese Zeilen enthalten ein ganzes Amerika. Es lautete:

„‚Lieber Herr.

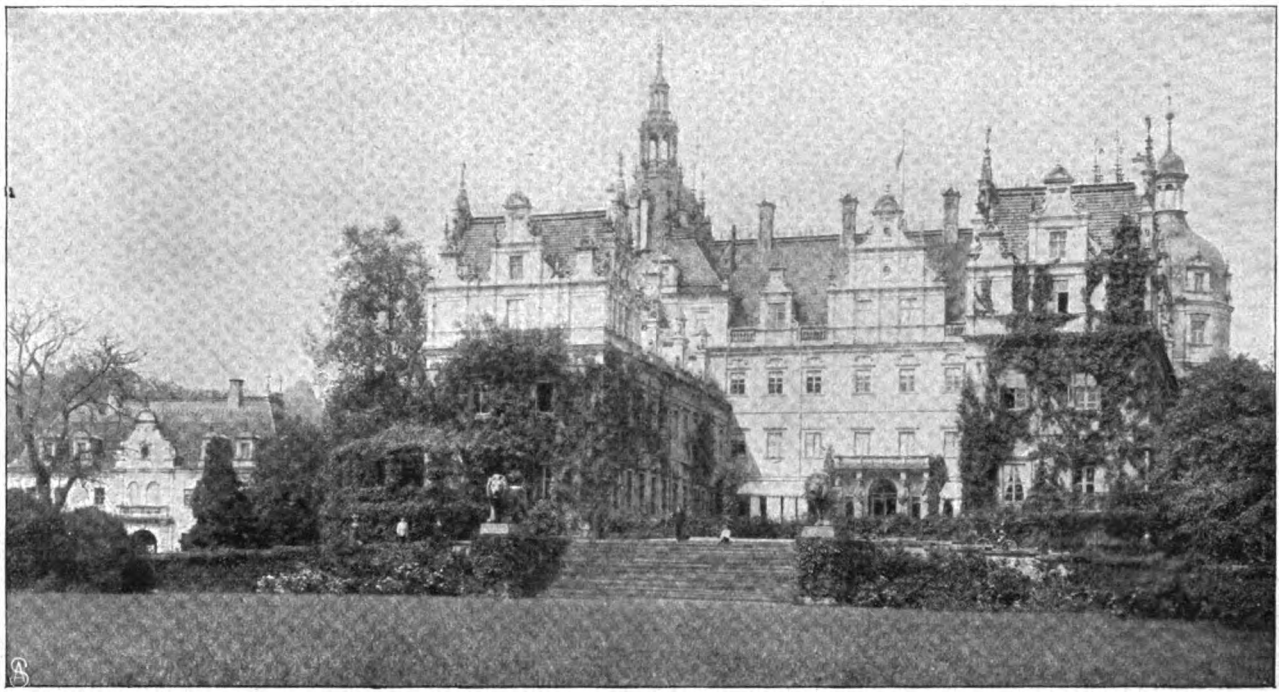
Wahrscheinlich haben Sie längst jene kleine Summe vergessen, die ein gewisser junger Mann Ihnen seiner Zeit in Monte Carlo schuldig blieb, die seinem Gedächtnis jedoch niemals entschwand. Dank jener Stunde und der damit verbundenen Lehre ist aus dem Jüngling das geworden, was durch Arbeit aus ihm werden mußte. Es würde mich zu weit führen, wollte ich Ihnen die diesbezüglichen Einzelheiten mitteilen. Nur dies eine mögen Sie wissen, der junge Mensch befand sich damals ohne einen Sou, und das Geld, das er zu jenem Aufenthalt in Monte Carlo verwendet, gehörte ihm ebensowenig. Ihre Güte sowohl wie die scharfen Worte, mit denen Sie ihm die Schamlosigkeit seiner Handlung vor Augen führten, brachten eine derartige Umwälzung in ihm hervor, daß er an dem gleichen Abend nach London zurückkehrte, mit dem festen Entschluß, durch Arbeit ein neuer Mensch zu werden und hierzu mit dem Abzahlen der Schuld zu beginnen, die ihm zu dem kurzen Aufenthalt in der Spielhölle verholfen. Gott war mit ihm und segnete ihn über Verdienst. Er bedauerte nur, niemals Gelegenheit gefunden zu haben, Ihre Person zu ermitteln, um sich seiner zweiten Schuld zu entledigen. Heute wurde ihm dieser Wunsch erfüllt. Und nun werden Sie, lieber Herr, einem Landsmann die Freude nicht versagen, Ihnen dies kleine Gemälde anzubieten, das Ihr besonderes Interesse angezogen zu haben schien. — Wären Sie in jenem Augenblick nicht in mein Leben getreten, es würde vielleicht in eine ganz andere Bahn geleitet worden sein. Seit zwölf Jahren führe ich genau Buch über die Summe, die ich Ihnen schuldete. Bei meiner Abreise von Kolorado war sie bereits auf hundert Schilling gestiegen. Auf dem Kap angelangt, berechnete ich Ihnen einen hundertundzweiten Teil an meinen Geschäften. Mein ganzes Vermögen belief sich damals auf genau hundertundzweimal so viel wie die achtzig Dollars, die Sie mir überließen. Sie würden wahrscheinlich einige Einwände bei dieser Rechnung zu machen suchen, bitte, machen Sie keine bei der Annahme dieses Aquarells, und glauben Sie an die Aufrichtigkeit Ihres . . . . .'

„Die Unterschrift erlassen Sie mir," setzte Kerley hinzu.

„Hier steckt ein wahrer Mensch dahinter. Wenn Sie heute diesseits des Ozeans in stete Verwunderung ob unserer Riesenunternehmungen geraten, so vergessen Sie nicht, daß wir jederzeit von einem tiefinnersten Gedanken geleitet werden. Bei diesem hier war es die Reue über eine momentane Verirrung. Als ich das Bild erblickte, war mein erster Impuls der, ihn auszukundschaften und das Kunstwerk zurückzugeben. Aber bei abermaliger Durchsicht des Schreibens fand ich allmählich, daß ich ihm die Annahme schuldete. Außerdem betrachte ich es als ein Depot. Mein Testament liegt längst bereit da. Mein Museum vermachte ich meiner Vaterstadt Syrakuse, die mich in ihren Mauern zu halten nicht imstande war. Nach meinem Tod werde ich dort weiterleben und meine Schuld als guter Bürger auf diese Weise wieder auszugleichen suchen."

(Uebertragen von Adele Charlotte Achard.)

Digitized by Google



Schloss Muskau.

Auf Deutschlands Edelsitzen.

Schloß Muskau in der Oberlausitz.

Hierzu 4 Aufnahmen.

Unter den Schlössern und Herrensitzen, mit denen das Schlesierland so reich gesegnet ist, ragt besonders ein Edelsitz in der Oberlausitz hervor, der durch historische Erinnerungen und landschaftliche Reize nur wenige seinesgleichen im Land findet. Ueber die altersgrauen Türme und Mauern rauschte so manches Jahrhundert im Wechsel der Zeiten dahin, und eine Reihe längstvergangener glänzender Geschlechter bewegte sich einst in den weiten Hallen des stolzen Baus. Die Zugbrücke des Schlosses erdröhnte gar oft unter den erzgepanzerten Rossen und Reitern, schmucke Edelfräulein zogen darüber, hinaus zur fröhlichen Falkenbeize, und das Horn des Burgwarts schmetterte dann vom Turm herab seine weithin hallenden Weidmannsgrüße.

Nur wenig ist über die älteste Geschichte dieses Edelsitzes bekannt. Wenden waren es wohl, die als Begründer und erste Bewohner bis weit ins Dunkel der Vorzeit zurückreichen. Der Name Muskau, den man von dem wendischen Muzak — ein Mann, ein Held — ableiten will, spricht dafür. Eine alte Urkunde des Herzogs Boleslaus II. von Schlesien nennt zwar einen Ditericus von Muskowe aus dem Jahr 1258, doch stellt dieses alte Dokument nicht fest, ob dieser Ditericus auch Besitzer von Muskau war. Der erste geschichtlich nachzuweisende Herr des stolzen Besitzes war Botho von Ileburg um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Muskau war damals kaiserliches Lehn — Burgwardiat — und heute noch führt das alte Schloß mit den Wohnungen der Beamten die Bezeichnung „Burglehn". Nach Botho von Ileburg zieht eine wechselnde Reihe von Geschlechtern in Muskau ein. Dem Ileburger folgen die Herren von Kittlitz und von Penzig, auf diese die Ritter derer von Bieberstein. Letztere waren es auch, die das alte Schloß, das von dem neuen durch einen malerischen kleinen See getrennt ist, erbauten. Als das Geschlecht der Bieberstein erlosch, nahm Kaiser Ferdinand I. Muskau als erledigtes Lehn in Besitz und verpfändete es an den Markgrafen von Brandenburg-Ansbach. Nach diesem erlangte Fabian von Schöneich die Herrschaft über Muskau; doch nicht lange konnte sich dieses Geschlecht des schönen Besitztums erfreuen, denn über dem Gruftdeckel Fabians wurde das alte Wappen der Schöneichs zerschlagen, und Schloß

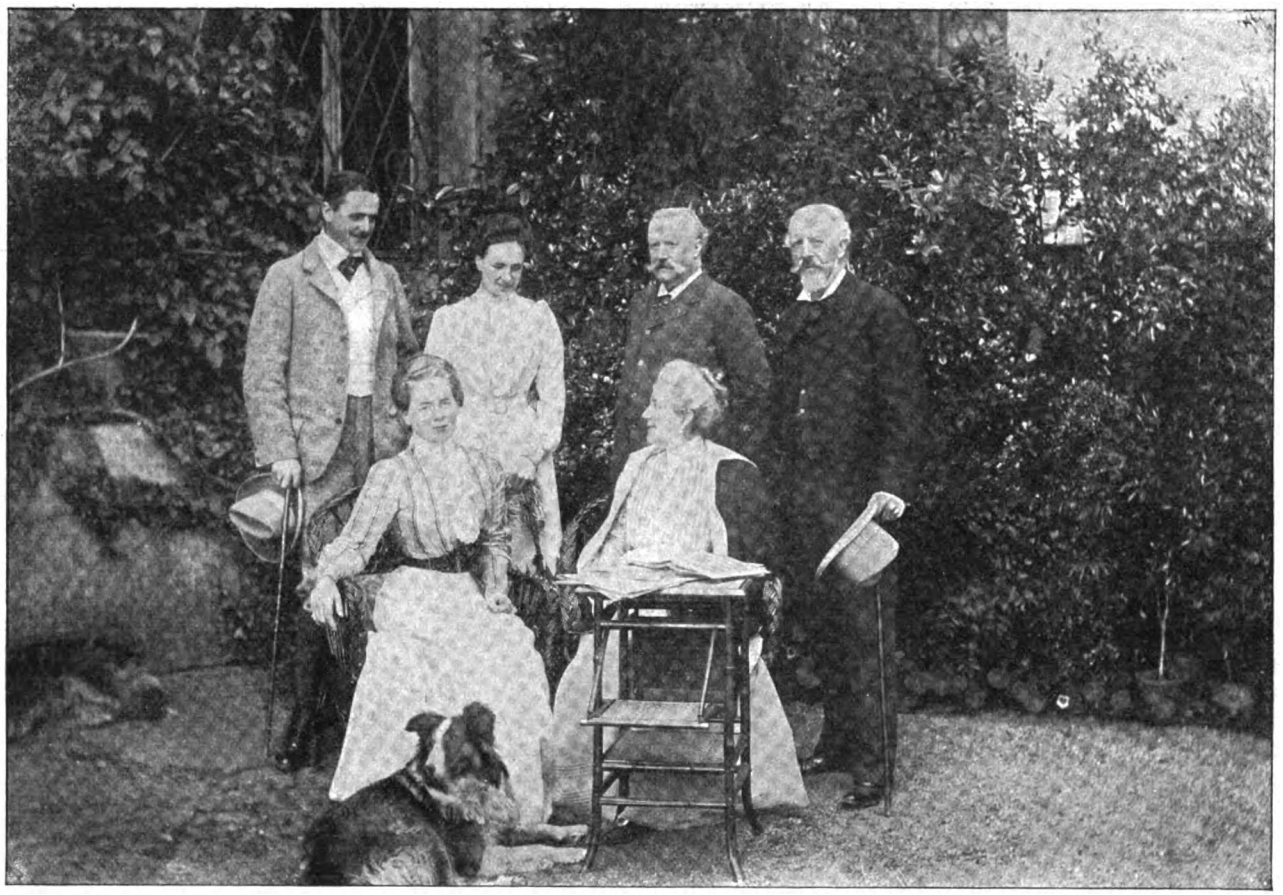
Das englische Haus im Schlosspark.

Digitized by Google

und Herrschaft fielen wieder zurück an den Kaiser, diesmal Rudolf II., den Grübler und Alchymisten auf dem Thron. Nun erwarb der Burggraf Wilhelm zu Dohna Muskau als freie Standesherrschaft. Sein Wappen krönt noch heute im Verein mit dem der Callenberger eins der Seitenportale. Er war es auch, der den Grundstein zur deutschen Kirche legte, die unter seinem Sohn und Nachfolger vollendet wurde.

Den Dohnas folgten die Callenberger im Besitz von Muskau; unter ihnen wurde das Dohnasche Schloß, das während der Wirren des Dreißigjährigen Krieges ein Raub der Flammen geworden, von neuem restauriert. Als das Haus der Callenberger ausstarb, gelangte

Schloß Muskau teilte so mit seinen wechselnden Herren das Schicksal der ganzen Oberlausitz, die einst Friedrich der Große einen „Mehlsack" genannt hatte, „der noch immer stäubt, wenn man auch zehnmal darauf schlägt". Und doch hatten alle diese Besitzer, von den Kittlitz und Penzig angefangen, unter denen das Schloß als kleines, kastellartiges Viereck bestanden haben dürfte — die erstaunlich starken Grundmauern berechtigen zu dieser Annahme — bis zu den Pückler und dem Prinzen Friedrich rastlos geschafft und gebaut, bis sich das Schloß in seiner heutigen imponierenden Gestalt erhob. Mit Schinkels, des berühmten Baumeisters, Hilfe hatte der Prinz die alten Mauern mit Firsten, Giebeln



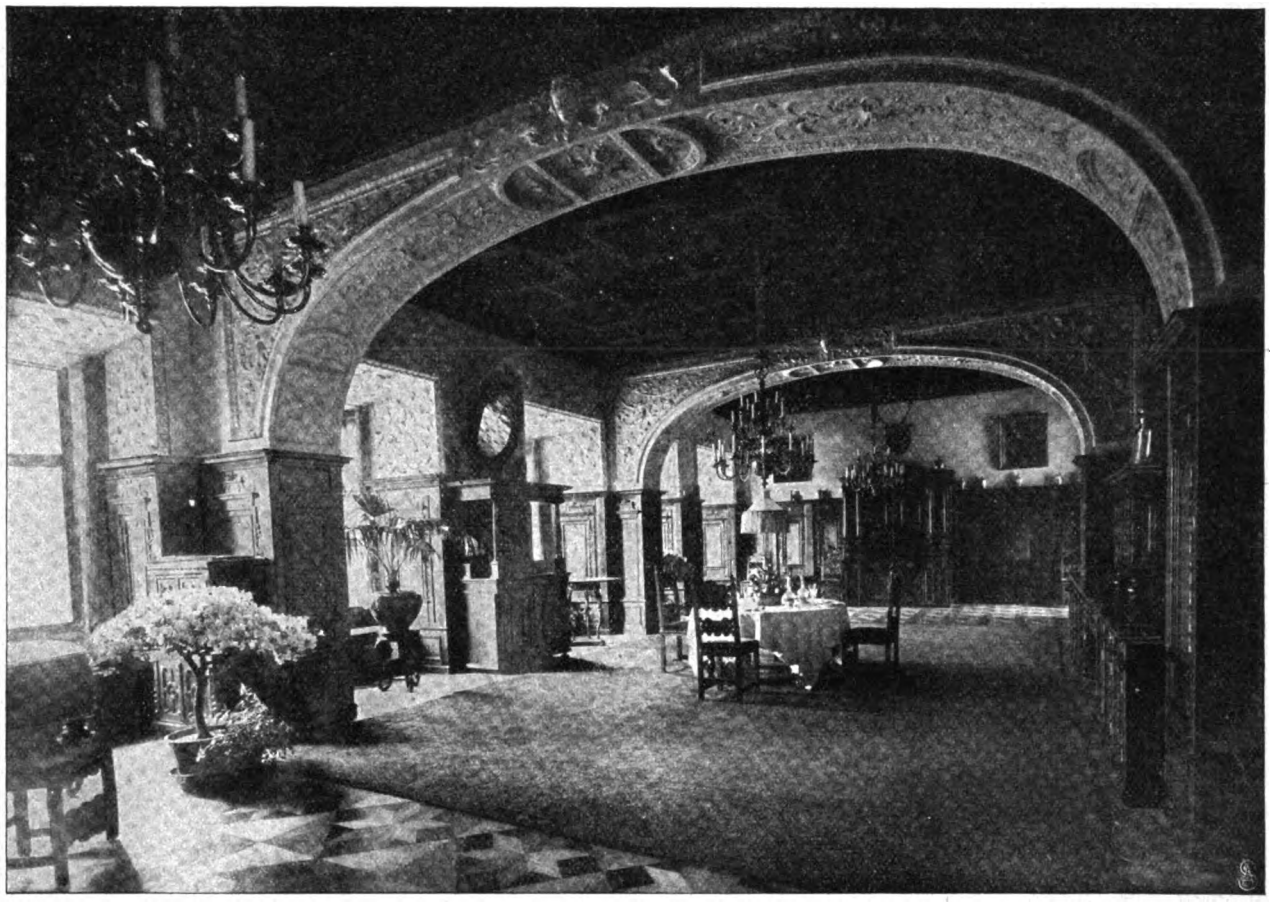
Obere Reihe (von links nach rechts:) Graf Adolf Arnim, Komteß Cara Arnim, Albrecht Graf Arnim-Mellenau, Hermann Graf Arnim-Muskau.
Untere Reihe: Komteß Elisabeth Arnim, Karoline Gräfin Arnim-Muskau, geb. Gräfin von Bismarck-Bohlen.

Graf Arnim mit Familie.

Graf Pückler durch Heirat mit der Erbtochter in den Besitz der Herrschaft. Dessen Sohn Graf Ludwig Hermann, der spätere Fürst von Pückler, ist der geniale Schöpfer des weltberühmten, heute mehrere tausend Morgen großen Parkes und der Begründer des nach ihm benannten „Hermannbades", dessen heilkräftige Stahlquelle und Moorbäder schon so manchem Leidenden die ersehnte Genesung brachten. Nach dem Fürsten Pückler ging die Herrschaft Muskau in rascher Reihenfolge noch durch die Hände der Grafen von Hatzfeldt-Weißweiler, Hatzfeldt-Schönstein und von Nostitz, bis sie von letzteren durch den Schwager Kaiser Wilhelms I., den Prinzen Friedrich der Niederlande, erworben wurde. Von den Erben des niederländischen Prinzen hat endlich der gegenwärtige Besitzer, der Reichstagsabgeordnete Graf Hermann Arnim, Schloß und Herrschaft erworben.

und Mansarden versehen, die beiden ungleich großen Rundtürme, die aus der Westfront des Gebäudes nach Süd und Nord hervorspringen, harmonischer auszugestalten versucht und die zierliche Kuppel des südlichen, höheren Turms mit einer gigantischen Minerva gekrönt, die der jetzige Besitzer in richtigem patriotischem Gefühl demnächst durch die schwertumgürtete Germania zu ersetzen gedenkt. Die Grundmauern und Flügel des viereckigen Hofes bekleidete Fürst Pückler mit grünen Schlinggewächsen, die sich heute bis hoch hinauf ans Dach emporranken, den ganzen Bau geheimnisvoll umspinnen und ihm das Ansehen eines zauberhaften Märchenschlosses verleihen, das wie aus dunklem Grün entsprießend, sich aus dem Mittelpunkt der Hauptschöpfung, dem Park, erhebt und seine altersgrauen Mauern unter grünendem Schleier verbirgt. Doch sein Meisterstück

Digitized by Google



Blick in den Speisesaal.

erzielte der Fürst mit dem Park. Auf seinen Reisen in England lernte er die natürlichen Schönheiten englischer Parkanlagen kennen und beschloß, sie daheim anzuwenden. Sein angeborenes Genie übertraf die englischen Lehrmeister, die er drüben belauscht, und wenn es ihm auch nicht gelingen sollte, seine Ideen vollständig zur Ausführung zu bringen, so erreichte er doch das eine: eine Parkschöpfung ins Leben gerufen zu haben, wie sie sich schöner und mächtiger kaum ein zweites Mal auf Erden wiederfindet, und die für Jahrhunderte hinaus berechnet, die Herzen aller Künstler, aller Kunst- und Naturfreunde begeistern sollte.

Wie ein geheimnisvoller Schauer mutet es einen an, wenn sich die Nacht herabsenkt auf die uralten Eichen und Ulmen, ein Raunen und Flüstern dann durch die Wipfel zieht, gleich Stimmen einer längstverrauschten Zeit, die dem bange Lauschenden von lang verblichenen Geschlechtern, die einst hier wandelten, erzählt. Hoch oben auf der Höhe umfließt das Mondlicht die alte wendische Thingstätte unter der riesigen Eiche, dem heiligen Baum der heidnischen Slawen, und weiter zittert sein bleicher Schein hinüber zu dem Grab des „Unbekannten", eines russischen Stabsoffiziers aus den Freiheitskriegen, der hier im Dunkel der Nacht nach einem sagenhaften Schatz grub und dabei von wendischen Bauern überfallen und erschlagen wurde.

Doch zu gewaltig war der Plan, den Fürst Pückler auszuführen gedachte; er hatte dem Traum seines Lebens sein ganzes Vermögen hingeopfert, ohne das Werk vollenden zu können. Sein Nachfolger im Besitz von Muskau, der Prinz der Niederlande, hatte auf Grund seiner immensen Einkünfte vermocht, durch neuerlichen Umbau des Schlosses und Erweiterung des Parks den Plan seines Vorgängers noch weiter zu verfolgen; der gegenwärtige Besitzer, Graf Arnim, hat in zwanzigjähriger unermüdlicher Arbeit die geniale Schöpfung Pücklers weiter ausgestaltet und den Besitz als solchen auch rentabel zu machen gewußt. Unter Ausnutzung der vorhandenen Wasserkräfte aus der Spree mit ihren Zuflüssen und der leider noch immer der Regulierung harrenden Neiße errichtete Graf Arnim außer mehreren Holzschleifereien eine große Braunholzpapierfabrik. Elektrische Kräfte wurden gewonnen, Schneidemühlen und Braunkohlengruben angelegt, eine Holzwollfabrik, Ziegelei und Glashütte eingerichtet und zwischen diesen Werken eine etwa 40 Kilometer lange Kleinbahn gebaut. Der früher sehr armen, größtenteils wendischen Bevölkerung, die auf dürftigem Boden ein kärgliches Dasein fristete, ist durch diese industriellen Unternehmungen eine bessere Erwerbsquelle eröffnet worden, und Graf Arnim hat sich durch die wohlwollende und zielbewußte Verwaltung seines schönen Besitzes und durch die warme Fürsorge für alle Hilfsbedürftigen und Notleidenden das Vertrauen und die Dankbarkeit der gesamten Umgebung zu erwerben gewußt.

Der Graf, der seit 1886 dem Reichstag als Mitglied der Reichspartei angehört, widmet sich trotzdem der so großen Verwaltung mit regem Eifer. Wer immer auch das Glück hatte, in den mit wahrhaft künstlerischem Geschmack ausgestatteten Räumen des Schlosses im Kreis der gräflichen Familie weilen zu dürfen, bewundert neben der gediegenen Ausschmückung des inneren Schlosses,

Digitized by Google

die nicht zum geringsten Teil ein Verdienst der kunstsinnigen Gemahlin des Grafen, einer geborenen Gräfin Bismarck-Bohlen, ist, auch die natürliche und ungesuchte Liebenswürdigkeit seiner gastfreundlichen Bewohner.

Der innere Schmuck der Räume gipfelt in der schönen prunkvollen Empfangshalle, die besonders des Abends zur vollen Geltung gelangt, wenn die vielen halb versteckten elektrischen Glühlampen — Schloß und Park sind durchweg elektrisch beleuchtet — ihre Reflexe auf die ganze Fülle der Kunstgegenstände werfen, die diesen Raum zieren. Mit ihrem hellen Licht beleuchten sie die künstlerisch wertvolle Stuckdecke, auf der in schöner Freskomalerei die Wappen sämtlicher Besitzer von Muskau, vom sagenhaften Ditericus von Muskowe an, bis zu dem jetzigen Herrn auf Muskau, dem Grafen Arnim, verewigt sind.

Chlodwig Graf zu Sayn-Wittgenstein.

Die grosse sibirische Eisenbahn.

Von Woldemar Horst.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Personenverkehr und Unterkunft der Passagiere. — Billetpreise. — Fahrt im Winter. — Sibirische Ströme. — Landschaftliches. — Die wichtigsten Stationen. — Irkutsk. — Sibirische Etrogs. — Die unvollendete Umgehungsbahn. — Die Eisbrecher „Baikal" und „Angara". — Station Baikal. — Etwas vom Baikalsee. — Die Transbaikal- und die „chinesische" Ostbahn. — Die Strecke Nagadan—Tsitsikar—Wladiwostok. — Folgerungen. — Russische Rüstungen. — Wladiwostok. — Bedeutung der Bahn für Rußland. — Die gelbe Gefahr. — Mangelhafte Vorstudien, unangebrachte Sparsamkeit und deren Folgen. — Facit.

II.

Im landläufigen Sinn versteht man in Rußland zur Zeit unter der „sibirischen Eisenbahn" nur die Strecke von Moskau bis Irkutsk, weil ein geregelter Personenverkehr vorläufig nur zwischen diesen Stationen stattfindet.

Die mit allen Bequemlichkeiten ausgestatteten sogenannten sibirischen Schnellzüge verkehren auch nur bis Irkutsk, und zwar wöchentlich zweimal von beiden Seiten aus; am Mittwoch und Sonnabend aus Moskau, am Montag und Freitag aus Irkutsk. (Außerdem fahren noch täglich Personenzüge ab, die aber für ein längeres Reisen nicht zu empfehlen sind.) Solcher Schnellzüge, die gewöhnlich einen (grünen) Waggon erster und zwei (gelbe) Waggons zweiter Klasse führen, giebt es acht.

Für kürzere Strecken, nach Samára, Ufá, Tscheljabinsk, ist die zweite Klasse sehr zu empfehlen. Jeder Reisende erhält seinen Schlafplatz, denn es werden nur so viele Passagiere befördert, als Schlafplätze vorhanden sind.

Abends bereitet der Schaffner ein vollständiges Bett mit frischer Wäsche, Kopfkissen und warmen Decken. Die Lager sind angenehm breit, lang und sauber, die Kupees höher und überhaupt geräumiger, als in unsern einheimischen Schlafwagen. Alle Waggons sind ferner elektrisch erleuchtet, und an einem Restaurationswagen fehlt es ebensowenig, wie an Reiseapotheke, Toilette und Badeeinrichtungen, die beiden Klassen zugänglich sind.

Wer die erste Klasse wählt, thut es hauptsächlich der besseren Gesellschaft wegen. Meist aber ist die erste Klasse besetzter, als die zweite. Wer jedoch weiter nach Sibirien hineinfährt, thut trotzdem gut, erste Klasse zu nehmen, denn das Publikum der zweiten Klasse ist in Sibirien zuweilen etwas gemischt.

Nach Irkutsk dauert die Fahrt mindestens acht Tage und fast neun Nächte, und der Preisunterschied ist, in Anbetracht der langen Strecke, nicht so erheblich. Mit Sicherheit vermag ich allerdings die Preise nicht anzugeben, weil die russische Bahnverwaltung sie vor kurzem plötzlich und ohne weitere Bekanntgabe erhöht hat. Früher kostete ein Billet bis Irkutsk zweiter Klasse 56, erster 76 Rubel; heute zahlt man etwa 20 Rubel für jede Klasse mehr. In den Zügen, die die Nummern 3 bis 6 tragen (die Nummern sind außen an jedem Wagen angebracht), kann gegen Zuzahlung von einigen fünfzig Rubeln auch ein besonderes Halbkupee erworben werden. Doch ist von dieser Ausgabe entschieden abzuraten. Die Züge 3 bis 6 stehen überhaupt an Komfort den Zügen 1, 2, 7 und 8 erheblich nach. Sie werden von stockrussischen Beamten geleitet, und die Verpflegung in den Waggonrestaurants läßt zu wünschen übrig.

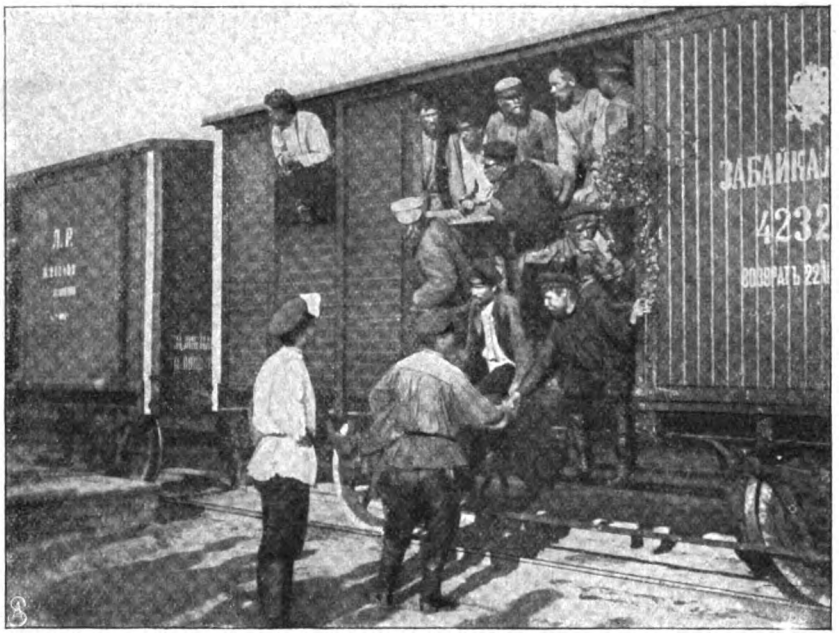
Nichtsdestoweniger gehört auch in ihnen das Reisen nach Sibirien heute keineswegs zu den Strapazen. Nur ziemlich langweilig ist die Fahrt. Im Ural und vor

Dorf Bargusin am Baikalsee, Sommerfrische der Sibiriaken.

Digitized by Google

Irkutsk ist die Gegend zwar gebirgig, sonst aber, besonders im Winter, höchst öde und reizlos, da man dann auch von den imposanten Strömen, über die die Reise hinweggeht, so gut wie nichts sieht. Nicht weniger als 23 Flüsse und Ströme überschreitet die Bahn zwischen Tscheljabinsk und Wladiwostok, von denen nur die fünf größten, der Tobol, Ischim, Irtysch, Ob und Jenissei, genannt werden sollen, die bei den Stationen Kurgan, Petropawlowsk, Omsk, Ob und Krasnojarsk überbrückt werden mußten. Nur wenige Europäer haben eine Vorstellung von der riesigen Ausdehnung und Breite dieser sibirischen Ströme. Im Winter sind sie natürlich mit Eis bedeckt und wegen der darauf lagernden, oft sehr hohen Schneedecke fast unsichtbar. Die Grenzen der Flüsse, die Ufer, sind häufig kaum erkenntlich. Nur das Geräusch des über die gewaltigen Brücken rasselnden Zuges erinnert einen an das Vorhandensein eines Tobol oder Jenissei.

Ein Blick aus einem Fenster des sibirischen Zuges



Personenbeförderung im Güterwagen auf der Transbaikalbahn.

zeigt meist ein wenig erfreuliches Bild. Die Landschaft sieht im Winter gewöhnlich weiß und der Himmel grau aus. Bei Sonnenschein verbietet sich außerdem das Hinausschauen auf die blendende Schneefläche sehr bald von selbst, und bei trübem Himmel vermag kein Auge den Horizont mehr zu erkennen. Das Weiß des Schnees nimmt schon auf hundert Schritte eine gräuliche Färbung an und vermischt sich schließlich völlig mit dem Grau des Himmels, so daß ein trostloses Bild, grau in Grau, entsteht und man zuweilen nicht weiß, ob der Zug durch eine riesenhafte, unendlich weite, graue Steppe oder zwischen bleigrauen Nebelwänden hindurchfährt.

Erst in der Nähe von Irkutsk treten die Waldungen bis dicht an die Bahn heran. Aber dieser ehemalige Urwald, der jetzt seitwärts vom Bahndamm auf etwa Werstbreite gelichtet ist, vermag dem Auge nicht viel zu bieten. Seit der Ausholzung ist längst wieder struppiger Unterwuchs nachgewachsen, aus dem heraus nur wenige kümmerliche Birken und Kiefern hervorlugen. Trotzdem wird die Mehrzahl der Reisenden der Natur schon für diese bescheidene scenische Aufbesserung dankbar sein.

Von einer eingehenden Beschreibung einer Eisenbahnfahrt durch Sibirien kann man füglich absehen und sich darauf beschränken, die interessantesten Punkte hervorzuheben.

Die ganze sibirische Eisenbahn von Tscheljabinsk bis nach Wladiwostok ist etwa 7500 Kilometer lang. Die wichtigsten Stationen auf der westsibirischen Strecke sind: Tscheljabinsk (hier zweigt sich die Uralbahn nach Jekaterinenburg ab), Kurgan, Petropawlowsk, Omsk.

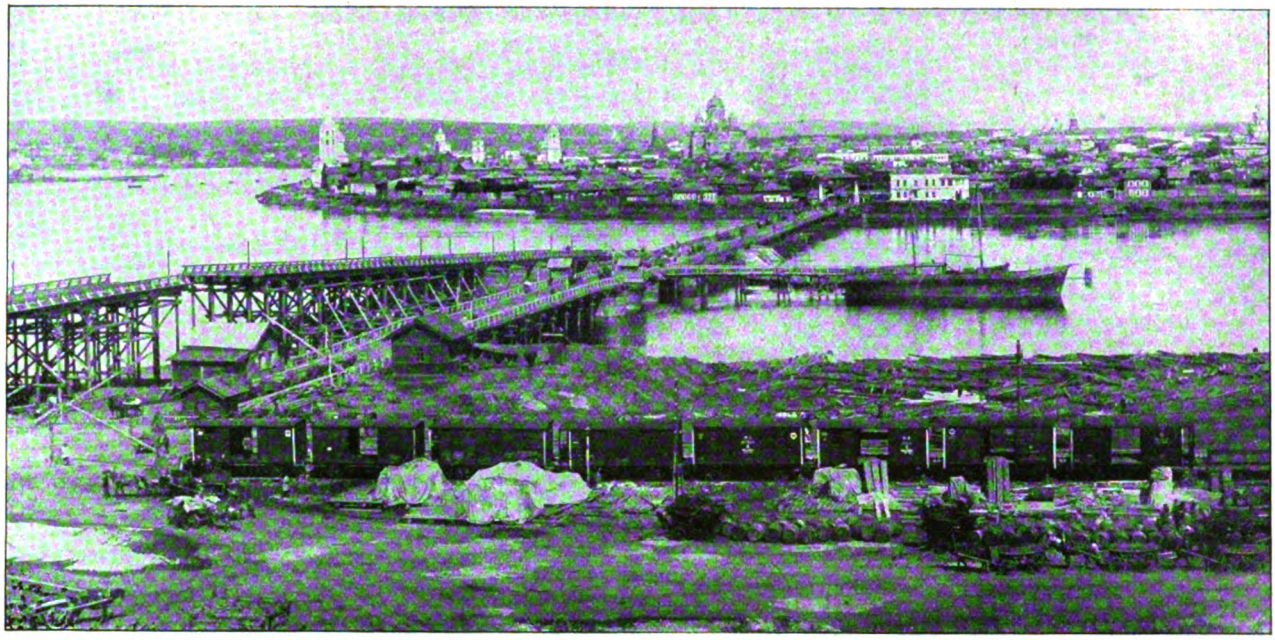
Auf der mittelsibirischen (vom Fluß Ob bis Irkutsk): Ob, Taiga (die Umsteigestation für die bedeutendste und größte Handels- und einzige Universitätsstadt Sibiriens, Tomsk), Krasnojarsk, Kansk, Irkutsk. Doch muß man außerdem noch der Station Simá, der letzten größeren vor Irkutsk, gedenken, denn hier wird die Gegend gebirgig und der Weg direkt gefährlich. Die Bahn überwindet bis nach Irkutsk ganz gehörige Steigungen, bis 18 : 1000. Da zudem für die Strecke zu leichtes Material verwendet ist, kommen auf ihr ziemlich häufig Eisenbahnunfälle vor, die allerdings offiziell nicht bekannt gegeben werden.

Irkutsk, die Hauptstadt Ostsibiriens (Abb. S. 2407), verdient eine kurze Besprechung. Die Stadt liegt hübsch am rechten Ufer der breiten, reißenden Angará, in die hier der Irkut einmündet, dem die Stadt den Namen verdankt. Im Hintergrund wird bereits das Baikalgebirge sichtbar. Irkutsk ist, wie alle älteren sibirischen Städte, aus einem (jetzt verschwundenen) „Ostrog" (Abb. S. 2408) entstanden. Diese Ostrogs waren Holzfestungen, die während der Eroberung Sibiriens zum Schutz gegen die unbotmäßigen, kriegerischen, autochthonen Volksstämme angelegt wurden. Weiter im Osten kann man solche Ostrogs noch heutigen Tags antreffen, z. B. bei dem an der Lena gelegenen Jakutsk.

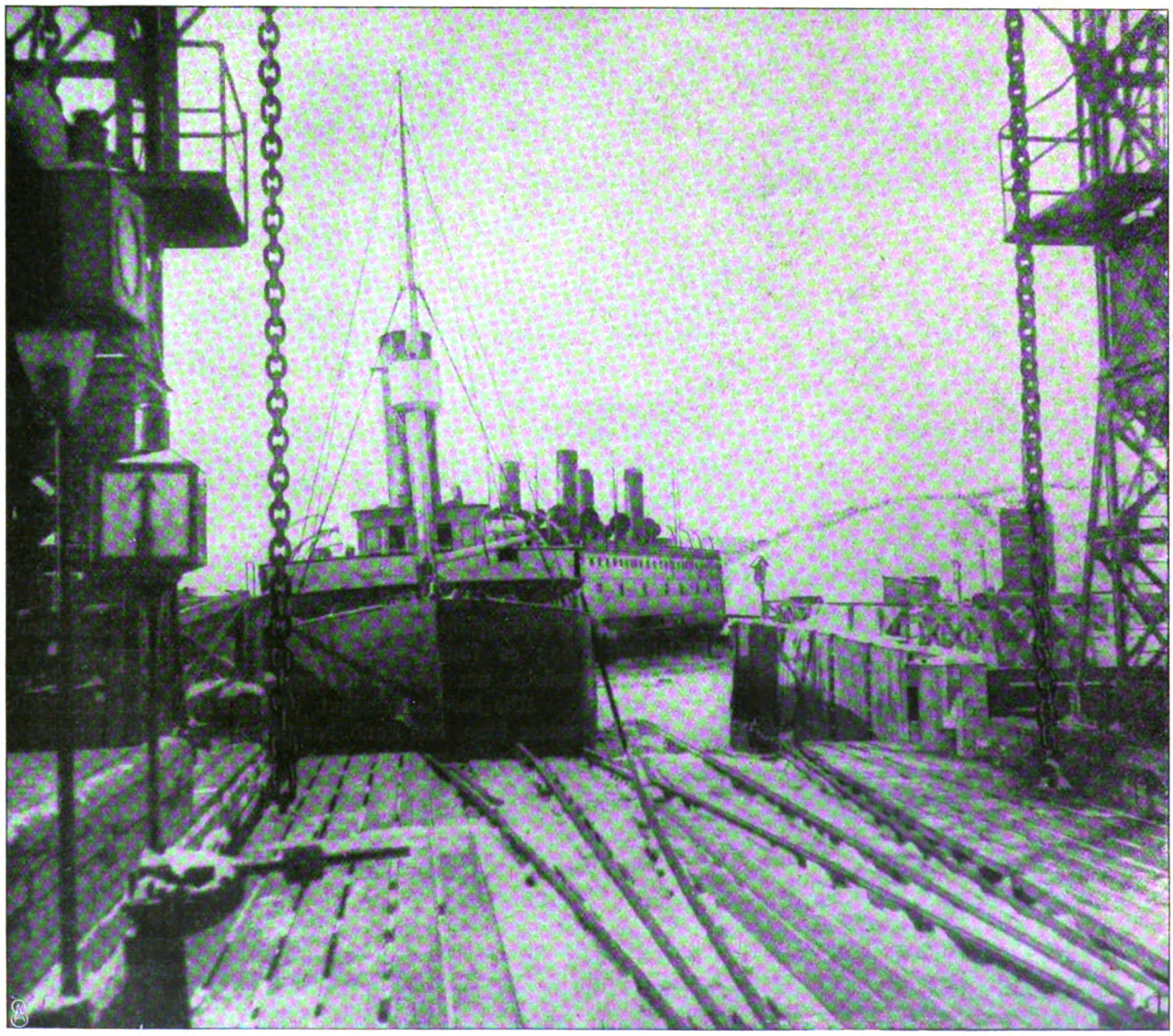
Irkutsk hat breite Straßen, ein Museum, ein Theater und eine schöne Kathedrale. Früher bildete es den Mittelpunkt für den Handel Sibiriens; dann machten ihm Tomsk und Omsk erfolgreich Konkurrenz. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß Handel und Industrie von Irkutsk infolge des Bahnbaus rapid in die Höhe gehen werden. Denn die wirtschaftlichen Einwirkungen der kaum vollendeten ostsibirischen Bahn haben sich bis heute noch nicht genügend geltend machen können. Auch baut man noch an der Anschlußlinie nach Ostsibirien, an der sogenannten Baikal-Umgehungsbahn von Baikal nach Myssowa. Die Eisenbahnverbindung nach dem Stillen Ozean ist mithin noch nicht völlig fertiggestellt.

Man hatte wohl im Anfang die Absicht, diese Strecke gleichzeitig mit den andern auszubauen. Aber ein findiger Kopf verfiel auf den Gedanken, den Verkehr über den Baikalsee durch gewaltige Dampffähren (Eisbrecher) auch während des Winters aufrechtzuerhalten und das Geld für die Strecke Baikal—Myssowa zu sparen. Merkwürdigerweise ging die Regierung auf dieses Projekt ein. Es wurden zwei Eisbrecher, „Baikal" und „Angara", angeschafft (Abb. S. 2407). Den größeren, den „Baikal", lieferte Armstrong, und die einzelnen Teile wurden

Digitized by Google



Irkutsk, die Hauptstadt von Ostsibirien.



Die beiden Eisbrecher „Baikal" und „Angara" bei der Station Baikal.

Digitized by Google

am Baikalsee zusammengesetzt. Der „Baikal" hat auf seinem Deck einen dreigleisigen Schienenstrang, auf dem 25 Waggons stehen können. Er sollte die Züge auf seinem Rücken nehmen und an das andere Ufer fahren, wo sie dann direkt auf das festländische Gleis hinüber und weiter rollen sollten. Der Gedanke war schön, aber unausführbar. Auf die Dauer vermochte der „Baikal", trotz seines Hilfseisbrechers „Angara", nicht das eineinhalb bis zwei Meter dicke Eis des Sees zu zermalmen, und beide Schiffe mußten bald, arg beschädigt, an das Ufer bei Station Baikal zurückgenommen werden. Nun wird an der Strecke Baikal—Myssowa, deren Fehlen sich sehr fühlbar macht, mit allen Kräften gearbeitet. Bei Station Baikal müssen alle Passagiere heraus aus den Waggons und, wenn der See zugefroren ist, in Schlitten hinüber ans andere, meilenweit entfernte Ufer.

Man hat dann hinlänglich Muße, sich den Baikalsee und seine hohen Ufer anzuschauen, und der Anblick ist in der That die lange Fahrt wert. Der Baikalsee ist der größte Bergsee der Welt, ringsum von nahezu 2000 Meter hohen Bergen und Felsen umgeben, die sehr steil, zuweilen fast senkrecht nach dem See zu abfallen. Besonders merkwürdig ist im Sommer sein spiegelklares Wasser, im Winter sein durchsichtiges Eis. Wer letzteres nicht gesehen hat, kann sich keinen Begriff von seinem krystallklaren Aussehen machen. Jeder Fremde, der zum erstenmal über eine schneefreie Fläche des Sees fährt, erschrickt, sowie der Schlitten über das wie offenes Wasser aussehende, ganz durchsichtige Eis hinweggleitet.

Eine sibirische Holzfestung (Ostrog), vor 300 Jahren bei Irkutsk angelegt.

Die am Baikal liegenden Ortschaften (Baikal, Barguſin u. s. w.) werden von den Irkutskern gern als Sommerfrischen aufgesucht. Das Klima ist außerordentlich gesund (im Gegensatz zu dem sonstigen Sommerklima Sibiriens), und zudem ist der See überreich versehen mit den herrlichsten, schmackhaftesten Fischarten. Sogar die in Bezug auf Fische etwas verwöhnten Sibiriaken sprechen mit Begeisterung von dem Omul (Lachsart) des Baikalsees.

Jenseits des Sees beginnt die Transbaikalbahn, an die sich, an Chinas Grenze, die „chinesische Ostbahn" anschließt. Da dies doch nur ein Euphemismus für „Kais. russische ostsibirische Eisenbahn" ist, so wollen wir ruhig bei der Bezeichnung „ostsibirische Eisenbahn" bleiben. Wir eilen damit zwar den geschichtlichen Ereignissen ein wenig voraus, fürchten aber nicht, durch sie desavouiert zu werden. Wer, beeinflußt durch die neusten Meldungen, Rußland beginne jetzt die Mandschurei zu räumen, anderer Ansicht sein sollte, den laden wir ein, einen kurzen Blick auf die Karte zu werfen und sich die interessante Strecke Nagadan—Tsitsikar—Wladiwostok anzusehen und ihrem Lauf zu folgen.

Man wird nicht glauben, daß Rußland da in der Zerstreutheit quer durch chinesisches Gebiet hindurch gebaut habe. Die Thatsache, daß Rußland erst über Sretensk (nicht Strietensk, wie fälschlich auf den meisten Karten steht) hinausbauen, also auf russischem Gebiet bleiben wollte, sich plötzlich aber eines andern besann und den Weg durch die Mandschurei nahm, spricht auch so für „reifliche Ueberlegung", daß darüber kaum ein Wort zu verlieren ist. Ob Rußland schon heute an keckes Zugreifen denkt, oder die Frage vorerst dilatorisch behandeln und die Frucht noch weiter ausreifen lassen will, das dürfte lediglich von dem Widerstand abhängen, den andere Mächte ihm entgegenzusetzen gesonnen und — imstande wären. Sicher ist jedenfalls, daß während der letzten Monate unverhältnismäßig viel Nachschübe an Truppen nach China und an die chinesische Grenze erfolgt sind, die bis zu dem Waffenplatz Tschita in Zivil reisten und dort erst militärisch eingekleidet wurden. Das alles sieht nicht danach aus, als ob Rußland daran dächte, einen der wichtigsten Abschnitte der Bahn, die ihm Hunderte von Millionen kostet, den Chinesen zu überantworten. Man nehme bloß den Fall an, Rußland würde plötzlich im Osten abermals in einen Krieg verwickelt, die Endstrecke seiner Bahn befände sich in chinesischen Händen, und die Verbindung mit dem so überaus wichtigen Hafen Wladiwostok wäre unterbrochen. Welche Hoffnungen aber Rußland an die Erwerbung dieses Hafenplatzes knüpfte, geht aus dem Namen hervor, auf den es die Stadt bei ihrer 1860 erfolgten Gründung taufte: „Wladi-Wostok". Das heißt auf deutsch „gebiete im Osten!" Und außerdem hat man noch 1897 auf ein dem Admiral Newelski dort errichtetes Denkmal die Worte Kaiser Nikolaus I. hingesetzt: „Wo einmal die russische Flagge gehißt ist, darf sie nicht wieder sinken." Für Rußland hat die sibirische Bahn sowohl in politischer als in wirtschaftlicher Hinsicht eine so unendliche Bedeutung, daß es kaum vor einem großen Krieg zurückschrecken würde, um sich ihren ungeschmälerten Besitz zu sichern.

Wie bereits erwähnt, ist die Bahn etwa 7500 Kilometer lang, das Land, das sie durchläuft, ist zum größten Teil fruchtbares Ackerland. Wenn davon vorläufig bloß ein Streifen von 50 Kilometer Breite, nördlich und südlich der Bahnlinie, urbar gemacht wird, so besagt das für Rußland einen völlig neuen Zuwachs von 750000 Quadratkilometern des besten Schwarzerdebodens. Ein deutlicherer Hinweis auf die enorme Wichtigkeit der Bahn läßt sich kaum erbringen; die nächste wirtschaftliche Zukunft Rußlands liegt darin ausgedrückt. Und das übrige Europa, mit Ausnahme von England, müßte von Rechts wegen Rußland noch dankbar sein, wenn es als Bollwerk gegen die „gelbe Gefahr" dort unten seine ganze Kraft einsetzt.

Digitized by Google

Zu bedauern ist bloß, daß die Bahn technisch so gebaut ist, daß ihre Leistungsfähigkeit dadurch erheblich beeinträchtigt wird. Man ist zaghaft an das Werk gegangen. Trug man sich in Petersburg doch anfänglich mit dem Gedanken, die Bahn schmalspurig anzulegen. Als dann der Bau normalspurig beschlossen wurde, wollte man wieder einmal am unrechten Ort sparen und nahm leichtere, billigere Schienen, die den Druck der schweren Waggons nicht aushielten, platzten und die Transporte gefährdeten.

Jetzt legt man bereits neue Schienen, und die Ausgaben hierfür haben sich natürlich verdoppelt. Als Entschuldigung wird angeführt, man habe einen solchen Verkehr nicht voraussehn können. Nach den Vorstudien war man nämlich zu der Ueberzeugung gelangt, acht Warenzüge täglich, vier von jeder Seite, würden den Güterverkehr mit Leichtigkeit bewältigen. Aber die Kommissionsmitglieder, die aus Petersburg nach Sibirien geschickt wurden, um an Ort und Stelle diese Frage zu studieren, waren nicht imstande, richtige Erhebungen zu machen. Sie verlangten von den sibirischen Großkaufleuten genaue Angaben über ihre Umsätze, Export und Import. Doch die Sibiriaken dachten, es handle sich um eine neue (Umsatz-) Steuer und gaben ihre Umschläge viel zu niedrig an, und so laufen heute, anstatt der berechneten vier, vierundzwanzig Warenzüge auf jeder Seite, und der Verkehr ist in fortwährendem Steigen begriffen. Es sind also bei der Durchführung des großen Werks viele Fehler begangen worden, die nach und nach, so gut es geht, wieder ausgemerzt werden müssen.

Im allgemeinen aber darf Rußland trotzdem recht wohl mit dem Erfolg zufrieden sein. Und Sibirien fast noch mehr. Der Schienenstrang wird es zu einem modernen und reichen Land machen, und die bisherige Landplage, die Verschickung und Ansiedlung von Verbrechern, muß aufhören, mit oder gegen den Willen der Regierung. Früher konnte man die Verbannten in den gewaltigen Einöden fast ohne Aufsicht lassen. Ein Entkommen war nur sehr wenigen möglich. Heute ist ein Entweichen aus Sibirien so leicht, daß die Regierung für jeden Verbannten einen besonderen Wächter bestellen müßte. Da das nicht angeht, hat man bereits eine Kommission ernannt, die dem Zaren Vorschläge darüber machen soll, welche Strafen als Ersatz für die unmöglichwerdende Verbannung nach Sibirien eingeführt werden könnten.

Was die Aerzte sagen.

Gebt den Kindern Obst!

Seitdem die exakte Wissenschaft festgestellt hat, daß wir in dem Zucker ein ganz ausgezeichnetes Nährmittel besitzen, ist eine gewisse Ueberschätzung dieses Stoffes nicht nur unter den Laien eingetreten. Zweifellos ist der Zucker ungemein wertvoll. Er ist ein Kraftbildner allerersten Ranges bei sehr leichter Verdaulichkeit. und mit gutem Recht wird er als Kraftnahrung, namentlich bei großen körperlichen Anstrengungen, immer mehr angewendet. Aber der Zucker hat einen großen Fehler, er ist zu rein! Der menschliche Organismus braucht zu seiner Ernährung nicht bloß Eiweißstoffe, die seinen Zellenbestand auf der notwendigen Höhe erhalten, und Fette und Kohlehydrate (Stärke und Zucker), die als Kraftquelle dienen, sondern er braucht ebenso notwendig gewisse Salze: Kali, Natron, Phosphorsäure, Eisen und Kalk sind durchaus obligate Bestandteile unserer Nahrung. Nun sind die übrigen mineralischen Stoffe in allen unsern Nahrungsmitteln in überreichem Maß gegeben. Zwei aber sind in den meisten sehr wenig oder gar nicht vorhanden: Eisen und Kalk. Beide sind ganz besonders für den wachsenden Körper, also für die Kinder im höchsten Maß wichtig; Eisen als Blutbildner, Kalk als Hauptbestandteil der Knochen. In einer hochwichtigen Arbeit wies nun kürzlich v. Bunge darauf hin, daß diese beiden Stoffe in irgendwie reichlichem Maß außer in der Milch und im Eidotter nur noch in Früchten sich finden, und zwar ganz besonders in Erdbeeren und Feigen, viel weniger auch im Honig. Es ist also ein sehr richtiger Instinkt, wenn unsere Kleinen so sehr am Obst hängen, sie entnehmen ihm äußerst wichtige Lebensstoffe. Und dieser gesunde Instinkt wird den Kindern verfälscht, wenn man sie mit Zuckerwerk füttert, das ihnen von Kalk und Eisen keine Spur liefert, aber das Geschmacksbedürfnis so irreleitet, daß sie nach süßen Früchten nicht mehr verlangen. Also fort mit den Bonbons und gebt den Kindern Obst, allenfalls noch Honig. Im übrigen führt Bunge aber auch den Nachweis, daß selbst der Erwachsene in Erfüllung seiner Lebensfunktionen so viel Kalk und Eisen verliert, daß auch für ihn der Genuß von Obst zur physiologischen Förderung werden muß. Besonders gilt das von jungen Frauen, die ihren Kindern einen gewaltigen Vorrat dieser lebenswichtigen Stoffe auch noch beim Stillen mitgeben müssen. In diesem einen Punkt also haben die Vegetarier zweifellos recht: der Obstgenuß ist außerordentlich gesund und kann Erwachsenen ebenso wie Kindern nicht dringend genug empfohlen und ans Herz gelegt werden.

Was die Richter sagen.

Erteilung von Rat, Auskunft und Empfehlung.

Jemand, der einen andern um eine Auskunft bittet, kann im allgemeinen den Befragten nicht verantwortlich machen, wenn er mit der Befolgung des Rats Schaden erleidet. Er muß auf eigene Gefahr handeln und sich die Folgen zuvor überlegen. Von dem Ratenden kann nicht verlangt werden, daß er sich besondere Mühe auch noch um die Angelegenheiten Dritter giebt und womöglich daraus Mißlichkeiten hat. Anders freilich, wenn derjenige, der die Auskunft erteilt, absichtlich falsche Angaben macht, um dem andern einen Schabernack anzuthun. Hier haftet er für den ganzen Schaden. Frägt man jemand, ob ein Dritter kreditwürdig ist, und es wird gegen besseres Wissen die Frage verneint, so kann man nachher von seinem Gewährsmann den Schaden ersetzt verlangen, der dadurch entstand, daß das Geschäft nicht abgeschlossen wurde. Ebenso kann der Dritte Schadenersatz wegen Kreditgefährdung verlangen. In gleicher Weise haftet derjenige für einen falschen Rat, der mit dem Ratsuchenden in einem näheren Verhältnis steht, das ihn zur Sorgfalt verpflichtet. Dies ist insbesondere der Fall, wenn Rat oder Auskunft entgeltlich erteilt werden, z. B. bei Auskunftsbureaux und Rechtsanwälten. Aber auch, wenn man einen Sachverständigen in einer sein Fach betreffenden Angelegenheit befragt; man muß ihm allerdings sagen, daß man seinen Rat befolgen würde. Natürlich muß der Auskunftgebende dann haften, wenn die Haftung besonders ausgemacht wird. Dies ist anzunehmen — und deshalb verpflichtet ein Rat hier stets — bei einer zwischen den Beteiligten bestehenden Geschäftsverbindung, auch wenn nur eine leichte Fahrlässigkeit vorliegt. Ein Bankier haftet daher stets, wenn er jemand eine falsche Auskunft über den Stand von Papieren giebt und diesem daraus Schaden entsteht. — Auch ein Beamter ist haftpflichtig, wenn er Dritten gegenüber zu Erteilung von Auskünften verpflichtet ist, wie das unter Umständen nicht selten vorkommt.

Digitized by Google

1. Graf Eugen Czernin von Chudenic. 2. Graf Rudolf Czernin von Chudenic. 3. Erbprinz Johann Schwarzenberg. 4. Forstmeister Wachtl als Jagdleiter. 5. Gräfin Franziska Czernin von Chudenic, geb. Prinzessin Schönburg-Hertenstein. 6. Prinzessin Therese Schwarzenberg, geb. Trautmannsdorf. 7. Dr. Graf Franz Czernin von Chudenic. 8. Prinz Karl Oettingen-Wallerstein. 9. Oberförster Greßler.

Vom fröhlichen Jagen: Eine Pause auf der Jagd bei den Grafen Czernin in Böhmen. (Phot. Brabec.)

1. Graf D'Amstenburg. 2. Reichsgraf von Schaesberg. 3. Baron Franz von Geyer. 4. Baron von Leykamp. 5. Domänendirektor Wolff. 6. Landrat Dr. Beumont.

Vom fröhlichen Jagen: Die Jagdgesellschaft des Grafen von Schaesberg im Dilborner Wald.

Bilder aus aller Welt.

„Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen?" Die fröhliche Freischützweise erklingt heute wie einst ebenso unverändert hell und frisch von allen Brettern der Welt herunter, wie in allen Herzen tüchtiger Weidgesellen. Und eine Strecke von 1000 Stück, 600 Hasen und etwa 400 Fasanen, wie sie jüngst die Jagd in der Fasanerie der Grafen Eugen, Rudolf und Franz Czernin von Chudenic ergab, läßt wohl Bewunderung und ein klein wenig Neid bescheidener Jagdbesitzer aufkommen auf die Herren der wildreichen, schönen Jagdgefilde des Böhmerlandes. Dort scheint das Hubertusjahr diesmal besonders gesegnet zu sein; auf einer einzigen herrschaftlichen Jagd wurden 730 Hasen erlegt gegen einen sonstigen Durchschnitt von 180 Hasen. Während einer Pause in der ergebnisreichen Jagd in der gräflichen Fasanerie wurden alle höherstehenden Teilnehmer des unvergleichlichen Jägervergnügens auf die Platte gebannt, und es ist ein freundliches Gruppenbild, das uns die Jagdgesellschaft, die Jagdbesitzer Grafen Czernin, den Erbprinzen Johann Schwarzenberg, den Prinzen Karl Oettingen-Wallerstein und im leichten Jagdwagen die Gräfin Czernin, geborene Prinzessin Schönburg-Hertenstein, und die Prinzessin Therese Schwarzenberg, geborene Trautmannsdorf, zeigt.

Einen noch stärkeren Eindruck vom Reiz des Weidwerks giebt uns das freundliche Frühstücksidyll, bei dem die gräflich von Schaesbergsche Jagdgesellschaft vom Photographen überrascht wurde. Nach einem herzhaften, erfolgreichen Jagen im Dilborner Wald soll gerade die kärglichste Notdurft des Leibes, offenbar mit einem Stück Brot und einem Schluck Wasser — oder sollte das Frühstück etwas reichlicher ausfallen? — befriedigt werden. Auf jeden Fall wird es gut schmecken. Also Mahlzeit!

Digitized by Google

Ein gefährlicher Frauenberuf: Die Löwenbändigerin Tilly mit ihrem Liebling „Carlos".

Phot. Traut, München.

Digitized by Google

Büste des Abts Uhlhorn
für das Kloster Loccum
vom Bildhauer K. Gundelach.

Auch ein jagdbares Tier ist der prächtige Löwe, auf dessen plötzliche Begegnung in seinem Jagdrevier wohl jeder der mutigen Jäger in Deutschland und Böhmen gern verzichten wird. Augenblicklich schaut er nicht sehr grimmig drein. Sein Liebling ist aber auch bei ihm, seine Lehrerin und Freundin, und kraut ihm liebkosend am Ohr. Es ist die berühmte Dompteuse Miß Tilly Bébé, die in der Tierbändigung sich ungewöhnlicher Erfolge rühmen kann und mit ihrem Lieblingslöwen Carlos auf freundschaftlichstem Fuß lebt.

Der hannoversche Bildhauer Karl Gundelach hat für das Kloster Loccum eine Büste des Abts D. Gerhard Uhlhorn fertiggestellt, die wegen ihrer charakteristischen Auffassung mit besonders lebhaftem Interesse aufgenommen wurde. Das lutherische Kloster hat wegen der Wahlvorgänge in neuster Zeit die Augen weiter Kreise auf sich gelenkt.

Fräulein Lina Schäfer hat sich in der letzten Tiroler Bergsteigesaison schnell berühmt gemacht durch ihre schwierigen, namentlich im „Wilden Kaiser" ausgeführten Hochtouren. Noch im November d. J. gelang es ihr, den Predigtstuhl zu traversieren und damit eine der schwierigsten und zugleich gefährlichsten Touren im „Wilden Kaiser" zu bewältigen.

Eine kühne Hochtouristin:
Fräulein Lina Schäfer-München.

Das Grab Sarah Bernhardts auf dem „Père Lachaise" in Paris.
Phot. Chusseau-Flaviens.

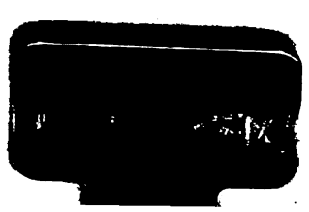
Das Grabmal eines noch Lebenden! Sarah Bernhardt ist es, die ihr Grabmal bis auf Denkstein und Inschrift bereits fix und fertiggestellt hat. Der bescheiden-unbescheidene Name Bernhardt steht auf dem einfachen Stein, der sich auf der Grabstätte erhebt. Man behauptet, am Allerseelentage habe schon ein Strauß von rosa Chrysanthemen auf der Gruft gelegen, und sucht nach der boshaften Kollegin, die der noch lebenden diese sinnige Totenehrung zu teil werden ließ.

F. H.

Schluss des redaktionellen Teils.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305



Digitized by Google

Der des Gebrauchs [illegible]!–

Wer's einmal nahm, der bleibt in seinem Bann!–

Odol ist nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher dasjenige Mundwasser, welches zur Zeit den Anforderungen der Zahn-Hygiene am vollkommensten entspricht.

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 764 315

AP
30
W7
V.4
no.40-5
OCT-DE
1902

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google

Digitized by Google